KAIS. KÖNIGL. HOF BIBLIOTHEK
1048673
ALT.

Digitized by Google

J. 4°. 164.

Digitized by Google

104867-C
1852
Teil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 1. Montag, den 4. Jänner. 1858.

Thue Rechnung von deinem Haushalten.

Aufschreiben ist gut für's Merken. Es ist besonders nützlich und nöthig, wo es sich um Geld und Geldeswerth handelt. Im Handelsfache und im größeren Gewerbsbetriebe weiß man dies längst. Der ordnungsliebende, geschäftsverständige Kaufmann hat sein Journal oder Memorial, worin er alle Vorgänge, welche nicht sofort erledigt werden können, einzeichnet, sein Kaßabuch, in welchem für jeden Geschäftsfreund besondere Rechnung geführt wird und außerdem noch mancherlei Hülfsbücher, je nach der Art des Geschäftes. Diese Bücher bilden seinen kostbaren Schatz; kein unbefugter darf ihnen zu nahe kommen, wie Gold, Silber und Werthpapiere werden sie im festesten Schranke verschlossen. Und diese Achtung und Vorsicht ist völlig gerechtfertigt, denn in ihnen liegt die Sicherstellung dessen, was ihm wie Jedermann mehr werth sein muß als Geld und Gut, das Zeugniß der Rechtlichkeit und der ordentlichen Geschäftsführung. Ueberdies setzt eine gewissenhafte Buchführung Jeden in den Stand, sofort einen Ueberblick über seine Vermögenszustände zu gewinnen.

Im Gewerbsbetriebe ist allerdings eine complicirte Buchführung, wie sie bei dem Kaufmanne üblich ist, überflüssig, weil die Verhältnisse weit einfacher sind. Demungeachtet aber ist es doch höchst nothwendig, sich alles Vorkommende aufzuzeichnen, was auf Geld und Geldeswerth Bezug hat. Viele Gewerbsleute haben es in mehr oder minder vollkommener Weise allerdings im Gebrauche, die Zahl derjenigen aber, welche es unterlassen, mag wohl noch größer sein. Die gelegentlichen Notizen, welche in vorkommenden Fällen auf ein Stückchen Papier, an die Stubenthür u. dgl. gemacht werden, können natürlich nicht als Ersatz einer Buchführung gelten. Nur dann kann man von einem Gewerbsmanne sagen, er führe regelmäßig Buch, wenn er ein genaues Inventar seines Vermögensstandes aufgenommen hat, sorgfältig alle Ausgaben für Rohmaterial, Werkzeuge, Arbeitslohn an Gesellen ꝛc., für Bestreitung seines Hauswesens, für außerordentliche Fälle notirt, die noch nicht berichtigten Ausstände und seine eigenen Schulden genau verzeichnet, und zu gewissen Zeiten seinen Rechnungsabschluß macht. Das ist freilich eine Arbeit, welche wenn auch nicht viel Zeit, doch Präzision, Beharrlichkeit, und einiges Geschick erfordert, das sich aber Jeder, der nur die Feder zu führen vermag, leicht erwirbt. Es ist freilich wahr, daß gar Manche in ihrem Geschäfte trefflich prosperiren, ohne je einen schriftlichen Eintrag zu machen und man ist direkt um keinen Kreuzer reicher, auch wenn alles genau aufgeschrieben wurde. Das ist aber kein Beweis dafür, daß eine angemesse Buchführung unnöthig sei, ebensowenig als es kein Beweis der Ueberflüssigkeit der Reinlichkeit wäre, weil es Leute gibt, die auf Waschen und Kleiderwechsel kein Gewicht legen, und sich dennoch gesund und wohl befinden. Einmal ist uns unbekannt, ob derjenige, welcher sich ohne Buchführung behilft, nicht noch besser daran wäre, wenn er sich deren bedient hätte, und dann ist es erfahrungsmäßig nachgewiesen, daß manches Geschäft nur deshalb zu Grunde gegangen ist, weil man nicht gerechnet und übersichtliche Ordnung geführt hat. Zeit und Mühe welche man auf eine geregelte Buchführung verwendet, lohnen sich reichlich. Man wird dadurch vor mancherlei Irrungen bewahrt, auf prompteste Geschäftserledigung unwillkührlich aufmerksam gemacht und befördert damit den Kredit und das Vertrauen seiner Geschäftsfreunde, man gewinnt, was vor Allem hoch anzuschlagen ist, dadurch einen Blick in die Rentabilität seines eigenen Geschäftsbetriebes. Stellt der Gewerbsmann am Schlusse des Jahres zusammen was er eingenommen und ausgegeben, zu bezahlen und zu fordern hat, vergleicht er den Werth seines jetzigen Inventars mit dem des vorhergegangenen Abschlußtermins, dann vermag er leicht zu ermessen, ob er vorwärts oder rückwärts gekommen ist. Diese Erkenntniß hat aber sicherlich weitere nützliche Folgen, sie wird namentlich veranlassen, daß man den häuslichen Aufwand nach den angegebenen Mitteln beschränkt und so eingezogen lebt, als es die Verhältnisse erheischen, daß man sorgfältig die Preise kalkulirt, um welche gearbeitet werden kann, was so häufig vernachläßigt wird, daß man sparsam mit Zeit und Material umgeht, auf Verbesserungen im Geschäftsbetrieb sinnt u. dgl. m. Aus den Resultaten des Rechnungsabschlusses ergibt sich im ungünstigen Falle vermehrte Sparsamkeit, Vorsicht und Fleiß, im günstigen neuer Muth, ein froher Blick in die Zukunft und erhöhte Lust zu emsigen Wirken. Das scheidende Jahr ruft besonders vernehmlich: Thue Rechnung von deinem Haushalten zu deinem und der Deinigen Besten. Möge jedem Gewerbsmann, der seinen Rechnungsabschluß macht, die Gewißheit erhöhter Prosperität sicher und das Herz leicht sein. Auch wünsche ich unserm wackeren vaterländischen Gewerbstande beim Beginn des neuen Jahres, daß die Aussicht auf reichhaltige Bestellungen sich verwirkliche, daß dem strebsamen Fleiße der gebüh-

Digitized by Google

rende Lohn nicht ausbleibe, und das rechte Gleichgewicht der Preise sich herstelle, daß es nicht mangele an geschickten Händen die Arbeit zu fördern, damit wir einmal wieder in Wahrheit fühlen und erkennen: „Handwerk hat goldenen Boden." W.

Peter der Große und die schöne Ludmilla.

Aus den Russischen.

I.

Ungefähr ein Viertel Werst von der Festung und der Brücke von Tolstoi entfernt, hinter den bemalten Kirchthurmspitzen und Tatarischen Kuppeln der kleinen Kirche der Dreieinigkeit, in dem Viertel des alten Petersburg und dem Sommergarten gegenüber, welcher sich an der anderen Seite der Newa zeigt, liegt ein kleines hölzernes Haus, das in ziemlich roher Weise erbaut ist und sorgfältig in demselben Zustande erhalten wird. Dieses Häuschen, umgeben von einem unbedeutenden Garten, der reich mit Gewächsen und Blumen besetzt ist, besteht aus zwei dunkeln und kahlen Gemächern. Ein Soldat, der mehre Ehrenmedaillen trägt, bewohnt dasselbe, er zeigt dem Reisenden den Lehnstuhl von Holz, auf welchem Peter der Große saß, das roh gearbeitete Betpult, vor dem er in den Stunden seiner Andacht niederkniete, den Kahn, welchen er mit eigenen Händen zimmerte, endlich das Heiligenbild, das er bei Pultawa trug und vor dem man fast immer in schweigender Andacht einen Kaufmann mit langem Bart oder einen Mugiken mit durchlöchertem Kaftan auf den Knieen liegen sieht.

Diese geringfügige Wohnung steht in mächtigem Kontrast mit den gewaltigen Dingen, an die sie erinnert, und der Fremde kann sich einer lebhaften Bewegung kaum erwehren, wenn er daran denkt, daß Peter Alexiowitsch sich in dies dunkle Asyl zurückgezogen hatte, während er aus den Sümpfen Ingriens eine Stadt, eine Civilisation, ein mächtiges Reich erstehen ließ.

Eines Tages im Monat August des Jahres 1710 hatte sich Peter mit zweien seiner Offiziere, von denen der eine schon alt, der andere sehr jung war, in diese kleine Wohnung begeben.

Die rechte Hand des Kaisers ruhte vertraulich auf der Schulter des jungen Mannes, dessen Name Wladimir war, und der bei vielen Gelegenheiten Beweise eines so ausgezeichneten Verstandes und einer solchen Unerschrockenheit gegeben, daß Peter zu ihm eine ganz besondere Zuneigung gefaßt hatte.

Der Andere, Namens Stepane, war einer jener alten Soldaten, welche unter dem Harnisch groß geworden sind, ohne Talent und Verstand, er hatte sich langsam zu den Kapitänsepauletten heraufgedient. Daneben hegte er einen tiefen Haß gegen Alle, welche ihr Talent höher als ihn gehoben hatte und war in seinem ohnmächtigen Neid der heimliche Feind Wladimirs geworden, dem er es nicht vergeben konnte, daß er mit 28 Jahren Major im Regimente Preobrajinski war.

Peter, dessen Stimmung für gewöhnlich entweder bis zur Narrheit lustig oder bis zur Niedergeschlagenheit trüb war, hatte sich an jenem Abend süßen Träumereien, frohen Ideen hingegeben; indem er sich nun einem Fenster mit kleinen Scheiben, welche das Tageslicht nur spärlich eindringen ließen, näherte, zog er aus der Tasche seiner Uniform ein Medaillon, in welches ein Portrait eines weiblichen Wesens eingelegt war und begann dasselbe aufmerksam und mit sichtlicher Freude zu betrachten.

Es würde in der That für die Phantasie unmöglich gewesen sein, sich ein schöneres Aeußeres auszumalen, als das war, welches das Bild darstellte. Langes blondes Lockenhaar, das duftig über die Wangen auf einen Schwanenhals herabfiel, große blaue träumerische Augen, ein kleiner rosiger Mund, aus dem nur zärtliche Worte schienen hervorgehen zu können: dies waren die hervorstechendsten Züge dieses reizenden Bildes, indem Jeder der 15000 damaligen Einwohner St. Petersburg's sogleich die schöne Ludmilla erkannt haben würde, diese Waise reicher Eltern, mit der kein weibliches Wesen an Geist, Anmuth und verführerischen Reizen hätte wetteifern können.

Die Geschichte erzählt uns, welch' eine große Rolle die Liebe in dem Leben Peter's spielt, und wie rasch sich seiner ein leidenschaftliches Gefühl bemächtigte; es reichte für ihn hin, einmal Ludmilla zu sehen, um sie bis zum Wahnsinn zu lieben. Er hatte dahin gestrebt, die Liebe, nach welcher er Verlangen trug, nur sich selbst zu verdanken; obgleich um seine moralische Haltung wenig bekümmert, hatte er sich doch mit einem Geheimniß umgeben, vor Aller Augen die Liebe, welche er für Ludmilla empfand, verborgen, bei ihr sein herrschsüchtiges Wesen in Zaum gehalten, und die Form seiner rauhen Art sich auszudrücken gemildert: der Kriegsmann war ein Dichter geworden, und der Liebhaber hatte sich bemüht, den Kaiser vergessen zu machen.

Peter war oder hielt sich für glücklich, er fühlte in diesem Augenblick ein Bedürfniß, sich mitzutheilen, dergleichen oft die mißtrauischsten Charaktere empfinden.

Dem Major sich nähernd, streckte er die Hand nach ihm aus und sprach, auf Ludmille's Portrait zeigend:

— „Wie findest Du dies Gesicht, Wladimir?"

Bei dem Anblick desselben fuhr der junge Mann unwillkürlich einige Schritte zurück, das Blut wich aus seinen Gesichtszügen, dann machte er eine verzweifelte Anstrengung, sich zu beherrschen, und antwortete:

— „Reizend."

Peter bemerkte nicht die innere Bewegung Wladimirs, aber Stepane hatte ihn fest angesehen nnd ein gehässiges Lächeln spielte auf seinen Lippen, er schwieg bis zu dem Augenblick, wo der junge Major das Häuschen verließ, da näherte er sich dem Czar und verbeugte sich mit den Worten vor ihm:

— „Sire," ich habe Ihnen ein Geheimniß zu enthüllen."

— „Sprich . . ."

— „Haben Sie den Major in's Auge gefaßt, als er das Bild besah?"

— „Nein," — sagte Peter, mit neugierigem Erstaunen das Haupt emporhebend.

— „Sire," — sprach Stepane weiter — „die Geliebte des Czaren ist zugleich die Wladimirs; jeden Abend, einige Augenblicke nachdem Sie Ludmille'ns Zimmer verlassen haben, nimmt der Major dort Ihre Stelle ein, und der Tag steigt am Horizont empor, bevor jener die Ufer der Fontanka wieder verlassen hat."

Digitized by Google

— „Bist Du dessen ganz gewiß?“ — fragte Peter in gedehntem und ruhigem Tone.

— „Ja, Sire.“

— „Gut.“

— Der Czar sprach kein Wort weiter, aber mit seiner kräftigen Hand hob er den Lehnstuhl, welcher vor ihm stand, auf, und schlug ihn so heftig gegen den Fußboden, daß die Füße desselben in Stücke flogen.

Dann schnallte er seinen Gürtel zu, hüllte sich in seinen Kaftan und ging fort. (Forts. folgt.)

Leiden und Freuden am Neujahrstage,

oder:

Kommt Zeit, kommt Rath.

Ein Jahr ist vergangen, und wir sind dageblieben, d. h. wir, die noch das Glück genießen, das Licht der Sonne zu schauen, haben wieder ein Jahr überlebt. Doch spurlos ist es nicht verschwunden, es steht uns allen auf der Stirne geschrieben.

Wir sind gravirt — und zwar mit einer Falte; und ob diese Falte auch nichts Neues unter der Sonne ist, obschon sie der Gedankenstrich reiferer Erfahrung ist — so bleibt sie doch kein schöner Zug der Zeit.

Der Neujahrstag ist ein Tag des Schmerzes und der Freude, denn es weinen und seufzen die Armen, weil die zwei kältesten Monate des Winters vor der Thüre sind; es weinen und seufzen die Reichen, denn alle Augenblicke tönt die Sturmglocke zu einer neuen, aber langweiligen Gratulation; es weinen und seufzen alle Schuldner, denn vor ihren Augen dehnen sich Schneider- und Schuster-Konto auf breitester Basis aus.

Ein Tag der Freude ist das „neue Jahr“ für alle Eltern und gute Kinder, für brave Dienstboten und Lehrlinge, für alle frohen Geister und die Zöglinge Amors, u. s. w.

Das „Neujahrwünschen“ ist durch die „Enthebungskarten“ bereits längst aus der Mode gekommen, denn durch diese weise Einrichtung entgeht mancher der üblen Nachrede.

Eigentlich schaut beim bloßen Wunsche auch nichts heraus, Jeder will gleich Etwas auf der Hand haben; und besser ist immer das Haben, als das Hätte!

Am Neujahrstage frägt sich der Sorgenvolle: Wie wird das neue Jahr für mich enden? Wo werde ich Mittel finden, mein armseliges Leben zu fristen? Wann werde ich einmal glücklich sein?

Der Geizhals frägt sich: Wie soll ich's anfangen, daß ich nicht so viel essen darf? Wann wird endlich die Zeit kommen, wo ich sagen kann: Ich bin ein Millionär?

Der Faule frägt sich: Wie kommt es, daß es nicht Mittag werden will? Wo werde ich mich dieses Jahr am besten pflegen können? Wann wird's doch einmal Abend werden, daß ich ruhig schlafen kann?

Der Börsenmann frägt sich: Wie werden heuer meine Papiere steigen? Wann wird die beste Spekulation zu machen sein, wo mer kann a Vertel oder a Achtel, oder ans per Mese verdienen?

Der Philister frägt sich gar nicht, denn er ist froh, daß er wieder ein ganzes Jahr hindurch in den Tag hineingelebt hat. Es wird auch im neuen Jahre bei ihm die alte Leier bleiben! —

Alle Jahre sieht und hört man etwas Neues. Es werden neue Erfindungen gemacht, neue Pläne geschmiedet, neue Intriguen gesponnen.

Die Hausherren studieren, wie sie ihre Partheien recht steigen lassen können, und wenn sie auch sehen, daß ein armer Teufel ohnehin nichts mehr auf dem Leibe hat, so lassen sie ihn vollends — ausziehen!

Viele Kaufleute setzen die Preise ihrer Waaren herab, um einen größern und schnellern Absatz zu erzielen, und wenn sie nach geraumer Zeit ihr Journal einmal aufschlagen, da — geht es nicht mehr zusammen! —

Der Gärtner versucht neue Mischungen in der Blumen-Kultur, und wenn ihm endlich der Same ausgeht, da macht er es, wie andere, die kein Geld mehr haben, er fängt an — zu versetzen!

Der Zahnarzt sinnt auf neue Mittel, den Schwefeläther auszumärzen, damit die Leute nicht sagen können, er mache ihnen einen blauen Dunst vor; überhaupt sucht er sich auf jede Eventualität vorzubereiten, falls Jemand Haar auf den Zähnen hätte.

Nur der Zuckerbäcker ist und bleibt ein wahrer Engel, denn er trachtet im neuen wie im alten Jahre, allen Menschen das bittere Leben zu versüßen!

Was ist hinter dem neuen Jahre verborgen?

Nichts anderes als dreihundert fünfundsechzig Tage, tausend schwere Noth, himmeltausend Elemente, und eine Million dumme Streiche!

Profit! ♂

Neujahrsbetrachtung.

Der Du das junge Jahr mir schenkest,
Wer bin ich, daß Du mein gedenkest?
Und mir erneuest Deine heil'ge Treue?
Wie kann ich Staub Dir würdig danken?
Erhaben über ird'sche Schranken
Ist Deine Liebe ewig neu.

Wer kann, o Wesen aller Wesen,
Des Schicksals große Rolle lesen,
Auf welche Du der Himmel Ordnung schreibst?
Wer hat mit Dir im Rath gesessen,
Das ewige Gesetz zu messen,
Nach welchem Du die Sphären treibst!

Das Unverhältniß aller Dinge
Liegt weislich in dem großen Ringe,
In langen Folgen der Nothwendigkeit;
Und nichts wird, wenn auch schwache Seelen
Mit Gram sich und Verzweiflung quälen,
Im Schicksal anders eingereiht.

Digitized by Google

Du hast gerecht zu meinem Leben,
Mir glauben und Vernunft gegeben,
Genug zum Segen und zum Fluch!
Ich bin, wenn ich, was ich verschulde,
Nicht ohne Murren freundlich dulde,
Mir selbst ein innrer Wikspruch.

Laß nie mich in der Welt es wagen,
Dich hochvermessen anzuklagen,
Weil dunkel noch das große Jenseits steht;
Nicht fluchen, wenn das Laster sieget,
Wenn Tugend weinend unterlieget;
Du bleibst gerecht in Richtermajestät.

Wenn Angst und Zweifel in mir stürmet,
Und Nacht auf Nacht sich um mich thürmet,
Und alle Sinnen sich im Schwindel dreh'n;
Soll, frei im Geist und fest im Glauben,
Kein Sturm die innere Kraft mir rauben,
Und sinkend werd' ich nicht vergeh'n! —

Mannigfaltiges.

* In Wien war am zweiten Christtag ein wahres Frühlingswetter, das aber so bitter täuschte, daß Tausende von der Grippe ergriffen wurden. Grüne Weihnachten werden weiße Ostern bringen.

* Den Haupttreffer des Fürst Windischgrätz'schen Lotterie-Anlehens von 20,000 fl. hat ein fürstlich Lobkowitz'scher Forstadjunkt in Sedel gewonnen. Dem Manne hat dieser Glückstreffer sehr auf die Beine geholfen.

* (Das Erdbeben in Neapel) hat fürchterliche Verheerungen angerichtet und viele Menschen wurden in Folge dieses Natureignisses. Neapel wurde in seinen Grundfesten erschüttert. In Pola wurden aus den eingestürzten Häusern 300 Leichname herausgegraben, in Carbone wurden 21 Personen getödtet und 19 verwundet; Castelsano ist dem Boden gleich und 400 Menschen kamen um. Auch Sarconi hat dasselbe Schicksal erlitten. Maratea ist zerstört. Am 19. Dez. fand ein neuer heftiger Erdstoß statt. Alle Welt eilte auf die Straßen und brachte dort die Nacht unter Beten zu. Ueberall wurden Feuer angezündet und Heiligenbilder herumgetragen. In der Nacht fand ein zweiter und am 20. Morgens ein dritter Erdstoß statt. Potenza, das 15000 Einwohner zählt, ist ganz vernichtet. Zum Glück, daß der erste Stoß nicht so heftig war und die Menschen Zeit gewonnen hatten sich zu retten, ehe der zweite kam, der alle Gebäude der Stadt zusammenrüttelte. Die gesammte Bevölkerung der Stadt campirt im Freien. Diejenigen welche in ihren Häusern geblieben sind, haben ihr Leben verloren. Tito, welches auch 8—10,000 Einwohner zählt, Laurenzana, Marsicovnovo und Brienza liegen ebenfalls in Trümmer. Mit einem Worte, es ist entsetzlich, welche Verwüstung dieses Naturereigniß gemacht hat. In den Schreckensnächten von 19. und 20. Dez. versuchte man in Neapel die öffentl. Ruhe zu stören, aber die Gendarmerie stiftete schnell Ruhe, und stellte die Ordnung her.

* Zwischen den Höfen von London und Hannover herrschte ein vieljähriger Streit um die Kronjuwelen, der nun zu Gunsten des Königs von Hannover entschieden wurde. Die Juwelen repräsentiren einen Werth von einer Million Pfd. Sterling und sollen nächstens aus dem Tower nach Hannover transportirt werden.

* (In Kronstadt) ist gestern (3. Jan.) Nachmittag ein großer Schnee gefallen. Schon am Vortage gab es Schlittenbahn, die denn auch, als lang erwartet, massenhaft benützt wurde.

Gezogene Loose der Wohlthätigkeitslotterie für das projektirte Irrenhaus in Siebenbürgen.

Bei der Ziehung am 29. Dez. der großen Staats- und Wohlthätigkeits-Lotterie wurden folgende Haupttreffer gehoben: Nr. 75,992 mit **15,000**, Nr. 203,982 mit **5000**, Nr. 122,584, 133,347, 44,932 und 111,193 mit **1000**, Nr. 18,316, 119,026, 179,654, 253,386 und 98,794 mit **500**, Nr. 1769, 19,613, 40,833, 54,065, 56,179, 58,879, 65,879, 75,991, 75,993, 86,172, 109,329, 111,292, 117,343, 117,623, 120,162, 141,162, 147,171, 150,242, 154,849, 158,767, 159,476, 163,564, 166,009, 184,223, 192,693, 193,695, 199,564, 206,644, 207,080, 211,830, 228,613 und 261,613 mit **100**, ferner folgende Treffer à **20** Stück Dukaten, nämlich: Nr. 1460, 4177, 7601, 11,423, 13,220, 22,537, 23,435, 23,614, 24,367, 25,613, 29,069, 29,322, 31,566, 33,170, 34,150, 39,003, 40,714, 40,770, 45,345, 45,648, 50,408, 51,163, 53,140, 53,667, 56,707, 59,671, 64,278, 68,803, 70,558, 71,763, 75,988, 75,989, 75,990, 75,994, 75,995, 75,996, 76,626, 81,603, 87,001, 89,058, 94,170, 95,381, 96,405, 97,487, 97,924, 98,059, 99,706, 100,781, 102,571, 102,720, 103,298, 107,420, 110,093, 114,484, 115,178, 122,909, 123,095, 123,447, 126,465, 127,572, 132,998, 135,180, 136,641, 138,116, 139,174, 140,094, 140,926, 142,539, 144,716, 145,150, 148,202, 151,605 151,733, 152,884, 153,732, 154,214, 155,591, 158,636, 163,005, 166,490, 172,399, 172,571, 178,979, 179,642, 181,524, 182,929, 185,799, 188,767, 190,273, 191,076, 194,696, 194,710, 196,137, 197,259, 198,439, 200,094, 203,207, 203,598, 205,768, 208,031, 208,175, 211,359, 213,803, 220,550, 220,575, 220,646, 226,141, 226,201, 226,469, 227,095, 229,394, 233,749, 237,118, 237,488, 238,934, 239,615, 240,635, 241,483, 242,878, 243,395, 244,084, 247,020, 252,156, 252,454, 256,817, 259,338, 261,524, 262,957, 263,665, 263,912, 264,892. Nr. 203,981 und 203,983 gewinnen je **50** Nr. 151,643, 197,149, 229,762, je **2000** und Nr. 224,730, 3000 Stück Dukaten.

Unter der Verantwortung des Verlegers.
Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 2. Mittwoch, den 6. Jänner. 1858.

Peter der Große und die schöne Ludmilla.

Aus dem Russischen.

II.

Als Wladimir das Porträt Ludmillen's in den Händen des Kaisers erblickte, war ihm plötzlich eine schreckliche Gewißheit gekommen, denn dies junge Mädchen war seine Braut, und er dachte daran, ihr bald den heiligen Namen seiner Gattin zu geben. Tausend kleine Vorfälle, auf welche er vorher nicht geachtet hatte, gewann nun eine bestimmte Deutung, die Aengstlichkeit Ludmillen's während ihrer Zusammenkünfte des Abends, ihre unbestimmten Worte, ihr plötzliches Erbleichen, ihre Traurigkeit ohne eigentlichen Grund, Alles klärte sich nun auf eine für ihn traurige Weise auf. In seinem Idol sah er nun nichts mehr als ein treuloses Weib, und er glaubte die Liebe für dieselbe aus seinem Herzen bannen zu müssen.

Diesen traurigen Gedanken hingegeben ging er über die Brücke von Tolstoi und ließ rechts den einsamen und schmutzigen Platz liegen, auf welchem sich jetzt die Isakskathedrale erhebt, die höher als die St. Paulskirche zu London, der St. Paulskirche zu Rom, an Höhe beinahe, gleichkommt, ging über die Sumpfgegenden und Fichtengehölze, welche jetzt durch Kunst, Arbeit und Willenskraft in die schöne Promenade der Newsky-Perspektive umgewandelt sind, und machte Halt sobald er bei der Fontanka angelangt war. Unter den zerstreut liegenden Landhäusern in dieser Gegend war allein ein kleines Haus, von tatarischer Bauart, und durch sein reiches Aeußere und seine Eleganz bemerkbar, erhellt. Wladimir gab das Signal und sogleich öffnete eine Sklavin, welche in die Tunika und rothe Haube, die noch heute die Dienerinen der russischen Kaufleute tragen, gekleidet war, eine geheime Thür. Der junge Major ward in das Zimmer Ludmillens hineingeführt.

Seine Gesichtszüge verriethen eine lebhafte Aufregung, es lag soviel trübe Hoffnungslosigkeit in seinem Blick, daß Ludmilla ihn mit furchtsamer Neugier betrachtete, und ihre Wangen sich mit tödtlicher Blässe bedeckten.

Wladimir setzte sich, näherte sich ihr und entfernte traurig die Hände des jungen Mädchens, das die seinigen suchte, dann sprach er mit bitterem Tone: „Antworte mir, Ludmilla, ist je eine Liebe tiefer und heftiger gewesen als die meinige?"

— „O nein," antwortete Ludmilla, — indem sie unruhig ihre großen Augen auf den Geliebten heftete, „aber warum richtest Du diese Frage an mich, Wladimir?"

— „Mein Leben, mein Vermögen und meinen Namen habe ich Dir zu Füßen gelegt. Und was hast Du mir dafür eingetauscht? Eine falsche Zärtlichkeit, Untreue, Verrath!"

Bei diesen Worten Wladimirs hatte Ludmilla ihre Thränen nicht zurückhalten können und den Kopf mit dem lebhaftesten Ausdruck des Schmerzes auf die Hände gestützt; plötzlich aber erhob sie ihr Haupt, ordnete die Locken, welche um die bethränten Augen flogen, und sprach, indem sie auf ihren Geliebten einen Blick voll edler Aufrichtigkeit warf:

— „Höre mich, Wladimir, bevor Du mich verdammst, bevor Du mich mit Vorwürfen überhäufst und mir mit Deiner Verachtung drohest. Du weißt, welch' einen unglückbringenden Ruf mir diese Schönheit hier bereitet hat, auf welche ich nur etwas gegeben habe, weil sie Dein Stolz war. Der Czar, müde nur von mir sprechen zu hören, wollte mich persönlich kennen lernen; eines Tags begegnete er mir auf meinem Wege, sah mich, blickte mich lange an, und faßte Liebe zu mir. Ach! ich errieth aus seinen Blicken, den Eindruck, welchen ich auf sein Herz hervorgebracht hatte, aber ich stellte mich, als ob ich ihn nicht verstände. Dennoch konnte ich mein Haus nicht verlassen, ohne dem Herrscher zu begegnen, und obwohl er nicht sprach, sagten mir seine Augen doch, was er empfand; aber müde dieser stummen Rolle, über die er sich in der Stille ärgerte, erkundigte er sich nach meiner Wohnung, kam hierher, trat plötzlich in mein Zimmer, und sprach, ohne mir Zeit zu lassen, mich von meinem Erstaunen zu erholen: Ludmilla, ich liebe Dich! Bei diesen Worten bemerkte er, wie ich bleich wurde; ich stürzte ihm zu Füßen und bat ihn, in Gnaden eine Liebe, deren ich mich nicht würdig fühle, auf eine andere zu übertragen, da ich für seine Zärtlichkeit nur Folgsamkeit wieder geben könne."

— „Sie lieben also?" — rief der Czar, und heftete einen Blick auf mich, in dem ich ein Todesurtheil zu lesen glaubte."

„O, da sah ich nun wohl ein, daß Peter sich nach dem Namen des Mannes, dem mein Herz angehöre, erkundigen würde; auf dessen Haupt würde sein ganzer Zorn gefallen sein, ich mußte Dich also vielleicht aufopfern, um Dir treu zu sein; nun zitterte

Digitized by Google

ich und empfand Furcht, ich dachte an Dich und beschloß, seine Aufmerksamkeiten nicht zurückzuweisen."

„Wladimir, bin ich nun schuldig?"

Bei dieser Erzählung hatte der Major die Augen auf den Boden geheftet; als er aber die sanften Augen seiner Geliebten die seinigen suchen sah, als er die beseligenden Worte vernahm, welche die Liebe allein hervorzaubern kann, da verschwand aller Zorn aus seinem Herzen. Während sich nun Wladimir und Ludmilla einer gefährlichen Sicherheit überließen, war ein Mann in das Haus der schönen Waise eingedrungen und hatte, indem er Mantel und Klapphut zurückschlug, der erschreckten Dienerin die Züge Peters Alexiowitsch gezeigt.

Der Czar legte mit drohendem Blick einen Finger auf die Lippen, näherte sich dann mit geräuschlosem Tritte dem Zimmer, in welches er gestern noch mit freudestrahlender Stirn, mit einem Herzen voll froher Hoffnungen getreten war, öffnete schnell die Thür und blickte um sich. Ludmilla hatte ihr Haupt auf die Schulter Wladimir's gelehnt. Sie richtete sich, als sie den Czar erblickte, auf, stieß einen Schrei des Entsetzens aus und fiel maschinenmäßig ihm zu Füßen. Die erste Bewegung Wladimir's war die gewesen, die Hand an seinen Säbel zu legen und ihn halb aus der Scheide zu ziehen, er hatte aber plötzlich diese angreifende Stellung aufgegeben und sein Haupt vor seinem General und Kaiser gebeugt. Peter warf, den entblößten Degen in der Hand haltend, zuerst zornsprühende Blicke auf Beide.

— „Wladimir und Ludmilla!" sprach er für sich, „doppelter Verrath, doppelte Züchtigung!"

— „Gnade!" rief das junge Mädchen, mit Angst in den Blicken Peters lesend. Und sie näherte sich ihm in flehender Stellung, denn sie liebte das Leben mit Leidenschaft und allem Feuer der Jugend, mit aller Schwäche der Todesfurcht.

— „Gnade für das Verbrechen!" wiederholte der Czar mit Donnerstimme, „nein!" Dann, nachdem er augenblicklich einen heftigen innern Kampf bestanden hatte, wie man aus der krampfhaften Bewegung seiner Gesichtsmuskeln sehen konnte, ward er plötzlich kalt und ruhig, als ob er es unter seiner Würde gehalten hätte, die Herzenswunde zu zeigen.

— „Major," sprach er, sich zu Wladimir wendend, „gehen Sie und stellen Sie sich als Gefangener auf der Festung."

(Schluß folgt.)

Ueber die schweizerische Industrie

spricht sich das preußische Handelsarchiv in einer äußerst günstigen Weise aus. Von solcher Stelle hat ein Lob doppelten Werth. Die Art und Weise wie es motivirt ist, verdient auch von unseren Industriellen beachtet zu werden. „Die Schweizer Fabrikanten" sagt das offizielle Organ, „welche sich keiner Schutzzölle zu erfreuen haben, liefern die eklatantesten Beweise, welche großen Resultate auf dem gewerblichen Gebiete durch eine gottesfürchtige, gut unterrichtete, fleißige und sparsame Arbeiterbevölkerung zu erzielen sind. In den größten Stapelartikeln, baumwollenen Waaren, Stickereien, Seidenwaaren bestehen die Schweizer auf allen Weltmärkten, mit sämmtlichen gewerbtreibenden Nationen der Erde die Konkurrenz. In keinem Zweige ist der Fortschritt während der letzten Jahre aber größer gewesen als in den seidenen Modebändern, sogenannten rubans nouveautés. Während die Käufer aus Amerika, England, dem Zollverein und anderen Ländern in früheren Jahren ihren Bedarf an Modebändern hauptsächlich in St. Etienne einkauften, hat dies jetzt sehr abgenommen. Dieselben ziehen Basel in Bezug auf die Dessins, besonders aber wegen der wohlfeilen Preise, vor. Letzterer Platz hat sich durch ausgezeichnete Talente im Dessinateursfache von Frankreich unabhängig gemacht. Ebenso verdienen die in Basel angefertigten mechanischen Bandstühle den Vorzug vor den englischen und französischen. Diese günstigen Verhältnisse lassen vermuthen, daß die Schweizer Industrie immer mehr an Bedeutung zunehmen wird, weshalb es so wohl für die deutschen Staatsregierungen, als für die Gewerbtreibenden rathsam ist, sich von Zeit zu Zeit von dem Standpunkte der Industrie der Schweiz zu überzeugen. Zu dem Emporkommen der eidgenössischen Industrie, welche bekanntlich ihren Hauptsitz in den vom Hochgebirge entfernteren reformirten Kantonen hat, dürften, wie die preußische Korrespondenz glaubt, hauptsächlich folgende Umstände beigetragen haben:

1) Gute Schulen; durch sie, welche in jenem Lande schon zu einer Zeit bestanden, wo es in andern Ländern hiemit sehr traurig aussah, entwickelte sich schon vor langen Jahren eine ausgedehnte Industrie, welche späterhin durch das Continentalsystem sich immer mehr kräftigte und nach den Befreiungskriegen besser im Stande war, die Konkurrenz mit den Engländern bestehen zu können, als die aller andern Länder.

2) Bei dem spätern Uebergange zu der mechanischen Weberei ꝛc. kam das starke Gefälle und der Wasserreichthum der Gewässer sehr zu statten, weßhalb der Mangel an Steinkohlen in dieser Richtung wenig fühlbar wurde.

3) Die kleine Zahl von Feiertagen. Dieselben belaufen sich auf höchstens sechs, indem der zweite Weihnachtsfeiertag, zweite Ostertag, zweite Pfingsttag nicht gefeiert werden, so daß es jährlich circa, nach Abrechnung der Sonntage 307 Arbeitstage gibt, während in den rheinpreußischen Distrikten wegen der vielen Feiertage, Kirchweihen ꝛc. man nur 285—290 Arbeitstage annehmen kann.

4) Das günstige Steuerverhältniß. Mit Ausnahme der Salzsteuer sind die übrigen Steuern kaum nennenswerth; die Arbeiterklassen haben keine direkte Staatssteuer zu entrichten.

5) Das günstige Militärverhältniß. Jeder Schweizer ist zwar Soldat, aber die Uebungen sind sehr kurz, und stören daher die Gewerbe wenig.

6) Die Bemitteltheit der Fabriksunternehmer. Durch eine lang bestandene Industrie haben sich in den dabei betheiligten Familien große Reichthümer gesammelt, wodurch der Fleiß derselben aber nicht leidet; Thätigkeit und eine weise Sparsamkeit scheinen erblich zu sein; durch die vielen Kapitalien ist der Zinsfuß in der Regel billiger, als in vielen andern Ländern. W.

Digitized by Google

Der „alte Krieger.“

War einst ein „alter Krieger“
In unſ'rer Hermannſtadt,
In mancher Schlacht ſchon Sieger
Im Felde und im Rath

Den ſchickten ſie zu ſchlagen
Noch eine Geißesſchlacht,
Herr Huet ſollt' es wagen
Mit eines Heeres Macht.

Das Heer beſtand aus Großen
Vom höchſten Adelsſtand,
Die wollten uns verſtoßen
Aus dieſem ſchönen Land.

Und vor die grimmen Reiter,
Im Rocke ſchlicht und ſchlecht,
Trat jetzt der alte Streiter
Und ſprach vom guten Recht.

Der Väter, die gekommen
Vom fernen Nordſeeſtrand,
Als Gäſte aufgenommen
Im Siebenbürger Land.

Das Wort aus ſeinem Munde,
Wie ein zweiſchneidig Schwert,
Schlug manche tiefe Wunde.
Der Held blieb unverſehrt.

Denn rundum ſaßen ſchweigend
Die Herren groß und klein,
Sich vor dem Rechte beugend —
Und wandten nichts mehr ein.

Eduard Schieſer.

Mannigfaltiges.

* Ein ſpaßhaftes Gaunerſtückchen, das zu Brünn in einem dortigen Hutmacherladen vorgefallen ſein ſoll, erzählen die „Brünner Neuigkeiten:“ Ein junger, gut gekleideter Mann tritt daſelbſt ein und fordert einen neuen Hut. Man ſucht ihm einen paſſenden aus, er probirt ihn und ſagt: „Ich muß mich doch im Spiegel beſehen, ob er mir gut ſteht.“ — „Wie einem Eſel!“ ſchreit in dieſem Momente ein Gaſſenjunge durch die offene Gewölbthüre herein und nimmt dann Reißaus. „Ah, dieſen unverſchämten Jungen werde' ich doch erwiſchen!“ ruft der Fremde und ſtürzt mit dem neuen Hut auf dem Kopfe aus dem Gewölbe — und Mann und Hut ſah man nicht wieder! Der um den Hut geprellte Hutmacher erkannte gar bald, daß das Ganze ein mit dem jungen Graſel abgekartetes Manöver geweſen, aber die Erkenntniß war zu ſpät — der neue theure Hut war fort auf Nimmerwiederſehen — und der vom Fremden zurückgelaſſene war ſo abgenützt und defekter Natur, daß er höchſtens für einen Lumpenſammler noch das Objekt einiger Beachtung bilden konnte.

* (Flammentod.) In Margarethen (Oberſteiermark) wurde kürzlich ein achtjähriger Knabe, der zu einem Brunnen um Waſſer gegangen war, als halbverkohlte Leiche gefunden. Er lag, unfern dem leeren Kruge, auf dem eingeäſcherten Grasfleck einer Wieſe, bis auf die Schuhe, unter denen ſelbſt die Fußſocken verbrannt waren, nackt, mit abgeſengten Haaren, das Fleiſch an vielen Stellen von der Flamme bis auf die Knochen verzehrt. Er hatte ſtets Reibfeuerzeug bei ſich getragen, dieſes ſich wahrſcheinlich entzündet und ſo ſein gräßliches Ende herbeigeführt.

* Nach den neueſten Angaben der engliſchen Statiſtik über die verſchiedenen Klaſſen der Bevölkerung giebt es in England und der Grafſchaft Wales beinahe 10 Mill. Perſonen, die ſich beſtimmten Berufsarten widmen. Die Zahl der Mechaniker kommt dem Drittheil der Ackerbaubevölkerung gleich, welche ihrerſeits nur den achten Theil der Geſammtbevölkerung bildet. Näher bezeichnet, gibt es daſelbſt 63,330 Beamte, 78,498 Militzen, 87,422 Gelehrte mit und ohne Amt incl. der ſich ihnen unmittelbar anſchließenden Perſonen, 94,790 Leute, die ſich mit der Literatur, den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften beſchäftigen, 2,777,017 Perſonen, welche die inneren Hausangelegenheiten beſorgen, wie Frauen, Mütter, Wirthſchafterinnen; 1,620,881 Individuen, welche Manneſsdienſte verrichten; 162,265 Kaufleute und Agenten in Geldangelegenheiten; 252,196 Fuhrleute; 1,576,081 Landwirthe; 63,506 Viehzüchter; 524,878 Mechaniker; 419,282 Verarbeiter und Verkäufer animaliſcher Stoffe; 789,314 Verarbeiter und Verkäufer vegetabiliſcher Stoffe; 623,171 Verarbeiter und Verkäufer von Mineralien; 290,227 Arbeiter ohne beſtimmten Beruf; 147,879 Eigenthümer ohne irgend eine Beſchäftigung; 103,458 berufloſe Arme, die von ihren Gemeinden unterſtützt werden; 110,107 andere berufloſe Perſonen; im Ganzen 9,816,597 Perſonen.

* Wie ein Engländer durch einen Eſel eine Wette gewonnen hat, darüber leſen wir in einem älteren Reiſebriefe aus einem ſüddeutſchen Badeorte: Bei einem Spaziergange im Freien begegnete mir ein Engländer zu Pferde, in der rechten Hand einen Teller tragend, worauf ein gefülltes Weinglas ſtand. Er hatte um hundert Napoleonsd'or gewettet, eine Stunde lang zu reiten, ohne einen Tropfen Wein zu verſchütten. Da er langſam ritt, ſo folgten eine Menge Menſchen hinter ihm her. Er verlor die Wette durch die Liſt ſeines Gegners. Dieſer hatte nämlich veranſtaltet, daß ein Eſel mit einem dreieckigen Hute auf dem Kopfe und einer Brille auf der Naſe plötzlich über den Weg kam. Darüber mußte der Reiter lachen und das Glas floß über. Er zahlte ſeinem Gegner den Preis der verlorenen Wette mit den anzüglichen Worten: „Die Hälfte davon gebührt ihrem Compagnon.“

* Der „Nord“ veröffentlicht einen Akt faſt unglaublicher Rohheit. Die zwanzigjährige Schweſter eines jungen Graveurs zu Amiens, Mina Reiz, war Gouvernante bei einer engliſchen Familie in London. Plötzlich wurde ſie vom Typhusfieber ergriffen. Die Familie ließ darauf die Kranke, die, wie es ſcheint, das Bewußtſein beinahe vollſtändig eingebüßt hatte, auf die Eiſenbahn transportiren, bezahlte einen Platz für ſie auf dem durchgehenden Zug bis Amiens, heftete ein Billet und ihre volle Adreſſe an ihre

Brust, und überließ sie ihrem Geschick. Die unglückliche Dame kam in einem Zustande vollständiger Gefühllosigkeit in Boulogne sur Mer an, und starb 24 Stunden nach ihrem Eintreffen, trotz aller Sorge, mit der sie überhäuft würde, ein Opfer der Strapazen der Reise.

* Trotz des billiger gewordenen Hopfens werden zuweilen noch künstliche Ersatzmittel desselben angewendet, namentlich Pikrinsäure. Professor Otto gibt in den „Annalen der Chemie" weißes Wollengarn als das einfachste Mittel, dieselbe zu entdecken, an. Man läßt dieses 24 Stunden im Bier liegen und wäscht es dann mit Wasser ab. War Pikrinsäure im Bier enthalten, so erscheint das Garn rein gelb gefärbt, und es läßt sich auf diese Weise sogar ein winziger Theil der Säure auffinden.

* Heut zu Tage kann sich in Europa Jedermann, der das Geld dazu besitzt, so viele Pferde kaufen und halten, wie ihm beliebt. Im sechzehnten Jahrhundert gehörte dazu, wenigstens in Spanien, eine besondere königliche Erlaubniß. Aus Dokumenten, welche man in dem Archiv zu Simancas gefunden hat, ergibt sich wenigstens, daß Christoph Columbus „wegen seiner Gebrechlichkeit und seines Alters, so wie wegen seines Ruhmes als persönliches Vorrecht die Erlaubniß erhielt, ein gesatteltes und gezäumtes Maulthier zu besitzen und zu reiten."

* (Eine ganz neue Art von Sklaverei) der in Kalifornien deutsche Mädchen unterworfen sind schildet der „California-Demokrat" in folgender Weise: Diese Mädchen werden förmlich von Leuten, welche sich diesem Geschäfte widmen, importirt, um dann sowohl im Innern wie in San Francisko als „Partner" zum Tanz vermiethet zu werden. Meistens sind es junge, kräftige Mädchen von 16 bis 28 Jahren, offenbar vom Lande weggestohlen. Sie erhalten freie Station, einen Jahreslohn von zwei- bis dreihundert Thalern, und werden in die Tanzwirthschaften ausgeliehen. Bleibt eine in San Francisko bis 12 Uhr, so erhält ihr Herr vier Dollars, wenn sie bis zum Morgen bleibt, sieben. Die Mädchen sind meistens in ziemlich ärmliche Kattunkleider gehüllt und müssen mit jedem tanzen, der sie auffordert. Komplimente werden dabei nicht gemacht. Sie sind zum Geschäft da, und der Tänzer faßt sie, ohne zu fragen beim Arm. Das „Korps de Ballet, besteht aus verschiedenen Kompagnien, die abwechselnd in der Stadt und auf dem Lande dienen, so daß den Kunden stets eine frische Waare zur Verfügung steht. Die, welche im Innern wohnen, haben meistens eine Orgel oder ein Tambourin. Zuweilen begleitet sie ein Junge oder ein Mann, wahrscheinlich als Aufseher, der auf einer Violine kratzt. In den Ackerbaudistrikten sind sie sehr bekannt und verdienen viel Geld, da sich überall sogleich ein Ball arrangirt, auf welchem dann die Bevölkerung nach Herzenslust tanzt. Einen Theil dieses Verdienstes sendet man den Angehörigen, die von dem Blutgelde ihrer Kinder leben. In San Francisco ist das Hauptdepot; von dort werden sie auf Bestellung durch regelmäßige Agenten nach den Städten im Innern versandt. Im Ganzen werden sie leidlich behandelt, auch sollen sie ziemlich tugendhaft sein; aber was ihre geistige Ausbildung betrifft, so hält man sie auf der niedrigsten Stufe.

* Die Aissawas oder Feuerfresser treiben noch immer ihr Wesen in Algerien. Ein algerisches Journal berichtet hierüber Folgendes: „In der Zuavenstraße in Konstantin liegt eine Kapelle oder Medsed, wo alle Feiertage um 3 Uhr Nachmittags die Konvulsionäre ihre Uebungen anstellen. Eine Truppe von Männern und Jünglingen führt unter Trommel-Begleitung eine Art Tanz auf, wobei sie mit unnatürlichen Stimmen Litaneien singen; dann folgen andere Uebungen, wobei einige sich kleine eiserne Spieße in die Backen stechen, Andere Nägel und gestoßenes Glas verschlucken; noch andere verschlucken ganze Hände voll glühender Kohlen, während die Empfindsamsten sich damit begnügen, in die Blätter des Berber-Feigenbaumes zu beißen. — Bei den großen Vorstellungen werden diese Schauspiele mit dem zweischneidigen Säbel, der glühenden Schaufel und mit Schlangen ausgeführt."

* In Berlin ist der vierte Band des Cosmos von Alexander Humboldt erschienen. Es bleibt noch immer übrig, um dieses große und prachtvolle Werk des Altmeisters der Wissenschaft zu vervollständigen. An dem vierte Bande, der von den Vulkanen handelt, soll er vier Jahre gearbeitet haben. —

* Aus Berlin meldet man die Verlobung eines Herrn Aristarchi mit der Tochter des General-Lieutenants von Bonin, Vize-Gouverneurs von Mainz. Dieser Herr Aristarchi ist, wenn wir nicht irren, der Bruder des Groß-Legotheten Aristarchi, welcher zur Zeit des Ausbruches des letzten orientalischen Krieges aus Konstantinopel verbannt wurde, weil ihm, dem intimen Freunde Reschid Pascha's, die alttürkische Partei und Lord Stratford de Redcliffe, Zusammenhang mit den Russen und thätige Unterstützung des Fürsten Menczikoff zur Last legten. Er brachte seine Verbannungszeit in Wien zu, wo er eine ausgezeichnete Aufnahme fand. Wie es hieß, über indirekte Verwendung des österreichischen Kabinets, gewährte ihm Reschid Pascha im Sommer 1855 die Erlaubniß zur Rückkehr. Aristarchi hatte das Mißgeschick, von Triest nach Konstantinopel mit Lady Stratford zu reisen, daß der Lord, denn er nicht um die Erlaubniß gefragt hatte, unmittelbar nach dessen Ankunft die gehörigen Schritte machen konnte, um Reschid Pascha zu zwingen, seinen begnadigten Freund noch am selben Abend von Konstantinopel abreisen zu machen. Aristarchi kannte jetzt den Weg, auf dem allein er die Rückkehr nach Konstantinopel finden konnte, ging ihn, kehrte nach mehreren Monaten nach Stambul zurück, wo er jetzt im Sinne Lord Stratford's in seiner Stellung als Logothet der griechischen Kirche auf den Patriarchen und Klerus wirkt.

* (Zusammenhaltend bis in den Tod.) In dem französischen Städtchen Tournau starben drei Schwestern, von denen die eine 87, die andere 84, die dritte 80 Jahre alt war, die erste am 15., die zweite am 17., die dritte am 19. Dezember.

Unter der Verantwortung des Verlegers.
Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 3. Freitag, den 8. Jänner. 1858.

Szenen während des Erdbebens in Neapel

In der ersten Nummer unseres „Satelliten" haben wir eine kurze Mittheilung über das letzte Erdbeben im Neapolitanischen gemacht. Heute bringen wir einen ausführlicheren Bericht über die Verwirrung während des Naturereignisses in Neapel. Am 7. Dez. wurde der Kegel des Vesuv durch einen kleinen Erdstoß zerstört, aber der alte Berg fuhr ruhig fort seine Pfeife zu rauchen wie gewöhnlich. Indessen in der Nacht vom 16, als ich eben schrieb, begann mein Tisch heftig zu schwanken, und die Klingeln des Hauses läuteten wie von einer kräftigen Hand gezogen. Auch die Zimmerwände wankten sichtbar hin und her, und knarrten wie ein Boot auf ungestümer See. Das Phänomen ließ sich nicht mißkennen, und ich stürzte aus dem Haus. Bereits zwei Stöße waren erfolgt, und nun kam ein dritter, so stark daß ich meinte, das Haus müsse einstürzen. Einige Weiber saßen auf dem Boden, und lehnten fast ohnmächtig an der Mauer, mit deren Bewegungen sie hin und her wiegten. Mittlerweile flüchtete das Volk allerwärts auf die Straßen, und einer richtete an den andern ängstliche Fragen. Alles schaute nach dem Vesuv hinüber, aber sein Aussehen war wenig tröstlich; der Berg — der als harmlos gilt, solange die sogenannte Pinienwolke gleichmäßig über ihm lagert — warf nur wenig Feuer aus, und schien düster und tückisch. Da ich heimzukehren natürlich keine Lust hatte, so spazierte ich durch die Straßen. Alle waren voll zitternder Menschen, manche nur halb bekleidet, einige im Hemd oder in Bettzeug eingewickelt, oder auch in dem Putz worin sie eben den Salons oder Theatern entronnen waren. Alle Plazze — oder Larghi, wie man in Neapel sagt — standen voll Wagen, in denen Flüchtlinge aus den Häusern saßen. Alle hundert Schritte waren Feuer angezündet, um welche Schaaren von hundert bis fünfzig Personen bivouakirten. Ein Maler hätte da wundervolle Studien machen können; aber, ach! die Gedanken der Menschen waren jetzt nicht auf das Artistische gerichtet. Als ich von der Riviera di Chiaja mich in die innere Stadt wandte, fand ich da die nämliche Aufregung. Der Schloßplatz, der Largo di Castello und andere öffentliche Plätze waren zu großen Lagerplätzen geworden: Hunderte campirten in Kutschen und verschiedener Art; andere Hunderte lagen oder kauerten auf den Kirchentreppen, und später in der Nacht wurden die Bilder der Heiligen in Prozession getragen, während das Volk Litaneien sang. Da so viele Häuser leer gelassen waren, so fing die Hefe der Bevölkerung an diesen Umstand zum Stehlen zu benützen. Darum zogen nun starke Patrouillen Polizei, Gendarmerie und Militär durch die Straßen, und die Vorsorge der Behörden für Erhaltung der Ordnung verdient alles Lob. Der größere Theil der Einwohnerschaft kann man sagen, übernachtete im Freien, und der Morgen brachte uns dasselbe wunderbare sommerliche Wetter das wir seit zwei oder drei Monaten hatten. Während des Tags waren die Leute aus der Provinz natürlich ängstlich gespannt zu erfahren, wie es ihren Familien ergangen sein möge, und das Telegraphenamt war so belagert, daß eine Schildwache davor gestellt werden mußte. In der Straße Toledo standen Haufen beisammen, und betrachteten die Risse einiger großen Häuser. Im Jesuitenkloster soll durch die Erschütterung die große Glocke geläutet haben.

Ein anderer Bericht sagt: Es war eine klare Sternennacht; der erste Stoß, der fünf Sekunden währte, erfolgte genau ein Viertel nach 10 Uhr, und ungefähr fünf Minuten später ein zweiter, bei weitem heftigerer. Dieser dauerte 24 Sekunden, was der Bevölkerung Neapels ein Säculum schien. Die Erschütterung lief von Nord nach Süd, und läßt sich mit einem heftigen Schwall zur See vergleichen. Eine schwankende Bewegung spürte man deutlich in jedem Hause der Stadt: die Wände krachten, Gemälde und Kandelaber schwangen hin und her, und letztere kamen kreisförmig; auf den Kirchenthürmen, wo die Bewegung in Folge der Höhe am stärksten war, läuteten die Glocken, Uhren blieben stehen, Schildwachen und auf den Straßen Wandelnde wurden umgeworfen, Steine fielen von nicht festgebauten Häusern, und der Thurm der königlichen Sternwarte auf Capo di Monte wurde beschädigt. Die dortigen zwei astronomischen Uhren blieben stehen, die andern Uhren aber gingen regelmäßig fort. Glücklicherweise ist in Neapel kein ernster Unfall vorgekommen; aber von dem panischen Schrecken der Bevölkerung macht man sich schwer eine Vorstellung. Die Lazzaroni und die Weiber stürzten in die Kirchen, warfen sich auf die Kniee, und dankten mit aller Lebhaftigkeit südländischen Gebärdenspiels den Heiligen für ihre Rettung. Der große Platz vor dem königlichen Schloß bot die sonderbarsten Gegensätze dar. Man sah da Hunderte, wie sie eben aus dem Bett gesprungen, in den uranfänglichsten oder sonderbarsten Anzügen. Weiber in Hosen und Män-

ner in Unterröcken. Die Frau Gemahlin eines fremden Gesandten, die in ganz undiplomatischer Offenherzigkeit aus ihrem Hôtel geflohen, war sehr froh sich mit dem erborgten Mantel eines Vetturin vor profanen Lazzaroni-Augen verhüllen zu können. Als dann der erste Schrecken vorüber war, traf man Anstalten die Nacht al fresco zuzubringen. Man zündete große Feuer an, Cabriolets und Omnibus wurden in Requisition gesetzt, und für ungeheure Preise auf die Nacht gemiethet. Wer seine eigene Equipage besaß, war natürlich am besten daran. Auf der Riviera di Chiaja war, wie in der Krim, ein russisches Lager an der einen, ein englisches Lager an der andern Seite. Matrazen und Sofas wurden für die Damen hingebreitet, während die Männerwelt sich mit Cigarren und Pfeifen gegen die Nachtkühle waffnete. Zur Vorsicht brachten die Fremden, und ebenso viele eingeborene Fashionables, auch die nächste Nacht sub divo zu, diesmal aber comfortabler eingerichtet unter Zelten. So kam die heitere Hauptstadt für diesmal mit der bloßen Angst davon; aber schwer ward ein Theil des schönen Landes heimgesucht!

Nach den neuesten Mittheilungen aus Neapel sind über 30,000 Menschen im Königreich durch das Erdbeben zu Grunde gegangen.

Peter der Große und die schöne Ludmilla.

Aus dem Russischen.

(Schluß.)

III.

Vierzehn Tage darauf bedeckte eine große Menschenmenge das Ufer des Kanals der Moika. Das Regiment Préobajinsky war, zwei Reihen bildend, von dem Isaak-Platze bis zum äußersten Ende der Brücke, wo sich heutzutage das große Theater erhebt, aufgestellt.

Diesen Platz pflegte man bei Hinrichtungen zu benutzen. Man konnte auf demselben den Henker und seinen Gehilfen sehen, beide bewaffnet mit dem langen gewundenen Strick, welchen man Knute nennt, wovon zwei Schläge oft hinreichen, um den Tod herbeizuführen.

Die Offiziere waren in voller Uniform, und außerhalb der Linie an der Spitze des Regimentes befand sich der Major Wladimir mit bleichem Angesicht, umherschweifenden Augen und schwankender Haltung. Der Zorn des Czaren hatte seiner geschont; der Kaiser in Erwägung ziehend, daß dieser junge Mann einer der gebildetsten und tapfersten Offiziere sei, hatte Wladimir die Freiheit wieder geschenkt; aber als Liebhaber hatte er sich unerbittlich gezeigt und befahl, daß der Major selbst die Hinrichtung Ludmillens leiten solle, welche vom Senat verurtheilt war, auf dem Platz der Moika zwanzig Knutenhiebe zu empfangen, weil sie, so hieß es in dem Spruch, dem Agenten Schwedens gewisse politische Geheimnisse verrathen hatte, in deren Besitz sie, vermöge ihrer Vertrautheit mit dem Czaren gelangt war. Das war ohne Zweifel eine große Unwahrheit, aber Peter hatte kein Bedenken getragen, zu derselben seine Zuflucht zu nehmen, denn dieser allmächtige Mann, der mit einer Bewegung der Hand ein Todesurtheil geben konnte, der das personifizirte Gesetz war, hielt äußerlich den Respekt gegen die Formen der Gerechtigkeit aufrecht, wie es oft bei denen der Fall ist, welche ihr am häufigsten zuwiderhandeln.

Als Wladimir das Todesurtheil des Senats erfuhr und den Befehl empfing, sich nach der Moika zu begeben, hatte er kein Wort des Zornes, des Erstaunens oder des Widerstandes vernehmen lassen, er war vor den Boghs in der Festungskirche niedergekniet, und hatte dann auf dem Kirchhof von Smolensk an dem kaum zugeworfenen Grabe seines Vaters gebetet; denn er hatte den festen Entschluß gefaßt, seine Braut zu tödten, um sie der Schande und den Qualen, welche man ihr zufügen wollte, zu entziehen, und dann sich selbst den Tod zu geben, getröstet durch die Hoffnung, daß in jener Welt die Liebe von ewiger Dauer ist.

Peter betreffend, so hatte er die Nacht, welche der Hinrichtung Ludmillens voranging schlaflos und von Fieberträumen beängstigt zugebracht; zwanzigmal war er aufgestanden und durch seine Stube wie ein wildes Thier gerannt, die Brust sich zerschlagend und in seiner Raserei alle Möbeln, die ihm vorkamen, zerbrechend.

Das Tageslicht erschien, ohne seine Qualen zu mildern; er zog das Kostüm eines Obersten des Preobajinskiregimentes an, legte um seinen Hals das große Ordensband des heiligen Andreasordens und begab sich in ein kleines Menzikoff gehöriges Häuschen, das auf den Moikakanal hinausging. Als er sich hinter ein Bogenfenster gestellt hatte, um Alles sehen zu können und selbst nicht gesehen zu werden, ward er von einem undeschreiblichen Schmerz ergriffen, er stellte sich das so junge, furchtsame und schöne Mädchen vor, wie es, begleitet von einer lärmenden, neugierigen und rohen Menge, auf den Richtplatz geschleppt wurde, mit nackten und von dem rauhen Wege blutig geritzten Füßen, mit Schultern weiß wie Marmor, welche bald des Henkers schimpfliche Geißel blutig färben sollte!

Unfähig auf derselben Stelle zu bleiben, und willens, eine innere Bewegung, welche er für Feigheit und Schwäche hielt, zu besiegen, stieg er herab, hüllte sich sorgfältig in seinen Mantel, bestieg einen Kahn und gelangte an's andere Ufer der Moika, indem er auf diese Weise die Brücke, über welche die unglückliche Ludmilla kommen mußte, vermied.

Dort stand er, unter das Volk gemischt, mit erhobenem Haupte, stierem Blicke, aufmerksamen Ohr.

Mittlerweile schritt der Zug vorwärts: Ludmilla, aus der Schrecklichkeit ihrer Lage selbst und aus dem Uebermaß der Schande die nöthige Kraft schöpfend, ging eines Schrittes, den man hätte für sicher halten können, gelehnt auf den Arm eines Sergeanten vom Regiment Preobajinski. Ihre großen blauen Augen, die krampfhaft geöffnet waren, richteten sich verwirrt auf die Menge, bisweilen entschlüpfte ihren bleichen Lippen ein unartikulirter Ton, ein unbewußtes Echo der Qualen ihres Herzens.

Der Czar bemerkte Alles und empfand einen Schauer. Indem er das lange blonde Haar betrachtete, das auf den Hals von Alabaster herabsank, indem er diese tiefe Erschütterung, welche nicht Worte noch Thränen hatte, sah, indem er sich ihre durch Henkershand zu entweihende Jugend und Schönheit vorstellte, und von Neuem an die glücklich mit ihr verlebten Stunden dachte,

machte das Gefühl der Rache einer edleren Eingebung Platz, und in dem Augenblick, wo Ludmilla über die Moikabrücke schreiten wollte, drängte sich der Kaiser, unwillkürlich fortgezogen, durch die umstehende Menschenmenge, schlug den Mantel zurück, näherte sich dann allein dem jungen Mädchen, faßte ihr Haupt mit beiden Händen, und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

Ludmilla war gerettet!

Es war damals und ist noch jetzt ein Vorrecht der Ritter des heiligen Andreasordens, durch einen Kuß die Verurtheilten den Händen des Henkers entreißen zu können.

Kurze Zeit darauf wurden Ludmilla und Wladimir, durch die Großmuth des versöhnten Czaren reich beschenkt, ein glückliches Paar. Jene Brücke aber, auf welcher Ludmilla von Peter dem Großen umarmt wurde, heißt noch heutiges Tags die Brücke des Kusses.

Aus dem Storchleben.

Wenn der Landmann mit seiner Familie bei Frühlingsanfang die Schlafstätte verlassen hat, da stecken sie alle die Köpfe zur Thür hinaus und sehen nach dem Dach der Scheune, ob denn die Storchwohnung da oben, die von des Winters Stürmen manchen Schaden gelitten hat, wieder bezogen sei von den alten Freunden. Und die Städter eilen hinaus vor die Thore und besuchen die Plätze, wo hoch auf dem Wipfel der Bäume das Schloß eines ernsten Storchenpaares thront. Manchen Tag sehen die Einen, sehen die Andern vergebens; zerrissen und durchlöchert stehen die Nester noch immer verwaist. Wenn aber eines Morgens der Sonnengott seine tägliche Rundreise antritt unter den vielverheißendsten Zeichen, wenn er kein Wölkchen duldet am weiten, hellblau bekleideten Himmelszelt, keinen Nebel den Poren des Erdkörpers entsteigen läßt, wenn er mit Silberperlen Auen und Wiesen geschmückt hat, und mit unwiderstehlicher Macht aus den Herzen der Menschen die Grillen und Sorgen verscheucht — da kannst Du sehen, daß er auch die längst ersehnten Gäste mitgebracht hat, die Störche. Sie sind da.

Wenigen nur ist es vergönnt, die Störche auf der Reise selbst zu beobachten, zumal bei ihrer Ankunft, welche sich von dem Wegzuge dadurch unterscheidet, daß dieser eine gewisse Gestalt hat, die von dem Maler wieder gegeben werden kann, während jene, gestaltlos möchte man sie nennen, bildlich nicht darzustellen ist. Von der Ankunft kann man eben nichts weiter sagen, als daß sie vollendet ist. Eines Morgens sind die Störche da. Um welche Zeit sie aber angekommen sind, und ob in großer oder kleiner Gesellschaft, oder ob ganz allein, das haben nur sehr wenige, in der Regel niemand gesehen. Selbst in den Gegenden, wo sie sich in großer, oft zahlloser Menge aufhalten, wie auf der Insel Rügen, in Pommern, in der Mark Brandenburg und andern Orten, wird selten jemand diese Vögel in ihre Quartiere einrücken sehen. Unbemerkt kommen sie in der Nacht an und jedes Paar sucht in aller Stille sein altes Haus auf und nimmt ohne Weiteres davon Besitz. Anders verhalten sie sich zur Zeit der Abreise. Rückt diese heran, so kann man sie allabendlich wohl fünf, sechs, auch acht Tage lang auf passend gelegenen Stoppelfeldern sich versammeln sehen. In der Mark standen auf einer Fläche von etwa hundert Joch bei Sonnenuntergang einige Tausend solcher Rothschnäbel. In dieser Zeit bewohnten sie ihre Nester nicht mehr, den Tag über flogen sie einzeln nach Nahrung aus und bekümmerten sich gar nicht um einander, mit dem Scheiden des Tages kamen sie meist paarweise aus allen Himmelsgegenden auf jenen Feldern zusammen, blieben des Nachts daselbst und zerstreuten sich bei Sonnenaufgang wieder. Man konnte sie dann den Tag über an den Plätzen gehen und Nahrung suchen sehen, wo sie den Sommer über dieses Geschäft zu besorgen pflegten. Fand man sie an einem der folgenden Tage nicht mehr hier, oder war vor Sonnenaufgang schon hinausgegangen war, früh nicht mehr auf ihrem Sammelplatze, so wußte man, daß sie in der vergangenen Nacht ihre Reise nach den Süden angetreten hatten.

Der Unterschied zwischen ihrer Ankunft und ihrem Wegzuge ist der, daß sie im Frühjahr, wenn sie in die Nähe ihrer alten Wohnungen kommen, von dem Gros der Reisearmee sich trennen und paarweise ihre Nester beziehen, ohne sich zuvor auf einem gemeinschaftlichen Platze niedergelassen zu haben. Im Herbste aber ziehen sie nicht einzeln ab, sondern in Gemeinschaft und das bewerkstelligen sie während einer fünf- bis achttägigen Sammelzeit auf einem bestimmten Platze. Ob das in jedem Jahre derselbe ist, wollen wir nicht behaupten, doch haben wir in derselben Gegend der Mark in zwei auf einander folgenden Jahren den Abzug der Störche beobachtet und gefunden, daß sie im zweiten Jahre auf denselben Aeckern sich versammelten, wo es im vorigen der Fall gewesen war. Aehnliches haben wir bei den Schwalben in zwei verschiedenen Gegenden bemerkt. In Leipzig z. B. haben sich diese den schönen Marktplatz zum Sammeln auserkoren, denn während sie von den andern Punkten der Stadt, wo den Sommer über kleinere Schaaren zu schwärmen pflegten, sich weggewendet haben, wird die Menge derer, die über dem Markte sich ausbreitet, eben durch den Zuflug jener von Tage zu Tage größer. Ein anderer Sammelplatz für die Schwalben, weit entfernt von diesem, sind im Thüringer Lande die Burgruinen der Rudelsburg und Saaleck. Auch da schwärmen sie zur Zeit der Abreise vier bis sechs Tage lang in fast unglaublicher Menge.

Doch wir wollen heute bei den Störchen weilen und einige Züge aus ihrem Leben, die wir selbst beobachtet haben, mittheilen. Es ist bekannt, daß diese Vögel ein wahres Muster von ehelichem Leben sind und daß Tausende von Menschen sich müssen beschämen lassen von einem Storchenpärchen. Mann und Frau leben nur mit und für einander. Sie ziehen in dieselbe Wohnung ein, verlassen dieselbe nur, wenn sie auf Nahrung ausfliegen, und trennen sie sich dann auch, so ist es selten weit, meist ist das eine in der Nähe des andern. Häufig kehren sie fast gleichzeitig in das Nest zurück, und läßt ja das eine einmal auf seine Rückkunft etwas länger warten, so steht das andere gewiß in seiner luftigen Wohnung als Einbein, fleißig nach dem ausbleibenden Gatten ausspähend und ihn mit auf dem Rücken zurückgelegten Schnabel durch langanhaltendes Klappern ängstlich zur Heimkehr auffordernd. Hat das Weibchen Eier gelegt, so wechseln sie im Brüten, sobald

die Störchin ihren Hunger stillen will, und sind endlich die Jungen da, so sorgen beide Alten auf eine rührende Weise für die kleine hungrige Gesellschaft, indem sie unabläßig ab- und wieder mit vollem Schnabel zufliegen. Keines der drei bis fünf Kinderchen bleibt ungesättigt, und erst nach der Fütterung der Jungen geht eines von den Alten aus zur eigenen Mahlzeit, während das andere die kleine Brut im Neste bewacht. Ist dann die ganze Familie satt, so laufen die Eltern nicht davon und lassen die Kleinen ohne Aufsicht, wenigstens nie auf lange Zeit, sondern Vater und Mutter bleiben hübsch fein zu Hause und lehren die Kinder. Da kann man das spaßhafte Geklapper mit den Schnäbeln oft Stunden lang beobachten; auch wie ein Söhnchen trotz vielen Probirens und Exercirens nichts Gescheidtes herausbringt, bis endlich der Vater ärgerlich ihn niedersetzen heißt, und nun ein Töchterchen seine größere Fähigkeit und Geschicklichkeit produciren darf.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* In Wien ist der erste Band der Biographie des Prinzen Eugen von Savoyen, nach den handschriftlichen Quellen der kaiserlichen Archive bearbeitet von Alfred Arneth, erschienen. Ueberraschen wird es, daß der Verfasser die im Jahre 1811 von Sartori als hinterbliebene politische Schriften des Prinzen Eugen herausgegebenen sämmtlichen 600 Briefe als eine der ärgsten literarischen Mystificationen kennzeichnet.

* Der junge Alfred verließ vor einigen Tagen seine Vaterstadt Brüssel und begab sich nach Paris, um dort einige Einkäufe zu machen. Kaum in der franz. Hauptstadt angekommen, beeilte er sich, einen seiner Freunde, einen Dichter, zu besuchen, welcher rue de Roule wohnt. Der Concierge benachrichtigt ihn, daß Hr. J. B. nicht zu Hause sei. Der Brüsseler entfernt sich, um zum Zeitvertreib durch einige Straßen zu schlendern, — gelangt an die Seine, geht die Quais entlang — sieht ein kleines Haus, in welches zahlreiche Personen eintreten — geht, da er nichts Besseres zu thun hatte, auch hinein — und befand sich in der Morgue. . . . Kaum hatte Alfred einen Blick auf die dort ausgestellten Leichen geworfen, als er ausrief: „Das ist er!" — Er? — Wer er? Man umringt den vor Schrecken halbtodten Belgier, man läßt ihn in das Innere des Hauses eintreten, wo er wieder zu sich kömmt. — Auf die Erklärung des Belgiers, daß er die Leiche erkennt, wird ein grüner Vorhang vorgezogen; Alfred besieht sich die Leiche näher und erkennt mehr und mehr seinen Freund, den Dichter Jules B. . . . Er kehrt nach der rue de Roule zurück. Madame — sagt er zur Concierge, — ist es schon lange, daß B. . . . ausging? — Offen gesagt, mein Herr, ist er schon 3 Tage nicht nach Hause gekommen. — Bei diesen Worten fällt Alfred neuerdings in Ohnmacht; die Portiers-Frau ruft um Hilfe; Alfred kömmt zu sich und ruft: „Er ist todt!" . . . Das nothwendigste war nun, J. B. . . . aus der Morgue wegzunehmen. Alfred läuft zu Herrn Delannoy, Schauspieler vom Vaudeville-Theater und Herrn Deloris vom Galte-Theater, welche mit ihm zur Morgue gingen und ihren Freund besonders an der Wäsche erkannten, die J. B. . . . gezeichnet war. . . . . Nach einigen Stunden zieht der Leichenzug langsam dem Kirchhof von Montmartre zu, als ein junger Mann, welcher viele seiner Freunde und Bekannte hinter dem bescheidenen Leichen-Kondukte sieht, sich nähert, um zu fragen, wen man beerdigt. . . . „Ah!" schreit Delannoy und bleibt betroffen stehen — die Uebrigen mit ihm. „Was gibt's?" — „Da . . da ist er," stotterte der Künstler, indem er auf J. B . . . zeigte, der eben vom Lande kam, wo er 3 Tage gewesen. . . . Den „Geist" umringen, die Straße verlassen und, um sich den Blicken der bereits zahlreichen Neugierigen zu entziehen, zum Restaurant Vachette hineinschlüpfen, war das Werk eines Augenblicks, während der Leichenzug seinen Weg zur Ewigkeit allein fortsetzte. . . . „Aber," sagte Jules B . . ., „aber werde ich endlich erfahren, was da vorgeht? Warum habt Ihr die Leiche verlassen, die . . ." „Es ist aufgetragen," rief der Kellner. — Und während der Anonymus in die Erde gesenkt wurde, — erzählten die Herren Jules B . . . die Geschichte seines Todes und seiner Wiederkehr.

* Lord Palmerston war auf dem Wege in's Parlament; vor ihm schrie eine Stentorstimme, einen Druckbogen feilbietend: Kauft, kauft die Gefangennehmung des Ungeheuers Nena Sahib, kauft! — Heda, Kerl, ruft der Lord und Minister, wie kannst Du so frech Lügen auskramen? — Mylord, antwortete der Bursche, Sie treiben Ihr Geschäft, lassen Sie mich das meinige treiben. Wir verstehen's, denk' ich, beide!

* Der „Wiener Ztg." wird aus Berlin geschrieben: Der neue amerikanische Gesandte, Herr Wright, Mitglied des Mäßigkeitsbundes, gab am 15. December ein Déjeuner à la fourchette zu Ehren Alexanders v. Humboldt, der in Amerika so allgemein verbreitete Sympathien genießt, und dem bei dieser Gelegenheit sämmtliche gegenwärtig in Berlin anwesenden Amerikaner, etwa 40 an der Zahl, vorgestellt wurden. Bei diesem Déjeuner gab es keinen Wein; dagegen wurden bei dem Frühstück unter Anderm mehrere den Vorschriften des Mäßigkeitsbundes sehr entsprechende amerikanische Nationalgerichte von indianischem Korn (türkischem Waizen) vorgesetzt. Man sieht auch Herrn Wright in Person auf dem Berliner Wochenmarkt, wo er die Einkäufe für seine Küche selbst auswählt.

* Aus Mailand wird nachstehender neuer schöner Zug des Erzherzogs-Generalgouverneurs Ferdinand Max mitgetheilt. Am heiligen Christabende ließ Se. kais. Hoheit aus den verschiedenen Pfarreien Mailands und der Umgegend zu je 3 Knaben und 3 Mädchen versammeln, um die Kleinen mit entsprechenden Weihnachtsgeschenken zu erfreuen. Die junge Schaar, welche sich eingefunden hatte, um an dieser hohen Gnade Sr. k. Hoheit Theil zu nehmen, belief sich auf achthundert Kinder beiderlei Geschlechts.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 4. Montag, den 11. Jänner. 1858.

In Sachen des Kronstädter Thierschutz-Filial-Vereins.

Aus Warmbrunn in Schlesien theilt die dortige Zeitung das Protokoll einer Thierschutz-Vereinssitzung mit, welchem wir folgende, beherzenswerthe Worte entnehmen: „Vom Ende des Winterschlafs der Natur an, war des Vereins Fürsorge sowohl den bei uns das ganze Jahr weilenden Standvögeln, als auch den in bestimmter Reihenfolge hierselbst wieder einwandernden Zugvögeln zugewendet, welche letztere als treue Freunde wiederkehrend Elternfreude und Sommerlust hier genießen wollten, und zugleich das Bestehen der Menschen förderten. Denn gäbe es keine insektenfressende Vögel, kein Blatt am Zweige, keine Frucht am Baume, kein Halm auf dem Felde wäre in Kurzem zu schauen, die Existenz des Menschen selbst gefährdet. So legt z. B. das Weibchen des schädlichen Baumweißlings an 80 bis 100 Eier, das des Ringelspinners an 300, das des Weidenbohrers etwa 1000; die gemeine Wespe setzt 3000, eine Ameise 4—5000, die Schöllkraut-Laus 15 bis 30,000 Eier ab; eine Blattlaus hat in der 5. Generation schon an 60,000 Millionen Nachkommen. Die mächtigsten Regulatoren des Gleichgewichts im Haushalte der Schöpfung sind die Vögel. Man unterlasse ihr ungebührliches Wegfangen und Erschießen. Dies gilt selbst von manchen sogenannten schädlichen Raubvögeln, die einem Schußgelde unterliegen. Hierher gehören, mit Ausnahme des großen Uhu's, sämmtliche Eulen. Eine Sumpfeule z. B. hatte kurz vorher, ehe sie zum Danke der Schuß traf, drei feiste Feldmäuse verschluckt. Ein Schleiereulen-Pärchen brachte fast alle 5 Minuten eine Maus ins Nest. Im Magen eines Waldkauzes fanden sich 75 Raupen des übelberüchtigten Kieferspinners vor. Ist's nicht eine Ironie auf den Feldbau, wenn der Landmann seine Wohlthäter an das Scheunthor nagelt?"

„Seid barmherzig gegen die Thiere!" In diesem Sinne wurde beschlossen durch das Landrathamt es dahin zu bringen, daß die Unsitte abgestellt werde, dem Rindviehe vor Wagen und Pfluge das Leitseil nicht mehr grausamer Weise um das Ohr zu wickeln; auch dahin auf die Gesetzgebung zu wirken, daß in dem Verbote der Thierquälerei das allzu beschränkende „öffentliche" gestrichen werden möchte."

Auch aus den Berichten des Münchener Thierschutz-Vereins entrollt die „Augsburger Allgemeine Zeitung" ein lebendiges Bild seiner gedeihlichen Entwickelung und gedenkt mit Wohlgefallen der Vereine von Berlin, Wien, Linz, Triest, Prag, Breslau, Hamburg, Hanover, Basel, Paris, Lyon, London, Zürich, und Frankfurt a. M. Ueberall Mitglieder, Filial-Vereine und glückliche Resultate in rascher Zunahme. Mehr als 50 höchste und allerhöchste Personen sind schon längst Mitglieder des Münchener wie auch mehrer anderer Vereine. Der Wiener Verein zählt nahe an 4000 Mitglieder. Der Prager Verein, erst seit 2 Jahren gegründet, zählt schon über 600, der Züricher ebenfalls 600 Mitglieder u. s. w.

Der Pferdefleischgenuß, durch die Bemühungen des Münchener Vereins nunmehr schon in einem großen Theil von Europa eingeführt, nimmt allenthalben in starken Verhältnissen zu, das Vorurtheil gegen das Fleisch vom reinlichst gehaltenen und genährten Thiere verschwindet allmählig mehr, und so hat, da es sich hier um Tausende von Millionen Pfunden handelt, der Verein die Menschheit um ein so ungeheuer ergiebiges Nahrungsmittel bereichert wie wohl wenige andere Institute der Neuzeit.

Auch in weiterer specieller Richtung verfolgen die Vereine mit lobenswerther Thätigkeit ihren allgemeinen Zweck, z. B. Gegen Mißhandlung des Zug- und Schlachtviehes überhaupt, Doppeljoche, das furchtbar martervolle und den Menschen ungesundes Fleisch liefernde Knebeln auf dem Transporte (welches bereits in England, Paris, Lyon und vielen andern Departements von Frankreich, in mehreren Kantonen der Schweiz, Hamburg, im Königreich Hannover, in Triest und dem österreichischen Küstenlande ꝛc. ꝛc. nach den Vorschlägen des Münchener Vereins abgestellt ist und überall leicht abgestellt wurde, wo man ernst wollte), Englistren, Ausrottung der Singvögel, Hahnenkämpfe, Gänseschießen u. a. grausame Spiele, Mißbräuche in Oekonomie und Viehzucht zum Nachtheile des Nationalreichthums, Pfuschereien mit Umgehung der gebildeten Thierärzte, s. g. Klubben der Stiere, Gaumenbrennen und Stechen der Pferde u. dgl.

Der Bericht in der „Allgemeinen Zeitung" schließt mit folgenden Worten: „Nur die Allerrohesten im Volke sind eigentlich jetzt noch wirkliche Gegner der Vereine; andere scheinen es blos zu sein, weil sie sich gezwungen sehen, entweder ihre Gleichgültigkeit für das allgemeine Beste und für die Leiden anderer, auch nach Beruf und Stellung die Verletzung ihrer Pflicht aus Bequemlichkeit einzugestehen, oder die hohe Wichtigkeit der

Thierschutz-Vereine für die Sitten und sodin für das allgemeine Beste in Abrede zu stellen.

Wir haben bereits im vorigen Jahre ein wohlgemeintes Wort „über die Nützlichkeit und Nothwendigkeit eines Thierschutz-Vereins in Kronstadt" in der „Kronstädter Zeitung" Nr. 67 niedergelegt, und es erfüllt unsere Brust mit Genugthuung, mittheilen zu können, daß sich in hiesiger Stadt Männer gefunden haben, die dem Wiener Thierschutz-Zentralvereine als Mitglieder beigetreten sind, und auf diese Art den Anfang zur Bildung eines Thierschutz-Filial-Vereines in Kronstadt gemacht haben.

Nach § 30 der Statuten bilden 50 Mitglieder einen Filial-Verein, 10 Mitglieder hingegen schon eine Delegation. Da nun die letztere Anzahl bereits überschritten ist, so wird demnächst die Wahl der Ausschüsse und des im erwähnten § für 3 Jahre fungirenden Vorstandes vorgenommen werden.*) A. Palmé.

Aus dem Storchleben.

(Fortsetzung und Schluß.)

Sind die jungen Störche endlich so weit, daß sie ihre Flügel gebrauchen können, so ist der unermüdliche Eifer der Mutter sehenswerth mit dem sie die Jungen auffordert, den stolzen Flug des Vaters nachzuahmen, der nicht allzuhoch über dem Neste in schön gezogenen Kreisen dahinschwebt, fast regungslos, nur dann und wann einigen Schwung mit den Flügeln sich gebend. Und prächtig ist es, wenn endlich nach langem Zureden die Kleinen es wagen. Tage lang haben sie sich schon im Neste stehend geübt im Flügelschlage, noch aber hatten sie ihre Geburtsstätte nicht verlassen. Jetzt geht die Mutter voran, nicht gleich hoch in die Luft, nur erst heraus auf den First des Daches. Da kommt ein Sohn; ängstlich und wackelig steht er anfangs da, dann aber, sobald er etwas sicherer fußt, freudig die Flügel schlagend und seinen Geschwistern stolz zuklappernd, froh das Gefürchtete unternommen und ausgeführt zu haben, während jene noch zaudern. Das flößt diesen Muth ein, und bald bestehen auch sie mit Hülfe der ausgebreiteten Flügel den kühnen Sprung aus dem Neste auf's Dach. Nun lassen ihnen die Alten keine Ruhe mehr, sie müssen mit ihnen sich in die Luft erheben. Freilich nimmt sich dieser erste Ausflug etwas lächerlich aus. Die kleine Schaar flattert noch ängstlich hierhin und dahin, mit dem Fliegen will es sich nicht gleich machen. Sie weiß nicht, soll sie das Kühne unternehmen, den Flug nach oben zu heben, oder soll sie nicht lieber in die Tiefe sich wenden, wo der feste Erdboden eine sichere Stütze bietet, als die balkenlosen Räume der Luft. Wie mag ihnen in dieser Unbeholfenheit das kleine laufen lernende Kind, von sorgsamer Mutterhand geleitet, beneidenswerth erscheinen! Doch es hilft nichts, sie müssen vorwärts nach oben, so wollen es die Eltern. Und versucht nun Eins oder das Andere den Kreis des Vaters nachzufliegen, so ist es doch gerade, als ob überall Ecken dem kleinen Ungeschick im Wege wären, an denen er ohne Anstoß nicht vorüber gelangen könnte. Es mag wohl dieser prächtige, majestätische Flug bald in weit, bald eng gezogenen Zirkeln, wie wir ihn an den Störchen und einigen andern Vögeln so gern betrachten, nicht ganz leicht sein, wenigstens müssen ihn die Jungen Wochen lang studiren, ehe sie so weit Fortschritte machen, daß die Alten die häufigen und strengen Uebungen einstellen, und die Jugend sich mehr selbst überlassen. Streng aber sind in ihrem Unterricht Vater und Mutter. So ein kleiner Bursche mag nur mehrere Male den begonnenen Kreisbogen durch eckige Bewegungen nach rechts oder links ungehörig vergrößern oder verkleinern, schnell ist Mama oder Papa bei der Hand, den kleinen Tölpel mit Hülfe einer Flügelspitze in die richtige Bahn zu schieben. Versteht er sich nach wiederholter Zurechtweisung dennoch, so geht es nicht mehr so glimpflich ab, es setzt dann wohl zur Strafe einen Klapps mit dem Flügel, und wie stark ein solcher ausfallen kann, werden wir später sehen. In dieser Weise führen sie ihr Familienleben fort, fast bis zur Abreise. Während der Sammelzeit lockern sich die verwandtschaftlichen Bande und lösen sich mit dem Aufbruch ganz, indem nun das ehelose Völkchen nach einem Gatten sich umschaut, mit dem es im neuen Vaterlande eine eigene Familie begründet.

Auf diesen Wanderzügen, die gleichzeitig für die Jungen Reisen auf Freiersflügeln sind, mag es nicht selten treffen, daß ein junges, von der Natur besonders ausgestattetes Storchenfräulein, etwa durch seine strahlenden Augen, mit denen es der jungen Männerwelt herausfordernde Blicke zuwirft, durch seinen schneeigen Busen und seine zart gefesselten, hochroth gezeichneten Beine das Herz von mehr als einem wackern Jüngling sich erobert. Wenigstens haben wir einen solchen Fall und sein tragisches Ende zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Wir hatten auf zwei Scheunen drei fest gebaute und wohl angelegte Storchnester, die alljährlich von ihren alten oder neuen Insassen ohne Streit mit fremden Eindringlingen bezogen wurden. Wie in dem vorhergehenden Jahre, so wiederholte sich in jedem neuen dieselbe Szene: an einem heiteren Aprilmorgen richteten sich unsere Blicke, wie schon Tage lang vorher, nach den Scheunendächern und freudig rief eins dem andern zu: die Störche sind da.

Im Frühling vor mehreren Jahren trat aber die längst erwartete Ankunft unserer lieben Sommergäste unter einem ganz ungewöhnlichen, neuen Bilde auf. Zum ersten Male trafen am Morgen nach ihrer nächtlichen Ankunft unsere Augen sie nicht in dem Neste, sondern erblickten sie hoch oben über unseren Häuptern kreisend. Ungewöhnlicher Weise waren es statt der gewöhnlichen sechs an Zahl sieben. Ließen sie sich nieder, so geschah es, um an den ihnen bekannten Sumpfstellen die nöthige Nahrung zu suchen. Vergebens erwarteten wir ihren Einzug in die Nester, sie kamen dem Hofe nicht nahe. Da wir am ersten Tage außer der ungleichen Anzahl und der scheuen Entfernung von ihren alten Nestern nichts Auffallendes an ihnen gewahr wurden, so suchten wir den Grund des gestörten Einzuges der Störche nicht bei ihnen, sondern bei uns. Doch war weder an den Gebäuden noch auf dem Hofe irgend eine Veränderung eingetreten, die ihnen unbe-

---

*) Das 12. Heft der Vereinsschrift: „Der Thierfreund" kann von den P. T. Mitgliedern im Redaktionsbureau dieser Zeitung in Empfang genommen werden. Die Redaktion.

kannt gewesen wäre, die sie ängstigend von uns hätte verscheuchen können.

Dasselbe Federvieh lief gackernd und schnatternd auf dem Hofe umher, dieselben Pferde und Kühe, Schafe und Schweine gingen aus den Ställen heraus und wieder hinein, weideten auf denselben Weideplätzen und wälzten sich in demselben Kothe. Selbst der Kettenhund war noch derselbe, und lag noch auf dem gleichen Flecke, wo er im vergangenen Jahre gelegen hatte. Es blieb nichts Anderes übrig, als die Nester in Augenschein zu nehmen, ob da eine die Störche störende Aenderung vor sich gegangen sei. Ein wagehalsiger Hirtenjunge ward hinaufbeordert, jedes Nest genau zu untersuchen und jede etwa eingetretene Unordnung zu entfernen. Er kletterte von einem Nest zum andern und kam mit der Meldung zurück, er habe alles in Ordnung gefunden. Die in jedem Jahre wiederkehrenden Winterschäden werden, wenn sie nicht gänzliche Zerstörung in Gefolge haben, von den Vögeln selbst ausgebessert; so hatten wir also das Unsrige gethan und mußten den Langbeinen selbst es überlassen, das Räthsel zu lösen.

Der Abend war angebrochen, die Störche hatten schon längst das Schwimmen im Aethermeere aufgegeben, sie waren zur Erde zurückgekehrt und ruheten — wo? das wußten wir freilich nicht, ihre Wohnungen auf unsern Dächern waren leer.

Dasselbe Schauspiel vom vorigen Tage wiederholte sich am folgenden. Ehe sie sich jedoch heute zu ihrem Mittagsschmause begaben, senkten sie sich nach unten und diesmal, zwar nicht in die Nester, doch neben dieselben auf die Dächer. Sie waren im höchsten Grade unruhig, sie flogen herüber und hinüber, bald standen diese, bald jene neben einander. Da marschirten plötzlich zwei im Schnellschritt auf einander los, spreizten die Flügel aus und fingen an sich gegenseitig mit Schlägen zu traktiren, daß es eine Art hatte. Nach manchem herzhaften auf beiden Seiten gefallenen Schlage flog plötzlich die ganze Gesellschaft wieder auf und davon und kreiste so ruhig, als ob der Friede weder vorher noch jetzt auch nur im mindesten eine Störung erlitten hätte. Abermals ließen sie sich auf die Dächer herab, und wiederum klatschte sich ein Paar, wahrscheinlich dasselbe von vorhin. Bisweilen versuchte ein Dritter sich hinein zu mengen, doch da er von den Kämpfern nicht weiter beachtet wurde, zog er sich alsbald wieder zurück. Eine öftere Wiederholung dieser Szenen, die übrigens zu keinem Resultat geführt zu haben schienen, wurde durch das materielle Bedürfniß des Hungers unterbrochen. Um dasselbe zu befriedigen, zerstreuten sie sich nach verschiedenen Seiten hin.

In den Nachmittagsstunden, nachdem sie sich wieder zusammengefunden hatten, begann von neuem das Kampfspiel vom Vormittag, das uns, die wir seine ernste Bedeutung nicht kannten und ahnten, nicht wenig ergötzt hatte. Es war aber inzwischen ein gemeinsamer Rath abgehalten und ein entscheidender Beschluß gefaßt worden (so mußte es uns wenigstens vorkommen:) kaum war der ganze Kreis einige Minuten von den Dächern entfernt gewesen, so kehrte er wieder zurück und während zwei von ihnen auf der einen Scheune Fuß faßten, nahmen die andern fünf auf der gegenüberstehenden Platz. Ohne Zaudern gingen jene mit einer solchen Heftigkeit auf einander los, daß man wohl sah, wie hier ein Kampf auf Tod und Leben ausgefochten werden sollte. Gewiß eine Viertelstunde lang fiel Schlag auf Schlag, ohne daß einer auch nur einen einzigen Schritt zurückgewichen wäre. Zwar erhoben sie sich mehrmals ein klein wenig und flogen in ganz kurzem Bogen etwas zurück, doch geschah dies nicht aus Kampfesfurcht, oder um zu capituliren und den Streit in friedlicher Weise zu lösen, sondern aus steigendem Kampfesmuth —

Es galt ja das Liebste,
Die Braut, zu erwerben
Im blutigen Strauß.

Mit unbeschreiblichem Ingrimme und wachsender Wuth stürmten sie von neuem gegen einander, da klatscht es noch einmal schallend nieder und schwer getroffen rollte der eine das Dach herab in den Hof.

Schnell nahm das zuschauende Storchpublikum — oder war es vielleicht das schiedsrichterliche Tribunal? — den siegreichen Helden in seine Mitte und führte ihn mit sich fort hoch in die Lüfte, wo sie als kleine, unscheinbare Punkte das Siegesfest feiern mochten. Von diesem Augenblick an kehrte Ruhe und Frieden in unsere Storchkolonie zurück, denn nicht lange nachher senkten sie sich langsam und weite Kreise beschreibend nieder und bezogen je ein Paar die bis dahin unbenutzten Nester. Den gefallenen Kämpfer aber nahmen wir, das dem Trauerspiel bewohnende Parterre-Publikum, in Empfang, leider ohne alle Aussicht, ihn, selbst durch ärztliche Hülfe, ins Leben zurückzurufen. Wahrscheinlich hatte der entscheidende Schlag sein Herz getroffen.

Keine Wunde, kein Tröpfchen Blut war zu sehen, aber regungslos war er vom Dache auf den Boden niedergefallen und leblos scharrten wir am Abend, durch ein Grab im Garten den tapfern Kämpen ehrend, ihn in die Erde ein. Sein Gegner, befreit von dem verhaßten Nebenbuhler, führte das schwer errungene Liebchen heim, und dieses, stolz auf den Heldengatten, nährte und erzog mit ihm die junge Brut nach Storchenart.

Einen ähnlichen Ausgang nahm ein Liebeshandel anderer Art, der uns gleichzeitig den Beweis liefert, wie theuer dem Storch die Gattenehre gilt, deren Verletzung er nicht ungerächt läßt. Ganz in unserer Nähe nistete ein Paar auf dem abgestutzten Gipfel eines Pappelbaumes. Es war ein wunderschöner Vormittag, als die Störchin allein im Neste stand und durch unaufhörliches Klappern unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Dabei war das Tempo ihrer Rufe nicht gleichmäßig: bald schien sie durch schnelles Zusammenschlagen des Schnabels über das lange Außenbleiben des Gatten zu zanken, bald wieder, als ob sie mit Liebesworten ihn lockte.

Das hatte auch ein Storch gehört, der — wir wollen es zu seiner Ehre annehmen — entweder als Wittwer vereinsamt war oder durch die Verhältnisse gezwungen im Cölibat leben mußte. Der mochte meinen, ob mit Recht oder Unrecht können wir freilich nicht entscheiden, jene Liebesrufe gälten ihm. So hatte er sich denn aufgemacht und nahm, wie in seinem eigenen Hause, neben der Hausfrau Platz.

Diese empfing ihn allerdings nicht in der Weise, wie die Störche bei ihrer Heimkehr sich zu empfangen pflegen. Sie klapperte ihm nicht freudig entgegen, schmiegte sich nicht ihre Liebe bezeigend an seine Brust an, noch weniger liebkoste sie ihn mit

Digitized by Google

ihrem Schnabel am Halse, wie es so die Art eines Storchenpaares ist. Vielmehr wich sie scheu vor ihm aus, sobald er ihr nahen wollte. Das fiel uns auf, und schon vermutheten wir, daß hier ein Fremdling eingedrungen sein müsse, als unsere Vermuthung zur Gewißheit wurde.

Schnell, wie ein Pfeil, sahen wir einen andern Storch auf das Nest zueilen, und als bei dessen Ankunft jener dasselbe verließ, folgte er ihm auf dem Fuße nach. Zornig blieſen sich seine Halsfedern auf, als er neben seinem Gegner auf der Wiese stand, und mit schnellen Schritten zog er gegen ihn los, mit den Flügeln ihn peitschend. War dieser von Natur dem beleidigten Feind an Kraft nicht gewachsen, oder raubte ihm das Schuldbewußtsein dieselbe genug er setzte sich nicht zur Gegenwehr, sondern beschränkte sich darauf, die hageldicht fallenden Hiebe seines Gegners mit dem Flügel zu pariren.

Plötzlich ließ er denselben sinken und rückwärts hüpfend suchte er den weiteren Angriffen durch die Flucht zu entgehen. Noch ein paar derbe Schläge ertheilte ihm der andere, dann erhob er sich stolz als Sieger in die Luft und eilte in mächtigen Bogen an die Seite der geängstigten Gattin.

Wir aber ließen dem armen Schächer, der mit zerschlagenem Flügel für seine Liebeslust büßen mußte und vielleicht aus Schwäche und Schmerz den Kampfplatz nicht verließ, zu Hülfe und trieben ihn langsam vor uns her nach dem Hofe. Es verging einige Zeit ehe er sich wieder erholte, sein Flügel ward aber nicht wieder gesund, traurig mußte er ihn neben sich her schleppen. Den Sommer über lebte er, wie es schien, bis auf den lahmen Fittig wohl und munter unter dem übrigen Federvieh, als aber der Herbst kam und die Nester auf den Scheunen wieder leer wurden, da mochte doch die Sehnsucht nach dem Süden und die gänzliche Verlassenheit mit Gewalt über ihnen kommen. Eines Morgens fanden wir ihn im Stalle als Leiche. Die Frauen beweinten seinen Tod als einen an gebrochenem Herzen, die Männer nannten es Heimweh.

Mannigfaltiges.

* Unter den Schwindeleien, durch welche in neuester Zeit leichtgläubige Menschen vielfach geprellt werden, macht ein in London aufgetauchtes Unternehmen auf dem Kontinente sehr gute Geschäfte, denn leider ist die Zahl der Leichtgläubigen sehr groß. Das sogenannte „Monetary et Credit Office, 137, Dover Road S. E." oder „Albany Road Nr. 103" in London erbietet sich, an Private oder Geschäftsleute des österreichischen Kaiserstaates gegen persönliche oder sonstige Sicherheit unter billigen Bedingungen Darlehen von 500 fl. aufwärts gegen die unter den gegenwärtigen Geldverhältnissen ganz abnorme Zinsenvergütung von nur 4 Prozent zu bewilligen. Die Bewerber um ein Darlehen haben jedoch mit ihrem schriftlichen Ansuchen eine nach der Höhe des Darlegens sich richtende Entschädigung von 20 bis 60 Gulden, unter dem Titel „Indemnity-Betrag," in Vorhinein einzusenden. Die Ankündigungen dieses scheinbar so uneigennützigen Unternehmens sind in letzterer Zeit in mehreren Tagesblättern auf dem Continente, insbesondere in Deutschland und Ungarn erschienen, und sicherem Vernehmen nach haben mehre Personen ihnen Glauben geschenkt. Wir sind durch authentische Mittheilungen befähigt, das Publikum vor diesem betrügerischen Unternehmen warnen zu können. Dieses Monetary et Credit Office ist nichts anderes, als das unter dem Namen Else May und Comp. in London geführte Auskunftsbureau; dessen Unternehmer sind den Londoner Behörden als entschiedene Schwindler und Betrüger sehr wohl bekannt, und unterhalten ihren unlautern Verkehr, bei welchem sie mit großer Vorsicht vorgehen, größtentheils auf dem Continente, insbesondere aber in Deutschland. Es ist einleuchtend, daß Personen, welche mit diesem Monetary et Credit Office sich einlassen, dabei zu Schaden kommen, bei den englischen Gerichten vermöge ihrer Institutionen kaum einen Schutz gegen diese Betrüger zu hoffen haben, und auch im günstigsten Falle nur mit einem sehr großen Aufwande von Zeit, Geld und Mühen zu ihrem Rechte gelangen könnten.

* Dem Nord zufolge zählt Paris unter 1,053,000 Einwohnern nur 28,000 Nichtkatholiken. Die Katholiken zerfallen in 49 Kirchenspiele mit 800 Weltgeistlichen. Außerdem gibt es 12 Männer- und 48 Frauenklöster. Die ersteren gehören den Jesuiten, den Dominikanern, Franziskanern, den St. Sulpicius-Priestern, den Lazaristen, den christlichen Brüdern ꝛc. Unter den Frauenorden steht der vom heiligen Vincentius an der Spitze; die Schwestern desselben verwalten 68 Etablissements.

* In Stuttgart ist kürzlich der Fall vorgekommen, daß ein Buch welches bereits im Jahre 1787 zum erstenmal erschienen ist und seit jener Zeit sieben Auflagen gemacht worden sind, bei der neunten Auflage mit Beschlag belegt wurde. Es ist der Kunst-Roman Ardinghello. Der aber bereits seit einem Jahre neu gedruckt worden ist.

* Auf der Londoner Werfte hat man neue Versuche gemacht den Leviathan ins Wasser zu bringen. Große Bemühungen wurden gemacht, neue und verdoppelte Kraft angewendet, aber alles war umsonst; das Schiffsungeheuer ist auch nicht eine Linie gewichen.

* Den Jahren 58 hält die „Kölner Zeitung" eine üble Nachrede. Seit 858 bis 1758 gab es in jedem Jahr etwas unangenehmes. Viel Regen, große Trockenheit, strenge Kälte, große Schneemassen. Das Jahr 1758 war kühl und feucht und am Rhein war der Wein nicht gerathen. Das 1858 hat sich am Rhein mit einer großen Trockenheit angekündigt. Es herrscht ein noch nie dagewesener Wassermangel. Viele Brünnen sind ausgetrocknet. Das Wetter ist mild und schneelos, als wäre der Frühling schon da. Die Feldsaaten stehen sehr üppig.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 5. Mittwoch, den 13. Jänner. 1858.

Die Deutschen in London.

Eines Tages als ich mich durch das Gewühl der City hindurcharbeitete, lief ein kleines Mädchen mit schönen blauen Augen hinter mir her, und rief: „Schenken Sie mir einen Penny, mein Herr, einen Penny!“ — „Weißt du denn daß ich ein Deutscher bin?“ fragte ich verwundert. „Nein,“ sagte sie, „aber ich bettle zuerst auf deutsch, und wenn man mich nicht versteht, auf französisch, und zuletzt auf englisch.“ Das Kind war aus Wetzlar; sein Vater war in London gestorben, und seine Mutter ernährte sich mit Nähen von Pelzwaaren. Ein andermal als ich spät Abends durch eine der Straßen von Whitechapel ging, hörte ich aus einem hell erleuchteten Haus das Lied: „Das Schiff streicht durch die Wellen,“ von kräftigen Männerstimmen gesungen und mit einer Harfe begleitet. Als ich aufs Gerathewohl eintrat, fand ich mich in einer deutschen Matrosenkneipe — von meinen biederen Landsleuten aus Holstein und von der Nordseeküste freundlich begrüßt, und von zwei deutschen Mädchen mit Ale und Tabak versorgt. Auch der Harfner war ein Deutscher. Man mag sich in London wenden wohin man will, in die Fabriken, in die Werkstätten, in die Comptoirs, in die Kneipen, die Armenhäuser und Lazarethe — überall findet man sie, die lebendigen Fragezeichen zu Vater Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland?“

Aber von diesen Deutschen will ich hier nicht reden; ich werde hier nur von den Deutschen reden welche politisches Mißgeschick oder die eigene Neigung dem Vaterland entführt hat. Der erste dem ich auf diese Weise begegnete war Johannes Ronge. Das Licht desselben ist nun freilich schon im Untergehen begriffen; aus dem „Reformator“ ist er ein bescheidener Kindergärtner geworden, ohne jeglichen Bezug zu den übrigen Deutschen. Man könnte es nicht läugnen, selbst wenn man es läugnen wollte, daß Ronge's ganze Thätigkeit immer etwas schauspielerisches und auf den äußern Effekt gerichtetes an sich getragen hat. Vielleicht hat ihn nur der Widerstand in diese Richtung getrieben; aber verkennen ließ sie sich nie, und verkennen läßt sie sich auch heute und unter den gänzlich veränderten Umständen nicht. Er hat eine kleine Anzahl von Gläubigen unter dem Namen einer Humanistic Association, einer Art von freien Gemeinde um sich versammelt, deren Mitglieder in jeder Beziehung dürftig und wenig anregend erscheinen. Der Charakter ihrer Versammlungen trägt ein religiös-politisches Gepräge, ist aber nach beiden Seiten hin langweilig und monoton. Die Begeisterung fehlt; und da die Mehrzahl der Mitglieder Engländer sind, so fehlt auch das letzte was erhebend wirken könnte: das deutsche Lied und das deutsche Wort. Dafür ist ein schlechtes Klavier da; dafür sind Kinder da die mit Fahnen herumgehen; dafür sind Redner da die mit ungeheuren Phrasen um sich werfen. Aber da alles dies in einem spärlich erleuchteten, dumpfen Lokal vor sich geht, so macht die ganze Gesellschaft keinen sehr erquicklichen Eindruck. Die einzige interessante Erscheinung blieb Ronge selbst, dessen schöner, starker Kopf aus den ihn umgebenden Alltagsgesichtern immer noch bedeutend genug hervorragte.

Eine andere Gruppe von Deutschen fand ich in Bibra's Kaffeehaus, Upper St. Martin's Lane, und in Schärtners Bierstube, Long Acre. Hier saßen die Männer von der deutschen Legion — ernste, gefurchte Gesichter, mit lang gezogenen Bärten — ein Hauptmann ohne einen Schilling in der Tasche, und ein Major mit geflicktem Friesrock. Hier saßen die jungen deutschen Kaufleute, und übten sich mit den gleichfalls deutschen Kellnern in den Anfangsgründen der englischen Sprache; hier lasen sie die Times mit Hülfe von Fellers Lexikon, indem sie heimlich unter dem Tische die Worte suchten, welche ihnen über dem Tische fehlten. Hier saßen die deutschen Journalisten welche in Leicester-Square wohnen, und die mit deutschen Honoraren Londoner Bedürfnisse bestreiten sollen. Ach — ich habe niemals an Bibra's Speisetisch gegessen, ohne mit den Leuten zu empfinden wie bitter das Brot des Exils schmeckt! Und wenn ich mit ihnen zusammen die enge Treppe zu Schärtners Lokal emporstieg, wenn uns dann Schärtner — weiland Führer der Hanauer Turner — selbst das sogenannte „bairische Bier“ brachte, und wenn dann um Mitternacht die Erinnerungen wach wurden . . . . . dann geschah es wohl daß mir heimlich die Thräne kam. Ein dritter Sammelplatz dieser Deutschen ist Wyld's Lesehalle, die mit den beiden schon erwähnten die Dürftigkeit des Aeußern und die ärmliche Erleuchtung gemein hat. In Wyld's Lesehalle sitzt man in einem wahren Papierberg von Zeitungen aller Völker und Sprachen. Da sind die Zeitungen des ganzen großbritannischen Reichs und aller Kolonien aufgethürmt — wie Fahnen umflattern den Lesenden die Blätter aus Indien und die Blätter aus Kalifornien und Melbourne — man kommt sich oft wie ein Gefangener in dieser

Digitized by Google

papiernen Feſtung vor. Dann gibt es einen Tiſch mit franzöſiſchen, einen andern mit italieniſchen und ſpaniſchen, einen dritten mit deutſchen Journalen; und als letzte Specialität gibt es in dieſem engen, ſchmutzigen Saal noch — die Katze! Wyld's Katze iſt eine Celebrität für die Zeitungsleſer des Leiceſter-Square; ſie iſt der Liebling aller Zeitungsſchreiber, und die gute Freundin aller Exilirten aus Frankreich, Italien und Deutſchland. Wehe dem Fremden der ſie unfreundlich behandeln wollte, wenn ſie ihm die erſte Gunſt dadurch erweiſt daß ſie — bei ihrer Promenade über die Zeitungstiſche — ſich auf das Blatt ſetzt das er nach langem Suchen und Harren endlich erlangt hat, und nun eben im Begriffe ſteht mit Behagen zu leſen!

— Als Gegenſatz zu dieſem dunkeln und wenig erfreulichen Wohnſitz des Exils führe ich nun meine Leſer in einen Garten voll ſtolzer, uralter Kaſtanien, in eine prachtvolle Villa mit großen Glasfenſtern, mit Balkon und Treibhaus, in die Wohnung eines Grafen, der auch ein Exilirter iſt — zu Alexander Herzen. Herzen iſt ein Ruſſe, aber ſeine litterariſche Wirkſamkeit gehört Deutſchland; er hat allein ſeine Bücher geſchrieben um uns Deutſche über Rußland aufzuklären, und die letzten hat er ſogar deutſch geſchrieben. Das Haus welches Herzen bewohnt, liegt weit ab vom Londoner Dunſtkreis, in Putney, nicht weit von Kew-Gardens; es iſt dasſelbe in welchem einſt, während ihrer erſten Londoner Triumphe, Jenny Lind gewohnt hat. Dieſer Umſtand hat es ſehr populär gemacht, jedes Kind in Putney kennt es, und ich fand es ſogleich als ich nach dem Hauſe fragte in welchem Jenny Lind gewohnt habe. Garten, Hausflur, Corridore und Zimmer zeugen von dem Reichthum und Geſchmack des jetzigen Beſitzers. Herzen empfing mich in ſeinem Arbeitszimmer, das mit großen Spiegelſcheiben in den Garten ſieht, und von hohen Bäumen umrauſcht und beſchattet wird. Herzen iſt eine elegante Erſcheinung von kleiner, gedrungener Statur, mit einem höchſt ausdrucksvollen Kopf mit einem Geſicht in welchem der Sturm der Vergangenheit ſeine Spuren zurückgelaſſen hat, mit dunklen feurigen Augen, hohen Schläfen und langem, ergrauendem Haar. Der Mann hat viel gelitten, man ſieht es ihm an, während eines längern Aufenthalts in Nizza, ſeine Frau und ſeine Mutter verloren. Als ich ihn fragte wie es ihm hier gehe, erwiederte er: „Man befindet ſich hier ſchlecht, aber ſicher!“ Seine Bildung hat, wie die der ruſſiſchen Ariſtokratie überhaupt — der er einſt als Magnat angehörte, bis er, nach ſeiner Flucht aus Rußland, den Grafentitel ablegte — das feine franzöſiſche Colorit. Er ſpricht deutſch nicht ſehr gut (ſeine Mutter iſt eine Deutſche, eine Württembergin), obwohl er viel deutſch lieſt, und die letzten ſeiner Bücher — wie bereits mitgetheilt — ſogar deutſch geſchrieben oder diktirt hat.

Ich führe die Leſer nun nach King William Street, zu dem vierten Hauſe links. Es iſt eines jener ſchmalen niedrigen Londoner Häuſer, denen man es von außen gar nicht glauben kann, daß ſie in ihrem Innern ſo viel Behaglichkeit, ſo viel anmuthendes, ſo viel von jenem unüberſetzbaren Comfort enthalten, der am ſicherſten auf den Teppichſtufen ſchmaler Treppen wandelt, und am liebſten an der Kaminecke kleiner freundlicher Stuben ſitzt. Eine grüne maſſive Thür verſchließt das kleine Paradies gegen die Straße; wir klopfen, und ein niedlicher Groom mit dunkelblauer Jacke und zinnernen Knöpfen erſcheint. Wir fragen nach Dr. Max Schleſinger. Sobald der Groom hört daß wir Deutſche ſind, wird das feiſte Geſicht des kleinen Mannes ſehr freundlich — denn das Haus ſeines Herrn iſt ja das Aſyl aller Deutſchen in London! Unter den deutſchen „Rittern vom Geiſte,“ die ſich in London aufhalten, nimmt er zu ſeinem Vaterlande wohl die gewichtigſte Stellung ein, weil er als Herausgeber der „engliſchen Correſpondenz,“ die unter der Chiffre „K. C.“ täglich in faſt allen größern deutſchen Zeitungen erſcheint, der einflußreichſte Vermittler zwiſchen engliſchem und deutſchem Geiſt nach allen ſeinen Richtungen hin iſt. Außerdem hat er ſeinen Einfluß auf die großen Litteraturblätter Englands, und wie die Londoner Journaliſten und Buchhändler ſich von ihm die deutſchen Bücher nennen laſſen die einer Beſprechung und einer Ueberſetzung werth ſind, ſo holen ſich andrerſeits auch die deutſchen Verleger Raths bei ihm wenn ſie ein Werk der engliſchen Kunſt oder Wiſſenſchaft in die deutſche Litteratur einführen möchten. Frau Schleſinger, eine pikante Erſcheinung, geiſtvoll, zart und freundlich theilnehmend, machte die Wirthin mit hoher Liebenswürdigkeit und natürlicher Grazie. Eine der intereſſanteſten Perſönlichkeiten dieſer Freitag-Abende iſt Kaufmann, der Mitarbeiter Schleſingers bei der lithographirten Correſpondenz, und weiland Mitredakteur Kuranda's bei den „Grenzboten,“ deren Mitbegründer er iſt. Aeußerlich unbeholfen, ſo recht ein Menſch wie ſie nie aus dem Junggeſellenthum herauskommen, dabei ein ſcharfer Kopf, und durch jenes in ſich vertiefte Weſen um ſo mehr anziehend, offenbart er bei nur einigermaßen eingehendem Geſpräch eine Treuherzigkeit und Fülle des Herzens, die von ſtets bereiten Geiſtesblitzen glänzend erleuchtet werden. Als ſeltener Gaſt ſtellte ſich in dieſen Cirkeln auch einmal Lothar Bucher ein, der weiland preußiſche Regierungsaſſeſſor und nunmehrige Correſpondent der „Nationalzeitung.“ Er, der ſchärfſte und bitterſte Kritiker der engliſchen Politik und der engliſchen Geſellſchaft, führt das Leben eines Einſiedlers; er wohnt in der Einſamkeit von Kentiſh-Town, umgeben von der vollſtändigen Bibliothek eines Gelehrten, und durchdrungen von der Ueberzeugung daß es Englands Parlamentarismus ſei an dem England zu Grunde gehen müſſe. (?) Dabei iſt Lothar Buchers Perſönlichkeit gar nicht ſo verbiſſen als man nach ſeinen publiciſtiſchen Arbeiten glauben ſollte; viereckig allerdings, wie ſein Correſpondenzzeichen in der „Nationalzeitung.“ eine ächt norddeutſche Natur — kühl und witzig, aber auch ſchlicht, einfach, beſcheiden und — das fühlt man aus jedem ſeiner Worte — durch und durch brav und ein Mann der Ueberzeugung.

Aus Schleſingers Haus fand ich auch den Weg zu dem allerliebſten freundlichen Hauſe in welchem ein verbannter deutſcher Dichter Gottfried Kinkel, der Bonner Profeſſor der Kunſtgeſchichte, der Redner der preußiſchen Nationalverſammlung, der Gefangene von Raſtatt, der Wollſpinner von Spandau, wohnt. Es liegt in einer zierlichen Häuſerreihe der Terraſſe von Eaſtbourne. Kinkels Stellung als Profeſſor der deutſchen Literatur an der Londoner Univerſität, ſo wie die ſehr beſuchten Vorleſungen die er in jedem Winter vor einem großen deutſchen Publikum zu halten pflegt, gewähren ihm die reichlichen Mittel zu einer behaglichen Exiſtenz. Johanne Kinkel war die erſte die mir die Hand

reichte. Sie iſt eine ſichere, modeſte Erſcheinung, mit großem, ſchönem Auge — eine ſchlanke, aber ſchon etwas gebeugte Geſtalt in ſchlichtem, ſchwarzem Kleid und dunkler Haube. Ich hatte mich vor dieſer Frau gefürchtet — ich will es nicht verhehlen; ich fürchtete in ihr einen jener romantiſchen Blauſtrümpfe aus der Berliner Schule zu finden, die ich nun einmal nicht mag. Aber ich fand in ihr eine ächte Rheinlandsnatur, ein deutſches Weib. Bald darauf kam auch Gottfried Kinkel — groß, breit, ſtark und heiter. Ich erkannte ihn ſogleich nach dem Bilde das die Zimmer ſeiner deutſchen Verehrer ſchmückt. Nur ſein Bart hat angefangen grau zu werden. Auch er iſt eine derbe, liebeerweckende Rheinlandsſeele; und ich habe in ſeinen Zügen nichts von der „Blutgier," und in dem Auge ſeiner Frau nichts von dem „gelben Scheine" entdecken können über welchen ein deutſcher Touriſt, nachdem er in Kinkels Haus gaſtfreundlich empfangen und bewirthet worden, einer deutſchen Zeitung ſo viel zu erzählen wußte. Der freundlichſte Moment des Abends war es als ſich ihre Kleinen — Amalie und Johanne, die reizenden deutſchen Mädchen mit den hellen Augen, und Gottfried, der ſchöne ſinnige Knabe, um die Mutter ans Klavier ſtellten, und deutſche Lieder zu ſingen begannen. Sie ſangen zuerſt das Kernlied aus dem ſiebenjährigen Kriege: „Als die Preußen marſchirten vor Prag, vor Prag, die ſchöne Stadt!" Als der Schlußvers kam: „Viktoria, Viktoria! Der König von Preußen iſt ſchon da!" — wie ſonderbar mußte das in des Flüchtlings Hauſe lauten! Darauf ſangen die lieben Kinder das herrliche Lied: „Zu Augsburg ſteht ein hohes Haus, nah bei dem alten Dom." Nun aber ſtimmten ſie friſch und mit glockenreinen Stimmen die Marſeillaiſe an. Alsdann lud uns Frau Johanna zu einem gemüthlichen Abendeſſen, ſchlicht, aber reichlich — wie denn überhaupt Kinkels angenehm und behaglich leben, und für die engliſchen Zuſtände nicht ſchwärmen, aber mit Achtung und Wärme von ihnen ſprechen. Meine Nachbarin war eine Dame die zu dem Kinkel'ſchen Haus im intimſten Freundſchaftsverhältniß ſteht, ein Fräulein v. M. (N. Z.)

Der Geizhals.

Archibald Merton war der einzige Sohn eines fleißigen und in ſeinen Unternehmungen ſehr glücklichen Kaufmanns der Anfangs arm, erſt durch Nothwendigkeit und ſpäter aus Gewohnheit karg geworden war. Da Alles, was er begann, ihm gelang, ſo glaubte er, Armuth ſei immer nur Folge der Faulheit, und fühlte daher kein Erbarmen, wenn Andere Mangel litten, öffnete nie mildreich ſeine Hand, einem Hülfsbedürftigen beizuſtehen, Archibald hatte ſeines Vaters irrige Anſichten angenommen und fuhr daher, obgleich dieſer ihm ein bedeutendes Vermögen hinterließ, fort, Pläne zu machen und immer mehr Schätze anzuhäufen. Zwei Jahre nach Antritt ſeines Geſchäftes heirathete er, nicht aus Liebe, denn dies Gefühl war ihm eben ſo fremd, wie Mildherzigkeit; es war vielmehr ein bloßer Handel, wodurch er einen Zuwachs an Geld erlangte. Eine Tochter war die Frucht dieſer Verbindung; ſie blieb das einzige Kind, denn ſeine Gattin ſtarb drei Monate nachher und ward mit allen Ehrenbezeugungen, die gewöhnlich den Reichen zu Theil werden, beſtattet. Archibald grämte ſich ſehr, daß ſeine Ehehälfte nicht am Leben geblieben war, um das Kind groß zu ziehen, indem er nun genöthigt war, ihm eine Amme zu geben. Ungeachtet ſeiner Gleichgiltigkeit wuchs die kleine Maria auf, und als ſie das Alter von fünf Jahren erreicht hatte, fing er an, auf ſeine Tochter zu achten, und gab ſogar zu erkennen, daß ihre einſchmeichelnde Weiſe und ihr ungekünſteltes Geſchwätz ihm Vergnügen mache. Immer nahm aber noch ſein Geſchäft den größten Theil ſeiner Zeit in Anſpruch, und beſtändig mit ſeinen Gedanken über ſeine Handelsunternehmungen beſchäftigt, konnte er nur wenig Umgang mit ſeinem einzigen Kinde pflegen. Zudem hatte ſich in den letzten Jahren in den Handels-Angelegenheiten eine Concurrenz erhoben, welche nach und nach den Schein einer Speculation annahm, die dem am Altherkömmlichen hängenden Kaufmann höchſt widerlich war; dennoch ließ er ſich nicht irre machen, obgleich er manches Hinderniß zu bekämpfen fand und ein neues Spiel beginnen mußte, worin er nicht ſelten den Kürzern zog. Nichts deſto weniger behielt ſeine Firma ihre bisherige Achtung, und noch immer durfte er befehlen, wo andere bitten mußten.

Die Zeit verſtrich, und Maria war achtzehn Jahre alt, ein liebliches, lebendiges, kluges Mädchen, das mehr geſunden Verſtand als geiſtige Ausbildung beſaß; aber ihr größter Vorzug war, nach Archibald's Meinung, ihr ſtrenger Gehorſam gegen ſeinen Willen. Dieſen wollte er aber nun auf die härteſte Probe ſtellen, die ein Vater ſeinem Kinde auferlegen kann. Da er nämlich keinen Sohn hatte, der ſein Geſchäft hätte fortſetzen können, ſo hatte er darauf „ſpeculirt", einen jungen Theilhaber, und zwar als Schwiegerſohn, zu „engagiren"; und nachdem er mit einem andern Kaufmann, Vater eines einzigen Sohnes, einen Briefwechſel begonnen hatte, machte er den Antrag unter der Bedingung, daß u. ſ. w. Nach reiflicher Ueberlegung von beiden Seiten wurde der Antrag angenommen, vorausgeſetzt, daß das junge Paar die Uebereinkunft zu ratificiren bereit ſei. Archibald lachte beim Gedanken, daß ſeine Tochter Einwendungen erheben könnte; Vater und Sohn wurden bei Archibald zu Mittag gebeten und das junge Paar einander vorgeſtellt. Sonderbarer Weiſe ſchienen die Beiden ſich gegenſeitig zu gefallen, denn, was noch auffallender war, ſie hatten einander verſchiedene Male im Hauſe einer gemeinſchaftlichen Freundin angetroffen, bei welcher Gelegenheit der junge Belton Marien ganz beſondere Aufmerkſamkeit widmete, welche dieſe ſehr zu freuen ſchien; denn er war ein hübſcher junger Mann, der Aller Blicke auf ſich zog; und Maria fühlte einige Eitelkeit, und es freute ſie ſehr, ihn ganz für ſich zu gewinnen. Sie willigte daher ſehr gern ein, nach dem Wunſche ihres Vaters Belton als ihren Ehegatten anzunehmen, obgleich die kleine Schelmin nicht unterlaſſen konnte, eine gewiſſe Gleichgiltigkeit vorzugeben, was bei einem muntern jungen Mädchen gewiß verzeihlich war. Die beiden Kaufleute wechſelten nun Briefe, in denen ſie ſich bereit erklärten, daß Jeder von ihnen „einen Monat dato" zehntauſend Pfund an dem Heirathstage Friedrich Belton's jun., Sohnes von Joſua Belton, und Maria's, der Tochter von Archibald Merton, zahlen werde. Inzwiſchen verbrachte das junge Brautpaar die Zeit in dem Austauſch der zarteſten, von ihren Eltern gebilligten Gefühle und genoß, ohne ſich an pe-

ähnliche Betrachtungen zu stören, die sie gänzlich der Fürsorge der Väter überließen, ein ungetrübtes beneidenswerthes Glück. Kleidermacher und Näherinnen waren sehr fleißig mit Vorbereitungen zu dem freudenvollen Hochzeitstage beschäftigt, und Maria war ganz selig bei dem Gedanken an die bevorstehende Verbindung, als, eine Woche vor dem zur Hochzeit festgesetzten Tage, Archibald eine Stunde vor seiner gewöhnlichen Zeit nach Hause kam. Seine Stirn umhüllte eine Wolke, welche die innere Freude seiner Tochter verscheuchte und das Blut in ihren Adern zum Stocken brachte.

— „Mädchen," — sprach er, indem er seinen Hut auf das Sopha warf — „der alte Narr, Belton, hatte in Hopfen spekulirt; dieser ist im Preise gefallen, und er ist ein ruinirter Mann; Alles verloren! man fand ihn in seinem Magazin an einem Balken hangend!"

— „Gütiger Himmel!" — rief Maria erschrocken aus, sank in einen Stuhl nieder und ward bei dieser unerwarten Mittheilung einer so unangenehmen Nachricht leichenblaß — „der arme unglückliche Mann!"

— „Wohl ein armer Mann!" — wiederholte Archibald mit Bitterkeit.

— „Ich habe tausend Pfund in Wechseln auf ihn, und ich bekomme kein einziges Procent heraus."

— „O, Vater, komm, laß uns gehen und Friedrich trösten! O, was muß er empfinden!"

— „Friedrich! ihn trösten! Du denkst gar nicht an Deinen Vater, undankbares Mädchen! Kann er mir meine tausend Pfund bezahlen? Er ist ein Bettler, denke nicht mehr an ihn!"

— „O, Vater," — sprach Maria — „Du bist reich. Dieser Verlust kann Dich, wird Dich nicht berühren. Heiße mich nicht ihn vergessen, den Du mir zu lieben befohlen, mir zum Gatten empfohlen hast."

— „Still, fühlloses Ding!" — rief Archibald aus — „wage es nicht, mir den Sohn eines Mannes zu nennen, der mich beraubt, mich geplündert hat. Er ist ein Bettler und taugt nicht zum Gatten für Archibald Merton's Tochter. Nie mehr soll er meine Thürschwelle überschreiten. Vergiß ihn."

Diesen letzten Befehl hörte Maria nicht mehr, denn sie fiel, wie vom Tode getroffen, bewußtlos zu Boden. Archibald klingelte, ließ die Dienerin kommen, ließ das arme unglückliche Mädchen in ihren Händen und begab sich zu seinem gewöhnlichen Kaffeehause, um zu hören, ob noch eine Dividende aus der Masse Belton's zu erlangen sei. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Die Schuster.) „Handwerk hat goldenen Boden" sagt das Sprüchwort. Das sieht man wieder an dem ehrsamen Schusterhandwerk, welches gegenwärtig etwa 30,000 Menschen in Wien ernährt. Die Zahl der Schuharbeiter belief sich nämlich Ende 1856 auf 1982 Meister, 689 befugte Arbeiter, 3993 Gesellen und 1989 Lehrlinge. Die Zahl der weiblichen Individuen, welche sich mit dem Einfassen der Schuhe beschäftigen, ist dabei nicht in Anschlag gebracht, und da die Familie jedes Meisters doch auf mindestens 5 Personen mit Weib, Kindern und Gesinde geschätzt werden kann, dürfte die Summe von 30,000 Personen gar nicht übertrieben sein. Für den Platzbedarf arbeiten 800 bis 900 Meister und Befugte; 80 bis 100 Schuhmacher liefern ihre Arbeiten an die bedeutendern Meister sowie an solche Kaufleute, welche den Handel mit derlei Artikeln betreiben. Die Ausfuhr von Schuhmacherwaaren aus Oesterreich nach dem Auslande nimmt zwar schon alljährlich zu, besteht aber meist nur in ordinärer Waare und ist selbst in dieser Beziehung nicht sehr bedeutend. Aufträge auf feine und besonders solide Waare können, meist aus Mangel an brauchbaren Arbeitern, nicht ausgeführt werden. Ein anderes Hinderniß für die Ausfuhr liegt in der unverhältnißmäßigen Theuerung der bessern Ledersorten, welche zumeist erst vom Ausland bezogen werden müssen.

* (Die Grippe) ist unter allen epidemischen Krankheiten der größten Ausdehnung fähig, aber zum Glücke am wenigsten gefährlich. Die Geschichte der Medicin vor dem 14. Jahrhundert kennt diese höchst lästige Krankheit nicht; dagegen wird ihrer schon am Anfange dieses Seculäums erwähnt, wo sie im Jahre 1323 zum ersten Male in Italien auftrat, um in den Jahren 1327 und 1358 wiederzukehren. Von dem Zeitpunkte an, zeigte sich die Grippe in fast allen europäischen Ländern, und zwar zu wiederholten Malen. Im Jahre 1411 nahm sie in Frankreich eine solch schreckliche Gestalt an, daß man sie für eine Züchtigung des Himmels wegen eines sehr obscönen Liedes ansah, daß in dieser Epoche verfaßt wurde. Nachdem diese Epidemie 1505 und 1510 in Italien, Frankreich und Spanien auftrat, und da unter anderem den Lebenstagen des Papstes Gregor XIII., wie auch die Gemalin Philipps I., Anna, ein Ende machte, durchzog sie 1557, 1559, 1574 und 1780 ganz Europa. Namentlich trat sie in dem letztgenannten Jahre in Italien sehr gefährlich auf. In Rom erlagen ihr 900 Personen. Noch schrecklicher wüthete sie im Jahre 1791, wo sie während eines ganzjährigen Aufenthaltes in Rom 60,000 Opfer forderte. Minder häufig zeigte sie sich während des 17. Jahrhunderts, häufiger hingegen im achtzehnten. In den Jahren 1709, 1729, 1730 bis 1734, 1737, 1742, 1743, 1754, 1758, 1762, 1775, 1780, 1782 bis 1783, 1799 trat sie in fast allen Ländern Europas auf; 1775 erwarb sie sich den Namen „Influenza" um den Einfluß der Witterung anzuzeigen, und 1782, wo sie namentlich Deutschland heimsuchte, erhielt sie die Benennung „Blitzkatarrh", weil am 27. Jänner nach einem plötzlichen Temperaturwechsel 10,000 Personen auf einmal von ihr befallen worden sind. Nachdem sie 1800, 1802, 1817 aufgetreten war, trat sie 1833 außer in anderen Städten auch in Wien auf, so auch im Jahre 1837. Indessen werden nicht nur Menschen, sondern auch Thiere, wie: Hunde, Pferde ꝛc. von der Grippe befallen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 6. Freitag, den 15. Jänner. 1858.

Der Geizhals.

(Schluß.)

Maria eilte, sobald sie von ihrer Ohnmacht zurückgekommen war und erfuhr, daß ihr Vater nicht zu Hause sei, mit der Kühnheit der Verzweiflung zu ihrem tiefbetrübten Geliebten. Niemand bemerkte ihre Abwesenheit; man zweifelte nicht an ihrem Gehorsam; aber selbst der strengste Moralist hätte unter diesen mißlichen Umständen ihr Benehmen nicht tadeln können, denn die Liebe, welche sie für Friedrich empfand, ließ sich so leicht nicht aus dem Busen entfernen. Eine Korrespondenz entspann sich zwischen Beiden, welche dahin führte, daß Maria nach Verlauf von sechs Wochen verschwand und den Mann, den ihr Vater Anfangs für sie bestimmt hatte, heirathete. Archibald's Verdruß war groß und gar nicht zu besänftigen; er äußerte sich nicht darüber, aber er nährte in seiner Brust ein unnatürliches Gefühl der Rache gegen seine Tochter und ihren Paramour, wie er spöttisch den unglücklichen und, nach den Begriffen der Welt, unbesonnenen Friedrich nannte. Monate verstrichen, und Archibald vernahm nichts von seinem ungehorsamen Kinde; doch die arme Maria war, obgleich dem Manne ihres Herzens verbunden, keineswegs vollkommen glücklich; gewöhnt, ihrem Vater einen unbedingten Gehorsam zu leisten, empfand sie Gewissensbisse wegen des gethanen Schrittes, die wie düstere Wolken den Sonnenschein ihrer Zufriedenheit umzogen. Zudem war Friedrich nicht im Stande, ein Amt zu bekommen, weßhalb seine geringen Mittel schnell zusammenschmolzen, und um das Unglück des jungen Paares noch zu mehren, schien Maria bald Mutter zu werden. Zu stolz und zu unbeugsamen Geistes, um Hilfe da zu begehren, wo es nach seiner Ansicht angeborne Pflicht war, sie anzubieten, versuchte Friedrich Alles, um Mittel zu ihrem Unterhalte zu gewinnen, ehe er sich entschloß, seinen unbarmherzigen Schwiegervater um Beistand anzugehen. Die äußerste Nothwendigkeit trieb ihn endlich zu diesem, ihm entehrend scheinenden Schritte.

— „Was wünschen Sie, mein Herr?" — fragte Archibald mit starrer Kaltblütigkeit, als Friedrich, dem es durch List gelungen war, zu ihm zu dringen, in sein Zimmer trat.

— „Ich habe keine Geschäfte, Herr Merton," — war Friedrichs Antwort — „und es macht mir gewiß kein Vergnügen, zu Ihnen kommen zu müssen."

— „Je eher daher unsere Unterredung endet, desto besser."

— „Ganz und gar nicht, mein Herr," — schrie Friedrich erbittert — „beim Himmel, Sie werden und sollen mich hören!"

Zugleich sprang er auf und verriegelte die Thür des Zimmers.

— „Was hat dies Benehmen zu bedeuten?" — fragte Archibald.

— „Fürchten Sie nichts, mein Herr; Sie sind Maria's Vater, und das ist Schutz genug für Sie."

— „Ich verstoße und enterbe das ungehorsame Mädchen."

— „Hören Sie mich!" — sprach Friedrich — „Sie billigten meine Bewerbung um Ihre Tochter; Sie thaten Alles, was in Ihrer Macht stand, um die Heirath zu befördern, und wäre meinem Vater das Mißgeschick nicht widerfahren, so hätten Sie mit Freuden die projektirte Verbindung anerkannt."

— „Sehr gut, mein Herr; aber er erfüllte seine Bedingungen nicht, und mit dem vollsten Rechte zog ich mich zurück."

— „Sie vergessen, mein Herr, daß es kein bloßer Handelsvertrag, kein Verkauf war; die Zuneigungen der Parteien waren damit verwickelt. Sie sind noch ein reicher Mann, und Maria ist Ihre einzige Tochter. Ich begehre nicht, daß Sie ihr die versprochene Mitgift gewähren; ich ersuche nur um einige Unterstützung, um ein Geschäft zu beginnen und wenigstens einen Theil jener Handelsbekanntschaften wieder anzuknüpfen, die mein Vater durch seinen Fleiß und seine Rechtlichkeit erworben hatte. Er war unglücklich, aber ohne seine Schuld. Auch Ihre Tochter ist in mißlichen Umständen und bedarf der Hilfe, die Sie ihr, wenn Sie anders ein Vaterherz haben, nicht versagen werden."

— „Sie haben das Mädchen geheirathet, sind also für Ihre eigenen Thaten verantwortlich. Meinetwegen mag sie sich an die Gemeinde wenden; denn die Schande fällt auf Ihr Haupt, auf Ihre Uebereilung. Haben Sie noch etwas mehr zu sagen?"

— „Ja wohl," — antwortete Friedrich — „nur noch das fromme Gebet, daß, wenn Sie gerichtet werden, der Himmel barmherziger gegen Sie sein möge, als Sie es gegen Ihr eigenes Kind waren."

Ganz verstimmt durch die Hartherzigkeit des Alten, eilte Friedrich zornig und zugleich traurig wegen der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen von dannen. Wenige Monate nachher bekam

Digitized by Google

Merton die angenehme Nachricht, Friedrich habe London verlassen. Er war gewissermaßen zufrieden und setzte sein Geschäft fort; seine Zeit theilte er zwischen dem Kaffeehause und der Börse, nur auf die Vermehrung seines Vermögens Bedacht nehmend. Es kam aber eine Stockung in das Geschäft, die ihn, den an Thätigkeit gewöhnten, unglücklich machte, und aus Verzweiflung ließ er sich in eine Spekulation ein, die ihm beträchtlichen Schaden zuzog. Sein goldener Traum verschwand; einige reiche Kaufleute bewogen ihn, Direktor bei einer Gesellschaft zu werden, die bald nachher fallirte, und da er ein reicher Mann war, die übrigen Theilnehmer aber nichts besaßen, so hielt man sich an ihn. Verlust folgte auf Verlust, und bei jedem war er so bedeutend verwickelt, daß er sich endlich in die Nothwendigkeit versetzt sah, sich für bankerott zu erklären, nur um dem Gefängniß zu entgehen. Er fand Jemanden, der die Anzeige davon machte, sein Certifikat wurde ihm ausgefertigt, aber zugleich war er an den Bettelstab gebracht. Er hatte keinen Freund, keine Seele, die Antheil an ihm nahm, weil er während seines Glückes sich um Niemand zu kümmerte, und er verließ London, ohne daß Jemand wußte, wohin er seine Schritte gelenkt hatte.

Zwölf Jahre waren seit Maria's unglückseliger Heirath verstrichen, und der alte Merton hatte nichts von ihrem Schicksale gehört; denn Friedrich war eben so stolz, als der alte Kaufmann unbeugsam war. — Es war an einem schönen Maitage; der Hagedorn stand in voller Blüthe, die Vögel erfüllten die Lüfte mit den sanften Tönen ihres Gesanges. Die ganze Natur lachte dem wiederkehrenden Sommer entgegen. Ein hübsches Mädchen mit schönem blonden Haar spielte auf der Wiese mit einem Lämmchen vor einem niedlichen Landhause, welches der Verwalter der Güter eines Lords bewohnte. Ein armer Greis mit grauen Haaren und fast zusammenbrechend unter der Last der Jahre und eines entkräfteten Körpers schlich langsam an dem Zaume vorbei, welcher die Wiese von der Landstraße trennte, und indem er sich auf denselben lehnte, schaute er dem reizenden Kinde zu. Er blieb nicht lange unbeachtet, denn mit aller Gewandtheit und Elasticität jugendlicher Glieder eilte sie auf den Bettler zu.

— „Armer alter Mann," — sprach das Kind mitleidsvoll, — „Ihr seht so ermüdet aus, seid Ihr weit gegangen? Soll ich Euch ein Napf mit Milch bringen? Hier, setzt Euch auf diese Bank und gebt Acht auf mein Lämmchen, wollt Ihr? Sogleich bin ich wieder bei Euch."

Und freudig flog das Mädchen nach dem Landhause und kam schnell mit einer hölzernen Schale voll Milch und einer Butterschnitte zurück.

— „Danke, danke Dir," — antwortete der Alte und verzehrte gierig das willkommene Mahl, während das kleine Mädchen mit dem Lamme spielte, und endlich, müde und mit glühenden Wangen ob der Bewegung, sich zu den Füßen des Greises niedersetzte — ein rührendes Bild der Unschuld.

— „Wer lehrte Dich mildherzig gegen die Armen zu sein?" — fragte der alte Mann.

— „Was meint Ihr?" — fragte das schuldlose Kind.

— „Warum giebst Du mir diese Milch und dieses Brot?"

— „Weil ich glaubte, Ihr seiet müde und hungrig und arm," — antwortete das Kind — „und mein Vater würde sehr böse sein, wenn ich Euch hätte vorbeigehen lassen, ohne Euch etwas zu geben. O, er ist so gut, und Jeder liebt ihn, und ich liebe ihn und meine Mutter mehr als Alles in der Welt!"

— „Und sind sie reich?" — fragte der Greis.

— „O nein! reiche Leute fahren im Wagen und sind stolz; aber wir haben Alles, was wir nöthig haben, und können auch immer Anderen etwas geben. Habt Ihr schon etwas so Artiges gesehen, wie meine Jessy? Seht nur, wie sie mit dem Köpfchen nach mir stößt! Komm her, liebes Thierchen, und laß mich Dein Wollhälschen umarmen."

Und dabei schlang sie ihren Arm um den Hals des Lammes und drückte es an ihre Brust.

— „Gott segne und belohne Dich!" — sprach der Alte, indem er die Schale zurückgab und seinen Stab wieder zur Hand nahm.

— „Eilt nicht so; Ihr seid doch gewiß müde," — sprach das Mädchen — Ihr könnt hier bleiben, so lange Ihr wollt, und, wenn's Euch recht ist, in unserer Scheune schlafen."

— „Schlafen!" — rief der alte Mann, wild um sich her blickend, und dann, wie sich selbst besinnend, setzte er hinzu — „wenn es mir erlaubt wäre, bis morgen meine müden Glieder auszuraften."

— „Gewiß, dürft Ihr das; Ihr braucht Euch gar nicht zu fürchten, denn wir haben keine Hunde, weil der Vater sagt, daß sie immer arme Leute anbellen, und Mutter lacht immer, wenn er sagt, sie seien treu, aber nicht mildherzig, denn sie hat die Hunde sehr lieb. Soll ich Euch die Scheune zeigen? Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß ich morgen früh um fünf zu Euch komme und Euch warmes Brot und Milch bringe, und auch ein Stück Fleisch, wenn Ihr es gern habt."

— „Danke Dir," — sprach der Alte aufstehend, und brennende Thränen rannen an den tiefgefurchten Wangen herab, als er seiner kleinen, geschwätzigen Führerin folgte.

Treu ihrem Versprechen brachte das Mädchen des Morgens dem müden Wanderer sein Mahl, setzte sich neben ihn auf ein Bund Stroh nieder, und sprach mit sanfter Stimme zu ihm. Er antwortete, aber kaum hatte er geendet, als eine männliche Stimme draußen vor der Scheune lachend ausrief:

— „Komm, laß uns einmal den Gast unserer Tochter besuchen; die kleine Schelmin will alles Verdienst für sich allein haben."

Die Thür öffnete sich, und der Verwalter mit seiner muntern Frau traten herein.

— „Nun, Alter," — redete ihn herzlich der biedere Landmann an — „ich hoffe, es wird Euch an nichts gefehlt haben!"

Ein Schrei seiner Gattin erschreckte ihn; das Kind eilte ängstlich und mit Thränen in den Augen auf seine Mutter zu.

— „Vater! mein armer Vater!" — rief Maria aus und sank ohnmächtig in Friedrich's Arme.

Der Bettler war der alte Merton, welcher seine Kinder hier wiederfand. Sie hatten seine Härte längst vergessen und verschönten ihm den Abend seines Lebens, der mit Frieden und in Liebe erst nach Jahren herbeikam.

Vom Schnee auf unsern Gebirgen.

Wir lesen in den Zeitungen, in den herrlichen Alpen sei bis gegen Ende Dezember (v. J.) noch nur in den höheren Theilen Schnee gefallen und auch dort unverhältnißmäßig weniger als in andern Wintern. Da regt sich wohl in manchem auch unserer denkenden Naturbetrachter (und derselben werden hoffentlich von Tag zu Tag mehr werden,) der Wunsch, zu wissen, wie der diesmalige Winter auf unsern Gebirgen sich wohl verhalten mag? Gewiß, eine nicht unrichtige, eine für die Landes- und zumal auch Witterungskunde durchaus nicht unbedeutende Frage. Ich erlaube mir, dieselbe Freunden der Natur vorzulegen und bitte um möglichst bestimmte und verläßliche Beantwortung derselben in diesen Blättern oder in der „Transilvania."

Uebrigens erinnere ich die Kenner unserer Gebirge mit einigem Ernst daran, daß zumal von und aus denselben noch gar Manches und darunter wahrscheinlich recht Interessantes so gut als unbekannt ist. Wer gibt z. B. uns wie Ausländern naturgetreue Ansichten aus ihnen in die Hand, wo finden wir die anziehendsten Punkte derselben und die dazu führenden Wege angeführt, in welchem Buch ꝛc. sind Darstellungen über ihre Physiognomie, ihre meteorologischen, zoologischen und zum Theil auch botanischen Verhältnisse enthalten? Wer sagt uns der Wahrheit getreues von ihren Wäldern, von ihren inneren Schätzen, von der Art wie die Jahreszeiten sich in ihren Gründen und auf ihren Rücken stellen, von dem Sommer u. s. w. und zumal auch dem Winter in denselben, wie es dann dort in jenen Wäldern, an den Bächen und Seen und Wasserstürzen aussieht u. s. w. u. s. w.? Aus vielen andern Gebirgslandschaften, selbst weit außer Europa, sind solche Verhältnisse in oft sehr eingehender und lebendiger Weise dargestellt worden und können bequem auch „hinter dem Ofen" gelesen und — genossen werden. Will und wird Solches bei uns noch immer nicht zu Stande kommen? Wollen unsere wissenschaftlich Gebildeten solchem Mangel fort und fort gleichgültig zusehn, ihrer Bequemlichkeit zu Hause pflegen oder höchstens auf wohlgebahnten Straßen reisen oder, wenn sie überhaupt die Nothwendigkeit solcher Arbeiten zugeben, auf auswärtige Heilande warten, welche sich einfinden sollen und wohl auch werden und uns herzhaft vordemonstriren: „seht, das und das . . habt ihr an und in eurem Vaterland?" —

Gründung von Weinhandlungsgesellschaften auf Aktien.

Hierüber schreibt die Oest. Correspondenz: Bei den großen Vortheilen, welche sich von der Hebung des Weinbaues sowohl als des Weinhandels namentlich für die östlichen Kronländer erwarten lassen, constatiren wir mit Befriedigung, daß sich in neuerer Zeit eine erhöhte industrielle Thätigkeit auf diesem Gebiete macht.

So wurde neuestens in Erlau und Agram die Gründung von Weinhandlungsgesellschaften auf Aktien in Anwendung gebracht und ist die vorläufige Bewilligung hiezu gegen Beobachtung der bezüglichen Anordnungen des Vereinsgesetzes und gegen Einholung der Genehmigung der zu veröffentlichenden Subscriptions-Einladungen bereits ertheilt worden.

Nach dem Entwurfe der betreffenden Statuten soll die Agramer Gesellschaft ein großes Lager guter, kroatisch-slavonischer Weine zusammenstellen, durch sorgsame und kunstgerechte Behandlung derselben eine Musterwirthschaft einführen um mittelbar auf die Hebung der Weinkultur zu wirken, die Weine zur Handelswaare für die entferntesten Plätze geeignet machen und sodann in regelmäßigen Verkehr bringen.

Die Gesellschaft in Erlau will sich bei der Verfolgung gleicher Zwecke insbesondere die Erhaltung der dortigen Weine in reiner unverfälschter Qualität zur Aufgabe machen, und den zumal in dieser Richtung zum Nachtheile des Kredits der früher so geschätzten dortigen Produkte vorgekommenen Mißbräuchen des Zwischenhandels entgegentreten.

Wäre dieses nicht auch in Siebenbürgen zu beherzigen?!

Mannigfaltiges.

* Die berühmte französische Schauspielerin Fräulein Rachel ist am 5. Januar gestorben. Die Leiche wird auf dem Père-Lachaise beigesetzt. — Fräulein Rachel endete ihr Leben zu Canet bei Toulon, im Landhause des Herrn Sardour, wo sie den Winter zubringen sollte. Ihr Todeskampf war lang und schrecklich. Sie litt fürchterlich. Am letzten Samstag ließ eine ihrer Schwestern, weil sie die letzte Stunde nahen sah, einen Rabbiner aus Nizza kommen. Derselbe kam am Montag in Canet an, und zwar zeitig genug, um die von der hebräischen Religion vorgeschriebenen Gebete am Bette der Sterbenden zu verrichten. Es herrscht noch ein Dunkel darüber, ob Fräulein Rachel, die ihre Kinder in der katholischen Religion erziehen ließ, ihrem Glauben entsagte und sich taufen ließ. Gewiß ist, daß Fräulein Rachel, die sich in der letzten Zeit viel mit religiösen Dingen beschäftigte, in Montpellier Schritte gethan hatte, um zur katholischen Religion überzutreten Fräulein Rachel wurde 1820 in einem Wirthshause in der Schweiz geboren, wo sich gerade ihre Eltern (wandernde Musikanten) befanden. Ihre ersten zehn Jahre verbrachte sie als echte Zigeunerin, in den Straßen singend und spielend. Charon, der Gründer der Institution royale de musique religieuse, wurde zuerst auf sie aufmerksam. Da ihr Talent aber mehr ein dramatisches war, so empfahl er sie Pagnon St. Aulaire, der eine dramatische Schule hatte. 1836 trat Frl. Rachel ins Conservatoire ein. Sie debutirte zuerst im Salle Chateraine, und spielte dann im Gymnase, wo sie keinen Erfolg hatte. Von dem bekannten Schauspieler des Theatre Français, Samson, weiter ausgebildet, gelang es demselben nach langen Bemühungen, ihr den Eintritt ins letztgenannte Theater zu verschaffen, und zwar mit einem Gehalte von

4000 Franken. Einmal auf der ersten französischen Bühne zugelassen, entwickelte sich ihr großes Talent schnell, und sie erreichte bald den höchsten Gipfel der Kunst. Was ihre Schöpfungen und Leistungen betrifft, so sind dieselben bekannt, und ich gehe nicht weiter darauf ein. Die Verstorbene, deren Gehalt in der letzten Zeit ungeheuer war, hinterläßt über eine Million Vermögen. Frl. Rachel selbst hatte eine große Vorliebe für Gold, Diamanten und Juwelen. Während ihrer Krankheit ließ sie sich Goldstücke, ihre Juwelen ꝛc. auf ihr Bett bringen und spielte damit. Eines Tages sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „Il faut donc quitter tout.“

* Im Theater zu Rouen geriethen am Neujahrs-Abende um 11 Uhr im Zwischen-Akte zwei Betrunkene an einander, und der schwächere Theil schrie, um sich des Gegners zu erledigen, Feuer. Sofort entstand im Hause eine furchtbare Aufregung, die Schauspielerinnen, die beim Umkleiden waren, stürzten halb nackt ins Freie, während das Publikum nach den Treppen eilte. Zum Glück gelang es mehreren besonnenen Männern, den panischen Schrecken zu beschwichtigen, doch wurden mehrere Personen bewußtlos fortgetragen, manche hatten auf den Treppen Quetschungen erhalten, und ein Kind war lebensgefährlich verletzt worden.

* (Sonderbares Heiratsgesuch.) In dem römischen Blatte „Il vero amico del Populo“ ist folgender sonderbar klingender Heiratsantrag zu lesen, der von einer Amerikanerin ausgehend, nur beweißt, daß in der neuen Welt auch die Damen den Humbug lieben. Der Antrag lautet: „Ich lege soeben das 20. Lebensjahr zurück. Bin in der Schule Marietta erzogen worden. Bin zu allen Beschäftigungen einer guten Hausfrau geeignet, d. i. von der Bereitung schmackhafter Speisen bis zum Stärken der Hemden. Ich führe trefflich die Nadel, ich unterziehe mich den schwierigsten und complicirtesten Arbeiten, bis zum Annähen eines Knopfes an die — Beinkleider. Ich laufe Schlittschuhe, singe, spiele Clavier und tanze mit Grazie. Ich reite auch vortrefflich und wer daran nicht glaubt, dem schlage ich folgende Wette vor: Es möge ein schöner Jüngling zwei tüchtige Pferde herbeischaffen. Er besteigt das eine und ich das andere. Wird er mich nun innerhalb zwei Minuten erreichen, so habe ich verloren, und ich werde nun sein Weib, erreicht er mich aber nicht, so hat er verloren, und muß mein — Mann werden.“

* Das „Journal des Mines“ erzählt Folgendes: Eine große Eisenbahngesellschaft hatte etliche 30 Locomotiven nöthig. Englische Maschinenbauer hatten das Stück zu 45.000 Fr. offerirt, aber ihr Angebot wurde abgelehnt. Dagegen wurden diese Maschinen bei einem Pariser Hause, welches gerade nicht im Rufe steht, Meisterwerke zu liefern — zum Preise von 60.000 Fr. bestellt, „um die Nationalindustrie zu begünstigen.“ Was geschah? Der Pariser Fabrikant bestellte die bei ihm bestellten Maschinen bei den englischen Maschinenbauern zu 45.000 Fr. und wird sie der Eisenbahngesellschaft zu 60.000 Fr. abliefern. Der Fabrikant gewinnt bei dieser Operation 4.500.000 Fr. und die Nationalindustrie?

* Königin Victoria, welche sich mit soviel Talent wie Erfolg mit der Photographie beschäftigt und in London noch neuerdings bei dem berühmten Nadar Unterricht nahm, hat dem Vernehmen nach der französischen Kaiserin Eugenie als Neujahrsgabe ein allerliebstes Album voll eigenhändig angefertigter Photographieen verehrt. Es sind dieses die Portraits ihrer Kinder, die in Anzügen aus den berühmtesten Shakespeare'schen Stücken dargestellt sind, ferner das Portrait vom Prinzen Albert, sodann Ansichten von Windsor, ferner das Schloß Balmoral in Schottland und Osborne House auf der Insel Wight.

* Die englische Kriegsflotte war am 1. Januar folgendermaßen vertheilt: Auf heimischen Stationen 71 Schiffe, 2148 Kanonen, 10,340 Pferdekraft; Ostindien und China 65 Schiffe, 845 Kanonen, 18,841 Pferdekraft; Mittelmeer 23 Schiffe, 585 Kanonen, 5758 Pferdekraft; Afrikanische Küste 22 Schiffe, 129 Kanonen, 3934 Pferdekraft; Nordamerika und Westindien 16 Schiffe, 350 Kanonen, 2830 Pferdekraft; zu speciellem Dienste 12 Schiffe, 50 Kanonen, 10,340 Pferdekraft; Brasilien 7 Schiffe, 125 Kanonen, 500 Pferdekraft; am Cap 5 Schiffe, 137 Kanonen, 930 Pferdekraft; Australien 3 Schiffe, 49 Kanonen; zusammen 226 Schiffe, 4774 Kanonen, 55,243 Pferdekraft. Die Zahl der Flotten-Offiziere, von denen jedoch nur ein Theil im aktiven Dienste ist, beträgt 6066; darunter 297 Flaggen-Offiziere, 666 Kapitäns, 1030 Commandeurs, 1715 Lieutenants, 475 Masters, 127 Ingenieure, 165 Steuerleute, 105 Steuerleute 2. Ranges, 150 Kaplane, 88 Lehrmeister, 348 Aerzte, 255 ärztliche Gehülfen, 511 Zahlmeister und 134 Zahlmeister-Gehülfen.

* (Geistlichkeit in Italien.) Die „Petersburgskija Wedomosti“ (Russische Akademiezeitung), dasselbe Blatt, welches vor Kurzem die Freiheit des Belgischen Constitutionalismus gegenüber der dortigen clerikalen und conservativen Partei in Schutz nahm, läßt sich heute über das italienische Priesterthum berichten. Sein Correspondent kann in der katholischen Geistlichkeit Italiens nichts weiter als Herrsch- und Geldgier erblicken, und beide Begierden hält er für ungeheuer erfolgreich. „Diese Geistlichkeit,“ sagt er, „schade ihren Pfarrkindern mehr, als der böseste russische Grundbesitzer seinen Bauern. Die ganze Menschheit schritte vorwärts, nur diese eine Kaste nicht.“ Wir führen diese weitläuftig behandelten Urtheile an, weil sie mit einer Bitterkeit geschrieben sind, welche für einen russischen Correspondenten in Behandlung italienischer Zustände einigermaßen auffallen darf.

* Die Jesuiten treffen Vorbereitungen zur Wiederherstellung ihrer Mission in China.

* Um die letzte indische Post nach London zu bringen, war eine der besten Maschinen nach Dover geschickt worden. Sie legte die 88 Meilen lange Strecke in 47 Minuten zurück, und mußte dabei kurz vor dem Bahnhof 10 volle Minuten warten, bis sie einfahren konnte. Wäre dieses Hinderniß nicht gewesen, so hätte sie nicht ganz eine Minute per Meile gebraucht.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 7. Montag, den 18. Jänner. 1858.

Von Preßunfug

oder Mißbrauch der Presse zu unwürdigen, unedlen, oder gar schädlichen und verderblichen Zwecken hört man viel sprechen und muß beklagen, daß jenes köstliche Geschenk der Vorsehung von Unbesonnenen gar nicht selten angewandt wird, wie es doch nicht werden sollte. Gegen solchen Mißbrauch sucht man selbst in dem freien England sich zu wehren und Verständige wünschen, er sollte nicht vorkommen.

Bei uns, unter uns zahmen und stäten Frieden wünschenden Siebenbürgern? Nun, auch hier finden fort und fort nicht ganz wenige Handlungen Statt, welche man — bei Licht besehe oder wenn man der Wahrheit die Ehre geben will — mit den obigen Namen bezeichnen muß. Ich begnüge mich, für jetzt auf einen doppelten Mißbrauch der so schätzenswerthen „bleiernen Soldaten" in wenigem hinzuweisen.

Der eine ist die in unsern deutschen Zeitungen, zumal einer von ihnen, ziemlich häufige Ankündigung von Büchern — oft selbst mit großem Druck! — deren Titel viel mehr versprechen als der Inhalt leisten kann und deren Anblick schon anständige Menschen beleidigen, der Jugend aber, welche die Intelligenzblätter auch zu Gesicht bekömmt, vielfach zum Anstoß und Aergerniß gereichen kann und gereichen muß. Wir setzen voraus, daß es unsern Buchhändlern nicht ganz gleichgültig ist, auf welche Weise sie etwas „verdienen" und sprechen hier vor einem größern Publikum ihnen gegenüber die Hoffnung ja Erwartung aus, sie würden fortan solche marktschreierische Werke (welche wir nicht weiter bezeichnen wollen) weder halten da das für sie gegebene Geld fast ohne Ausnahme weggeworfen ist, noch viel weniger aber in ihren Schaufenstern ausstellen und gar öffentlich anzeigen. Wir hoffen, sie haben so viel Sinn für Schicklichkeit und Eifer für das allgemeine Wohl, daß sie diese gutgemeinte Erinnerung sich genug sein lassen und nicht warten werden, bis die Behörden auch hierin unnachsichtlich eingreifen (was sehr — leicht geschehen kann.*)

Ein zweiter „Preßunfug," auf welchen ich die allgemeine Aufmerksamkeit zu richten mir erlaube, sind die, noch immer in vielen unserer Kalender, wiederkehrenden mehr oder weniger bestimmten Wetterprophezeihungen. Während sie in dem Mutterland — die obscursten Kalender vielleicht abgerechnet — schon seit lange aus der Mode gekommen sind, erhalten sie sich hier in freudigem Wuchern fort und fort und ihre Urheber lassen sie mit jedem Jahr auf's Neue erscheinen, unbekümmert um alle in diesem Jahrhundert gemachten Fortschritte der Meteorologie (nach deren unumstößlichsten Sätzen solche Prophezeihungen nichts weniger sind als toller Unsinn) wie um die auch von unsern Pressen schon zu Tage geförderten Rügen solches Treibens. Vor einigen Jahren erlebten wir's, daß einer ihrer Kollegen, wie seit langen Jahren, nur 7 Planeten aufführte und unter dieselben (ganz abgesondert) noch 60 Jahre nach seiner Entdeckung setzte „Uranus der neuentdeckte Planet." Als er aber wegen solchen Mißgriffes öffentlich eines Besseren belehrt wurde — und zwar nur Einmal! — ging der Mann in sich und wählte eine richtigere Reihe der Wandelsterne! In jenem Fall aber scheint das Bessere viel schwerer durchdringen zu können. Denn noch immer wird den armen Ungebildeten der alte Unverstand aufgetischt, welcher doch längst abgethan sein sollte und zwar auch hier in unserem fernen Erdenwinkel.

Das ist aber wahrhaft traurig, trauriger als es vielleicht bei oberflächlicher Betrachtung scheinen dürfte. Nicht nur werden dadurch immer auf's Neue falsche Begriffe von Naturkenntniß und Forschung erhalten und wieder verbreitet, die abgeschmackten Ansichten von Astrologie u. dgl. Unsinn genährt, wird der Glaube und das Vertrauen an wahres und begründetes Naturwissen untergraben und dessen Wurzelschlagen unmöglich gemacht und manches Andere Bedenkliche mehr. Sondern, was dem Einsender dieser Zeilen noch verderblicher scheint, durch solche Veröffentlichungen wird alle Jahre, wie vor langen Zeiten, der Aberglaube befördert, erhalten und genährt, der Aberglaube, welchem erleuchtete Lehrer und Schriftsteller, welchem als ihr Organ die Presse doch entgegenarbeiten sollten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln.

Wohlmeinende Freunde des Volkes, seines allseitigen Glückes und Heiles sollten eher des Entgegengesetzten sich befleißigen, verkehrten Ansichten, Ueberresten des Heidenthums (wie sie leider noch in so Manchem um uns spucken) in den Weg treten und sie auszurotten trachten wie und wo sie nur können. Das wäre eine wichtige, ist eine unerläßliche Pflicht darum auch der — Kalenderverfertiger. Sie sollten jene albernen Bestimmungen ebenso

*) Es ist beinahe keine Frage, daß auch manche Ankündigungen von verschiedenen Universalmitteln für Menschen und Thiere mehr oder weniger hier anzureihen wären. Auch da ist fast eitel — Betrug.

fallen laſſen (ja ſchon längſt beſeitigt haben) wie bereits ihre Vorgänger die „dienlichen Aderlaßtafeln“ aufgegeben haben und nicht mehr hieroglyphiſche Zeichen ſetzen zu einzelnen Tagen, an denen es „gut ſäen und pflanzen, Aderlaſſen, ſchröpfen, purgiren, Kinder entwehnen, Bauholzfällen, Haar ſchneiden, Vögel fangen und Fiſchen“ iſt und welche „glücklich“ ſind und „Sturm-Wind“ bringen werden und ihre Landes-„Chronika“ nicht mehr anfangen: „Anno Chriſti 372 verwilligen ſich die Ungarn aus Scythien zu reiſen“ *) u. a. mehr. Sie würden ſich durch ſolche (mühelose) Unterlaſſung **) wahre Verdienſte um unſer Volk erwerben, denn der große Hauſe iſt leider noch immer ſehr geneigt zum Aberglauben, wie ja ſchon Luther klagt: „Es iſt nichts Mächtigeres in der Welt als der Aberglaube. Allezeit iſt bei den Leuten größerer Fleiß und Hitze, über dem Aberglauben und der Abgötterei zu halten, denn die rechte Lehre anzunehmen und dabei feſt zu halten.“

Es käme bloß darauf an, daß ſie ſich herzhaft entſchlöſſen, jenen Firlefanz endlich auch (wie das früher Erwähnte) abzuthun und zwar am beſten alle zugleich und noch vor Beginn des neuen Kalenderdrucks. Verluſt können Sie durch ſolchen Vorſatz und deſſen entſchiedene Ausführung keinen haben, denn die Leute werden (wenn freilich manche eine Zeit lang mit — Murren) die Kalender doch kaufen und ihre derartige Umgeſtaltung wird, wie mit dem Wetterläuten bereits an vielen Orten geſchehen, die gute Folge haben, daß bald alle, auch die Murrenden, ſich jenen beklagenswerthen Glauben abgewöhnen und wohl bald auch aus Ueberzeugung laſſen.

Werden aber unſere Drucker Solches thun, werden ſie dem löblichen Beiſpiel ihres Genoſſen nachfolgen, welcher dem Uranus ſo bald ſeine gebührende Stelle anwies? Wir hoffen es, vertrauend ihrer Liebe zum Volk, ihrem redlichen Willen für Licht und Aufklärung, vertrauend ihrer beſſern Einſicht. Thun ſie das im Intereſſe eben des Volkes hier Gewünſchte nicht: nun ſo fordern wir die öffentliche Autorität auf, auch in dieſem Fall Gebot und Strenge walten zu laſſen und unſern Herrn Druckern zu zeigen, daß ſie „das Schwert nicht umſonſt trägt,“ wie ſie — namentlich ſeit 1849 ſchon öfter im Fall geweſen iſt und ſich nicht geſcheut hat, das Beſſere ſelbſt zu erzwingen. Sie iſt, wie man ſächſiſch ſagt, „nicht ausgeredet,“ wenn ſie ſolchen Unfug noch weiter duldet und ſoll, nothwendigen Falles, eingreifen und die Gründe nicht genugſam Beachtenden zwingen, die betreffenden Bogen — anders zu drucken und ſolche Sünden an dem Volksgeiſt nie wieder zu begehen.

---

*) Wörtlich aus einem Kalender auf 1772 (das Titelblatt fehlt), wahrſcheinlich gedruckt in Hermannſtadt. Wie wunderlich die mit ſolchen Zeichen (Vögeln, Scheeren, Aexten ꝛc.) bedruckten Kalenderſeiten ſich ausnehmen, iſt leicht zu ſchließen.

**) Dieſelbe könnte reichlichſt gut gemacht werden durch Mittheilung der wichtigeren Thatſachen der neuern Meteorologie, Empfehlung der Barometer u. a. Verwandtes.

Der Heldenberg in Wetzdorf.

(Aus der Morgenpoſt.)

Drei Stunden von Stockerau entfernt liegt das Gut Wetzdorf, deſſen Park durch ſeinen Beſitzer Herrn Parkfrieder zu einer Ehrenhalle der öſterreichiſchen Armee, und zur gemeinſchaftlichen Ruheſtätte für den Beſitzer ſelbſt und deſſen beide ruhmbekränzte Freunde, die Feldmarſchälle Graf Radetzky und Freiherr von Wimpffen, beſtimmt und auf die ſinnigſte Weiſe ausgeſchmückt wurde.

Seit Radetzky's allgemein betrauertem Hinſcheiden, und beſonders ſeit der Eröffnung ſeines Teſtamentes, wurde die Aufmerkſamkeit des Publikums auf das früher kaum genannte Wetzdorf gelenkt, und der Name Parkfrieder iſt ſeit wenigen Tagen in Aller Munde.

Im großen Publikum weiß man nur, daß Herr Parkfrieder ein intimer Freund des ſoeben dahingeſchiedenen Heldengreiſes und des Grafen Wimpffen war. Wer iſt der Mann, der ſich ſo ehrenvoller Freundſchaftsbeziehungen rühmen konnte?

Dieſe Frage hört man nun allgemein, und die Beantwortung ergibt ſich von ſelbſt, wenn wir den Heldenberg beſteigen und dort die mit ungeheuern Opfern ins Leben gerufenen Beweiſe der Bewunderung für Heldenmuth und Treue in Augenſchein nehmen.

Herr Parkfrieder iſt ein Freund, ein Verehrer aller Tapfern, und darum hielten ihn auch Männer, wie Radetzky und Wimpffen, ihrer Freundſchaft würdig. Schon in ihren Jugendjahren ſchloſſen ſie ſich demſelben innig an, und als — nach manchen Tagen ſchwerer Prüfung das Haar zu bleichen begann, reichten ſie ſich die Hände zum Verſprechen, daß ſie auch im Tode unzertrennlich bleiben wollten.

Eine Anhöhe des Parkes in Wetzdorf ward zu dem gemeinſchaftlichen Grabe beſtimmt.

Ein zweihundert Klafter langer Weg, mit geringer Böſchung führt dahin.

An dem aus Geſträuchen gebildeten Spalier finden wir mehrere Ruheplätze und aus Eiſen gegoſſene Grenadiere angebracht. Letztere ſind ſo naturgetreu dargeſtellt, daß man nicht ohne Reſpekt an ihnen vorüber gehen kann.

Zur näheren Charakteriſtik des Beſitzers mag folgende Thatſache dienen.“

Im vorigen Monat erfrechte ſich ein Böswilliger während der Tageszeit einen dieſer Grenadiere umzuwerfen. Herr Parkfrieder erhielt bald davon Kunde und ließ die umgeſchleuderte Statue ſogleich wieder aufrichten. Kaum waren aber zwei Stunden verfloſſen, als der ſieben Zentner ſchwere Grenadier abermals am Boden lag. Nun befahl der Gutsbeſitzer, dem Frevler keine fernere Gelegenheit zu einem Attentat auf den ehernen Mann zu geben. Der Grenadier wurde nicht mehr aufgeſtellt, er liegt noch heute neben ſeinem Poſtamente, dafür ſieht man aber jetzt an derſelben Stelle einen rothangeſtrichenen Pfahl mit der Inſchrift:

„Ein elender Frevler hat die rohe Bosheit geübt, den Grenadier zweimal umzuwerfen und zu beſchädigen, am 13. De-

zember 1857. „Zur Schande jenes verwerflichen Thäters dieser Pfahl.“ —

Auf der Anhöhe breitet sich ein ebener Platz im Umfange von beiläufig 240 Klafter aus und da erblicken wir ein für Invaliden bestimmtes Gebäude, Pyramiden, Säulen und eine große Menge Statuen.

Zur Säulenhalle des Invalidenhauses führt eine steinerne Treppe, welche am Fuße mit in Erz gegossenen kriegerischen Emblemen und in der Mitte mit den Büsten der Generalissimi: Erzherzog Karl, Eugen Herzog von Savoyen, Graf Leopold Daun, und Laudon, geschmückt ist.

In dem Säulengange sind die Büsten der Generale Allnoch, August, Berger, Henzi, Rath und Rukawina, in Nischen angebracht sind.

Rechts und links vom Gebäude erblicken wir auf einem Geländer die Brustbilder von Erzherzog Johann, Erzherzog Ferdinand d'Este, Prinz de Ligne, Prinz Koburg, Karl Fürst Schwarzenberg, Johann Fürst Liechtenstein, Graf Bellegarde, Graf Nugent, Baron Alwintzy, Graf Josef Colloredo, Graf Johann Kolowrat-Krakowsky, Graf Clerfayt, Graf Ferraris, Graf Hadik, Graf Lacy und Graf Wurmser.

Am Gebäude prunkt in goldenen Lettern die Aufschrift: „Den würdigen Söhnen des Vaterlandes sei dieses Haus für ihre im Jahr 1848 und 1851 bewiesene Tapferkeit und Treue gewidmet.“

Im Mittelpunkte des Platzes erkennen wir in einer Statue die Muse der Geschichte. Sie hält eine Tafel mit der Inschrift:

„Die Armee ist die Vereinigung jener Männer, welche dem Gesetze sowohl nach Innen als nach Außen Kraft verleihen.“

Auf dem Schilde dieser Statue lautet die Widmung: „Der heldenmüthigen k. k. italienischen und ungarischen Armee für anno 1848—1849 bewiesene unerschütterliche Treue und unbezwingbare Tapferkeit, als Andenken gewidmet.“

Rechts und links steht je eine Gruppe mit lebensgroßen Statuen und in Metall gegossenen Brustbildern der Helden des Maria-Theresienordens vom Jahre 1848—1849.

Die zwölf Statuen, welche sich um zwei prachtvolle Säulen gruppiren, sind die der Heerführer: Erzherzog Albrecht, Fürsten Windischgrätz und Paskiewitsch, der Grafen Radetzky, Schlik, Jelacic, Thurn und der Freiherren Heß, Welden, d'Aspre, 24 Brustbilder.

Außer den Gruppen sehen wir die vier lebensgroßen Statuen des F.M. Freiherr v. Wimpffen, Graf Lamberg, Graf Latour und Prinz von Hohenzollern.

Einer der interessantesten Punkte ist die dem Invalidenhause gegenüberstehende Pyramide, welche sammt der darauf stehenden Figur 12 Klafter mißt, sich über die Freundesgruft thürmet und die Aufschrift hat: Erbaut anno 1849.“ Eine eiserne Thür führt daselbst in die Vorhalle der Gruft, wo uns mit schwarzen Lettern die Mahnung entgegen steht:

„Ehret, schonet und erhaltet das Eigenthum der Todten.“

Vierundzwanzig Stufen führen zur ersten Etage der Gruft, welche in zwei vollkommen gleiche Gemächer, von je 2 Quadratklafter Grundfläche getheilt ist.

Im vorderen Gemache sind zwei Vertiefungen angebracht. In der links stehenden befinden sich die irdischen Ueberreste des Herrn Feldmarschalls Wimpffen, die rechtsstehende ist zur Aufnahme der Leiche des Feldmarschalls Radetzky bestimmt.

Vom zweiten Gemache aus geht eine Treppe in ein tiefer liegendes Gewölbe, das auf vier Säulen ruht, und zur einstigen Bestattung des Gutsbesitzers Herrn Parkfrieder hergestellt wurde. In der Gruft und auf der Treppe stehen in Nischen metallene Statuen von trauernden Engeln und Rittern.

Einige Schritte hinter der Pyramide findet sich eine kunstvoll gearbeitete Gruppe, welche die Parzen Klotho, Lacheßis und Atropos vorstellt.

An das Invalidenhaus grenzt ferner eine Allee an, welche mit einer zweiten einen Bogengang bildet. Diese beiden Alleen enthalten 44 in Erz gegossene Brustbilder berühmter Feldherrn früherer Jahrhunderte und umschließen eine dritte Allee mit 22 Büsten der verstorbenen Herrscher Oesterreichs. Diese nach der Zeitfolge geordnete Bilderreihe endet mit dem lebensgroßen Erzbilde unseres jetzt regierenden Monarchen.

Weiter oben auf der Anhöhe fällt zuerst eine für Invaliden bestimmte Gruft in die Augen, die aber bisher noch unbenützt blieb.

Sie stellt eine niedere Pyramide vor und ist mit einem schlummernden Löwen geschmückt und hat die Aufschrift:

„Tapfere Männer waren es, die hier liegen;
Ihr Muth, Ihre Treue half uns siegen.“
Erbaut 1852.

Nicht ferne davon steht ein großes Kreuz. Auf dieser Anhöhe finden wir auch noch Büsten von Freiherrn v. Bülow, Graf O'Donnel und Josef Ettenreich.

Fahnenstangen und kleine Geschütze, darunter eine metallene und gegen dreißig eiserne Kanonen sind daselbst aufgepflanzt, und dürften bald die Bestimmung haben, einem allgemein bewunderten und geliebten Helden die letzten Ehren zu erweisen.

Alle die genannten Statuen sind nicht, wie schon in mehreren Blättern behauptet wurde, aus Stein gemeißelt, sondern sie sind in Erz gegossen und tragen durchgehends das Gepräge von Kunstwerken.

Die Grundentlastungen in Siebenbürgen.

Einer uns vorliegenden Nachweisung über die Resultate der Grundentlastung in Siebenbürgen bis Ende Dezember 1857 entnehmen wir, daß bis zu diesem Zeitpunkte für 855 Bezugsberechtigte ein Entschädigungskapital von . . . 5459860 fl. 4 kr.
und an kapitalisirten Rentenrückständen . . 949956 „ 14¼ „
zusammen ein Betrag von . . . . . 6409816 fl. 18¼ kr.
liquidirt wurde.

Zahlbar auf Rechnung des Grundentlastungsfondes wurden bis zum Schlusse des Jahres 1857	8338023 fl. 47	kr.
flüssig gemacht, u. z.		
1. an ordentlichen Urbarial-Vorschüssen .	3588559 „ 9¼	„
2. an außerordentlichen (3jährigen Vorschüssen	1080467 „ 58¼	„
3. an Abschlagszahlungen (5jähriger 8jähriger Renten)	3273719 „ 45¾	„
(wovon 3251200 fl. in Obligationen und baar zur Ausgleichung 22519 fl. 45¼ kr.)		
4. Ferner an kapitalisirten Rentenrückständen nach Abzug aller Vorempfänge (sub 1, 2 und 3) für 148 Berechtigte. . .	213947 fl. 56¾	„
(hievon in Obligat. 210150 fl. und zur Ausgleichung baar 3797 fl. 56¾ kr.:		
5. endlich an Entschädigungskapital nach erfolgter gerichtlicher Zuweisung an 43 Berechtigte	181328 „ 47	„
(hievon 179990 fl. in Oblig., baar 1338 fl. 47 kr.		

Mannigfaltiges.

* Aus Neapel wird unter dem 5. Januar gemeldet, daß die Erderschütterungen daselbst noch fortdauern. Ganze Ortschaften sind bereits verschwunden und die blühendsten auf Jahre hinaus verwüstet. Der Verlust an Menschenleben und der Schaden an Gütern ist unermeßlich. Die Angst der Bewohner des hart heimgesuchten Landes ist gränzenlos.

* In dem böhmischen Marktflecken Gieshübel ereignete sich vor Kurzem folgender verbürgter Vorfall: Eine Frau hört des Nachts ihr Kind, ein Mädchen von 6 Jahren, ächzen und wimmern; sie steht auf, um zu sehen, was ihm fehle und bemerkt zu nicht geringem Schrecken, daß — eine Maus in dem Munde des Kindes steckt. In der Angst ergreift die Frau das Schwänzchen der Maus und versucht sie aus dem Munde zu ziehen, allein es reißt ab und die Maus schlüpft in den Magen des Kindes. Glücklicher Weise ist bald ärztliche Hilfe zur Hand; man gibt dem Mädchen einen aus fettigen Substanzen bereiteten Brei zu genießen und reicht ihm ein Abführmittel, in Folge dessen die Maus nach Verlauf von 36 Stunden durch den Darmkanal abgeht. Besondere Veränderungen oder üble Zufälle sind in dem Befinden des Kindes, während sich die Maus im Darmkanale aufhielt, nicht eingetreten und ist dasselbe vollkommen gesund.

(Ein Tunnel zwischen Frankreich und England.) Auf Befehl des Kaisers Napoleon ist eine Kommission zusammengetreten, um einen Plan zu Begutachten, der nichts Geringeres bezweckt, als Frankreich mit England durch einen Tunel zu verbinden. Die Kommission hat zu den Vorstudien dieses Riesenwerkes 500,000 Fr. angewiesen erhalten. Der Urheber dieses Planes heißt Thomas von Gamond. Der Tunnel soll vom Continente aus unter dem Cap Gris-Nez hindurch, nach der Landspitze von Eastware zwischen Dover und Folkestone gehen und zwar unter einer Bank hindurch, welche ziemlich in der Mitte des Kanals liegt und den Namen Maonebank führt. Aus dieser Bank würde man eine Insel machen mit einem Hafen und einem Bahnhofe, welcher im Grunde eines tiefen Schachtes liegt. Aus diesem Bahnhofe werden die Wagen, längs einer aufsteigenden Spirale, an die Meeresoberfläche gebracht, wo die Waaren unmittelbar auf Schiffe verladen werden. Die beiden Eingänge des Tunnels liegen nicht unmittelbar am Meere, sondern in England bei Dover 8800 Metres, und in Frankreich bei Marquise 5500 Metres vom Meere entfernt. Die Tunnelstrecken auf dem Lande haben beide ein Neigung von 7 : 1000. Die beiden Haupt-Einwürfe, welche man gegen dieses Projekt gemacht hat, sind das Eindringen des Wassers durch das Tunnel-Gewölbe und die lange Dauer der Ausführung. Was den ersteren betrifft, so sind die geologischen Verhältnisse des Meeresgrundes der Art, daß jener Uebelstand wenig zu fürchten ist. Um die Arbeit selbst zu beschleunigen, macht Herr v. Gamond den Vorschlag, zuerst in der Richtung des Tunnels dreizehn künstliche Inselchen im Kanal zu bilden, auf denen man tiefe Schachte bis zur Sohle des Tunnels bohren würde, um das ausgegrabene Material fortschaffen zu können; ferner sollen auf diesen Inseln die nöthigen Werkstätten und Observatorien errichtet werden, um den Gang der unterirdischen Arbeiten zu regeln. Auf diese Weise würde die ganze Strecke in 14 kleinere getheilt werden, von denen man jede an beiden Enden zugleich anfangen kann. Diese Unter-Abtheilungen würden eine Länge von 1500 Metres haben. Der Urheber des Planes theilt nun die ganze Arbeit so ein: Ein Jahr zur Errichtung der 13 Inseln und Bohrung der Schachte; ein zweites Jahr zur Erbauung von fünf Abtheilungen des Tunnels, um die Richtung des Tunnels festzulegen; ferner vier Jahre würden dann ausreichen, um die ganze Arbeit zu vollenden. Nach Beendigung des Tunnels werden die Inseln natürlich überflüssig, und um die Schifffahrt nicht zu belästigen, sollen ihre Gipfel durch vorher angelegte Minen abgesprengt werden. Der Tunnel selbst wird einen hohlen Cylinder von 9 Metres Durchmesser bilden; in einer Höhe von 2 Metres über dem niedrigsten Punkte liegt ein doppelter Schienenweg, der auf einem Mastv von unbehauenen Steinen ruht. Noch weiter höher hinauf gehen zwei Seitengalerieen durch den ganzen Tunel hindurch, welche für die Beamten dienen sollen. — Hr. v. Gamond schätzt die Herstellungskosten für den eigentlichen Tunel auf 3400 Frs. per Metre oder auf 112 Millionen für die ganze Länge von 33 Kilometres; dazu kommen noch die Kosten für Bahnhöfe, für die Zugänge zu dem Tunnel ꝛc., so daß die Gesammt-Kosten sich auf 170 Millionen schätzen lassen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Götz's Buchdruckerei in Kronstadt

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 8. Mittwoch, den 20. Jänner. 1858.

Nachklänge.

Angeschlagen durch die „Berichtigung" in Nro. 1 der Transilvania

Motto: Didicisse fideliter artes, emollit mores nec sinit esse feros
Ovidius.

I.

Ich saß bei trüber Kerze Schein nach schweren Tages Ringen
Und manche Saiten thäten noch nach im Gemüthe klingen
Gestalten tauchten wogend auf, zunächst die 7 Weisen. — —
„Sprecht, warum nach Jahrtausenden wir immer noch euch preisen? —
Es ist die schöne Harmonie in eurem Thun und Lehren
Die thatgewordne Wissenschaft die wir in euch verehren;
Ihr sagt sie ein, in Fleisch und Blut habt ihr sie umgewandelt
Und euer Fleisch und Blut hat sich in ihren Geist verwandelt.
Das sei dir Merkmal; wo's nicht ist, da ist sie nicht lebendig,
Da ist sie täuschend Aushängschild, wo roher Stoff inwendig.
Und sagst du mir auch hochgelehrt, mit aufgeworfner Nasen,
Wuher der Wind, wohin er muß nach deiner Rechnung, blasen;
Und mögest deine Witt'rungsschau du weit und breit versenden
Und dir ein schmeichelnd Prädikat dafür dir lassen spenden:
So lang' du wie ich weiß sie machst und sie dann aus thust flicken
Mit dem, was meilenweither du vom Freund dir lässest schicken;
War auch der Weg umsonst, den durch die Schule du gegangen
Er war umsonst, die Wissenschaft hat in die nicht gefangen."
So dacht' ich. Sieh' da stolpert just zur Thür herein ein Knoten
Er hieß: „Kein specieller Freund des siebenbürger Boten." —
Den schickt ein Freund mir zu und schrieb „den Knoten ich dir sende
Die Bildung, die an ihm versäumt, so du es kannst vollende.
Mach's wie dein Großvater gethan, der griff zuerst zum Beile,
Am Knoten, sprach er, ist's umsonst greifst du zuerst zur Feile;
In beide Hände erst das Beil und mit dem Beil erst haue
Ihn eben, mit dem Hobel drauf gleich' aus, was bleibt, das Rauhe,
Nun glätte mit der Politur das Flader bunt und scheckig,
So ist er, Knoten immer zwar, doch außen nicht mehr eckig." —
So schrieb der Freund. „Sieh' ihn dir an." — „„Wer steckt doch in dem Knoten?""
Dacht ich, „„kein specieller Freund vom siebenbürger Boten!""
Ich sah ihn an, da fiel mir ein, das sind bekannte Züge
Und an der Feder kannt ich gleich den Vogel zur Genüge.
Das Sprichwort wies darauf mich hin, die Lehr' ist klar und simpel,
Und pfeift er noch wie der, weis ich bestimmt das ist der Gimpel.

Freiherr v. Bruck und Oesterreichs Finanzen.

Wirthschaftliche und finanzielle Fragen sind während der letzten Jahre der Schwerpunkt des modernen Staatslebens geworden. In keinem Staate aber ist dies im Verlaufe eines halben Jahrzehnds so ersichtlich hervorgetreten wie in Oesterreich, das soviel auf allen Gebieten nachzuholen hatte. Die Bewegungen der letzten vierziger Jahre hatten eine Menge von Schäden aufgedeckt, die unter der gemüthlich-väterlichen Regierung früherer Zeit nicht immer gefühlt wurden. Ein vegetirendes, durch Prohibition aus dem Conner mit dem übrigen Europa gebrachtes Land ward sich plötzlich klar, daß seine Existenz auf neuen Grundlagen errichtet werden müßte. Das ehemalige System der Einengung, der Furcht vor der Thätigkeit der Nationen, hatte die Lebensadern des geistigen und materiellen Verkehrs unterbunden. Die frischpulsirende Kraft, aus der ungehinderten Arbeitsthätigkeit des Einzelnen entspringend, mußte wieder gewonnen werden. Der Wohlstand, lange genug krüppelhaft und zum Theil in trostloser, rohester Naturalwirthschaft hingehalten, mußte angebahnt werden. Mit Einem Wort, es mußten die Schleußen geöffnet werden, durch die an die Stelle eines blos genießenden Wohlbefindens vermehrte Arbeitsthätigkeit, Unternehmungsgeist und endlich Kapitalbildung treten konnten. Zwei schwere innere Kriege hatten überdies den Staat an einer Stelle getroffen, wo er bei seiner eigenthümlichen Configuration am empfindlichsten zu treffen war. Sie hatten sein Budget auf eine Bahn gebracht, die ins Verderben führte und durchaus verlassen werden mußte.

Oesterreichs Zustand nach 1849 wies mit Nothwendigkeit auf die tiefgreifendsten Reformen hin. Seine politische, seine juristische, seine wirthschaftliche Gestaltung mußten der vollständigsten Umformung unterzogen werden. Aber wie leicht man auch die politische Concentration und gleiche Gesetzgebung anbahnte und größtentheils durchführte, der Schwerpunkt und der schwierige Punkt des neuen Lebens lag immer in den wirthschaftlichen und finanziellen Verhältnissen. Wenn man die feudalen Institutionen die der Geldwirthschaft direkt entgegenstanden, wenn man die Robot aufhob und die Grundbesitzer mit einer Rente entschädigte, wenn die Immunitäten eines ganzen Königreichs fallen mußten und man dafür das Land in besondere Verwaltungsbezirke theilte, um die einzelnen Theile enger an den Grundstock der Monarchie

zu knüpfen: so brachte dies eine Umwälzung in der gesammten Wirthschaft der österreichischen Völker hervor, die sowohl dem Staate neue Opfer auferlegte, als auch für die Einzelnen sehr einschneidende Veränderungen mit sich führte. So reich die Monarchie an Urprodukten ist, so arm war sie an flüssigen Kapitalien. Es war nichts Geringes, den frohneleistenden Bauer plötzlich zum eigenen Herrn zu machen und den Grundbesitzer, der in einzelnen Kronländern während der Zeit der Robot und der Naturalleistung buchstäblich im Ueberfluß von Produkten schwamm, aber oft nicht über 100 fl. gebot, auf die Bezahlung der Gespanne und der Taglöhner anzuweisen. Der Bruch mit den mittelalterlichen Verhältnissen war unvermeidlich, aber er war, wie alles Gute, das zu lange aufgeschoben wird, von schweren Uebelständen und Opfern begleitet. Der wichtigste Stand eines auf den breiten Grundsäulen des Ackerbaus beruhenden Staats fand sich in seiner neuen Stellung nicht sogleich zurecht. Der Geldwirthschaft überliefert, drückten ihn die Verhältnisse mehr als sie ihn in die Höhe hoben. Der Handelsstand fand mit dem Aufhören der Zollschranken zwischen den deutsch-slawischen Provinzen und Ungarn sein Absatzterrain erweitert, aber die Urwüchsigkeit, in der größtentheils noch die Kommunikationen sich befanden, konnten ihm keinen bedeutenden Markt sichern. Außer der praktikabeln Wasserstraße führte nur eine unvollendete Eisenbahn in das Innere von Ungarn, wie eine zweite nach dem Norden des Reichs und eine dritte in die nächstgelegenen südlichen Provinzen. Ueberall waren die Anfänge und der gute Wille sichtbar; die Ausführung fehlte. Ganz denselben Anblick zeigte das Gewerbswesen und meist auch die große Industrie. Engherzigkeit und Furcht vor der Erstarkung des Bürgerthums hatten eine Politik dictirt, welche die Institution der Innungen und Zünfte zum Schaden (??) der Consumenten und der Staatseinnahmen aufrecht erhielt. Eine scharfe Trennung der verwandtesten Gewerbe hatte zu theilweiser Verknöcherung geführt, die Kostspieligkeit und Unreife im Gefolge führte. Konnte es doch noch vor einigen Jahren zu dem berüchtigten Streit zwischen den Wiener Mandoletti- und Zuckerbäckern über den Umfang ihrer Berechtigungen, Zucker- und Mandelwaare zu backen, kommen! Die große Industrie befand sich in etwas besserer Lage. Ihr war nothgedrungen freiere Bewegung gestattet; aber da sie durch Prohibitivzölle vom Verkehr mit dem Auslande abgesperrt blieb, entwickelte sie sich äußerst langsam und erreichte nur in den Branchen einige Ausbildung, in welchen ihr das Rohmaterial in ausreichendem Maße und in guter Qualität zugebote stand. Das war namentlich der Fall in der Wollwaarenindustrie. Ueberdies unterstützte die Prohibition den Schmuggel in einer kaum glaublichen Weise.

Unter solchen Verhältnissen konnte der Kredit sich nicht entwickeln. Die Häuser in Wien, die ihn bei der Nationalbank in hohem Grade in Anspruch nahmen, benutzten ihn, um ihre Börsenoperationen in größerer Extension zur Ausführung bringen zu können. Wien war, ähnlich Frankfurt, der Sitz eines umfassenden Geldgeschäfts; die Transaktionen hatten aber weder den Umfang noch die Solidität derjenigen in Frankfurt. Zahlreiche Anleihen, die große Masse von Lotterien, zu denen Staat und Private — Adelleute und Aktiengesellschaften — gegriffen, waren ein Herd für das Geldgeschäft geworden, das freilich eine Reihe der bedeutendsten Bankiers und Finanzcapacitäten erzeugte. Großartige Bankhäuser jedoch, die ihre Mittel weitreichenden Unternehmungen zur Disposition gestellt hätten, waren nur sehr wenige vorhanden. Die Norddahn verdankt dem verstorbenen Rothschild, die Donaudampfschifffahrt aber dem Grafen Széchényi ihre Entstehung. Wohl waren und sind noch heute die meisten Wiener Bankiers Besitzer von Spinnereien, Zuckerraffinerien u. s. w.; aber ihr Bestreben war gleichzeitig dahin gerichtet, Grundbesitzer zu sein, und sie sind es oft im ausgedehntesten Maße. Dies entzog jedoch ihren Fabriken die Geldmittel, die im günstigsten Fall durch Börsengeschäfte aufgebracht werden mußten.

Und doch war Oesterreich das Land, wo Fabrikation, Gewerbe und Commerz und damit auch der Kredit auf eine hohe Stufe der Ausbildung gebracht werden konnten. Wie viele Fremde — Deutsche, Belgier, Franzosen, Engländer — waren eingewandert und hatten den Beweis geliefert, daß mit Intelligenz und Kapital sich in kurzer Zeit ein Vermögen erwerben ließ. Brünn ist beinahe eine Stadt der Fremden, in Wien zählen viele der angesehensten Firmen zu den vom Auslande gekommenen, und Triest hat unter seinen bedeutendsten Kaufleuten viele, die nicht in Oesterreich geboren sind. Das commerzielle Leben pulsirte auch oft ganz kräftig und führte manches Gute herbei. Neben der Nationalbank war nach langen Bemühungen, denen an entscheidender Stelle anfänglich große Bedenken entgegenstanden, eine zweite Bank, die der Escomptegesellschaft, erstanden, die zwar keine Zettel ausgab, aber bald vom größten Nutzen sein sollte. Immer noch fehlte indeß die rechte Kraft; denn der Verkehr sah sich an allen Ecken unterbunden, und ein verderblicher Schlendrian übte große Gewalt über die Verkehrstreibenden. Die Elemente für den Aufschwung jeglicher Branche des wirthschaftlichen Lebens waren zwar überall vorhanden; aber es kam darauf an, die Keime der Entwickelung entgegenzuführen.

Das war in allgemeinen Umrissen der Zustand, in dem sich die österreichischen Landestheile nach der Revolution und den Kämpfen mit den Insurgenten befanden. Es war nicht genug, daß man die Uebel, die nur zu deutlich zutage lagen, sah und erkannte, man mußte ihnen auch gründliche Abhülfe zutheil werden lassen. Um diese schwierige und ernste Aufgabe zu lösen, erschien in dem ganzen großen Reiche kein Mann mehr geeignet als der damalige Direktor des Triester Lloyd — der Mann, dessen Wirken wir im folgenden Blatt in kurzen Umrissen zeichnen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Attentat auf Kaiser Napoleon III.

Wir haben heute von dem letzten Mordversuche auf Se. Majestät den Kaiser der Franzosen in unserer Zeitung Meldung gemacht. Der „Lloyd" schreibt über diese Begebenheit das Folgende: Pianori hat einen Nachfolger gefunden. Die Vorsehung, die über dem Kaiser der Franzosen waltete und wachte, ist dieselbe geblieben, wie bei dem Attentate vom letzten April 1855: das Verbrechen selber aber scheint am 14. Jänner 1858 größere Dimensionen

angenommen zu haben, obschon dem Urheber der Muth dazu fehlte, seinem auserlesenen Opfer persönlich mit der Pistole in der Hand entgegenzutreten; und er, selber in sicher geglaubtem Verstecke verborgen, sein Mordinstrument spielen ließ. Unsere Mittheilung, die von der Beschädigung mehrerer Personen, von Einer durch Napoleons Hut getragenen Kugel spricht, läßt auf eine Art von Höllenmaschinen schließen, ähnlich derjenigen, welche die Royalisten im letzten Monate des Jahres 1800 gegen den ersten Konsul, oder welche vierthalb Decennien später Fieschi gegen Louis Philippe bei Gelegenheit der großen Revue auf den Boulevards abfeuerte. Kein Zweifel also, wir haben es mit einem politischen Fanatiker, zu thun: und der Gedanke, in welcher Hand am gestrigen Abende die Geschicke des Kaisers, seines Hauses, seines Reiches, vielleicht Europa's geruht, ist wohl geeignet, Männer aller Parteien zu ernsten Betrachtungen anzuregen.

Wie nun, wenn jener Schuß, der den Hut des Kaisers durchlöchert, sein Herz getroffen? Freilich es ist ein Erbe da; und der Vater hat gleich nach dessen Geburt, mit gewohnter Umsicht und Energie, die für die Einsetzung einer Regentschaft nothwendigen Anordnungen getroffen. Doch dieser Erbe zählt noch keine zwei Jahre: und die Kaiserin, der in dem Regentschaftsrathe die Hauptrolle zugewiesen ist, saß an der Seite ihres Gemahles, scheint gleich ihm nur durch ein Wunder den todbringenden Geschossen entgangen zu sein. Und wenn auch dies zweite Unheil abgewandt blieb: kann man glauben, daß die Ruhe, daß die Stabilität der jungen Dynastie in Frankreich schon hinlänglich befestigt ist, um ein, selbst in den friedlichsten Zeitläuften, selbst für die älteste Monarchie immer verhängnißvolles Interregnum volle sechzehn oder achtzehn Jahre lang ohne die lebhaftesten Erschütterungen zu ertragen?

Man darf sich nur der Debatten erinnern, die dem Erlasse des Regentschaftsgesetzes vorhergingen, um den vollen Umfang der Gefahren zu ermessen, welche die Krone des jungen Napoleoniden, nach dem eigenen kompetenten Urtheile seines Vaters, bedrohen würden, wenn der gegenwärtige Herrscher zu frühzeitig aus seiner Laufbahn abberufen werden sollte. Mit welchem Ernste, mit welchem Scharfsinne traf Napoleon III. damals nicht seine Vorkehrungen, um alle etwaigen ehrgeizigen Bestrebungen eines jüngeren Zweiges seiner Familie für einen solchen Fall von vorne herein abzuschneiden: wie wenig verhehlten Jerome und der Prinz Napoleon den Mißmuth, den die Vorsichtsmaßregeln ihnen einflößten. Offenbar indeß sind das nur die leichtesten Wölkchen, die sich über dem Haupte des Thronfolgers zusammenziehen würden. Bedenklicher ist es, daß außerdem Bourbonen und Orleanisten, Republikaner und Socialisten die Gelegenheit sofort ergreifen würden, um den Kampf mit dem Erben der Februarrevolution und des Dezemberstaatsstreiches wieder zu eröffnen; am bedenklichsten, daß jede dieser Fraktionen sicher sein könnte, vermittels frondirender Marschälle oder verbannter Generäle einen Einfluß auf die Armee auszuüben, auf deren Einigkeit, auf deren unbedingten Gehorsam ausschließlich die Hoffnung des minorennen Fürsten und der vom Kaiser eingesetzten Regentschaft beruhen würde.

Was hätte die Kaiserin, was hätten die Mitverwandten all' diesen Machinationen, all diesen geheimen und offenen Feinden, von denen sie umlagert werden, entgegenzusetzen gehabt, wenn Napoleon III. gestern sein Verhängniß ereilt? Ein Stück Papier . . . das Regentschaftgesetz . . . eine Art politischen Testamentes. Aber welch ein kleiner Straßenkrawall genügte 1848, ein Regentschaftsgesetz in Fetzen zu reißen, welches nicht einseitig aus dem Kabinet Louis Philippe's erlassen, sondern von den Vertretern der Nation berathen und sanktionirt, von einer freien Presse discutirt worden war! Und als Louis XIV., als der Mann mit dem Wahlspruche „der Staat, das bin ich" die Augen geschlossen: wer fragte da auch nur einen Augenblick nach den Verordnungen, die er über die Verwaltung des Reiches während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers hinterlassen? Und wenn das an dem alten Baume der Bourbonendynastie geschah, was stand dann für den jungen Stamm der Napoleoniden zu erwarten, der kaum erst Wurzeln geschlagen?

Marschall Radetzky's letzte Augenblicke.

Mailand, 11. Januar.

In der ungefähr zwanzig Minuten vom Zentrum der Stadt entfernten Villa Reale, wo Marschall Graf Radetzky nach eigener Wahl der ihm von Seiner Majestät angebotenen kaiserlichen Lustschlösser die letzten Monate seines thatenvollen Lebens, allgemein hochverehrt und geliebt, zugebracht hat, liegt die einbalsamirte Leiche des hohen Verstorbenen.

Die letzte Krankheit des Feldmarschalls begann am 20. Dezember v. J., schien aber so vorübergehend, daß derselbe am 26. die gewöhnliche Mittagsspazierfahrt unternommen haben würde, wenn nicht das Eintreten eines dichten Nebels es gehindert hätte. Am nächsten Morgen gesellte sich zu einem starken Husten eine Verdauungsstörung. Hiezu kamen am 29. Abends Fieberanfälle und noch in derselben Nacht eine so auffallende Kräftenabnahme, daß Stabsarzt Dr. Wurzian am andern Morgen den Eintritt einer ernsten Gefahr erkennend, die Zusammenberufung eines Konsiliums veranlaßte. Von diesem Augenblicke an schwanden die Kräfte in erschreckender Weise und höchst beunruhigende Symptome der Gehörabnahme, des Schwächerwerdens der Stimme, Athemverkürzungen und längere dumpfe Betäubung traten ein. Am 31. Dezember verrichtete der hohe Kranke mit großer Anstrengung die Beichte, empfing das heilige Abendmahl und am 2. Jänner d. J. die letzte Oelung, wobei er durch das Kreuzmachen während der heiligen Handlung den Beweis gab, daß er noch das Bewußtsein besitze. Im Laufe dieses Tages mehrten sich die lichten Augenblicke und eine kleine Kräftezunahme schien bemerkbar. Am Morgen des 3. Jänner zeigte sich eine auffallende Unruhe, mit dem äußersten Kräfteaufwande unternommene, meist erfolglose Versuche zu sprechen. Er hatte auf der einen Seite die Hand seines Sohnes, des Grafen Theodor, auf der andern jene des Generalmajors Eduard v. Staeger erfaßt; Letzterer hielt sein Ohr dicht an den Mund des hohen Sterbenden, konnte aber nur folgende Aeußerungen verstehen: „Meinen Leuten einen Lohn! — Ich danke Euch! — Lebt wohl! — Laßt mich ruhig sterben!" — Dies waren die letzten vernehmbaren Worte des Feldmar-

schalls. Bei zunehmender Betäubung und häufigeren Erstickungsanfällen hielt der kurze Athem noch bis 8 Uhr Morgens des 5. Jänner an um welche Zeit er ohne während des letzten Kampfes sichtbare körperliche Schmerzen verschied.

Die Leiche ist in einem obern Saale der Villa Reale, in der Marschalls-Uniform, auf einer erhabenen, schwarz bekleideten Estrade aufgestellt. Die Brust ist mit den Sternen der Großkreuze des österreichischen Maria Theresien-Ordens, dann der österreichischen Großkreuze, des kaiserlich-russischen St. Georgs-Ordens, ferner mit dem Militärverdienst- —, dem Armeekreuze und dem goldenen Dienstzeichen der zurückgelegten 50jährigen Dienstzeit geschmückt. Die einbalsamirte Leiche ruht auf einem schwarzsammtenen, mit goldenen Fransen besetzten Polster. An jeder Ecke des Postaments steht ein geharnischter Ritter. Zu beiden Seiten sind die 38 Orden des hohen Verstorbenen auf schwarzsammtenen Kissen aufgelegt und zwar rechts vom Kopfe die k. k. österreichischen, links die kaiserlich-russischen Orden, von ersteren fielen besonders auf das Großkreuz des kaiserlichen Maria Theresien-Ordens, das goldene Vließ, die Großkreuze des St. Stefans-, des österreichischen Leopold-Ordens und der eisernen Krone, von letzteren das Ritterkreuz erster Klasse des St. Georgs-Ordens, wovon er der einzige noch lebende Besitzer war. Die übrigen vier Kissen zeigen die anderen außer-österreichischen Orden. Zu den Füßen ist der kleine Stock, welchen er als Marschall getragen hat, dann sein Säbel, Klinge und Scheide gekreuzt, dazwischen die goldene Feldbinde, darüber der Hut placirt. Rechts hievon sieht man den russischen, reich mit Brillanten besetzten, theilweise blau emaillirten Marschallsstab, links den kunstreich verzierten ihm von der k. k. Armee verehrten.

Sechs große Kandelaber stehen zunächst dem Paradebett, zwei andere und mehrere Lampen über der Estrade und an den schwarz bekleideten Wänden geben dem Todtengemache ein düsteres Licht. Zwischen den schwarzen, goldbefranzten Draperien sind Rüstungsstücke und die Familienwappen-Abbildungen befestigt. Aber nicht blos Waffen alter Zeit, geharnischte Ritter und zur bloßen Zier gewordene Rüstungsstücke erfüllen den Saal, sondern auch lebende Krieger umgeben seine Leiche, zieren die Zu- und Ausgänge des Todtensaales, wo die irdischen Reste des europäischen Helden ruhen. Die Treppen und Korridore sind mit dekorirten Soldaten besetzt; zu beiden Seiten des Paradebettes stehen 6 Unteroffiziere mit Medaillen der Tapferkeit und den Zeichen langer, guter Dienstzeit geziert, zwischen ihnen ebensoviele meist reich dekorirte Offiziere, und zwar je einer von allen Waffengattungen der Land- und Seemacht sich wechselweise ablösend. Zu Füßen der hohen Leiche steht rechts Oberst Baron Alexander Koller, Kommandant des Graf Radetzky Husaren-Regiments Nr. 5, links der Flügel-Adjutant Alexander Karst v. Karstenwerth. Diese werden durch eigens aus ihren Stationen in Böhmen hieher gekommene Husaren-Offiziere und durch Flügel-Adjutanten des hohen Verblichenen stundenweise abgelöst.

Eine Infanterie-Kompagnie hält Wache beim verstorbenen Marschall. Sie steht mit der Fahne von dem rechten Flügel in voller Kriegsausrüstung im innern Hofraum. Die schnurgeraden Linien der dreigliederigen Reihen, die unbewegliche Haltung bei einer Kälte von 13 Graden, die tüchtigen Waffen in der geübten Hand sind hier nicht blos äußerer militärischer Prunk der im Frieden wohlgeübten Truppe, nicht nur Versprechungen der Brauchbarkeit im Falle des Bedarfs; es sind auch Erinnerungen an eine ehrenvolle Vergangenheit auf den Kampfplätzen des lombardisch-venetianischen Königreichs, wo dieses Regiment nach dem ihm aufgezwungenen widerstandslosen Abzug aus Venedig seine Kriegstüchtigkeit und Tapferkeit so glänzend bewährte. Die erste Kompagnie, welche beim todten Feldmarschall Ehrenwache hält, ist nämlich vom Infanterie-Regimente Graf Anton Kinsky Nr. 47.

Es ist 9 Uhr Vormittags; die Palaiswache tritt ins Gewehr, die Ehrenkompagnie präsentirt, die Trommeln wirbeln, die Fahne senkt sich. Der FZM. Graf Gyulay, der Kommandant der 2. Armee, kommt nun an der Spitze der hohen Generalität in Begleitung zahlreicher Offiziere aller Waffen aus allen Theilen des Kaiserstaates der Leiche des verstorbenen Marschalls den letzten Ehrenbesuch abzustatten. Nachdem der Todtensaal bereits durch einen Theil der versammelten Offiziere gefüllt war, wurden vom qua-Feldsuperior der lombardisch-venetianischen Armee unter Assistirung von 3 Militär-Kaplänen die Exequien gelesen; dann schritten die sämmtlichen Offiziere und die von der ganzen zweiten Armee angelangten Deputirten der dekorirten Mannschaft während die hohe Generalität im Saale blieb, an dem verblichenen Marschall in enggeschlossener Reihenfolge vorüber. Die feierliche Stille der unter seinem Oberbefehl im Kriegsdienste ergrauten Generale und herangebildeten Offiziere wurde nur durch das zufällige Geklirre der Waffen der traurig durch den Saal schreitenden Veteranen zeitweilig unterbrochen. Dies währte wegen der großen Zahl der Anwesenden eine volle halbe Stunde.

War auch ein Versuch, die theuern Züge des hohen Verstorbenen noch einmal zu sehen wegen der Erhöhung der Estrade bei der geringen Geräumigkeit des Saales ein erfolgloser, so bedurfte es doch dessen nicht, um Jedem, der den Marschall in seinem Leben nur einmal gesehen hatte, den freundlichen Zug um Augen und Mund in lebhafter Erinnerung zurückzurufen. Hatte er doch für Jeden ein freundliches Wort, eine gütige Erinnerung ein befriedigendes Versprechen gehabt, daß er doch, wo er konnte, freigebig aus eigenen Mitteln, entließ Niemanden hoffnungslos und ungetröstet. Der herzliche Händedruck, mit welchem er den Abschiednehmenden gewöhnlich bis zur Thüre seines Kabinets begleitete, muß Jedem stets unvergeßlich bleiben, der das Glück hatte, dem Marschall vorgestellt zu werden. Niemand versäumte dies, dem sich hiezu die Gelegenheit bot. Alle drängten sich aus Nah und Fern zum Heldengreise; die Monarchen Europas bewiesen ihm ihre Hochachtung durch Orden, Ehrenwaffen und Auszeichnungen.

Nachdem FZM. Graf Gyulai mit den Offizieren den Todtensaal verlassen hatte, drängte sich eine wegen der frühen Tagesstunde und ungewöhnlichen Kälte kleine Zahl von Männern, meist aus der arbeitenden Klasse Mailands, in den Paradesaal um den hohen Todten noch einmal zu sehen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 9. Freitag, den 22. Jänner. 1858.

Der Kapellmeister.

Novelle, mitgetheilt von Karl Teschner*).

I.

In einer anmuthig-romantischen Gegend, kaum zwei Stunden von der Residenz eines kleinen deutschen Staates entfernt, liegt, nordwestlich von Wald und Hügeln bekränzt und in nächster Nähe von einem spiegelklaren See bespült, südöstlich von üppigen Fruchtfeldern umgeben, Schloß Nellhausen, eine Erb-, Lehns- und Gerichtsherrschaft, welche während des Befreiungskriegs aus den Händen der Familie v. Boyen in den Besitz eines süddeutschen Offiziers, des Barons v. Poll, übergieng, der sich nach beendetem Feldzuge mit dem Majorsrange als Pensionär ins Privatleben dorthin zurückzog, nachdem er sich im Jahr 1814 als Kapitän mit einem Fräulein verheirathet hatte, welches unter dem Namen Ludmilla v. Asse in einer großen deutschen Residenzstadt wegen ihrer bezaubernden Schönheit und ihres hocharistokratischen Wesens Furore machte, so daß sie namentlich von den Offizieren wie eine wichtige Festung bestürmt war, bis sie endlich dem Baron v. Poll den Preis des Sieges ertheilte. Mit ihr bezog der Baron sein Besitzthum und lebte herrlich und in Freuden, denn das Gut, während des Krieges mehr verwüstet als bewirthschaftet, lieferte bei besserer Verwaltung in friedlicher Zeit einen bedeutenden Ertrag und gestattete seinem Besitzer, auch ohne daß dieser baares Vermögen hatte, in den kleinstaatlichen Verhältnissen ein glanzvolles Auftreten.

Ludmilla v. Poll starb schon fünf Jahre nach geschlossenem Ehebunde, nachdem sie vier Jahre vorher einem schönen Mädchen, das in der Taufe den Namen Louise empfing, das Leben gegeben. Baron von Poll engagirte zur Erziehung dieses Kindes eine treue Person, Namens Martha, welche auf immer im Schlosse verblieb und eine Art Mutterstelle bei der Tochter des Barons vertrat.

Fast zehn Jahre nach dem Tode Ludmilla's verheirathete sich der Letztere, um mehr Wechsel in sein wildes Leben zu bringen, zum zweiten Male, und zwar mit einer durch Schönheit, Bildung und Charaktervollkommenheit gleich ausgezeichneten, weit jüngeren Witwe, deren Mann, ein angesehener Beamter, durch Spielleidenschaft und luxuriösen Lebenswandel tief in Schulden gerathen, aber noch zeitig genug gestorben war, um die Eröffnung des Concurses über sein Besitzthum nicht mehr zu erleben. Unter diesen für ein Weib immer sehr drückenden Umständen hatte die Witwe vermuthlich geflissentlich die Verschiedenheit der beiderseitigen Naturen und des Alters übersehen und dem Baron die Hand gereicht, um dem Elend zu entgehen. Das Band der Liebe verknüpfte sie weder mit ihrem Gatten noch mit Louisen, und da dieses beseligende Bindemittel fehlte, so fühlte sich die aus dem bunten Leben der Residenz plötzlich aufs Land versetzte Baronin bald vereinsamt. Nichtsdestoweniger ertrug sie ihr Loos mit Geduld und fügte sich mit der Konsequenz einer wahrhaft gebildeten Frau in die von ihrer früheren so ganz verschiedenen Lebensweise, welche nur durch einen zeitweiligen kurzen Aufenthalt in der Residenz eine erfreuliche Abwechselung erhielt.

Sie war eine von den bevorzugten weiblichen Naturen welche sich durch Charakterstärke und Selbstbeherrschung geistige und körperliche Frische selbst im reiferen Alter bewahren, und war daher im Alter von sechs und dreißig Jahren für lebhaftere Empfindungen des Herzens noch warm empfänglich, als der sechsundzwanzigjährige Sohn des Schullehrers von Nellhausen, Heinrich Herz, aus der Universitätsstadt, wo er nach vollendeter akademischer Bildung noch mehrere Jahre lang sein außerordentliches musikalisches Talent praktisch und theoretisch zur Reife gebracht hatte, in die Heimath zurückkehrte und nach des Schullehrers Empfehlung auf das Schloß gezogen ward, um dem Fräulein Louise höheren Unterricht in der Musik zu ertheilen.

Heinrich Herz vereinigte mit einer Fülle wissenschaftlicher Kenntnisse, poetischen Fähigkeiten und dem erwähnten bedeutenden musikalischen Talente ein schwärmerisches Temperament und zeichnete sich körperlich aus durch männliche Kraft und ebenmäßigen Wuchs. War es zu verwundern, daß er sowohl auf die mit einem leicht erregbaren Gemüth begabte braunlockige Louise, als auf die Baronin rasch einen tiefen Eindruck machte, namentlich aber bei der vereinsamten Frau eine lange schmerzlich gefühlte Lücke ausfüllte? Wenn der Baron, ein großer Jagdfreund, draußen in Wald und Feld umherstrich oder mit gleichgesinnten

*) Aus dem Frankfurter Konversationsblatt.

Digitized by Google

Nachbarn und Nichtsthuern aus der Reſidenz bei der Flaſche und beim L'hombre ſaß, bildete Heinrich mit der Baronin und ſeiner zur holden Jungfrau erblühten Schülerin einen kleinen Kreis, in welchem eine heitere und anregende Geſelligkeit herrſchte. Man ſprach von wiſſenſchaftlichen oder poetiſchen Gegenſtänden, ergötzte ſich im Park mit ſinnigen und ſcherzhaften Spielen, oder Heinrich zeigte ſeine Meiſterſchaft auf dem Piano und entzückte die Herzen der beiden Damen durch den Klang ſeiner ſchönen, kräftigen Stimme.

Der Baronin ging ein neues Leben auf. Beſaß ſie auch Selbſtbeherrſchung genug, um ihr innerſtes Gefühl vor dem Manne, der von der Vorſehung wie zu ihrer Beglückung herbeigeführt worden war, klug zu verbergen, ſo ſagte ihr doch eine innere Stimme, daß ſie ihn als theuerſten Freund liebe und daß ſeine Entfernung ihrem Herzen eine um ſo tiefere Wunde ſchlagen müſſe, je entſchiedener ihr die ſittliche Nothwendigkeit gebot, ſich mit dem kleinen Glück zu begnügen, in ſeiner Nähe ſich ſtill geheim ihren Empfindungen zu überlaſſen.

Baron v. Poll hatte in der Reſidenz die Bekanntſchaft des fürſtlichen Kammherrn v. Schmächtling gemacht, der ihn auf ſeinem Gute öfters beſuchte. Obgleich Dieſer ein alternder Junggeſelle war, der nur mühſam mit Hilfe der Kunſt des Friſeurs ſeine Glatze und durch elegante, ſorgfältige Kleidung die Laſt der Jahre verbarg, ſo richtete er doch ſeine Augen verlangend auf die ſchöne Louiſe. Er machte ihr förmlich den Hof und beſtürmte ſie in dem Maße mit ausgeſuchten Aufmerkſamkeiten, in welchem ſich Louiſe ſchon vor ihm zurückzog und ihn deutlich genug fühlen ließ, daß ſeine Perſönlichkeit ihr zuwider ſei. Die Baronin ſchien den Ernſt ſeiner Abſichten entweder nicht zu erkennen, oder war zu ſehr mit ihren eigenen Gefühlen beſchäftigt, als daß ſie Zeit gefunden hätte, auf das Benehmen des Kammerherrn ihre Aufmerkſamkeit zu richten.

Ihr Gemahl hingegen ſah es nicht ungern, daß der Kammerherr ſeiner Tochter ſich zu nähern ſuchte, denn der Letztere bekleidete, obſchon er bei vertraulichen Hoftafeln oft zur Zielſcheibe der Witzeleien diente, in dem kleinen Staate einen hervorragenden Poſten und konnte durch eine Heirath mit Louiſen der Familie v. Poll am Hofe Eingang eröffnen. Ueberdies iſt es ja im Jahrhundert der Aufklärung Mode, junge Damen mit alten Männern zuſammenzuſchmieden, und der Baron war ein viel zu gewöhnlicher Charakter, als daß er ſich über dieſe Mode edel hätte erheben können. Nur Heinrich war über die Kurmacherei des Kammerherrn, der ihm eine Karrikatur der Freier dünkte, ſehr verſtimmt, und würde gern eine Gelegenheit ergriffen haben, den zierlichen Höfling ſeinen Verdruß fühlen zu laſſen, hätte ſeine Stellung im Hauſe des Barons es ihm geſtattet, und hätte er nicht befürchten müſſen, dadurch plötzlich die Nähe Louiſens einzubüßen. (Fortſetzung folgt.)

Freiherr v. Bruck und Oeſterreichs Finanzen.

(Fortſetzung.)

Weit entfernt eine Biographie dieſes ausgezeichneten Staatsmannes zu liefern, weil wir ſie, ſo wie die Periode ſeines Wirkens als Handelsminiſter und Diplomat als bekannt vorausſetzen, übergehen wir auf den Zeitpunkt, in welchem Baron Bruck zum zweiten Male in's Miniſterium trat und haben nur noch hinzuzufügen, da wir den vorliegenden Artikel, der eine gewandte Feder, und einen mit unſeren Finanzverhältniſſen ſehr vertrauten Verfaſſer beurkundet, dem zehnten Hefte „Unſerer Zeit" entlehnt, und, weil die Sache correkter nicht gegeben werden kann, faſt wörtlich nachgeſchrieben haben. Der Umſtand, daß dieſes Jahrbuch zum Brockhaus'ſchen Konverſationslexikon nur ein kleines Publikum zählt, während es wünſchenswerth erſcheinet, das Wirken eines Mannes, auf den Millionen Blicke hingerichtet ſind, einem größeren Leſekreiſe bekannt zu machen, möge uns zur Entſchuldigung dienen.

Der Rücktritt des Herrn v. Baumgarten vom Finanzminiſterium, hatte zur Folge, daß Freiherr v. Bruck im Jahre 1855 das Portefeuille der Finanzen erhielt und von Konſtantinopel, allwo er ſein großes Vaterland ſo erfolgreich vertreten zu ſeiner neuen wichtigen Beſtimmung nach Wien zurückkehrte. Es war ungeachtet aller Anſtrengung bisher nicht gelungen, die öſterreichiſchen Finanzen aus den mißlichen Verhältniſſen zu bringen, in denen ſie ſeit dem Jahre 1848 geſchmachtet. Die Staatsausgaben hatten ſich mit den ſteigenden Anſprüchen der Centraliſation und der gründlichen Reorganiſation aller Zweige des öffentlichen Lebens ungemein erhöht. Im Jahre 1847 hatten die ordentlichen Ausgaben 168,798,485 fl. betragen, im Jahre 1854 beliefen ſie ſich auf 294,529,681 fl., und obgleich die ordentlichen Einnahmen um 80 Millionen geſtiegen waren, ſtellte ſich das reguläre Deficit doch auf 50 Millionen. Dabei war der beſondere Militäretat im außerordentlichen Budget mit 91⅓ Millionen veranſchlagt, und die ſämmtlichen Ausgaben für das Militärweſen übertrafen die geſammte Einnahme um 36 Millionen. Das Agio war wieder auf 28 Proc. geſtiegen, und jegliche Mühe ſchien vergebens, die Finanzen zu ordnen und die Bank ſolvabel zu machen. Man hatte die Aktien der Bank vermehrt, ein Silberanlehen im Auslande abgeſchloſſen, die Börſe geängſtigt, die Deviſenhändler zur Verantwortung gezogen, das Nationalanlehen von 500 Millionen im Lande contrahirt; aber einen Einfluß auf die Valutaverhältniſſe hatte Niemand verſpürt. Alles war palliativ geblieben: nur eine Cur, die von unten auf das geſammte Wirthſchaftsſyſtem des Staats angriff, konnte helfen. Unter ſolchen Umſtänden fielen die Augen Aller, denen das Wohl des Staats am Herzen lag, auf den öſterreichiſchen Internuntius in Konſtantinopel, und der Kaiſer berief endlich Hrn. v. Bruck am 10. März 1855 zum zweiten Mal in ſeinen unmittelbaren Rath.

Es war keine geringe Aufgabe, die der neue Finanzminiſter überkam, und nur ein Mann wie Hr. v. Bruck konnte an ihre Löſung gehen. Vertraut ſeit 30 Jahren mit den Hülfsmitteln Oeſterreichs, als Direktor des Lloyd wie als Handelsminiſter ein ſorgfältig prüfender Kaufmann, unabhängig in ſeinen Ueberzeu-

gungen, klar im Urtheil und ein Feind aller halben Maßregeln, faßte er seine Stellung so auf, wie es die Natur der Verhältnisse und sein eigener Charakter geboten. Vor allen Dingen handelte es sich darum, keinen Schritt zu thun, welcher eine weitere Verschlimmerung höchstens aufhalten, aber nicht zu einer endlichen Planirung der finanziellen Unebenheiten führen konnte. Das Augenmerk des Ministers ward deshalb nicht auf einen einzelnen Zweig der Wirthschaft des Volks und der Finanzen des Staats gerichtet, sondern Alles, was das materielle Leben Oesterreichs betraf, wurde in den Bereich der Prüfungen gezogen. Die neue Thätigkeit des Hrn. v. Bruck beschränkte sich anfänglich mehre Monate lang darauf, zu untersuchen, zu überlegen, zu vergleichen und alle Faktoren in die Berechnung zu ziehen. Das Resultat dieser umfassenden Untersuchungen war ein einheitlicher Gedanke, der ein System formte, nach welchem die Umgestaltungen vorgenommen werden sollten. Hr. v. Bruck war seinem ganzen Wesen nach von jeher kein Freund der Experimente und der finanziellen Receptkunst gewesen; jetzt, da man ihn an die Spitze des wichtigsten Ministeriums gestellt, ihm den Hebel in die Hand gegeben hatte, mittels dessen er die Staatsfinanzen auf den rechten Stand bringen sollte, mochte er am wenigsten mit Salben und Pflastern einen Körper heilen, dessen Krankheit nur darin bestand, daß seine gesunde Natur sich nicht hatte entwickeln können. Die Unsicherheit des Verkehrs, herbeigeführt durch die anhaltenden Schwankungen der Valuta, mußte freilich beseitigt werden; aber diese Schwankungen allein durch irgend ein direktes Mittel aufheben, würde nur momentan von Erfolg gewesen sein, wie schon die bisherigen Erfahrungen bewiesen. Das Ausland, so sehr an geregelten Finanzverhältnissen in Oesterreich betheiligt, hatte die Ernennung des Hrn. von Bruck zum Finanzminister mit Freuden begrüßt und als den ersten Schritt zur Besserung betrachtet. Das Inland hatte nicht minder die Bedeutung seiner Wahl erkannt, und in Ziffern wurde sichtbar, was der Name eines Mannes schon vermag, der seine Befähigung, sein ernstes Wollen und Vollbringen in den verschiedensten Positionen vor den Augen Aller bewiesen. Das Agio fiel um die Hälfte in der kurzen Frist weniger Wochen; die Wechselcurse auf deutsche Plätze und London sanken auf eine fast unbekannt gewordene Ziffer. So groß war das Vertrauen, das die kaufmännische Welt in den neuen Leiter der Finanzen Oesterreichs setzte.

Inzwischen hatten sich die Maßregeln vorbereitet, welche der neue Finanzminister zu ergreifen gedachte. Er nahm hiermit im Grunde seine frühern großen nationalökonomischen Entwürfe wieder auf, nur erweitert und zugleich unmittelbar mit der Staatswirthschaft in Beziehung gesetzt. Von dem Grundgedanken ausgehend, daß eine Reform der österreichischen Finanzen nur auf der Basis einer rationellen, systematischen Ausbildung der vorhandenen Faktoren möglich sei, daß die Staatsverwaltung die Aufgabe habe, die Produktion und den Erwerb des Volks, diese hauptsächliche Quelle aller Abgaben, Steuern und Zölle zu freier Entwickelung zu bringen, daß nur große, aus Einem Holze geschnittene, organisch verbundene Veranstaltungen zu dem Ziele führen können, entschloß sich der Minister zu drei bedeutenden Maßregeln: er traf mit der Nationalbank das Uebereinkommen vom 18. Oktober 1855, sorgte durch den Erlaß vom 21. Oktober für die Errichtung einer Hypothekenbank und gründete die Kreditanstalt für Handel und Gewerbe.

Der Zweck des Uebereinkommens mit der Bank ging wesentlich dahin, das System der Anlehen, welche einen scheinbaren Geldüberfluß hervorriefen, während sie nur der Ausdruck des Geldmangels waren und die Confundirung der Volksgeldwirthschaft mit der Staatsfinanzwirthschaft durch das Medium der Nationalbank zur Folge hatten, kurz die alte österreichische Finanz in gründlicher und ersprießlicher Weise zu beseitigen. Die Bank sollte auf ihre eigenen Füße gestellt, unabhängig von dem Staate, seinem Einflusse entzogen werden. Dazu war vor allem die Rückerstattung der Schuld an die Bank nöthig. Die bereits früher fundirte Schuld abgerechnet, blieben noch 80 und 20 Millionen Interimalvorschüsse und 55 Millionen als Rest einer im Jahre 1852 festgestellten Schuld von 71½ Millionen zu decken. Für diesen Betrag von 155 Millionen erhielt die Bank nun Domänen im gleichen Werthe und wurde als erster Hypothekengläubiger mit dem Rechte eingeschrieben, die Domänen entweder ganz oder einzeln wieder als Hypothek zu bestellen oder sie zu veräußern. Einstweilen sollten die Erträgnisse der Domänen von der Gesammtschuld abgeschrieben werden. Auf diese Weise war eine sichere Fundation von Seiten des Staats geboten, und die Bank hatte aufgehört, in direkter Verbindung mit der Staatsfinanz zu stehen. Aber es war gleichzeitig nothwendig, das Kapital der Bank zu vermehren und ihren Geschäftskreis im volkswirthschaftlichen Interesse durch die Errichtung eines Hypothekengeschäfts, zu dem sie schon immer statutarisch berechtigt gewesen, zu erweitern. Die Fonds der Bank wurden zu dem Zwecke durch Aktien von 700 fl. um 35 Millionen Silber erhöht, ihr das Recht der Pfandbriefemission bis 175 Millionen beigelegt, jedoch auch gestattet, in Banknoten Darleihen zu machen.

Die Bank erhielt hierdurch zuvörderst neue Mittel, die ihren Baarschatz wesentlich vermehren halfen; denn da die Aktionäre zwar Banknoten einzahlen konnten, aber nur nach dem Kurse, so vermochte die Bank mit der Differenz zwischen Metall und Papier die Kosten der Silberanschaffung leicht zu bestreiten. Was diese vermehrte Aktienemission dem Bullion der Bank genützt hat, ersieht man aus einer Vergleichung zweier Epochen. Der Baarvorrath bestand Ende Oktober 1855 aus 48,013,193 Fl., während er sich bereits Ende Dezember 1856 auf 87,240,609 fl. belief. Allerdings waren die Einzahlungen auf die 50,000 Stück neuer Aktien nicht das alleinige Mittel zur Vermehrung, aber sie bildeten den Kern, um den sich die sonstigen Silberanschaffungen gruppirten. Wie werthvoll es war, schon in jener Zeit, in der die Silberabflüsse nach dem Osten noch nicht in so großem Maße stattfanden, für Metall zu sorgen, das hat die Folge gelehrt. Damals war es noch möglich, mit 4—5 Proc. Silber in Hamburg und London aufzukaufen und es in den Kellern der Bank niederzulegen; ein Jahr später würde entweder der Ankauf beschränkt oder die Spesen würden größer gewesen sein. Daß zu der Zeit schon der Aufkauf von Silberwechseln vorgenommen ward, spricht für den kaufmännischen Geist, der die Operationen der Bank in erster Linie leitete.

Sodann erhielt durch die Begründung des Hypothekeninstituts bei der Nationalbank der in Oesterreich bisher so sehr vernachlässigte Hypothekarcredit einen bedeutenden Impuls. Die Maßregel hatte außerdem noch eine andere wichtige Folge, indem mit dem Erlaß vom 21. Okt. die Beschränkung, welche das Wucherpatent dem Geldverkehr rücksichtlich des Zinsfußes auferlegte, so weit als dies die Bank anging, gehoben und zugleich eine durchgreifende Vereinfachung des Prozeßverfahrens bei säumigen Schuldnern zu Gunsten der Bank eingeführt wurde. Spätere Verordnungen vom Jahre 1857 haben dem Benutzer des Pfandbriefcredits noch die wesentliche Erleichterung verschafft, daß mittels Annuitäten, wie sie bei dem galizischen Pfandbrieflnstitut und bei den ähnlichen preußischen Anstalten vorkommen, die Schuld abgezahlt werden kann. (Forts. folgt.)

Das Attentat in Paris.

Der 14. Januar 1858 hat in der Geschichte Frankreichs einen neuen sich daselbst oft wiederholten Frevel aufzuzeichnen. Die Pariser Polizei wußte es, daß seit mehreren Tagen Leute mit falschen Pässen nach Paris gekommen waren. Herr Hebert, welcher später am Wagen des Kaisers verwundet wurde, verhaftete wenige Minuten vor dem Mordanfall einen der Führer, den Italiener Pierri, der sich wie ein Engländer geberdete. Und das war ein Glück, sonst wäre wohl doch das Gräßlichste geschehen. Orsini (es soll ein italienischer Graf sein) wurde festgenommen, als er nach dem Losgehen der Granaten sich auf den Kaiser werfen wollte, in der einen Hand einen Dolch, in der andern ein Drehpistol. Dieser Orsini hat sich von Mazzini getrennt. Pierri ist ein ehemaliger römischer Hauptmann. — Ein ganz fein gekleideter Herr in gelben Handschuhen stand bei der Ankunft des Kaisers und der Kaiserin auf den Staffeln beim Eingange des Opernhauses. Ein Stadtsergeant hieß ihn weggehen; er behauptete dagegen, daß er zur Bewachung des Kaisers aufgestellt sei, und als der kaiserliche Wagen angefahren kam, grüßte er, indem er den Hut sehr hoch emporhob. Gleich darauf knallte der erste Mordschlag los. Offenbar hatte dieser das Zeichen gegeben. Man hat diesen Menschen hernach gesucht, aber nicht gefunden.— Als auf einer Seite der kais. Wagen geöffnet wurde, um die Majestäten aussteigen zu lassen, wurde gleichzeitig auch auf der andern Seite der Schlag aufgerissen, doch nicht, wie man zuerst glaubte, von einem Mörder. Der Mann, der sich mit blutriesendem Gesichte zeigte, war ein gewisser Allessandrini, ein Corse in des Kaisers Dienst und von bewährter Treue. Er war schwer am Bein und leicht am Haupt verwundet. Die Kaiserin hatte ihn wegen des Blutes im Gesichte nicht gleich erkannt und war deshalb vor der Waffe in seiner Hand erschrocken. Die Blutspuren, welche man am Kleide der Kaiserin gefunden hat, mögen von Allessandrini herrühren. Der Polizeikommissär Lanet, welcher am Schlage den Kaiser fragte: „Sind Eure Majestät verwundet?“ erhielt den Bescheid: „Ich nicht, aber Sie!“ Lanet blutete in der That aus drei Wunden, die er in der Aufregung nicht gleich gefühlt hatte. Zu der großen Gefahr gesellte sich noch eine geringere. Das ein: Pferd am kais. Wagen wurde erschossen, das andere fing an durchzugehen; zum Glück gelang es dem Kutscher, das Gefährte gegen einen Pfeiler zu lenken, wo es sich festrannte. Die Deichsel ward zertrümmert. — Bewundernswerth war die Haltung der Lanziers, welche der Kaiser an dem Abend des Attentats gar nicht mitnehmen wollte. Als es ringsum krachte, rührte sich keiner von den unerschrockenen Reitern. Als es stiller geworden war, fragte der Offizier: „Ist wer getroffen?“ — „Ich,“ versetzte ein Mann, indem er die Hand empor hob. Gleich darauf stürzte er in Ohnmacht und ist noch in der Nacht gestorben. — Der Kaiser wurde auch im Gesicht leicht verwundet, ist aber am andern Tage ausgefahren und überall jubelnd begrüßt worden.— Bei einem italienischen Speisewirth, der Oper gegenüber ist bei der Hausuntersuchung eine Drehpistole gefunden worden. In der Nachbarschaft las man mancherlei Waffen auf, die von den Verschworenen weggeworfen worden waren. — In der Nacht wurden drei Mitschuldige an dem Attentat ergriffen. Sie hatten leichte Verletzungen. Wie es scheint, hatten sie Pferde an bestimmten Stellen zum Wechseln aufstellen lassen, um nach Belgien zu flüchten. Sie lagen angezogen und bewaffnet zu Bett in ihrem Gasthofe, dem Hotel de France et Champagne.

Die Wurfgeschosse waren Bomben mittlerer Größe, versehen mit einer dicken Glaseinfassung. Inwendig befinden sich Unebenheiten, die beim Niederfallen einen Druck gegen die Kapseln üben und das Platzen dieser höllischen Geschosse veranlassen. Es bedarf zur Fabrikation dieser Bomben eigener Werkstätte und großer Kenntnisse. Diese Wurfgeschosse sind eine wahrhaft höllische Erfindung. — Der ganze linke Wagenschlag ist von Wurfgeschossen zerrissen. Diese Wagenschläge müssen inwendig von Eisen gefüttert sein. Nur so konnte der Kaiser gerettet werden, sonst würden die Beine und der Unterleib von den Geschossen zerrissen worden sein. Außer den Italiener ist auch ein Däne unter den Verhafteten. — Die französischen Zeitungen sprechen ihre große Freude darüber aus, daß kein Franzose unter den Urhebern des Attentates sind.

Mannigfaltiges.

* Die Zopfabschneiderei hat auch ihre komische Seite. Aus Augsburg erfährt man nämlich, daß ein dortiger hochstehender Offizier demjenigen Chevauxlegers, welcher den Frevler verhaftet, eine Belohnung von 100 fl. zugesagt hat. In Folge dessen haben sich, da ja der Carneval bereits begonnen, einige Chevauxlegers als Frauenzimmer verkleidet und es an herabhängenden Zöpfen nicht fehlen lassen, allein ohne Erfolg; die falschen Zöpfe blieben unberührt.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 10. Montag, den 25. Jänner. 1858.

Freiherr v. Bruck und Oesterreichs Finanzen.

(Fortsetzung.)

An diese Maßregeln nun schloß sich in wohlgeübter Folge eine dritte nicht minder wichtige, die Gründung der Kreditanstalt für Handel und Gewerbe durch die Verbindung einer Anzahl von Edelleuten aus den ältesten Familien des Landes und einiger der angesehendsten Bankiers. Der Minister hatte im Laufe des Herbstes 1855 mehre um die Concession werbende Gesellschaften empfangen, und als die bedeutendsten konnten die von den Herren Pereire und die vom Baron Rothschild vertretene angesehen werden. Der letztern wurde der Vorzug gegeben, und zwar hauptsächlich, weil das zu errichtende Institut ein ausschließlich österreichisches sein sollte, die Herren Pereire und Genossen ihm aber einen allgemeinen Charakter, wie ihn der pariser Kredit mobilier hat, vindiciren wollten. Oesterreich, das in materiellen Verhältnissen eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit mit der Union Nordamerikas aufweist, bietet soviel Terrain für eine Kreditanstalt, daß es mindestens unklug gewesen wäre, das Thätigkeitsfeld einer solchen Anstalt bis über die Landesgrenzen auszudehnen. Rothschild, die Fürsten Schwarzenberg, Fürstenberg u. s. w. erhielten daher den Vorzug, und dem Institut selbst wurde zugleich eine Einrichtung gegeben, die sehr wesentlich von der des französischen abweicht. Hauptzweck der Oesterreichischen Kreditanstalt war — der Mittelpunkt zu sein für die Bildung von Gesellschaften zur Erbauung der großen Eisenbahnen. Die Regierung selbst hatte schon seit dem Verkaufe der Staatsbahnen an eine österreichisch-französische Gesellschaft darauf verzichtet, neue Bahnen aus Staatsmitteln herzustellen. Da man aber den Ausbau des österreichischen Eisenbahnnetzes als eine Vorbedingung zur wirthschaftlichen Gesammtentwickelung Oesterreichs betrachten mußte, so ward im Interesse des Landes wie der Aktionäre dafür Sorge getragen, daß sich die zu bildenden Eisenbahngesellschaften an ein mit großen Kapitalien ausgerüstetes Institut anlehnen könnten. Und gerade in dieser Beziehung hat die Kreditanstalt auch Wesentliches geleistet. Die im Frühjahr und Sommer des Jahres 1856 entstandenen Eisenbahngesellschaften fanden an ihr nicht nur einen Theilnehmer mit starkem Kapital, sondern auch einen Beschützer in schwerer Zeit. Ohne die Kreditanstalt würden die Aktionäre empfindlich gelitten haben und der Kredit der gesammten österreichischen Industrie für lange Jahre geschädigt worden sein. Kein Institut ist vielleicht mit größerer Ueberlegung, mit genauerer Abwägung aller Verhältnisse errichtet worden als die österreichische Kreditanstalt. Was man ihr auch vorwerfen, welche Fehler sie auch im ersten Jahre gemacht haben mag, die Konception des Ganzen hat sich vollkommen bewährt.

Neben ihrer Hauptaufgabe, die Stütze der Eisenbahngesellschaften zu sein, hat die Kreditanstalt einen zweiten, kaum minder wichtigen Zweck: sie soll das Bankgeschäft in Oesterreich populär machen. Da sie keine Zettel emittirt, so nahm ihr banking-system einen andern Charakter an, und sie führte, neben der Bank der Escomptegesellschaft, mit großem Erfolg das Kontocorrentgeschäft ein. Gleich anfangs erkannte die Kreditanstalt die Wichtigkeit der Checks und strebte dieselben anzuwenden. Unterstützt von Seiten des Ministers, der als gewiegter Kaufmann den Nutzen dieser Einrichtung für die spätere Einlösung der Banknoten zu würdigen wußte, hat darum auch die Anstalt die nöthigen Schritte gethan, um die Stempelbefreiung oder wenigstens Stempelermäßigung zu erlangen, und man muß erwarten, daß der Reichsrath, dem die Entscheidung zusteht, seine Bewilligung gebe. Nach den Intentionen des Hrn. von Bruck, wie sie der sorgfältige Beobachter seiner Finanzpolitik erkennen kann, ist die Kreditanstalt berufen, eine der wichtigsten Rollen bei dem schwierigen Geschäft der Wiederaufnahme der Baarzahlungen zu führen, und zum Theil hat sie bereits mit trefflichem Erfolge vorgearbeitet. Die Knappheit des Geldes hat aufgehört permanent zu sein. Ein Zinsfuß, der in Zeiten entschiedener Contraktion des Verkehrs nicht über 6 Proc. gestiegen, war nur ihren Anstrengungen, den Markt flüssig zu erhalten, zuzuschreiben. Die Kreditanstalt hat dem Gelde eine größere Circulationsfähigkeit gegeben und dadurch den Bedarf nach größern Massen von Zetteln eingeschränkt. In dem Systeme des Ministers liegt es begründet, die Bank in ihrer Notenemission zu beschränken. Die Grundlosigkeit der Lehre begreifend, daß die Masse der vorhandenen Noten den Escompte allein schon billig mache, nöthigte er die Bank bereits im August 1855, ihren Kredit zu restringiren und dadurch die Notenemission einzudämmen. Es war dies von zwei wohlthätigen Folgen begleitet. Zuerst verminderte sich die Summe der cirkulirenden Noten, was für die Bank von Vortheil war; dann aber sahen sich die großen Häuser gezwungen, ihren Kredit auf fremden Plätzen in Anspruch zu

Digitized by Google

nehmen, wodurch die Wechselcurse und deshalb die Valuta sanken. Mit den Restriktionen der Bank mußte aber die Zunahme der Cirkulationsgeschwindigkeit Hand in Hand gehen. Dies zu bewirken, war mit die Aufgabe der Kreditanstalt, welche sie auch bis heute theilweise gelöst; sie wird dies aber noch mehr thun, wenn man ihr gestattet Checks auszugeben.

Was die Ausführung des österreichischen Eisenbahnnetzes betrifft, so ist Hr. v. Bruck auch hierin mit genialer Anschauung und tiefer Berechnung zuwerke gegangen. Nach der Absicht des Ministers sollte die Herstellung der Schienenstraßen nicht in der Art vor sich gehen, daß in einer langen Reihe von Jahren eine gewisse Zahl von Millionen darauf verwendet würde, sondern es kam ihm darauf an — und dies ist wirthschaftlich und finanziell für ein Land wie Oesterreich sicherlich zweckmäßig — den Bau rasch zu fördern und wo möglich das Baukapital mit Einem Schlage zu beschaffen. So wurde denn eine Reihe der ausgedehntesten Bahnen in allen Theilen des weiten Reiches entweder rasch hintereinander in Angriff genommen oder doch mit einer vorläufigen Konzession ausgerüstet. In Bezug auf die Konzessionsertheilung sind es aber mehrere Punkte, die man nicht außer Acht lassen darf. Zunächst zeigt sich auch hier, wie bei der Gründung der Kreditanstalt, daß es dem Minister gelungen war, den Adel, der in Oesterreich wohl eigene Industrie trieb, aber sich von Aktienunternehmungen in der Regel sehr fern hielt, für die Eisenbahnen zu interessiren. An der Spitze der Gründer oder unter ihnen finden sich die stolzesten Namen, welche die Monarchie aufweisen kann. Welche gesellschaftliche Bedeutung aber eine Vereinigung des Adels mit dem Stande der Industriellen und der Kaufleute hat, und welche wohlthätige Folgen für das Gedeihen des Ganzen daraus erwachsen müssen, dies darf wohl nicht erst nachgewiesen werden. Die Konzessionirung der Bahnen erfolgte in ziemlich kurzen Zwischenräumen, und es hat allerdings nicht an aufgeklärten und mit den Geldzuständen vertrauten Personen gefehlt, die der Ansicht waren, daß hierdurch zu viel Papier auf den Markt geworfen würde. Man kann nun dieser Meinung kaum etwas Schlagenderes entgegenstellen, als eben die spätere Gestaltung des Geldmarktes. Oesterreich schritt mit seinen Eisenbahnprojekten unverweilt vor, nachdem am 17. Jan. 1856 der Telegraph die Annahme der österreichischen Propositionen in Petersburg gemeldet hatte, also der Friede in Aussicht stand. Denn dem weiterblickenden Staatsmann konnte es nicht entgehen, daß die Richtung auf materielle Entwickelung, die sich schon während und trotz des Kriegs entschieden gezeigt, nach dem Abschlusse des Friedens überall mit voller Energie hervortreten, daß ein industrielles Projekt dem andern auf dem Fuße folgen würde. Selbst die solidesten und zukunftreichsten Unternehmungen mußten bei einer so allgemeinen Koncurrenz von Entwürfen nothwendig behindert werden. Es handelte sich also darum, den andern zuvorzukommen, und der Minister durfte, wollte er die Ausführung des österreichischen Eisenbahnnetzes sichern, mit der Bildung der Aktiengesellschaften nicht zögern. Hätte man die österreichischen Aktienvereine vereinzelt und nach einander concessionirt, so würde man in die Zeit hineingerathen sein, wo man mit den russischen Bahnentwürfen konkuriren mußte und überhaupt der europäische Geldmarkt bereits so erschöpft war, daß auch die österreichischen Promessen keine Abnehmer mehr gefunden hätten. Ueberhaupt aber, und abgesehen von all Diesem, wäre es nicht klug gewesen, hätte man eine Situation wie die des Jahres 1856 unbenutzt wollen vorübergehen lassen.

Die österreichischen Eisenbahngesellschaften kamen daher rasch zustande, denn das Ausland betheiligte sich bei ihnen ebenso bedeutend wie bei der Kreditanstalt. Angelockt durch die hoch genug erscheinende 5procentige Zinsengarantie, wanderten die Kapitalien der Engländer und Franzosen nach Oesterreich und alimentirten einzelne Unternehmungen nicht nur für den Augenblick, sondern, wie es scheint, für die Dauer. Ein Theil des deutschen und französischen Kapitals kehrte freilich nach kurzer Zeit in die Heimat zurück. Aber die Aktionäre gewisser Bahnen gehören noch heute beinahe ausschließlich dem Auslande an, und ebenso befinden sich eine große Zahl von Aktien anderer Bahnen wahrscheinlich für immer in den Händen fremder Kapitalisten.

(Schluß folgt.)

Der Kapellmeister.

Novelle, mitgetheilt von Karl Teschner.

(Fortsetzung.)

II.

Abgemacht, lieber Kammerherr! Sie bekommen die Hand meiner Louise, sprach der Baron v. Poll am Schlusse einer Unterredung, zu welcher der Kammerherr v. Schmächtling mit feierlicher Werbung um die schöne Louise gekommen war, und drückte dem Angeredeten so derb die schwer beringte hagere Hand, daß Dieser vor Schmerz das Gesicht verzog. Aber er ordnete seine sauersüße Miene sogleich wieder zu einem Lächeln und erwiederte verbindlich:

Der Herr Baron erheben mich durch Ihr gnädiges Jawort auf den Gipfel meines Glückes.

Hierauf wendete er sich zur Baronin, welche mit kaum bezähmbarem Unmuthe schweigend dieser Unterredung beiwohnte, und sagte:

Auch Sie, meine gnädige Frau, bitte ich, mir das Glück Ihrer freundlichen Zustimmung zu schenken!

Die Baronin erröthete plötzlich, als sei sie über einem Unrecht ertappt worden, und verneigte sich leicht, aber sie erwiederte Nichts.

Ah bah! sagte der Baron in polterndem Tone, mein Wille ist auch stets der Wille meiner Frau. Sie ist einverstanden. In vier Wochen soll die Hochzeit sein. Sind Sie zufrieden, lieber Kammerherr?

O Sie machen mich überglücklich, gnädiger Baron! Ich acceptire von ganzem Herzen.

Nun denn — ein Wort, ein Mann. Gehen Sie nun selbst, lieber Kammerherr, um unsere Tochter von diesem Entschlusse zu unterrichten. Sie werden das liebe Mädchen auf ihrem Zimmer finden. Benutzen Sie den günstigsten Moment und ma

chen Sie, wie unsereiner an der Katzbach und bei Leipzig, eine gelungene Attaque auf ihr Herz. Solch Ding ist leichter zu erobern als eine Batterie.

Ich hoffe es, theurer Baron, flüsterte v. Schmächtling und entfernte sich unter graziösen Bücklingen.

Wohlgefällig stopfte sich der Baron eine Pfeife, und fragte, indem er sie anzündete, leichthin seine Frau:

Nun, Schatz, wie gefällt dir das Geschäft?

Je nun, erwiderte die Baronin mit schlecht verhehltem Verdruß, wenn du es ein Geschäft nennst — Louise wird sich aber schwerlich bei dir bedanken, daß du sie ohne ihr Wissen verheirathest!

Den Baron ärgerte es, daß seine Frau nicht bereitwilliger auf seine Idee einging.

Kinder müssen den Eltern folgen, sagte er barsch. Uebrigens will ich nicht hoffen, daß du durch solche Einwürfe Louise in ihrer Widerspenstigkeit bestärkst, setzte er mürrisch hinzu.

Das werde ich nicht, versetzte die Baronin entschieden, und ich sollte meinen, du müßtest mich in dieser Hinsicht kennen. Aber ich denke, die Verheirathung des einzigen Kindes aus gutem Hause ist ein Akt, der reiflicher Ueberlegung oder wenigstens zur Ausführung geeigneterer Vorbereitung bedarf.

Das denke ich nicht, sprach der Baron. D'rauf und d'ran! Rasch ins Werk! ist die Losung des Soldaten, und das ist eine gute Losung. Louise wird und darf nicht zaudern — wie du ja auch nicht gezaudert hast, liebe Anna, als ich um dich warb.

Der Baronin gab diese Bemerkung einen Stich ins Herz. Sie schwieg.

Der Baron verließ das Zimmer. Kaum hatte er die Thüre hinter sich geschlossen, so fuhr die Baronin von ihrem Sessel auf und preßte die Hände auf ihre unruhig klopfende Brust.

O Gott! stieß sie seufzend hervor und starrte trostlos vor sich hin. Der versteckte Vorwurf, welchen sie hatte hören müssen, hatte sie schmerzlich verletzt, und stellte ihr aufs neue in grellen Farben ihr trauriges Loos, an der Seite eines rohen Mannes unverstanden leben zu müssen, vor die Seele. Härter aber traf sie der Gedanke, daß schon nach vier Wochen Heinrich als überflüssig das Schloß zu verlassen habe und seine Stimme dann nicht mehr süßen Frieden in ihre Seele hauchen werde. Dieser Gedanke machte sie wahrhaft unglücklich. Sie konnte nicht darüber hinauskommen, so sehr sie sich auch bemühte, die Gebote der Nothwendigkeit zur Herrschaft kommen zu lassen.

In derselben Stunde, in welcher der Kammerherr sich empfahl, um zu dem Jawworte des Vaters sich das Jawort der Tochter zu holen, befand sich Heinrich im Zimmer Louisens, um sie in der Musik zu unterrichten. Sie saß am Klavier, Heinrich neben ihr. Seine dunklen Augen ruhten mit Entzücken auf ihrem lieblichen Angesicht. Er vergaß, daß er als Lehrer neben der Schülerin sich befand, ergriff ihre zarte weiße Hand und drückte einen glühenden Kuß darauf. Louise erröthete und konnte nur mit Mühe weiter spielen. Monden lang hatte Heinrich sein Gefühl zurückgehalten — jetzt vermochte er's nicht mehr. Er riß heftig die Hand Louisens von den Tasten empor und preßte dieselbe von neuem an seine Lippen. Dann sah er dem lieblichen Mädchen so bittend in die Augen, und seine Blicke waren so beredt, daß Louise selig erbebte und in reizender Verwirrung vor sich niederschaute.

Louise! flüsterte er bittend, und führte die schöne kleine Hand, die sie zitternd in der seinen ließ, an sein Herz.

Sie hob sanft ihren fragenden Blick zu ihm empor. Ihre Augen begegneten sich. In diesem seligen Momente hatten sie sich verstanden. Er zog das herrliche Mädchen an sich, küßte ihr Stirn und Mund und hauchte: Ich liebe dich!

Sie duldete schweigend seine Küsse.

Liebst du mich, Louise? fragte er stürmisch.

Ja, ich liebe dich, Heinrich! erwiderte sie leise bebend und neigte sich an seine Brust.

Da öffnete sich sachte die Thüre hinter ihnen, ohne daß sie es bemerkten, und ein sauber frisirter Kopf mit vielen kleinen Fältchen im geschminkten Gesicht, lugte verstohlen ins Zimmer, schnitt aber beim Anblick der einander umschlungen haltenden Liebenden eine gar wundersame Miene und zog sich behutsam wieder zurück. Es war der Kammerherr, der nach diesem niederschlagenden Anblick wie ein Besessener über den Corridor rannte und nach des Barons Zimmer stürzte.

Man sagt, die Eifersucht der Alten sei gefährlicher als die der Jugend. Bei dem Kammerherrn schien sich diese Behauptung zu bestätigen.

Folgen Sie mir einen Augenblick, Herr Baron! sprach er rachgierig, griff hastig nach dessen Arme und zog ihn nach dem Zimmer Louisens.

Oho! oho! rief der Baron mit polterndem Scherz. Schon so stürmisch, Herr Freiersmann? Soll ich Ihnen die Festung erobern helfen?

Sie ist schon erobert, erwiderte der Kammerherr zähneknirschend und riß die Thüre auf.

Von dem plötzlichen Geräusch erschreckt, fuhren die beiden Liebenden aus ihrer Umarmung empor.

Himmelkreuzdonnerwetter! brüllte zornentflammt der Baron und maß die jungen Leute mit funkelnden Blicken.

Louise sank in den Divan zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Heinrich aber gewann unter dem Kreuzfeuer der Blicke des Barons und des Kammerherrn schnell seine Fassung wieder. Der Ernst der Situation, und der Anblick des verhaßten Nebenbuhlers gaben ihm Muth. Er trat dem Baron einen Schritt entgegen und sagte mit gedämpftem, aber festem Tone:

Verzeihen Sie uns, Herr v. Voll!

Wagt der Kerl noch zu sprechen, wo er vor Scham über seine Niederträchtigkeit sich in den Staub werfen sollte, wohin er gehört, der elende Liebejer! donnerte der erzürnte Baron.

Auch in Heinrichs Brust wallte nun der Zorn auf.

Herr Baron, keine Beleidigung, wenn Sie das Gefühl der Demuth und des Dankes nicht gewaltsam mir entreißen wollen! erwiderte er kühn. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* In Paris hegt man die Hoffnung England und Belgien würden die Flüchtlinge früher ausweisen, ehe Frankreich deshalb interveniren werde. — Mazzini wehrt sich dagegen, als sei er bei dem letzten Attentat betheiligt. Es will dieses aber Niemand glauben. — Bei Orsini,' em Haupt der Pariser Mordgeschichte, fand man über 3000 Fr. in Gold und Banknoten in einem Leibgürtel. Der Polizeicommissär Hebert, welcher den Italiener Pierri vor dem Attentat verhaftete, hat 16 Wunden erhalten, aber der Mann ist auf dem Wege der Genesung. Der Kaiser verlieh ihm das Kreuz der Ehrenlegion. — Die Hingebung der Beamtenwelt in Frankreich für den Kaiser ist außerordentlich. — Ein belgisches Journal hat inmitten der allgemeinen Entrüstung das Attentat auf den Kaiser gebilligt, was eine ungeheure Sensation in Paris gemacht hat. Die französische Regierung will abwarten, was die belgische zu diesem Ausschreiten seiner Presse veranlaßt Zwei Pariser Blätter „Spectateur" und „Revue de Paris" sind unterdrückt worden. Es heißt sie hätten die Dynastie und die Verfassung angegriffen und auf die Möglichkeit anderer Hoffnungen hingewiesen. — Orsini sagte bei dem ersten Verhör um seinen Namen befragt: „Was thut mein Name zur Sache, ich heiße Legion!" Trübe Aussicht für Frankreichs Ruhe. Die finstere Gesellschaft, welcher Orsini angehört, nennt sich „Männer der That," welche selbst Mazzini für zu passiv erklärt. — In England machte die Rede Morny's wegen den Flüchtlingen einen peinlichen Eindruck. Der Engländer fürchtet man werde deshalb an seiner Freiheit rütteln. —

* Man beabsichtigt, von nun an eine strengere Beaufsichtigung der in Paris lebenden Fremden, namentlich der Italiener, eintreten zu lassen. Von den Letzteren soll jeder Einzelne, um das Aufenthaltsrecht zu erlangen, sogar dazu verhalten werden, zwei als zuverlässig bekannte Bürgen zu stellen. Auch in den Provinzen, vor Allem in den Hafenstädten dürfte nun die Beaufsichtigung und Kontrole der Fremden strenge gehandhabt werden. Die Behörden von Lyon haben schon seit längerer Zeit eine Anzahl fremder Arbeiter, welche beschäftigungslos waren und für verdächtig gehalten wurden, aus der Stadt entfernt.

* Ueber die Zopfabschneiderei, die in Baiern dem Anschein nach epidemisch geworden ist, schreibt man aus Nürnberg, 11. Jänner: „Die Zopfabschneiderei an Mädchen jeden Alters und Frauen hat hier am 7. d. Abends begonnen, und wurde bis jetzt, wie in Augsburgs, mit einer Frechheit ausgeübt, die aller polizeilichen Aufpasserei spottet. Bis jetzt sind dem Dämon, dessen Aussehen verschieden geschildert wird, etwa 15 Opfer verfallen; eines wurde von zwei Männern, nach deren Aussage, unversehens in der Morgendämmerung erfaßt, einer hielt sie, während der andere ihr die drei Zöpfe rasch abschnitt; alle andern wurden blos von einem mißhandelt. Die ganze Bevölkerung unserer Stadt ist in großer Aufregung, und jeder hochgewachsene Mann mit fremdartigem Gesichtsschnitt wird mit Mißtrauen betrachtet, ja einige hat man schon verfolgt. Die Frevel fallen in den Dämmerungsstunden des Morgens vor, am hellen Tage wurden heute in einem Hof zwei Mägde zugleich von einem angeblich großen Manne, als sie eben mit Wäsche beschäftigt waren, gestellt, und er soll ihnen, so sagen sie, ein Messer gezeigt haben mit der Drohung, daß, wenn sie einen Laut gäben, sie dieses in den Leib bekommen. Rasch waren die Mädchen ihrer natürlichen Zierde beraubt, und ehe sie nur einen Laut von sich geben konnten, der moderne Abälino verschwunden in dem nahen Gäßchen. In der Abenddämmerung heute wurde in der frequentesten Lage der Stadt, ganz in der Nähe der Post, einem kleinen Mädchen der Zopf abgeschnitten, auch sie war lautlos, wie alle andern bisher Beraubten; im Augenblick war eine Masse Menschen vorhanden, von denen ein Theil unter Verwünschungen das weinende Kind zur Polizei begleitete. Trotzdem, daß unsere Fabrikarbeiterinen nur in größerer Zahl heimgehen, die Dienstmädchen sich kaum ohne männliche Begleitung auf die Straße wagen, ja viele sich mit Messern und andern schneidenden Waffen versehen haben, findet die Spürkraft des Frevlers immer ihre Beute. Tausende von Gerüchten über die Urheber des Schreckens, der sichtbar auf der ganzen weiblichen Bevölkerung lastet, durchkreuzen die Stadt; die Polizei entwickelt alle nur mögliche Thätigkeit, alle Straßen sind mit Eintritt der Dämmerung grell beleuchtet, einzelne Bürger durchschreiten die Straßen, manchmal vermeinte man einen fliehenden Frevler erfassen zu können, und stets fand er Lokalitäten, die sein Entschlüpfen ermöglichten. Vergebens forscht man nach den Motiven zu dem sich gleichzeitig auch in Kempten ꝛc. zeigenden Frevel. Die Büberei wird epidemisch."

* In Augsburg hat ein Mädchen in Folge des durch das Zopfabschneiden verursachten Schrecks die fallende Sucht bekommen, und in München wurde ein ganz junges Mädchen darüber von solchen Nervenzufällen ergriffen, daß sie vielleicht Zeitlebens daran zu leiden haben wird.

* Ein Augenzeuge erhält einen charakteristischen Zug des wackern Generals Neill, der bei dem ersten Entsatzversuche von Lucknow fiel: „Neill war ein bekannter Haudegen, dem es an Tapferkeit Niemand zuvorthat. Dabei war er überaus sanft und gutmüthig. Als er von Cawnpur abmarschirte, kaufte er eine Kiste voll Zuckerwerk und Spielsachen, die er mit sich nahm, um die Kinder der Belagerten zu beschenken. Die Kiste fand sich später. Die Kinder bekamen ihre Geschenke. Der gute Neill war aber längst begraben.

* Aus Fogarasch wird uns geschrieben: Am 22. Januar spät Abends ist der hiesige Steuer-Einnehmer entflohen. Derselbe soll die sehr bedeutende Summe von 10,000 fl. mit sich genommen haben. Mittelst eines falschen Schlüssels öffnete er die Kassa, und entwendete das Geld. Der Flüchtling ist bereits eingeholt und dem Gerichte überantwortet.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 11. Mittwoch, den 27. Jänner. 1858.

Der Kapellmeister.

Novelle, mitgetheilt von Karl Teschner.

(Fortsetzung.)

Der Baron maß Heinrich mit einem höhnischen Blicke.

Wer sind Sie denn, rief er, daß Sie es wagen, mir zu drohen? Sie, der Sohn eines elenden Dorfschulmeisters, ein Klimperer und Notenkleckser, wie man sie zu Hunderten auf der Straße zusammenfegen kann, Sie sind so frech gewesen, Ihre Augen zu meiner Tochter zu erheben! Ich vertraute sie Ihnen an als ein fremdes, kostbares Gut, und Sie waren feig genug, unter dem Deckmantel der Lehrstunden ihr eine unreine Leidenschaft einzuflößen!

Herr v. Poll, hören Sie mich! bat Heinrich, sich gewaltsam mäßigend.

Hinaus! schrie der wüthende Baron.

Die Furcht vor einem thätlichen Konflikte und einer persönlichen Verletzung des Geliebten gab auch Louisen die Fassung wieder. Sie näherte sich ihrem Vater und suchte seine Hand zu ergreifen.

Vater, verzeihe! Heinrich hat nichts Strafbares begangen, sagte sie schüchtern.

Der Baron schleuderte sie zurück.

So weit ist es gekommen, daß du dich nicht scheust, mir deine Ungezogenheit keck zu bekennen und diesen Menschen in seiner Kühnheit zu bestärken?!

Heinrich versuchte von neuem zu sprechen.

Fort aus meinen Augen! schrie noch heftiger der Baron.

Sie wollen mich nicht hören, mein Herr?

Bei Gott, ich hole eine Waffe und erschieße Sie wie einen Hund, wenn Sie sich nicht augenblicklich entfernen!

Ich gehe, sprach Heinrich in großer Bewegung und blickte wehmüthig auf das zitternde Mädchen. Möge Ihnen Ihr unmenschliches Wüthen nie Reue verursachen, Herr Baron!

Sorgen Sie für Ihr eignes schlechtes Gewissen und denken Sie an mich, wenn Sie in Armuth verderben, erwiderte höhnisch der Baron.

Heinrich verließ stumm das Gemach. Louise machte eine Bewegung, sich ihm nochmals zu nähern. Der Baron aber stieß sie so heftig zurück, daß sie auf den Divan taumelte und laut weinend ihr Gesicht in den Kissen verbarg.

Du möchtest wohl gern mit dem Schulmeister in die Welt laufen und ihn begleiten, wenn er als Bänkelsänger mit der Zither in den Bierstuben und Schnappsboutiken umherzieht, du undankbares und ehrvergessenes Geschöpf! rief der Baron. Von jetzt an verlässest du nicht mehr dieses Gemach und wirst hier erwarten, was dein betrogener Vater weiter über dich beschließt; denn du bist eine Verworfene, die unser adeliges Haus beschimpft hat. Das Glück, an der Seite dieses würdigen Mannes, des Herrn Kammerherrn, künftig zu leben, hast du leichtsinnig verscherzt.

Seien Sie mild gegen Ihre Tochter, sprach besänftigend der Kammerherr, dem Louise jetzt noch reizender erschien als zuvor.

Können Sie, Herr Kammerherr, nach dem Geschehenen noch daran denken, diese ungerathene Tochter als Ihr Weib zu begehren?

Ich denke noch daran, erwiderte v. Schmächtling. Ein günstiges Geschick führte mich noch zur rechten Zeit herbei; Louise wird hoffentlich als meine Gemahlin den Leichtsinn ihrer letzten Mädchentage bereuen und durch Dankbarkeit sühnen!

Ich danke Ihnen, edler Mann! versetzte der Baron ruhiger und reichte dem Kammerherrn die Hand. Dieser näherte sich Louisen.

Fräulein Louise, ich bitte nun, nachdem mir Ihr verehrter Herr Vater von neuem seine Einwilligung dazu gegeben, Sie als meine Gattin heimzuführen, um Ihr persönliches Jawort und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich Ihren Jugendleichtsinn bei dem ernsten Schritte, den ich thue, nicht mehr erwägen werde, Ihnen nie einen Vorwurf daraus machen will. Sie können jetzt durch ein bereitwilliges „Ja" Ihren Fehler wenigstens zum Theil wieder gut machen.

Louise richtete sich erstaunt empor. Die Worte des Kammerherrn befremdeten sie.

Geben Sie mir Ihre Hand, Louise! bat derselbe.

Sage Ja! sprach hart der Baron, da Louise eine verneinende Bewegung machte.

Ich kann nicht, mein Vater! antwortete Louise schmerzlich.

Sage Ja! wiederholte er heftiger und nahm eine drohende Haltung an.

Louiſe rang rathlos die Hände.

Mein Vater, ſchonen Sie mich! flehte ſie.

Der Kammerherr hielt den Wüthenden zurück.

Beſtürmen Sie ſie nicht weiter, bat er. Eine kurze Bedenkzeit wird ihr eine günſtigere Stimmung zurückbringen.

Gut, ſprach der Baron rauh, ich werde dich nicht mehr fragen. Es iſt entſchieden. Nicht in vier Wochen, wie vorher beſtimmt, — nein, in acht Tagen trittſt du mit dieſem braven Manne vor den Altar, um ſeine Gemahlin zu werden. Ich ſehe, daß es dieſer Maßregel bedarf, um dich vor ferneren Thorheiten zu bewahren. Bereite dich für den ernſten Tag ſo vor, wie es der Tochter eines Offiziers von gutem Adel würdig iſt. Inzwiſchen bleibſt du eine Gefangene, damit der Bube, der mein Vertrauen ſo ſchändlich mißbrauchte, nicht wieder Gelegenheit finde, dich durch ſeine Einflüſterungen von neuem zu verlocken! Kommen Sie, Herr Kammerherr!

Dieſer wendete ſich nochmals an Louiſen:

Mein Fräulein, Sie werden hier ein Herz finden, das durch Liebe und Achtung Ihre künftigen Tage erheitern wird. Schließen Sie ſich an mich mit vollem Vertrauen. Auf Wiederſehen, meine theure Verlobte!

Er entfernte ſich mit dem Baron.

(Fortſetzung folgt.)

Die Flüchtlingsfrage in England.

Das Attentat auf den Kaiſer Napoleon hat, wie bekannt in Paris eine große Unzufriedenheit dadurch erzeugt daß die engliſche Regierung den Meuchelmördern ein ſchützendes Aſyl gewährt. In der Thronrede Napoleons und in den Reden der erſten Staatsmänner Frankreichs an den Kaiſer nach vollbrachter That am 14. Januar ſpiegelte ſich die franzöſiſche Unzufriedenheit über die engliſche Gaſtlichkeit deutlich ab. Die „Times" ſieht ſich dadurch veranlaßt ihre Anſichten über die Flüchtlinge auszuſprechen. Nach der „Times" ſind die Mörder vom 14. Januar meiſt Italiener, aber ohne Zweifel waren auch einige Franzoſen in das Komplott verwickelt, welche die Meuchelmörder bei ihrer Ankunft in Paris aufgenommen und bei Anfertigung der Granaten geholfen haben. Der Anſchlag in ſeinem Entwurf und in ſeiner Ausführung iſt nach der „Times" italieniſch. In London war man vollkommen darauf gefaßt, daß in Paris und anderswo ſich wieder einmal ein Geſchrei erhebt gegen die Freiheiten, die England den verzweifelten, in ewiger Fehde mit den Regierungen des Kontinents lebenden Flüchtlingen einräumt. Um den Klagen oder Vorſtellungen des Auslandes zuvorzukommen, macht die „Times" auf die Stellung der verſchiedenen Flüchtlingskolonien in England aufmerkſam. Der Konſtitutionelle, deſſen ganzes Sehnen nach einer ſo gemäßigten Freiheit ging, wie die, welche England beſitzt, befindet ſich in Soho oder Holborn neben dem Kommuniſten, der von einer allgemeinen Plünderung träumt oder neben den Quaſi-Brutuſſen, die kleine Bomben zu einem großen Blutbade fabriziren. — Die Deutſchen, wenn ſie zur äußerſten Partei gehören, befleißen ſich in der Regel irgend eines ehrlichen Erwerbes; ſie diskutiren zehnmal im Tag über die Eigenthums- und Regierungstheorien und kommen überein, daß die Exiſtenz von Königen und Kapitaliſten ſich mit den unumſtößlichen Forderungen der ſozialen Wiſſenſchaft durchaus nicht vertrage; aber bei alledem wiſſen ſie doch jeden erſparten Pfennig recht feſt zu halten und in Ruh und Friedfertigkeit unter Königin Viktoria's Regierung zu leben, obgleich das engliſche Syſtem in ihren Augen eine politiſche Heuchelei iſt und England lauter Despoten zu Alliirten habe. — Die Franzoſen, obgleich ſie gerne heftig deklamiren, haben nach der Anſicht der „Times" keinen großen Hang zu Verſchwörungen. Sie lieben die Anwendbarkeit gewiſſer allgemeiner Philoſopheme auf das geſammte Menſchengeſchlecht entweder in einer hochtrabenden Fingſchrift oder in einer Gedenktagsrede oder beim Begräbniß eines demokratiſchen Führers zu verfechten, aber man kann nicht ſagen, daß ſie leidenſchaftlicher oder böswilliger ſind, als von Leuten zu erwarten iſt, die Jahrelang über das Unglück ihrer Verbannung nach einem Lande brüten, wo ihnen wenig Beachtung oder Sympathie zu Theil wird, und wo ſie dem Volke ſo fremd wie am Tage ihrer Landung geblieben ſind. — Die Italiener kommen bei der Charakteriſirung der Flüchtlinge von Seite der „Times" ſchlimmer hinweg. Das engliſche Blatt nennt die flüchtigen Söhne Italiens rachſüchtig und blutdürſtig, in deren eignen Mitte ihrer kleinen Verbanntenkolonie gewaltthätige Auftritte nicht zu den Seltenheiten gehören. Die Italiener wiſſen ſelbſt die Wachſamkeit der engliſchen Polizei zu täuſchen. Foſchini, welcher vier ſeiner Landsleute mit Dolchſtichen angegriffen und ſich dann mit dem Beiſtand der ganzen ſchlauen und geheimen Verbrüderung aus dem Staube machte, wird als Beiſpiel aufgeführt.

Nach der „Times" muß das Parlament mit gutem Fug jedem Miniſter das Recht verſagen, einen Ausländer, der keines Verbrechen überführt iſt, auf die bloße Denunziation eines fremden Polizeiagenten hin, zu faſſen und auszuweiſen. Englands Größe beſteht zum Theil darin, daß es allen Nationen einen freien Boden bietet. Es darf Niemand daran denken den Ankömmling in ſeinen Bewegungen zu beſchränken, aber doch wird von dem Treiben wohlbekannter Verſchwörer einigermaßen Notiz genommen. Nach der Anſicht der „Times" iſt die Klaſſe, zu welcher Pianori und die jetzige Meuchlerbande gehört, keine zahlreiche. Es ſind lauter Italiener, die ohne Zweifel in Verkehr miteinander ſtehen; ihre Schlupfwinkel ſind bekannt und die Londoner Polizei muß ihr Kommen und Gehen nach England bemerken. Die „Times" räth der engliſchen Regierung von dem Treiben der wohlbekannten Verſchwörer einigermaßen Notiz zu nehmen und wenn die ausländiſche Polizei eine beſtimmte Anklage gegen ſie erheben kann, eine Unterſuchung anzuſtellen. Das Land wird der Regierung beiſtehen, wenn es gilt abſcheuliche Komplotte, wie das eben in Paris vorgekommene, zu unterdrücken. Die Times will nicht, daß England ein Aſyl für die grauſamſten und feigſten Meuchelmörder werde. Aber der Ton in welchem der franzöſiſche Senatspräſident und andere franzöſiſche Staatsdiener ſich in Glückwunſchadreſſen gegen den Kaiſer Napoleon ausgeſprochen, ſei nicht der geeignete in England eine günſtige Aufnahme zu finden. Die Inſinuation, England habe ſich zu einer ſichern Burg gemacht, aus der die Meuchelmörder hervorgehen und es dürfe nun nicht länger in ſeiner Selbſtſucht verſchanzt bleiben, ſondern

Digitized by Google

müssen sich entschließen, die Demokraten aus Europa hinauszujagen, das nennt die „Times“ eine Sprache, worauf man England nicht zumuthen dürfe mit Liebenswürdigkeiten zu antworten. Die „Times“ versichert ihre Alliirten wiederholt, das britische Volk verabscheue den Meuchelmord ebenso stark wie das französische und werde gerne mitwirken ihn zu verhindern oder zu bestrafen; aber die „Times“ gibt der französchen Regierung zu bedenken, daß letztere dabei das Meiste thun muß. Das Londoner Blatt bemerkt, das ganze gekünstelte Paß- und Polizeisystem in Frankreich habe sich bei Gelegenheit des Attentats auf den Kaiser und die Kaiserin grausam schlecht bewährt. Einige dreißig Italiener setzen sich in Paris fest, sie kommen und gehen ungenirt unter erdichteten Namen, sind dabei wohlbekannte Demokraten und selbst entronnene Mörder, und doch können sie den Kanal überschreiten und unbelästigt in der Hauptstadt niederlassen. Und was noch mehr: sie fabriziren oder importiren in Frankreich eine Anzahl Handgranaten von 4 bis 5 Zoll im Durchmesser; sie gehen mit Dolchen und Repetirpistolen herum; sie versammeln sich zahlreich an der Thür des Opernhauses und obgleich das Mordinstrument so groß ist, daß die Explosion gleich 28 Polizeiagenten verwundet, war es der Mörderbande doch möglich eine That ohne allen Argwohn auszuführen, wodurch 102 Personen getödtet und verwundet wurden. Wenn die polizeiliche Wachsamkeit in Frankreich so schlechte Früchte trägt, soll man in Paris aufhören über englische Lässigkeit zu kritisiren. So sehr man in Frankreich über die englische Polizei klagt, so war es den Meuchelmördern als der Kaiser Napoleon der Königin Viktoria einen Besuch abstattete, nicht möglich Er. Majestät anzukommen, und wiederholt begeben sich die Mordgesellen nach Paris, um ihre schwarzen Thaten dort zu begehen. Auf englischem Boden ist dazu kein Terrain. Die Pariser Polizei wurde in Kenntniß gesetzt, daß höchst gefährliche Subjekte nach der französischen Hauptstadt abgegangen wären. Warum hat sie selbe nicht angriffen, warum wurden die Mordgeschosse bei der Barierre nicht angehalten? Und in Mitten eines Heeres von Polizeiagenten und Lanziers war es möglich, so viel Unglück zu bereiten! Am Schlusse ihres Artikels ruft die „Times“ den Flüchtlingen zu: ja auf kein Erbarmen zu rechnen, wenn man sie in einem Komplott gegen eine fremdländische Regierung betreten sollte. So lange sie in England weilen, besitzen sie alle Rechte des englischen Volks und Niemand darf sie belästigen. Aber wenn sie ihre blutigen Anschläge auf englischen Grund und Boden zu betreiben suchen, so müssen sie sich auf die schwerste Strafe gefaßt machen, die das Gesetz des Landes verhängen kann. — Diesem nach zu urtheilen dürfte eine Ausweisung der Flüchtlinge in London nicht stattfinden. (Die heutige W. Z. versichert in einer Telegr. Dep. aus Paris, daß die Flüchtlinge aus England ausgewiesen werden. D. Red.)

Protokoll

über die Sitzung der Oberverwaltung des siebenb.-sächs. Landwirthschafts-Vereines vom 5. Jänner 1858.

Vorsitzer: Obervorsteher B. Conradsheim.
Schriftführer: Vereinssekretair B. Bedeus.

1. Von Seite des l. Hermannstädter Magistrats wird der Verein zur Subscription auf die von Prof. Stubenrauch verfaßte statistische Darstellung des Vereinswesens im Kaiserthum Oesterreich eingeladen, welcher Aufforderung durch Uebermittelung des Pränumerationsbetrages von 2 fl. CM. entsprechen wird.

2. Die Rechnung der Buchhandlung Filtsch über den Druck von 300 Exemplaren der Statuten, dann eine Rechnung über die bisherigen Vereinsauslägen für Schreibmaterialien und Postporto's, werden dem Hauptkassier Zekelius zur Auszahlung der beiden Rechnungsbeträge pr. 8 fl. und 10 fl. 17 kr. C. M. übergeben.

3. Eingelangte Drucksachen:

Ein Separatabdruck des in den Mittheilungen der k. k. mähr.-schles. Gesellschaft für Ackerbau-, Natur- und Landeskunde Jahrgang 1857 veröffentlichten Aufsatzes: der Personal-Organismus im Forstwesen von H. L. Weber.

Ein Probeblatt des zu Inseraten geeigneten Wochenblattes der Arbeitgeber (erscheint zu Frankfurt.)

Ein Preiscourant der Messerfabrick der Gebrüder Dittmar in Heilbronn (Würtenberg.)

Subscriptionseinladung auf die im Drucke befindliche Schrift über Poesie der Landwirthschaft, ein Beitrag zur rationellen Bienenzucht, nebst dem Entwurfe zu einem allgemeinen Bienengesetze und dem Berichte über die Verhandlungen der Bienensektion während der im Mai 1857 abgehaltenen Jubelfeier in Wien.

4. Der erhaltenen Aufforderung gemäß, berichtet der Herr Kreis-Kommissair Klein über die Entwickelung und Wirksamkeit der Klausenburger Landwirthschaftsgesellschaft und über die im Monat November abgehaltenen Agrikultur und Industrie-Ausstellung und übersendet die Gesellschaftsstatuten, die im Druck erschienenen Jahresberichte derselben von 1855, 1856 und 1857, sowie die Nr. 104. 154. 155 des „Kolosvári Közlöny“ mit den Berichten über die im August 1857 abgehaltenen Viehausstellung und die erwähnte Agrikultur und Industrie-Ausstellung. Für diese gefälligen Mittheilungen ist dem Berichterstatter der gebührende Dank auszusprechen.

5. Beisitzer Lander übersendet, das abverlangte Gutachten über die projektirte Gründung eines Seidenkultur-Vereines. Ueber die Möglichkeit und Nützlichkeit des Seidenbaues könne nach so vielen gelungenen Versuchen in Siebenbürgen und den Erfahrungen anderer Länder kein Zweifel obwalten. Wenn trotz vielfachen Bestrebungen seit 80 Jahren der Seidenbau im Lande noch keine Ausbreitung gefunden hat, sei die Ursache davon vor Allen die geringe Dichte der Landbevölkerung, namentlich der sächsischen, welche bei ihren jetzigen Besitz- und Wirthschaftsverhältnissen keine Zeit zum Betriebe des Seidenbaues erübrigen könne; man müsse daher vorzugsweise den intelligenteren Theil unserer Bevölkerung, wie er sich in den Städten und den Volksschullehrern unserer Dörfer findet, für die Sache zu gewinnen suchen. Außer der möglichsten Vermehrung und Verbreitung der Maulbeerbäumchen würde zur Hebung der Seidenzucht hauptsächlich eine Abhaspelungsanstalt nothwendig sein, wo die Galetten leicht und gut, also Anfangs zu möglichst hohen, nicht durch die Rücksicht auf eigenen Gewinn bestimmten Preisen verwerthet werden könnten. Es wäre nicht zu verkennen, daß eine Aktiengesellschaft, wie die

n Steiermark für diese Zwecke bestehende, mehr zu leisten vermöge, als einzelne Private, wenn diese auch noch so begütert und opferwillig sind. Eine solche Gesellschaft würde bedeutende Mittel erfordern, welche nur durch die Betheiligung des ganzen Landes zusammengebracht werden könnten. Eine Nationalität allein sei gegenwärtig kaum im Stande, in ihrer Mitte eine derartige Gesellschaft zu bilden. Dem siebenb.-sächs. Landwirthschafts-Vereine werde folglich die Gründung eines solchen Unternehmens unmöglich sein, und selbst, wenn demselben bedeutende Geldkräfte zu Gebote stehen sollten, dürfe er bei seiner allgemeinen Aufgabe, für alle Zweige der Landwirthschaft thätig zu sein, dem Seidenbaue welcher mit dem Feld-, Obst- und Weinbaue, der Vieh- und Bienenzucht nur auf gleicher Linie steht, nur einen Theil seiner Mittel zuwenden. Wenn übrigens die Gemeinden Groß-Lasseln, Halvelagen und Waldhüten, wie Herr v. Peterfi angibt, geneigt seien einen bedeutenden Grundcomplex gegen billigen Pacht oder Kaufschilling abzutreten und überdies bei Aufführung der nöthigen Gebäude die Gemeinden des Schäßburger, Elisabethstädter und Agnethler Bezirkes wesentliche Hülfe zu leisten bereit seien, so würde sich dort ein Unternehmen begründen lassen, wo neben dem Seidenbau auch die andern Zweige der Landwirthschaft kultivirt und dadurch ein sicheres Erträgniß erzielt werden könnte.

Diesem Gutachten wird in allen seinen Punkten beigestimmt und beschlossen, es solle der Herr Kreisvorsteher v. Bogdánpi, welcher für die Vermehrung der Maulbeerbaumpflanzungen mit großem Erfolge thätig ist, ersucht werden, die bezeichneten Gemeinden bezüglich ihrer Anerbietungen zu vernehmen und wenn möglich zur Begründung eines solchen Unternehmens zu veranlassen.

6. Ueber die Annahme der ihnen angebotenen Agenturen haben sich erklärt: Herr Pfarrer Gestalter in Neumarkt.

„ Friedrich Wolf d J. in Hermannstadt.
„ Franz Obert in Mediasch.
„ Pfarrer Albrich in Galt bei Reps.
„ Karl Wittstock in Sächsisch-Regen.
„ Gottfried Lani in Bistritz.

Nachdem Herr Peter Schnell die Agentur für Kronstadt wegen Mangel an freier Zeit ablehnt, ist ein anderer geeigneter Mann, der zur Uebernahme der Agentur bereit wäre in Erfahrung zu bringen.

7. Der bisherige Vorsteher des Hermannstädter Bezirksvereines Dan. Zekelius übersendet die Akten und Rechnung des Bezirksvereines nebst einem Sparkassabüchlein mit den Einlagen

vom 17. Juli 1847 über 98 fl. 47 kr. und
vom 12. März 1848 über 5 „ — „

Zusammen 103 fl. 47 kr. C. M.

Die Rechnung wird dem Vorstand-Stellvertreter Löw zur Prüfung übergeben.

8. Agent Obert macht den Vorschlag, es möge Anleitung zur Anbahnung der Commassation des Bodens abgefaßt und durch die Agenten unentgeltlich an die Mitglieder des Vereins ausgetheilt werden. Diese unbestreitbar wichtige Angelegenheit finde namentlich unter den Sachsen auch deshalb so geringen Anklang, weil über die Mittel und Wege, die zum Ziele führen, große Unklarheit herrsche. Dem weitern Antrage gemäß wird beschlossen, das nöthige Material zu dieser Anleitung zu sammeln. In dieser Absicht sollen die Agenten aufgefordert werden, über die Winke und Rathschläge sachverständiger und erfahrener Männer ihrer Bezirke ausführlich einzuberichten und alle auf diesen Gegenstand bezughabenden Notizen und Fingerzeige der Oberverwaltung vorzulegen.

9. Beisitzer Sterzing bringt mittelst Schreiben v. 3. Januar 1858 die Errichtung von Musterwirthschaften in Anregung, denn, obwohl Stimmen darüber laut geworden seien, daß eine Musterwirthschaft für das Ackerbau treibende Volk von gar keinem Nutzen sein würde, so sei er doch der Meinung, daß, wenn der Verein schnell und erfreulich wirken wolle, derselbe wenigstens eine oder zwei solcher Musterwirthschaften als Musterschulen und als Beispiel zur Nachahmung ehestens ins Leben zu rufen, bemüht sein möge.

Dieser Antrag fällt mit dem Beschlusse der General-Versammlung in Sächs.-Regen wegen Gründung einer Musteranstalt in der Mitte des Landes zusammen und hat sonach durch die in Ausführung dieses Beschlusses an Se. Durchlaut den Herrn Gouverneur gerichtete Eingabe vom 21. August 1857 ihre Erledigung gefunden. In dieser Eingabe ist die Nothwendigkeit einer landwirthschaftlichen Musteranstalt zur Belehrung angehender Landwirthe ausführlich dargethan und um Dotirung einer solchen Anstalt aus dem Staatsschatze angesucht worden, da bereits in Ungarn und Böhmen ähnliche Anstalten aus Staatsmitteln dotirt worden sind. Es wurde übrigens die Erklärung beigefügt, daß der Verein nicht anstehen werde, wenn es zur Förderung dieser hochwichtigen Sache für nöthig erachtet werden sollte, sein kleines Vermögen diesem Zwecke zu widmen.

10. Vorstand-Stellvertreter Löw spricht sich dahin aus, daß als erster Schritt zur Hebung des für Siebenbürgen höchst wichtigen Weinbaues, die Gründung einer Rebenpflanzschule erforderlich sei, damit die mannigfachen Benennungen der einzelnen Rebensorten aus den verschiedenen Gegenden des Landes auf die richtigen Bezeichnungen zurückgeführt, und für die Verbreitung der besten inländischen und einiger, unserm Klima entsprechender ausländischer Rebensorten gesorgt werden könne.

Demgemäß wird beschlossen, es sei dahin zu wirken, daß in Mühlbach und Mediasch solche Rebschulen angelegt werden, indem die genannten Stadtgemeinden zur Ueberlassung eines geeigneten Platzes aufgefordert werden sollen. Zugleich soll die Stadt Hermannstadt um Zuweisung eines in der Nähe der Stadt befindlichen Grundes zur Anlage einer Obstbaumschule, welche auch dem Seminar zur praktischen Einübung seiner Schüler in der Obstbaumzucht offen stehen würde, angegangen werden.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 12. Freitag, den 29. Jänner. 1858.

Der Kapellmeister.

Novelle, mitgetheilt von Karl Teschner.

(Fortsetzung.)

Die Baronin war bereits durch Heinrich selbst von dem Vorgefallenen unterrichtet worden. Er war in ihr Zimmer getreten, um sich zu verabschieden. Indem er ihr mit Wärme die Hand küßte, dankte er ihr für ihr allezeit gütiges Entgegenkommen und bat um eine milde Beurtheilung. Seine Eröffnung berührte sie um so schmerzlicher, je weniger sie ein Verständniß zwischen ihm und Louisen geahnt hatte, und als er tief bewegt das Zimmer verlassen, zog sie sich in ihr Boudoir zurück und brach in Thränen aus.

Der Baron rief seinen Jäger Mannhardt.

Der Schulmeister Herz soll sogleich kommen! befahl er ihm.

Nach kurzer Weile erschien der Gerufene, ein alter ehrwürdiger Mann von kleiner, schmächtiger Gestalt, mit eisgrauen Haaren und überaus milden und lebenskräftigen Gesichtszügen.

Sie haben mich rufen lassen, Herr Baron.

Letzterer fixirte ihn mit wegwerfendem Blicke.

Er hält sich wohl auch für einen ehrlichen Mann, Schulmeister! redete er ihn höhnisch an.

Der Angeredete war höchlich betroffen über diesen Ton, dessen Ursache er sich nicht erklären konnte, denn er wußte noch Nichts von dem Vorgefallenen.

„Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen," ist immer mein Wahlspruch gewesen, erwiederte er mit würdiger Ruhe.

Man merkt es in der That, was Eure Frömmlerphrasen werth sind!

Ich war nie ein Frömmler, Herr!

Wenigstens habt Ihr Euer sauberes Früchtchen nicht dazu gemacht.

Von wem sprechen Sie denn, Herr Baron?

Von wem anders als von Eurem ungezogenen Jungen, den Ihr in mein Haus eingeschwärzt habt, damit er eine Liebschaft mit meiner Tochter anknüpfe! Dachtet wohl gar, in Euren alten Tagen gemächlich durch die Säle dieses Schlosses zu schlendern als der Herr Schwiegerpapa meiner Louise, he?

Der Schulmeister erschrack heftig.

Um Gottes Willen, Herr Baron, welche Sprache! Das ganze Dorf weiß, daß Hoffahrt mir ein Gräuel ist. Und von meinem Heinrich ist die Rede? Ich kannte ihn bisher nur als einen wohlerzogenen und reich begabten Sohn, als einen mir anvertrauten Segen des Himmels, den zu bewahren, ich zu jeder Stunde meine heilige Pflicht sein ließ!

Und ich sage Euch, Euer Sohn ist ein nichtswürdiger Mensch, ein hinterlistiger Betrüger!

Das ist unmöglich, Herr Baron, oder das beste Menschenherz ist eine große Lüge.

Was habe ich mit Euch zu streiten, Schulmeister! versetzte der Baron verächtlich. Ich hab' Eurem Sohne die Thüre gewiesen und trage Euch auf, ihm zu sagen, daß ich ihn von meinen Knechten hinauswerfen lassen will, wenn er die Räume des Schlosses noch einmal zu betreten wagt. Hier ist Geld! fuhr er fort, indem er dem Alten eine gefüllte Börse hinwarf. Der Lump soll nicht sagen, ich sei ein Knauser! Ich will ihn für seinen Bubenstreich noch bezahlen. Und nun basta!

Der Schulmeister war tief erschüttert.

Herr Baron, sprach er, unter den vorliegenden Umständen hingeworfenes Geld nehmen, hieße sich selbst wegwerfen. Ich danke für Ihr Geld. Und bevor ich richte, muß ich Heinrich selbst hören. Ich glaube nicht, daß er Das ist, wofür Sie ihn halten. Hat er sich Ihrer Tochter mehr genähert, als sich mit seinem Lehramte vertrug, so kann es nur in aller Reinheit des Herzens geschehen sein, denn Heinrich hat ein reines Herz — Das will ich vor Gott und Menschen bezeugen!

Der Baron lachte höhnisch.

Und in der Reinheit seines Herzens wollte er sich in eine adelige Familie hineinschleichen! rief er. Schöne Reinheit Das!

Herr Baron, die Liebe macht Alles gleich. In ihrem Reiche gibt es weder Adel noch Gemeine. . . Ist doch die Liebe noch das einzige Band, welches die Menschen zu einer großen Familie verbindet, deren Haupt der Vater im Himmel ist. Nur diese Liebe kann meinem Sohne Ihren Zorn zugezogen haben. Ihre Verachtung verdient er nicht.

Es ist eine Sünde und Schande, Schulmeister, daß Ihr mit solchen verrückten Grundsätzen noch die Jugend unterrichten

dürft. Hütet Euch aber, daß ich Euch das Handwerk nicht legen laſſe!

Mein graues Haupt ſteht in Gottes Hand, erwiderte der Schulmeiſter ruhig. Wie er's mit mir macht, ſo iſt's wohlgethan. Er trifft auch den Hoffährtigen. Leben Sie wohl, Herr Baron!

Aufs tiefſte betrübt, ging der alte Herz nach ſeiner Wohnung, indem er hoffte, ſeinen Heinrich da zu finden. Aber Heinrich war nicht dort. Der Alte harrte ängſtlich Stunde auf Stunde; es dunkelte bereits und Heirich kam noch immer nicht. Der Schulmeiſter hatte ihn zwar bisher für charakterfeſt gehalten, aber dennoch konnte er ſich des entſetzlichen Gedankens nicht erwehren, Heinrich, den er über Alles auf Erden liebte, könne ſich aus Reue und Verzweiflung ein Leid zugefügt haben oder in die weite Welt gegangen ſein.

Da pochte es plötzlich an ſeine niedrige Thüre. Der Alte fuhr raſch aus ſeinem träumeriſchen Sinnen empor und öffnete. Die alte Martha, Louiſens Pflegerin, kam.

Ach, mein lieber Herr Schulmeiſter, rief ſie ihm weinend entgegen, ſolch' Kummerleid iſt auf Nellhauſen noch nicht dageweſen! Mein Fräulein zerrauft ſich die Haare um Herrn Heinrich, den ſie ihr genommen haben, und die Frau Baronin hat auch den ganzen Tag ſtill geweint. Und als der Herr Baron ihre rothen Augen ſah, fuhr er ſie an: „Warum weinſt du!" Da erwiderte ſie Nichts, ſondern lief in ihr Kabinettchen und weinte dort noch heftiger. Und mitten in dieſem Trübſal ſoll Hochzeit gemacht werden, denn es iſt im ganzen Hauſe bekannt, daß das Fräulein des Herrn Heinrich Liebſte iſt, und das Fräulein ſoll daher ſchon in achten Tagen mit dem alten Herrn Säftling oder Spechtling vermählt werden! Es iſt ſchändlich, wie es jetzt unter den Menſchen zugeht, lieber Herr Schulmeiſter!

Kopfſchüttelnd hatte der Letztere dieſe treuherzige Erzählung angehört.

Und wo iſt Heinrich? fragte er in höchſter Spannung.

Gott weiß es, wenn Ihr's nicht wißt, lieber Herr Schulmeiſter! Er hat ſchnell das Schloß verlaſſen. Der Jäger Mannhardt, der den jungen, ſeinen Herrn immer haßte, weil er von unſern gnädigen Damen ſo gern gelitten war, erzählte recht ſpöttiſch, er habe ihn wie einen Närriſchen in den Wald laufen ſehen; vermuthlich wolle er da ein büßender Einſiedler werden und von Wurzeln leben. Wenn er ihm aber in ſein Revier komme, wolle er ihn als Herumſtreifer, der das Wild verſcheuche, todtſchießen.

O Gott, gib mir meinen Heinrich wieder! ſtöhnte der Greis, und Thränen traten in ſeine Augen.

Die Alte ſchluchzte.

Wir waren ihm alle ſo gut, weil er ſo ſchön ſang und ſpielte, und ſo ſanft und klug ſprach. Der liebe Gott kann ihm doch nichts Böſes geſchehen laſſen. Wir wollen auf Den hoffen, der ein guter Vater iſt.

Ihr habt Recht, Martha, ſprach Herz gefaßt. Auf Gott wollen wir bauen. Gott legt uns Prüfungen auf. Er wird's wohlmachen. Laßt immerhin den hoffährtigen Baron ſein liebliches Kind verſchachern. Er wird auch dafür ſeinen Lohn finden; und wer weiß — ſetzte er geheimnißvoll hinzu — ob der Herrgott nicht meinen Heinrich zu ſeinem Werkzeug erwählt; denn wißt, gute Martha, Heinrich, obſchon ich ihn wie einen Sohn liebe, iſt nicht . . . doch nein — ich will dem Geſchick nicht vorgreifen, will ſchweigen. Gott allein ſoll's machen.

Gott allein! bekräftigte Martha. Gute Nacht, Herr Schulmeiſter!

Gute Nacht, Martha! Grüßt mir Euer Fräulein, das meinem Herzen ſo nahe ſteht.

(Fortſetzung folgt.)

Ein ſeltſamer Beſuch.

In der Schenke des Dorfes S. an der kleinen Kokel ſaß im April des vorigen Jahres der Bärenführer und trank rothen Wein. Im Hofe, an einen Pflock gekettet, lag Petz, der zottige Bär, der tagszuvor die Dorfsjugend durch ſeine Kenntniſſe in Erſtaunen geſetzt hatte. Es war ihm ziemlich einſam; denn das Dorf war wie ausgeſtorben. Die Leute arbeiteten im Feld oder im Garten, und Niemand ließ ſich ſehen, ihm die Zeit zu kürzen. Brummend erhob er ſich, zerrte an der Kette und hob mit den Vordertatzen den Pflock aus. Wie war ihm da ſo köſtlich zu Muthe, als er ſich frei bewegen konnte nach rechts, nach links, wie es ihm behagte. Er meinte, es ſei ihm wohl am beſten, wenn er ſofort den Weg nach den Gebirgen einſchüge, wo er in ſeiner Jugend ſchöne Tage verlebt hatte, und machte ſich davon.

Am letzten Häuschen des Dorfes angelangt, ſpürte er gewaltigen Hunger und dachte, hier ſei wohl etwas zu haben; im Felde ſei es jetzt belebter als im Dorf, und er werde ſeinen Appetit im Hauſe ungeſtört befriedigen können. Alſo trat er ein, ohne anzuklopfen, denn die Thüre ſtand auf, und ſchritt auf den Tiſch zu, wo einige Brot- und Palukesüberreſte lagen. Die Frau des Hauſes war eben im Begriff abzuräumen, zog ein ellenlanges Geſicht, als ſie den ungebetenen Gaſt erblickte und ſtürzte in namenloſer Angſt die Thüre hinaus, die hinter ihr ins Schloß fiel. Petz witterte Verrath, nahm raſch zu ſich, was auf dem Tiſche lag und eilte nach der Thüre, an der er vergebens rüttelte und ſchüttelte. Denn die Frau draußen zog aus Leibeskräften an der Klicke, weil ſie meinte, der Bär wolle ihr nach, um ſie zu frühſtücken. Dazu ſchrie ſie aus vollem Halſe um Hilfe. Aber Niemand hörte ſie. Schon war ſie daran, ſich in den unvermeidlichen Tod zu ſchicken; die Klinke fahren zu laſſen, denn ſie war gänzlich erſchöpft von Schreien und Ziehen — da kam der Bärenführer und züchtigte den Eindringling, wie er's verdient hatte.

Eduard Schiefer.

Rechtfertigung.

Ich bin kein Dichter von Belang,
Ein Dilettant — nichts mehr,
Ich ſtehe als Gemeiner nur
Im großen Dichterheer.

Von Anerkennung habe ich
Zu träumen nie gewagt,
Und klage nicht, daß mir kein Geld
Das Dichten eingebracht.

Doch lieb' ich Freiheit und Gesang,
Die Wahrheit allzumal,
Das Schöne und Erhabene
Nach freier, eigner Wahl.

Und dichte, weil es mir behagt,
Und wenn der Geist mich zwingt,
Wenn ungesucht gebundnes Wort
Mir aus der Seele dringt.

Eduard Schiefer.

Mannigfaltiges.

* Der Magistrat von Innsbruck hat für das Jahr 1858 zu Gunsten der Stadtkassa eine Hundesteuer eingeführt. Für jeden Hund müssen für dieses Jahr 2 Gulden gezahlt werden.

* Der Gemeinderath von Berlin hat beim letzten Jahreswechsel dem König von Preußen einen Glückwunsch überreichen lassen, worauf Se. Majestät folgenden Erlaß ertheilte: Von Herzen danke Ich den Vertretern der Bürger- und Einwohnerschaft Berlins für die guten und frommen Wünsche, welche sie Mir beim Jahreswechsel dargebracht haben, und empfehle Mich und Mein königliches Haus ihrer und Meines ganzen Volkes treuer Fürbitte in der schweren Heimsuchung, welche Gottes Vaterhand über Mich verhängt hat. Getrost harre ich des Ausganges derselben und erflehe den göttlichen Segen über das Land und die Stadt Meiner Väter, wie über Mein Haus und über Mich selbst.

Friedrich Wilhelm.

* Rom, 18. Jan. Nach einer von Seite des Ministeriums des Innern soeben erfolgten Veröffentlichung zählt der Kirchenstaat 3,126,263 Einwohner.

* Die Deutschen, welche in Ostindien leben, sind durch die Revolution in die allertraurigste Lage gekommen. Die Kapellmeister fast aller Regimenter sind Deutsche und jetzt brotlos, viele Indigopflanzer sind Deutsche, und viele andere Deutsche mit zahlreicher Familie befinden sich im Lande und haben Alles verloren. In Deutchland sammelt man Beiträge für die armen Leute.

Lokales.

Einige Worte über die neue Straße in Kronstadt,

von der Purzengasse bis an die Blumenauer Schenkgasse, als Gegenbemerkungen auf die in Nro. 207 v. J. der „Kronstädter Zeitung" darüber enthaltenen Erläuterungen.

Es ist uns sehr willkommen, daß Herr Stadt-Ingenieur v. Huttern selbst die technischen und anderweiten Grundsätze mittheilt, nach welchen die neue Straße so und nicht anders geführt worden ist; müssen aber gestehen, daß wir, wie auch entschieden alle hierortigen Ingenieure, trotzdem noch immer der Ansicht, ja eben durch Herrn H. Demonstration darin bestärkt worden sin die Straße hätte anders dirigirt werden müssen. Und daß diese im ganzen Publikum allgemein herrschende Ansicht nicht eine auf „Unkenntniß der Sache beruhende übereilte Aburtheilung" ist, und wohl etwas mehr Berücksichtigung verdient hätte, wenn man auch noch so sehr gewöhnt ist, sich um die öffentliche Meinung nichts zu bekümmern, beweist Herr H. selbst schon dadurch, daß er es für nöthig gehalten hat Erklärungen über die Sache zu geben. Denn eine an sich richtige und wahre Sache bedarf nicht erst vieler Beweise. In der That ist auch gewiß, daß die Gründe, welche in jenen Erklärungen sich finden, sicher Niemand aufgefunden hätte. Darum ist es gut, daß sie gedruckt, schwarz auf weiß, zu finden, damit auch in der Zukunft Alle, und deren wird es sehr Viele geben! die sich über die Richtung dieser Straße sehr verwundern werden, die tiefdurchdachten Gründe, warum so und nicht anders? nachlesen können. Uebrigens wollen auch wir mit Herrn H. „nicht streiten," sondern einfach unsere Ansicht aussprechen.

Gegen die von Herrn H. in Aussicht gestellte Regulirung der alten Wege über das Glacis läßt sich nichts einwenden; sie ist wünschenswerth und nothwendig. Auch darin stimmen wir vollkommen bei, daß „hier nicht ein englischer Park anzulegen" (woran gewiß auch keine Seele gedacht hat!") sondern nur einfache Straßenanlagen zu machen sind, wo gerade Linien die schönsten, zweckmäßigsten und kürzesten Straßen geben." Wir wollen sehen, ob und zwar mit Beziehung auf den vorliegenden Fall, diese Principien auch absolut wahr seien.

„Gerade Linien sind die kürzesten," das wird Niemand bestreiten; ob aber auch in allen Fällen z. B. in Gebirgsgegenden oder wie im vorliegenden Fall bei entgegenstehenden Hindernissen (die ungarische Kirche) die zweckmäßigsten Straßenzüge? das ist eine Frage, die in Bezug auf unsere fragliche Straße geradezu verneint werden muß. Im voraus muß bemerkt werden, daß es sich hier hauptsächlich um den Ausmündungspunkt derselben in die Reichsstraße handelt, was eigentlich der streitige und allen Fachkennern und Laien mißliebigste Punkt ist, den aber Herr H. nur ganz flüchtig zu berühren für gut gefunden hat. Unsere Straße, behaupten wir, ist nicht die „zweckmäßigste," ja auch die kürzeste nicht.

Die zweckmäßigste nicht, weil für Fuhrwerke, namentlich die hier zu Lande üblichen großen mit 8—10 Pferden bespannten Frachtwägen alle Ecken und scharfen Biegungen möglichst zu vermeiden sind und besonders wo zwei stark befahrene Straßen, wie hier der Fall, auf einander treffen. Die Purzengässer Straße ist aber recht absichtlich fast spitzwinklig in die Reichsstraße eingeführt worden. Wohl hat Herr H. da durch großartige „Verschneidungen" des neuen Weges bei der Einmündung bis auf 15, sage fünfzehn Klafter Breite zu helfen gesucht; und gerade durch diese nothwendig gewordenen „Verschneidungen," so wie auch dadurch, daß, nachdem die ganze untere Steinlage, schon gelegt war, fast von der Hälfte des Weges an wiederholt die Richtung gegen die Reichsstraße geändert und allmälig um $^1/_2$ bis 1 Klafter gegen die Kirche zu geschoben wurde, — eben durch all' dieses hat Herr H. thatsächlich wieder für die Richtigkeit un-

ſterer Behauptung den beſten Beweis gegeben, wie man zu ſagen pflegt, ſich mit eigenen Waffen geſchlagen. Denn wenn an der Direktion einer neuen Straße ſchon während dem Bau tagtäglich gerückt und, nachdem ſchon die ſchwierigſte Arbeit der Grundlegung vollbracht, hin und her geſchoben wird, wenn eine 5 Klafter breite Straße zu beiden Seiten um eben ſo viel bis zur Form einer ſich ausſchweifenden Waſſerhoſe „verſchnitten“ werden muß, um praktikabel zu ſein: da muß es kläglich ſtehen um die früher berechnete „zweckmäßigſte Richtung“ derſelben. Aber ſelbſt mit jenen coloſſalen Verſchneidungen iſt eigentlich ſo wenig gedient, daß fortwährend, beſonders Abends, Carambolagen zweier oder mehrer gleichzeitig auf beiden Straßen an der Einmündung anfangender Fuhrwerke unvermeidlich ſind und manches Unglück von der auf dieſen Weg freundlich herablächelnden „goldenen Sonne“ beſchienen werden wird. Ja ſogar einzelne Wägen werden im Finſtern ſehr ſchwer gerade die Einmündung treffen und manche Paſſanten mit dem Chauſſeegraben in unliebſame Bekanntſchaft kommen, wenn nicht etwa der gegenüberſtehende Thurm zugleich als Leuchtthurm benützt wird, um den Reiſenden die rechte Fährte zu zeigen. — Wir ſagen: Wie beim Ausgang aus der Altſtadt (bei Nro. 1) der Weg gegen die Kloſtergaſſe von der gegen die Blumenau führenden Reichsſtraße ohne Ecken und Winkel ſich ſcheidet, eben ſo und nicht anders hätte auch aus der Schenkgaſſe an der ungariſchen Kirche gerade hinauf die Straße zur Purzengaſſe dirigirt — werden müſſen.

Wir beſtreiten weiter, daß der neuangelegte Weg den Vorzug der größeren „Kürze“ beanſpruchen kann, — wenn es überhaupt nicht faſt mehr als lächerlich iſt, bei einer Hauptſtraße auf eine Differenz von höchſtens 5—10 Schritt ſo großes Gewicht zu legen. Aber ſelbſt in Berückſichtigung dieſer Paar Schritte hat Herr H Unrecht, wenn man die beiden Endpunkte der neuen Straße, den Ausgang aus der Purzengaſſe und den Eingang in die Schenkgaſſe ins Auge faßt. Denn zuverläſſig trägt der Winkel der beliebten Einfahrt in die Reichsſtraße mehr aus, als wenn man in der kaum merkbaren Biegung an der Kirche hinunter gerade in die Schenkgaſſe die Richtung nimmt.

Ob endlich die von Herrn H. beliebte Direktion der Straße die „ſchönſte“ ſei? Nun — über ſchön oder nicht ſchön oder wie man zu ſagen pflegt, über den Guſto läßt ſich eigentlich nicht disputiren. — Es wird in der That ein „ſchönes“ Bild bieten, wenn man — etwa von der Burgpromenade herab das Glacis von lauter geraden „ſtrahlenförmig“ vor dem Purzengäſſer Thor ſich concentrirenden Straßen durchſchnitten ſieht: aber gewiß um gar nichts weniger ſchön möchte der Proſpekt ſich gemacht haben, wenn der eine dieſer Strahlen — unſere Straße — etwa 2 Klafter mehr nach rechts gezogen wäre, aber ganz gewiß noch ſchöner, wenn dieſer Strahl nicht an den gegenüberſtehenden Thurm gleichſam anzurennen ſchiene. Wir meinen ferner, die Straße dürfe ſich nicht eben nur aus der Vogelperſpektive — etwa vom Kapellenberg — ſchön ausnehmen, ſondern ſolle auch von einem andern nähern Standpunkte und aus dem Straßen-Niveau ſelbſt das Schönheitsgefühl befriedigen. Wir bitten nun aber Jedermann, ſich unſere Straße einmal aus der Schenkgaſſe anzuſchauen, um den künſtlich hervorgebrachten veritablen Zickzack in ſeiner ganzen Schönheit kennen zu lernen. Wir meinen ferner, was eben nur ſchön ausſehen ſoll, aber dem Zweck ſeiner Beſtimmung nur theilweiſe entſpricht, ſei bloß eine Spielerei, und wo die — ſein ſollende — Schönheit mit der Zweckmäßigkeit ſo arg collidirt, da hätte jedenfalls der letzteren ſogar auf Koſten jener, Rechnung getragen werden müſſen. Denn eine Straße iſt da zur praktiſchen Benützung und nicht zum Anſchauen, und ſie ſoll angelegt werden, wie ſie am bequemſten iſt und am meiſten ihrer Beſtimmung entſpricht und nicht, wie ſie ſich von der Promenade oder von den nahen Anhöhen am ſchönſten ausnimmt.

Es mag alſo Herrn H's. Straße ſchön — nach ſeiner Anſicht die „ſchönſte“ ſein; ſie mag „das Gepräge der Regelmäßigkeit“ an ſich tragen und auch noch andere“ von Hrn. H. verſchwiegene und darum uns unbekannte „Vortheile“ haben; es mag der Reiſende, worauf Hr. H. auch großes Gewicht legt, das Vergnügen haben, ſogleich die Purzengäſſer Stadt-Einfahrt zu ſehen, — wenn er nicht etwa zufällig Abends ankömmt —: aber grau iſt alle Theorie u. ſ. w.“: wir bleiben dabei und das iſt die allgemeine Anſicht in Kronſtadt: Die Straße wäre ſchöner, auch kürzer, hauptſächlich aber — und darauf kömmt's an — viel zweckmäßiger angelegt, wenn ſie von der Purzengaſſe noch etliche Klafter die Richtung dieſer Gaſſe einhaltend, ſanft nach links gebogen an der ungariſchen Kirche hinunter gerade in die Schenkgaſſe dirigirt worden wäre, (d. h. etwa die Richtung des neben der Kunſtſtraße gehenden Weges ohne alle Ecken und Winkel hätte); ja ſogar in dem Falle ſchöner, kürzer und ungleich praktiſcher wenn auch nur ein Theil derſelben von da an, wo die Brunnenröhren laufen, in die Schenkgaſſe dirigirt würde, wodurch eben jene eben berührte ſcharfe Ecken und Winkel, jener Zickzack vermieden würden.

Dies unſere Anſicht über dieſe Sache. Wir ſehen voraus, daß, — wenn nicht etwa ſchon in nächſter Zeit von einer hohen Perſönlichkeit im allgemeinen Intereſſe und ohne Rückſicht auf die Herren, die allein dieſe Straße ſo und nicht anders gewollt, eine Aenderung befohlen wird — man gewiß ſpäter, wenigſtens dem letzten Drittheil der Straße eine andere Richtung zu geben ſich genöthigt ſehen wird.

Warum aber, könnte man fragen, jetzt noch dieſe Bemerkungen, nachdem die Sache — mit ſeltener Raſchheit — ſchon zu Ende geführt und alſo nichts mehr zu ändern iſt? Darum — damit, wenn in ſpäterer Zeit ſich alle Welt über dieſe Originalſtraße ſtark verwundert, ein rechtfertigendes Zeugniß vorliege, daß es ſchon bei der Anlage der Straße Leute hier gegeben hat, die in Uebereinſtimmung von $^9/_{10}$ der hieſigen Bevölkerung ſich entſchieden, jedoch fruchtlos gegen die genommene Richtung dieſer Straße ausgeſprochen haben.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronſtadt.

Digitized by Google

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 3 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 30 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 13. Montag, den 1. Februar. 1858.

Der Kapellmeister.

Novelle, mitgetheilt von Karl Teschner.

(Fortsetzung.)

Der Schulmeister wartete noch lange umsonst auf den Vermißten. Dieser war, nachdem er das Schloß verlassen, ziellos hinausgestürmt in den Wald und schritt auf einem Pfade, den er oft voll Liebesseligkeit an der Seite Louisens und der Baronin gegangen, hastig vorwärts, von wirren Gedanken beunruhigt, von Schmerz zerrüttet. Vor Allem bangte er um Louise, denn daß ihr bei der jähen Heftigkeit ihres Vaters beleidigende Szenen bereitet werden mußten, ja vielleicht auf Tage und Wochen ihrer ein trübes Loos haarte, stellte er sich lebhaft vor. Er härmte sich, daß er die unwillkürliche Veranlassung dazu geworden, und dennoch sagte er sich, daß er sie wahrhaft liebe und nie von ihr lassen könne. Er wußte nicht, daß über Louisens Zukunft bereits entschieden war. Die gütige Vorsehung hatte ihm in den Momenten des ersten Liebeswehs diesen großen Schmerz erspart.

Auf einer Ruhebank, die er so manchmal in sinnigem Gespräch mit den beiden Damen eingenommen, ließ er sich nach langem Irren nieder und versank in wehmüthige Träumerei, aus welcher ihn aber bald wieder die bittere Erinnerung an die schmachvolle Behandlung durch den Baron wild aufschreckte. Wuth und Zorn und das Gefühl der Verachtung vornehmen Dünkels mischten sich in seine Wehmuth. Es kam ihm auf einen Augenblick der Gedanke, den Schranken des Adelsvorurtheils die Macht und Ueberzeugung des Seelenadels entgegenzusetzen und gegen den Widerstand des Barons trotzig anzukämpfen; aber das reine Selbstbewußtsein, der Stolz des Mannes riß ihn von diesem Gedanken zurück. Er entschloß sich, keinen Versuch zu machen, sein Schicksal zu ändern, sondern einer höhern Gewalt seine Zukunft anheimzugeben, oder, wenn es seine müsse, zu entsagen. Sowie er einmal zu diesem Entschlusse gelangt war, trat das Bild seines alten, braven Vaters hell vor seine Seele, und er raffte sich auf, um sich ihm, der stets liebend für ihn gesorgt hatte, an die Brust zu werfen.

Im Dunkel des Abends kehrte er nach dem Dorfe zurück. Heftig bewegte ihn der Anblick der erleuchteten Fenster Louisens, als er jenseits des See's vorüberging. Der Arme wußte nicht, mit welchen peinigenden Gefühlen Louise in diesem Zimmer weilte, das ihr Gefängniß geworden war.

Still trat er in die Schulwohnung ein und öffnete zaudernd die Thür. Mit einem freudigen Ausrufe seines Namens eilte der alte Pädagog ihm entgegen und umschloß ihn mit seinen Armen. An seiner Brust fühlte sich Heinrich erleichtert. Der Schlag des Vaterherzens zuckte tröstend und erleuchtend durch seine schmerzumnachtete Seele.

Und du konntest mich so lange trostlos deiner harren lassen! sprach der Alte mit mildem Vorwurf.

Verzeihe mir, Vater!

Ist es wahr, daß der Baron dich wegen einer entdeckten Liebschaft mit seiner Tochter aus dem Hause gewiesen?

Ja, Vater, in der rohesten Weise.

Und du hattest eine Liebschaft mit Louisen?

Ja, ich liebe sie über Alles.

Der Schulmeister trat dicht vor Heinrich hin und sah ihm scharf in die Augen.

Heinrich, ich frage dich ins Gewissen, denn ich habe einst vor Gott Alles zu vertreten, was du thust — bist du schuldig?

Ja und nein, Vater. Ich liebte Louise seit Monden. Ich wußte, daß sie vornehmer Leute Kind sei und daß ich sie schwerlich zum ewigen Bunde werde verlangen können. Aber mein Herz unterlag der Macht der wahren Liebe. Erst heute weckte ein glücklicher Moment das gegenseitige Verständniß. Aber derselbe Moment brachte das Verderben, denn ein Teufel hatte gelauert. Ich bin mit mir selbst ins Gebet gegangen. Vor Gott bin ich nicht schuldig, wenn auch vorurtheilsvolle Menschen zürnen.

Liebt dich Louise wahr und wahrhaftig?

Ich glaube es, Vater.

Es ist gut, Heinrich; ich verdamme dich nicht. Du hättest freilich stets bedenken sollen, daß du dich als Lehrer der Schülerin gegenüber befandest, und daß in solchem Verhältniß die bethätigte Liebe, und sei sie noch so rein, immer wie eine hinterlistige Verlockung aussieht. Aber ich kenne die Gewalt der Leidenschaft und will dir keinen Vorwurf machen. Du bist ein fähiger Mensch und Das ist auch Etwas. Aber nun beherrsche dich, Heinrich! Arbeite anhaltend und suche im Schaffen zu ver-

gessen, das sein Herz beunruhigt. Entsagen! Das ist ein dringendes Gebot.

Heinrich ward bis zu Thränen weich.

Ich weiß, fuhr der Alte fort, es ist ein schreckliches Wort: Entsagen! Aber wenn es die eiserne Nothwendigkeit ausspricht, dann muß der Mann Mann sein und ihr gehorchen. Du mußt gehorchen!

Ich will Alles versuchen, mein Vater, aber leben werde ich Louise immerfort.

Die Liebe als Gedanken, sprach der Schulmeister, kann dir Niemand entziehen, denn der Gedanke ist des Menschen heiligstes Eigenthum. Aber wisse, es ist ein peinlich Ding, ohne Hoffnung zu lieben. Das richtet den Menschen wie eine verzehrende Krankheit zu Grunde. Es ist besser, du vergissest. Du mußt von hier scheiden, Heinrich. Gehe nach Berlin oder Leipzig. Dort wirst du Arbeit und Zerstreuung finden. Dies kleine Dorf wird dir Golgatha deiner Kraft.

Heinrich kämpfte mit sich selbst.

Es ist mir gewiß sehr schmerzlich, fuhr der Schulmeister fort, daß ich dich schon wieder verlieren soll — vielleicht auf ewig, denn ich weiß nicht, wann mein letztes Stündlein kommt; aber es muß sein — um deiner selbst willen, Heinrich. Dich und dein Wohl hab' ich mein Leben lang vor Augen gehabt, und jetzt, da es das Geschick will, reiße ich dich von meinem Herzen los und sollt's verbluten.

Wenn ich sie wenigstens noch einmal sehen könnte! seufzte Heinrich.

Nein, diesen Gedanken gibst du auf, erwiderte fest der Greis. Du würdest nur ihren und deinen Schmerz vergrößern und dich abermals roher Behandlung aussetzen, die dich entehrt. Versprich es mir, Heinrich, deine Louise nicht wieder zu sehen.

Ich verspreche es dir, Vater.

Heinrich reichte dem Alten die Hand, aber sie zitterte, denn in seinem Herzen rang das Gefühl um sein Liebstes, wie eine Mutter um ihr in den Wellen versinkendes Kind.

Am nächsten Morgen sollte Heinrich seine Sachen zur Abreise ordnen. Davon, daß Louise schon in kurzem als Braut zum Altare gehen sollte, sagte der Schulmeister seinem Sohne Nichts, um seiner zu schonen.

Heinrich schrieb an Louise einen rührenden Abschiedsbrief. Nacht war es draußen, Nacht war in seinem Herzen. Auch der Brief trug einen düsteren Charakter.

„Ich scheide von Dir," schrieb er, „wenn es sein muß, auf ewig; und wenn Du glücklich werden kannst, so sei es. Ich scheide unglücklich, und nie mehr wird ohne Dich mir ein heiterer Himmel lächeln."

Am frühen Morgen traf er Martha und gab ihr seinen Scheidebrief an Louise. Erst jetzt erfuhr er mit Erschrecken, Louise solle verheirathet werden. Sein Entschluß ward wieder wankend. Er wollte die Geliebte noch einmal sehen, wollte wissen, in welcher Fassung sie das Weib eines andern werde. Gebrochen ging er ins Schulhaus zurück, ohne in seinem Weh daran zu denken, den Brief zurückzunehmen.

Vater, sagte er schwermüthig, ich höre, Louise ist Braut in wenigen Tagen schon soll die Vermählung gefeiert werden. So lange laß mich bei dir. Wenn Louise fähig ist, das entscheidende „Ja" auszusprechen, dann werde ich ruhiger gehen; denn ein Weib, das so wenig Charakterfestigkeit besitzt, daß es dem väterlichen Gebote oder dem Zwange der Gewalt seine Liebe opfert, würde ich nicht mehr lieben.

Der Schulmeister überlegte. Was Heinrich ihm sagte, schien ihm die Ueberzeugung zu geben, daß es besser sei, wenn seine leidenschaftliche Neigung durch das Anschauen der Trauungsceremonie sogleich getödtet werde, und daß Dies für ihn ein wichtiger Akt in der Schule der Prüfung sein müsse.

Es sei, sprach er dann. Du sollst bleiben, sollst Zeuge der Trauung sein. Aber versprich mir, durch keinen störenden Laut dich zu verrathen und dich Aller Augen zu verbergen, bis die Trauungsfeierlichkeit vorüber ist.

Ich verspreche es dir, mein Vater.

Heinrich blieb.

Louise empfing in dieser Stunde seinen Brief. Er wolle scheiden, schrieb er ihr. Auf ewig, wenn es sein müsse. Sie möge glücklich sein, wenn sie es könne. Ohne sie nochmals zu sehen, ohne nur den Versuch zu machen, sich ihr zum Abschied zu nähern, oder sie um eine Unterredung zu bitten, ging er von dannen! Diese Wahrnehmung vernichtete all' ihre Hoffnung, machte sie gleichgiltig gegen Alles, was man mit ihr und um sie vornahm. Sie fügte sich unempfindlich in ihr Geschick, da Heinrich sie verlassen konnte, den allein sie über Alles liebte. So war ihre Auffassung.

(Fortsetzung folgt.)

Freiherr v. Bruck und Oesterreichs Finanzen.

(Schluß.)

Daß Hr. von Bruck bei seinen großen auf Staat und Volk gerichteten wirthschaftlichen Kombinationen auch die österreichischen Agrikulturverhältnisse in direkter Weise ins Auge gefaßt hat, darf wohl kaum erst bemerkt werden. So ward insbesondere eine große Association projektirt, die unter dem Namen „Austria" die Landwirthschaft in allen ihren Zweigen stützen und aufs gründlichste fördern soll. Ihrer Verwirklichung hat bisher nur die Lage des Geldmarkts im Wege gestanden. Das Unternehmen, an sich schon aussichtsvoll wie keines, ist nach dem Urtheile der bewährtesten Kenner österreichischer Zustände eine Nothwendigkeit für das Land und wird in vieler Beziehung für die Landwirthschaft Das sein, was die Kreditanstalt für Handel und Gewerbe ist. Man muß Ungarn und Galizien kennen, um zu ermessen, welche Reichthümer hier aus dem Boden geschöpft werden können, wenn die Ausführung landwirthschaftlicher Meliorationen durch Kapitalvorschüsse unterstützt und möglich gemacht wird. Vorauszusetzen ist hierbei freilich die Vollendung des Eisenbahnnetzes, das namentlich in Ungarn eine gewaltige Ausdehnung erhalten soll. Zugleich aber würde jene große Anstalt als ein organisches Glied in dem ganzen Systeme zu betrachten sein, welches der schöpferischen Wirksamkeit des Ministers zugrunde liegt. Die „Austria" soll

Digitized by Google

vor allem die Aufgabe haben, die Landwirthschaft im Ganzen in den verschiedenen Kronländern auf jene Stufe zu heben, die sie zum Theil schon auf den größern und mittlern böhmischen Gütern erreicht hat; daneben würde aber auch die Anstalt den Zweck verfolgen, die Domänen, welche die Bank von dem Staate in Verwaltung übernommen, anzubringen, der Bank noch mehr Silber zu verschaffen und durch Parcellirung und Commassation vermögliche Einwanderer nach Oesterreich zu ziehen. Die Idee der „Austria" darf ungeachtet der verzögerten Ausführung nicht als aufgegeben betrachtet werden; vielleicht bringt eine nahe Zukunft schon die Realisirung des Entwurfs.

Kaum waren diese großen Reformen des Finanzministers von 1856 eingeleitet, als Hr. von Bruck auch auf die Entwürfe des Handelsministers von 1850 wieder zurückkam und die Tarif- und Zollangelegenheiten abermals zum Gegenstand seiner Thätigkeit machte. Im April 1856 erschien ein abgeänderter Zolltarif, der nicht nur von einer freisinnigen Auffassung der Zollsachen Zeugniß ablegte, sondern auch wegen seiner einzelnen Sätze eine soziale und politische Bedeutung hat. Consumtionsgegenstände und Halbfabrikate wurden mit Einem Schlage um 20—50 Proc. ihres bisherigen Zolls ermäßigt. Zucker, Kaffee, Cacao erfuhren eine ansehnliche Herabsetzung, Gewürze wurden, wahrscheinlich nicht ohne Rücksicht auf Triest, als den zukünftigen Stapelplatz ostindischer Spezereien, reducirt. Oele und Eßwaaren, ebenso rohes und gegossenes Blei, gefrischtes und gegossenes Eisen, Baumwoll-, Leinen- und Wollgarne erhielten eine ansehnlich niedrigere Tarifirung. War es Zweck, die Consumtion im Inlande zu erhöhen, den wichtigsten Verbrauchsgegenständen, wie Zucker und Kaffee, Eisen- und Baumwollzeugen, größern Eingang zu verschaffen und dadurch die Cultivirung der östlichen Kronländer zu fördern, so geschah dies doch mit allem Bedacht und voller Sorge für die einheimische Produktion, und die Besorgnisse, die man anfänglich von der Herabsetzung der Zölle hegte, verschwanden sehr bald. Einen sehr günstigen Erfolg hatte diese Reduktion des Tarifs ebenfalls für die Zollkassen des Staats. Mit dem Verbrauch stiegen die Einnahmen; nur im ersten Jahre der Ermäßigung ergab sich bei den reducirten Waaren ein Ausfall von etwa 800,000 fl. Der Verbrauch von gefrischtem importirten Eisen z. B. war vom 1. Juli bis 31. Dez. 1856 um 115 Proc. gestiegen und hatte eine Mehreinnahme von 12,999 fl. oder 77 Proc. abgeworfen; ähnlich gestalteten sich die Verhältnisse bei mehren andern Gegenständen. Der durch diese Abänderungen modificirte Tarif stellte sich in mancher Hinsicht etwas niedriger als der des Zollvereins und kann als weiterer Schritt zur Anbahnung eines deutsch-österreichischen Zollvereins betrachtet werden. Hr. von Bruck richtete auch im Herbste 1856 neue direkte Propositionen an den Deutschen Zollverein, die auf Ermäßigung der Durchfuhrzölle, Vereinfachung der Zollmanipulationen, Reduktion der Zölle für gewisse Rohprodukte, wie Wein, Vieh u. s. w., hinausgingen. Es ward vorerst beschlossen, daß eine Kommission, aus österreichischen und zollvereinsländischen Sachverständigen zusammengesetzt, in Wien selbst über diese Propositionen berathen solle. Was nun auch das Resultat dieser Berathung sein möge, soviel ist gewiß, daß Hr. von Bruck die Bahn gebrochen hat, auf der Oesterreich und Deutschland ihre materielle Einigung zu vollziehen im Stande sind. Auf beiden Seiten aber soll und wird der Vortheil ein gleich großer sein. Oesterreichs Volks- und Finanzwirthschaft gewinnt an Consistenz; der Zollverein findet einen dankbaren Abnehmer seiner Erzeugnisse gegen eine Fülle von Rohstoffen.

Nachklänge.

Angeschlagen durch die „Berichtigung" in Nro. 1 der Transsilvania.

Motto: Didicisse fideliter artes, emollit mores nec sinit esse feros
Ovidius.

II.

„Das Seine Jedem!" heißt dein Spruch und rauscht wie ein Orakel
Durch deinen Mund herab zu uns, aus deinem Tabernakel,
Dem Weihrauchdunst umwirbelten in hocherhabner Weite,
Der Weihrauch hat dich so erhöht, der maßlos dir gestreute.
Wo mag in jener „Widmung" doch der Hund begraben liegen?!
Im Gott nicht, — nimmermehr! — es müßt' mich meine Nase trügen.
Es ist was anders, — kommt oft vor — was so dich thut genieren,
Passirt auch andern, drum will ich kein Wort darob verlieren.
Doch wenn den Sack du schlägst und willst es soll dem Bunde gelten,
Muß wie Virgil den Corydon ich ebenfalls dich schelten.
„Das Seine Jedem!" heißt dein Spruch; kein deutungsleerer schlechter,
Doch nur wer's abzuwägen weiß ist mir ein Mann, ein rechter!
Doch nach dem Beispiel, das du gibst, bestehst du schlecht die Probe;
Sieh besser nach in der Chemie, eh' du mir's machst zu Lobe.
Was geht denn das „obwohl" dich an, das „doch, allein und aber"?
Das laß bei Seit' du dienest schlecht dem Freund mit solchem Haber.
Mit beiden Händen nimmst du was mit einer du gegeben
Und schlägst die gier'ge Klaue tief ihm noch ins eig'ne Leben.
Auch machst du's wie ein Arzt es that, den ich vor Jahren kannte.
Der schmiert zuerst das Pflaster auf, dann er die Wunde brannte
Und schnitt und fließen ließ das Blut, so viel nur mocht' rinnen,
Und seinen Patienten Gott empfahl und ging von hinnen.
Nicht so mein Freund, mit sich'rer Hand schneid erst die faulen Wunden,
Und dann ein lindernd Pflaster drauf so mag der Schnitt gesunden. —
— Und wieder macht' ein Freund so, war zärtlich und gefällig
Und ging dem Freunde um den Bart und kraut' ihn wohlgefällig;
Drauf obrigkeit er ihn: „Weissag' uns!" eh der sich dess' versehen
So Freund ist dein „obwohl" und „doch" und „aber" zu verstehen! —!
— Doch was in der „Berichtigung", sei's wie es ist, — geschrieben
Von „Pflicht" und „Drucker" und „sofort" wär' besser unterblieben,
Und weil's — in Wahrheit, — nicht bedurft' solch' schönen Attestates,
Thut die Beleuchtung auch nicht Noth des chemischen Präparates.
Auch hielt' es schwer, in diesem Fall, das „Sein" und „Dein" zu trennen.
Zwar meint der Gott, das wüßt' er schon, es dürft's ihm keiner nennen.
Daß er „geworden," ist, — des freut er sich, — das „Seine!"
Daß du bist der du warst, und nicht geworden, ist das „Deine."
Maculaturen, cruzerschwer! mit schwerem Geld bezahlte,
Und obendrein der blaue Dunst, der köstlich vorgemalte;
Vom blauen Dunst der Säckel voll, das, meint er, ist das „Seine;"
Das Geld, dafür bezahlt, spricht er, das ist nicht mehr das „Meine!"
Allein daß die Maculatur das Volk nicht will studiren,
Ob's auch das „Seine" kön' er nicht, so meint er, cruiren.
Natürlich nicht! 's geht nicht so leicht, das kommt von andern Seiten:
Zunächst: — — — doch bleib's, es hieß' nur „um des Kaisers Bart sich streiten!" —

J. Vogt.

Die englische Presse und die Flüchtlingsfrage.

Die Klagen der französischen Staatsmänner und des französischen Heeres, daß England Schutz und Gastfreundschaft den Verschwörer und Mörder zu theil werden ließe, hat die englische Presse veranlaßt diese Vorwürfe umzukehren und sich alle derlei Vorwürfe zu verbieten, mit denen man sich in Paris jetzt weiß brennen und die Folgen der eigenen Begehungs- und Unterlassungssünden den Engländer vor die Thüre legen will. Die Times frägt in Paris einfach an, warum die Franzosen nicht erst vor ihrer eignen Thüre kehren? und womit dem England diese Vorlesungen verdient habe, blos weil es ihm nicht gelungen sei, ein Verbrechen zu hindern, an dessen Vereitelung selbst die Pariser Polizei gescheidert sei? Das Kaiserreich mit seinen zwei Millionen geheimer Fonds; mit den zahlreichen Agenten, die es in England und allerwärs zur Ueberwachung der Emigranten besolde; mit seinem Cordon von Gensdarmen, Kommissären und Douaniers habe die Einfuhr der angeblich auf britischen Boden fabrizirten Bomben nicht zu verhüten gewußt — habe von der Existenz des ganzen Komplottes so wenig eine Ahnung gehabt, daß Herr Pietri in eben dem Momente, wo die Explosion in der Straße Lepelletier stattfand, einem Diner bewohnte, auf dem er über die Wachsamkeit und Energie der Polizeiverwaltung bekomplimentirt ward. Und da verlange man noch, daß die britische Regierung zu Kreuze kriechen, sich einer verdammenswerthen Apathie schuldig bekennen solle: während das französische Ministerium doch auch nicht eine Klage hat erheben können, daß die englische Polizei sich je geweigert habe, seine Agenten in der Kontrole gefährlicher Flüchtlinge zu unterstützen — daß ein englischer Gerichtshof es je abgeschlagen, Refugié's, für deren Schuld man bestimmte Beweise beigebracht, zur gesetzlichen Verantwortung zu ziehen?!

Wir sind Engländer, sagt die Times, und das ist genug gesagt. Alle Engländer hassen den Meuchelmord. Orsini studierte Artillerie und Feuerwerkskunst. Sollte man ihn deßhalb hassen? Eine zahlreiche Klasse von Menschen, darunter Leute von bekanntem wohlwollenden Charakter beschäftigen sich ihr Leben lang mit nichts als der Erfindung neuer Zerstörungswerkzeuge... So lange Orsini in England mit Leuten umging, die den Mord verabscheuen, schien er unschädlich. Wenn Jemand für Orsini's That verantwortlich gemacht werden kann, so ist es Frankreich selbst; denn Frankreich hat ein System kunstvoller Beaufsichtigung, welches über alle Menschen Buch führt; Frankreichs Sache war es, den berüchtigten Revolutionär und möglichen Königsmörder nicht einzulassen. Orsini aber trieb sich unter der Nase der Polizei Wochen lang in Paris umher, und bringt eine Staatsaktion zu Stande mit einer Liste von Todten und Verwundeten so lang wie nach einer Feldschlacht. Kein Wunder, daß der Kaiser dem Polizeipräfekten auf dessen umständlichen Rapport über die gemachten Entdeckungen und Verhaftungen antwortete: „Sehr gut, Herr Präfekt, Sie haben seär überzeugend dargethan, was ich längst wußte, daß die französische Polizei die schlechteste von ganz Europa ist." Und mit allem Respekt vor Mr. White gesagt, ist die Presse auch zu einiger Konsequenz verpflichtet in ihrer Theorie des Gastrechts. Als der Sohn des Herzogs von Berry hier eine Art Hof hielt, Huldigungen annahm und Anstellungen versprach, haben wir nicht auf seine Ausweisung angetragen. Wir hielten es für genügend, auf die Possenhaftigkeit des Schauspiels hinzuweisen. Vor einiger Zeit beehrte ein anderer Flüchtling diese Hauptstadt mit seiner Gegenwart. Hier im Asyl ließ er kein Titelchen von seinen Ansprüchen fallen, sondern mit Wort und Schrift wies er seinen Beruf nach, Herrscher von Frankreich zu werden. Von unsern Gestaden aus führte er eine zweite bewaffnete Expedition nach Frankreich, die zufällig mißlang; aus französischer Haft entkommen, kehrte er ins alte Asyl zurück, sammelte Mittel und Freunde, wartete seine Zeit ab und betrat zum dritten Male das Land, dessen unumschränkter Herrscher er jetzt ist. Wir haben nie auf seine Ausweisung angetragen. (Oe. Z.)

Selbst die englischen halboffiziellen Zeitungen hadern mit Frankreich über das Asylrecht. Der Economist meint, es sei unmöglich Bonapartisten zu beherbergen und Bourbonen auszuweisen, oder ein Spionirsystem einzuführen, welches blos gegen Republikaner und nicht eben so gegen Orleanisten und ewaige künftige bonapartistische Flüchtlinge gerichtet wäre. — In englischen Kreisen ging das Gerücht, französische Agenten wären im Stande einen oder den andern Flüchtling gewaltsamer Weise aus England fortzuschleppen. aber, sagt der Advertiser, so tief kann England niemals sinken, daß Gewaltthaten dieser Art auf seinem Boden geduldet würden. Die Dachstube des Flüchtlings in Soho ist eben so gut sein Schloß und seine Burg, wie das Haus des reichsten Magnaten, dessen Schwelle kein Polizeidiener ohne richterliche Vollmacht überschreiten darf.

Mannigfaltiges.

• Schweizer Blätter witzeln darüber, daß es im Kanton Luzern als Injurie bestraft wird, „wenn man von einem Friedensrichter behauptet: er sei der schlechteste Beamte im Bezirk." Die Blätter raisonniren nämlich so: Der Athener Aristides war anderer Meinung: er fand ein Glück darin, wenn alle andern besser seien als er. Wenn alle Beamten eines Bezirks gut sind, so ist es keine Schande, „der schlechteste" derselben genannt zu werden.

Zu Somkerék in Ungarn zieht der Grundbesitzer Andreas Pozdony Theepflanzen, deren getrocknete Blätter, den aromatischen Thee geben. Der genannte Grundbesitzer will nun auch mit Zuckerrohr Versuche machen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 14 u. 15. Freitag, den 5. Februar. 1858.

Der Kapellmeister.

Novelle, mitgetheilt von Karl Teschner.

(Fortsetzung.)

Der Tag der kirchlichen Vermählung kam. Viele vornehme Gäste waren geladen. Schloß Nellhausen trug eine durchaus festliche Physiognomie. Der Baron empfing die Geladenen mit soldatischer Jovialität, die Baronin mit kalter Höflichkeit, unter deren Hülle ihr Herz trauerte.

Der Bräutigam hatte sich aufs sorgfältigste geschmückt, aber seine häßliche Glatze konnte er nicht verbergen, seine Falten glättete keine Schminke. Er versuchte durch Heiterkeit die Mängel seines Alters zu verbergen und behandelte seine Braut mit großer Aufmerksamkeit, denn er stand am Ziele seiner liebsten Wünsche.

Louise war still und bleich. Ihr weißes Brautgewand sah aus wie ein Todtenkleid.

Man ordnete sich zu dem Gange nach der Kirche. Voran ging der Baron in Uniform, mit einem kriegerischen Orden geschmückt. Er führte die Baronin, die ein schwarzes Sammtkleid trug; eine einzige dunkle Rose auf ihrer Brust erschien wie ein Blutstropfen. Der süß-lächelnde Bräutigam und die bleiche Braut folgten. Dann die Gäste, Paar und Paar.

Auf der Empore saß der alte Schulmeister an der Orgel und stimmte das Trauungslied an, während dessen Louise wie geistesabwesend vor sich hinstarrte. Heinrich hatte Eingang durch die Sakristei gefunden und lehnte am Thürpfeiler, den Blicken der Anwesenden entzogen. Nur nach dem Altare hatte er Aussicht. Alles blickte aufmerksam nach dem äußerlich so verschiedenen Brautpaare.

Die Ceremonie begann. Der Kammerherr sprach sein „Ja" hell und heiter. Der Pfarer richtete seine Frage an Louise. In diesem Augenblick beugte sich Heinrich, vom Gefühle überwältigt nur ein wenig hervor. Wie von einer unsichtbaren Macht geleitet, schweifte Louisens Blick nach ihm hin. Ihre Augen begegneten sich wie damals, wo er ihr seine Liebe gestand. Sie zitterte und wankte.

„Nein, nein!" stieß sie mit einem Male heftig und verstört hervor und eilte nach der Stelle hin, wo sich Heinrich befand. Aber ehe sie dieselbe erreichte, brach sie ohnmächtig zusammen.

Mehrere der Anwesenden stürzten sogleich auf die Ohnmächtige zu. Der Baron war der Einzige, welcher den an seine Stelle festgebannten Heinrich bemerkte. Er murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen, doch bezwang er sich, um den Eclat nicht zu vergrößern.

Innerlich jauchzend und zugleich bang um Louisens Zustand schlich Heinrich hinaus, während Louise aus der Kirche getragen werden mußte und die Hochzeitgesellschaft enttäuscht folgte. Der Kammerherr biß sich heftig auf die Lippe und grollte dem störrischen Mädchen, das ihn vor einer glänzenden Gesellschaft und vor allen Dorfbewohnern blamirt hatte. Er ließ, auf dem Schlosse angekommen, auch sofort seinen Wagen vorfahren und verschwand sehr indignirt.

Heinrich harrte in der Schulwohnung seines Vaters. Es drängte ihn, dem Greise seine Seelenfreudigkeit und seine neubelebte Hoffnung zu offenbaren. Als aber der Schulmeister kam, bannte sein Aussehen Heinrichs Fuß und legte ihm Schweigen auf. Der Alte war tiefernst, in seltsames Brüten versunken. Er grüßte nicht und ging still und verschlossen an sein Tagewerk. Aber er ließ Heinrich nicht mehr gehen.

III.

Hast du dich auch nicht in der Person getäuscht? War es wirklich Heinrich Herz, den du gesehen? fragte zwei Tage nach der verunglückten Trauungsfeierlichkeit der Baron v. Poll seinen Jäger Mannhardt.

Ganz gewiß, gnädiger Herr, antwortete Dieser. Ich habe den Menschen ganz genau beobachtet, und schon die zweite Nacht. Er schleicht ums Haus herum. Vorige Nacht sah ich ihn zuerst überm See, von wo aus man fast in die Fenster Ihrer Fräulein Tochter schauen kann.

Gut, sagte der Baron, so schließe Abends alle Thüren und auch die beiden Gitter, welche den Gang am See absperren. Kommt er uns dann noch ins Gehege, so schießen wir ihn als einen Einbrecher todt. Aber halte reinen Mund, Mannhardt.

Zu Befehl, gnädiger Herr.

Triff deine Maßregeln gut. Ich werde selbst nachsehen.

Zu Befehl, gnädiger Herr.

Mannhardt ging und rieb sich verstohlen die Hände vor teuflischer Lust, dem verhaßten Heinrich am Ende doch noch „Eins auswischen" zu können.

Digitized by Google

Auch in der folgenden Nacht erſchien der argloſe Heinrich in der Nähe des Schloſſes. Er hatte Louiſe um eine Zuſammenkunft auf ihrem Zimmer — die einzig mögliche — gebeten und ſie vermocht, die kleinen Bedenklichkeiten wegen der ungewöhnlichen Zeit vor dem Ernſt der Umſtände weichen zu laſſen. Louiſe hatte, von Sehnſucht gequält, ſeine Bitte bewilligt. Die alte Martha hatte verſchwiegen die Briefe der Liebenden beſorgt.

Zwiſchen dem See und der hinteren Seite des Schloſſes, auf deſſen linkem Flügel Louiſe zwei Zimmer inne hatte, lag ein etwa ſechs Schritte breites Ufer, mit Weinranken bepflanzt, welche an einem ſtarken Spalier am Hauſe in die Höhe gezogen waren und die Wand faſt ganz bedeckten. An dieſem Spalier wollte Heinrich bis in den zweiten Stock ſteigen, in welchem ſich Louiſens Gemächer befanden.

Gegen zehn Uhr, als bereits tiefe Ruhe im Schloſſe herrſchte und das Horn des Dorfwächters längſt das Signal zum Schlafengehen gegeben, ſchritt Heinrich vorſichtig nach der hinteren Seite des Schloſſes um durch die Gitterthüre, welche den Gang am Seeufer mit dem Park verband, ſich dem Spalier zu nähern. Er fand zu ſeiner Verwunderung zum erſten Mal die Thüre verſchloſſen. Aber ſeine Sehnſucht ſiegte über alle Bedenklichkeiten, und anſtatt von dem Rendezvous abzuſtehen, ſuchte er nach einem neuen Auswege zum Gelingen ſeines Vorhabens.

(Fortſetzung folgt.)

Zunftzwang und Gewerbefreiheit im Lichte der Gegenwart.

Von Karl Ritter v. M. . .

Verwichenen Jahres begegneten wir in unſern Lokalblättern ſo vielen Artikeln über Zunftweſen und Gewerbefreiheit, daß wir der Verſuchung nicht widerſtehen können, dieſes vielbeſprochene Thema nunmehr im Duſte des hoffnungsreichen neuen Jahres zu beſprechen — wünſchend: es möchte ſo manche alte Idee mit dem alten Jahre dahingegangen ſein.

Als entſchiedener Anhänger des beſonnenen Fortſchrittes, und warmer Verehrer jeder Freiheit, innerhalb der Schranken des Vernunftsgeſetzes — mithin auch der großtmöglichſten Freiheit der Gewerbe — dürften wir vor den ſtarren Anhängern des Zunftweſens kaum auf Gnade rechnen, wären wir nicht überzeugt, daß es ſeinen Verfechtern — wenigſtens dem aufgeklärten Theil derſelben — um die Sache weniger Ernſt iſt, als ſie vorgeben; daß vielmehr die Meiſten, wenn ſie auch unſerem Principe nicht geradezu huldigen, gleichwol den Werth desſelben, wenigſtens im Allgemeinen, anerkennen, und blos vor einer Kriſe zurückbeben, die doch bei Uebergängen von einem Zuſtand zum anderen, unvermeidlich iſt.

Mögen unſere Gegner nicht vergeſſen, daß nur nach einer Kriſis die Geſundheit eintritt, und daß es, im ſocialen wie im Völkerleben, keinen andern Tod gibt, als: Unfreiheit und Stillſtand.

Von der Liberalität der Redaktion unſerer Kronſtädter Zeitung verſehen wir uns, daß, obgleich ſie, ſelbſtverſtändlich, eine der unſrigen entgegengeſetzte Meinung vertritt, ſie nicht anſtehen werde, dem Wenigen, was wir zu ſagen haben, einige Spalten ihres Blattes zu öffnen.

Jede, alſo auch die ſchlechteſte Sache läßt ſich vertheidigen; warum nicht das Zunftweſen, das wir ja nicht zu den ſchlechteſten Sachen zählen? —

Das hartnäckige Verfechten einer an und für ſich unhaltbaren Sache iſt, abgeſehen vom Eigenſinn, zumeiſt die Folge einer unrichtigen Beleuchtung des Gegenſtandes, — des verfehlten Standpunktes, von welchem aus wir dieſen betrachten. Es gibt Dinge, die, um nach Form und Weſen erkannt und beurtheilt werden zu können, von mehren Standpunkten angeſehen, und allſeitig beleuchtet werden müſſen. Hierher gehört die Frage deren Beantwortung wir uns zum Vorwurf gemacht.

Indem ſich die Verfechter des Zunftinſtitutes auf den hiſtoriſchen Boden ſtellen, wählen ſie, ohne Widerrede, eine ſehr ſolide Grundlage. Allein ſie faſſen ihren Gegenſtand nicht im Geiſte der Geſchichte auf und begehen dadurch den, bei dergleichen Kontroverſen, häufig genug vorkommenden Fehler: daß ſie, indem ſie ſich ausſchließlich mit der Vergangenheit beſchäftigen, Thatſachen, die nicht zu ihrer Anſicht paſſen, ignoriren, während ſie andere mit ungebührlicher Schärfe im Auge behalten, — ſich, ſozuſagen, an ſie anklammern — ohne bemerkt zu haben oder bemerken zu wollen, daß dergleichen Thatſachen der Boden bereits entrückt, oder wenigſtens bedeutend verrückt, ſei. Sie nehmen keinen Bedacht, daß die Geſchichte niemals abſchließe, daß die unmittelbare Gegenwart nur die Brücke ſei, zwiſchen dem Ehemals und dem Einſt, und daß die Hiſtorie für uns nur dann von Bedeutung und Nutzen ſein könne, wenn wir, von der Gegenwart ausgehend, unter Vermittelung der ſpeculativen Vernunft, die Vergangenheit mit der Zukunft verbinden; — aus jener auf dieſe ſchließen.

Was nützet uns ein Leben voll Erfahrungen, wenn wir beim Ueberblicke der geſammelten Erfahrungen, nicht die Zukunft ins Auge faſſen? — Die menſchlichen Handlungen bezwecken Reſultate, dieſe aber liegen in der Zukunft. Es gibt ſehr erfahrene Menſchen, die nichtsdeſtoweniger planlos der Zukunft entgegenſteuern, weil ſie es nicht verſtehen aus der Vergangenheit Lehren und Nutzen zu ziehen.

Beleuchten wir indeß die uns vorliegende Sache vor Allem mit der Fackel des Rechtes, was unſere Gegner wohl niemals gethan, und unterſuchen wir, wie ſich Zunft und Zunftzwang, als poſitive oder uſuelle Rechtsinſtitute, im Liche derſelben darſtellen. — Zu einer gründlichen derartigen Behandlung dieſes immerhin intereſſanten Stoffes, mangelt es uns ebenſowohl an Zeit als an Geſchick. Auch wiſſen wir aus Erfahrung, daß die geehrte Redaktion unſerer Zeitung allen langgeſtreckten Artikeln abhold, vor Allem Kürze, wegen Mannigfaltigkeit, anſtrebet. — Nun wohlan! ſo kurz wie möglich.

Die Idee des Rechtes ſtützet ſich auf faktiſche Zuſtände im Leben. Würde ſie ſolcher Unterlage entbehren, ſo wäre das Recht eine hohle Idee ohne jeglicher Realität, — eine reine Dichtung — ein ſchöner Traum, und nicht Wahrheit, was es iſt, und Subſtrat des Rechtes — gleichſam deſſen Verkörperung — iſt Freiheit.

Die Freiheit ist keine bloße Idee mehr, — kein Postulat der praktischen Vernunft. Sie ist ein faktischer Zustand, der sich dem Verstande unzweifelhaft kund gibt, und an dem zu zweifeln Unvernunft oder Böswilligkeit wäre.

Der Mensch — zumal der aufgeklärte — trägt in sich ein unabweisbares Verlangen nach solchem Zustande — nach möglichst freier Thätigkeit nach Außen im Thun und Lassen. Den, der ein solches Verlangen nicht in seiner Brust trägt, können wir höchstens bemitleiden: — oder wir sollten ihn beneiden, wenn, wie Viele behaupten, die Indolenz wirklich ein glücklicher Zustand ist.

Es ist überflüssig, zu erwähnen — allein vorsichtsweise thun wir es — daß wir unter Freiheit nicht Gesetzlosigkeit, Ungebundenheit, Willkühr, Zügellosigkeit — etwa eine kalifornische Freiheit — verstehen; auch nicht dasjenige was uns moderne Freiheitshelden als solchen Zustand bezeichnen, sondern die vernünftige durch Moral und Recht geheiligte und durch gerechte Gesetze geregelte Freiheit.

Allein, so wie es eine unbestreitbare Wahrheit ist, daß die Freiheit Aller nur dadurch ermöglicht wird, wenn die Freiheit der einzelnen Rechtssubjekte, auf ein großes Maaß eingeschränkt werde, damit sich die gegenseitigen Freiheitsgebiete nicht durchkreuzen, (wodurch nur ein allgemeiner Krieg herauf beschworen würde), eben so unleugbar ist es, daß auch in der gesetzlichen Beschränkung der Freiheit ein vernünftiges Maaß eingehalten werden müsse, und daß es vielleicht nachtheiliger und mitunter auch gefährlicher sei, der Freiheit Schranken zu enge zu ziehen, als sie zu weit auszudehnen.

Jedenfalls wird es nöthig sein, der Freiheit, wo sie sich nur immer geltend zu machen sucht, denjenigen Spielraum zu lassen, innerhalb welchem sie, in Uebereinstimmung mit dem Rechts- und Sittengesetze, durch Herbeischaffung der geistigen und materiellen Mittel, ihren Zweck: Entwicklung des Einzelnen zur Persönlichkeit und des Volkes zu einer Gesammtpersönlichkeit; — Förderung der materiellen Interessen der Gesammtheit, als Bedingung zur Befriedigung ihrer geistigen Bedürfnisse und der Erfüllung höherer Lebenszwecke; kurz: Fortschritt zum Bessern erfüllen möge.

In solcher Harmonie der Freiheit Aller, liegt die Idee des Rechtes oder die Rechtsidee. — Recht ist dann Alles was mit dieser Idee in Uebereinstimmung steht oder was ihr wenigstens nicht widerspricht; — was dagegen einen solchen Widerspruch in sich trägt, ist Unrecht.

Getragen von diesen obersten Principien des Rechtes, wird jede gute Legislatur vermeiden, das dem Menschen angeborne Recht zur Freiheit mehr einzuschränken, als es das allgemeine mitunter auch das Beste einzelner Rechtssubjecte, verlanget.

Die Tutel und Kuratel, für die Fälle wann, und in der Art wie sie in unserm Privatrechte normirt wird, widersprechen den obersten Grundsätzen des Rechtes keineswegs. Sie würden aber damit sofort in Widerspruch treten, wenn die Fälle für eine oder die andere persönliche Rechtseinschränkung vervielfältiget würden — wenn die entzogene Eigenberechtigung über ein gewisses Maß von Zeit und Umfang hinausginge.

Selbst der überschwenglichste Freiheitsheld wird die Bevormundung des Kindes und des unreifen Jünglinges, die dem Blödsinnigen oder dem, sowohl seiner Familie als der Gesellschaft, gefährlichen, leichtsinnigen Verschwender entzogene Eigenberechtigung, bezüglich des Eingehens in, oder der Annahme von Rechtsverbindlichkeiten, für recht und angemessen finden, während der hartgesottenste Absolutist nicht wird behaupten wollen, daß eine dergleichen Bevormundung, unter allen Umständen, das ganze Menschenleben hindurch, dauern solle.

Das Kind muß gegängelt werden, eben weil es ein Kind, der Jüngling unter Aufsicht stehen, so lange ihm die Besonnenheit des Mannes abgehet. Allein, das zum Jüngling gereifte Kind wird das Gängelband nimmermehr ertragen — der Mann gewordene Jüngling in dem Zwinger der Pflegeschaft fürder nicht verweilen wollen. Der Jüngling wird das Gängelband zerreißen, der Mann die rechtswidrige Schranke durchbrechen und zertrümmern. Sollte es aber irgend einer Macht gelingen beide in Unfreiheit zu erhalten, dann bleiben sie auch was sie waren: Unmündige — Pupillen — wie uns dies ein Blick auf so manchen Stand und — auf gar viele Völker der Erde lehret.

Das wesentlichste Merkmal, weil das eigentliche Wesen der Zünfte ist der Zunftzwang. Der Zunftzwang ist mit dem Zunftwesen so enge verbunden, daß dieses ohne jenen gar nicht bestehen kann. Da, wo der Zunftzwang aufhöret, gehet das Wesen der Zünfte — ihre ganze Bedeutung verlohren; — sie bestehen dann nur nach dem Namen nach, und sind erst jetzt so recht ein Unding, wie z. B. in England.

Zwang und Freiheit sind die zwei Worte, welche jene, im gewerblichen Leben entgegengesetzten Richtungen (Zunftzwang und Gewerbefreiheit) charakterisiren, deren kurze Besprechung uns vorlieget. (Forts. f.)

Mannigfaltiges.

* Nach dem Jahresbericht der Wiener Handelskammer hat der durch Franz Schaber nach Wien gebrachte Kartoffelsaame in den letzten Jahren großartigen Abgang gefunden, da die aus Ungarn und Schlesien eingelaufenen günstigen Nachrichten sprechende Zeugnisse für dessen Güte liefern. Aus dem genannten Saamen wachsen schon im ersten Jahre gute und gesunde Erdäpfel, die bisher — nach sechsjähriger Erfahrung von keinerlei Krankheit befallen worden sind.

* Babinet, Mitglied der französischen Akademie prophezeit für das laufende Jahr 2 Sonnenfinsternisse, von denen jene am 15. März zu den bedeutendsten Erscheinungen des 19. Jahrhunderts gehören soll. Auch der große Komet Karl V., der im verflossenen Jahre so viele geäfft, ist aller Wahrscheinlichkeit nach heuer zu erwarten.

* Wir haben seiner Zeit das Erscheinen eines „Protestantischen Schul- und Kirchenblattes" (protestans egyházi és iskolai lap) gemeldet. Heute können wir unsern Lehrern mittheilen, daß sich dasselbe der glänzendsten Aufnahme in Ungarn erfreut. In Nyiregyháza*) allein zählt derselbe 40 Pränumeranten aus dem Handwerkerstande. Und unsere „Schul und Kirchenzeitung" — Roth's Vermächtniß!!! Exempla sunt odiosa.

---

*) Nyiregyháza ist eine Landstadt im Szabolcser Komitat mit 14,404 Einwohner. Die Redaktion.

* Die „Gazz. di Bologna“ macht sich über die zuerst von dem Genueser Blatt „Corriere mercantile“ gebrachte und diesem von andern Blättern rasch entlehnte Meldung einer angeblichen revolutionären Bewegung in Ancona herzlich lustig und meint, daß auch die Bevölkerung Ancona's nicht wenig erstaunt sein werde, solche Dinge, die in ihrer Mitte vorgegangen sein sollen, aus der Ferne her erzählen zu hören.

* Ein französisches Blatt meldet in allem Ernste, daß der Hirte eines Dorfes in der Nähe von Langres nahe daran ist, das Problem des Fliegens zu lösen. Er hatte sich von einem Schlosser große Flügel machen lassen, die, an den Leib geschnallt, vermittelst eines sehr einfachen Mechanismus in Bewegung gesetzt werden können. Zuerst gelang die Sache nicht, dann aber nach einigen Verbesserungen konnte sich der Erfinder in Gegenwart mehrerer Personen bis zu einer Höhe von 30 Fuß über den Boden erheben. Da er aber seinem Fluge keine bestimmte Richtung zu geben vermochte, so stieg er wieder auf die Erde herab. Jetzt hat er nun abermals neue Verbesserungen angebracht und die Sachverständigen zu einem zweiten Versuche eingeladen, von dem er mit Sicherheit vollständigen Erfolg erwartet.

* Unter den weiteren wichtigen Bestimmungen der zwischen den Donau-Uferstaaten am 9. d. ratifizirten Donau-Schifffahrts-Akte ist, wie wir erfahren, auch dafür gesorgt worden, daß die Vorschriften für die Quarantaine-Anstalten auf der Donau dem sanitäts-polizeilichen Zwecke entsprechen, ohne die Schifffahrt zu behindern. Insbesondere ist festgesetzt, daß die Schifffahrt keinen Quarantäne-Maßregeln unterworfen sein soll, wenn während der Dauer von zwölf Monaten weder in der europäischen Türkei, noch in den übrigen Donau-Uferländern der Verdacht einer Pestkrankheit vorhanden ist. Diese Quarantäne-Begünstigung steht auch den aus dem Meere kommenden Schiffen zu, vorausgesetzt, daß sie nach Maßgabe der Provenienzen den diesfälligen vorschriftsmäßigen Reglements entsprochen haben werden.

Correspondenz.

Hermannstadt, 21. Jänner. (In Sachen eines „Zibiners“ in der Wiener „Presse“, der Hermannstädter „Grillen“, Grafen Almavivas“, unseres „Corps de ballet“ und sonstiger Theaterzustände. (Fortsetzung aus der „Kronst. Ztg.“ Nr. 12.)

Also Korrespondent und humoristischer Schriftsteller ist, wie das Referat in der „Presse“ so naiv und humoristisch-satyrisch klingend beweist, unser Zibiner-Männlein“ geworden? Ja, es ist fast unglaublich, was auch aus einem „Wassermännchen“ werden kann! Wir finden zur richtigen Beleuchtung der Worte dieses „Zibiners“ etwas ausführlicher Folgendes zu erwiedern, zugleich den jüngst abgebrochenen Bericht über unsere Theaterzustände fortsetzend. — Referent der Wiener „Presse“ spricht im plural von 45jährigen Grillen, welche unser Publikum anzirpen, von altersgrauen Almavivas u. s. w. Zuerst trat bei uns in der „Grille“ Fräul. Seidl als „Fanchon“ auf und verstand sich ebenso durch ihre jugendliche Anmuth und liebenswürdige Erscheinung, wie durch ihr köstlich naives, maßvoll schalkhaftes Spiel, künstlerische Auffassung dieser Rolle und echt natürliche Charakterisirung „Fanchons“ im Publikum einzuschmeicheln. Darauf übernahm Frl. Eggers, obgleich nicht mehr in der Jugendfrische dastehend, jedoch längst vortheilhaft bekannt als tüchtige Schauspielerin, aus Gefälligkeit für die Benefiziantin Frl. Müller „Fanchons“ Rolle empfing Blumenspenden und wurde durch wiederholten Hervorruf und Beifall ausgezeichnet. Hat nun der „Zibiner“ in seinem Bericht diese Dame, weil sie nicht mehr so jung ist, und höchstens 34 Jahre zählt aber doch köstlich spielt, gemeint? — Herr Zibiner! Sie sind ein schlechter Galanthom, nicht die Anzahl der Jahre bestimmt den Werth eines Menschen, sondern sein Charakter, seine Erfahrungen und Kenntnisse und gegen Damen darf man schon ein wenig galanter sein, als Sie sich in der Wiener „Presse“ uns präsentirten. — Weiter sahen wir in der „Grille“ Frl. Lachner vom Kronstädter Theater als „Fanchon“, welche ebenfalls, da sie sich in dieser Rolle so ganz ihrer natürlichen, angebornen Laune hingibt und dazu auch eine jugendliche Erscheinung ist, recht wohlgefiel und verdienten Applaus errang. Sonst sahen wir bis jetzt Niemand in dieser Rolle auftreten — und somit wäre es heraus, gegen welche von den genannten 3 Damen der „Zibiner“ den plumpen Speer seines Spottes und ungehobelten Aberwitzes geschleudert. — Und unsere „altersgrauen Almaviva's?“ — Zuerst sang die Parthie Almaviva's in Rossini's „Barbier von Sevilla“ Hr. Castelli, ein vieljähriger, bühnentüchtiger und routinirter Sänger, dessen Stimme, da derselbe nicht mehr in so jungen Jahren, wie ersterer steht, wohl nicht mehr die volle Kraft besitzt, dem aber andere vortreffliche Eigenschaften innewohnen. Also gegen diesen Sänger mag der Federstutzen des „Zibiners“ schmähend losgegangen sein? — Wie anders, da wir noch keinen dritten und vierten, als Almaviva auftreten sahen! Hr. Direktor Schulz ist kein Millionär, um sich, da wir noch mit keiner Eisenbahn im Kommunikationsverkehr stehen, nach Wunsch und Gutachten des „Zibiners“ aus weiter Ferne Massen von Sängern, Schauspielern und Tänzern herbeizuzaubern und der humoristische „Zibiner“ vermöchte es noch weniger. Direktor Schulz hat immer mit neuen Uebeln zu kämpfen, die wie die Häupter der lärnäischen Schlange unter solchen Verhältnissen fast unausrottbar sind. Von Mitgliedern, denen er gekündigt und anderen Seiten wird ihm manches Ungemach bereitet. — Herr Schulz wandelt auf Dornen! Wir wollen zum Beleg des Gesagten hier nur Einiges anführen. — Am 16. Jän. sollte die Reprise der Oper „Norma“ stattfinden. Kaum dreiviertel Stunden vor der Aufführung meldet sich Hr. Lipka, welcher den Sever singen sollte, krank, was Einigen, die ihn Nachmittags herumgehen gesehen, gleich auffiel und hatte so der Direktion eine nicht geringe Verlegenheit bereitet. (Forts. folgt)

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 8, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 16. Montag, den 8. Februar. 1858.

Der Kapellmeister.

Novelle, mitgetheilt von Karl Teschner.

(Fortsetzung.)

Am Ufer des Sees im Park hinwandelnd, entdeckte Heinrich die Gondel, auf welcher die herrschaftliche Familie öfters Lustfahrten zu machen pflegte. Die Ruder lagen darin. Er stieg hinein und schiffte nach dem Schlosse hinüber, ängstlich bemüht, jedes auffallende Geräusch zu vermeiden. Sein Herz pochte stark, als er sich dem Ufer näherte, und da das Boot trotz seiner Vorsicht etwas anstieß, fuhr er, wie ein Verbrecher, heftig zusammen. Mehrere Augenblicke lauschte er, ob sich irgendwo Etwas rege oder ein Fenster öffne. Ueberall waltete tiefe Stille; alle Fenster, auch die der Baronin, welche den rechten Flügel bewohnte, waren dunkel. Nur Louise hatte Licht. Heinrich konnte ihre harrende Gestalt am Fenster sehen. Dieser Anblick machte ihn kühn.

Das Glück winkt dem Wagenden! sprach er bei sich selbst, stieg aus und kletterte vorsichtig an der halsbrechenden Leiter des berankten Spaliers empor. Louise öffnete bebend das Fenster; er schwang sich hinein: mit Kuß und Umarmung feierten die Liebenden des Wiedersehens Freude.

Zwei Personen hatten indessen Heinrich bemerkt. Die erste war der Jäger Mannhardt, welcher auf der Lauer lag und, um den Verhaßten sicherer zu fassen und das Aufsehen vollständiger zu machen, ihn ruhig einsteigen ließ. Die zweite Person war die Baronin, welche hinter dem dunklen Fenster lauschte und Heinrich eben durch ihren leisen Zuruf warnen wollte, als sie den wie eine Katze ans Haus geduckten Jäger bemerkte und nun genöthigt war, zu schweigen, um sich nicht bloßzustellen. Sie war ganz zufällig im Geheimen Zeuge der Unterredung gewesen, die ihr Gemahl gegen Abend mit dem Jäger gehabt hatte, und da sie Heinrich noch immer hochschätzte, so wachte sie, um ihn bei seinem Erscheinen sogleich zu warnen. Ihre Angst stieg, als sie ihren Gemahl noch spät Abends unruhig auf und abgehen hörte, während er sich sonst bald nach neun Uhr zur Ruhe begab. Aengstlich harrte sie an dem aus Vorsicht verdunkelten Fenster ihres Schlafzimmers, und als sie, wie erwähnt, sich durch die Gegenwart des Jägers die Möglichkeit abgeschnitten sah, zu rufen, so beschloß sie, in Louisens Zimmer zu eilen und Heinrich auf einem andern Weg zu retten.

Mittlerweile hatte sie ihren Gemahl die Treppe hinabgehen hören, und Mannhardt war in die Gondel gestiegen, um sie von Heinrichs Landungsplatze wegzuführen und dem kecken Abenteurer so den Rückweg abzuschneiden. Dann wollte er den Baron rufen, um ihn beim Wiedererscheinen Heinrichs Zeuge sein zu lassen.

Als er in der Gondel leise am Ufer hinfuhr, kam mit behutsamem Schritt der Baron daher gegangen, das geladene Gewehr in der Hand haltend. Die Nacht war dunkel und Niemand zu erkennen. Aber der Baron hörte den Ruderschlag und war überzeugt, daß es Heinrich sei, der sich nahe oder vielleicht gar sein Kind entführen wolle. Sein Jähzorn übermannte ihn. Er legte sein Gewehr an und schoß nach der dunklen Gestalt; vielleicht wollte er nur schrecken oder höchstens verwunden. An diesem Schrei erkannte der erschrockene Baron seinen Jäger und zog sich still ins Schloß zurück.

Ehe noch der Schuß fiel, war die Baronin in die Nähe von Louisens Gemach gekommen. Die Thüre war verschlossen.

Um Gotteswillen! öffnet! rief die Baronin halblaut und pochte.

Die Liebenden glaubten sich verrathen. Heinrich drückte einen flüchtigen Kuß auf der Geliebten Mund, schwang sich hastig zum Fenster hinaus und kletterte gewandt, von Zeit zu Zeit lauschend, am schwankenden Spalier hinab.

Louise löschte das Licht und öffnete dann erst die Thüre.

Wo ist er? Es ist Alles entdeckt! sprach die Baronin angstvoll.

In diesem Augenblicke fiel der Schuß. Mit einem Schreckensrufe stürzten beide Damen ans Fenster. Heinrich hatte noch nicht ganz den Boden erreicht. Er erschrack und hielt einen Augenblick an, aber da nach dem Schrei Alles wieder still ward, so erreichte er mit einem Sprunge die ebene Erde und tappte auf den Fußspitzen nach der Stelle hin, wo er die Gondel verlassen, um nur erst diesen sichern Port wieder zu erreichen. Die Gondel war fort. Höchst beklommen ging er am Ufer hin, um einen andern Fluchtweg zu finden.

Da traf er auf die Gondel, die von selbst ans Ufer getrieben war. Er stieg froh hinein und wollte nach dem Ruder

Digitized by Google

greifen. Da erfaßte seine Hand einen regungslosen, blutüberströmten menschlichen Körper. Entsetzt verließ er den Nachen wieder.

In diesem Momente erschienen, durch den Schuß und den Schrei herbeigelockt, der Gutswächter und ein Knecht mit einer Laterne, Heinrichs Gestalt ward grell beleuchtet. Er warf sich ins Wasser, um den See zu durchschwimmen. Aber die Verfolger sahen den blutenden Leichnam im Kahne. Sie schrieen: „Mörder!“ und hatten mit Hilfe des Kahnes den durch Schrecken gelähmten Schwimmer in wenigen Augenblicken eingeholt. An den braunen Locken schleifte ihn der Knecht ans Ufer. Da lehnte an der Wand des Jägers Gewehr, das er dahin gestellt, als er die Gondel wegführte.

Er ist Mannhardts Mörder! Mit diesem Gewehr hat er ihn erschossen! An seinem Rock ist Blut! schrieen die Gutsleute und rissen Heinreich mit sich fort in den Hof, wo alsbald durch das Herbeilaufen aller Knechte und Mägde ein großer Tumult entstand. Des Jägers Leiche ward herbeigetragen.

Er hat ihn gemordet! Bindet den Mörder! Führt ihn ins Verließ! riefen Alle durcheinander.

Heinrich ward festgebunden.

Louise und die Baronin waren am Fenster Zeugen des Entsetzlichen gewesen. Mutter und Tochter rangen in gleichem Gefühl verzweifelnd die Hände. Als aber Heinrich als Mörder weggeführt ward, da hielt sich die Baronin nicht mehr und eilte nach dem Zimmer ihres Gemahls. Dieser, der durch den Tumult im Hofe in Unruhe versetzt worden war, wollte eben das Zimmer verlassen, als ihm zu seinem Erstaunen die Baronin vollständig angekleidet entgegentrat.

Er ist unschuldig; ich habe Alles gesehen! Rette ihn! sprach sie athemlos.

Schweig! raunte ihr der Baron zu und faßte sie so heftig am Arme, daß sie vor Schmerz stöhnte. Schweig, fuhr er fort, und wage nicht dein Zimmer zu verlassen, oder ich erdrossle dich!

Er führte sie selbst in ihr Zimmer und schloß es.

Verflucht! das eigene Weib klagt mich an! murmelte er und näherte sich der Treppe.

Der Gutswächter kam, um Meldung zu machen.

Bringt den Menschen fort — ich mag Nichts mit ihm zu schaffen haben, sagte rauh der Baron und ging in sein Gemach zurück.

Heinrich ward ins Dorfverließ geschleppt. Unter schweren Mißhandlungen stießen ihn die Knechte hinein. Der Büttel des Barons schloß die Thüre. Noch in derselben Nacht ging durch das ganze Dorf die Schreckenskunde, Heinrich habe bei dem Fräulein einbrechen wollen, sei von Mannhardt überrascht worden und habe Diesen erschossen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wort über Erwerbsvereine*).

Um Erwerbsvereine arbeiten zu sehen, müssen wir über den Rhein oder über die Nordsee blicken. Bis vor zwei Jahren hatte die englische Genossenschaftsbewegung, deren Ursprung in das dritte und vierte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zurückreicht, ihr eigenes Blatt, das seitdem indessen eingegangen ist, ebenso wie man auch die Versuche einer Zusammenfassung der einzelnen Genossenschaften seit 1854 nicht wieder erneuert hat. Daher kommt es, daß in England so ein Ding wie die Genossenschaftsbewegung fast in keinem Gespräche, auf keiner Zeitungsspalte mehr erscheint. Desto sicherer aber schreitet die Bewegung im Stillen durch ihre eigene Nothwendigkeit fort. Die Zahl der ihr zu zurechnenden Vereine ist im unaufhörlichen Wachsen. Wenn es 1854 unter 250 gewerblichen Genossenschaften 50 zu förmlichen Erwerbszwecken mit je 50 bis 3000 Mitgliedern und je 1000 bis 60,000 Pfund Sterling die einzelne gab, so ist nach Huberts Schätzung die Zahl jetzt 300.

Allen voran gedeihen die tapferen „Pioniere von Rochdale,“ die ihren anspruchsvollen Namen durch die That sich zu verdienen suchen. Sie wollten 1844 bei einer Arbeitseinstellung von Flanellwebern den Knoten durch die Begründung einer eigenen Fabrik auf gemeinschaftliche Rechnung und Gefahr lösen; allein es fehlte ihnen dermaßen an Kapital und Kredit, daß sie sich begnügen mußten, einen Verein für wohlfeilen Hausbedarf auf die Beine zu bringen. Dieser Gedanke hat sie das furchtbare Nothjahr 1847 glücklicher als die meisten ihrer Brüder bestehen lassen. Rasch aber hat er nach dieser ersten harten Probe größere Umrisse angenommen, denn die Gesellschaft besitzt jetzt außer ihrem noch bestehenden Vorrathshaus, Mühle, Schlachterei, Tuchhandlung, Schuster- und Schneiderwerkstätte, Holzschuhmacherei und Waarenlager zum Großverkauf. Ihr Absatz betrug im vorigen Jahre 63,198 Pfd. St. anstatt 30,000 Pfd. St., im Jahre 1854, und der Reingewinn war 3921 Pfd. St. Das Vermögen hat seit 1854 um 1888 Pfd. St. zugenommen; der Mitglieder sind 1900 aus 911 geworden. In diesem Jahre ist noch eine Tuch- und Baumwollweberei dazu eröffnet. Die Pioniere von Rochdale besitzen ihre eigenen Lese- und Gesellschaftsräume, 1500 Bände Bücherssammlung, und werfen vom Reingewinn bestimmt nicht zu kleine Summen für Unterrichtszwecke aus.

In Deutschland beschränken sich die bisher angestellten Versuche zu gemeinschaftlichem Erwerb auf die einfachsten Formen. Möbel- oder Schuh-Magazine sind ihr ältester Zweig, sie haben sich meist an die Zunftgruppen angeschlossen. Nicht von den Zünften ausgegangen sind die Vereine zum gemeinschaftlichen Einkauf der Rohstoffe, die vor Allen den Schuhmachern, nächstdem auch Schneidern und Tischlern gelegen kommen. Der kleine Handwerker ist fast durchgehends ein Mann ohne Kredit. Wenn er Schuhe macht, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß er seinem Lohgerber tief in der Kreide sitzt, und deswegen mit solchem Leder zufrieden sein muß, wie der Lohgerber ihm zuschickt. Wen er bedient, den druckt dafür oder platzt vor der Zeit der Schuh. Dem

*) Aus „Der Handwerker auf der Zeitenscheide“ von August Lammers, in Nr. 14. von „Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte.“

Schuster und seinen Kunden kann nur dadurch geholfen werden, daß er Kapital oder Kredit genug in die Hände bekömmt, um mit dem Lohgerber auf dem Fuße der Gleichheit zu unterhandeln. Das erreicht er zugleich mit Hunderten in der nämlichen Frage durch die Genossenschaft, welche nach den Grundsätzen der gesellschaftlichen Wahrscheinlichkeitsrechnung alsbald dem Kapital gegenüber ein geeigneter Empfänger von Kredit wird. Hundert arme Arbeiter brauchen sich nur gehörig zu vereinigen, um den Beweis zu liefern, daß in wirthschaftlichen Dingen hundertmal Null Etwas macht. Nun leihen sie, so oft ein Ledermarkt ins Land rückt, zu mäßigen Zinsen eine Summe Geldes auf; sie schicken den erfahrendsten Lederkenner aus ihrer Mitte damit aus, daß er für den nächsten Zeitraum ihrer Berufsthätigkeit Stoff einkaufen; und Niemand ist auf dem Ledermarkt ein beliebterer Käufer als er, denn er nimmt viel und von allen Sorten, und er bezahlt Alles baar. Seine Genossen aber verfügen von diesem Augenblick an, ohne über Nacht Kapitalisten geworden zu sein, über reichlichen, preiswürdigen und guten Rohstoff. Was von den Schuhmachern wahr ist, das ist schwerlich falsch von Bäckern und Schneidern.

Zu einer andern Art von Vereinigung hat der jetzige Leiter der „Weimarer Zeitung," Prof. Karl Biedermann, das Zeichen gegeben. Sie richtet sich gegen die Verwirrung desjenigen Kredits, welchen die Handwerker geben. Das Uebel der langen Rechnungen soll sie bekämpfen. Vereinigung mit Leidensgefährten kann in diesem Fall den Muth ersetzen, den der Einzelne selten hat: den Muth, einem eingewurzelten Unrecht die Geduld aufzusagen. So verabreden die Handwerker sich erst zu kürzeren Zahlungsfristen als der herkömmlichen, theilen sich dann die Namen schlechter Zahler zur Warnung mit, übertragen ferner einem einzigen Geschäftsführer die Sorge, für sie alle fällige Posten gerichtlich einzutreiben; und werden vielleicht damit endigen, daß sie eine Versicherungsgesellschaft stiften, welchen gegen feste Prämien die Gefahr uneintreiblicher Geschäftsausstände auf ihre Kassen nimmt.

Zunftzwang und Gewerbefreiheit im Lichte der Gegenwart.

Von Karl Ritter v. M.

(Fortsetzung.)

Zwang und Freiheit! — Wem sollte der Gegensatz bei dem Begriffe nicht sofort in die Augen springen?

Der Freiheit — dem natürlichen normalen Zustand des Menschen und alles dessen was sich auf seine Persönlichkeit beziehet, oder ein Ausfluß derselben ist, — jenem Rechte, welches keiner Nachweisung bedarf; — ist die Unfreiheit, oder was das Nämliche ist, der Zwang entgegengesetzt. — Es liegt daher im Zwange schon in vorhinein ein Unrecht, weßhalb er, sobald nicht blos zur Durchsetzung des Rechtes, oder zum Schutze und zur Wahrung desselben angewendet, nur in Utilitätsgründen eine dürftige — weil sehr ausnahmsweise, Rechtfertigung findet.

Ganz so wie sich die Begriffe von Unfreiheit oder Zwang und Freiheit zu einander verhalten, verhält sich der Begriff des Despotismus zu jenem des Liberalismus, des Lehrzwanges zur Lehrfreiheit, des Censurwesens zur Preßfreiheit, des Monopols zum Freihandel, der Unvernunft zur Vernunft und des Zunftzwanges zur Gewerbefreiheit u. s. f.

Wir zweifeln, daß es in unserem Kronstadt irgend einen aufgeklärten Industriellen gäbe, der die Wahrheit und Bedeutung dieser Gleichung nicht verstehen sollte; der nicht schon längst begriffen hätte, daß der Despotismus, in welcher Gestalt und Richtung er nun immer auftreiten mag, wo nicht zum Rückschritt, so doch zu einem beklagenswerthen Stillstand — zu einer bürgerlichen Entartung; Lehrzwang und Censurwesen zur Verdummung, oder mindestens zur geistigen Verknorpelung; das Monopol zur relativen Verarmung; die Unvernunft zur Thorheit führe, und können nicht begreifen, wie so viele, mitunter aufgeklärte Gewerbsleute, und mit ihnen auch manche Andere, in dem Verhältnisse des Zunftzwanges zur Gewerbefreiheit das Entgegengesetzte suchen und gefunden zu haben vermeinen.

Die politische Freiheit ist nicht den Machthabern, die Lehrfreiheit nicht den Docenten; die Preßfreiheit nicht den Autoren und Bücherverlegern; die Handelsfreiheit nicht den Kaufleuten zu Liebe gegeben, obwohl die Freiheit als solche unstreitig auch diesen Branchen zu Gute kömmt. All' diese Freiheiten sind auf das Allgemeine — auf die Gesammtheit — berechnet. Nur insoferne haben sie Sinn und Werth — sind wahre Freiheiten, während sie sonst nur drückende Monopole wären. —

Ganz so verhält es sich mit der Gewerbefreiheit.

Mag übrigens das Zunftwesen immerhin zur besseren Entwickelung der Gewerbe. — zu ihrer Vervollkommenung beigetragen, den Konsumenten gegen Machwerke geschützt haben; diese Zeiten sind nun einmal vorüber. Wasserdampf und Elektromagnetismus, das Maschinen- und schwunghafte Fabrikswesen, der freie Handel mit Fabrikaten, haben, mit der Konkurenz die sie hervorgerufen, den Phalanx der Zünfte gesprengt. Sie haben in das — allerdings ehrwürdige — Gebäude des Zunftinstitutes ein Loch gerissen, das nun und nimmermehr auszuflicken ist und mit einer Nothwendigkeit, der weder Regierende noch Regierte widerstehen können, zu einem gänzlichen Neubau hingedrängt.

Damit aber ein neues Gebäude auf dem Platze des alten entstehe, muß das alte Materiale hinweggeräumt werden. Soll der Neubau nicht die Form des alten Baues annehmen, dürfen nicht einmal die alten Grundfesten stehen gelassen werden, denn Form und Wesen sind so enge miteinander verbunden, daß sich in die beibehaltene Form nur zu leicht das alte Wesen einschleicht.

Ein solcher Neubau, nach Beseitigung des alten, ist ohne Widerrede Sache der Staatsgewalt, in deren Pflicht es liegt, immer nur die Gesammtheit im Auge behaltend, alles aus dem Wege zu räumen, was der vernünftig naturgemäßen Entwickelung des Ganzen, in einer oder der andern Richtung, hemmend im Wege stehet.

Für uns alle ist das nächste legislative Schicksal unseres vaterländischen Gewerbewesens verborgen, und all' unser Reden und Schreiben, für und wider die Sache, wird dieses Schicksal nicht bestimmen. Wir werden, was geschehen wird, hinnehmen, wie so manches Andere, und es wird so gut sein müssen, wie es eben sein wird.

Allein, die Staatsgewalt ist auf Recht gebaut. Vom Rechte

getragen, muß sie vor allem Andern was Rechtens ist wahrnehmen. Sie ist befugt, Einschränkungen des natürlichen Rechtes eintreten, oder bereits vorhandene bestehen zu lassen, so lange dadurch das Recht, als solches, in seiner vernünftig heiligen Idee nicht verletzt wird. Solche Verletzung träte aber ein, wenn durch Beschränkung irgend eines, dem Menschen angeborenen Rechtes, wie z. B. des Rechtes der Arbeit und des freien, redlichen Erwerbes, das Beste der Mehrzahl nicht befördert, oder wenn dessen Förderung auch nur zweifelhaft erscheinen würde.

Daß durch den Zunftzwang der Gegenwart oder das allgemeine gute, noch das specielle Beste der Gewerbetreibenden befördert wird, darüber mögen uns Geschichte und Statistik Aufklärung geben.

Vorläufig wollen wir die, freilich nur juridische Ueberzeugung, festhalten, daß der Zunftzwang im Principe ein Unrecht sei, indem er, von der Masse der Konsumenten als Zwang gefühlt, vom Volksgeiste und dem Geiste der Geschichte schon längst verdammt, blos den Zünften als solchen, Vorrechte gewährt, jede Bevorrechtung aber, wenn sie nicht aus dem Rechte (das Wort in seiner strengsten Interpretirung — mithin das sogenannte historische Recht ausgeschlossen,) selbst entspringt — Unrecht ist.

Das Recht ist ein allgemeines Gut und an dem Rechte zur Arbeit und zum rechtlichen Verdienste soll ein Jeder Theil nehmen können, wann und wo es ihm beliebt, sobald es nur immer ohne Verletzung öffentlicher Rücksichten geschehen kann.

Im Zunftzwange liegt ein Monopol. Der Konsument wird, wenn auch nur indirekt, genöthiget, seine Bestellungen bei sogenannten Meistern zu machen, während ihm so mancher, ebenfalls nur sogenannte, Pfuscher, oft bessere und billigere Arbeit liefern würde.

Man wende nicht ein: das Zunftwesen könne auch ohne den lästigen Zunftzwang bestehen. Eine solche Einwendung taugt zu nichts. Wir haben bereits bemerkt, daß Zünfte ohne Zunftzwang wesenlose Dinge sind. Mit dem Zunftzwang fallen faktisch auch die Zünfte. Sie sind dann nur mehr ein unnützer Ballast, der, je eher, über Bord geworfen werden muß. (Forts. folgt).

Correspondenz.

Hermannstadt, 21. Jänner. (In Sachen eines „Zibiners" in der Wiener „Presse", der Hermannstädter „Grillen", Grafen Almavivas", unseres „Corps de ballet" und sonstiger Theaterzustände. (Fortsetzung.)

War Hr. Lipka wirklich nicht in der Lage, zu singen oder wollte er es nicht, so hätte er aus, dem Publikum und der Direktion schuldiger Rücksicht wenigstens einige Stunden vor Beginn der Vorstellung die diesbezügliche Meldung machen sollen. Herr Castelli, unwohl, wurde aus dem Bette seiner Wohnung geholt, übernahm in dieser Eile ohne Probe und Vorbereitung den Part Severs, spielte und sang mit solcher Routine und Accuratesse, daß ihn das Publikum mit Hervorruf und Beifall auszeichnete. Was sagen Sie nun Herr „Zibiner" zu solchen altersgrauen Almaviva's? — Hätte Hr. Castelli bei seinem ersten Auftreten in Rossini's „Barbier von Sevilla," als ihm am Schlusse der ersten Arie ein Ton versagte, einige etwas vorlaute Opponenten mit Schweigen übergangen, statt ihnen mit einer vielfach gedeuteten Ansprache entgegenzutreten, er hätte besser gethan. Hr. Castelli ist ein tüchtig geschulter und musikalischer Sänger, ein ganz durchgebildeter Schauspieler und besitzt seine edle Stimme auch nicht mehr jene markerschütternde Gewalt, wie man sie heutzutage bei Tenoren zu suchen pflegt, aber gar selten findet, so wird derselbe doch stets den Anforderungen des Publikums nach Kräften nachzukommen bemüht sein. Besaß doch der unter Hrn. Kreibig's Direktion engagirte Tenorist Hr. v. Sabatzky mehr Schule und Spiel, als Stimme und das Publikum, wie die Kritik war mit ihm zufrieden. Warum sollte das nicht bei Hrn. Castelli, gebildet in der trefflichen Schule des verstorbenen Meisters Tomaschek in Prag und ausgezeichnet in Prag, Brünn, Lemberg, Graz und selbst Wien der Fall sein können? — Herr Castelli ist eigentlich Heldentenor, was sich an ihm schon früher und anderwärts in „Robert," „Lucia," „Hugenotten" ꝛc bewährte und ist seine Stimme ein wirklicher Brusttenor, ohne den widerlichen gequetschten Gaumenansatz oder schrillenden Kehlenton Anderer. — Ein zweites Mißgeschick bei dieser am 16. Jänner stattgefundenen Reprise der „Norma" traf die Direktion, daß ein Theil der Choristen fehlte und nur zwei kaum hörbare Tenorstimmen den Männerchor vertraten. Herr Kapellmeister Wawra hatte alle Geistesgegenwart nothwendig, um die Oper durchzuführen, was ihm auch mit der ihm eigenen Energie und Umsicht gelang. — Bei der ersten Aufführung „Norma's" hatte eine jugendliche Sängerin Frl. Jerka als Adalgisa ihr erstes Debüt und wurde von dem gedrängt vollen Hause bei ihrem etwas schüchternen ersten Auftreten freundlichst begrüßt. Frl. Jerka aus einer vorzüglichen Wienerschule hervorgegangen, besitzt eine klangvolle, schöne Koloraturstimme, sehr deutliche Textaussprache, netten Vortrag und eine einnehmende Gestalt. Als Anfängerin hat sie mit ihrer ersten Leistung sehr überrascht und erfreute sich des lebhaftesten Beifalls. Frl. Emmel (Norma) entfaltete einen so reichen Schatz ihres Stimmfondes und Gesanges, daß ihr der reichlichste Applaus zu Theil wurde. Hr. Lipka (Sever) war bei dieser ersten „Norma"-Vorstellung gut disponirt. Doch erscheint uns sein Spiel in solchen Rollen zu wenig feurig und kräftig. So jugendlich frisch seine Stimme klingt, hat sie doch etwas von jenem gequetschten Gaumenansatz und braucht Herr Lipka noch Manches zu seiner vollständigen Ausbildung, um in die Lage gesetzt zu sein, in rascher Aufeinanderfolge Parthien einzustudieren und vorzuführen, aus welchem Grunde auch, wie wir vernahmen, die Direktion Hrn. Castelli zur Verstärkung der Oper berief, damit zugleich die vielen Opern, welche bisher unbenützt im Pulte lagen, zur Aufführung gelangen können. —

(Schluß folgt.)

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 17. Mittwoch, den 10. Februar. 1858.

Der Kapellmeister.

Novelle, mitgetheilt von Karl Teschner.

(Fortsetzung.)

Auch zu dem alten Schulmeister drang die schreckliche Botschaft, aber in anderm Sinne. Martha kam, von Louisen gesandt, um ihn von Allem zu unterrichten und von der Unschuld seines Sohnes zu überzeugen. Der alte Mann brach unter der Last dieses neuen Unglücks fast zusammen.

Mein Heinrich als Mörder ins Gefängniß geworfen! O hätte ich ihn gehen heißen! rief er herzzerreißend aus und eilte nach dem Kerker. Der Büttel ließ ihn nicht zu seinem Sohne. Der sei dem Gericht verfallen, erwiderte er dem angstvoll Bittenden.

Nach der Einschließung Heinrichs nahm der Baron Frau und Tochter ins Verhör, um sich zu vergewissern, ob sie von seiner That etwa Kenntniß hätten, und als er die Ueberzeugung gewann, daß Beide über die Person des Schießenden im Unklaren waren, so nahm er die Miene des strafenden Vaters und Gatten an und überhäufte sie mit Schmähungen: seine Tochter, daß sie heimlich mit dem frechen Schulmeisterssohn zusammengekommen, und seine Gattin, daß sie diese verdächtige Zusammenkunft befördert habe. Er befahl ihnen, am andern Tage zu entfernten Verwandten abzureisen, um sie dem Gerede und dem Verhör zu entziehen. Im Stillen aber gedachte er, sich durch ihre Entfernung vor ihrer Zeugenaussage zu sichern. Am liebsten wäre er selbst mit weggereist, wenn er nicht befürchtet hätte, dadurch Verdacht gegen sich zu erregen, und wenn er geglaubt hätte, sich selbst den Verhören entziehen zu können.

Als Gerichtsherr auf Nellhausen hatte er die Pflicht, selbst die Anzeige von dem auf seinem Territorium vorgefallenen Morde zu machen und den Ergriffenen ans Kriminalgericht abzuliefern. Diese Pflicht machte seinem Gewissen viel zu schaffen. Sein soldatisches Ehrgefühl brach den Stab über seine feige Handlungsweise; aber es ging ihm wie dem in den Wellen Versinkenden, der, um sich selbst zu retten, einen andern in gleicher Gefahr Befindlichen vom schmalen Brette stößt. Um sein Gewissen zu beruhigen, sagte er sich, daß Heinrich im Grunde die Ursache zu dem Verbrechen gegeben, daß also dieser weit eher dafür zu büßen habe als der Vater, welcher, um die Ehre des eignen Kindes zu retten, eine Kugel gegen den frechen Eindringling entsendet und einen Unschuldigen getroffen habe.

Es ist fatal, aber nicht zu ändern, sagte er sich nach diesem unlogischen Schlusse, setzte sich hin und schrieb mit fester Hand den Bericht, worin der Mord constatirt und Heinrich als Angeschuldigter bezeichnet ward.

In aller Frühe ward Heinrich in Ketten gelegt und auf einen Karren zwischen zwei Wächter gesetzt, um nach der Residenz gefahren zu werden. Schon befand er sich auf seinem hohen Sitze — da erschien der Schulmeister. Thränen entquollen seinen Augen; er war unfähig zu sprechen.

Sei ruhig, lieber Vater, ich leide unschuldig! rief ihm Heinrich zu und reichte ihm zum Abschied die Hand.

Der Armesünderkarren fuhr rasselnd durchs Dorf.

Nehmt Euch ein Exempel dran! sagten die Bauern zu ihren Söhnen, und die Mütter schlugen mit Abscheu ein Kreuz, als der Karren an ihren Fenstern vorüberrollte.

Der Schulmeister begab sich sogleich auf's Schloß und ließ sich beim Baron melden. Es habe große Eile, ließ er ihm sagen, und es betreffe ein wichtiges Geheimniß. Aber der Baron ließ ihn mit den schnöden Worten abweisen: Er sei für den Vater eines Mörders nicht zu sprechen.

Der brave Schulmeister hatte ein Leben voll schwerer Erfahrungen hinter sich und Unrecht ertragen gelernt. Jetzt aber war auch seine fromme Geduld zu Ende. Mit einem Fluche über den „Satansmenschen" verließ er das Schloß, ging in seine Wohnung und kramte still in verschiedenen alten Papieren, die er ordnete und zu sich steckte. Dann griff er zum Stabe und schritt raschen Ganges zum Dorfe hinaus. Auf ihn sahen alle Bauern mit herzlichem Bedauern, denn er war überall bei Alt und Jung wohlgelitten, und als er gebeugt durch das Dorf ging, floß manche Thräne von den Wangen mitleidiger Frauen.

Zwei Stunden später verließen auch Louise und die Baronin in einem geschlossenen Reisewagen Nellhausen. In der Baronin, welche sich über die an Heinrich begangene Schändlichkeit nicht wieder beruhigen konnte, war sogleich bei der ersten nächtlichen Bewegung mit ihrem Gemahl der schreckliche Verdacht aufgestiegen, daß er selbst der Mörder sei. Sein weiteres Benehmen erhob ihren Verdacht zur Gewißheit. Sie haßte von nun an

Digitized by Google

ihren Gemahl und betrachtete daher die Entfernung von einem Manne, der zur Brutalität auch noch die Feigheit, und den Betrug fügte, als eine Gunst des Schicksals. Louise war unter der Einwirkung des Schmerzes in eine gewisse Lethargie versunken. Sie bestieg mechanisch den Wagen und würde sich nicht beklagt haben, wenn man sie zum Tode geführt hätte.

Am Nachmittage erschien die Untersuchungscommission des Kriminalgerichts zur Lokalbesichtigung. Sie recognoscirte den Park, den Gang am See, die Gondel, welche voll Blut war, das Spalier, die Zimmer Louisens. Auch das Gewehr Mannhardts, welches der Baron aus Vorsicht abgeschossen, ward besichtigt. Das Kaliber stimmte. Es ward mitgenommen.

Es ward ein Protokoll aufgenommen, und die Kommission entfernte sich wieder, nachdem der Baron den fruchtlosen Versuch gemacht, sie mit gezwungener Unbefangenheit mit einer Flasche Schaalsberger zu regaliren.

Heinrich gestand im ersten Verhör offen zu, daß er ins Schloß eingedrungen sei, aber nicht in verbrecherischer Absicht. Auf nähere Erörterungen ließ er sich aus Rücksicht für die geliebte Louise nicht ein. Hinsichtlich des Mordes verneinte er fast jede Mitwissenschaft und betheuerte seine Unschuld.

In der kleinen Residenz machte dieser interessante Kriminalfall großes Aufsehen. Die Fama schmückte das Ganze nach ihrem Geschmack aus; man nahm Partei für und wider, und manch übles Streiflicht fiel dabei auf die Familie, besonders aber auf die Person des Barons. Im Allgemeinen aber glaubte man Heinrich habe den Jäger erschossen, um sich zu retten.

Die Untersuchung ging langsam von Statten. Heinrich befand sich unterdeß in einem Kerker, der nur durch ein kleines Fenster hoch oben in der Wand ein mattes Licht empfing und im Innern zwischen vier kalkweißen Wänden Nichts enthielt als einen an der Wand befestigten Tisch, eine Bank, einen Wasserkrug, ein Gebetbuch und eine Strohmatratze.

Hier war der Arme allein, seinem Schmerze überlassen. Von allem Verkehr mit der Welt abgeschlossen, von allen gewohnten Lebensgenüssen entfernt, verbrachte er seine Tage und Nächte in der Qual ewigen Einerleis. Wenn der Tag wie ein düsteres Todtengesicht durch die Eisengitter blickte, wünschte er, daß er schon vorüber sein möchte; und wenn die Nacht, die schreckliche, mit ihren gespenstigen Fratzen schwerer Träume kam, sehnte er schlummerlos den bleichen Tag herbei. Aber das war nicht sein größter Kummer, sondern der Gedanke an seinen Vater, die Sehnsucht nach der theuern Louise, deren Seelenzustand er sich mit denselben dunklen Farben ausmalte, in welchen sein eignes Loos ihm erschien.

Zunftzwang und Gewerbefreiheit im Lichte der Gegenwart.

Von Karl Ritter v. M. . .

(Fortsetzung.)

Die Gewerbefreiheit, so lange sie nicht ins wirkliche Leben getreten, ist, wie jeder Rechtssatz, ein abstractum. Die Durchführung eines abstrakten Satzes, oder einer abstrakten Idee — ihre Einführung in das materielle Leben — bringt es mit sich, daß unter bestimmten Verhältnissen, entweder Interessen verletzt werden, oder Bedürfnisse unbefriedigt bleiben die einen gegründeten Anspruch auf Befriedigung haben. Allein, ist der Satz ein richtiger, dann erscheinen dergleichen Interessen und Bedürfnisse nur als Sonderinteressen und Sonderbedürfnisse, denen der Staat wohl die möglichste, keineswegs aber volle Rechnung zu tragen hat.

Diese theilweise Rechnung ist, in ruhigen Zeitläuften, in einem Uebergangsstadium zu suchen und zu finden. Das vom Gesetze geregelt und in seiner Dauer fixirt, es dem Einzelnen möglich macht, sich vorzusehen und für die Zukunft vorzubereiten. Dergleichen ruhige Zeiten, die nicht immer da sind, müssen benützt werden; denn Ruhe ist der primitive Zustand alles Werdens. — ist im Menschen- und Völkerleben die unerläßliche Bedingung eines vernünftigen — nützlichen — stabilen — Werdens, keineswegs aber der normale Zustand des Völkerlebens.

Fassen wir den Gegenstand unserer Betrachtung von seiner historischen Seite auf, so werden wir, abgesehen vom Rechte, vor welchem das Zunftwesen in seinem jetzigen Zustande und in seiner gegenwärtigen Bedeutung, nicht bestehen kann, von selbst auf die Gründe der Nützlichkeit geleitet, die oft genug, vielleicht auch nur zu oft, das Recht vertreten müssen; werden aber auch sogleich sehen, daß sich unser Zunftwesen nicht einmal durch Nützlichkeitsgründe unterstützen lasse.

Schon sehr früh erkannte der Mensch, daß nur durch vereinter Kräfte Macht, Großes, oder mindestens Erhebliches geleistet werden könne. Diese Erkenntniß hatte den Korporationsgeist wach gerufen und diesem wieder verdankte das Zunftwesen des Mittelalters sein Entstehen neben Mönchs- und Ritterthum und andern mittelalterlichen Instituten.

In einem Zeitalter geistiger Macht, wo rohe Kraft statt dem Gesetze gewaltet; wo unsere barbarischen Vorfahren, im wilden Uebermuthe, oft das Heiligste mit Füßen getreten; wo es keine andern Tugenden gegeben hatte, als: Muth und Tapferkeit; wo Verbrechen der schauderhaftesten Art, weil ungestraft, an der Tagesordnung waren; wo der Kriegsmann mit Verachtung herabgeblickt auf jede friedliche Beschäftigung; — in diesem wüsten Chaos, das auf den Untergang der hochgebildeten, tief verderbten, darum aber nichts destoweniger gewaltigen Römerherrschaft gefolgt, waren es die Klöster, in welche die, durch Kriegsgeschrei und Waffengetöse vom wolkenfreien Parnasse verscheuchten Musen flohen, und aus welchen sich die Strahlen der Gottesfurcht, der Humanität und einer, wenn auch noch so kümmerlichen Gelehrsamkeit in die Nacht des Barbarenthumes ergoßen. Andererseits fand die vielfach verfolgte und beleidigte Tugend, — das zu Boden getretene Recht — im bewaffneten Arm des Ritters seinen alleinigen Schutz.

Mönchswesen und Ritterthum waren damals wahre Wohlthaten der hartbedrängten Völker.

Treffend sagt Macaulay in seiner Geschichte Englands: „Welchen Vorwurf man auch in einer späteren Zeit den religiösen Orden wegen ihrer Indolenz und Ueppigkeit mit Recht machen konnte, es war ohne Zweifel gut, daß es in einem Zeitalter der Unwissenheit und Gewaltthätigkeit ruhige Klöster und Gärten gab,

in welchen die Künste des Friedens mit Sicherheit gepflegt, sanfte und beschauliche Naturen ein Asyl finden konnten, in welchen der eine Bruder Virgil's Aeneide abschreiben, ein anderer über die analytische Methode des Aristoteles nachdenken, in welchen der mit Talenten Ausgestattete eine Geschichte der Märtyrer mit bunten Bildern versehen, oder ein Krucifix ausschneiden, derjenige welcher Neigung für die Naturwissenschaften hatte, über die Eigenschaften der Pflanzen und Mineralien Erfahrungen machen konnte. Hätte es nicht zwischen den Hütten des bedrängten Landvolkes und den Schlössern des grimmigen Adels hier und da solche Zufluchtsorte gegeben, die europäische Gesellschaft würde nur aus Lastthieren und Raubthieren bestanden haben."

Und Rottek in seiner allgemeinen Geschichte sagt vom Ritterthume so schön: „Freilich kann keine menschliche Einsetzung die Natur des Menschen umwandeln. Das Ritterthum tilgte die Anlagen zur Bosheit, die Selbstsucht, die Leidenschaft nicht. Aber es stellte doch Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Ehre als hohe Ziele des pflichtmäßigen Bestrebens auf, verstärkte die Kraft moralischer Gebote durch konventionelle Sanktion, huldigte jeder Tugend, brandmarkte das Laster, welches, wo immer es auftam, doch als Regelwidrigkeit oder als sträfliche Uebertretung auch der statutarischen Pflicht erschien. Aller Auswüchse ungeachtet, die, zumal in späteren Zeiten, es verunstalteten, bleiben doch jene herrlichen Grundzüge des Ritterthumes kennbar; und, ob verzerrt durch schwärmerische Uebertreibung, oder mißbraucht durch Bosheit und Heuchelei — sein wahrer Charakter ist immer edel und groß. — Selbst die bis zur Abenteuerlichkeit gesteigerte Galanterie der Ritter — ein Hauptzug in ihrem Charakter, nicht minder, als Tapferkeit, Edelsinn und Frömmigkeit — hat eine edle Quelle und noch edlere Wirkung gehabt. Abgöttisch war die Verehrung der Damen wie die Chevalerie sie forderte, ja in einzelnen Aeußerungen der Geißel eines Cervantes werth. Doch nicht in der Idee, nur in der Uebertreibung liegt das Tadelnswerthe; und wohlthätig für die sittliche Ordnung war der Nimbus der Heiligkeit, worin für den Ritter die Geliebte seines Herzens strahlte. Er zügelte den Ungestümm seiner sinnlichen Begierde und verwandelte die heftigste der Leidenschaften in ein zur Tugendübung spornendes Motiv."

Doch, nachdem sich im Laufe der Zeiten, Kunst und Wissenschaft vom Staube der Klöster losgemacht, um ins freie Leben tretend, wieder ein Gemeingut aller dazu Berufenen zu werden; nachdem Gesetze gemacht worden und Gerichte rechtlichen Schutz gewährten, verschwand mit der Nothwendigkeit, auch der Zweck des einst so wohlthätig wirkenden Mönchthumes — des glänzenden Ritterthumes. Der Geist der Zeit hatte beide unmöglich gemacht, und wenn sie gleichwol noch fortvegetirten, so zeiget uns die Geschichte von ihnen nichts, als das traurige Bild ihrer Entartung und Bedeutungslosigkeit. Denn, was einmal dem Tode geweiht ist, darf nicht künstlich am Leben erhalten werden. Es taugt einmal im Leben zu nichts mehr. —

Die Zünfte, Kinder des Mittelalters, spielten in allen von Germanen bewohnten, oder unter dem deutschen Einflusse gestandenen Ländern, eine sehr bedeutende und achtungsgebietende Rolle. Sie waren der eigentliche Wehrstand der Städte, in die sich der unfreie Handwerker vor der Raublust der kriegerischen Landbevölkerung geflüchtet und die er so häufig aufgebaut oder ausbauen geholfen. Hier vertheidigte er seine und seiner Mitbürger selbsterrungene Freiheit gegen die brutale Anmaßung des hohen und niedern Adels, oft auch die Freiheit und Unabhängigkeit des Landes gegen barbarischer Feinde wildes Anstürmen.

Die Geschichte weiß von herrlichen Thaten unserer gewerblichen Vorfahren zu erzählen, und an schönen Bürgertugenden hat es unter den Zunftgenossen zu keiner Zeit gefehlt.

Allein, im Vollbesitze der politischen Macht in den Städten, gelangten die Zünfte gar bald zur politischen Herrschaft, und weil die Macht nur zu oft zum Mißbrauch derselben führet, so konnte es nicht fehlen, daß auch unsere Vorfahren die ihrige häufig mißbrauchten, was dann von verschiedenen Seiten zu Versuchen geführt hat, diese, vielleicht eher unbequeme als gefährliche Macht zu brechen — die Zünfte als solche aufzulösen.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Hermannstadt, 21. Jänner. (In Sachen eines „Zibiners" in der Wiener „Presse", der Hermannstädter „Grillen", Grafen Almavivas", unseres „Corps de ballet" und sonstiger Theaterzustände. (Schluß.)

Bei der zweiten Aufführung des „Barbier von Sevilla" am 19. Jänner errang Hr. Castelli neuerdings die ehrendste Anerkennung und Beifall. Wenn wir Frl. Emmel in dieser Oper als Rosine, das höchste Lob spenden, so sprechen wir nur die Wahrheit aus — ihr herrlicher Mezzo-Sopran voller Klangfülle, macht sich in solchen Parthien, die für die geliebte Rossini's Signora Colbrand geschrieben wurden, dominirend geltend und besonders erwähnenswerth ist ihre Arie aus Edur. Herr Haag (Barbier Figaro) sang seine große Arie Edur voll Feuer und Bravour. Auch sein Spiel war gewandt. Hr. Linker (Basilio) — unser alter bewährter Veteran — war wieder der ergötzliche, pedantische Musiklehrer älterer Zeit — solche Exemplare gibt es, Dank dem Fortschritte des Geschmacks und der Aufklärung heut zu Tage nicht mehr. Frau Hofer sang bei der ersten Aufführung dieser Oper die bescheidene Parthie der Bertha trefflich im Ensemble und charakteristisch in dem Rondo wirkend. Diesmal sang an ihrer Stelle Frl. Zöhrer. — Was die Mitglieder Ihres Kronstädter Theaters betrifft, welche wir bis jetzt auftreten sahen, so hat sich Hr. Hartig als „Narciß" gestern stürmischen Beifall errungen, wurde bei seinem ersten Auftreten viermal gerufen und hat den alten Ruf als tüchtiger und gewandter Mime neuerdings bewährt. Der besten Aufnahme erfreute sich auch Herr Suvar in einigen Stücken. Auch Frl. Reis ist brav. — Frl. Surland erschien uns zu affektirt und übertrieben und überschreitet ihr Spiel das Maß des ästhetisch Schönen. Besonders sollte sie das ostmalige tiefe Athemholen unterlassen. Von den Uebrigen können wir nur Gutes berichten. — Unser Direktor Hr. Schulz präsentirte sich uns jüngst in „Wallenstein's Tod" von Schiller und fand die lohnendste Anerkennung. Sein „Wallenstein" war voll echter und scharfer Charakteristik und sein

Spiel zeigte jene phychologische Feinheit und künstlerische Plastik, welche die Merkmale währen Talentes sind. In Schillers „Jungfrau von Orleans" bewahrheitete Frl. Müller unsere jüngst ausgesprochene Ansicht, daß sie ihre Declamation, Mimik und Gestalt zur Darstellerin in klassischen Stücken berechtigen. Als „Johanna d' Arc" erntete sie stürmischen Beifall. Den Krönungszug im 3. Akte hatte die Direktion so imposant gestaltet, wie derselbe hier noch nie gesehen wurde und den aufmunterndsten Beifall gefunden. Die Kostüm's waren durchaus neu und der Zug überraschend schön arrangirt. Hr. Direktor Schulz selbst excellirte als Dunois und wußte diesen energischen, eisernen Charakter wahrhaft anziehend zu gestalten. Hr. Hartig (Herzog von Burgund) und Thalmann (Lionell) zeichneten sich gleichfalls sehr vortheilhaft aus. In Laube's „Graf Essex" thaten sich am meisten Frl. Müller (Elisabeth) Frl. Seidl (Lady Nottingham) und Hr. Thalmann (Graf Essex) hervor. Frl. Surland (Rutland) brachte durch ihr geschraubtes Spiel und unnatürliche Ziererei keinen guten Eindruck hervor. — Die drollige Parodie: „Die Musketiere der Viertelmeisterin" zum Vortheile des Komikers Hrn. Köck gegeben, welcher demnächst von unserer Bühne abtritt, sagte dem hiesigen Geschmacke nicht besonders zu. — Gut gefiel das Volksstück: „Wie mans treibt, so gehts!" in welchem Hr. Stahlberg besonders effektuirte. Demnächst sollen uns die bisher noch nicht gegebenen Opern: „Die lustigen Weiber von Windsor," „Fra Diavolo," „Martha," „Maritana," „die Stumme von Portici," „Don Juan," „Zampa," „Maurer und Schlosser" u. a. m. vorgeführt werden und, wie wir erfuhren, werden Sie unsere ganze Operngesellschaft in Kronstadt zu Ostern zu hören bekommen. Sie werden dann selbst finden, daß das Gequacke des „Zibiner"-Frosches in der Wiener „Presse" nur gemeine plärende Böswilligkeit genannt werden kann. Und was das Corps de Ballet anbetrifft, welches bei uns nur nach Bedarf vertreten sein kann, so ist es immerhin rühmenswerth, berichten zu können, daß „Männlein" und „Weiblein" stets ihre Pflicht gethan haben und wir kein eigentliches Ballet besitzen, sondern die Erwähnten und vom „Zibiner" Geschmähten zur Ausschmückung gewisser Stücke, in denen kleine Tanz-Divertissements erforderlich sind, auf unserer Bühne vollkommen genügen. Wollen Sie Herr „Zibiner" auf unsere wahrheitgetreue Entgegnung etwas erwiedern, wohlan, die Besonnenen und Vernünftigen werden am besten entscheiden, wer von uns Beiden Recht hat. Und nun gehaben Sie sich recht wohl!

Kein Zibiner.

Mannigfaltiges.

* Zur Kriminalstatistik des Klausenburger Kreises. Bei dem k. k. Klausenburger Kreis- als Strafgericht wurden im abgelaufenen Jahr 141 öffentliche Schlußverhandlungen abgehalten. Von den Angeklagten wurden 14 freigesprochen, 32 wegen Mangel an Beweisen losgesprochen, verurtheilt wurden und zwar zum Tode 1, zu 10—20jährigem Kerker 1, zu 1—5jährigem Kerker 17, zu 6monatlichem bis einjährigem Kerker 20, zu Kerkerstrafe in der Dauer von 6 Monaten und darunter 125. — Am häufigsten kamen Vergehen gegen die Sicherheit des Eigenthums vor. 105 Individuen, also nahezu $^3/_4$ der Verurtheilten machten sich dieses Vergehens schuldig. (M. F.)

* Die Professoren des ev. reform. Kollegiums in Klausenburg haben in der letzten Konsistorialsitzung für den durch Régeni's Tod erledigten Lehrstuhl Paul Gyulai, den Kritiker der Budapesti Szemle, der eben jetzt mit Moriz Jókai, dem ungarischen Dumas an Fruchtbarkeit, aber auch an Leichtfertigkeit in Behandlung des Materials, in einem heftigen und von Seite des letztern nicht immer mit den ehrlichsten Waffen geführten Federkrieg begriffen ist, vorgeschlagen. Obgleich von Anderer Seite wieder Andere in Antrag gebracht worden sind, soll Gyulai, der soviel uns bekannt, zwar kein selbstständiges Werk veröffentlicht, aber schätzenswerthe Arbeiten für ungarische Journale z. B. die Würdigung Petöfi's im Uj Magyar Muzeum geliefert hat, die meisten Aussichten auf Erlangung der erledigten Lehrkanzel haben.

* Die Klage über schwache Ballbesuche im heurigen Fasching herrscht nicht nur bei uns in Siebenbürgen, sondern auch in andern Provinzen. Selbst in dem tanzlustigen Wien geht es nicht zusammen. Die meisten Bälle sind mißglückt und mehrere Bälle konnten wegen Mangel an Theilnehmer nicht abgehalten werden. Selbst die allgemeinen Wohlthätigkeitsbälle, die immer einen reichen Ertrag lieferten, haben heuer nur die halben und weniger Erträge geliefert. — Sogar bei dem berühmten Juristenball mußte in diesem Fasching jedes Ausschußmitglied 27 fl. C. M. darauf zahlen, um die Unkosten zu bestreiten. — Die einzigen Rosenmädchen Bälle finden Anklang. Ein Gastwirth in der Leopoldstadt kündigte mit Riesenzetteln seinen Ball an — auf welchem außer den Musikanten, nicht ein Mensch erschienen ist.

* Wien, 3. Feber. Dieser Tage wurde in der Nationalbank wieder eine Defraudation eines ihrer Beamten entdeckt. Dieser, der Neffe eines der Bankdirektoren und Schwiegersohn unseres unglücklichen Staudigl, hat nämlich die Grundentlastungs-Coupons, die er einlöst, anstatt sie abzustempeln, weiter verkauft, und so der Bank einen Schaden von 65,000, oder wie andere behaupten, 85,000 fl. zugefügt. Ob der nun flüchtig gewordene Beamte auch dem Börsengötzen geopfert und dadurch zum Verbrecher wurde, oder ob er die entwendeten Summen leichtsinnig verschwendet, ist nicht gewiß. Der Mann hatte nebst seiner vorzüglichen Anstellung bei der Bank, noch eine Rente von 1200 fl., die er als Mitgift erhalten, konnte also höchst anständig leben. Es ist dies die zweite Defraudation, die in der Nationalbank seit Kurzem entdeckt wurde, die erste betrug, wie Sie wissen eine höchst bedeutende Ziffer, der controllirende Beamte, der gegen seine Pflicht die Controlle versäumte, ist, wie ich vernehme, bereits gefänglich eingezogen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 18. Freitag, den 12. Februar. 1858.

Der Kapellmeister.

Novelle, mitgetheilt von Karl Teschner.

(Fortsetzung.)

Eine Schwalbe setzte sich an einem sonnigen Morgen auf das Gitter an Heinrichs Fensters und zwitscherte, sich der Freiheit freuend, ihr kunstlos frommes Lied.

Auch ich will singen! sprach der Gefangene zu sich selbst, und begann mit mühsam zusammengebogenen und an der Mauer gespitzten Bleistiftstiften Liedercompositionen in die weißen Wände zu kritzeln, die er, wenn sie vollendet waren, mit wehmuthvoller Freude im Geiste absang und täglich vermehrte. Jetzt konnte er stets kaum den Tag erwarten, um sich von neuem der liebgewordenen Beschäftigung hinzugeben, die ihm Labsal und Studium zugleich ward. Von nun an enthielt er sich alles Grübelns über seinen Untersuchungsfall, und es berührte ihn unangenehm, wenn er durch das Erscheinen vor dem Richter, was übrigens nicht häufig vorkam, daran erinnert ward. Wäre er ein gewöhnlicher Mensch gewesen, so würden Bilder des Todes ihn beängstigt haben. In seine edle Seele kamen nur Bilder des Lebens. Er besang die göttliche Liebe in begeisterten, wenn auch schwermuthvollen Weisen und schrieb der Freiheit schwärmerische Dithyramben. Denn wenn auch sein Körper durch Mauern und Riegel von der freien Welt abgeschlossen war und seine Hand durch die Schwierigkeiten der Aufzeichnung gefesselt ward — sein Geist erhob sich auf leichten Flügeln hinauf zu dem Himmel der Phantasie und ergötzte sich im Engelchor der süßen Melodieen.

Aber nur zu bald sollte er empfinden, daß der Zwang roher Trivialität auch seinen Geist in Banden zu schlagen versuchte. Er hatte bereits, ohne daß Jemand von seinen Compositionen eine Ahnung bekam, zwei der Wände seines Kerkers, soweit er hinauf reichen konnte, mit Noten bedeckt, als er von dem finstern Gefangenwärter bei dieser Beschäftigung überrascht und wegen Verletzung der Gefängnißordnung scharf zur Rede gestellt ward. Heinrich ertrug die Vorwürfe eines ehemaligen Soldaten, der im tagtäglichen Umgange mit gemeinen Verbrechern rauh geworden war, mit der Geduld, die ihn schon Schwereres zu ertragen gelehrt hatte; als aber der Mann des Gesetzes Miene machte mit wenigen vandalischen Strichen seine Geisteswerke zu zerstören, da protestirte Heinrich mit glühender Entrüstung gegen diesen rohen Einbruch in das heilige Bereich seiner Geistesthätigkeit und schützte deren Produkte mit seinem Leibe.

Der Wärter machte dem Inspektor Anzeige und kam mit dem Befehle zurück, dem Widerspenstigen Fesseln anzulegen. Betrachteten die Gefängnißbeamten ihn doch als einen Mörder, dessen Haupt über kurz oder lang unter dem Beile falle und der schon moralisch todt sei!

Schon trugen Heinrichs Füße den eisernen Ring, und die daran befestigte, kaum einen Schritt lange Kette rasselte in der am Fußboden angebrachten Krampe, als der Minister, um die Gefängnisse zu besichtigen, ihm wie ein Bote aus höherer Welt erschien. Der Minister, welcher sich sogleich von Allem unterrichten ließ, war nicht nur ein abgesagter Gegner des geckenhaften Kammerherrn, sondern auch ein sehr humaner und intelligenter Mann, hatte einen feinen Sinn für Poesie und Kunst und liebte die Musik mit Leidenschaftlichkeit. Er betrachtete die mühsamen Kunstwerke Heinrichs mit steigendem Entzücken und die Gestalt des Componisten mit hellem Erstaunen, und alsbald befahl er, die Noten an den Wänden zu lassen, gestattete auch dem Componisten Schreibmaterial, um das Geschaffene zu übertragen und Weiteres mit größerer Bequemlichkeit zu componiren, indem er ihn auf Ehrenwort verpflichtete, keinen andern Gebrauch von Feder und Tinte zu machen.

Nachdem der Minister Heinrich noch gebeten hatte, ihm alle seine Compositionen zuzuschicken, entfernte er sich mit freundlichem Gruße. Heinrich war glücklich wie ein König.

Acht Tage nach diesem Zwischenfalle war große Soirée beim Minister zu Ehren des Fürsten. Der Minister, welcher in der moralischen Ueberzeugung von der Unschuld Heinrichs sich vorgenommen hatte, ihn dem Fürsten zu empfehlen, hatte dafür gesorgt, daß von zwei Kunstdilettanten Heinrichs schönste Lieder gesungen und von seiner eigenen Tochter eine reizende Klaviercomposition vorgetragen ward. Alle Anwesenden waren entzückt von den herrlichen Schöpfungen. Der leutselige und kunstsinnige Fürst erkundigte sich theilnehmend nach dem „meisterlichen" Componisten. Der Minister nannte den Namen des wegen der blutigen Affaire in Nellhausen verhafteten Heinrich Herz und schilderte die Persönlichkeit desselben im vortheilhaftesten Lichte. Die Meisten

legten das lebhafteste Interesse an den Tag, namentlich sprachen die gegenwärtigen Damen voll Mitleid für den unglücklichen Künstler.

Der Fürst befahl dem Minister, den Prozeß schleunigst zu Ende führen zu lassen. Man vermuthete, er wolle dann, wenn Heinrich verurtheilt werden sollte, von dem schönen Vorrecht der Gnade Gebrauch machen.

IV.

Neun lange Wochen waren seit der verhängnißvollen Mordnacht verflossen. Der Baron lebte noch immer allein auf seinem Schlosse, und wenn er auch der Außenwelt gegenüber sich immer den Anschein voller Unbefangenheit gab, so verursachte ihm doch der fatale Proceß im Stillen viel Unruhe, und da er den einmal betretenen Weg nicht zurückgehen konnte, so wünschte er nichts sehnlicher, als daß Heinrichs Kopf so bald als möglich fallen möchte, damit er um die Zukunft nicht weiter zu bangen brauche.

Auch der alte Schulmeister, welcher am Tage nach der blutigen That das Dorf plötzlich verlassen hatte, war noch nicht wiedergekehrt, so daß die Dorfbewohnerschaft glaubte, er habe sich ein Leid zugefügt. Man war daher nicht wenig verwundert, als er eines Morgens in Begleitung eines Greises im Mönchsgewand, dessen fast kahles Haupt durch eine bis ins Gesicht reichende breite, glühende Narbe besonders auffiel, zurückkehrte und geraden Weges über den Schloßhof nach der Wohnung des Barons schritt.

Der alte Mann hatte sich sehr verändert. Kummer und Strapazen hatten ihn ganz abgezehrt und sein Antlitz gebleicht. Aber seine Augen leuchteten in einem wunderbaren Feuer, als er an der Hand seines geheimnißvollen Begleiters die breite Treppe langsam hinaufstieg. Er pochte stark an die bekannte Thür und trat auf das barsche „Herein" des Barons in Gesellschaft seines Reisegenossen mit fester Haltung ins Zimmer.

Der Baron nahm eine vornehme, halb spöttische, halb verächtliche Miene an und beschaute die Ankömmlinge von oben bis unten.

Aha! rief er, da ist ja der weggelaufene Schulmeister wieder! Denkt wohl an mir einen milden Patron zu finden, wenn er Pater peccavi heult? Geh' Er nur wieder hin, woher Er gekommen; denn das sage ich Ihm im voraus: Schulmeister in Nellhausen wird Er nicht wieder, so lange ich lebe. Und wer ist denn da das Mönchsgesicht mit der Schmarre? Will Er Den vielleicht als seinen Substituten präsentiren?

Ich komme nicht, um zu heulen und zu betteln, erwiderte der Schulmeister mit tiefem Ernst, denn das Pater peccavi wird bald an Denen sein, welche ihr Gewissen beißt.

Ist Er verrückt geworden, Schulmeister?

Es wird eine Zeit kommen, wo die Verrückten werden weise sein und die Betrüger und Mörder werden entlarvt werden!

Hoho! Er kann ja entsetzlich predigen! Wozu bedurfte Er denn da dieses vercorporalten Mönchgesichts?

Sie können Recht haben mit dem Corporal, Herr Baron, aber Corporal weiland und frommer Bruder jetzo! Sehen Sie sich nur das Mönchsgesicht genauer an; vielleicht erkennen Sie es wieder, sprach der Mönch mit bedeutsamer Salbung.

Ein neuer Heiliger vermuthlich, spöttelte der Baron, der das dolce far niente mit Hilfe des Beutels Anderer zu schätzen weiß. Hier hat Er ein Viaticum; weiter kann Er doch von mir Nichts wollen.

Gott ist auch in dem Schwachen mächtig, versetzte der Mönch im vorigen Tone.

Fängt Er auch an zu salbadern? Nehm' Er sein Viaticum und scheer' Er sich zum Teufel! Den Sermon will ich ihm schenken.

Wie, sprach der Schulmeister fest und fixirte den Baron mit eigenthümlichen Blicken, Sie wollen Ihren ehemaligen Reitknecht Stephan zur Thüre hinaus jagen? Thue deine Hülle doch weg, mein Bruder, und zeige dem hochfahrenden Herrn, daß du Der bist, welcher ihm alte Erinnerungen ins Gewissen rufen muß.

Der Mönch ließ die Kutte fallen und stand da in einer alten Kavallerieuniform, mit dem Verdienstkreuz geschmückt.

Der Baron blickte ihn mit Erstaunen an.

Alle Wetter! Kerl! Du bist also wirklich mein Steffen, den ich an der Katzbach für todt liegen ließ? rief er. Und Mönch geworden? Pfui, schäme dich, alter Kumpan, der du sonst die Flasche und die hübschen Mädchen über Alles liebtest! Setze' dich her, altes Haus! ich will dir eine Flasche Rothen auffahren lassen. Kannst bei mir bleiben. Schock Bomben und Granaten! Ich hielt dich längst für mausetodt. Wie bist du denn aus der Patsche gekommen?

Der Herr hat mich bewahrt! erwiderte der Mönch feierlich und richtete die Augen gen Himmel.

Ach, so hole doch der Teufel deinen salbadernden Ton! polterte der Baron mit gezwungenem Scherz.

Fluchen und Lästern ist mir ein Gräuel, versetzte der Mönch, und wollte der Himmel, es wäre bei Ihnen auch der Fall, Herr Baron! Durch das Mitleid frommer Klosterbrüder bin ich dem Rachen des Todes entrissen worden. Darum bereute ich meine Sünden und that ab mein ungeistlich Wesen. —

Und bist ein Mönchlein geworden? hahaha! lachte der Baron, obgleich es ihm in dieser Gesellschaft gar unheimlich zu Muthe ward.

Der Schulmeister ärgerte sich über die Frivolität des Barons, trat einen Schritt vor wie zum Angriff und sagte mit Eifer:

Sie werden nicht immer lachen, Herr Baron, denn Bruder Stephanus, ihr ehemaliger Reitknecht, ist gekommen, die Schändlichkeiten Ihrer vergangenen Tage zu bezeugen, wie sich hoffentlich auch noch Einer finden wird, der den wahren Mörder des Jägers Mannhardt bezeichnet. Tag und Nacht bin ich gewandert, bis ich den Steffen fand, von dem ich wußte, daß er noch lebe. Der Prior des Klosters hat mir erlaubt, ihn mit mir zu nehmen, damit er ein Werkzeug der Gerechtigkeit werde und vor Gericht bezeuge, daß Sie ihn einst bestochen haben, das einzige

Kind der unglücklichen Marie v. Boyen, der einstigen Besitzerin dieses Gutes, zu rauben und zu morden.

Ha! also ein Complott! murmelte der Baron zähneknirschend.

Kein Complott, fuhr der Schulmeister fort, sondern eine ehrliche Zeugenschaft wider Ihr verhärtetes Herz. Sie haben Anno Neun Marie v. Boyen, eine junge brave Witwe, als Sie verwundet auf dieses Gut gekommen und von ihr sorglich gepflegt worden waren, zum Dank dafür auf's schändlichste mißhandelt und mit dem Degen in der Hand gezwungen, auf den Besitz Nellhausens in Form eines Verkaufsvertrags urkundlich zu verzichten. Dann ließen Sie ihren einzigen Sproß stehlen und gaben Befehl, ihn ins Wasser zu werfen, damit kein Prätendent heranwachse. Zu mir brachte der mitleidige Retter das Kind. Ich war damals der einzige Mann, der den Muth hatte, in Nellhausen zurückzubleiben. Ich nahm das Kind und rettete es vor Ihren Mörderhänden zu Verwandten. Aber als ich zurückkam, war die unglückliche Mutter verschwunden, vielleicht von Ihrer Hand getödtet; vielleicht durch Verzweiflung über den Verlust ihres Besitzthums und ihres Kindes in den Tod getrieben. Die Mutter ist todt, aber das Kind lebt. Ich hab' es erzogen. Heinrich ist es, den Sie als Mörder haben ins Gefängniß gehen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Zunftzwang und Gewerbefreiheit im Lichte der Gegenwart.

Von Karl Ritter v. M. . .

(Fortsetzung.)

Indeß ihre Zeit war noch nicht gekommen. Als politisch militärische Körperschaften blieben sie, trotz mancherlei Ausschreitungen, noch lange Zeit eine Nothwendigkeit, bis auch sie, in ihrer bisherigen Eigenschaft, allgemach im Strome der Zeiten untergingen. Denn nachdem der allgemeine Landfriede hergestellt, und damit auch Friede in die Städte eingekehrt, — ein gesetzlich geregelter Rechtszustand hergestellt war, verloren die Zünfte, in gleichem Maaße mit der militärischen Macht auch ihre politische Bedeutung, so daß heut zu Tage von Beiden auch nicht die leiseste Spur vorhanden ist.

Dagegen blühten sie lange noch als gewerbliche Korporationen, zum Nutzen und Frommen der Gewerbe, denn noch war der Geist der Freiheit und Konkurrenz nicht erwacht, der später, wenn er sich auch auf dem politischen Felde nicht geltend machen konnte, wenigstens in Wissenschaft, Kunst und Gewerbe nach Geltung rang und solche theilweise auch erstegte.

Es wucherten aber auch die gewerblichen Mißbräuche, die sich gleich uranfänglich in das Zunftwesen eingeschlichen hatten, fort, und entwickelten sich immer mehr und mehr. Neben vortrefflichen und unverwerflichen, wurden auch abergläubische, thörichte, unnütze, mitunter auch schädliche Einrichtungen und Gewohnheiten beibehalten oder neu eingeführt — Einrichtungen und Gewohnheiten, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben.

Es liegt einmal in allen Körperschaften eine ultra conservative und zugleich exclusive Tendenz. Zunft- und Kastengeist sind sich nahe verwandt. Der Zunftgeist ist nicht bei den Handwerkern stehen geblieben, für die er Jahrhunderte lang segensreich gewirkt, so lange sie sich nämlich noch im Knaben- und Jünglingsalter befanden, oder bei dem Abgange eines Rechtsschutzes, eines andern faktischen Schutzes bedurften; er hatte sich nach und nach auch anderer Branchen bemächtiget, drang selbst in die Gebiete der Wissenschaften und Künste hinüber, wo es ihm, einmal eingenistet, auch gelang, sich mehr oder weniger, selbst bis in die neuesten Zeiten zu behaupten.

Ob der wissenschaftliche und artistische Zunftgeist die Sachen gefördert, darüber gibt uns die Kulturgeschichte Aufschluß. Dieser ist aber keineswegs ein erfreulicher — ermuthigender. — Schon längst hat die Geschichte über den Zunftgeist und das Zunftwesen in dieser Richtung den Stab gebrochen, hat ihn als Hemmschuh des geistigen Fortschrittes, als Feind der Verallgemeinung des Wissens und der Aufklärung verdammt.

Zu behaupten: daß z. B. Gelehrsamkeit nur auf Hochschulen blühe, ist ein Unsinn, der mehr und mehr an den Tag tritt. Wir finden recht tüchtige Gelehrte, welche die Schwellen einer Universität gar niemals betreten haben, und umgekehrt.

Es ist nicht zu läugnen, daß es in unseren relativ aufgeklärten — wissenschaftlich und artistisch liberalen Zeiten, von geistigen Machwerken aller Art wimmelt. Daß dergleichen Machwerke Wissenschaft und Kunst nicht zu fördern vermögen, ist evident; daß sie ihnen aber auch keinen, — wenigstens keinen wesentlichen Schaden zu bringen vermochten, scheint eben so bewiesen. In keinem Zeitalter ist soviel gehaltloses und unnützes Zeug zusammengeschrieben und zusammenngedruckt worden, als dies seit einem halben Jahrhundert geschieht, und dennoch haben die Wissenschaften niemals auf solcher Höhe gestanden, als eben jetzt; zu keiner anderen Zeit machte sich ein wissenschaftliches Streben, derartig nach allen Richtungen geltend, wie heut zu Tage, und niemals ist, wenn auch nicht gerade Gelehrsamkeit, so doch wenigstens intelligibles Wissen, Gemeingut fast aller Stände geworden, oder es strebet wenigstens dahin, sich als solches geltend zu machen.

Durch die stetig fortschreitende Aufklärung, und die damit Schritt haltende, immer größere Entwicklung der Freiheit des Gedankens; durch den riesenhaften Fortschritt der exakten Wissenschaften und die technische Anwendung der letztern, durch all' Dieses ward eine neue Welt geschaffen, in welcher das Zunftwesen, das gelehrte sowohl als das gewerbliche, nimmermehr bestehen kann, oder, wo es noch für eine Zeit belassen oder geduldet wird, als Ruine einer unerquicklichen Vergangenheit dastehet.

Der gewerbliche Zunftgeist hat eben nichts Besseres geschaffen als der Zunftgeist in allen andern Richtungen: — Mittelmäßigkeit und häufig genug eine traurige Stagnation, deren Nachtheile übrigens mehr den Gewerbsmann als den Konsumenten treffen, dessen Bedürfnissen durch die schwunghafte Entwicklung des Fabrikwesens und durch den Handel mit Fabrikaten entgegengekommen wird.

Wir haben schon einmal gesagt, daß die Entdeckung der

Dampfkraft, der elektro-magnetischen und chemischen Kräfte, oder vielmehr ihre Anwendung in der Industrie, daß Dampfschifffahrt, Eisenbahnen und Telegraphenlinien und die durch all' dieses erweckte ungeheuere Konkurenz u. dgl. dem Zunftwesen den Todesstoß versetzt. Das Fallen der Zünfte ist eine historische Nothwendigkeit, die sich gar nicht abwenden läßt und gegen welche jedes Raisoniren nach gerade unnütz ist. Vergebens ist das Ringen mit dem gewissen Tode, das Festhalten an einem Leben, das einmal der Vernichtung verfallen. Wir können in einem dergleichen Todeskampf nichts weiter erblicken, als: Unvernunft und Feigheit.

Man muß zu sterben wissen und kann es um so ruhiger, je mehr man eine befriedigende Vergangenheit hinter sich hat — um dann würdiger zu einem neuen Leben zu erwachen.

Unstreitig hat der Konservatismus seine großen Vorzüge, zumal in einer Zeit wie die unsrige, wo man nur zu sehr geneigt ist, alles Bestehende leichtsinnig zu zerstören, ohne sich viel darum zu bekümmern, was dann an die Stelle des Bisherigen kommen soll. Wir verkennen das Gefährliche der modernen Tendenzen durchaus nicht. Allein, alles hat seine vernünftigen Grenzen. Was darüber hinausgehet, ist Unsinn. Der Ultra-Konservatismus erscheint uns jeden so engherzig, albern, widerwärtig und mitunter verächtlich, wie der Ultra-Liberalismus und Radikalismus unbesonnen, kindisch aber auch frevelhaft und gefährlich, nur daß die Völker aus dem Rausche des Letztern bald erwachen und, nach einigem Katzenjammer, wieder zur bessern Einsicht kommen, während das Erwachen aus der Lethargie des Erstern sehr schwer ist — ja nimals vollständig erfolgt. Beide sind Kinder der Unvernunft, sind widersinnig und der höhern Menschheit unwürdig. Wir sind keine Chinesen — wie sind Europäer. Die Erde drehet sich von West nach Ost und wir gehen dieser Drehung entgegen. (Forts. folgt.)

Die Reise des Prinzen und der Prinzessin von Preußen.

London, 3. Februar. Das englische Volk hat manche Eigenthümlichkeit, aber in der Loyalität gegen die Königsfamilie steht es unter den Völkern Europa's in erster Reihe. Gestern hat der Prinz von Preußen mit seiner jugendlichen Gemahlin den englischen Boden verlassen und obgleich das Wetter ungünstig war, ist das Volk in großen Massen auf dem Wege aufgestellt gewesen, um der Prinzessin beim Scheiden aus dem Lande ihrer Jugend die ungeheuchelte Theilnahme erkennen zu geben. Es war keine anbefohlene Loyalitätsentfaltung. Das Volk rief sein „Good speed" (Glückliche Reise) und „God bless them" (Gott segne sie) nicht auf Kommando. Die Zeitungen im ganzen Lande, die in theilnehmenden Ausdrücken für das Schicksal der Neuvermählten und des königlichen Hauses seit Wochen mit einander wetteifern, haben für diese Loyalität keine Privilegien zu erwarten, eben so wenig als sie Verwarnungen zu befürchten gehabt hätten, wären sie gleichgiltige oder tadelnde Zuschauer geblieben. Was die Stadtbehörden thaten, geschah unaufgefordert, und wenn die Menge sich zu Wasser und zu Lande im Schneegestöber nach Gravesend drängte, so that sie es aus Anhänglichkeit an eine Dynastie, der sie ohne das peinliche Gefühl der Selbsterniedrigung froh, frei und freudig huldigen kann. Das Selbstgefühl eines freien Volkes that den oft sehr naiven Beweisen seiner Anhänglichkeit ans Fürstenhaus durchaus keinen Eintrag, und Prinz Friedrich Wilhelm hat es schwerlich übel aufgenommen, daß, als alle ceremoniösen Adressen abgethan, als schon die Ankerketten der königlichen Yacht aufgewunden waren, sich noch wettergebräunte Themsefischer in ihren Booten an die Yacht drängten, und ihm zum Abschied treuherzig zuriefen: „Keep her well!" (Haltet sie gut) „be true to her!" (Seid ihr treu) „God bless You for it!" (Gott segne Euch dafür).

Der Prinz blieb noch eine gute Weile auf dem Verdecke, um den vom Strande aus Grüßenden zu danken. Die Prinzessin aber hatte die Kabine nicht wieder verlassen, seit sie das Schiff betreten hatte. Es lag über eine halbe Stunde am Landungsplatze, bevor Prinz Albert, der Prinz von Wales, Prinz Alfred und der Herzog von Cambridge, die mit an Bord gegangen waren, wieder zur Landungsbrücke zurückkehrten. Während dieser Pause hatte sich ein Schwarm von Dampfern und Booten herangedrängt; eine Barke hatte mit ihrem Bugspriet eine Scheibe der königlichen Kabine eingestoßen, und ein Dampfer war so heftig gegen den schwimmenden Landungsplatz angerannt, daß man einen Augenblick für den Prinz-Gemal und die Prinzen, die denselben eben betreten hatten, in Sorge war; aber der Knäuel entwirrte sich, sowie sich die Schaufelräder der Yacht in Bewegung setzten. In diesem Momente donnerten die Geschütze von den gegenüber liegenden Höhen; die Yacht fuhr langsam den Strom hinab, um bald in Schneewolken zu verschwinden; die Geleitschiffe folgten nach, und man weiß nur, daß die Yacht in der Gegend des Nore an ein Lichterschiff anrannte, ohne dieses oder sich namhaft zu beschädigen. Der Prinz-Gemal fuhr nach Abfahrt der Yacht nach London zurück, er führte seine beiden Söhne, die ihren Thränen keinen Zwang anthaten, mitten durch die theilnehmende Menge. Um 4 Uhr waren sie wieder bei der Königin im Buckingham-Palast.

Mannigfaltiges

* Unter der slovakischen Bevölkerung in der Gegend des Waagthales, wo jüngst mehrere Erdbeben verspürt wurden, geht über dieses Naturereigniß die naive Sage von Mund zu Mund, daß einer der Teufel aus der Hölle ausgekommen sei, der sich nun von Haus zu Haus umhertreibe, durch die Rauchfänge in die Häuser niederlasse, um die sterblichen Menschen durch sein Rütteln und Beuteln an den Häusern in Angst und Schrecken zu versetzen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 30 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 19. Montag, den 15. Februar. 1858.

Der Kapellmeister.

Novelle, mitgetheilt von Karl Teschner.

(Fortsetzung.)

Der Baron, der während der in höchster Aufregung gesprochenen Enthüllungen des Schulmeisters bleich geworden war wie eine Leiche, fuhr bei der letzten Eröffnung heftig zusammen. Nur mit Mühe errang er Fassung und erwiderte mit falscher Ruhe und erzwungenem Lächeln:

Ihr habt Euch schöne Ammenmährchen ausgesonnen, lieber Herr Schulmeister.

Ammenmährchen nennen Sie es, Herr? Stehen nicht vor Ihnen zwei vollgültige Zeugen? Habe ich nicht mit heiliger Sorgfalt alle Papiere aufbewahrt, die sich auf Heinrich und seine Mutter beziehen? Sie fanden damals freilich keine Zeit, den armen, simplen Schullehrer zu beachten, und er war klug genug, Ihnen aus dem Wege zu gehen; denn hätten Sie, damals mit Hilfe des Säbels der Gewaltherrscher von Nellhausen, geahnt, daß er es sei, der jeden Ihrer Schritte beobachte, so wäre er wohl nicht mehr unter den Lebenden. Ich aber habe Sie nicht mehr aus den Augen gelassen, und wäre die Mutter wiedergekehrt, ich hätte Ihnen einen Proceß bereitet, der Ihnen Kopf und Kragen kosten sollte. Bis heute habe ich diesen Gedanken gehegt, aber Gott wollte es nicht; die Mutter ist nicht wiedergekommen. Wohlan! sühnen Sie die Vergangenheit, Herr Baron; retten Sie Heinrich, der hier als Herr des Gutes sein sollte — und Alles soll dem Grabe der Vergessenheit übergeben sein!

Der Baron wischte sich den Schweiß von der Stirn. Man merkte es ihm an, daß er einen schweren Kampf kämpfte.

Alfanzereien! rief er endlich, mit Mühe seine Beklommenheit überwindend. Ich verstehe mich zu Nichts. Ich allein bin Herr auf diesem Besitzthum — das Alte ist todt; und wenn Ihr hingeht und mich verklagt, so werde ich Euch als Kerle bezeichnen, die sich nur an mir rächen oder durch einen heillosen Betrug von mir Geld erpressen wollen.

Zornröthe bedeckte das Gesicht des Schulmeisters.

Sie verstehen sich zu Nichts, Herr Baron? Nun denn, so bin ich noch nicht zu Ende. Sie haben mich oft in meinem Amte wie einen Ihrer Drescher behandelt, mich oft einen alten Narren gescholten. So wissen Sie denn auch, Herr, daß ich Ihr Schwiegervater bin, denn jene Ludmilla v. Affe, die Mutter Ihrer gemißhandelten Louise, war meine Tochter. Der Hochmuth trieb sie heraus aus den kleinen bürgerlichen Verhältnissen, Sie verachtete ihren Vater und zog, durch unglückselige Schönheit glänzend, als vornehme Abenteurerin in der Welt umher, bis sie als Ihre Gattin hierher zurückkehrte, wo sie seit ihrem zwölften Jahre nicht mehr gewesen war. Schon am Tage nach ihrem Einzuge beschwor sie mich in einer geheimen Unterredung, mich nicht um sie zu bekümmern, und ich ließ sie ruhig an Ihrer Seite; sie war ja glücklich. Hier sind ihre Briefe, Herr Baron.

Der Schulmeister öffnete mehrere Blätter und reichte sie dem Baron hin. Aber Dieser war auf einen Sessel gesunken und wehrte ihn in fürchterlicher Aufregung ab.

Gehen Sie in sich! mahnte der Mönch.

Retten Sie Heinrich v. Boyen! sprach drängend der Schulmeister.

Laßt mich jetzt allein — ich muß Bedenkzeit haben! stammelte der Baron.

Gut, wir gehen, sagte der Schulmeister. Aber entschließen Sie sich schnell, Herr Baron. Jede fernere Stunde ist eine Stunde der Höllenpein für den bedrohten Heinrich, und elf schwere Wochen harrt er der schönen Freiheit hinter dem Eisengitter.

Die Beiden gingen. Als sie schon die Thüre geöffnet hatten, raffte der Baron sich auf und stürzte ihnen nach.

Schweigt! stieß er mühsam hervor, während sie sich entfernten. Dann schritt er in furchtbarer Bewegung im Zimmer auf und ab und sann nach einem Auswege, aber er fand keinen, denn immer wieder trat ihm die Nothwendigkeit vor die trübe Seele sich selbst als Mörder anklagen zu müssen, wenn er Heinrich von Boyen retten wollte.

Der Schulmeister begab sich nach seinem Weggange aus dem Schlosse mit Stephanus nach dem Schulhause, um zu sehen, was aus seinen zurückgelassenen Habseligkeiten geworden sei. Ein Substitut, den er nicht kannte, empfing ihn mit langem Gesicht und schnöder Kälte. Seine Sachen waren in einen Winkel geworfen, denn Niemand hatte erwartet, daß er jemals zurückkehren werde. Mit einem bittern Gefühle verließ der Alte

Digitized by Google

die ihm einst so liebe Stelle und schritt nach dem nahen Friedhofe, um die Stätte seines längst in Gott ruhenden Weibes aufzusuchen. War dies doch der einzige Ort, wo er noch eine Heimat hatte! Lange stand er in stummen Sinnen an dem bemoosten Hügel, von welchem eine einzige Rose ihm entgegen blühte.

Sei mir gegrüßt, meine Geliebte! sagte er leise vor sich hin. Du hörst meinen Gruß, denn du lebst, und die Rose ist dein beseligendes Bild. Ach, daß ich schon bei dir wäre, Selige, denn hier auf der schnöden Erde ist keine Freude mehr für mich. Aber ich habe noch eine schwere Pflicht zu erfüllen, und wenn ich sie erfüllt habe, dann komme ich zu dir, mein gutes Weib!

Zwei große Thränen fielen aus seinen Augen auf den Hügel, dann blickte er wie erleichtert empor und drückte im Geiste die theuere Entschlafene an sein Herz.

Plötzlich trafen seine Augen eine schwarz gekleidete Dame, welche tiefgebeugt an einem Grabe stand und Blumen darauf streute. Er schaute genauer hin; es war die Stätte des vorigen Gutsherrn, Leopolds v. Boyen. Dieser Umstand erregte seine Aufmerksamkeit. Wer konnte an dem längst Verstorbenen, der im Orte keinen Anverwandten mehr hatte, ein so reges Interesse nehmen? Er näherte sich der fremden Dame. Sie hatte sehr markirte, noch schöne Züge. Aber sie war sehr bleich, und ihr volles Haar spielte bereits ins Graue. Sie schien vor der Zeit gealtert zu sein. Erst als Herz ihr ganz nahe stand, schaute sie überrascht auf.

Er grüßte höflich. Sie nickte nur unmerklich mit dem Kopfe.

Sie scheinen großes Interesse an diesem Grabe zu nehmen, edle Dame, redete er sie an.

Ja, ein großes, erwiderte die Fremde mit leiser, zitternder Stimme.

In dieser Stimme fand der Schulmeister bekannte Laute. Seine Spannung wuchs.

Hier ruht ein herrlicher Mann, sprach er weiter.

Ach, ein herrlicher Mann! erwiederte die Dame seufzend und neigte sinnend das Haupt.

Ich habe ihn mit eingesenkt, sagte der Greis.

Sie stutzte.

Wie? fragte sie erregt und sah ihn scharf an.

Großer Gott! rief er und blickte ihr unverwandt ins Gesicht — mir zuckt ein Gedanke durch die Seele! Aber nein, die Gräber thun sich nicht auf. Die Seligen kehren nicht zur Erde zurück! Sie haben so viel Aehnlichkeit mit der unglücklichen Marie v. Boyen. — Aber es ist ein Wahn — Sie sind es nicht.

Ich bin's, entgegnete die Fremde.

Gott im Himmel, welche Fügung! rief der Schulmeister außer sich. Jetzt stehen Sie vor mir in voller Klarheit. Ich erkenne Sie an ihren sanften Zügen, an Ihrer schönen melodischen Stimme!

Aber wer seid Ihr, guter Mann?

Erkennen Sie mich nicht, gnädige Frau? Freilich, ich bin alt und unkenntlich geworden! Nur das Herz ist jung geblieben. Ich bin der Schullehrer Gottlieb Herz, seit fünfunddreißig Jahren in Nellhausen.

Ihr seid es, treuer Freund? Dank dem Himmel, daß ich doch wenigstens eine bekannte Seele wieder finde! sonst habe ich nichts hier als dieses theuere Grab, nach dem ich mich lange heiß gesehnt.

Ich hielt Sie längst für todt, gnädige Frau. Der böse Baron — —

Still von dem Elenden! unterbrach ihn die Dame heftig. Er soll meine Empfindungen nicht mehr entweihen, denn er hat den Fluch des Verhängnisses auf mein Haupt herab beschworen. Hätte er mich damals getödtet, vielleicht wäre es besser gewesen. Aber er mordete nur mein Kind und sagte, es sei in den See gefallen und ertrunken. Ich gerieth in Raserei und wollte mich ihm nachstürzen, aber er hielt mich mit roher Faust zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Zunftzwang und Gewerbefreiheit im Lichte der Gegenwart.

Von Karl Ritter v. M. . .

(Fortsetzung)

Wenn wir unser heutiges Zunftwesen von der Seite seiner unmittelbaren Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit untersuchen, so finden wir, daß diese Faktoren so viel wie gar nicht mehr vorhanden sind.

Die Zwecke des Zunftinstitutes sind:

Sicherheit eines zureichenden Auskommens für den Handwerker und Erhaltung der Geschicklichkeit in den Gewerben.

Beides sind recht respektable Zwecke, gegen welche sich gar nichts einwenden läßt, nur daß sie ohne Zunft und Zunftzwang eher und sicherer erreicht werden.

Ein zureichendes Auskommen, und auch darüber, wird der in seinem Fache tüchtige, dabei fleißige und ordentliche Handwerker jederzeit finden, vorausgesetzt, daß sein Handwerk, als solches, nicht eingehet, dem Nichtbedürfnisse oder der Mode nicht zum Opfer fällt, was kein Zunftzwang abzuwenden vermag.

Die Zünfte, den jetzigen Meistern zu Liebe, fortbestehen zu lassen, nur weil sie den Uebergang aus dem gegenwärtigen Zustand in den entgegengesetzten fürchten und das ist wohl das Hauptmotiv ihres Festhaltens am alten Zopf wäre nicht nur ein Unrecht gegenüber den Konsumenten, sondern auch ein großes Unrecht gegen die Industriellen selbst, und nachgerade ein thörichter Widerspruch mit dem Geiste der Geschichte.

Jeder Uebergang aus einem Zustande in den anderen, hat seine Uebelstände, sein Unbequemes — oft Peinliches. Dies alles muß verwunden werden. Der hartnäckigste Konservative — der tapferste Kämpe für das Zunftwesen, wird nicht behaupten wollen, daß das, was vor Jahren gut und nützlich gewesen, es auch gegenwärtig sei, und daß das gegenwärtige Gute für alle Zeiten gut bleiben müsse. Damit wäre ja dem Fortschritt und dadurch der Erreichung und Erfüllung unserer Bestimmung, in vorhinein das Urtheil gesprochen.

Wohl ist es ein Sittlichkeitsprincip, daß das Gute zu allen Zeiten und unter allen Umständen gut sei — daß es kein bedingt Gutes geben könne. Darin ist aber blos das abstrakte, des göttlich Guten, nach ethischen Begriffen ausgesprochen.

Allein, es gibt auch einen konkreten Begriff des Guten, — das menschlich Gute, — welches sich auf Zeit und Umstände bezieht, und eben so veränderlich ist als diese beiden Faktoren; — ein beweglich Ding, das nur so lange gut ist, als eben nichts Besseres kömmt. Wir wollen diese Art mit dem Worte Nützlichkeit bezeichnen.

Es ist schon bemerkt worden, daß in gewißen Fällen selbst die Einschränkung der persönlichen Freiheit, der natürlichen, jedem Menschen angebornen Rechte, gut, weil nützlich sei, daraus darf aber nicht der Grundsatz hergeleitet werden, daß solche Einschränkung an sich gut und recht sei, daß sie für immer dauern solle. Es wäre dies ein höchst gefährliches Princip durch welches wir nach und nach aus freien Staatsbürgern Marokkaner würden. Davor möge uns Gott bewahren, wie vor dem Chinesenthum, wie wohl die Kinder des himmlischen Reiches vor zweitausend Jahren eben so schönes Porcelan erzeugt, eben so tadellose Lackarbeiten geliefert, wie heut zu Tage, — und mit ihren Zuständen nicht nur zufrieden sind, sondern sogar mit Stolz und Verachtung auf uns Barbaren herabblicken, während vielleicht 50,000 gut geführte Truppen mit einem Dutzend Kriegsschiffen hinreichen dürften das ganze chinesische Reich, mit seinen Hundert Millionen Einwohnern, gleich einem Theebret von chinesischem Porcellan, das man an die Wand wirft in Trümmer zu schlagen. — Zu solchen kindischen Vorstellungen führt der Konservatismus in seiner Ueberschwenglichkeit, und wir haben allen Grund zu fürchten, daß es unter unsern, sonst ehrbaren, Professionisten gar manchen Chinesen gibt.

Was die Erhaltung der Geschicklichkeit in den Gewerbe betrifft, so ist dafür das beste, das durchgreifenste, das nachhaltigste Mittel in der Konkurenz gefunden. Diese kömmt dem entschossenen und tüchtigen Handwerker, eben so zu statten, wie dem Konsumenten.

Trotz unseren vielen Gast- und Wirthshäusern in Kronstadt, und der so lebhaften Frequenz derselben, speisen wir, vergleichungsweise, doch überall schlecht und trinken schlechten Wein. Die Frequenz wäre da, allein die Konkurenz fehlt. Sie ist unterdrückt, weil unsere Herrn Wirthe und Trakteurs, wenn auch nicht de jure, so doch faktisch eine Zunftgenossenschaft bilden, der wir nichts anhaben können. Weh' dem Gaumen und Magen, aber auch der Tasche desjenigen, dem es hier nicht gelungen, sich vom Wirthshause zu emanzipiren. — Vom Schneider und Schuster können wir uns aber schlechterdings nicht emancipiren, und doch gilt für diese, wie überhaupt für alle hiesigen Gewerbe, mit wenigen ehrenvollen Ausnamen, so ziemlich das Nähmliche, nur daß die Sache hier weit gefährlicher aussieht, weil die Handwerker sich hinter dem Schilde einer gesetzlichen Institution bergen, hinter eine unüberwindliche Schranke, während ein oder zwei entschlossene — intelligente — nur mit mäßigen Geldmitteln versehene Wirthe, hinreichen würden, das gegenwärtige Wirthshauswesen oder Unwesen zum Besten des consumirenden Publikums, und gewiß nicht zu ihrem eigenen Schaden, umzugestalten.

Ein jeder ehrlicher Handwerksmann wird mit uns darin übereinstimmen, daß das sogenannte Meisterstück ein höchst unzuverläßiges von den argen Mißbräuchen die damit getrieben werden abgesehen, sogar kindisches Mittel ist, um daraus die Kenntniße und die Geschicklichkeit des Bewerbers um das Meisterrecht zu erschließen. Unser gutes Kronstadt wimmelt von Meistern aller gewerblichen Branchen. Sie alle haben Meisterstücke geliefert. Sind sie aber auch alle wahre Meister? Wir glauben es nicht, nachdem wir vielfältig Gelegenheit hatten uns vom Gegentheile zu überzeugen.

Wie arg wird doch der schöne, der so viel sagende Namen: Meister mißbraucht! Das Kleid macht nicht den Mann — das Wort nicht die Sache. Wie mancher sogenannte Meister ist ein Stümper, oder, was gleichbedeutend ist, ein Pfuscher in des Wortes schärfster Bedeutung, und mancher sogenannte Pfuscher hätte es zur Meisterschaft bringen können, wäre er nicht dem Zunftzwang und den Chikanen zünftiger Gewaltträger erlegen; oder, er ist, trotz Zunft, Zunftzwang und Zunftregel ein wahrer Meister gegenüber so manchem zünftigen Pfuscher. Viele sind gewählt, aber nur Wenige sind auserkoren.

(Fortsetzung folgt.)

Vor zehn Jahren.

Die „österreichische Zeitung" macht einen Rückblick in die Februartage des Jahres 1848 in Frankreich und zieht zwischen heute und vor zehn Jahren eine Parallele von so großem Interesse, daß wir die Ansichten der genannten Zeitung in die unsere übertragen. „Wir sind im Februar des Jahres 1858", sagt das angeführte Blatt. „Zehn Jahre sind gerade vergangen, seitdem Odillon-Barrot jene Bankette veranstaltete, welche die Veranlassung zum Sturze des Hauses bildeten. Der Jahrestag der Revolution wird in fünfzehn Tagen erscheinen, und er wird ein Schauspiel beleuchten, welches die Anstifter der Bewegung vor einem Decennium sich wenig träumen ließen. Die Macht der Tribune ist in Frankreich gebrochen, die Macht der Presse mit ihr, aber auch die Macht der polytechnischen Schule und des Faubourg St. Antoine, die Macht der unreifen Ideen der Jugend und der rohen Kraft des Pöbels. Das Schauspiel welches Frankreich bot, war ein entwürdigendes. Die Ehrsucht Einzelner, der Uebermuth und der Unverstand der Massen stürzten eine Regierung, die, was man auch gegen sie einwenden mag, eine Regierung des Wohlwollens, der Bildung und der Civilisation war. Sie war nicht stark, aber Diejenigen, welche ihre Schwäche stets zu vergrößern suchten, hatten kein Recht, sie ihr vorzuwerfen. Sie konnte nicht sich auf die höchsten moralischen Grundsätze stützen, aber Diejenigen, welche sie zwangen mit ihrer eigenen Korruption zu transigiren, dürfen nicht ihr ihren Mangel an katonischer Strenge vorwerfen. Die Urheber jener Bewegung haben ihren Lohn erhalten. Sie errangen nichts von dem, was sie anstrebten. Sie verloren alles von dem, was sie besaßen. Ihr Land-

hat sie auch nicht mit dem Glorienschein der Märtyrer umgeben. Sie erschienen nur als falsche Spieler, die betrogen, und trotz ihrem Betruge in ein wohlverdientes Elend geriethen. Wenn die guten Bürger von Paris am 24. Februar den Vergleich zwischen Einst und Jetzt anstellen, so sollten sie in die Kirche wallen und dem Herrn auf ihren Knieen danken, daß er sie so gnädig für ihre Sünden gestraft hat. Sie hätten es verdient, daß der Kommunismus sie bis auf das Hemd geplündert und ihre Kinder als Bettler auf die Straße gestoßen hätte. Sie hätten es verdient, daß der Socialismus die Bande der Ehe und der Sittlichkeit gelöst und ihr Vaterland in ein Sodom und Gomorrha würde verwandelt haben. Sie hätten es verdient, daß Ledru-Rollin und sein Gelichter die Guillotine aufgepflanzt und Tod und Schrecken über das Land losgelassen hätten. Allen diesen Gefahren hat der Himmel sie entrinnen lassen. Er hat ihnen, die einen Tyrannen verdient hatten, einen Herrn gegeben. Heute könnte kein Tribun die Massen zur Emeute reizen und dem Schiffe entgehen, welches ihn nach Cayenne führen würde; kein Pöbelhaufen die Pflastersteine aus dem Boden reißen, ohne von einem Kartätschenregen aus der Welt geschwemmt zu werden. Das schreckliche Interregnum, welches nach der Erschütterung der Ordnung ihrer Wiederherstellung vorangugehen pflegt, ist den Franzosen erspart worden. Sie fanden in Louis Napoleon sogleich den einzigen Mann, der sie retten konnte, der Mann, der sie verstand und den Muth hatte, das Verständniß seiner Aufgabe und seiner Nation durch seine Thaten sofort kundzuthun. Es kann keinen vollkommeneren Gegensatz zu einem Bilde geben, als den des heutigen Frankreich, verglichen mit dem Bilde desselben Landes heute vor zehn Jahren. Es kann kein nützlicheres Studium für den Politiker geben, als die beiden miteinander in Vergleich zu stellen. Für die Weise, wie der Kaiser Napoleon heute regiert, gibt es eine Rechtfertigung, und diese vollkommen, glänzend, unwiderlegbar: die Weise, in welcher vor zehn Jahren Louis Philipp regierte und endete.

Die Franzosen sind ein gebildetes Volk voll humaner Instinkte. Es klingt hart, wenn man ihnen die Fakultät abspricht, welche man Nationen zuerkennen muß, die in geistiger Hinsicht ihnen nicht überlegen sind, sich selbst zu regieren. Aber die Fähigkeit, sich in wahrhaft konstitutionellen Formen zu bewegen, ruht nicht in der Bildung Einzelner, sondern in einem Gesammtgefühle Aller. Nur die allgemeine Liebe zu einem historisch gewordenen Zustande, die Achtung vor dem Hergebrachten, nur die Scheu an der Wesenheit bestehender Einrichtungen zu rütteln, vermag einem Volke die Eigenschaften zu geben, ohne welche selbst bei der höchsten Bildung jede Selbstregierung unmöglich ist: Treue gegen sich selbst, Ruhe, Beharrlichkeit. In Frankreich war seit 1789 nichts historisch geworden, als der Wechsel und Napoleon. Er und sein Haus verließen die breitgetretenen Wege der Herrschaft der alten Bourbons, welche den Franzosen verhaßt worden war, und jener konstitutionellen Experimente, deren Resultate schon sichtbar waren, als sie begannen. Der jetzige Kaiser der Franzosen versuchte an die politischen Formen anzuknüpfen, welche sein großer Ahn ihm überliefert hatte. Er erkannte richtig, daß der erste Napoleon sich durch diese allein hielt, daß er fiel nur durch den Widerstand einer Welt, welche er gegen sich selbst in Waffen gerufen hatte. Der Sturz des großen Napoleon beweist seinem Neffen, daß dessen Art, fremde Völker zu behandeln, eine falsche, aber daß seine Weise, die Franzosen zu regieren, eine richtige war. Der leitende Gedanke Napoleons des Dritten ist seither gewesen, seinen Ohm nachzuahmen, wo er unbezweifelt Recht hatte. Er mußte die innere Geschichte Frankreichs wieder erneuern und ihre Kontinuität erhalten, damit das französische Nationalbewußtsein sich einst mit ihm verbinden könne.

Die Napoleonische Politik des heutigen Tages hat drei Rechtfertigungen: die Geschichte des ersten Kaiserreiches, die Regierung Karl des Zehnten und die Louis Philipp's. Die Franzosen haben für sich selbst entschieden, welche Regierungsform sie am besten vertragen können, und diese ist es, die der jetzige Kaiser für sie gewählt hat.

Mannigfaltiges.

* Aus Pest wird geschrieben: Julius Spiegler hat der ungarischen Akademie eine mathematische Arbeit vorgelegt: Logarithmen ohne Logarithmentafeln zu berechnen. Bei der Berathung über diese Arbeit entspann sich eine heftige Debatte. Der Verfasser, kein Ungar, hatte selbe in deutscher Sprache verfaßt, was Herrn v. Berta den Anlaß gab zu erinnern, daß die ungarische Akademie die Wissenschaften nur in ungarischer Sprache pflegen müsse. Dieser irrige Ausspruch wurde lebhaft bekämpft und widerlegt.

* Aus Turin schreibt man der „Triest. Zeitung" folgende Begebenheit: Vor etwa einer Woche ereignete es sich, daß eine höchstgestellte Person, welche im ganzen Königreiche für einen leidenschaftlichen Jäger gilt, sei es aus Irrthum, sei es aus Unkunde, auf ein in einem Graben lauerndes, zottiges Thier anlegte und dasselbe als guter Schütze mit dem ersten Schusse tödtete. Doch in demselben Augenblicke sprang mit einem Stocke bewaffnet, der Eigenthümer des getödteten Thieres hervor, drohte und insultirte in nichts weniger als konstitutionellen Redensarten und wollte zu Thätlichkeiten übergehen, als man ihn verhaftete. Es wartete seiner nach dem ersten Paragraph der Verfassung und den Landesgesetzen eine schwere Strafe; auch wurde dieselbe feierlich gegen den Beleidiger ausgesprochen; doch in dem Augenblicke, als der Verurtheilte noch nicht mit sich weder über die Größe seines Verbrechens noch über die Schwere seiner Strafe im Reinen war, trat ein Hoflakai in den Gerichtssaal und überreichte dem Betäubten ein gestempeltes Billet, worauf die Worte standen: Grazia del Re. Die Person des Beleidigten wird für Niemanden schwer zu errathen sein. Es war der König.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 20. Mittwoch, den 17. Februar. 1858.

Der Kapellmeister.

Novelle, mitgetheilt von Karl Teschner.

(Fortsetzung und Schluß.)

In derselben Stunde erschien ein Detachement fremder Kavallerie, dessen Anführer mir erklärte, ich sei eine Landesverrätherin und müsse ihm folgen. Kaum ließ er mir Zeit, das Nothwendigste zusammenzuraffen, dann riß er mich mit sich in den Hof. Mein Wagen war bereits angespannt. Mit Gewalt ward ich hinein gehoben, und fort ging es mit rasender Eile, während ich von Schmerz und Verzweiflung überwältigt ohnmächtig zurücksank. Als ich erwachte, fuhr der Wagen langsamer. Ich befand mich in einer mir völlig unbekannten Gegend. Wie lange ich ohne Bewußtsein gewesen, wie weit wir von der Heimat entfernt waren, konnte ich nicht erfahren, denn meine Fragen wurden nicht beantwortet. Namenlose Angst faßte mich. Ich beschloß zu entfliehen und es gelang mir an einem Rastorte. Zwei Monden vorher hatte ich meinen Bruder, einen in französischen Diensten stehenden Stabsoffizier, der verfolgt ward und schwer verwundet war, heimlich beherbergt und dann nach der französischen Grenze geschafft. Das hatte ich dem Kapitän v. Voll im Vertrauen erzählt — eines andern Vergehens war ich mir nicht bewußt. Aber ich fürchtete die Bosheit der Verleumdung und begab mich nach Südfrankreich auf das Gut meines Bruders. Ich trennte mich gern von dem deutschen Boden, wo ich so viel Schreckliches erfahren hatte, und nimmer, so lange ich die Pflegerin meines verkrüppelten Bruders war, sehnte ich mich nach Deutschland zurück. Niemals machte ich den Versuch, eine Kunde aus der frühern Heimath einzuziehen. Erst nach zwanzig Jahren, als mein armer Bruder starb, faßte mich wieder die heftigste Sehnsucht, und ich entschloß mich, noch einmal zu der Stätte meines Seligen zurückzukehren, ehe ich stürbe. Ich konnte mir diese Sehnsucht nicht erklären, aber es litt mich nicht mehr in Frankreich. Ich mußte unwiderstehlich fort.

Mit steigender Begeisterung hatte der Schulmeister diese Erzählung verfolgt und erwiderte:

Doch, gnädige Frau, Sie werden sich diese Sehnsucht erklären, denn sie ist Gottes weise Fügung. Als eine letzte Retterin sind Sie erschienen, als ein Werkzeug in des höheren Richters Hand. Hören Sie!

Und er erzählte ihr nun mit fliegender Hast die Vorgänge seit Heinrichs Verstoßung aus dem Schlosse, sagte ihr, daß ihr Sohn lebe und daß sie ihn jetzt zum zweiten Male vom Tode retten werde, wenn sie vor Gericht trete und die Sünde des Barons bezeuge.

Marie v. Boven gerieth in eine große Bewegung bei der Nachricht, daß Heinrich noch am Leben sei. Reue, daß sie nicht früher Erkundigung eingezogen, Schmerz über die Leiden, welche Heinrich betroffen, Zorn über die neue Unthat des Barons und Freude über die Weisheit der höheren Schickung bestürmten gleichzeitig ihr Herz.

Harren Sie meiner, gnädige Frau, sprach der Schullehrer; ich will noch einmal zu dem Baron gehen und ihm die Mittheilung machen, daß auch Sie wiedergekehrt sind, um ihn, wenn es sein müsse, öffentlich zu entlarven. In seine eigene Hände soll sein Schicksal gelegt sein. Handelt er teuflisch, dann falle er als ein Teufel!

Und ohne weitere Einwendungen der Wittwe anzuhören, eilte er rasch nach dem Schlosse. Er traf den Baron noch in der nämlichen finstern Stimmung, in welche derselbe vor zwei Stunden durch das Erscheinen des Schulmeisters und Stephans versetzt worden war.

Herr, sprach der Schulmeister fest, das Schicksal ist gegen Sie. Ergeben Sie sich; auch die durch Sie um Hab' und Gut gekommene Marie v. Boven ist wiedergekehrt und harrt auf Ihre Entschließung, um Sie, wenn es sein muß, vor Gericht anzuklagen.

Der Baron starrte ihn mit Entsetzen an.

Es ist nicht wahr! schrie er, aber seine Miene strafte ihn Lügen.

Ich schwöre es Ihnen! sprach der Greis. Retten Sie Heinrich. Geben Sie der Wahrheit die Ehre, darum flehe ich Sie an. Oder — bei Gott dem Allwissenden! — die letzten Mittel, den Unschuldigen frei zu machen, werden in Bewegung gesetzt. Ich komme wieder, Herr Baron.

Der Schulmeister ging. Mehrere Minuten stand der Baron, einer Salzsäule gleich, an einer Stelle. Ein Entschluß brach aus dem Grunde seiner Seele hervor, und aus der festen Haltung

die er plötzlich annahm, erhellte, daß seine militärische Ehre, sein Standesvorurtheil ihm nicht gestattete, feig nachzugeben. Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb eilig zwei Briefe. Den einen adressirte er an seine Frau, den andern an den Minister. Dann schritt er noch einige Male im Zimmer auf und ab und ging nach der Gewehrkammer.

Wenige Minuten später fiel ein Schuß. Die erschreckten Diener stürzten herbei — und fanden den Baron im Blute schwimmend. Er hatte sich mitten durch die Stirn geschossen.

V.

Heinrichs Genius hatte seit der erquickenden Bewegung mit dem Staatsminister einen neuen Flug genommen. Hatte sich der Komponist bisher damit begnügt, kleinere Werke zu concipiren, so ergriff er nun eine größere, für seine gänzliche Abgeschlossenheit von allen instrumentalen Hilfsmitteln fast zu verwegene Aufgabe: er componirte eine Symphonie, und die hehre Göttin war ihm hold. Er arbeitete mit Riesenschnelle. Die Ideen quollen reich aus dem Schöpfungsbrunnen seines Geistes. Das Werk war aus einem großen, schönen Guße. Seine bedeutende praktische Kenntniß hatte ihn selbst alle Schwierigkeiten der Instrumentirung überwinden lassen.

Er übersandte sein Meisterwerk dem Mäcen, welcher die kaltblütige Geschicklichkeit des Diplomaten mit dem feinen, warmen Sinne des Kunstfreundes so trefflich in sich zu vereinigen wußte, und drei Tage später war die Symphonie in den Händen des Fürsten, welcher, nachdem er sie mit steigender Aufmerksamkeit durchgelesen hatte, dem Dirigenten der Hofkapelle sogleich den Befehl ertheilen ließ, dieselbe einzustudiren und in dem nächsten öffentlichen Concerte, zu welchem außer dem Hofe die haute volée der Residenz erschien, zur Aufführung zu bringen.

Inmittelst empfing der Minister folgenden Brief:

„Excellenz! Ich bitte Sie, zu verfügen, daß Heinrich Herz in Ehren aus seiner Haft entlassen werde, denn nicht er — ich selbst habe die tödtliche Kugel gegen meinen Jäger Mannhardt entsendet. Ich wollte den Liebhaber meiner Tochter aus dem Wege räumen und traf den Unschuldigen. Mein Richter ward ich selbst. Adolph Baron v. Poll, Major."

Zugleich kam die Nachricht, der Major v. Poll habe sich erschossen.

Das ist ja entsetzlich! rief der Minister in höchstem Erstaunen aus und unterrichtete sogleich alle anwesenden Beamten von dem Vorgefallenen. Dann sandte er einen Unterbeamten mit der Ordre an das Kriminalgericht, Heinrich Herz sofort zu entlassen, und Diesen lud er dringend ein, sein Haus als sein eignes zu betrachten, jedenfalls aber ihm vor Allen sogleich einen Besuch abzustatten.

Heinrich empfing die Botschaft und Einladung des Ministers mit seltener Fassung.

Ich wußte es, sagte er mit heiliger Ruhe, daß Gott mich nicht verlassen würde. Darum kam kein Todesgedanke in meine Seele.

Er trat aus dem Kerker, und der Friede des Gerechten lächelte in seinen Zügen. Sein erster Gedanke war an seinen vermeintlichen Vater, und ehe er ihn ausgedacht, lag Dieser an seiner Brust und weinte Thränen der Freude.

Du bist nicht mein Sohn, und doch mein lieber, geretteter Sohn, sprach der Schulmeister froh bewegt. Folge mir, Heinrich ich will dir deine Mutter wiedergeben!

Der Greis führte ihn darauf ins Haus des Ministers, wo Marie v. Boyen bereits harrte. Die Aufklärung folgte schnell. Drei gute Menschen feierten in seliger Umarmung die denkwürdigste Stunde ihres Lebens.

Wenige Stunden später erschien der Minister, der unterdeß den Fürsten von dem neuen Akte des Dramas in Kenntniß gesetzt, mit der beglückenden Mittheilung, daß Seine Durchlaucht in der Erwägung, daß der alte fürstliche Hofkapellmeister bereits um Pensionirung nachgesucht habe und daß Heinrich v. Boyen nicht allein wegen seiner besonderen Fähigkeiten, sondern auch wegen seiner unschuldigen Verhaftnahme eine eclatante Auszeichnung verdiene, sich in Gnaden bewogen gefunden habe, ihn zu seinem Kapellmeister zu ernennen.

Bereiten Sie sich vor, lieber Kapellmeister, setzte der Minister hinzu; Sie müssen das nächste große Concert dirigiren, um sich mit Ihrer Symphonie und Ihrer praktischen Tüchtigkeit sogleich selbst einzuführen. —

Der Tag des Concertes erschien. Ein glänzendes Auditorium war anwesend. Heinrich fand das Dirigentenpult grün bekränzt, und auf seinem Tactirstocke lag ein prächtiger Blumenkranz, von zarten Frauenhänden geflochten. Rauschender Applaus empfing den bleichen, schönen Mann, dessen Schicksal im weiten Umkreise die tiefste Theilnahme erregt hatte. Noch größer war der Beifall, als sein Musikwerk in allen seinen Schönheiten unter seiner gewandten Leitung von der Hofkapelle mit wahrer Begeisterung vorgetragen worden war. Glückselig in dem frisch aufleben den Herzen, wenn auch körperlich ermattet, verließ Heinrich das Dirigentenpult, um am Busen seiner Mutter auszuruhen.

Jetzt erwachte aber auch die Sehnsucht nach der geliebten Louise mit neuer Gewalt. Letztere war mit ihrer Mutter nach Nellhausen zurückgekehrt, nachdem Beide von des Barons eigner Hand von seinem Vorsatz, sich das Leben zu nehmen, unterrichtet worden waren. Ungern hatte die Baronin sich entschlossen, den Ort des Schreckens wiederzusehen, aber sie folgte dem Gebote der Pflicht um so mehr, als der Baron ihr vor seinem Ende brieflich empfohlen, dem ungerecht angeklagten Heinrich eine Genugthuung zu geben.

Diese Genugthuung fand der talentvolle Mann am Herzen Louisens, die ihn mit stürmischer Freude empfing, als er in Nellhausen erschien.

Nach Ablauf der Trauerzeit führte er sie als seine holde Gattin heim. Das Gut Nellhausen ward verkauft, da so viele böse Erinnerungen daran hafteten, daß Niemand Lust hatte, es zu bewohnen. Der alte Schulmeister und Heinrichs wiedergefundene Mutter wohnten in der Nähe des jungen Paares; nur die Baronin ging zu ihren Verwandten zurück. Sie schied mit dem richtigen Takte einer liebenden, aber charaktervollen Frau, wenn auch mit schwerem Herzen.

Zunftzwang und Gewerbefreiheit im Lichte der Gegenwart.

Von Karl Ritter v. M...

(Fortsetzung)

Der Instinkt der Konsumenten ist es (denn am Ende geht es doch nur um ihre Haut oder vielmehr um ihren Beutel) welcher zu beurtheilen hat, wem das thatsächliche Meisterrecht gebühre, ein Recht das sich dadurch geltend macht, daß es dem Träger desselben die meisten Kunden verschaffet. Ob nun Dasjenige, was ein solcher faktischer Meister liefert, ein wahres Meisterwerk oder ein Pfuschwerk sei, daran liegt wenig, sobald nur die Abnehmer damit zufrieden sind. denn nicht die Konsumenten sind der Handwerker wegen da, sondern umgekehrt.

Uebrigens wird der wahre Meister überall Anerkennung finden und sich behaupten. Wer seine Arbeiten bezahlen kann, wird ihn jedem Andern vorziehen. Wer arm ist, muß oft mit schlechter Waare und schlechter Arbeit vorlieb nehmen, weil sie billiger ist, und er sie am Ende doch braucht. Der geschickte Handwerker wird stets sein Publikum finden, durch dessen Gunst er reich werden mag; der Stümper das seinige, welches lebt um auch ihn leben zu lassen.

Das Gewerbe, als solchs, leidet unter der Gewerbefreiheit nicht nur nicht, sondern erblühet unter dem anreizenden und erwärmenden Einfluß derselben zur schönsten Folie.

Man wende nur ja nicht ein, daß Amerika, das Land der ungebundesten Gewerbefreiheit, die relativ schlechtesten Handwerker besitze. Amerika darf hier nicht in Betracht gezogen werden. Es befindet sich in einem eigenthümlichen Zustande, ist das Land der Widersprüche — der Gegensätze, die sich erst ausgleichen müssen, aber auch unfehlbar ausgleichen werden. Amerika ist im Zustande eines Gährungsprozes, dessen Produkt noch nicht zu Tage gekommen. Darum lassen wir Amerika, Amerika sein, und sehen uns um auf unserm Erdtheile.

Was ist in gewerblicher Hinsicht England, wo zwar auch Zünfte, aber ohne ihr Wesen — den Zunftzwang — also blos nominel, bestehen, wie so manches bei jenem Volke; — was ist Frankreich, welches das Zunftwesen vor mehr als sechszig Jahren zu Grabe getragen hat, gegen das übrige Europa und selbst gegen Deutschland? —

Oder glauben denn unsere Vetter Schneider und Schuster, Schreiner und Seifensieder u. s. w. unsere zünftigen Herren allzumal, daß sie bessere Kleider und Schuhe, bessere Tische und Kästen, bessere Seifen und Kerzen u. s. w. erzeugen, als die französischen Pfuscher? —

Der Zunftzwang hat eine so große Zahl unserer Meister nicht vor Verarmung schützen können. Es beweiset vielmehr der thatsächliche Zustand, in welchem sie sich befinden, wie machtlos das Zunftwesen sei, gegenüber der Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit des Lebens. Gegenwärtig gewähret es blos dem Stümper, — dem liederlichen Professionisten, einen höchst kümmerlichen Schutz, während der wahre Meister solchen Schutzes umsomehr entbehren kann, als er in seiner Perfection den nachhaltigsten Schutz findet.

Wir wollen die hundertfältigen Mißbräuche nicht aufzählen, die mit dem Zunftzwange verbunden sind. Wir übergehen die gerechten Klagen der Lehrlinge und ihrer Eltern; die Umtriebe bei den Freisprechungen und bei den Bewerbungen um das sogenannte Meisterrecht; wir schweigen über den Unsinn, die Gesellen zum Wandern zu zwingen, oft nur, um sie die Schule des Lasters durchmachen und häufig genug darin versinken, oder mit verderblichen politischen und socialen Ideen erfüllet, heimkehren zu lassen. Für uns genüget, nachgewiesen zu haben, wie nach das Zunftwesen vor dem Rechte nicht bestehen könne und von der Geschichte schon längst gerichtet ist, indem es seine Zwecke entweder gar nicht mehr, oder doch nur sehr unvollkommen erfüllet, keinen Nutzen mehr gewährt, sondern zu einem gewerblichen Proletariate (mit oder ohne Fragezeichen) führet, weil sich der zünftige Meister nur sehr schwer entschließet, wenn er als solcher einmal unmöglich geworden, einen andern Ernährungszweig zu ergreifen.

Wir bedauern die, welche bei dem Uebergange zur Gewerbefreiheit zu Schaden kommen werden, allein wir können nicht helfen und müssen die möglichste Freigebung der Gewerbe als eine wahre Wohlthat, sowohl für das Ganze als für die Gewerbe insbesondere; — als einen mächtigen Hebel und das kräftigste Treibwerk auf der Bahn des gewerblichen Fortschrittes begrüßen. Bevor Gott die jetzige Welt schuf, ließ er sein Werk mehrmals zu Grunde gehen. Er vernichtete das Geschaffene, um aus den Trümmern desselben eine neue, vollkommenere, schönere Schöpfung hervorgehen zu lassen und zeigte durch sein allmächtiges Wollen, daß nichts für die Ewigkeit geschaffen sei, — er zeigte uns den Fortschritt.

Gewerbeschulen unter der Leitung intelligenter Meister, Gewerbvereine, Gewerbsgesellschaften, Gewerbsausstellungen und die dadurch hervorgerufene Konkurrenz; Verleihung des Meistertitels als Auszeichnung und nicht als Bedingung des selbständigen Betriebes — dies Alles, unter dem Schutze des Staates und von ihm unterstützt, sind viel geeignetere Mittel zur Vervorkommnung der Gewerbe, als die morschen Zunftinstitute. Gewerbvereine, in denen nicht blos Bier getrunken und wegen schlechten Zeiten gejammert wird; wohl organisirte und gut geleitete Gewerbsassociationen, werden auf die Mittel sinnen, und sie auch herbeischaffen, um den, ohne sein Verschulden herabgekommenen, oder durch Siechthum an der Ausübung seines Gewerbes verhinderten Handwerksmann nicht untergehen zu lassen. Vor Allem ist es aber heutzutage nothwenig, damit jedes Gewerbe mit Intelligenz betrieben werde. Unser Zeitalter fordert viel von uns und jedes folgende Lustrum wird noch mehr verlangen. Wir dürfen nicht blos arbeiten, wir müssen auch bei der Arbeit denken. Die Anfertigung eines guten Stiefels erfordert jedenfalls, nicht blos mechanische Geschicklichkeit, sondern auch einen gewissen Grad von Intelligenz und diese ist es, die wir bei dem allergrößten Theil unserer Meister ganz vermissen, obwohl sie sich täglich mehr und mehr geltend macht — in gewerbefreien Ländern für das Fortkommen des Handwerkers den alleinigen Ausschlag gibt.

Die Vereinigung aller Kräfte zu einem Zwecke wird unter der Herrschaft der Gewerbefreiheit eben so nothwendig — ja sie wird von da an unabweisbar sein. Allein eine derlei Kräftevereinigung wird nicht, wie es bei den Zünften der Fall, zur M...

knöcherung führen. Der freie Verein ist himmelweit verschieden von der engherzigen Korporation.

Gelehrte Körperschaften, wie ehemals die Universitäten, haben die Wissenschaften zum Stillstand gebracht — wenigstens ihren Fortschritt wesentlich aufgehalten. Gelehrtenvereine und Gelehrtengesellschaften, unterstützt durch eine freie Presse, haben sie wieder flott gemacht. Die Hochschulen hörten auf Korporationen zu sein, nachdem sie die ihnen allein zukommende Stellung als Musterschulen eingenommen.

Was hier von der Wissenschaft gesagt wurde, gilt auch von der Kunst und von den Gewerben.

Freiheit ist das Lebenselement des denkenden und schaffenden Menschen, sie ist der ihm allein würdige Zustand — die Atmosphäre, in welcher Heliker freilich umkommen, in der dagegen die Gesundheit gestählt und von verderblichen Krankheiten bewahret wird.

Die durch weise und gerechte Gesetze geregelte Freiheit, mag sie mit was immer für einem Nebenbegriff verbunden gedacht werden, ist ein selbstleuchtendes Gestirn — eine Sonne — die nur der Blinde nicht zu schauen vermag, deren Strahlen aber auch den lichtscheuen Finsterling blenden. —

Mannigfaltiges.

* (Eine interessante Geschichte). In einer großen Stadt im südlichen Frankreich erhielten mehrere Damen aus den höheren Kreisen Schreiben folgenden Inhalts: „Madame, der Zufall ließ Briefe in meine Hand gerathen, welche für Sie kompromittirend sind und die ich Ihrem Gemal schicken werde, wenn Sie nicht darein willigen, mir 1000 Frcs. (bei einigen Schreiben war die Summe bis auf 10,000 Frcs. gesteigert) zu übergeben. In letzterem Falle werden Sie den Miethwagen Nr. so und so (hier war zugleich der Tag und die Stunde bestimmt) besteigen, die Summe unter die Kissen legen, eine kurze Fahrt machen und nachdem sie den Wagen wieder an seinen Abfahrtspunkt zurückgebracht haben, sich entfernen.“ Einige der bedrohten Damen, die sich in ihrem Gewissen sicher fühlten, übergaben die Briefe ihren Männern und diese benachrichtigten die Behörden. Andere Damen, sagt die böse Welt, hätten die Briefe für sich behalten und in Angst die Ereignisse abgewartet. Zum Glück gelang es der Polizei, sie bald aus dieser grausamen Lage zu befreien. An dem Tage und zu der Stunde, welche in einem der Briefe angegeben waren, erschien eine elegante verschleierte Dame, durchschritt geheimnißvoll und ängstlich eine Promenade, in deren Nähe die Miethwägen standen, warf sich in den bezeichneten Wagen, ließ die Vorhänge nieder und fuhr ab. Nach einer Viertelstunde kehrte der Wagen leer an seinen Standort zurück. Gleich darauf erschien ein junger Mann und stieg seinerseits in denselben Wagen. Polizeiagenten, welche als Wachen aufgestellt waren, stiegen sofort in einen zweiten Fiaker und fuhren nach; das dauerte eine Weile, dann fuhren sie rasch vor, stiegen aus und geboten dem ersten Wagen Halt, und indem sie den Wagenschlag aufrissen, fragten sie den jungen Herrn scharf, was er da thue. Derselbe ist verwirrt, stammelt einige Worte und läßt ein Packet fallen, das er in der Hand hielt, um es zu öffnen; endlich gesteht er Alles. Der junge Mann gehört einer sehr achtbaren Familie an. Anfangs wollte man glauben, man habe es hier mit einer Geistesstörung zu thun, aber der Bericht der Aerzte protestirt gegen eine solche Annahme. Die gerichtliche Untersuchung ist im Zuge.

* Aus Hechingen meldet der N. P. Z., daß am 2. Februar zu Haigerloch 31 Katholiken von der Gemeinde zur evangelischen Kirche übertreten wären. Fünf weitere Uebertritte waren bereits angemeldet und sollten den nächsten Tag erfolgen.

* Der k. k. Herr Handelsminister Ritter von Toggenburg hat im Laufe dieser Tage sich mit der Schwester seiner verstorbenen Gemahlin, der Gräfin von Sarntheim in Bozen vermählt.

* Wien zählt gegenwärtig 545 Doktoren der Medizin, 76 Militärärzte, 29 Magister der Chirurgie, 115 Wundärzte, 28 Zahnärzte, 45 Apotheker, 1270 Hebammen.

* Den Haupttreffer der letzten Staatslotterie zu Wohlthätigkeitszwecken mit 15.000 Stück Dukaten hat ein mittelloser Weinwirth eines Dorfes bei Vicenza gemacht und den Gewinnst dieser Tage behoben.

* Bei dem Diner, welches nach dem Einzug des Prinzen Friedrich Wilhelm in Berlin stattgefunden hat, brachte der Prinz einen Toast auf die glückliche Allianz zwischen Preußen und Großbritannien aus.

* In Mexiko ist eine blutige Revolution ausgebrochen, wobei ein großes Blutvergießen stattfand; Santa Anna marschirt mit seinen Truppen gegen Mexiko.

* Aus Wien hat man an die Londoner Polizei das Ansuchen gestellt, alles aufzubieten und keine Kosten zu scheuen, um den flüchtigen Bankbeamten Murmann zu verhaften. Murmann hat dem Vernehmen nach auch ein Mädchen mit auf die Flucht genommen, um vermuthlich keine lange Weile zu haben.

* In Madrid hat man in der Nähe des königl. Palastes eine Waffenniederlage und 500 revolutionäre Proklamationen gefunden.

* Aus Oedenburg wird berichtet, daß man von Seiten des dortigen evangelischen Kirchenkonventes ein Schulwaisenhaus errichte. Es sind zu diesem Zwecke bereits zwei Hausstellen angekauft und wird der Neubau mit Eintreten der günstigen Jahreszeit in Angriff genommen werden.

* Auf der Tanya bei Kistelek gebar vor Kurzem eine Bäuerin ein Kind, das zahlreiche Neugierige der Umgebung heranzieht. Der junge Weltbürger brachte nämlich einen Schnurr- und Backenbart zur Welt, der einem Regimentstambour zur Ehre gereichen würde. So wird dem „P. Ll.“ von einem sonst verläßlichen Korrespondenten geschrieben.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 21. Freitag, den 19. Februar. 1858.

Der Jäger von Profession.

Ein Genrebild.

Die Sonne ist schon längst in das Zeichen der Wage getreten, die rauhen Herbststürme wehen und brausen mit Macht durch das Land. Die Natur bereitet sich zum langen Winterschlafe vor; die Triften ruhen, die Wälder schweigen. — Noch ruhen aber die Hände des Städters und des Bauern nicht, denn es gilt, durch zeitliche Einschaffung der Wintervorräthe vor der drückenden Qual des Hungers und der Kälte sich und die Seinigen zu schützen. Die Thätigkeit muß verdoppelt werden, denn die Dauer des Tages ist nur kurz und der Bedürfnisse für den Winter gibt es mancherlei.

Wer ist Derjenige, der in Mitten dieser Thätigkeit, unbekümmert um seine leeren Schopfen und Kammern, durch eine der vielen Lücken seines verfallenen Hofthores herausschreitend, mit erhobener Nase, nach Wind und Wetter spähend, herumschnuppert? Die Luft ist stille, der Himmel klar — verdrießlichen Gesichtes schreitet der Mann weiter in die nächstgelegene Schänke, um sich da seinen Verdruß zu verscheuchen, denn die stille Luft, der klare Himmel haben ihm Verdruß bereitet. Hier sitzt er und zecht bis spät Abends, da tritt ein Gast ein in die Schänke, schüttelt von seinem Mantel einige weiße Flocken und sucht sich am Ofen zu erwärmen, denn draußen hat sich ein schneidender Wind erhoben und Schneewolken zusammengetrieben. Kaum hat unser Mann die weißen Flocken bemerkt, so springt er mit verklärtem Gesichte vom Tische auf, zahlt mit seinen letzten Kreuzern die Zeche und eilt frohen Muthes über die beschneite Gasse nach Hause. Hier empfängt ihn das Geschrei dreier mit Lumpen bedeckter Kinder: „Vater, gib uns Brot, denn wir hungern so sehr!“ „Ach lieber Mann, spricht sein Weib, die letzten dürren Aeste die ich heute aus dem Walde schleppte, sind zu Asche verbrannt und bis morgen liegt hoher Schnee draußen, da kann ich nicht in den Wald hinaus, um Reisig zu sammeln; bei was sollen morgen unsere Kinder sich erwärmen? Das letzte Stück Brot ist auch aufgezehrt und die armen Kleinen hungern!“ Da greift der Mann in die Tasche, zieht ein Stück Schwarzbrot, das er in der Schänke vorsorglich gekauft, heraus und schreiend stürzen die Kinder darauf los. Halt! ruft der Mann, die Hälfte genügt euch, meine Gesellen haben morgen vollauf zu thun und da dürfen sie nicht mit hungerigen Magen hinaus; Vitéz, Trumpasch, Waldina, herein! Und winselnd heulend stürzen drei Jagdhunde zur Thüre herein, entreißen mit hungeriger Gier dem Mann das ganze Brot und kaum sind die Kinder im Stande einige Bissen für sich zu erobern. Lachend sieht der Mann diesem Kampfe zu und vertröstet wohlgemuth Weib und Kinder auf den morgenden Tag, wo sie Hasenfleisch in Fülle zu essen haben sollen, denn der „erste frische Schnee“ ist gefallen. Auch gegen die Kälte weis unser Mann Rath; einige der letzten Bretер vom Thore geben bald ein lustig flackerndes Feuer und von unendlichen Hoffnungen für den künftigen Tag erfüllt, kauert die Familie auf ein elendes Lager nieder.

Der Wächter ruft die Mitternachtsstunde aus, da erhebt sich unser Mann vom Lager, steckt den Kopf zum Fenster hinaus und zieht ihn wieder befriedigt zurück, der Schnee rieselt noch immer in seinen dichten Flocken herab. Endlich um 3 Uhr nach Mitternacht fällt kein Schnee mehr, die Erde scheint in ein weißes Tuch gehüllt zu sein und noch einmal hat unser Mann hinausgespähet und legt sich wieder beruhigt nieder, um 3 Stunden später an sein Tagewerk zu gehen. —

Noch ruhet Weib und Kind, da schreitet der Mann, den treuen „Ferlacher“ auf dem Rücken, gefolgt von Vitéz, Trumpasch und Waldina, über das weißbedeckte Feld zum Walde hin. Die Meute wird entkoppelt und alsbald ertönt ihr Geklässe durch Wald und Feld. Das Doppelrohr gespannt, steht unser Mann an einem Kreuzwege im Walde und lauscht entzückt der köstlichen Musik — kelff, kaff, keiff, kaff! Die Jagd nähert sich — jetzt muß Lampe erscheinen — jetzt — jetzt — Blitz und Knall — der Hase wälzt sich. Der Schütze eilt auf ihn zu, um die Beute nicht den Hunden zu überlassen; Lampe macht aber noch eine Anstrengung und ist mit einem Satz im Gebüsch — ihm nach der Jäger — „da hieher, Vitéz, Trumpasch, Waldina, do, da!“ und heulend stürzt die Meute nach auf der schweißigen Fährte. Der Jäger vermag ihnen nicht mehr zu folgen, ihn hindert das Dickicht — eine Minute verstreicht, da ertönt ein gellender Schrei und Alles ist still. In ängstlicher Eile windet sich endlich der Mann durch das Gesträuche, er sieht die Hunde an etwas zerren, es ist zu spät! Der Balg des Hasen ist bereits in Stücke zerrissen und kaum ist von dem Fleische noch etwas zu retten; doch die Kinder daheim hungern und so werden die den Hunden entrissene Stücke des Wai-

Digitized by Google

land Lampe sorgfältig gesammelt und in die Waidtasche aufbewahrt. —

Schon wieder kläfft die Meute — plötzlich steht Herr Reinecke da — ein wohlgezielter Schuß und — Reinecke schwenkt seine mächtige Ruthe und ist mit jenem unvergleichlichen, der ihm eigenen Satze den Augen des Waidmannes verschwunden. „Verdammt, ich hatte ihn doch gut gefaßt" ruft unser Mann und eilt zur Stelle, wo der Fuchs gestanden; der Schnee ist geröthet, der Schuß traf also; die Hunde jagen munter auf dem Schweiße nach, da fällt unten ein Schuß, gleich dem Donner rollt der Schall von Berg zu Berg — Reinecke ist todt! Aber unser Mann freut sich nicht seines Todes denn ein Anderer trägt den wunderschönen Balg als Beute davon; ein „Sonntagsjäger" mit einem Gewehre aus der Fabrik des Lebeda hat ihn erlegt. Neid und Aerger verzerren das Gesicht unsers Mannes, er vergißt in dem Augenblick der Noth in seinem Hause und schwört hoch und theuer: sich demnächst auch einen „Lebeda" zu kaufen, denn sein „Ferlacher" hat keinen „Brand" und auch das getroffene Wild geht durch. —

Ermüdet kehren endlich die Hunde zurück, sie wollen nicht mehr jagen, ihre eingezogenen Weichen zeigen von Hunger und Mattigkeit. „Teufel, flucht wüthend unser Waidmann, während ich für heute fertig bin, jagen die wohlgenährten Hunde dieses „Sonntagsjägers" noch immer fest." Er faßt einen teuflischen Vorsatz. — Spät Abends kehrt der „Sonntagsjäger," nachdem er lange seinen Hunden vergebens gerufen, ohne dieselben zurück; er sieht sie nimmer wieder, denn sie waren die besten Hunde in der Umgegend, er selbst ist nur ein „Sonntagsjäger," unser Mann aber ein Jäger von Profession! —

Die Witterung bleibt dem Jäger günstig, das Mißgeschick des ersten Tages auf dem frischen Schnee wiederholt sich nicht oft; er hat schon eine hübsche Menge von Fuchs-, Katzen- und Hasenbälgen verkauft; die Breter vom Thore sind nicht mehr in Anspruch genommen worden, denn ordentliches Brennholz hat die Stelle derselben im Ofen ersetzt; Weib und Kind haben nicht mehr gehungert. Das Glück fängt an, unserm Jäger von Profession zu lächeln. Doch ist auch noch mancher getroffener Fuchs durchgegangen, weil sein Gewehr keinen „Brand" hat. Die Anschaffung eines „Lebeda" wird unvermeidlich. Doch Lebeda kostet 100 fl. — unser Jäger hat kaum den dritten Theil davon beisammen und die Kinder brauchen auch Schuhe! Unser Waidmann weiß sich zu helfen: ein Wucherer borgt ihm zu 20 % auf Wechsel; ein „Sonntagsjäger" will für seinen Kameraden ein wohlfeiles Doppelgewehr kaufen (denn Sonntagsjäger müssen Kameraden, welche aus der beschäftigungslosen Klasse der Bevölkerung in Menge zu haben sind, halten) diesem kann unser Jäger von Profession seinen „Ferlacher" verkaufen und die 100 fl. sind beisammen. Gedacht, gethan! Das „verläßliche" Lebedagewehr wird angeschafft, unser Mann ist überglücklich.

Inzwischen ist das Wild in der erlaubten Reviere stark ausgeschossen worden, es lohnt nicht mehr der Mühe, dort zu jagen. Der benachbarte Herr X. aber hat sich die Jagd reservirt und es verkündet dieses eine verhängnißvolle schwarze Tafel. Herr X. geht jedoch selten dorthin auf die Jagd und so kann man sein Glück in dessen wildreichem Reviere versuchen. —

Es ist wieder ein ausgezeichnetes Jagdwetter, da rückt unser Jäger von Profession, mit dem „verläßlichen Lebeda" ausgerüstet und von Vitéz, Trumpasch und Waldina begleitet, aus; jetzt sieht er an der schwarzen Tafel, liest noch einmal die Warnungsworte: „Reservirte Jagd auf X. Gebiet" und, nach kurzem Zögern wird das verbotene Revier betreten. Ha, wie geht hier die Jagd so munter! Zu Zweien, Dreien springen die Hasen auf, Füchse in Menge! Lebeda arbeitet wacker und schon muß der Jäger befürchten, unter der Last von Fuchsbälgen und Hasen zu erliegen. Beinahe mit gesättigter Lust tritt er den Rückweg an und berechnet den ungeheuern Ertrag der heutigen Jagd: Hasenfleisch für Weib und Kind auf mehrere Tage; Geld zum Ankaufe zweier ausgezeichneter junger Jagdhunde und vielleicht auch zur Anschaffung einiger Kleidungsstücke für die Kinder; noch einige so ergiebige Beutetage und — das neue Gewehr hat sich bezahlt. Unter solchen Hoffnungen und Wünschen nähert sich unser Jäger von Profession dem Ausgange des fremden Reviers, da schallt ihm ein donnerndes Halt! entgegen; zwei Heger des Reviers treten mit angelegten Gewehren auf ihn zu, nehmen ihm sein Gewehr ab und führen ihn zu ihrem Gebieter. Hier wird unser Jäger in eine dunkle Kammer gesperrt, wo er einige Zeit in dumpfer Verzweiflung zubringt, bis er endlich dem Herrn X. vorgeführt wird. Herr X. ist ein reicher Mann, das Zimmer, in welchem er sich befindet, ist mit Bärenfällen, Wolfshäuten und Rehdecken austapeziert; Gewehre aus den besten Fabriken hängen da; alle Arten von Waidgeräthschaften zieren ringsherum die Wände, man sieht, daß es Herrn X. auf einige Füchse und Hasen nicht ankömmt. Wißt Ihr, so ruft er unserm armen Jäger entgegen, welche Strafe für den begangenen Frevel Eurer wartet? Mehrmonatliches Gefängniß, Verlust der Jagdbefugniß und des Gewehres für immer, Vertilgung Eurer Hunde und Zahlung einer ansehnlichen Geldsumme als Ersatz für den mir verursachten Schaden. Heute schon übergebe ich Euch der zuständigen Behörde!

Ach Gnade, Barmherzigkeit, ruft unser arme Jäger auf den Knieen, ich habe daheim Weib und drei kleine Kinder, welche während meiner Gefangenschaft verhungern müßten und außer einem kleinen Haus besitze ich sonst kein Vermögen; auch ist das in Ihrem Revier erlegte Wild mir wieder abgenommen worden und ich schwöre hoch und theuer, niemals wieder Ihr Revier zu betreten; Gnade meinen armen Kindern, Gnade! Aber der in seinem Rechte schwer gekränkte reiche Mann kennt keine Gnade; Vitéz, Trumpasch und Waldina werden vor den Augen ihres Herrn erschossen, der arme Jäger von Profession wird der Behörde übergeben, sein Häuschen wird ihm verkauft, denn er hatte eingegriffen in die Rechte eines Andern.

Der älteste Soldat der k. k. Armee

ist gegenwärtig der Standartenführer Michael Kordás des zu Verona stationirten Graf Haller 12. Husaren-Regiments. Dieser Veteran, aus den Befreiungskriegen mit der goldenen Tapferkeits-Medaille geschmückt, war im vorigen Jahre als Repräsentant bei

der ersten Säkular-Feier des Maria-Theresienordens zu Wien und kürzlich bei der Todtenfeier des seligen Feldmarschalls Radetzky zu Mailand, und erregte sowohl durch die Abzeichen der Tapferkeit, welche seine Brust zieren, wie auch durch sein Silberhaar solch ungewöhnliches Aufsehen, daß wir nicht umhin können, auf das Leben desselben einen Blick zu werfen. Kordás ist zu Ujváros, im Szaboltscher Komitat Ungarns 1777 geboren, hat also bereits das achtzigste Lebensjahr überschritten. Er trat 1796 bei einer Veliten-Division, die zu jener Zeit als 5. und 6. Divisien bei den Husaren-Regimentern bestanden, in Dienst und wurde am 30. Oktober 1800 bei Errichtung des 12 Husaren-Regiments als Gemeiner in diese Truppe eingetheilt, der er noch zur Stunde angehört. Im Feldzuge 1805 wurde er bei Ulm kriegsgefangen und im folgenden Jahre ranzionirt; er wohnte dann dem Feldzuge 1809 in Polen, jenem 1812 gegen Rußland und den Befreiungskriegen bei. Am 8. Oktober 1813 rettete Kordás einen Kameraden durch kühnen Angriff aus des Feindes Händen; später griff er aus freiem Antriebe die Bedeckung zweier feindlicher Geschütze an, hieb mehrere Feinde zusammen und eroberte eine Kanone und eine Haubitze. Für diese heldenmüthige Handlung ward ihm die goldene Tapferkeitsmedaille zum Lohn. Am 1. Juni 1840 erfolgte seine Ernennung zum Standartenführer, im August 1847 erhielt er das Georgskreuz und am 1. Dezember 1850 das Dienstzeichen zweiter Klasse. Im März 1857 ward ihm eine lebenslängliche Zulage täglicher 12 Kreuzer CM. bewilligt. Die Reise mit der Deputation der dekorirten Unteroffiziere, welche die Leiche des Feldmarschalls von Mailand nach Wien geleitete, konnte der ehrwürdige Veteran nicht mitmachen; seine im Feldzuge 1812 erfrornen Füße waren durch die in Mailand eingetretene Kälte schon schmerzhaft berührt worden und hielten ihn zurück — Kordás dürfte ohne Zweifel der älteste noch dienende Unteroffizier sein, der das Armeekreuz besitzt; er genießt die Achtung des ganzen Offizierskorps und gibt den jungen Soldaten ein Beispiel, wie man verdiente Veteranen liebt, achtet und ehrt!

Ein Gartenwerkzeug.

Vor einem Jahre machte der „Siebenb. Bote" Garten- und Weinberg-Besitzer auf die Vortheile eines neuern von der k. k. landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Ungr. Altenburg erprobten, und von der k. k. landwirthschaftlichen Gesellschaft zu Wien im J. 1852 mit der kleinen silbernen Medaille ausgezeichneten Gartenwerkzeuges, nämlich: der vom Johann Kleusch in Krems erfundene ausschließlich privilegirte Rebmesser-Scheere aufmerksam.

Dieses kleine Werkzeug kann zum Beschneiden nicht nur der Weinreben, sondern auch der Bäume, Sträuche, Hecken u. s. w. sowohl als Scheere, als auch als Messer verwendet werden, ist dem Bau der Hand angepaßt, und so eingerichtet, daß bei geringerer Anstrengung die Kraft vervielfältigt und die Hälfte der Arbeitszeit gewonnen wird.

Ein geübter Winzer soll mit diesem Werkzeug ein Joch Weingarten in **zwei** Tagen mit geringerer Mühe beschneiden, als mit dem gewöhnlichen Weinmesser in **vier** Tagen; was, bei allgemeinem Gebrauch dieses Doppelwerkzeuges, z. B. in Ungarn, bei mehr als einer Million Joch Weingärten, eine Ersparniß von mehr als zwei Millionen Tagwerken in der wichtigsten Arbeitszeit des Frühlings und ein Tagwerk zu einem halben Gulden berechnet, eine Ausgaben-Ersparniß von mehr als einer Million Gulden jährlich für die Weingärten Besitzer Ungarns ergeben würde!!

Einsender dieses hatte Gelegenheit dieses Werkzeug, welches inzwischen noch verbessert wurde, zu benützen, und hat sich von den mit dessen Gebrauch verbundenen Vortheilen so sehr überzeugt, daß er sich verpflichtet fühlt, die Garten- und Weinberg-Besitzer des Vaterlandes wiederholt darauf aufmerksam zu machen, dessen Anschaffung und weitere Verbreitung zu empfehlen und zu behaupten wagt, daß der Winzer, welcher einmal mit diesem Werkzeug gearbeitet hat, wenn er auch die Hauptsache, die Ersparniß an Zeit, dabei gar nicht berücksichtigen sollte, schon seiner übrigen Eigenschaften wegen das gewöhnliche Weinmesser niemals wieder dagegen vertauschen werde.

Auch bei den vielen Gartenfreunden Kronstadts scheint die Rebmesserscheere wenig bekannt zu sein, daher dieselben auf dieses zweckmässige Gartenwerkzeug aufmerksam gemacht werden. Einsender erinnert sich dasselbe bei Günther und Münich gesehen zu haben, woselbst sie zu haben oder zu bestellen sein dürften.

Literärisches.

Von dem Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde, Neue Folge ist bei dem Unterzeichneten soeben das I. Heft des III. Bandes erschienen. Es enthält: I. Eine Kirchenvisitation. Zur Culturgeschichte der Sachsen im 17. Jahrhundert von G. D. Teutsch. II. Mittheilungen über ein Mediwischer Stadtbuch aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Von J. Freiherr Bedeus von Scharberg, k. k. Kreiskommissär. III. Des merkwürdigen Hermannstädter Königrichters Markus Pempflinger letzte Lebensjahre und Ende. IV. Zwei Tage auf dem Szuru und sechs Tage im Szeklerland. Eine botanische Excursion von Friedrich Fronius. V. Bericht über die Wirksamkeit des Schäßburger Zweigsvereins für siebenbürgische Landeskunde im Jahre 1857.

Die Predigt am Reformationsfeste 1857, gehalten in der großen Kirche zu Kronstadt, vom Gymnasialdirektor S. Schiel ist von den Herrn Johann Molnár, Pfarrer an der reformirten Kirche und Joseph Kosta, Prediger an der ungrisch-lutherischen Kirche zu Kronstadt in das Ungarische übersetzt und mit einem Vorwort begleitet, erschienen und für 12 kr. zu haben.

Um den Bezug dieser und alle andern meiner Verlagsartikeln den Freunden der heimischen Literatur zu erleichtern übernehme ich jede Bestellung und sende die verlegten Bücher gratis mit der Post zu.

Johann Gött.

Correspondenz.

H. Hermannstadt, 15. Februar. (Humoristische Spaziergänge im Winterpelz. — Maroni und Faschings-„Kücheln.“ — Finsterniß und Licht. — Wasser und Pflaster. — Französische Contratänze. — Die Jungfrau von Rüppelstein auf dem Maskenballe. Ein pouvre diable. — Asche. — Honoratioren- und Volkspoesie. — Tannhäuser. — Herrn Liskai Rechtfertigung. — Fräulein Zerta und Rezensentenstreit. — Gisella's Ki Ke. — Das Loch in der Zibinbrücke. — Die Schlangen in Hermannstadt. — Müller und Meixnoth. — Mefisto im Theaterofen.) —

„Die Langweile in den Zeitungs-Feuilletons, nicht ein geschreiber Einfall zu lesen!“ so hörte man jüngst eines unserer Casinovereinsmitglieder ausrufen und in heftiger Fluctuation warf der erregte Zeitungsleser ein Blatt um das andere auf den Tisch, bei welchem Anblick die Gesellschaft rings sehr aufgeräumt schien. Schon wollte man den Lesesaal räumen, siehe, da sprang aus einer Ecke ein heiterer Bonvivant hervor, hielt den im Abgehen begriffenen Herren ein Zeitungsblatt entgegen und rief mit Jupiterstimme: „Halt, bleiben Sie noch meine verehrten Herren, es gibt noch humoristische Aufsätze auf Erden, es gibt noch vieles unter dem Monde, wovon sich die Filosofen nichts träumen lassen; hier lesen Sie das Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung: „Der Satellit,“ (Correspondenz von Hermannstadt 21. Januar.) in Sachen eines „Zibiners“ in der Wiener „Presse“ u. s. w.— meine Herren solche Artikel sollen die Zeitungen bringen und man wird Zeitungen lesen und abonniren bis zum jüngsten Tage — die Zeit ist ernst genug, wir wollen humoristische Aufsätze haben, heitere Besprechungen u. s. w.“ fuhr der Begeisterte fort und alle fielen über die Kronstädter Zeitung her, respective über den „Satellit“ vom 29. Jänner Nr. 12, lasen und es entspannen sich sehr heitere Debatten. Wie Marquis von Posa sagt: „O Königin, das Leben ist nicht schön!“ welche Worte in London einmal ein „berühmter“ Held auf die Bühne brachte und als wahnsinnig erkannt von der Bühne abgeführt werden mußte, so müssen wir dagegen ausrufen: Das Leben ist doch schön und wie reizend, wenn man humoristische Aufsätze zu Gesicht bekömmt. Und so seien Ihnen Humoresken gebracht, interessante und nicht interessante Lebensbegegnisse, der Wirklichkeit abgelauschte Schilderungen mit einer Dosis, — bald kleiner, bald größer, — gutgemeinter Satire. — Wie es in Hermannstadt noch aussieht? — Menschen gehen spazieren, der Geist geht spazieren, auch Geld geht spazieren, langer Aufenthalt an einem Orte erzeugt Sättigungsgefühl und Geldabnahme und Sprünge will doch Jeder machen. Geschwind einige Wanderungen im Winterpelz begonnen! — Besonders aufgeräumt sah es am verflossenen Sonntage bei uns aus. Loreley suchte sich im Freien zu ergehen und erging sich doch, ungeachtet sie tief im Schnee waten mußte und trotz Schnee und Eis, welche der Winterdespot rings um unsere Stadt gethürmt, wagten sich viele Städter zu Fuß und in zahlreichen Schlitten vor die Stadtthore hinaus, um müde des eingekerkerten Daseins zwischen dumpfen Stubenmauern in der freien reinen Luft der perlenspritzenden Schneereviere Erholung zu suchen und kehrte mancher Schlitten von idyllischen Winterhöhen, brennende Pechfackeln als Leuchte im Dunkel der Nacht mit sich führend, erst spät nach Hause zurück. Wie in der günstigen Jahreszeit lohnt sich auch an sonnigen Wintertagen ein Gang unter unsere „Erlen,“ eine Schlittenfahrt nach dem jungen Walde und andere einladende Gegenden. Einen imposanten Anblick gewährt die, sich angesichts der Stadt weit ins Land dehnende, von dem glänzend weißen Wintermantel umschlungene colossale Gebirgskette und verkündet der hervorragendste eisumpanzerte Bergriese „Surul“ weithin seine Majestät. (Forts. folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Viertelgulden österreichischer Währung.) Vor einigen Tagen wurden aus Prag darüber Klagen geführt, daß die Einziehung der Zehnkreuzer-Münzscheine Mangel an Scheidemünze hervorgerufen. Aus anderen Theilen des Staates wurde ein Uebermaß desselben Circulationsmittels angekündigt. Es liegt nämlich in der Natur der Sache, daß bei jeder Einziehung eines Umlaufsmittels es sich leicht ergeben könne, daß an dem einen oder andern Punkte der Monarchie eine zeitweilige Unbequemlichkeit entstehe. Aehnlich kann auch die Einziehung der Münzscheine hier oder da einen Mangel an Scheidemünze erzeugt haben, dem aber bald abgeholfen werden kann, da es im Ganzen in der Monarchie an Scheidemünze nicht fehlt. Wie man aus zuverlässiger Quelle erfährt, beläuft sich nämlich der Gesammtbetrag der gegenwärtig circulirenden Silber- und Kupferscheidemünzen auf mehr als 30,000,000 fl. CM., und sind die Staatskassen in der Lage, das richtige Maß in jedem Theile des Staatsgebietes herzustellen. Es ist überdies wahrscheinlich, daß noch vor Ende des Jahres ein neues Münzstück in Circulation kommen wird, nämlich der Viertelgulden österreichischer Währung, wovon, wie wir hören, schon bedeutende Summen geprägt sind und werden.

* Von einem Dorfe nahe an der Theiß wird berichtet, daß, als der Gemeindekassier die zweite Steuerrate im Betrage von einigen tausend Gulden an die Bezirkskasse abführen sollte, ihm der Richter den Rath gab, die Summe nach Hause zu nehmen, um in der Frühe sogleich von dort abreisen zu können. Der Kassier folgte demselben, hätte aber des Nachts bald Ursache gehabt, seine Leichtsinnigkeit bitter zu bereuen, wenn es drei eindringenden Räubern gelungen wäre, das Vorhaben, ihn des Betrages zu berauben, zu vollführen. Sein Hilferuf rief Gens'darmen herbei, die zwei von den sich vertheidigenden Ruchlosen erschossen und den dritten in's Gefängniß führten. Die Getödteten waren — der Richter und ein Geschworener des Ortes. Den Stand des Dritten wollen wir vorderhand noch nicht nennen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 22. Montag, den 22. Februar. 1858.

Vom Nutzen der Vögel.

Mancher Leser wird denken: das sind bekannte Sachen; über diesen Gegenstand wurde schon in der Schule das Nöthige gelehrt und gesagt und mit Ziffern Beweise geführt. Warum also in der Zeitung damit den Raum für Welt- und Tagesergebnisse schmälern? Lieber Leser, deßwegen, weil das Gute und Nützliche nicht oft genug gesagt und wiederholt werden kann, bis es nach und nach Eingang findet, dann, weil Mancher, der jetzt vielleicht das in der Schule Gehörte in Anwendung bringen könnte, in des Lebens Wirren darauf vergessen hat, und eine Erinnerung gerne hinnehmen wird; und endlich, weil gerade jetzt die Zeit dazu ist, diesen Gegenstand zu besprechen. —

Obgleich kaum bemerkbar beginnt doch die Natur bereits ihre gegen das Ende jeden Jahres nachlassende und beim Nahen des Frühlings neu belebte Thätigkeit in sich stets gleich bleibender Weise. Im Einklang damit fangen auch unsere Sing- und andere Vögel, welche diese Gegenden im Herbst verließen, bereits an zurückkehren, und besuchen ihre frühern Wohnplätze.

Schon werden aber auch die Leimruthen gefertigt und sorgfältig in die neu hergerichtete Leimtasche gesammelt, um damit einen Theil der bald schaarenweise eintreffenden friedlichen Sänger abzufangen, wobei dann, wie bekannt, alle Weibchen, mithin ein großer Theil dieser nützlichen Thierchen, schonungslos vertilgt und dadurch mittelbar dem Garten und Feld sehr großer Schaden zugefügt wird.

Diesen Unfug kann der einzelne Bessergesinnte wohl nicht hindern, aber er hat die Mittel, die Vermehrung der Uebrigbleibenden zu befördern und diese sich nutzbar zu machen.

Der wackere Schweizer Tschudi, welcher keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, die Schonung der Insekten fressenden Vögel auf das Eindringlichste zu empfehlen, beweist in seinen sehr unterhaltenden und lehrreichen Aufsätzen über diesen Gegenstand nicht nur den Nutzen der Vögel, sondern lehrt auch, wie Vögel bewogen werden können, sich in unsern Gärten anzusiedeln, unsere Bäume und Pflanzen von vielen schädlichen Insekten, Raupen, Würmern zu putzen und zu reinigen, und dadurch eine ergiebigere Erndte für uns zu bewirken.

Daß hinsichtlich der Staare bereits in vielen Gegenden, wo deren Nutzen anerkannt worden, künstliche Ansiedlungen bestehen, wird vielleicht Manchem bekannt sein; nicht aber, daß auch in Bezug auf die kleinern Vögel bereits gelungene Versuche angestellt wurden.

Da also mancher Leser in der Schule hievon nichts gehört hat, jetzt aber gerade die geeignete Zeit ist Vorbereitungen zur beliebigen Ansiedlung dieser nützlichen Thierchen zu treffen, so will ich darüber Einiges, wie ich es gelesen und zum Theil auch selbst erfahren hier kurz mittheilen, indem ich dabei einen Aufsatz des erwähnten Naturforschers Tschudi benütze.

Zuvörderst ist es nothwendig zu wissen, welche Vögel zu den nützlichsten in dieser Hinsicht gehören, denn unbedingt schädlich ist wohl Keiner.

Zu den nützlichen Vögeln, welche Schonung verdienen, gehören: vorzugsweise alle Meisenarten, dann: die kleinen Eulen, die Saatkrähe, Dohle, die Häher und Würger, Staare, Drosseln, Sperlinge, Fliegenfänger, Laubvögel, Grasmücken, Rohrsänger, Bachstelzen, Goldhähnchen, Steinschmätzer, Pieper, Lerchen, Ammer, Finken, Schwalben, Spechte und Baumläufer, Nachtschwalben.

Ohne diese Vögel wäre bei der unendlichen Vermehrungsfähigkeit der Insekten, kein Landbau, keine Vegetation möglich. Sie verrichten eine Arbeit, welche Millionen Menschenhände nicht so gut ausführen würden. Zur Beurtheilung der Großartigkeit des Vertilgungsgeschäftes der Vögel von schädlichen Insekten führe ich an: daß z. B. ein Rothschwänzchen in einem Zimmer in einer Stunde beiläufig 900 Fliegen verzehrt, daß ein Paar der niedlichen kleinen Goldhähnchen den Jungen in jeder Stunde 36mal Nahrung von Insekten bringt; woraus sofort berechnet, — oder eigentlich gar nicht berechnet werden kann, welche Unzahl schädlicher Insekten in einigen Wochen vertilgt werden, wenn mehr solcher Paare in einem Garten nisten und brüten.

Daher soll jeder umsichtige Oekonom dafür sorgen, daß die Insektenfresser: Schwalben, Finken, Ammer, Würger, Sperlinge, Meisen, Grasmücken, Rothschwänzchen u. s. w., wenn sie im Frühling wiederkehren, passende Wohnungen bei ihm vorfinden und gerne bei ihm verweilen.

Einige Vögel, wie die Grasmücken, Finken, Würger, flechten ihre Nester in die Zweige. Für diese müssen Hecken und Sträuche stehen bleiben oder gepflanzt werden.

Andere Vögel, wie die Sperlinge, Rohrsänger, Rothschwänzchen u. s. w. brüten in Höhlen. Daher soll man keinen solchen

Digitized by Google

Äst absägen, sondern solche vielmehr ausreinigen, mit einem Schutzbretchen versehen und zu Bruthöhlen tauglich machen.

Da aber Niemand so viele hohle Aeste sich wünschen wird und in einem gut gepflegten Garten auch nicht zu finden sein werden, als die Unterkunft der Vögel nöthig macht, so müssen künstliche Bruthöhlen hergestellt werden.

Hiezu dienen nun entweder bereits sonst irgend wo abgesägte hohle Aeste oder hölzerne Röhren z. B. alte Brunnenröhren Stücke von 7 bis 10 Zoll Länge, und anderthalb bis 3 Zoll innern Durchmesser. Diese werden an einem Ende ganz verstopft oder mit einem Bretchen zugenagelt, am andern Ende aber nur zum Theil, so daß eine anderthalb Zoll weite Oeffnung, als Flugloch offen bleibt.

In Ermangelung solcher Aeste oder Röhren verfertigt man diese Bruthöhlen aus Bretchen, in der Gestalt von Kästchen, welche z. B. für Meisen, im Innern 7 Zoll lang, 3 Zoll breit und hoch, für größere Vögel, 9 bis 10 Zoll lang und 4 Zoll breit und hoch sein mögen, — etwas mehr schadet nicht — läßt daran ein Flugloch von anderthalb bis zwei Zoll offen, befestigt ein Sitzstäbchen darunter oder darüber, und streicht diese Kästchen braun oder schwarzgrau an, oder überzieht sie mit flechten, Moos u. dgl. damit sie vom Baumstamm nicht zu stark abstechen.

Alle diese künstlichen Bruthöhlen müssen, wenn die Vögel ankommen schon aufgehängt sein, damit sie sich von Anfang daran gewöhnen. Dann brüten sie sicher darin.

Wer also den Versuch machen will, muß Anfangs März die Bruthöhlen aufhängen.

Man hängt und befestigt sie an passenden Stellen der Baumstämme oder zwischen Aesten, mit dem Flugloch gegen Sonnenaufgang gekehrt, an solche Bäume, welche sich nicht sehr spät belauben, nicht gar zu frei und allein stehen, nicht unter 10 und nicht über 20 Schuh hoch von der Erde, und auch nicht so, daß Katzen, Iltis u. dgl. leicht dazu gelangen, und die brütenden Vögel, deren Eier oder Jungen verzehren können.

Die kleine Ausgabe für diese Bruthöhlen trägt reichen Nutzen, weil die Vögel dann, wo sie sich aufhalten und besonders, wo sie brüten, Myriaden von Insekteneiern, Raupen, Käfer, Falter, Ameisen, Fliegen, Mücken, Würmer und Blattläuse vertilgen.

Freilich erlauben sich die kleinen Diebe dafür auch von unsern süßen Kirschen, Pflaumen, Birnen zu naschen. Aber haben sie nicht auch wochenlang von Sonnenaufgang bis zum späten Abend rastlos gearbeitet, wie kein bezahlter Tagwerker arbeitet; haben sie dabei nicht erzielt, was viele Tagwerker bei allem Fleiß zu erzwecken außer Stand sind?! Wenn wir dieses berücksichtigen, so dürfen wir ihnen den wohlverdienten Antheil um so weniger mißgönnen, als wir unsern Ueberfluß zum großen Theil ihrem Fleiß und ihrer Unermüdlichkeit verdanken.

Wenn Jemand fürchten sollte, daß sich diese Vögel all zu sehr vermehren könnten, so können wir ihm zur Beruhigung erwiedern, daß diese Befürchtung ganz ungegründet ist, indem eine mächtigere Hand bereits Vorkehrungen getroffen hat, daß dieses nicht der Fall sei.

Vom Büchermarkt.

Unter dem Titel: „Kurzer Lebensabriß des k. k. österreichischen Feldmarschalls Joseph Grafen von Radetzky" ist in der Leopold Sommer'schen Verlagsbuchhandlung in Wien eine recht interessante Broschüre erschienen, welche in drei Kapiteln eingetheilt, des sieggekrönten Heldenmarschalls Herkunft, Eintritt in die Armee, seine Feldzüge gegen die Türken und Franzosen bis zum Schluß des Jahres 1808, den Feldzug des Jahres 1809, die Befreiungskriege, Radetzky's Dienstesverwendung bis zum Jahre 1831 und sein Kommando in Italien von 1831 bis 1857, endlich seinen Ruhestand und Tod nach authentischen Quellen schildert. Die Broschüre ist mit warmem Patriotismus geschrieben und wird jeden Leser vollkommen befriedigen und erwärmen. Das Buch wird den Millionen Verehrern des Heldengreises, der auf hundert Schlachtfeldern sein Leben für das Princip des Rechtes und der gesetzlichen Ordnung und für das angestammte Herrscherhaus einsetzte, herzlich willkommen sein. Radetzky gibt der Jetzt- und der Nachwelt das hohe und herrliche Beispiel, sich um einen Kaiser zu schaaren, welcher sich das Glück und den Ruhm seines Volkes zur ausschließenden Lebensaufgabe gemacht hat. In die Bücher der Geschichte welche die Thaten der Feldherrn Montecuculi, Carl von Lothringen, Prinz Eugen v. Savoyen, Erzherzog Karl, Fürsten Karl Schwarzenberg als die ersten Sterne der k. k. österreichischen Armee hochhält und bewundert, werden nun auch die Thaten des gefeierten Heldengreises in dessen Lager Oesterreich war mit ehernen Griffel zum Ruhme des großen Vaterlandes eingezeichnet werden.

Eine Episode aus der Schlacht von Marengo am 14. Juni 1800 aus dem angeführten Buche möge hier Platz finden. Im Mai desselben Jahres stieg Napoleon mit seiner Armee welche der Kampf in Egypten gekühlt hatte, über die Alpen, wodurch General Melas genöthigt wurde den Po wieder zu gewinnen. Mit Siegeszuversicht griff General Melas die Franzosen in der Ebene von Marengo an. Das Dorf Marengo, wo die Franzosen sich festgesetzt hatten, sollte genommen werden, aber der Frontalangriff hatte keinen Erfolg, was Radetzky bewog über den breiten und tiefen Wassergraben einen Steg herzustellen, wie solcher weder früher noch später jemals in irgend einer feindlichen Gelegenheit vorgekommen sein dürfte. Es stiegen nämlich in der Flanke des Dorfes 17 Pioniere bis an die Schulter ins Wasser hinab, und stellten sich Einer hinter dem Andern auf; jeder legte die Hände flach auf die Achseln des Vormannes und beugte den Kopf nieder. Ueber diesen lebendigen Steg, den andere Truppen gleich nachahmten, drangen die Jäger gegen das Dorf, überraschten die Franzosen dort, wo selbe gar keines Angriffs gewärtig waren, und warfen unter Radetzky's persönlicher Anführung den Feind nach einem sehr blutigen Kampf aus Marengo. Die Schlacht bei Marengo war in den ersten Nachmittagsstunden gewonnen, leider aber wurde der glänzende Sieg wenige Stunden später in eine Niederlage verwandelt. G.

Correspondenz.

H. Hermannstadt, 15. Februar. (Fortsetzung).

Wirklich herrlich ist's in der freien Natur auch mitten im Winter, nichts von Puff und Humbug sichtbar, die in größeren Städten wie die „hausse" und „baisse" gewöhnlich an der Tagesordnung sind und die Menschen leiten. Nur Banquier und Croupier fühlen sich im Winter behaglicher am Spieltisch in Café's; Crinoline und Amazonenhut lustwandelt lieber trotz kalter Nasenspitze, statt des Sommers Sonnenschirm, Fächer oder Parapluie, mit Muff, Gummi Galoschen und dichten Schleiern bewaffnet auf dem eisbedeckten Mosaiktrottoir in der Stadt und Damen bleiben gar nirgends gerne sitzen: — Wie überall liegt auch bei uns die Zeit in schweren Nöthen. Heirats-Noth, Liebhaber-Noth, und doch so hoffnungsvolle Mädchen, halb Elfenkinder, halb Grillen; Geldnoth, Tenoristen-Noth, Stempel-Noth, Wohnungs-Noth, Theater-Repertoir-Noth, Souffleur-Noth, Wein-Noth, Wasser-Noth, Humoristen-Noth, Ausschüsse ohne Vorschüssen, Maskenbälle ohne Masken, Soupers ohne Champagner und Trüffelpasteten, Schleppkleider ohne Wagenfahrt, Wohnungen ohne Feuer, Arbeit ohne Verdienst, Verdienst ohne Arbeit, Nachtwachen ohne Licht, Dichter ohne Einfällen, Feuilletons ohne Anziehungskraft, Festberichte ohne Festen, Salons ohne Gesellschaften, Fastenzeit ohne Hungern, unruhige Ordnung und geordnete Unruhe, Carnevalslust und Tanzfreiheit in allen Ländern, Aschermittwoch und Häringschmaus überall, Herr Merkurius der Jahresregent und Regimentsführer und sein Gefolge: „Geld," „Credit," „Dampf," „Industrie" und „Gewerbefreiheit!" Und doch unglaublich — Klagen über allgemeinen und besonderen Geldmangel, Mangel an Kredit, Bankerott auf Bankerott, Schwindel in allen Erdtheilen, auf Börsen unter Aktien, unter Menschen und Gewerbestocken; Korn in Ueberfluß in Magazinen aufgehäuft und doch so theures, kleines und so wenig Brot, dicke Gutsherrn, dicke Bäcker; Gold und Silber aufgehäuft in Menge, aber wo? Im Finstern und Verborgenen eingeschlossen und Wucherchen frei im Lichte der Sonne wandelnd und sich von dem erpreßten Gewinne bei Champagner und Beefsteaks gütlich thuend. Da zahlt unrecht Gut keine Steuer, ist mit Tugend kein Geschäft, dort sind Charaktere nicht begehrt, Heuchelei und Lüge guter Markt und fehlt — die Nächstenliebe. — „Kauft!" „kauft!" rufen umsonst die Annoncen in den Zeitungen, „abonnirt!" „abonnirt!" umsonst Redakteur und Verleger, die Abonnenten „schlagen" wie der Frühling fleißig „Blätter" aus — zu abonniren. „Kauft!" rufen sich Großhändler und Krämer heiser, wie Heine's Junge in den Straßen: „Kauft Maroni!"

Und schreit, was er schreien kann
Doch will von den Leuten gar keiner
An die heißen Kastanien dran! —
Du armer, bettelnder Bube
Hast wol gar schlechten Verdienst
Wenn du nicht anderswo mehr
Als bei uns in der Stadt hier gewinnst!

Du armes Mädchen, sammelst dort Lumpen? Ihr Werth ist gefallen, wenn wenig verdienen. Der Käufer denkt sich: Fallen die Lumpen, steigen die Papiere. Spekulanten getrost — eine neue Münze steht in Aussicht. — Ja gemächlich und gemüthlich wandelt es sich im Winterpelz in den Straßen herum —

„Auf der Gassen waltet Gleichheit
Zwischen Armuth, zwischen Reichheit!"

frei und gemächlich wandelt es sich auch im Winterpelz in der freien Natur, noch gemächlicher aber dünkt es Vielen am prasselnden Kaminfeuer und besser, das Feuer heizt einem, als die Menschen. Die Menschen! Gemisch von Leidenschaften! Dem Einen ist die Erde zu rund, dem andern der Himmel zu blau. Die Einen suchen ihr Heil in der Lotterie. Die Andern in Zopfflechterei. — „Tom! Tom! mich friert in dieser Gasse, laß uns weiter wandeln!" Sieh da, Horn-Vieh genug am Markt: — der Preis des Rindfleisches unverändert. Da ein Fleischer, dort ein Bäcker, der Brotherr freundlich grüßend, Fleischer und Bäcker sind uns ja immer sehr wohlgewogen. — Unser Markt steht Jedem offen, dem Zigeuner, wie dem ärmsten Landmann. Ihre ordinären Rosse und Wagen genießen wie die Carossen der Reichen und Vornehmen das Recht innerhalb der Stadt auf beliebigen Plätzen aufzufahren, welche demokratische Bedeutung hiedurch am schönsten bewiesen und nicht einmal in den größten Hauptstädten an der Tagesordnung ist. — Durchwandle alle Straßen der Welt, überall gleiche Bilder. Da stolzirt die stupide Gelehrsamkeit neben studiertem Aberglauben, dort Wahrheit neben Lüge, Verfolgung neben Liebe, da wandelt Hunger neben Ueberfluß, Treue neben Perfidie, Freimuth neben Muckerei, Redlichkeit neben Schurkerei, Christ neben Jude, Demi Mond neben Lilie, Bigotterie neben Demoralisation, Rezensenten neben Schauspielern, Weitsichtige neben Kurzsichtigen, grimassige Bildungsaffen neben Anstandsnarren, Schlendriane neben modesüchtiger Nachäffung, Schlichtheit neben unseliger Vornehmthuerei, fashionable Gecken neben aimablen Damen, hier bezahlte Gehaltlosigkeit neben unbezahlten Talenten, ringende Ideale neben crassen Materialismus, dort kindische Greise neben greisen Jünglingen, „Wassermännchen" neben Weingeistern, Erbarmen neben Erbärmlichkeit, ja — —

„Auf der Gassen schaut der Dichter
Manche wechselnde Gestalten
Bringt in Reime die Grimassen
Auf der Gassen, auf der Gassen!"

(Fortsetzung.)

Die Oelfabrik des Herrn Konstantin Joan in Kronstadt.

Vor einigen Tagen besuchten wir das neue Etablissement des Herrn Konstantin Joan in der Blumenau, welcher das Verdienst hat die erste Dampfmaschine in Kronstadt in Anwendung gebracht zu haben, ein Verdienst das für den Fortschritt im industriellen Leben unserer Stadt nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Schon die Lage und das Aeußere des Fabriksgebäudes macht auf den Besucher den besten Eindruck, der durch die chevalereske Behandlung mit welcher die Besucher vom Fabrikseigenthümer ausgezeichnet werden, noch gesteigert wird. Mit der größten Liberalität steht dem Wißbegierigen der Eintritt in die Fabrik offen. Die Dampfmaschine von zwölf Pferdekraft ist ausgezeichnet construirt und bewegt zwei riesige Mühlsteine, welche

die Körner zermalmt aus denen das Oel erzeugt wird, mit einer Leichtigkeit, als wären es zwei Holzstäbchen in der Hand eines starken Mannes. Die hydraulischen Pressen, welche ebenfalls durch die Dampfmaschine in Bewegung gesetzt werden, entwickeln jede einzelne eine Druckkraft von 6000 Centner. Die Fabrik erzeugt Rüb-, Lein-, Mon- und auch andere feine Oele und zwar von einer vorzüglichen Qualität und einer staunenswerthen Reinheit. Die Waare ist so vortrefflich gut, daß jede Concurrenz von Oben unmöglich wird und aufhören muß. Auch liefert die Fabrik, welche nur am Tage im Gange ist, so große Quantitäten, daß sie fast ganz Siebenbürgen mit Oel versehen kann. Von dem Zeitpunkt an wo die Oelfabrik des Herrn Konstantin Joan arbeitet, ist in diesem Artikel eine fühlbare Preisermäßigung eingetreten. — Die innere Einrichtung der Fabrik allein kostet 40,000 fl. CM., aber sie ist der Art gelungen, daß sie zu andern Etablissements welche die Wohlfahrt unserer Stadt mächtig heben und befördern können, aneifern muß. — Einen Wunsch glauben wir gegen Hrn. Konstantin Joan noch aussprechen zu müssen, nämlich er sollte den Versuch machen mit Steinkohlen zu feuern, um den Beweis herzustellen, daß dieses Brennmaterial für solche Etablissements viel billiger ist und weil auch dadurch der gewaltigen Holzconsummation Einhalt gethan wird. Denn mehren sich dieser Art Fabriken, was zu wünschen ist, so werden wir, wenn die Steinkohle nicht als Brennmateriale verwendet wird, bei der Holzfressenden Einrichtung unserer Oefen im Allgemeinen und der gräulichen Verwüstung der Wälder in 25 Jahren kein Brennholz mehr haben. G.

Protokoll

über die Sitzung der Oberverwaltung des siebenb.-sächs. Landwirthschafts-Vereines vom 2. Februar 1848.

Vorsitzer: Obervorsteher B. Conradsheim.
Schriftführer: Vereinssekretair B. Bedeus.

1. Vorstands-Stellvertreter Löw berichtet über die Rechnung des Hermannstädter Bezirkskassiers vom 18 Mai 1847 bis 13 März 1848, welche richtig befunden und sammt dem Kassareste, bestehend in den Sparkasseeinlagen

vom 17. Juli 1847 per 98 fl. 47 kr. und
„ 12. März 1848 „ 5 „ — „

Zusammen 103 fl. 47 kr. dem Haupt-Kassier zur Aufbewahrung übergeben wird. Vier Vereinsmitglieder, welche ihre Subscriptionsbeträge nach wiederholter Aufforderung nicht eingezahlt haben, werden im Mitgliederverzeichnisse gestrichen. Die Schriften des Bezirksvereines werden dem Hermannstädter Agenten übergeben.

2. Ueber die Annahme, der ihnen angebotenen Agenturen haben sich ferner erklärt: Heinrich Höner in Großschenk,
Michael Brantsch in Leschkirch,
Franz v. Huttern in Mühlbach.

Letzterer übersendet zugleich die Rechnung des bisherigen Mühlbacher Bezirks-Kassiers Binder, welche dem Haupt-Kassier zur Prüfung übergeben wird.

Pfarrer Leonhard lehnt die Agentur für Broos ab und gibt bekannt, daß sich zur Förderung der Landwirthschaft im dortigen Kreise ein eigener Verein gebildet hat, welcher bereits über 50 Mitglieder verschiedener Nationen zähle und sich weder an den siebenbürgisch-sächsischen, noch an den siebenbürgisch-ungarischen Verein anschließen wolle.

Wird zur Nachricht genommen.

3. H. Statthalterei verlangt die Aeußerung des Vereines über die Frage, ob es nicht zweckmäßig wäre, auch in Siebenbürgen die Anordnung zu treffen, wonach die Kälber, so lange die zwei vordersten Milchzähne noch nicht ausgefallen, somit sämmtliche Milchzähne vorhanden sind, als Stechvieh ausgeschrottet werden dürfen, während das ältere Rindvieh von den concessionirten Fleischhauern ausschließlich ausgeschrottet werden darf. Nachdem diese Bestimmungen dem hierländigen Gebrauche entsprechen, wird berichtet, daß eine solche Vorschrift auch auf Siebenbürgen anstandslos ausgedehnt werden könne.

4. Der Schüler des Hermannstädter Schullehrer Seminars Joh. Friedsmann welcher nach Beendigung seines Schulkursus im nächsten Sommer eine landwirthschaftliche Lehranstalt besuchen möchte, bittet es möge ihm zur Ermöglichung dieses Vorhabens für die Dauer des Lehrkurses eine jährliche Unterstützung verliehen werden. Mit Rücksicht auf die, durch die beigebrachten Schulzeugnisse erwiesene Befähigung des Bittstellers, wird dies Gesuch der h. Statthalterei zur möglichen Berücksichtigung vorgelegt, denn es ist wohl zu erwarten, daß, wie für Studierende anderer Fächer der Industrie, auch für angehende Landwirthe Stipendien aus irgend einem Fonde verliehen werden.

5. Sekretair macht darauf aufmerksam, daß laut h. Statthalterei-Erlasses vom 16. Juni 1856 Z. 5677/präs. der Herr Kreisvorsteher Thiemann sich erboten habe, zur Verbreitung des Hopfenbaues in Siebenbürgen auf Verlangen Hopfensetzlinge aus Saaz, wo der vorzüglichste Hopfen wächst, besorgen zu wollen. Um diese günstige Gelegenheit zu benützen, wird beschlossen, hierüber im Wege der Zeitung eine Kundmachung zu erlassen und solche Bestellungen auf kleinere Partien Hopfensetzlinge entgegenzunehmen, wie es überhaupt eine Aufgabe des Vereines ist, ähnliche Bestellungen, wie z. B. auf Obst- und Maulbeerbäumchen, Rebensetzlinge u. s. f. zu vermitteln. Hiedurch dürfte nämlich manchem Landwirthe eine erwünschte Gelegenheit geboten werden, eine oder die andere Bestellung leicht, billig und verläßlich zu machen.

6. Vorstands-Stellvertreter Löw spricht sich darüber aus, daß auch bei dem gegenwärtigen Betriebe der Landwirthschaft die Anwendung mancher neuern Geräthe und Maschinen möglich und zweckdienlich sein würde. Solche Geräthe, welche übrigens durch den Gebrauch als empfehlenswerth anerkannt wurden, dürften ohne Zweifel Eingang und Verbreitung finden. Es soll daher der Verein, so weit seine Kräfte eben reichen, einige bereits anerkannte und unsern Verhältnissen entsprechende Maschinen kommen lassen, damit dieselben versucht und in weiteren Kreisen bekannt gemacht werden. Es würden diese Geräthe und Werkzeuge gewiß Abnehmer finden, so daß der Verein nicht einmal bedeutende Auslagen haben würde. Zur Bestellung werden vorgeschlagen: ein Pferderechen für Heu u. dgl. eine Pferdehacke und ein Anbäufelpflug. Dieser Antrag wird zum Beschluß erhoben und dem Sekretair die Ausführung aufgetragen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 23. Mittwoch, den 24. Februar. 1858.

Meine Wiederwärtigkeiten im Bade.

(Aus dem Leben eines Landpredigers nach v. Deckers Handzeichnungen nach der Natur.)

I.

In Berlin hatte ich mich nur aufgehalten, um die „Prima Donna" — nämlich die vom Herrn von Voß — zu sehen und zu hören, und Tages darauf fuhren wir weiter. Wenn ich sage: wir, so meine ich damit mich und mein Rosinchen, meine vor Gott und Menschen seit 13 Monden rechtmäßig angetraute Gattin. — Ich schämte mich eigentlich, in der Posse so unbändig gelacht zu haben, weil es sich für einen Verbreiter der wahren apostolischen Lehre gar nicht schickt; indessen mein Rosinchen hat ja auch mitgelacht und ganz vornehme Leute mit blanken Ordenssternen obenein, und da hebt es sich, wie man in hiesiger Gegend zu sagen pflegt. Neben mir stand ein Mann mit Kennermiene und Konversations-Brille auf der Nase, den elfenbeinernen Stockknopf gegen die Oberlippe gequetscht und den Rücken gegen das Theater gekehrt; der zuckte jedesmal mitleidig beide Achseln, wenn die Weltkinder mit Jubelgebrüll zu erkennen gaben: daß ihnen der Schöpfer ein fröhliches Dasein und offene Kehlorgane verliehen hatte, und zuletzt brach er unwillig murmelnd in den Grimmspruch aus: „Ich begreife nicht, wie man über so etwas lachen kann!" — Mein Nachbar zur Linken — ein sogenannter Treuhaariger, er schien mir ein Rückstand vom Wollmarkt zu sein — entgegnete mit erznem Baßton ganz lakonisch: „Und ich begreife nicht, wie man nicht darüber lachen kann!" — Die beiden Leute waren freilich in ihrer Meinung fast so weit von einander, wie einst Calvin von Huß. Der bassische Wollmensch schob überdies noch die Deduktion ein: „Ich kann für meine sechzehn Groschen thun, was ich will!" — „Verzeihen Sie" — war die Gegenantwort — „ich hab' bezahlt mein Geld so gut wie Sie, und will mich ärgern!" — „Still da!" — rief der Polizei-Beamtete oder vielmehr: „Sein Sie so gütig, meine Herren, und halten Sie das Maul!" setzte er höflich hinzu.

Wir fuhren über B. . . mit Lohnfuhre; der Weg ist recht langweilig. Hinter einem Dorfe — wie es heißt, weiß ich nicht, — begegnete uns ein Offizier zu Pferde. Ich wäre ihm gern aus dem Wege gefahren, denn ich liebe die Offiziere nur bei Paraden, da stehen sie in Reih und Glied und dürfen keine Alotria treiben. Diese Herren mokiren sich gar zu gern über Unsereinen vom Lehrstande, noch dazu, wenn wir eine hübsche Frau bei uns haben; Rosinchen aber hat viel Interesse für die Herren Offiziere, das habe ich schon gemerkt, als sie noch zu Hause war.

Ich wäre also gern aus dem Wege gefahren; aber leider konnte ich nicht, weil zu beiden Seiten tiefe Gräben gezogen sind. Der Offizier kam an den Wagen und fragte mich: wo ich hin wollte? und als ich mit graziöser Selbstgefälligkeit entgegnete: Wir reisen da und da hin in's Bad, schlug er eine Lache auf und sagte: „Da hätten Sie auch etwas Gescheidteres thun können, als über B. . . zu fahren." — „Wie so?" fragte Rosinchen schnippisch und steckte den Kopf aus dem Wagen; ich aber zupfte sie leise in die linke Ecke zurück, ehe ihr der Offizier unter den großen Reisehut sehen konnte, denn das ist so die Mode dieser Herren. — „Weil der Weg unter aller Kritik ist, noch dazu für solche Katzen!" war die Antwort und dabei zeigte er auf unsere Pferde. — Ein logischer Mensch ist der Offizier, denn er bewies mir: daß die Wege in hiesiger Gegend jetzt doppelt so langweilig wären, als ehemals, weil man sie jetzt mit der Schnur in meilenlangen geraden Linien abzustecken anfange. Da hat er Recht, Rosinchen meinte: im Sande schliefe es sich gut: da hat sie auch Recht; und der Offizier verstand den Wink und sprengte davon wie ein Sturmwind, was ich meiner Gattin zu bemerken nicht unterlassen konnte. Diese aber singsangte vor sich hin: „O könnt ich fröhlich mit ihm zieh'n, durch Tannenwald und Fichtengrün!" — „Wie, mit dem Offizier?" — fragte ich ganz erschrocken. — „Ach was! ich meine den Sturmwind!" sagte sie verdrießlich und legte sich in ihrer Ecke zum Schlafen zurecht. Das war nicht nur unfreundlich geantwortet, sondern auch unlogisch; doch sie macht es immer so und in der Ehe muß man das gewohnt werden, weil die Frauen eine ganz aparte Logik haben.

Am Thore von B. . . hielt unser Wagen still und Rosinchen erwachte. „Geschlafen hat mein Schätzchen wahrhaftig wie ein Räpchen! sagte ich liebkosend und wollte ihr die rosenrothen Wangen streicheln; doch sie wehrte meiner Hand und meinte: ich verböge ihr nur den Hut. Die großen Hüte sind wahrhaftig schuld, wenn die Männer ihre Frauen nicht mehr so lieb haben können wie ehemals. — Da steckte ein Mann mit einer ungeheuren Nase diese zusammt dem ganzen Kopf in den Wagen-

Digitized by Google

Rosinchen sagte vorschnell! „Ich habe nichts zu verakziſen!“ — „Wir“ — verbeſſerte ich — „wir ſind Badegäſte.“ — „Iſt auch nicht meine Abſicht!“ entgegnete er freundlich; die Thor-Akziſe iſt ſchon ſeit dem erſten Januar bei uns abgeſchafft; was denken Sie von der Kultur unſres Vaterlandes! Nein, mit dergleichen illiberalen Schnüffeleien inkommodiren wir die Herren Reiſenden nicht mehr, und ſind nur mit Wartegeld und Ausſicht auf Zivilverſorgung konſervirt, um den geehrten Paſſanten den beſten Gaſthof zu rekommandiren. Selbiger iſt hieſigen Orts zwiefach geſpalten, nämlich der bleumourante Hering oder auch das Vorgebirge der guten Hoffnung. Sie haben nun die Wahl.“ — „Wie wär's mit der guten Hoffnung?“ fragte ich mein Rosinchen; „oder zögeſt Du vielleicht den Hering vor?“ — „Ich kenne beides nicht, alſo hängt es von Dir ab!“ lispelte ſie. — „Nun denn mit Gott in die gute Hoffnung! Fahren Sie zu, Kutſcher!“ — „Fehlen können Sie nicht!“ rief uns der dienſtfertige Ex-Offiziant nach; „da wo der Ziegenbock ſteht!“

Am Vorgebirge der guten Hoffnung meckerte und der empfohlene Wegweiſer den Willkommen zu. Indem ich noch an der Wagenklinke drehe, iſt der Herr Offizier auch ſchon da und will Roſinchen aus dem Wagen heben. Aber ich ſpiele ihm das Prävenir, faßte mein Kleinod mit der Rechten, machte mit der Linken eine abwehrende Windmühlen-Pantomime und ſagte: „Mit Permiſſion, Sie könnten ſich nur verbrechen!“ — Da lachte er in den Bart, muſterte meine ſchlanke Figur gleichſam höhniſch und beſtellte ſich einen Havannah-Zigaro.— Der Menſch hatte eine recht mokante Phyſiognomie und wurde mir immer fataler; aber ich dachte: er weiß hier Beſcheid, der Kutſcher wenig und ich gar nicht, item man nutze ihn und ſtoße ihn nicht vor den Kopf. Auch Roſinchen war, faſt zum erſten Mal ſeit der Trauung, derſelben Meinung, und da das Vorgebirge nur eine anſtändige Stube hatte, nöthigte ich den Kriegshelden herein. Er hat überdies vielleicht unter den Freiwilligen gedient, iſt alſo ſeiner Leute Kind, und da muß man als Patriot ſchon ein Uebriges thun. — Roſinchen hatte das Eſſen beſtellt. Sie hat eine häßliche Angewohnheit, nämlich ſie ſpricht immer in der erſten zeitwörtlichen Perſon — ich — ſtatt in der vierten — wir. So auch jetzt: „Wollen Sie mit mir vorlieb nehmen?“ — Der Offizier antwortete ſpitzfreundlich: „Ey, warum dieſes nicht!“ — Das hat ſie davon, ſie wurde roth bis zum Ohrzipfel. (Forts. folgt.)

Mittheilung einiger Criminalfälle, aus welchen hervorgeht, daß Grauſamkeit gegen Thiere die Quelle zu Verbrechen wird.

Von Hofrath Dr. Perner in München.

(Aus der illuſtrirten landwirthſchaftlichen Dorfzeitung.)

Ich habe den Münchener Verein gegen Thierquälerei, jetzt den größten in Europa, durch den faſt alle übrigen in's Leben gerufen wurden, und an deſſen Spitze Se. k. Hoh. der Prinz Adalbert von Baiern, Bruder Sr. Majeſtät des Königs, ſteht, ſowie ſich in Preußen Se. k. Hoh. der Prinz Friedrich von Preußen an die Spitze ſtellte, im Jahre 1841 gegründet, weil ich von der Wahrheit des Satzes: „Grauſamkeit gegen die Thiere verhärtet das Gemüth auch gegen die Menſchen,“ und von der ungeheuren Tragweite dieſes Princips, von ſeinem unberechenbar wichtigen Einfluſſe auf den Sittenzuſtand und ſohin auf Glück und Unglück der ganzen Menſchheit überzeugt und durchdrungen war. Die große Ausbreitung der Vereine dieſer Art und ihrer Grundſätze über ganz Europa und ſogar ſchon über andere Welttheile, der Schutz, den ſie bereits bei den meiſten Regierungen und kirchlichen Autoritäten finden, und die hohen Stellungen, die unzählige ihrer Mitglieder in allen Ländern einnehmen, ſprechen für ſich ſelbſt die hohe Bedeutung der Sache aus. Um dieſe aber noch immer mehr und beſonders für diejenigen klar und anſchaulich zu machen, denen Geſchäfts- oder andere Verhältniſſe noch keine genauere Einſicht in die Berichte des Vereins und in die mit keinem Worte genug zu bezeichnenden wichtigen Folgen ſeiner Grundſätze für die Volksſitten, ſowie nebenher auch in die ſanitätspolizeilichen und ſtaatsökonomiſchen Früchte derſelben geſtattet haben, will ich Auszüge aus dieſen Berichten in die illuſtrirte landwirthſchaftliche Dorfzeitung aufnehmen laſſen. Möge es der Vorſehung gefallen, daß durch dieſe Auszüge die Aufmerkſamkeit auf dieſen hochwichtigen Gegenſtand beſonders bei allen, denen die Erziehung direkt und indirekt in die Hände gegeben iſt, bei den öffentlichen Behörden, die über die Volksſitten zu wachen haben, und den öffentlichen Blättern, die auf dieſe einen ſo großen Einfluß ausüben können, in erhöhtem Maße angeregt werde. Dieſe Auszüge werden mit einer Reihenfolge von Verbrechen beginnen, die aktenmäßig aus Grauſamkeit gegen Thiere ihren Urſprung ableiteten, dann wird die Geſchichte ihren Beitrag zum Beweiſe des unheilvollen Einfluſſes liefern, den Grauſamkeit gegen Thiere auf das Schickſal von Menſchen und ganzen Nationen ausgeübt hat; endlich wird dieſer eben ſo traurige Einfluß auf das Familienleben und auf die allgemeinen Zuſtände der Menſchen überhaupt an die Reihe kommen.

Im April 1854 erhängte ſich auf dem Lande (im thurgauiſchen Neukirch) ein 9 Jahre 10 Monate alter Knabe mit einer Geiſelſchnur. Er war ein frecher, hartherziger Bube, der eine Freude daran hatte, Vögel lebendig zu ſchinden, und hin und wieder mit dem Selbſtmorde durch Erhängen drohte. Am Tage, wo er ſich erhängte, mißhandelte er würgend ein elfjähriges Mädchen der Art, daß es beinahe erſtickte und vielleicht ohne herbeigeeilte Hilfe erſtickt wäre. Aus Furcht vor der nicht ausbleibenden Strafe kam er dieſer durch freiwilligen Tod zuvor.

Erſt im Februar v. J. las man in einem ſchleſiſchen Blatte: „Bei Schömberg wurde ein Revierförſter grauſam bis zum Tode mißhandelt. Die Verbrecher, ein Vater mit zwei Söhnen, ſind entdeckt; ſie waren ſchon längſt wegen ihrer gegen die Thiere verübten Unmenſchlichkeiten in üblem Rufe.“

Am 23. März 1856 früh wurde in Spremberg eine ſchaudererregende That verübt. Um 3 Uhr kam Auguſt Hänſel aus Sohland in den Stall des Herrn v. Brandenſtein, legte auf den Kutſcher ein Piſtol an und ſprach: „Siehſt du, jetzt werde ich dich auszahlen!“ Der Kutſcher verſteckt ſich ſchnell hinter das Pferd, Hänſel zielt unter das Pferd, ſchießt den Kutſcher in den Oberſchenkel und das Pferd in die Vorderbeine. Zu gleicher Zeit

Digitized by Google

schlagen im nahen Gebäude und der Scheune die hellen Flammen hoch auf. In diesem Augenblick sieht die Besitzerin des Gebäudes hinaus, Hänsel zielt auch auf sie, sie aber schlägt das Fenster schnell zu und verschwindet. Inzwischen kommt ein Mann aus Spremberg in den Hof zu Hilfe gelaufen. Er stürzt von einem Schusse Hänsel's an der Brust gestreift nieder. Da endlich mehre Männer kommen, flieht Hänsel. Bald darauf hörte man einen dritten Schuß in einiger Entfernung. Man begab sich dahin und fand Hänsel am Halstuch hängend todt, zu seinen Füßen ein Doppelpistol und zwei einfache und einen scharf geschliffenen Degen. Das Feuer, von Hänsel angelegt, griff schnell um sich und legte Scheune, Ställe und noch ein Gebäude in Asche. Alle Vorräthe an Stroh, Heu, Holz, Kohlen, Wagen, Schlitten verbrannten, auch über 40 Stück Leinwand. Als gegen 6 Uhr das Feuer gedämpft war, fiel von einer der Ruinen ein Balken und erschlug den Schierhauer Hebald, dem er den Kopf zerschmetterte. Hänsel war ein roher, zänkischer, rachsüchtiger Mensch, der abscheulichste Thierquäler und deshalb auch vom Gericht schon früher zur Gefängnißstrafe verurtheilt. Privatzwiste sollen Veranlassung zu seiner Unthat gegeben haben.

In Nr. 213 der Allgem. Zeitg. lesen über den entsetzlich grausamen Giftmörder Dove in England Folgendes: „Sein Schulmeister sagte, daß er als Knabe grausam gewesen, daß er eines Tages eine Pistole seinen Schulkameraden zeigte, womit er seinen Vater todtzuschießen vorgab. Seine Grausamkeit habe sich besonders in Thierquälerei kundgethan, und sein größtes Vergnügen darin bestanden, Ochsen und Kühen Schweif und Füße zusammenzubinden, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen konnten. Ein noch grausameres Spiel habe er mit Katzen und Hunden getrieben, die er mit Vitriol begoß und ihnen dann das Fell abzog." Man sieht aus allen diesen Beispielen, unter denen wir auch Männer und Frauen von sogenannter Bildung in Menge aufführen könnten, wie wahr es ist, was in unseren Schriften schon oft erörtert wurde, daß politische, wissenschaftliche, künstlerische und jede sonstige sogenannte feine Bildung und feine Umgangsformen nichts helfen, wenn nicht ein gutes Herz, Mitleid und Milde die Grundlage bilden.

Wie sehr aber trotz solcher fast täglicher Erfahrungen die unermeßliche Wichtigkeit der Vereine gegen Thierquälerei, so weit sie sich auch bereits verbreitet haben, noch immer von vielen Seiten, auch von sehr einflußreichen, verkannt wird, zeigen uns leider auch die tägliche Erfahrung und die Theilnahmslosigkeit mancher aus den sogenannten gebildeten Ständen. Welche Verwirrung der Begriffe und welche verkehrte Auffassung wahrer Bildung und wahrhaft guter Erziehung spricht sich z. B. in einem öffentlichen Berichte über den im Dezember 1855 vor dem öffentlichen Schwurgerichte in München abgeurtheilten jugendlichen Brandstifter Mathias Gruber aus, der mit den Worten schließt: „Laut Censurbuch zeigt er bei hinlänglichen Geistesfähigkeiten, sehr großem Fleiße und gutem Willen eben so viel Muthwillen und Leichtsinn, ohne daß er übrigens ein böses Herz verräth." Und die Brandstiftung hatte er dadurch verübt, daß er ein glühendes Stück Holz auf eine Katze warf, die auf dem Dache saß; eine halbe Stunde nach Ausbruch des Brandes sagte er lachend zu einer Zeugin: „mein Gewand habe ich," und zu einer andern Zeugin, statt zum Löschen mitzuhelfen, wieder lachend: sie solle nur gehen, auf ihre Sache schaue er schon auf." Und so wurde er öffentlich als ein zwar nicht besonders verständiger Mensch, aber von gutem Herzen beschrieben!!

Wenn wir dann in der „Indépendance belge" vom 7. Dezember 1855 lesen, „wie ein Fuhrmann bei Paris eine Ratte unter lautem Gelächter in's Feuer warf und hierdurch die Indignation Aller erregte, die löschen halfen, als er sich hierbei Arme, Beine und Brust verbrannte, weil ein Holzstoß in Brand gerieth;" — oder wenn uns ein thätiges Mitleid unseres Vereins Anzeigen wie folgende macht: „daß ein Bursche öfter lebendem Schlachtvieh, wenn es ihm nicht fügsam gehen wollte, die Augen ausstach; daß einer eine lebende Katze an einen Baum nagelte; daß Manche aus Muthwillen Kälber loslassen, um sie durch Hunde wieder fangen und herbeiziehen zu lassen; wie ein Kalb durch Knebeln oder Hetzen auf dem Transporte 18 Pfund am Gewicht verlor; daß einer einem Kalb eine Bouteille an den Kopf schlug, daß sie zerbrach, ein Splitter ihm eine Wunde und Brand veranlaßte und er daran starb u. dgl." — so dürfen wir wohl fragen, ob solche Menschen ihrer innern moralischen Qualität nach besser sind, als die bisher erwähnten Verbrecher? ob nicht auch sie, wenn Leidenschaft (Zorn, Eifersucht, Rache) oder Genußsucht mit Gelegenheit oder Geldmangel, Hoffnung unentdeckt zu bleiben oder andern verführerischen Umständen zusammentreffen, nicht mit derselben Lust und Gefühllosigkeit auch ein Verbrechen verüben werden? ob sie nicht bereits fertige Verbrecher sind und nur der zündende Funke noch fehlt, um die bereits vollendete Mine losgehen zu lassen?

Correspondenz.

H. Hermannstadt, 15. Februar. (Fortsetzung).

Stille fließt unsere Zibin unter der Eisdecke, aber stille Wasser reißen oft. Der Himmel verhüthe im Thauen des Frühlings, wenn die Eisdecken bersten, unseres Flüßchens Ueberfluthung. Ja stille Wässer und mancher Menschenwitz sind gefährlich, kleine Flüßchen oft gefährlicher, als große Ströme; ein Quentchen „Mutterwitz" oft gefährlicher, als viele Pfunde „Schulwitz." Man fürchtet bereits Ueberschwemmungen, sobald Thauwetter eintrifft, wie unser Zibinfluß schon öfters vor Jahren bewiesen hat, in denen der Winter so strenge war, wie heuer und noch leiden wir an großer Wassernoth. Die meisten, namentlich die Unterstadt mit Wasser versehenden Röhrleitungen sind zugefroren und das Wasser mußte von Vielen schon zu wiederholtenmalen mit großer Anstrengung aus Theilen der so hoch gelegenen Oberstadt geholt werden. Bei Tage geht das noch an, aber bei Nacht? Glatteis überall und Stockfinsterniß, wenn der Himmel nicht seine Riesenlaterne, den freundlichen Mond als Wegweiser schickt. Und dieses Hundegebell Nachts in manchen Straßen, solche Menge von großen und kleinen Hunden, deren widriges Geheul oft den Mond verjagen könnte und nur einzelne „Spitz und Pudeln" in den Häusern halten sich brav. — Wie matt da und dort eine Oellampe in den Straßen leuchtet! Die Finsterniß scheint in Perma-

nenz erklärt zu sein, wo nicht Gasflammen die Nacht zum Tage machen. „Bekommen wir Gasbeleuchtung?“ hört man schon Jung und Alt sagen. Alles „paßt“ auf Licht! Man spricht hie und da von Vereinen, die sich zur Insslebenrufung der Gasbeleuchtung in unserer Stadt bilden sollen. Das Licht dringt immer weiter. Anfangs war blos Wien mit Gas beleuchtet, dann kam Pesth an die Reihe, nun ist's auch in Temeswar Licht geworden — werden ja doch auch unsere Städte an die Reihe kommen? — Und das Pflasterungswesen? So viel auf die Pflasterung der Gassen in unserer Oberstadt bis jetzt verwendet wurde, so stehts doch in der Unterstadt ziemlich halsbrecherisch aus. Manche Gasse ist besonders im Winter fast nicht zu passiren. Hie und da gibt es, wie in vielen anderen Städten noch sehr viel anzuschottern und auszufüllen. Woher genug Geld und Kräfte? Es wären Titanenhände zum Arbeiten und Gigantenfüße zum Stampfen nöthig. Welch ein gefährliches Gehen bei Nacht und Glatteis ists nicht über unsere hohen Burger-, Sag-, Fingerlings-, Hundsrücken- und andere kleinere Stiegen, über welche man von der Unter- in die Oberstadt gelangt. Bei so gefährlicher Wanderung in stürmischen Winternächten bleibt Jedermann lieber zu Hause sitzen und auch aus diesem Grunde bleibt unser Theater, seit der „Himmelsgrimm“ Winter die beißendste Kälte fühlen läßt, fast täglich, schwach, manchmal sehr schwach besucht. Auch aus Faschingsgründen boten sich der Direktion gar sauere Wochen. Schon ist Aschermittwoch vor der Thüre der Carneval entrollt vollends lustig sein Banner und bietet Jedem die noch übrigen Eintrittskarten in das Reich der Seligkeit und wonneberauschender Vergnügungen, als blühte nie ein Fasching mehr auf Erden, die volle Lust modernen Tanzes und Musikgetöses entfesselnd. Alles drängt sich, als gälte es den höchsten Kampfpreis zu erjagen, in die geschmückten Tanzsäle. An wüthenden Parforcetänzern, denen auch das rasendste Tempo nicht zu schnell ist, fehlt es wohl nirgends in der Welt, ebensowenig wie an Mäßigkeitsvereinen, politischen Kannegießern bezüglich des letzten französischen Ereignisses, des englischen Krieges der Civilisation gegen die Barberei des himmlischen Chinareiches voll irdischer Leiden und der sich selbst „den Kopfscherenden“ und „Zopftragenden“ Chinesen, es fehlt nicht an herablassenden Hochmüthigen und grausamen Demüthigen bei Brautwerbungen, nicht an Bratwürsten, Faschingskrapfen und Gesangbüchern. — „Was ist doch aus dem gemüthlichen fröhlichen, langsamen, nicht ermüdenden Walzer, dem uralten deutschen Nationaltanz geworden! Wüthend und dampfend muß es jetzt gehen und dieser Tanzfreiheit tritt Niemand hindernd entgegen!“ So seufzte jüngst beim Trinkgelage ein bestens gewölbter und gerundeter, gehäbig pflegmatischer Bürger, während einige Gläser vom „Besten“ und eine gute Portion geräucherter Zunge seine Carnevals-Reden in Fluß zu bringen suchten. „Ja, der alte langsame Walzer, dieser fröhlichste Ausdruck deutscher gemüthlicher Traulichkeit und Brüderlichkeit mußte den verdammten französischen Contratänzen weichen; — diese quadrillirten Zehnschrittvomleib-Tänze!“ ruft der Bürger weiter aus, — „diese Ziererei und Gefallsucht, die sich in der so hochgepriesenen Quadrille ausspricht! Wie ganz anders ist der Menuet, Busselmenuet und Polstertanz! Bringet den Walzer, bringet die alten deutschen Tänze doch wieder zu Ehren!“ — Ja der sanfte Walzer läßt ein Pärchen in inniger Umarmung, Hand an Hand, Aug in Aug, Herz an Herz auf den süßen Schwingen seines gemüthlichen Taktes wie verklärt dahinschweben, begünstigt dabei den heimlichsten Austausch von Liebesworten und stürmenden Gefühlen und manchen Küßchenraub. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* In Temesvar, welches bisher nur ein Bürgerkrankenhaus hatte, soll ein großes allgemeines Krankenhaus gebaut werden. Die Staatsverwaltung hat sich erboten, der Gemeinde hiezu 80,000 fl., und noch mehr falls sie es braucht, vorzustrecken.

* Die Erbprinzessin Karoline von Dänemark, welche vor 28 Jahren den Unfall hatte, daß ein Licht ihren Hut entzündete, hat sich am 12. Febr. beide Arme stark verbrannt. Der Aermel Ihrer k. Hoheit berührte die Kerze und fing Feuer. Da sich die Prinzessin allein im Zimmer befand, so brannte auch der andere Aermel an, ehe Hilfe herbeieilte. Die Brandwunden der hohen Frau sind sehr schmerzlich. Der rechte Arm der Prinzessin hat am meisten gelitten.

* Der furchtbare Fall, daß ein Mensch lebendig begraben wurde, hat sich in Reichenberg zugetragen. Am 3. d. M. verschied die Witwe eines vor zehn Jahren gestorbenen Kaufmannes, welcher damals in einem ausgemauerten Grabe beerdigt wurde. Als man nun dasselbe öffnete, um die Leiche der Frau beizusetzen, fand man den darin befindlichen Sarg, aus welchem die Füße herausssahen, auf die Seite gekehrt, und den Todten selbst auf dem Gesichte liegen. Er lebte also noch, als sich die Gruft über ihm schloß.

* Aus Petersburg wird gemeldet, der russische Hofrath Muchin a. D. hat in einer öffentlichen Restauration der Haupt- und Residenzstadt ein im Ausland erschienenes Buch verbrecherischen Inhaltes vorgelesen. Der Hofrath wurde in Folge dessen verhaftet und in ein fernes Gouvernement (allem Anscheine nach nach Sibirien) geschickt und daselbst internirt.

* Zeugniß von dem gesegneten Jahre 1857 hat die Frau Engelwirthin in Lisal in der Schweiz abgelegt, die ihren Gatten im Jänner 1857 mit Zwillingen, und im December desselben Jahres mit Drillingen erfreute. Mehr kann man nicht verlangen. Alle fünf in einem Jahre von einer Mutter gebornen Kinder befinden sich frisch und munter, die Mutter ebenfalls. Als eine Art Pendant hierzu kann ein vor wenigen Wochen in Canada 120 Jahre alt gestorbener Mann, Namens Daniel Arkin, gelten, der aus sieben Ehen eine Nachkommenschaft von 370 Kindern und Kindeskindern hinterlassen hat.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 3 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 24. Freitag, den 26. Februar. 1858.

Meine Widerwärtigkeiten im Bade.

(Aus dem Leben eines Landpredigers nach v. Deckers Handzeichnungen nach der Natur.)

II.

(Fortsetzung.)

Nach Tische fragte Rosinchen: „Wollen wir schlafen gehen?" — Diesmal hätte sie in der ersten Person fragen können und deshalb verbesserte ich: „Du, mein Kind, denn Du wirst müde sein; wir aber, wir wollen, wenn es dem Herrn Lieutenant anders recht ist, eine kleine Promenade machen." — Wir promenirten drei Mal um die Stadt, im Ganzen beinahe eine Viertelmeile Weges, und ich nahm Gelegenheit, dem Offizier einen Theil meiner Lebensgeschichte zu erzählen. Er muß meine Schwieger-Eltern kennen, und konnte gar nicht begreifen: wie ich zu der hübschen Frau gekommen wäre. So etwas kitzelt, denn es macht unserm Geschmack Ehre; und hübsch ist Rosinchen, das muß wahr sein; in der ganzen Umgegend hieß sie des reichen Amtmanns schöne Rosine.

Als wir wieder in das Wirthhaus einsprachen, war Gesellschaft angekommen. — Ein junger Mann mit Schnurrbart und eisernem Kreuz von Sammet auf grünem Oberrock, und eine engelschöne Frau saßen am Kaffeetisch und Rosinchen dabei. Der Offizier that ganz bekannt mit den Fremden und zischelte dem Grünen vielerlei in's Ohr. Später erfuhr ich, er sei ein bleisirter Oberstlieutenant, der auch ins Bad reise; was ich anfangs nicht glauben wollte, da die Oberstlieutenants sonst nicht so jung zu sein pflegen, auch, so viel mir bekannt ist, ex officio Troddeln auf den Schultern tragen müssen. Doch ich vernahm: der Fragliche habe in der Adjutantur gedient, und auf Jagden, Land- und andern Partieen sei es den Herren Kriegsleuten erlaubt, gewöhnliche Civilkleider zu tragen. — Der Offizier, nämlich mein Begleiter, stellte mich den Angekommenen mit den Worten vor: „Herr Anastasius Möhrensaft, berühmter Theologe, Mitglied einiger gelehrten Vereine und namentlich der Bibelgesellschaft, auch Pastor ordinarius." Woher wußte dieser Mensch meinen Namen, Titel und meine Würden?

Kluge Hühner legen auch zuweilen in die Nesseln, das habe ich nun selbst recht deutlich erfahren; denn der grüne Oberstlieutenant kam gerade daher, wo ich her kam, wollte gerade da hin, wo ich hin wollte, und war auch den unkritischen Weg über B... gefahren. Es wurde endlich der beste nach dem Bade auspunktirt, und zwar über Prellwitz und Pätermühle; da mir aber selbiger unbekannt war, so bat ich um die Erlaubniß, hinterher fahren zu dürfen. Rosinchen, mein Quecksilber-Mäulchen, sagte wieder etwas vorschnell: „Aber daß Sie es nur so einrichten, daß ich nicht umwerfen kann." — „Wir," verbesserte ich abermals; „denn ich bin ja auch mit dabei, und dafür mag uns der gütige Himmel bewahren." — Im Wagen wollte ich ihr einige Rexrimanden über die böse Angewohnheit geben, und fing also an: „Nur egoistische Menschen streuen das Wörtlein ich allzu häufig in den Fluß ihrer Rede und werden deshalb nach dem neueren Sprachgebrauch Ichler oder Ichlinge genannt; Mann und Weib aber sind ein Leib und eine —" — „Das ist nicht wahr" — unterbrach sie mich schnippisch — „und wenn es wahr ist, so schweige Du mit Deinem halben Leibe still! denn die andere Hälfte will schlafen!" — Das war nach der von mir gegebenen Prämisse wirklich logisch richtig und ich vermochte ihr nichts darauf zu antworten.

Sie schlief, mir aber ging der Offizier im Kopfe herum. Es war augenscheinlich und wurde mir immer klarer, daß sie sich nicht von gestern kennen; auch war sie in seiner Gegenwart noch schnippischer gegen mich als gewöhnlich. In ihrer Eltern Hause hat sie es eben so gemacht; ihr Vater liebt Alles, was einen Säbel trägt und hält sich sogar mit schweren Kosten das Militär-Wochenblatt. Darum war auch sein Haus ein wahrer militärischer Taubenschlag, nur mit dem Unterschiede: daß statt der Tauben schwarze Husaren-Offiziere hinein-, und seine Rüdesheimer Elfer-Bouteillen hinausflogen. — Aber ich weiß, was ich thue. Ich bitte die schöne sanfte Frau vom grünen Oberstlieutenant: daß sie im Bade mein Rosinchen unter ihren Schutz nimmt, sonst habe ich keine ruhige Badestunde, die laut Programm in der Zeitung ohnehin nur 50 Minuten dauern soll.

III.

Das Bad bekommt mir recht gut, und Rosinchen findet das auch; sie wird täglich freundlicher gegen mich, aber dabei bleibt es. Sonst gab sie mir doch zuweilen einen Kuß, hier aber muß ich mich mit der Hand und im Freien sogar mit dem Handschuh begnügen, den sie des Sonnenbrandes wegen höchstens bei Tische

auszieht. — Ich habe übrigens richtig prophezeit: Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen; man könnte noch hinzu setzen: absonderlich im Bade. Rosinchen und der Offizier sind eine alte Konnaissance; er hat einmal dort im Quartier gelegen, und geht auch ganz ohne Gene mit ihr um, zu meinem größten Aerger. — Ich könnte hier recht vergnügt sein, denn das Leben ist nicht allzu theuer, bis auf den Wein, der noch dazu schlecht ist; die Gegend ist schön, die Gesellschaft gut, leider aber zankt sich Rosinchen alle Tag mit mir. Sie kann sich immer noch nicht in ihren neuen Stand finden, und das lustige Leben in ihres Vaters Hause liegt ihr noch gar zu sehr in den Gliedern. Wenn ich ihr nun zuweilen ihre ausgelassene Lustigkeit vorhalte, so schmollt sie und nennt mich grämlich, und meint: ich sähe noch viel ehrbarer aus wie mein schwarzfordurn Gesangbuch. Sind das wohl Reden, die sich für eine angetraute Predigersfrau schicken? Ich klagte neulich der schönen grünen Oberstlieutenants-Frau meine Noth; aber da kam ich gut an. Die meinte: ich sei selbst schuld, weil ich immer den Hofmeister spiele, und das vertrage keine junge Frau; ich sollte ihr mehr den Willen lassen und nicht gleich sauer sehen, wenn Rosinchen hell auflacht. Aber, lieber Gott, sie lacht beständig und das schickt sich nicht oder höchstens im Bade, und wenn sie später mit mir auf der Pfarre von Distelrode sitzen wird, hat sie sich's einmal angewöhnt. „Liebe schöne Frau!" sagte ich, „ich kenne die Damen und absonderlich die lebenslustigen Amtmann-Töchter; ja, wenn sie Alle so engelgut wären wie Euer Gnaden!"

Der Offizier geht Rosinchen fast nicht von der Seite, und mich betrachten sie, so zu sagen, wie das fünfte Rad am Wagen. Ich werfe zwar hin und wieder mit Sprüchen um mich; aber davon wollen sie nichts wissen und meinen: alle ernsthaften Gedanken wären der Badekur hinderlich. — Neulich spielten sie auf dem Brunnen, unter a dern heidnischen Spielen, auch Sprüchwörter und lebendige Charaden. Sie führten zum Beispiel den Pygmalion auf, den machte er, und sie sollte die Statue vorstellen. Das hätte ihm gefallen sollen; aber zum Glück kannte ich die Historie aus dem „Konversations-Lexikon" und hinderte es noch zur rechten Zeit, indem ich mich selbst zur Galathea anbot. Daraus wurde nichts; der Offizier wollte sogar auf seinem Willen bestehen, Rosinchen beschwichtigte ihn jedoch durch einen recht freundlich bittenden Blick, und ich sagte zu ihm: „Ich, so viel Sie wollen und was Sie wollen; aber Rosinchen lassen Sie mir mit solchen Komödianten-Stückchen zufrieden." — „Topp" sagte er, „ich halte Sie beim Wort!" — Im Saale wurden schnell Tische und Stühle umher gesetzt und die Hälfte der Gäste mußte Buden-Halter vorstellen; die andere Hälfte aber sollte rathen, was das Spiel für einen Namen hat. Ich mußte, so gab es der Offizier an — mit noch Einigen herum gehen und so thun, als ob wir viel und Mancherlei einkauften, wobei ich jedoch immer am höchsten bezahlte; Andere, die hinter uns gingen, drückten darüber ihre Verwunderung, und noch Andere ihren Spott aus, aber Alles durch Pantomime. Kaum war ich bei der dritten Bude, so rief schon die ganze Gegenpartei wie aus einem Munde: „Ach, das ist ja mit Händen zu greifen: der Gimpel auf der Messe!" — und gleich darauf erscholl ein unbändiges Gelächter. Anfangs ärgerte ich mich rasend, denn ich stand gleichsam unglücklich da, und gelobte mir innerlich: dem Offizier den Streich nicht zu vergessen; aber zuletzt schien es mir am besten, daß ich selbst mitlachte, und das that ich nun auch und bekam von Rosinchen einen hellen Blick dafür. (Forts. folgt.)

Die Naturwissenschaft im Jahre 1857.

Die Revue des deux Mondes gibt in ihrem Januarhefte einen interessanten Ueberblick über die Fortschritte, namentlich der physikalischen Wissenschaften im Jahre 1857, der von Babinet, Mitgliede des Instituts, verfaßt ist. Natürlich ist darin nur Frankreich ganz besonders berücksichtigt; doch wird es am Orte sein, das Wesentliche daraus unseren Lesern vorzuführen, zumal es schwer sein dürfte, auf anderem Wege so bald einen Ueberblick zu gewinnen. Denn leider befaßt sich die deutsche Wissenschaft selten mit solchen Zusammenstellungen und Gruppirungen, die nur ein Gelehrter zu machen im Stande ist, der unmittelbar an der Quelle sitzt und über eine Fülle von Material gebietet.

Das Jahr 1857 hat nichts bemerkenswerthes Neues hervorgebracht; keine glänzende Erfindung, keine bedeutendere Entdeckung, sondern sich damit begnügt, die früheren Jahre auf ehrenvolle Weise fortzusetzen. Dies ist im Physischen wie im Moralischen sein allgemeiner Charakter. Großartige Erscheinungen in der Natur (ausgenommen am Ende des Jahres die Erdbeben in Italien) und erhabene Conceptionen des menschlichen Geistes haben gleicherweise gefehlt, doch hat sich der Schatz unserer Erkenntnisse durch reiche Erndten vermehrt.

Es ist eine Regel, daß es in einem Jahre niemals mehr als sieben und nie weniger als zwei Sonnen- oder Mondfinsternisse giebt. Wenigstens giebt es immer zwei Sonnenfinsternisse, weshalb im Jahre 1857, wo es im Ganzen nur zwei Finsternisse gab, keine Mondfinsterniß stattgefunden hat. Kein Jahr kann also ärmer an derlei himmlischen Erscheinungen sein. Die Sonnenfinsterniß vom 15. März 1858 wird für Paris, und vor Allem für England, eine der schönsten in diesem Jahrhunderte sein. Sie wird um Mittag stattfinden. Zu Paris wird nur ein Zehntel der Oberfläche der Sonne unbedeckt bleiben, und die durch die schmalen Ränder hervorbrechenden Sonnenstrahlen werden, anstatt die gewöhnlichen Kreise zu beschreiben, auf den Gegenständen, die sie aufnehmen, schmale, halbmondähnliche Bilder hervorbringen; endlich werden Brenngläser und Hohlspiegel nicht mehr im Stande sein, brennbare Stoffe anzuzünden. Die Helle wird sehr schwach sein, und da zu dieser Jahreszeit die Temperatur wesentlich durch die direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen bedingt ist, so ist es möglich, daß man einige Minuten lang eine empfindliche Kälte fühlen wird, die sich indeß durch das Thermometer genauer bestimmen lassen wird, wie man sie 1842 bei der großen Sonnenfinsterniß beobachtet hat. Die erste Hälfte dieses Jahrhunderts hat 18 zu Paris sichtbare Sonnenfinsternisse gehabt; in der zweiten Hälfte werden deren 21 stattfinden. Nach der Finsterniß von 1858 wird es zwei ebenso schöne 1860 und 1861 geben.

Auch im Jahre 1857 sind wieder einige Planeten von der zwischen Mars und Jupiter befindlichen Gruppe entdeckt worden. Sie sind, so zu sagen, das Kleingeld für den Thaler-Planeten, den Kepler an jener Stelle als mangelnd vermuthete. Das Jahr 1856 hatte uns 5 dieser kleinen Himmelskörper geschenkt; 1857 hat man deren 8 entdeckt, was mit den früher entdeckten im Ganzen 50 ausmacht. — Pogson, Goldschmidt, Luther und Ferguson theilen sich in diese Entdeckungen, aber zu sehr ungleichen Theilen; denn Goldschmidt hat allein deren 4 entdeckt. Von den 50 sind 2 in Amerika auf dem Observatorium von Washington von Ferguson entdeckt worden.

Das eben abgeschiedene Jahr war sehr reich an Kometen. Man entdeckte sechs. Der große Komet Karl's V. fehlt noch. Die astronomischen Rechnungen erwarteten ihn mit der größten Wahrscheinlichkeit im Jahre 1858. Nur einer von den 1857 beobachteten Kometen ist von größerer Wichtigkeit, nämlich durch die Wieder-Erscheinung des periodischen Kometen von Brorsen, so daß man also 5 Kometen kennt, deren Umlaufszeit gesichert ist, nämlich den von Halley, von Encke, von Biela, von Faye und von Brorsen. Denn um den Umlauf eines Kometen mit Sicherheit bestimmen zu können, genügt nicht seine bloße Erscheinung; es ist eine Wieder-Erscheinung nöthig, um die Rechnungsformel festzustellen. So z. B. ist der Komet von Vico, obschon aufmerksam erwartet und am klarsten Himmel gesucht, nicht wieder erschienen, wahrscheinlich, weil er sich durch die ungleiche Anziehung der Sonne an seinen verschiedenen Theilen im Weltraume zerstreut hat. So hat sich auch der Biela'sche Komet in Folge ähnlicher Ursachen in zwei Hälften gespalten. Das Schauspiel eines Kometen, der, vor einem sehr kleinen Sterne vorbeigehend, ihn doch nicht merklich verdunkelt, ist dieses Jahr mehrmals beobachtet worden. Alles bestätigt die Vorstellung, daß die Kometen nur staubähnliche Stoff-Anhäufungen mit sehr entfernt stehenden Körnern sind, die ihr Dasein nur durch ihre Sichtbarkeit verrathen, eine Sichtbarkeit, die selbst bei den sechs Kometen dieses Jahres nur durch Hülfe des Teleskopes erkennbar geworden ist. Da mehrere dieser Kometen beinahe denselben Weg am Himmel verfolgten, so hat man von der Möglichkeit gesprochen, daß mehrere von einem und demselben Kometen herrührten, nachdem er durch die Wirkung der Sonne zertheilt worden. Man begreift, daß bei der ungemeinen Dünne der Materie, woraus die Kometen bestehen, und bei der großen Entfernung ihrer einzelnen Theile, die nur eine geringe Wirkung auf einander ausüben, unter der Herrschaft fremder Kräfte leicht ein Trennung ihrer Elemente vor sich gehen kann. Wenn durch Einwirkung der Sonne und des Mondes unsere Meere fluthen und steigen, so werden ihre Wässer energisch durch die Schwerkraft niedergehalten, von deren Stärke die des Mondes nur der neunmillionte Theil ist. Alles beschränkt sich also auf eine geringe oszillirende Bewegung. Bei einem ähnlichen Einflusse würden indessen die Bestandtheile eines nicht sehr dichten Kometen vom Ganzen losgerissen und abseits in die endlosen Räume des Weltalls geschleudert werden.

Man hat gefragt, warum man 1857 so viele Kometen gesehen, während man 1856 nicht einen einzigen entdeckt hat. Es ist allerdings merkwürdig; indessen wir wissen so Vieles nicht.

Als man Arago fragte, warum man im Winter mehr Kometen als im Sommer finde, antwortete er: „Weil die Nächte im Winter doppelt so lang sind. Sie sind dann 16 Stunden lang, während sie im Sommer nur 8 Stunden dauern und überdies mehrere Stunden auf die Dämmerung fallen, welche der Beobachtung so kleiner und wenig heller Körper Eintrag thut." Herschel rechnete auf ein ganzes Jahr überhaupt nur vierzig Stunden ganz ungestörter Beobachtung durch die Teleskope, und Laplace hatte vorgeschlagen, dieselben möglichst in der leichten und reinen Luft hoher Berge aufzustellen. Dieses ist im Jahre 1856 auf dem Pik von Teneriffa geschehen, und zwar durch den königlichen Astronomen von Schottland, Piazzi Smyth, den Sohn des berühmten Admirals gleiches Namens, der mit einer für sein Alter bewunderungswerthen Rüstigkeit seine astronomischen Forschungen auf dem Observatorium des Schlosses Hartwell fortsetzt, wo einst Ludwig XVIII. als Verbannter lebte. Dieses Schloß gehört jetzt dem Doktor Lee, der ebenfalls Astronom ist, ebenso reich an Kenntnissen als fürstlichen Glücksgütern, von denen er einen Theil der Kunst und den Wissenschaften zuwendet. Doktor Lee ist eines der thätigsten Mitglieder der englischen astronomischen Gesellschaft, die so viel für die Wissenschaft thut. In einem ihrer letzten Bulletins hat der königl. Astronom, Herr Airy, eine schöne Abhandlung über die Mittel geliefert, um die Entfernung der Sonne von der Erde durch die Beobachtung des Mars in den Jahren 1860 und 1862 genauer zu bestimmen, über die noch eine ziemlich bedeutende Unsicherheit herrscht. Es ist nicht zu bezweifeln, daß sich, wie 1761 und 1769, so auch 1860 und 1862 die Beobachter auf die geeignetsten Stationen unseres Erdballes begeben werden, um die Elemente zur Lösung dieser wichtigen Frage zu beschaffen.

(Fortsetzung)

Correspondenz.

H. Hermannstadt, 15. Februar. (Fortsetzung).

So wenig unser Theater besonders in der letzten Faschingszeit besucht war, so lebendig dagegen ging es bis jetzt im städtischen Redoutensaale und allerorts, wo Bälle, Schmausereien und Trinkgelage gefeiert werden, zu. Bald las man immense Plakate „Carneval von Venedig!" „Nobel-Masken", „Fortuna," „Wohlthätigkeits-Ball" u. dgl. Musik, Mummenschanz, Tanz und Ehestiftungen in allen Ecken. Hatten ja doch auch, wie ein alter Chronist schreibt, „unsere Vorfahren solche öffentliche Tänze auch darum gehalten, damit ihre Kinder von den Nachbarn möchten gesehen werden, Ehestiftungen fürzunehmen." — Geschieht es auch heutzutage nicht mehr, daß sich die Masken wie vor alter Zeit bei ihren nächtlichen Umgängen in die offenstehenden Häuser schleichen durften, um sich von „Hausfrau und den schönen und ehrlichen Jungfrauen" das „Baschang-Küchel," nur zur Faschingszeit gebacken, zu holen, so trägt in unserer Zeit doch Mancher, und noch besser — gleich das Herz der Jungfrau vom Balle als Eroberungspreis nach Hause und an Faschingskrapfen, diesen stattlichen Nachkommen der alten Vorfahren „Küchel" fehlt es in keinem lustigen Hause und werden solche für Geld und auch gratis

verabreicht. An Faschingsstückeln fehlt es wie überall, auch bei uns nicht und lustige Schwänke bilden gerne Stadtgespräche. An einem jener Maskenbälle, welche im Fasching überall an öffentlichen Orten und in häuslichen Cirkeln zahlreich abgehalten zu werden pflegen, vornehme Damen in Zigeunerinnen, hohe Herren in Polichinells, Ritter von der Feder in Ritter mit Spieß und Schwert, schlichte Töchter aus dem Bürger- und Arbeiterstande in glänzende rosa Seidendominos, alte Jungfrauen in junge Magierinnen verwandeln, amüsirte die anwesende Gesellschaft besonders eine weibliche Maske, ganz im Rococo-Styl gekleidet, halb reizend, bald häßlich, bald jung, bald alt, bald flink wie ein junges Reh, bald lahm wie eine Matrone, halb unschuldsvoll, bald coquett, bald Engel, bald Teufelchen. Das ging über den Spaß und die „Räthselhafte," so fing man an, diese mysteriöse Maske zu nennen, konnte auch nicht entdeckt werden, so sehr sie von anderen Masken verfolgt und wie von Schmetterlingen umschwärmt wurde, so sehr man um sie warb und die Stumme zu Wort zu bringen suchte. Sie fächelte ganz lieblich mit dem mittelalterlichen Fächer Jedem sanfte und duftende Kühlung zu. Väter und Mütter, die ihre Töchter, Tanten, die Cousinen auf den Ball geführt hatten, ärgerten sich nicht wenig, daß die stattlichen Herrchen fast alle Aufmerksamkeit nur dieser und nur dieser unbekannten Rococo-Damenmaske zuwendeten. „Die muß alt und häßlich sein!" raunte eine Maske der andern zu — „ich sage dir" — ein Neugieriger zum andern — „die ist ein Engel und blutjung!" Jeder sah Dinge, die man noch nie gesehen, hörte Worte, die man noch nie vernommen, kurz Jeder sah Wunder. Alle Liebeserklärungen prallten an der eisernen Standhaftigkeit, dem ehernen Sinne der räthselhaften stumm bleibenden Rococo-Dame, alle Rendezvous-Anträge wurden mit ernsten Blicken ausgeschlagen. Gentleman, Künstler, Ritter von Elle, Feder und Scheere waren schon erschöpft von Höflichkeitsbezeugungen und Liebeserklärungen. (Forts. folgt.)

Mannigfaltiges.

* Königsberg, 15. Febr. Eine erschütternde Trauernachricht durchläuft die Stadt. General v. Plehwe ist heute Morgen 9 Uhr in einem Duell mit einem Lieutenant im 3. Kürassier-Regiment, Jachmann, auf dem großen Exerzierplatze gefallen. Die Bewegung unter den Bewohnern unserer Stadt, unter denen wohl Keinem der gefallene General unbekannt war, ist eine ungemein große. Einer hält den Andern auf der Straße an, um die Details des betrübenden Ereignisses zu erfahren und vor der Königshalle, dem von dem General gegründeten, und zum größeren Theile erbauten Kasino-Gebäude am Königsgarten, haben sich zahlreiche Gruppen versammelt. Was ich bis zum Abgange des Schnellzuges über die Veranlassung dieses Vorganges, welcher die traurige und tiefergreifende Katastrophe in dem Geschick zweier geachteten, und bis vor Kurzem in scheinbar glänzenden Verhältnissen sich befindenden Familie beschleunigen wird, aus zuverlässigen Mittheilungen habe erfahren können, besteht in Folgendem: Als der Sohn des Generals von Plehwe, Pächter von Rettelbeck, welcher mit einer Tochter des Kommerzienraths Jachmann, Besitzers von Trutenau und Rettelbeck, vermählt ist, von Berlin im November v. J. zurückkehrte, wohin er gegangen war, um weitere Hilfsquellen in seinen mehr und mehr schwieriger sich gestaltenden Geldverlegenheiten sich zu eröffnen, fand er seine Frau nicht zu Hause auf Rettelbeck, dieselbe war vielmehr zu ihrem Vater nach Trutenau gezogen, um dort ihr Wochenbett abzuhalten. Als v. Plehwe hieher kam, wurde ihm nicht nur der Zutritt zu seiner Frau verweigert, sondern daran auch Erörterungen über die Schuld des Einen und Andern in Betreff der beiderseitigen Geldverlegenheiten geknüpft, welche schließlich zu einer heftigen Scene führten. Der alte General fühlte sich durch diesen Vorgang ebenso tief beleidigt, als sein Sohn. Dazu mißlang nicht nur ein durch ihn persönlich gemachter Versuch einer Ausgleichung, sondern derselbe führte auch eine Begegnung mit dem Lieutenant Jachmann herbei, welcher die Sache seines Vaters und seiner Schwester in gleich lebhafter Weise vertrat, wie der General die seines Sohnes, und in Folge der dabei stattgehabten Erörterungen dem General eine Aufforderung zusandte. Die Angelegenheit ist, wie mir mitgetheilt wird, auch vor den Ehrenrath gekommen, der lange geschwankt, schließlich sich aber gegen die Zulässigkeit des Duells zwischen den beiden Genannten ausgesprochen haben soll. Gleichwohl scheint die gegenseitige Erbitterung so groß gewesen zu sein, daß diese Entscheidung das Duell nicht verhindert hat. Die Forderung war auf 10 Schritte Barriere. General v. Plehwe hatte den ersten Schuß und verwundete seinen Gegner auf 8 Schritte in der Backe, der dadurch indessen nicht kampfunfähig gemacht wurde, vielmehr avancirte und dem General mit seiner Kugel die Brust durchbohrte. Wenige Augenblicke nach der empfangenen Schußwunde verstarb v. Plehwe. Der Leichnam desselben soll, wie ich höre, nach dem benachbarten Kalthof, Herrn v. Kleist gehörig, gebracht worden sein. Lieutenant Jachmann liegt an seiner Wunde darnieder, über deren Bedeutung ich indessen für heute Sicheres nicht mittheilen kann. — Nach einer Mittheilung in der „K. Z." hat der General Plehwe den Lieutenant Jachmann im höchsten Grad beleidigt. Der Lieutenant ersuchte den General um Zurücknahme seiner Beleidigung und da jener dieses nicht that, wandte sich Jachmann an das Ehrengericht seines Offizierkorps. Dasselbe schickte eine Deputation an den General, um ihn zu vermögen, die Beleidigung zurückzunehmen. Es war vergeblich. Der General wiederholte sie vor den Offizieren in den stärksten Worten. Das Duell war unvermeidlich. Die Forderung lautete auf acht Schritte Distanz. Der General forderte den Lieutenant wiederholt auf, zu schießen, und als er dieses nicht that, schoß der General. Die Kugel ging dem Lieutenant durch den Mund hinein und am Ohr hinaus und verletzte Jachmann die Kinnlade sehr schwer. Schon im Hinsinken richtete Lieutenant Jachmann sein Pistol auf den General und schoß ihn durchs Herz, daß dieser todt zusammenstürzte.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 25. Montag, den 1. März. 1858.

Meine Widerwärtigkeiten im Bade.

(Aus dem Leben eines Landpredigers nach v. Deckers Handzeichnungen nach der Natur.)

IV.

(Fortsetzung.)

Nun ist es aus, nun hat er sie gar geküßt, und da will ich jeden Unpartheiischen fragen, ob ich das zu leiden brauche? So lange ich Rosinchen meine Frau nenne, ist ein Kuß von ihr die höchste Gunst gewesen, der ich mich in seltenen gnädigen Augenblicken zu erfreuen hatte. Er aber bekam ihn gleichsam spielend, während ich jedesmal darum bitten und betteln muß, wie um ein Allmosen. Die Sache war so: wir speisten an Table d'Hôte auf dem Brunnen und waren recht vergnügt. Links neben mir saß eine reiche Bankier-Wittwe, die einen Mann für ihre Geschäfte sucht; dann kam ich, dann Rosinchen und dann ein alter Forstrath; folglich war Rosinchen diesmal ganz in Sicherheit. Bei dem Dessert werden Küß-Gesundheiten ausgebracht. Ich drehe mich gemüthlich und halb mechanisch zu meiner Wittwe, die sich etwas zierte und mit dem einen Auge nach einem verunglückten Advokaten schielte, der ihr so zu sagen den Hof macht. Mit einem Male kichert es zu meiner Rechten: es war Rosinchen, denn ich kenne ihren Kicher; ich sehe mich um, und denke, der Schlag soll mich rühren! Verschwunden ist der Forstrath, mein Herr Offizier sitzt an seiner Stelle und melirt seinen Schnurrbart mit ihren Purpurlippen. — „Prosit, Pastoribus!" sagte er, „so geht es, wenn man links scharmuzirt und die rechte Flanke bloß gibt." — Mein Gott, der Forstrath sollte mir ja diese decken, und dick genug ist er ja dazu. — Der Aerger hatte mich so übernommen, daß ich Rosinchen zornig bei dem Tuchzipfel an mich zog und strafend ausrief: „Aber Rosina!" — Sie fragte ziemlich empfindlich: was es gäbe? und schickte halb leise einen albernen Peter, der keinen Takt habe, in mein rechtes Ohr. Das war stark. — Jeder, selbst der dicke Forstrath, nahm Parthei gegen mich und meinte wenn ich damit nicht zufrieden wäre, möchte ich die Gesundheit, so frisch wie ich sie links bekommen würde, meiner Nachbarn rechts wieder zustellen. Alles lachte über den Witz — lieber Gott, jetzt wird ja Alles Witz genannt! und meine blonde Wittwe machte auch gleich Anstalt dazu. Rosinchen hat mir nie einen so schlechten Kuß gegeben wie dieses Mal, und doch versteht sie es recht gut, denn in ihrer Eltern Hause wurde viel geküßt, absonderlich wenn Einquartierung da war.

Der Tag war überhaupt ein wahrer Unglückstag für mich. Gegen Abend regnete es und wir mußten im Saal bleiben. Man spielte die sogenannte Judenschule, wobei die Köpfe wie die Pagoden wackeln. Der Offizier hatte es wieder so zu karten gewußt, daß Rosinchen neben ihm saß. Nun merkte ich aber: daß, während wir Andern ganz ehrbar unser: Schellen Fünfe, Treff Ober, Grün Sieben und so weiter uns zumauschelten, er ihr allerhand ins Ohr flüsterte, das mit keiner einzigen Karte aus dem ganzen Spiele Aehnlichkeit hatte. Was es aber war und was sie ihm zur Antwort zutuschelte, konnte ich nicht verstehen; denn so wie ich ein halbes Wort erwischt zu haben glaubte, donnerte das gewaltige „Ruhweih! Ruweih!" zwischen durch, daß man sich hätte die Ohren zuhalten mögen. Einiges schnappte ich aber doch auf, zum Exempel: „Schöne Frau — übermorgen — Schützenplatz — Hampelmann." Das klang beinahe wie ein Stelldichein, und der Hampelmann sollte wahrscheinlich auf mich zielen. Nun, der Hampelmann möchte bei dem Stelldichein den Dritten machen! — Als wir zu Hause waren, fragte ich Rosinchen sehr ernsthaft nach der Bedeutung der vier seltsam apostrophirten Worte; sie aber lachte wie gewöhnlich laut auf und erzählte mir ganz treuherzig: Der Offizier habe sie gefragt: ob wir auch nach dem Schützenplatz gehen würden? Den Hampelmann läugnete sie keck ab und meinte: ich müßte mich verhört haben. So wird es auch wohl gewesen sein.

V.

Aus dem Schützenplatz ist nichts geworden, denn es regnete an dem Tage wie mit Kannen. Die Gesellschaft hielt außerordentliche Sitzung im Brunnen-Saale, und ein hiesiger mechanischer Künstler — bei uns heißen solche Kerls Taschenspieler — machte seine Gaukelkünste. — Diesmal hatte ich mich besser vorgesehen und Rosinchen zwischen mir und einem hektischen Postmeister placirt. Der Offizier nahm an dem Tage, ganz gegen alle Regel, wenig Notiz von ihr; aber beinahe sah es so aus, als dachte er bei sich: Ich weiß, was ich weiß. — Zuletzt forderte der Taschenspieler eine Taschenuhr. Rosinchen häkelte ihre Uhr vom Busen los, was wieder logisch Unrecht war, denn er hatte ja eine

Taſchenuhr gefordert und unſere modernen Damen tragen bekanntlich keine Taſchen. Von der andern Seite betrachtet war es wieder recht; denn heut zu Tage vertritt das Buſentuch der Damen auch die Stelle der Taſche, wenn ſie nämlich etwas Theures recht ſicher verbergen wollen. — Genug, vor unſern ſichtlichen Augen thut der Kerl Roſinchens Uhr in einen Apotheker-Mörſer, zerſtampft ſie zu Pulver, ladet die Krümel in eine Piſtole und bittet den Offizier, ſie mir nichts dir nichts zum Fenſter hinaus zu ſchießen. Bis dahin hatte ich Kontenance gehalten, nun aber riß mir die Geduld und ich wollte zuſpringen, weil ich die Uhr mit neun Carolin bezahlt hatte. Aber Roſinchen zog mich bei dem Rockſchoß auf den Stuhl zurück und flüſterte mir ins Ohr: „Blamire T'ch i'", man nennt das eine Metamorphoſe, die Uhr kommt wieder; bei uns zu Hauſe ſind manchmal viel koſtbarere Sachen metamorphoſirt worden." — Da krachte auch ſchon der Schuß; einige Nervenkranke vom zweiten Geſchlecht quiekten und der Saal roch nach Pech und Schwefel. Ganz gelaſſen und mit Pathos ſagte der Hexenmenſch: Die Uhr hängt im dritten Zimmer am Fenſterladen! Roſinchen wollte aufſpringen und ſie holen; aber zum erſten Male thaten mir meine langen Beine gute Dienſte, ich machte einige Siebenmeilen-Schritte und — richtig, am beſagten Fenſterladen hing die Uhr heil und ganz, wie ſie geweſen war. Indem ich ſie herunternehme, kult ein Papierſpitzchen aus dem Gehäuſe hervor; Roſinchen, die dicht hinter mir war, will ſie mir wegreißen, ich aber roch den Braten und ſagte mit vieler Würde: „A votre place, Madam, hernach ſprechen wir uns!" und damit brachte ich das Papierchen in Sicherheit. — Nun war mir Alles klar: darum hatte der Offizier immer neben dem Zauberer geſtanden, darum Roſinchen die Uhr ſo flink hergegeben! Ein Billet doux, zu deutſch: Süßzettelchen, wollte er ihr hinein praktiziren, das ſchien erwieſen.

Ich ſaß wie auf glühenden Kohlen, bis die Komödie aus war. Endlich konnte ich mich an einen ſtillen Ort ſchleichen und den Zettel entfalten. Auf demſelben ſtand: „Es bleibt dabei!" — „Es bleibt dabei!" wiederholte ich kopfſchüttelnd und ſtarrte die drei Worte an, die ſo viel wie gar nichts ſagten und doch gewiß ſo inhaltsſchwer waren. Ich rief Roſinchen auf die Seite, hob den Zettel bedeutungsvoll empor und fragte: „Unglückliche wobei bleibt es?" — „Daß Du ein Närrchen biſt!" antwortete ſie lachend und riß mir den Zettel fort. Ein alberner Peter und ein Närrchen! das iſt zuviel an einem Tage, Madam, das muß den Hausfrieden ſtören! (Forſ. folgt.)

Die Naturwiſſenſchaft im Jahre 1857.

(Fortſetzung.)

Wir verdanken Herrn Piazzi Smyth ferner Zeichnungen des Mondes in verſchiedenen Phaſen der Erleuchtung, welche die Darſtellung unſerer Erdoberfläche an Genauigkeit um Vieles übertreffen. Mit großer Ungeduld erwartet man die nahe Veröffentlichung ſeiner Arbeiten auf dem Pik von Teneriffa, wo er in möglichſt kurzer Zeit das Maximum nützlicher und intereſſanter Reſultate erlangt hat. Unzählige Photographieen von beiſpielloſer Vollendung haben uns die Laven des noch thätigen Vulkans vor Augen gebracht, welcher das Gerippe der Inſel bildet. Der berühmte Drachenbaum, eine Gattung, die den Kanarien ausſchließlich angehört, zeigt ſich darin mit ſeinem angeblichen Alter von 5000 Jahren. Wenn es wahr wäre, ſo würde das der Patriarch aller lebenden Bäume ſein.

Die Dudleyſche Sternwarte, die neuerdings zu Albany, der politiſchen Hauptſtadt von New-York, errichtet worden iſt und unter der Leitung des Herrn Gould ſteht, hat durch die Entdeckung des fünften Planeten dieſes Jahres ſeine wiſſenſchaftliche Weihe empfangen. Sie verdankt ihre Gründung der Witwe eines Senators, Frau Blandina Dudley, und mehreren anderen Patrioten von Albany, die bedeutende Summen zuſammengeſchoſſen haben. Die oben genannte Dame hat unter Anderem einen Heliometer von 8000 Dollars an Werth geſchenkt und zur Dotirung der angeſtellten Aſtronomen durch einen feſten Fonds allein ein Viertel des Ganzen, nämlich 50,000 Doll., unterzeichnet.

Auch in Frankreich war die Furcht vor dem durch den Kometen drohenden Weltuntergange nicht gering, und erſtreckte ſich ſogar auf die höheren Stände — ein Umſtand, den man nicht ohne Ironie berichten kann. — Was iſt denn nun eigentlich die Bildung der höheren Stände? Was für einen Zweck haben die Damenvorleſungen modiſ'ter Aſtronomen, die Mittheilungen aus allen Gebieten der Naturwiſſenſchaften, wenn die Weisheit des „feurigen Drachen" und der gemeinſte Volksaberglauben alle dieſe ſchönen Kenntniſſe im Nu zu verdrängen im Stande iſt? — Eine große Menge Perſonen haben weite und koſtſpielige Reiſen unternommen, um — in Familie zu ſterben; die Aſtronomen wurden mit Briefen beſtürmt und mit Beſuchen der gebildeten Dummheit überlaufen, um Troſt in dieſer Noth zu geben. — Am beſten thut man, über die Schwachköpfigkeit der Menſchen zu lachen — moraliſche Betrachtungen anzuſtellen und den Wunſch zu äußern, daß die Wiſſenſchaft u. ſ. w tiefer in't Mark des Volkes eindringen möge, finde ich für überflüſſig — ich will wetten, wenn in zwanzig oder dreißig Jahren ein ähnlicher Fall ſich ereignet, die Thorheit wird nicht geringer ſein.

Die Jahreszeiten ſcheinen 1857 ihren regelmäßigen Lauf wiedergefunden zu haben. — Nichts hat uns gemangelt, ſelbſt der Alteweiber-Sommer nicht, eine der Unfehlbarkeiten des weſtlichen Europa's. Im normalen Zuſtande weht ein Südweſtwind während fünf oder ſechs Monaten von Frankreich durch Nieder-Deutſchland nach Rußland zu, und da nach dem Hauptwind der entgegengeſetzte der Nebenhauptwind iſt, ſo weht dann ein Nordoſtwind aus Rußland nach Frankreich zu, während höchſtens ſechs bis acht Wochen. Dieſes bringt in Frankreich den Winter oder wenigſtens den Froſt hervor. Im normalen Zuſtande ſcheint dieſer Nordoſtwind in den Januar und Februar zu fallen. Man kann alſo zu dieſer Zeit Froſt erwarten.

Der größte wiſſenſchaftliche Fortſchritt, der künftig immer mehr und mehr geſchätzt werden wird, iſt die auf der Sternwarte zu Paris geſchehende Aufnahme des meteorologiſchen Tableaus von ganz Frankreich, dann der angränzenden Länder, endlich Rußlands und Algeriens. Dieſes iſt praktiſch von unendlichem Vortheil, da durch den elektro-magnetiſchen Telegraphen eine Wit-

terungsposten hergestellt wird, die manchem Unheil vorbeugen kann. So signalisirte z. B. Ende Oktober der Telegraph eine drohende Ueberschwemmung durch die Zuflüsse der Loire auf Blois und Tours zu — der Marschall Vaillant (Kriegs-Minister) ordnete militärische Arbeiter und Schanzmittel ab, wodurch die Gefahr glücklich beseitigt wurde.

Der Versuch, Europa mit Amerika durch einen unterseeischen Telegraphendraht zu verbinden, ist verunglückt. „Wie kann man auch glauben, daß eine solche Masse Draht von geringerer Dünne als ein gewöhnliches Talglicht auf dem Grunde eines tiefen Meeres über eine solche Entfernung sich werde abwinden lassen, ohne irgend einen Zufall des Zerreißens." — So der französische Herr Verfasser, der dann seine Meinung dahin äußert, daß man den Draht durch Rußland, Sibirien, die Behringsstraße u. s. w. legen müsse, um die sicherste Verbindung mit New-York herzustellen. — Wenn es erlaubt ist, hier unsere unmaßgebliche Meinung zu äußern, so möchten wir sagen, daß Herr Babinet doch wohl zu sehr den neutralen, wissenschaftlichen Standpunkt im Auge behält, die anderen hier zu berücksichtigenden Umstände aber zu wenig in Anschlag bringt. — Das einzig Vortheilhafte dieser Linie liegt darin, daß die unterseeische Strecke allerdings hierdurch möglichst abgekürzt wird; aber andererseits stehen die erheblichsten Bedenken entgegen. Statt etwa 2000 Meilen würde die telegraphische Strecke über 4000 Meilen betragen müssen und meistens durch die ödesten, kältesten Strecken des Erdballes gehen. Man denke sich die telegraphischen Stationen in Sibirien, wo viele Tagereisen auseinander elende menschliche Ansiedlungen liegen, während das dazwischen liegende Land entweder gar nicht oder nur zeitweise von wandernden Horden durchzogen wird; man nehme die massenhaften Schneefälle, die bekanntlich die Verbindung zu hemmen im Stande sind, die breiten Ströme mit ihren Ueberschwemmungen u. s. w., und man wird einsehen, daß der Zufälle, wodurch die Verbindung zeitweise unterbrochen werden kann, sehr viele sind. Doch die Hauptsache liegt in politischen Rücksichten. Wird es nicht Fälle geben, wo England seine Depeschen dieser russischen Linie nicht anvertrauen kann? Man denke sich z. B. einmal, England ist im Bunde mit Amerika und will, weil es Nachricht erhalten, daß die Russen vom Amur-Gebiete aus einen Anschlag auf China oder Japan ausführen wollen, eine Depesche an den Präsidenten abfertigen, man möge so rasch als möglich eine amerikanische Flotte zur Cooperation in jene Gewässer absenden. — Man denke sich diese Depesche durch Rußland befördert. — Ist etwa dergleichen unmöglich? — Selbst in merkantilischer Hinsicht würde es mannigfache Bedenken haben, z. B. in Geldkrisen.

(Schluß folgt.)

Correspondenz.

H. Hermannstadt, 15. Februar. (Fortsetzung).

Es flogen immer neue Gerüchte durch den Saal, einmal hieß es, die mittelalterliche Maske sei ein verkleidetes männliches Wesen, ein Abenteurer oder Abenteuerin, ein andermal gar, eine Zigeunerin, bald wieder eine Sängerin oder Schauspielerin, eine falsche Catalani, bis man das Ding endlich satt bekam. Da entstand auf einmal ein Zusammenlauf im Saale, vornehme und gewöhnliche Masken umringten eine ganz armselige Maske von einem pauvre diable, ein Männlein, strahlend vor Entzücken, welches folgendermaßen zu erzählen begann: „Meine verehrten Masken und Maskinnen, Euch allen hat die räthselhafte Alte Körbe gegeben, gegen keines von euch den Mund geöffnet, hört o hört! zu mir dem pauvre diable hat sie gesprochen, gesprochen sage ich euch!" — „Und wie nennt sich die Räthselhafte?" fielen Domino, Polichinell, Othello, Tannhäuser, Pierot, Troubadour und wie die Masken alle hießen, über den Sprecher her. — „Ich hätte mich um die Alte nicht bekümmert, was kümmern einen pauvre diable die Damen" fuhr der Redner wieder fort," ich saß dort im Winkel in melancholisches Sinnen versunken, zählte verborgen meine wenigen paar Kreuzer, die ich noch in der Tasche hatte und seufzte, daß ich mir nicht einmal einen Punch zur Stärkung verschaffen könne und ein Stein sich hätte erbarmen können. Die räthselhafte Alte war während dem unbemerkt zu mir gestoßen, hatte meine Gramesseufzer und und Worte vernommen und sah, mich in meiner Eckenruhe nicht störend auch zu, wie ich Nadel und Zwirnfaden hervorzog, um einige offene Stellen meiner mangelhaften, armseligen pauvre diable-Maske zuzustopfen, so gut als es eben in der Verborgenheit da geschehen konnte.— „Du scheinst recht arm und häuslich zu sein Maske" lispelte auf einmal die Unbekannte mir zu, daß ich, so mild und weich ihre Stimme klang, dennoch erschrocken und verlegen auffuhr. Ich wollte enteilen, da hielt mich die Alte am Arme und seufzte: „Pauvre diable, du gefällst mir!" — „Wer bist du räthselhafte Gestalt? Madonna oder Matrone?" frug ich verwundert und erstaunt ob ihrer Theilnahme. „Man nannte mich hier eben höhnisch die „Jungfrau von Rüppelstein" erwiederte sie schwermüthig und verschwand wieder unter den Masken. „Jungfrau von Rüppelstein? hahaha!" riefen gellend die den Redner anglotzenden Zuhörermasken, „die Jungfrau von Rüppelstein!" tönte es durch die Räume, man verhöhnte die armselige Maske „pauvre diable mit Nadel und Zwirn" und ein schallendes Gelächter ging durch den Saal. Bald vermißte man die „Jungfrau von Rüppelstein" und auch den „pauvre diable." Sie blieben verschwunden und weder die Töne der Musik, noch die Magiermasken hätten sie mehr zurückzuzaubern vermocht. Wer aber die Beiden darauf ohne Maske beim Souper in einem Gasthofe traulich beisammensitzen gesehen hätte, würde verwundert den Kopf geschüttelt und in der räthselhaften am Balle „häßlich" genannten Dame ein Engelsgesicht und in dem nun wonnetrunken in ihrem Anschauen versunkenen pauvre diable wohl noch ein armseliges, aber schmuckes Herrchen das ein Künstler war, erblickt haben, für welchen das Herz der Jungfrau von Rüppelstein, Armuth, Talent und häusliche Jugend suchend und höher schätzend, als eitlen Flittertand, schon auf dem Balle zu schlagen begonnen hatte. Und die achtungswürdige Dame war nicht nur jung und schön, sondern auch vermögend und der Wagen, welcher das glückliche Paar einige Tage darauf entführte, brachte es auf ein wallachisches Gut, dieser enträthselten „Jungfrau von Rüppelstein" gehörig. Wohl mancher, der auf dem Maskenballe über dieselbe die Nase gerümpft, sie verlacht und mit dem Namen aus

einer Theaterposse, welche auch am 14. Februar auf unserer Bühne aufgeführt wurde, verspottet haben mag, wie den pauvre diable, dürfte, sobald er den Sachverhalt erfahren, geseufzt und gemurmelt haben: O wenn ich das hinter der mittelalterlichen mysteriösen Maske vermuthet hätte, es gibt auch noch Armuth und Häuslichkeit liebende reiche Damen in der Welt! — So endet manches Lied, auch der Fasching ist zu Ende, wie Wintereis und Schnee vergeht und manche Lieb und Ehe. „Ein Aschen!" ruft der Aschermittwoch über dem Grabe des Faschings, zu Asche sind die Feste, zu Asche ist manches Sehnen, Lieben und Hoffen geworden. Wie viele zerknirschte Herzen, betrogene Liebe und bleiche Gesichter, zerstörte Häuslichkeit und Ruinen von Familienglück, geknickte Blumen, Schmerz und Pein werden uns nach dem Taumel der Carnevalslust anstarren! — ach, ist denn alles, alles nur Asche? — „Des Faschings Ende ist des Theaters Wiederanfang" sagte tröstend einmal der unsterbliche Mozart zu einem Theaterdirektor, welcher in der Carnevalssaison den Ruin seines Theaters erblicken zu müssen glaubte. Die Damen, welche so reizend in Domino und Pepita in Ballsälen unter Musikgetön und Jauchzen florirten, werden wieder in den Logen des Theaters ihre Perspektive handhaben und mit dem Souffleur in die Wette rumoren. Der Carneval hat, bevor er begraben wurde, mit der Welt, mit den Menschen abgeschlossen und alle Differenzen und Sorgen in der Bowle ersäuft, Theater und Direktion aber so hart mitgenommen, daß auch im größten Bowle-Gefäße ihre Differenzen und Sorgen nicht zu ersticken sind. Lebet neu auf durch ein tüchtiges, reichhaltiges und abwechselndes Repertoir, neue Anziehungskraft bewährend und die Differenzen werden sich begleichen. Das Publikum wird hoffentlich nicht ausbleiben, nur ein tüchtiges Repertoir! So ist es der Wunsch des Publikums. Freilich könnte man hierauf entgegnen: man will immer neue Stücke, die kosten viel Geld und gefallen hier doch nicht. Wahr ist es, kommen auch die neuesten Stücke, von denen man in Zeitungen liest, daß sie in Wien hundertmal und darüber beifälligst aufgeführt worden sind, bei uns auf die Bühne, sie gefallen wenig, manche gar nicht und sterben oft als Eintagsfliegen, ohne selbst die Kosten der Herbeischaffung eingebracht, geschweige für den „ersten" Aufführungsabend die Kasse gefüllt zu haben. Dieser Umstand ist oft ein Malheur für die Direktion und Theaterkassa. Wie kommt es nur, daß in Wien und anderwärts Furore machende Stücke hier so kalt lassen? — Mein Gott, die Wiener Possendichter und Volksstückschreiber dichten und schreiben für den Geschmack des dortigen von Natur aus heiteren Publikums, bringen Begegnisse, Schilderungen, Satiren, witzige Einfälle, Bonmots, „Beißl"-Schwänke und Anekdoten aus dem Wienerleben, mit einem Worte, local gehaltene Stücke, Rollen, den Individualitäten eines Treumann, Rott, Nestroy u. A. angepaßt und müssen in Wien reussiren, anderswo aber nicht, wie bei uns, wo der Geschmack des Publikums wieder ein anderer und kein Treumann, Rott und Nestroy auf der Bühne stehen. Wir wollen damit nicht den verehrten Wiener Bühnendichtern und Wiener Bonmotsjägern nahe treten und haben die höchste Achtung für das Wiener-Volksleben, diesen Boden und Organ der köstlichen Einfälle, schlagenden Antworten und unübertrefflichen Bonmots, die sich bei allen Anlässen bald schneidend sarkastisch, bald gutmüthig komisch entzünden und wie Blitze durch die Riesenstadt und Provinzen, in die Hütten der Proletarier wie in die Salons und Paläste der Vornehmen als rücksichtslose unbestechliche Kritik leuchtend verbreiten. Wir sagen nur, wie weiland Ferdinand Raimund den Humor des Volkes wiederzugeben, das Volk mit poetischer Verklärung zu umhüllen, dem Volksleben wahre Frische, Moral und Trost einzuhauchen und es für wahre Verklung empfänglich zu machen verstand, das verstehen heutzutage nur wenige Bühnendichter. Wie oft erscheint uns in ihren Produkten das „Volk" lächerlich dargestellt, als Narr der Gesellschaft; — die Marterhöhlen seines Elendes, seine Hülle bilden eine „pikante" Nahrung für die hochgeborne, in Uippigkeit und Wollust schwelgende Lesewelt! (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* Der Rheinfall bei Schaffhausen ist beinahe vollständig versiegt und reduzirt sich auf zwei unbedeutende am rechten und linken Ufer in tiefen Rinnsaalen abfließende Wasserströme, welche kaum die Stärke von ordentlichen Mühlbächen zeigen. Alle übrigen Parthien des Falles sind vollständig trocken gelegt und zeigen dem Beschauer ihr zerklüftetes Gestein voll Höhlungen, Vertiefungen und Vorsprünge, ein ödes Gewirr ausgewaschener Felsen. Schauerlich schön erheben in Mitte des Steinbettes die ihres schäumenden Schmuckes beraubten hohen Felsen ihr gigantisches Haupt und werden von beiden Ufern her beinahe trockenen Fußes erreicht, infolge dessen denn auch Hunderte von Menschen sich das seltene Vergnügen machen, auf den sonst von Wasserstürzen überdeckten Flächen und Felsblöcken herumzuwandeln. Den Rheinfall ausgetrocknet zu sehen, ist für den, welcher denselben in seiner majestätischen Fülle und Mannigfaltigkeit schon beobachtet hat, gewiß ein interessantes Schauspiel.

* Eine statistische Notiz über das Militäraushebungsgeschäft zu Frankfurt an der Oder ist recht interessant. Die Zahl der militärpflichtigen 20jährigen Mannschaften in dem preußischen Regierungsbezirk Frankfurt an der Oder hat im Jahre 1857 10,141 Mann betragen, hiezu sind noch aus den früheren Altersklassen 18,529 Mann gekommen, wodurch das stellungspflichtige Rekrutenquantum 28,670 Mann betragen hat. Hievon sind 748 Mann freiwillig in den Militärdienst getreten, 517 sind als ganz unbrauchbar, 452 nur für den Garnisonsdienst brauchbar befunden worden. 16,121 wurden wegen zeitiger Körperschwäche und zu geringen Maßes und 431 wegen häuslicher Verhältnisse zurückgestellt.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 26. Mittwoch, den 3. März. 1858.

Meine Widerwärtigkeiten im Bade.

(Aus dem Leben eines Landpredigers nach v. Deckers Handzeichnungen nach der Natur.)

VI.

(Fortsetzung.)

Der grüne Oberstlieutenant mit dem eisernen Sammet-Kreuze und der schönen Frau ist abgereist. Das thut mir recht leid, denn ich verliere einen guten Billard-Spieler und Rosinchen ist nun ganz ohne Aufsicht. Aber — Gottlob! — der Offizier ist auch abgereist. — Eigentlich sollte das mir Ruhe und Trost gewähren und den Frieden in mein verödetes Innere zurückführen; allein bei dem Abschied kam es mir gerade so vor, als wüßte Rosinchen im Voraus: daß er wieder kommen würde. Man soll zwar seinem Nebenmenschen nichts Böses wünschen und absonderlich sollte es Unsereiner nicht thun; aber wenn der Offizier gelegentlich Hals und Beine bräche, wäre es so übel nicht; denn Unsereins bleibt auch ein Mensch, absonderlich wenn es auf den Hausfrieden und die eheliche Reputation ankommt. — Rosinchen fährt fort, in ihrem Gott vergnügt zu sein, folglich muß sie auf etwas hoffen, denn nur der Hoffende ist vergnügt. Sonderbar bleibt es: daß dieser Jean Paul'sche Lehrsatz auf mich durchaus nicht passen will; denn auch ich habe recht viel zu hoffen und kann doch nicht vergnügt dabei sein; im Gegentheil, ich bin gleichsam verdrießlich und ärgere mich, wenn ich fröhliche Gesichter sehe. So geht es mit der romantischen Logik; sie ist wie eine Seifenblase, man darf nur darin tippen, so zerplatzt sie.

Ich bin seit vier Tagen mit keinem Tritt aus dem Hause gewesen, den Brunnengang abgerechnet, und da habe ich absichtlich die Stunde von fünf bis sechs gewählt, wo Rosinchen noch schläft und ich nicht schlafen kann. Bis gestern hat sie's ausgehalten, aber da brach das Unwetterchen los und sie fragte mich: ob sie eine Gefangene oder meine Frau sei? und ob sie mir darum die schönsten Schätze und Blüthen ihrer Jugend geopfert habe, daß ich die lammfrommsten ihrer Freuden wie ein beißiger Wehrwolf würgen sollte? — Ob zwar mir von den großen Opfern eben nicht viel bewußt war, konnte ich ihr doch eben so wenig etwas entgegenstellen, weil der Begriff von Freude relativ ist, und auf Meinungen beruht, diese aber höchstens in Glaubenssachen dem freien Willen des Menschen als Fußschemel dienen. — Mein Schweigen hatte Rosinchen dreist gemacht; sie behauptete: sie hätte in ihrer Eltern Hause ein ganz anderes Leben geführt als jetzt, ja das ganze Amt, bis auf den letzten Kornmesser, hätte, so zu sagen, nach ihrer Pfeife tanzen müssen; und wenn sie das vorher gewußt, daß ich sie gleichsam wie eine Indianerin behandeln würde, hätte sie mich gar nicht geheirathet, und wenn das so fort ginge, so wüßte sie schon, was sie thun würde. — Man kommt mit ihr nicht aus, denn sie hat auch nicht eine Idee von Logik, wie schon oft gesagt. Ueberhaupt ist es um den Ehestand eine böse Sache; er hat weder Theorieen noch haltbare Prämissen oder höchstens falsche, und doch so manche Konsequenzen, so manches Reelle, das keine Hypothesen duldet. Und nun vollends ein so verzogenes Mädchen wie Rosinchen, und ein Mann wie ich, der von kleinauf an schulgerechte Theorieen gewöhnt und in der praktischen Erfahrung ein Lehrling ist.

VII.

Um Rosinchen wieder gut zu machen, erbot ich mich zu einem Spaziergange. Diesmal war mein Kalkül richtig, denn die Wolken auf ihrer Stirn waren wie durch einen Zauberschlag verschwunden. Wir gingen in dem Park einen Fußsteig, welcher der Dohnenstrich genannt wird, und befanden uns, ohne daß ich es eigentlich wollte, am Brunnen. — Es waren Fremde angekommen, die ich aber nicht kannte. Auch ein Tyroler Hausirer hatte sich etablirt und eine sogenannte Glücksbude aufgeschlagen. Ehe ich es mir dachte, war Rosinchen hinzu getreten; ich mahnte sie leise an meinen und ihren Stand, nannte das Spiel um Gewinnst einen gottmißfälligen Zeitvertreib, predigte aber wie gewöhnlich tauben Ohren und das Fatum hatte wieder einen Possenstreich vor.

An jenem verhängnißvollen Abend handhabte mein Rosinchen das Becherchen des Tyroler Glücksbudners mit einer Geläufigkeit, die mich innerlich schaudern machte. — „Sechszehn!“ sagte Rosinchen und wollte nach einer silbernen Nadelbüchse greifen; da erscholl hinter mir eine bekannte Stimme: „Sechszehn mit!“ Ich sehe mich um und denke in die Erde zu sinken — der Offizier steht leibhaftig da und ruft mir ganz lustig und guter Dinge zu: „I guten Abend, Pastoribus, morgen sollen Sie mir erzählen, wie Ihnen das Bad bekommt; jetzt aber lassen Sie mich heran, denn ich bin am Wurf!“ — Rosinchen gewann die Na-

delbüchse, drehte sie mit erhobenem Finger mir vor der Nase herum und sagte fröhlich: „Sieh einmal, Anastasius, wie niedlich, und gar nicht theuer!“ — Mir war so unheimlich dabei zu Muthe, daß ich Kopfschmerz empfand und nach Hause zu gehen verlangte. Rosinchen sah mich erst finster, dann freundlich und dann wieder finster an. Endlich zog sie mich auf die Seite und sagte schalkhaft: „Du wolltest heute einen Kuß haben, mein Taschen, ich gebe Dir zwei, aber bleibe noch hier!“ — Was sollte ich machen? Nach einer flüchtigen Ueberlegung nahm ich die Küsse und blieb. — Aber von nun an muß ich noch viel mehr aufpassen, denn daß allerlei Umtriebe obwalten, wird immer klarer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Naturwissenschaft im Jahre 1857.

(Schluß.)

Wir fahren fort, die Notizen des Herrn Babinet zu reproduziren. — Das elektrische Tau von Frankreich nach Algier ist glücklich gelegt; der meteorologische Bericht kommt jeden Tag aus Algerien nach dem Observatorium von Paris. Das englische Tau ist von Sardinien nach Malta bis Korfu gelegt, von wo es nach Kreta, dann weiter nach Alexandrien u. s. w. bis Bombay fortgeführt werden soll.

Diese unterseeischen Verbindungen sind darum von der höchsten Wichtigkeit, weil man hierdurch darauf hingeführt worden ist, die Chorographie des Meeresbodens näher kennen zu lernen und die unterseeischen Bodenprofile graphisch darzustellen. Ferner ist es hierdurch möglich gemacht, die Längen ebenso genau zu bestimmen, wie sonst die Breiten. So ist London jüngst mit Paris, Brüssel und Berlin verbunden worden, so daß die Breiten verschiedener Punkte innerhalb dieser Linien bald genau bestimmt sein werden. Zur Kenntniß der Gestalt der Erdkugel werden die Parallelen von Bordeaux und Brest bis nach Asien verlängert werden. Dies war der Zweck der neulichen Reise des kaiserlichen russischen Astronomen Herrn Struve, der dieses Jahr eine Messung der Erde beendet hat, die von der Donaumündung bis zum Nordkap geht, und zwar nach einem Maßstabe, der Alles hinter sich läßt, was bisher in Frankreich, und später von den Engländern in Indien, geleistet worden ist.

Die Vereinigten Staaten arbeiten unter der Direktion des Herrn Bache, eines Urenkels von Franklin, an einer Küsten-Aufnahme ihres ungeheuren Gebietes. Auch ist eine magnetische Karte von großem Verdienste erschienen.

Mit großem Lobe werden hierauf die geographischen Arbeiten in Deutschland, namentlich die des geographischen Instituts von Justus Perthes in Gotha, erwähnt, deren Karten vor Allem gebührend erhoben werden. Leider versteht der Herr Berichterstatter nach eigenem Geständniß nichts vom Deutschen: Mais qui peut tout savoir! „Die schönen Karten .... sprechen glücklicherweise von selbst und bedürfen keiner Uebersetzung.“

Der englische General Sabine, bekannt durch seine großen Arbeiten über den Erdmagnetismus, fährt fort mit seinen Veröffentlichungen, die zuletzt die zu Toronto gemachten Beobachtungen enthalten. Er arbeitet im Auftrage der englischen Regierung. — Ihm zufolge besitzt der Mond keinen eigenen Magnetismus, sondern zeigt sich nur durch den Einfluß der Erde magnetisirt. Ist dies der Grund, weshalb uns der Mond beständig nur die eine Seite zuwendet?

Warren de La Rue, ein englischer Astronom, wohl bekannt durch seine herrlichen astronomischen Zeichnungen, hat dieses Jahr die Photographie auf die Darstellung und Messung der Himmelskörper angewandt. Der Mond, Jupiter, die Sterne haben ihr Portrait gegeben, und ebenso hat man ein Bild der Jupiterwolken erhalten, das ebenso schön und ohne Zweifel noch genauer ist, als diejenigen, welche Leverrier neulich der Akademie der Wissenschaften vorgelegt hat. Sie sind von Herrn Chacornac aufgenommen worden. Auch Herr Bond, vom amerikanischen Observatorium zu Cambridge bei Boston, hat seine astronomisch-photographischen Arbeiten fortgesetzt, die er 1852 mit der ersten Aufnahme des Mondes begonnen hatte.

Herr Lassel aus Liverpool hat vor einigen Jahren seine Teleskope aus dem englischen Nebel nach Malta übergesiedelt und 1857 das Gerüst und den Spiegel eines Riesenteleskopes aufgestellt, welches mit dem von Lord Rosse wetteifern wird. Es wird vier englische Fuß im Durchmesser haben, wie das große Teleskop von Wilhelm Herschel zu Slough.

Foucault hat durch ein besonderes Verfahren die alten massiven Spiegel auf ein sehr bequemes Gewicht heruntergebracht und zugleich ihre Beschaffenheit vervollkommnet, während die Engländer eine elektromagnetische Uhr erfunden haben, um die Zeitdauer des Durchgangs der Gestirne durch das Gesichtsfeld zu messen. Während früher der beobachtende Astronom ängstlich auf die Schläge der Uhr horchen mußte, läßt ihn die neue Einrichtung seine Aufmerksamkeit ganz ungetheilt der Beobachtung zuwenden, indem im Augenblick des Durchganges ein elektrischer Strom den Augenblick der Beobachtung auf ein sich drehendes Zifferblatt schreibt. Doch wird bemerkt, daß dieser neue Apparat sehr kostspielig und schwer zu regeln sei, sich also praktisch nicht bewähre.

Hierauf erwähnt Herr Babinet die Annales de l'observatoire de Paris, und namentlich die höchst werthvollen astronomischen Rechnungen von Leverrier, ebenso des Werkes, das die Ergebnisse der wissenschaftlichen Reise des Prinzen Napoleon nach Island vorführt, und der Astronomie populaire, eines posthumen Werkes von Arago, als einer außergewöhnlichen Erscheinung. — Es erscheint davon eine englische Uebersetzung.

Interessante Versuche sind von Daubrée angestellt worden, welche über die Bildung unorganischer Stoffe im Innern des Erdballs bedeutendes Licht zu verbreiten geeignet sind und für die geologische Geschichte desselben neue Anhaltspunkte gewähren. Man hat die Frage aufgeworfen, warum bei den zahlreichen Rissen und Spalten der Erdoberfläche das auf derselben befindliche Wasser nicht in dieselben hineindringt und zum Theil verschwindet. Lalande kam unaufhörlich darauf zurück, daß es im Innern der Erde ungeheure Wasser-Lachen geben müßte, die von dieser Infiltration herrührten. Herr Babinet stellt dies in Abrede und meint, die wahre Ursache des Nichteindringens des Wassers sei

in dem Centralfeuer zu ſuchen, welches ſchon in mäßiger Tiefe ſolche Hitze verbreitet, daß es dieſe in Dämpfe verwandelt und an die Oberfläche zurückſtößt. Aber in dieſen ungeheuren Tiefen muß die Flüſſigkeit, durch die ſchwere darüber laſtende Waſſerſäule ſtark zuſammengedrückt und in hohem Grade erhitzt, ganz neue chemiſche Eigenſchaften annehmen. Zum Theil iſt dieſes ſchon durch die älteren Verſuche von La Tour und Cagniard de La Tour über die ſogenannten elaſtiſchen Flüſſigkeiten gezeigt worden, ebenſo durch die Arbeiten von Herren v. Sénarmont. Neuerdings hat Daubrée deraetige Verſuche mit beſtimmter Rückſicht auf die geologiſche Frage angeſtellt.

Er verſchloß Waſſer zugleich mit verſchiedenen anderen Stoffen in eiſerne Tuben, welche er ſpäter ſtark erhitzte und dieß mehrere Wochen lang fortſetzte, um die Wirkungen zu prüfen, welche durch den doppelten Einfluß der Hitze und der chemiſchen Verwandtſchaften hervorgebracht würden, und ſiehe da, er erhielt waſſerloſen Quarz, Augit und Steinkohle in dem Waſſer, welches nicht verdunſten konnte. Ebenſo hat er noch mehrere andere ganz unerwartete geologiſche Formationen erhalten.

Ueber das neuentdeckte Metall, das Aluminium, welches zuerſt ein deutſcher Chemiker, Wöhler, hergeſtellt, ſpäter der Franzoſe Deville in größeren Maſſen aus der Thonerde gewonnen, erhalten wir einige weitere Notizen. Man hat gefunden, daß es beinahe alle nützlichen oder glänzenden Eigenſchaften der alten Nutz- und Luxusmetalle (man erlaube den Ausdruck) mit einer ungemeinen Leichtigkeit vereinigt. Es iſt viermal leichter als Silber und zu allen feineren Arbeiten der Goldſchmiedekunſt geeignet, ſo daß ſeine Verwendung in den Künſten bald einen hervorragenden Platze einnehmen wird. Das Kilogramm Silber entſpricht einem Werthe von 200 Fr., das Kilogramm Platina 800, Gold 3000, während man das Alumin jetzt bereits in zwei Laboratorien (zu Paris und Rouen) zu 300 Fr. liefert. Wegen ſeiner Härte und ſeiner Leichtigkeit iſt das Aluminium klangreicher als alle Metalle und ſein Tonumfang bei gleicher Größe weit bedeutender.

Anklageſchrift

gegen Orſini, Rudio, Gomez, Pieri und Bernard

Wir erhalten den Wortlaut der Anklageſchrift der Staatsbehörde gegen die Mörder vom 14. Jänner und theilten dieſelbe mit Ausnahme einiger unweſentlichen Nebendinge mit.

Die Angeklagten ſind: Felix Orſini, Schriftſteller, 39 Jahre alt, gebürtig von Meldola im Kirchenſtaate, wohnhaft geweſen zu Paris in der Straße Monthabor Nr. 10; Karl von Rudio, 25 Jahre, aus Belluno, Sprachlehrer, gewöhnlicher Aufenthalt zu Nottingham in England, in letzterer Zeit zu Paris, Montmartreſtraße Nr. 110, Hotel de France et de Champagne; Anton Gomez, 29 Jahre, Bedienter aus Neapel, zu Paris Straße St. Honoré, Hotel de Saxe-Coburg; Joſeph Andreas Pieri, Sprachmeiſter, aus Lucca, gewöhnlich zu Birmingham, ſchließlich zu Paris im Hotel de France et de Champagne; Simon Franz Bernard, ehemaliger Flottenwundarzt, aus Carcaſſonne, auf flüchtigem Fuße.

Gegen dieſe Genannten ergeben ſich aus der Unterſuchung folgende Anklagen:

Ein neuer Mordanfall ward gegen das Leben des Kaiſers gerichtet. Seine Majeſtät blieb unverſehrt, aber rings umher fielen zahlreiche Opfer. Nichts zügelt in der That die Wuth der demagogiſchen Leidenſchaften. Piſtol und Dolch genügen ihnen nicht mehr. Zu dieſen Mordwerkzeugen geſellen ſich Maſchinen, mit hölliſcher Kunſt erfunden und ausgeführt. Eine Mörderrotte aus der Fremde, zunächſt aus England gekommen, deſſen großherzige Gaſtfreundſchaft zu fluchwürdigen Abſichten benützt ward, hat ſich die Aufgabe geſtellt, die neuen Zerſtörungswerkzeuge gegen den Kaiſer zu ſchleudern. Um ſeine geheiligte Perſon zu erreichen, mußte eine erhabene Fürſtin, von allen durch ihre Wohlthaten gekannt, geopfert werden; eben ſo mußte die verſammelte Menge ringsumher blindlings getroffen werden. Die Mörder bebten nicht zurück. Aber die Vorſehung wachte für das Heil des Landes. Sie erhielt das ſo koſtbare Leben des Kaiſers, ſie ſchützte ſeine edle Gefährtin in der Gefahr, und endlich gab ſie zu, daß die unmittelbaren Vollführer des Mordanfalles ſofort ergriffen wurden, um vor dem Richter zur Rechenſchaft gezogen zu werden wegen ihres gegen die Größe und das Geleihen Frankreichs gerichteten Verbrechens, wegen ihres Mordanſchlages gegen den Herrſcher, welchen Frankreich ſich ſelbſt gegeben. (Die Anklageſchrift ſtellt hier den Thatbeſtand vom 14. Jänner auf, deſſen Umſtände wir kennen; doch lernen wir daraus zur Berichtigung mancher Angaben, daß drei Geſchoſſe platzten, das erſte vor dem kaiſerlichen Wagen im letzten Gliede des Reitergeleites, das zweite näher dem Wagen und ein wenig links, das dritte unter dem Wagen ſelbſt. Die Kutſche ward von 76 Beſtandtheilen der Geſchoſſe durchlöchert. Ihre Majeſtäten ſtiegen erſt nach dem dritten Schuſſe aus. Nach den gerichtlichen, muthmaßlich noch nicht ganz vollſtändigen Erhebungen wurden 156 Perſonen niedergeſchmettert. Die Aerzte haben 511 Verwundungen angemeldet. Unter den Opfern befanden ſich 21 Frauen und 11 Kinder.)

Der Tod oder die Leiden ſo vieler Opfer rührten von Hohlgeſchoſſen her, die aus der hinterſten Reihe des Gedränges auf dem Gangſteig der anderen Seite der Straße Lepelletier vor dem Hauſe Nr. 21, dem Periſtyl der Oper gerade gegenüber, geworfen wurden. So ſagt ein Zeuge aus; Gomez, Rudio und ſelbſt Orſini beſtätigen die Angabe.

Einige Minuten vor dem Mordanfalle ward Pieri verhaftet. Seine bevorſtehende Ankunft zu Paris mit einem Begleiter und ſeine mörderiſchen Abſichten waren vom franzöſiſchen Geſandten in Brüſſel ſeit 14 Tagen angemeldet, doch bisher alle Nachforſchungen der Polizei vergeblich geblieben. Man darf wohl ſagen, daß Hebert, indem er noch im letzten Augenblicke vor der That den ſo lang Geſuchten verhaftete, weſentlich zur Rettung des Kaiſers beitrug. Pieri führte eine Granate, ein Drehpiſtol mit fünf geladenen und ſchußfertigen Kammern, ein Dolchmeſſer, eine engliſche Banknote von 20 Pfd. St., 375 Fr. franzöſiſches Geld in Gold und Silber bei ſich. Ein anderes Wurfgeſchoß, genau ſo beſchaffen, wie das bei Pieri gefundene, ward vom Zeugen Villaume an der Ecke der Straßen Lepelletier und Roſſini im Rinn-

stein beim Gangsteig neben einer Blutspur von etwa zwei Metres Länge aufgelesen. Nicht weit davon ward ein Dreher von sechs Schüssen, geladen und schußfertig, vom Zeugen Quinette gefunden. Der Schaft war blutig.

Vor allem wurden die Häuser der Lepelletierstraße durchsucht. Dort befindet sich der Oper gegenüber die Speisewirthschaft des Broggi. Ein junger Mann, augenscheinlich fremd, hatte sich hinein geflüchtet. Seine Verwirrung, einige Worte unter Thränen, die sich auf seinen Herrn bezogen, machten ihn verdächtig. Man nahm ihn fest. Er heiße Swiney, gab er an, und diene einem Engländer. Noch an demselben Abend ward von einem Kellner Broggi's ein im Saale versteckter Dreher von fünf Schüssen, geladen und bekapselt, entdeckt. Später ergab sich, daß der angebliche Swiney diese Waffe versteckt hatte.

Pieri hatte seine Wohnung im Hotel de France et de Champagne angegeben. Als dort nachgesucht ward, fand man im zweiten Bett des Zimmers halbangekleidet einen jungen Mann, der sich Da Silva nannte und einen Paß auf diesen Namen führte, ausgestellt am 6. Jänner vom portugiesischen Consul zu London und visirt vom französischen Consul. Pieri hatte den Namen seines Zimmergenossen gleichlautend mit dem Passe angegeben. Sich selbst hatte er als Andreas in's Fremdenbuch eingeschrieben. In seinem Nachtsack fand sich ein Paß, unter dem 8. Februar zu Düsseldorf in deutscher Sprache ausgestellt, lautend auf den Namen Joseph Andreas Pierey zur Reise nach England, unter dem 2. Jänner 1858 vom belgischen Consulat zu Birmingham nach Brüssel visirt. Der Name auf dem Passe war gefälscht, wie die nähere Besichtigung ergab; er hatte ursprünglich Pieri gelautet und war in Pierey umgestaltet worden. In einer versperrten Lade, die mit Gewalt geöffnet ward, lagen: ein kleiner Dolch, ein fünfschüssiger Dreher, geladen und schußfertig, 270 Francs in Gold. Pieri war nach Angabe des Fremdenbuches und der Leute im Hause am 7. Jänner mit einem gewissen Swiney im Gasthofe abgestiegen; am 12. hatte Da Silva die Stelle Swiney's eingenommen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* Ein schreckliches Unglück hat sich am 12. Feb. in Lemberg ereignet. Am Morgen dieses Tages kehrte die 17jährige Gattin des unlängst erst verheirateten Kaufmanns Z., dessen Kamphinmagazin auf der Krakauer Vorstadt, gegenüber einer Zündholzniederlage sich befindet, mit ihrer fünfzehnjährigen Schwester von einer Reise zurück. Bei dem Abladen eines mitgebrachten Fäßchens Kamphin platzte der Reifen, wobei ein Theil des Inhalts zur Erde floß. Ein gerade vorübergehender Landmann wird auf seine Frage, was vergossen worden, von dem einfältigen Hausfuecht belehrt, es sei eine, so leicht wie Spiritus brennende Flüssigkeit zu Lampen, worauf letzterer, es ihm klar zu beweisen, ein brennendes Zündholz dem bis zum Hause sich hinziehenden Kamphinstreifen nähert. Eine gewaltige Flamme züngelte sich sofort bis zum Magazin, das zu retten die herbeieilende unerfahrene junge Frau das Feuer mit den Füßen auszutreten sich bemüht. Im Augenblick stehen alle ihre Kleider in Flammen, fürchterlich verbrannt wurde sie in das Hospital gebracht, wo sie schon in der Nacht starb. Die zur Hilfe herbeieilenden Leute verstopften die Oeffnungen des an 12 Zentner Kamphin enthaltenden Magazins, ohne zu wissen, daß die vor Schrecken ohnmächtig gewordene Schwester der unglücklichen Frau im Laden sei, mit Mist, um auf's schnellste das, zumal wegen der Nähe der Zündholz-Hauptniederlage, einen großen Theil der Stadt fürchterlich bedrohende Feuer zu ersticken, was auch gelang. Aber auch das Mädchen fand man Tags darauf leblos und erstickt, ohne Spuren einer Verbrennung. Der trostlose Kamphin-Fabrikant, der zu spät auf den Schauplatz der Gefahr anlangte und vergebens noch die seine Frau umgebenden Flammen zu löschen versuchte, ist wahnsinnig geworden.

* Den bekannten französischen Schriftsteller Granier aus Cassagnac haben die französischen Journale in die Acht erklärt. Der Pariser Figaro erklärt Cassagnac's Name werde „öffentlicher Reinlichkeit halber" nicht mehr in seinen Spalten genannt werden. Diese Erklärung stimmt mit dem von der gesammten Presse ohne Verabredung gefaßten Entschluß überein, Granier in Acht und Bann des Schweigens zu thun. Das herausfordernde Benehmen Graniers gegen die gesammte Presse hat seinen literarischen Bann herbeigeführt.

* Am Faschingsdienstag wurde in Klausenburg die Krinoline öffentlich verhöhnt. In den Nachmittagsstunden erschien ein Maskenzug, der aus Reitern zu Pferde, zu Ejel und Huckepack aus Wägen und Schlitten bestehend unter Trommelschlag, Trompeten-, Pfeifen- und Klarinettklängen, umschwärmt von einer tobenden Volksmasse, durch die Straßen zog, und seine Opposition gegen die Krinoline dadurch kundgab, daß eine, eine Wiener Höckerin darstellende Figur einen ungeheuren Reifrock auf dem Leibe trug, der nicht nur den ganzen Schlitten überdeckte, sondern gleich einem Hühnerkorbe noch etwa sechs junge Schelme unter sich barg, die eigentlichen Träger der feindseligen Kundgebung, deren lachende Gesichter das Zwerchfell der gaffenden Menge erschütterten.

* Die alte Moskauer Schule der Slavopilen, welche unter Kaiser Nikolaus eine mehr literarische als politische Opposition gegen die Regierung bildete, benimmt sich feindlich gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft. Ihr Schmollen geht so weit, daß diese Slavopilen an keiner Festlichkeit in Moskau theilgenommen haben, wobei die Aufhebung der Leibeigenschaft gefeiert wurde. Kürzlich vereinigten sich die Professoren der Universität, die Tagesschriftsteller und alle bedeutenden Leute, denen die Leibeigenschaft ein Gräuel ist, um die Erlässe des Kaisers Alexander wegen Aufhebung der Leibeigenschaft zu feiern. Keiner der Slavopilen war erschienen, aber am Festlokale standen Polizeioffizianten und schrieben jeden Eintretenden auf und allgemein wurde angenommen, daß die „Lichtlöscher" so werden die Slavopilen in Moskau genannt, das Fest denuncirt und als gefährlich bezeichnet hätten.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post. 6 fl. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 27. Freitag, den 5. März. 1858.

Meine Widerwärtigkeiten im Bade.

(Aus dem Leben eines Landpredigers nach v. Deckers Handzeichnungen nach der Natur.)

VIII.

(Fortsetzung.)

Schmerzerfüllt rufe ich zum zweiten Mal aus: „O wäre ich in Distelrode geblieben!“

Mir die gewünschte Ueberzeugung zu verschaffen, nahm ich Rosinchen ernsthaft vor und sagte ihr ein Einverständniß mit dem Offizier auf den Kopf zu. Sie läugnete, wie sich das nicht anders erwarten ließ, und es kam zu harten Auftritten; denn ob zwar ich lange gut bin, so kann ich auch fürchterlich hitzig werden, wenn ich einmal anfange. — Erst setzte ich ihr sanftmüthig auseinander: wie ich sie mittelst der Weihe des goldenen Ringes aus der Sklaverei einer bösen Stiefmutter befreit und ihr den Frauen-Rang verschafft hätte, den sie, wenn sie sonst wollte, mit Ehre und Ruhm bekleiden könnte; ferner wie ich sie so zu sagen innerlich auf den Händen trüge, auch nicht abgeneigt wäre, ihr dann und wann ein kleines Vergnügen zu gönnen, dafern es mit dem Besetzen des geistlichen Wohlstandes und der christlichen Mäßigkeit überein käme. — Ich sprach lange und mit Würde, auch nicht ganz ohne Wirkung; indessen kann ich doch nicht sagen: daß der Fluß meiner Rede völlig den gehofften Zugang zu dem etwas verwilderten Gemüth des lieben Weltkindes gehabt hätte. Das liebe Weltkind meinte nämlich in aller Kürze: es sei, was die Stiefmutter anlange, so zu sagen bei mir aus dem Regen in die Traufe gekommen; ferner sei es nur einmal jung und wolle das Leben genießen, so lange ihm der Mai desselben blühe; ich aber sei ein pedantischer Schulmensch, welcher in der praktischen Sprache Philister heiße, ein grämlicher Mentor, so zu sagen ein Ruprecht oder eine Kinderfürchte; endlich, daß das Bischen, was es von dem heiligen Ehestand erfahren, keineswegs mit dem Himmelreich auf Erden, vielmehr mit dem Fegefeuer vergleichbar wäre, und so weiter.

Lieber Gott, Ordnungsliebe, regelmäßig Aufstehen, die lieben Gottesgaben pünktlich genießen, zur rechten Zeit wieder zu Bett zu gehen, das nennen die Frauen Pedantismus, und der Sinn für stille, gemüthliche Freuden fängt an, ihnen immer mehr und mehr abzugehen, in dem Maaße, wie sie an sogenannter höherer Bildung zunehmen. Sie sind meistens nur für rauschende Freuden, und fröhnen allzu sehr der Variation, das heißt: sie verlangen Tanz und Spiel und alle Tage neue Gesichter, so lange sie jung und hübsch sind. Späterhin, oder wenn ihnen der Himmel kein glattes Angesicht gab, wenden sie auch wohl das Zünglein flink und gewandt gegen den lieben Nächsten und vertreiben sich die Langweile mit Hülfe des sogenannten bösen Leumunds. So ist nun zwar Rosinchen nicht, weil sie weltbürgerliche Grundsätze und ein gutes Herz hat; sie sagt: leben und leben lassen; ich sage das auch, verstehe aber darunter: leben in meinem Sinn und nicht in dem ihren.

IX.

Neulich war sogenannter Ball. Der Name schon bringt mich in Konvulsionen; Rosinchen warf aber mit argen Spitzen um sich, und selbst die ganze Brunnen-Gesellschaft erklärte den Ehemann, der seiner Hälfte diese unschuldige Freude versagen wollte, einstimmig für eine Art Cerberus, so daß ich leider nachgeben und zwei Einlaß-Karten mit schwerem Gelde lösen mußte.

Wir leben im Juli und hatten am Balltage 32° Reaumur, folglich war es schon a priori eine halbe Tollheit, in dieser Hitze zu tanzen. — Bei dem zweiten Schnellwalzer traf schon Alles, und die Atmosphäre im Saal benahm einem gleichsam die Luft; ein leiblich geschickter Physiker, mit einem pneumatischen Apparat versehen, hätte alle möglichen Luft-Arten hier für ein Spottgeld entwickeln können. — Rosinchen tanzt sehr schön, das muß wahr sein, und hat in der Residenz manche niedliche Manieren angenommen; bei dem Länderer, wie sie es nennen, schmiegt und biegt sie sich zum Beispiel, daß, wer das Ding nicht besser versteht, meinen sollte: sie würde mit sammt ihrem Tänzer zusammen knicken wie ein Taschenmesser. Das Zusehen machte mir in der That Vergnügen, und so hielt ich das Schwitzbad aus und weidete mich an dem angenehmen Anblick.

Die jetzigen Tänze sind zu sagen für Verliebte gemacht, absonderlich der Kotillon, den sie auch deswegen wohl „den göttlichen“ zu nennen pflegen. Man sollte meinen, es tanzten nichts als Brautleute; denn sie laufen zuweilen quer durch den ganzen Saal gleichsam furioso einander in die Arme. — Mein Rosin

chen und der Offizier — denn daß er nicht fehlen durfte, versteht sich wohl von selbst — kamen beinahe nicht vom Platze. Rosinchen sah allerliebst aus: eine Spanne unter dem rechten Knie hatte sie eine Rose angenestelt, die nannte ein Ingenieur-Lieutenant, der hier bei dem Chausseebau angestellt ist, ein detaschirtes Außenwerk. Ich weiß zwar nicht, was er damit sagen wollte; aber das weis ich, daß sie ihr ungemein gut stand.

Neben mir stand ein junger Altdeutscher, etwa in den Vierzigern, mit langen Haaren, die fiekerten in der Hitze wie eine Thränenweide, wenn es geregnet hat; dem betagten Jüngling schien auch die schwarze Tunika nicht wenig zur Last zu fallen. Da er nun beständig auf seinem Platze blieb — denn die jungen Damen nahmen keine Notiz von ihm — so machte ich mich an ihn und frag'e: warum er denn feiere und immer still stehe, da ich doch bemerkte, daß Andere — und namentlich Alles, was Uniform trug — tapfer in den Kreis geholt würden? — „Alles bestellte Arbeit" — fuhr er mich in einem Anfall von Vandalismus an und zeigte dabei mit Fingern in den Kreis — „da kommt Unsereins nicht heran. Darum heißt ja der Tanz Kotillon, zu deutsch: Unterrock, weil die Schürzen hier das Regiment führen. Sehen Sie nur, Mamsell A. holt Herrn B. und führt ihn zu Fräulein C., und diese bringt ihr aus Dankbarkeit das nächste Mal den Herrn D. und so geht es wie eine Zwickmühle. Wer keine Konnexionen hat, wie ich und Sie zum Beispiel, muß da stehen sans comparaison wie ein Maulaffe und zusehen, und wenn die Tour an uns kommt, so haben die Andern die Damen schon so marode getanzt, daß man Noth hat sie fortzuschleppen." — Mir gerann bei dieser heillosen Beschreibung das Blut in den Adern. Nein, ich konnte mein Rosinchen keinen Augenblick länger in diesem heidnischen göttlichen Kotillon lassen und wenn es mir hätte das Leben kosten sollen. Ich eilte demnach zu ihr und sagte: „Rosina, wenn Dir Deine und meine Ehre lieb ist, so entfernst Du Dich aus diesem Hexentanz." — „Austreten?" sagte sie und warf die Oberlippe gegen das Stumpfnäschen; „ich, austreten? Wo denkst Du hin?" — „An Dein Seelenheil denke ich!" entgegnete ich ihr mit weicher Stimme; sie aber lachte laut auf und meinte: die Hitze wäre mir wohl auf die Verstandes-Nerven gefallen. — Der Herr Offizier mußte Wind von meinem Plänchen bekommen haben, denn gleich war er da und protestirte; hielt dem Tanze eine schwülstige Lobrede, nannte ihn einen Freundschaftstanz, meinte: es käme nun die letzte Tour, die nicht nur allerliebst, sondern sogar wundervoll wäre, und indem ich noch balancire, welche Sorte von Gründen ich ihm entgegensetzen will, ist mein Rosinchen schon wieder mitten darunter. — Nun, dachte ich, einmal und nicht wieder; du hast A gesagt, du willst auch B sagen und den Kelch leeren bis auf die Hefen. Mit gespannter Neugierde paßte ich jetzt auf die verheißene letzte und zugleich wundervolle Tour. Wer aber malt mein Erstaunen, als ich die Leute sich bei den Händen fassen und mit ausgespreizten Beinen wie rasend und besessen seitwärts einher springen sah; und das ging so immer im Saale herum und immer wieder von vorne an. Das nennen die Menschen in der Tanz Kunst-Sprache eine Galopade und belegen sie obenein mit dem Prädikat: wundervoll. Daß es Gott erbarme! Fast glaube ich selbst: daß der Weltuntergang vor der Thür ist, denn Alles geht contrair und verkehrt. Die Menschen hüpfen wie Postpferde, und diese haben kaum Lust, die Füße zu rühren, und schleichen einher mit Menuett-Schritten. — Rosinchen sank jetzt auf einen Stuhl; sowohl die Rose an ihrer Brust wie auch das detaschirte Außenwerk hüpften beide wie die großen Hämmer auf dem Hüttenwerke. Ich setzte mich auch und wollte ihr so eben logisch beweisen: daß die Welt sich in ein großes Irrenhaus zu verwandeln drohe, als sie sich fächelnd zurück lehnte, eine Tasse Thee verlangte und schmelzend ausrief: „O Gott, das Leben ist doch schön!" — „Für den Liebhaber!" murmelte ich vor mich hin, „für solch ein Leben aber lieber gar keins!"

(Forts. folgt.)

Anklageschrift

gegen Orsini, Rudio, Gomez, Pieri und Bernard.

(Fortsetzung)

Schon die Zusammenstellung der Namen Pieri und Swiney gab auf der Stelle einen Anhaltspunkt für die Untersuchung. Der sogenannte Swiney hatte seine Wohnung im Hotel de Saxe-Coburg angegeben. Der Polizeibeamte, welcher sich dorthin begab, fand in Swiney's Bett eine Magd, die verhaftet, aber nach wenigen Tagen wieder entlassen wurde. Im Zimmer fand man einen Paß für Peter Bryan Swiney, ausgestellt unter dem 24. April 1857 vom französischen Generalconsul in London zur Reise nach Paris. An Geld besaß der Verhaftete 267 Francs. Den Gasthof hatte er am 12. Jänner bezogen, also an demselben Tage, an welchem er Pieri's Aufenthalt verlassen und Da Silva mit ihm getauscht. Er hatte sich im Hotel de Saxe-Coburg als Bedienter des Engländers Allsop, Straße Monthabor Nr. 10, bezeichnet. Der Polizeicommissär suchte sofort diesen Allsop auf.

Derselbe lag mit einer Verletzung am Kopfe zu Bette. Die Wunde war nicht bedenklich, aber er hatte viel Blut verloren. Er bezeichnete sich als Bierhändler. Man fand bei ihm: einen englischen Paß für Thomas Allsop, vom 15. April 1857, gezeichnet Palmerston, mit vielen Visas, zuletzt für Belgien vom 24. November 1857 und für Paris vom 28. Nov. 1857; eine Visitenkarte mit dem Namen Thomas Allsop; eine Summe von 8125 Francs in französischem und englischem Gelde. Am nächsten Morgen ergab sich, daß ein Pferd im Stalle des Hauses dem angeblichen Allsop zugehörte.

In wenigen Stunden war es also gelungen, vier Menschen zu verhaften, welche später als die Urheber des Mordanfalles erkannt wurden. Bald darauf wurden ihre wahren Namen ermittelt. Joseph Andreas Pieri (nicht Pierri), 50 Jahre alt, war so zu sagen im ersten Augenblicke erkannt worden, und die anderen konnten ihre falschen Angaben nicht lange behaupten.

Die Anklageschrift geht zur Beschreibung der Geschosse über. Neu darin ist nur der Umstand, daß von den drei geworfenen Granaten zwei größer waren als alle übrigen.

Orsini ist seit lange mit der anarchischen Clique in Verbindung. Nachdem er mit Mazzini lange verbunden war, hat er mit

ihm gebrochen oder mit ihm zu brechen vorgegeben. 1845 wurde er von dem römischen Tribunale zur Galerenstrafe auf Lebenszeit verurtheilt; später amnestirt, war er 1849 Mitglied der römischen Constituante, dann außerordentlicher Commissär zu Ancona und Ascoli, wo er sich solchen Ausschreitungen hingab, daß er im April 1853 vom obersten Gerichtshofe zu Rom in contumaciam wegen qualificirten Diebstahls, verbunden mit Gewaltthat und Anmaßung obrigkeitlicher Gewalt, bestraft wurde. Er floh, knüpfte auf seiner Reise allenthalben Verbindungen an, bediente sich falscher Päße und falscher Namen. 1855 wurde er in Wien unter dem Namen Herwage verhaftet. Man hielt ihn verdächtig, Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich nach dem Leben getrachtet zu haben. In Mantua eingesperrt, entfloh er von da und kam drei Monate später nach Marseille, wo er sich nach Genua einschiffte, dann ging er nach London, wo er seitdem blieb. Pieri ist bereits zweimal wegen Diebstahls abgestraft, flüchtete 1833 nach Frankreich, wo er sich als politisch Verfolgter ausgab, verheiratete sich 1834 in Lyon und lebte in mehreren Städten als Mützenfabrikant. Seine Frau hatte ihn später verlassen, um sich seiner Brutalität zu entziehen. 1843 diente er in der Fremdenlegion in Afrika, nahm dann Dienste in Toscana, wo er es bis zum Major der Versaglieri brachte, aber 1849 entsetzt wurde, weil er die Zeit des Aufruhrs benützt hatte, um Erpressung und Gewaltthat zu üben. Er ging nach Frankreich, wurde aber von dort ausgewiesen, und ging daher nach Birmingham, wo er Sprachunterricht gab. Nur für eine kurze Zeit verließ er diesen Aufenthalt, um nach Düsseldorf zu gehen, von wo er im Februar 1856 wieder nach Birmingham zurückkehrte. Er verkehrte im Laufe des Jahres 1857 häufig mit Orsini. Seine ehemalige Dienstmagd Namens Hartmann sagt aus, der letztere sei oft zu ihrem Herrn von London gekommen und habe einmal bei ihm zu Mittag gegessen. In England lernten beide den Gomez und Rudio kennen. Jener hat in der Fremdenlegion in Algier gedient und ist bereits einmal wegen Mißbrauch des Vertrauens verurtheilt worden. Carl Rudio gehört einer edeln Familie an, die mehr noch durch Unordnung als Armuth zu Grunde ging. Sein Vater und seine Schwester sind wegen Complottirens, sein Bruder wegen falscher Zeugenaussage verurtheilt worden. Er selbst hat seit einigen Jahren ein Vagabundenleben geführt, war an den italienischen Wirren betheiligt, entzog sich der polizeilichen Aufsicht, floh nach England, und machte seine eigenen Eltern an seinen Tod glauben. Auch diese beiden leugnen ihre frühere Verbindung mit Pieri und Orsini nicht. Sie sind mit Letzteren im Café Suisse, Peack-Born-Steet, zusammengekommen. Dieser Ort wird als Zusammenkunftslokal der gefährlichsten Flüchtlinge bezeichnet. Ein fünftes Individuum, das mit ihnen dort zusammentraf, ist der Angeklagte Bernard. Ueber den Verlauf des Complottes geht aus den Aussagen Orsini's hervor, daß zwischen ihm und Pieri von dem Plane, den Kaiser zu ermorden, die Rede war, daß er dieses Projekt Bernard und dem Engländer Allsop mittheilte. Auch einem Italiener, Namens Carlotti, hat er darüber Eröffnungen gemacht. Im Juni 1857 reiste Gomez durch Birmingham und besuchte Pieri, dieser gab ihm ein Empfehlungsschreiben an Orsini, den Gomez damals zum ersten Male gesehen haben will, das aber zweifelsohne mit dem Mordprojekt zusammenhing. Im October 1857 begegnete Gomez Orsini und Bernard auf der Straße zu London. Der Erstere lud ihn ein ihn folgenden Tages in seiner Wohnung zu besuchen. Bei diesem Besuche bemerkte ihm Orsini „der Prophet (so nennt er Mazzini) richte alle Kräfte zu Grunde. Seine Unternehmungen führen nur dazu, Menschen unnütz füsiliren zu machen." Dann schlug er ihm vor sich einem Plane beizugesellen, den er selbst zur Erhebung Italiens gefaßt habe. Von dieser Zeit an begann man sich mit der Fabrikation von Bomben zu beschäftigen, welche dazu bestimmt waren den Kaiser zu ermorden. Orsini ließ das Modell von einem Drechsler aus Buchsbaumholz anfertigen. Aber als Fremder konnte er keinen Fabrikanten finden, der ihm derlei wirklich anfertigen wollte. Dazu war Allsop behilflich. Dieser wendete sich an Taylor, Mechaniker in Birmingham. Orsini dictirte dem Bernard die Anweisung für Herrn Taylor. Diese Note trägt das Datum vom 16. Oktober 1857, liegt den Akten bei, und enthält Details, welche vollkommen mit der Beschreibung der Granaten übereinstimmen, durch welche das Attentat verübt wurde. Endlich ist ein Brief vorhanden, womit Allsop dem Taylor eine Postanweisung von 2 L. 6 Sh. und 6 D. für die gelieferte Arbeit sendet. Gomez hatte jedoch dem Haupte des Complottes Grund zu Mißtrauen gegeben. Orsini sendete ihn daher nach Birmingham, wo ihn Pieri überwachte. Von da aus schrieb er am 3. Nov. 1857 dem Orsini einen Brief, worin er seine Ergebenheit betheuert, und dessen Ausdrücke beweisen, daß er vollkommen Kenntniß der Sache hatte. Sie lauten: Ich frage Ew. Herrlichkeit, ob dieselbe mich des Vertrauens würdig erachte, die Mission, womit sie mich betraute, zu erfüllen? Der gnädige Herr (Seigneur) Orsini weiß wohl, daß ich nicht dazu angethan bin, die Sachen aus Interesse zu thun. Nicht das Geld macht mich reden, sondern das Gefühl und die Liebe, die ich stets zum Gesammtvaterlande hegte.

Rudio sagt aus, daß Carlotti seine Adresse im November 1857 von Seite Orsini's begehrt habe, weil dieser seiner bedürfen könne. Mehrere Wochen vergingen, Rudio erhielt weiter keine Nachricht. Er schrieb nach Birmingham an Orsini. Pieri öffnete den Brief und erwiederte ihn am Weihnachtstage, ersuchte ihn Geduld zu haben, und kündigte ihm die Ankunft eines Herrn an, der bei ihm einkehren werde. Am 29. Dezember schrieb Rudio an Pieri und warnte ihn vor Carlotti und einem andern Italiener Namens Piazzi. Darin spricht er auch von einer rivalisirenden Unternehmung, die bei ihm angeklopft habe. Er gab in der Voruntersuchung die Erklärung ab, darunter Mazzini verstanden zu haben. Er habe Massarenti und andere wohlbekannte Mazzinianer sich umschleichen sehen. Um diese Zeit aber hatte Orsini schon unter dem angenommenen Namen Allsop England verlassen und sich nach Paris begeben. Er ließ den Paß Allsops am 24. Nov. 1857 zu London für Belgien, und am 28. für Frankreich visiren, am 29. langte er zu Brüssel an, und einige Tage später kam auch Bernard an, mit einem französischen Passe nach Belgien, der am 7. Dezember durch den Generalconsul in London ausgefertigt worden war. Er brachte die Bomben nach Brüssel und bediente sich dazu eines Herrn Georgi, des Inhabers des Café Suisse.

Joſeph Georgi hat am 6. Dezember den belgiſchen Boden betreten. Von London gab ihm Bernard zehn halbe Bomben mit (nämlich die zuſammen gehörigen Hälften von fünf Bomben) unter dem Vorgeben, es ſeien Beſtandtheile einer neuen Erfindung für Gas, und ein zu Lüttich wohnhafter Engländer werde ſie im Café Suiſſe abholen. Georgi erklärte bei der Mauth von Oſtende dieſe Metallſtücke als das, wofür er ſie erhalten, bezahlte den Zoll und erwartete zu Brüſſel den Engländer aus Lüttich; ſtatt deſſen kam Bernard ſelbſt und nahm ſeine Kapſeln zurück.

Im Hotel de l'Europa, wo Orſini unter dem falſchen Namen Allſop abgeſtiegen war, kündigte er ſeine Abreiſe nach Paris an; er erwartete jedoch vorher die Ankunft eines Freundes. Dieſer Freund war Bernard. Allſop kaufte ein Pferd und gab dem Führer, der das Pferd nach Paris ſchaffen ſollte, einem gewiſſen Zeguers, auch die Granaten mit. Am 11. Dezember brachte Zeguers das Pferd mit den zehn Halbkugeln nach Frankreich. Die Mauth fand den Werth zu gering zum Verzollen. (Fortſetzung folgt.)

Das Mädchen aus der Fremde!

Die Fenſter ſind erleuchtet,
Sechs Fenſter in der Front,
Da wo die ſchönſte Donna
Von Altkaſtilien wohnt.

Im Hauſe der ſchönen Donna
Iſt heute Tanzſoirée,
Fort raſſeln hin die Karoſſen
In bunter Feſtlivrée. —

Und die Muſik ertönet
Und es beginnt der Ball,
Ich ſchau vom Thurm hinunter
In den erleuchteten Saal.

Ich ſchau hinunter vom Thurme,
Und ſtille kommt und zieht,
Ein träumeriſches Sehnen
Mir blühend in das Gemüth. —

Es iſt ein blaues Sehnen
Nach einer blauen Maid,
Die unten im Kreiſe pranget
In einem blauen Kleid. —

O Du meine blaue Flamme
Wie iſt ſo ſonnig Dein Blick,
Wie iſt dein Gang und Tanzen
Die herrlichſte Tanzmuſik.

Wie leuchtet Dein zaubriſch Lächlen
Wie Frühling mir in das Herz,
Und trägt mir alle Gedanken
Der Seele himmelswärts!

Doch ſtill mit dem blauen Träumen
Es heißt einem Wahne vertraut,
Das holde Weſen, da unten
Iſt längſt eine liebende Braut.

Sie harrt mit treuſtem Sehnen
Auf ihn nur den theuren Mann,
Und läßt nicht von Tugend und Treue,
Des Weibes höchſtem Zauberbann.

Der Heißgeliebte wird holen
Sie ach ſchon in dieſem Jahr,
Dann ſeh'n wir ſie nicht mehr ſchweben,
Inneriſch am Trottoir.

Nicht mehr dann werden wir ſehen
Die feinſten Brüſſler Volant's,
Und werden verlieren den Maaßſtab
Der nobelſten Eleganz. —

Nicht ſehn mehr, wie dicht ſie verſchleiert
Voll Schonung verüberweht,
Daß Jeder zu ihr in Liebe
In hoffnungsloſer vergeht.

Sie weiß, — wer ſie einmal geſehen,
Liebt ſie vom ſelben Tag,
Und, — wer ſie öfters erblickte, — —
Erholet ſich nach und nach.

Aus den Faſchingsträumen
am Zibin. —

Die letzte Roſe!

Ich fand ein Rös'chen ganz allein
Im öden Garten ſteh'n,
Und nach dem fernen Sonnenſchein
Mit hellen Thränen ſeh'n.
Ach Du verlornes Blumenkind,
Wie kommſt Du denn ſo ſpät,
Wenn längſt mit Reif der Herbſtwind
Das Leben überweht.

Doch ſtille, ſtill! Du ſollſt nicht hier
Verkümmern über Nacht;
Komm komm, ich trage Dich zu Ihr,
Wo fort der Frühling lacht.
Da ſollſt Du, eh' Du ſterben mußt,
Dich Deines Lebens freu'n, —
Du ſollſt erblüh'n an Ihrer Bruſt
Im goldnen Sonnenſchein.

Und wenn die letzte Stunde ruft
So ſcheide ohne Schmerz,
Denn Deine Seele und ihr Duft,
Ziehn ein dann in Ihr Herz.
Die ſchönſten Roſen trifft Du dort
In dieſes Herzens Raum, —
Es iſt ihr Auferſtehungsort
Nach ihrem Erdentraum.

W. Berger.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronſtadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 28. Montag, den 8. März. 1858.

Eine Stimme in der Zehntsache.

Petersdorf am 1. März.

Die Sehnsucht nach einer endlichen Erlösung aus dem traurigen Interimszustande, in welchem sich die evang. sächsische Geistlichkeit ohne Zehnten — und auch ohne Zehntablösung befindet; Noth und Mangel, welche gewiß schon viele Pfarrer- und Predigerfamilien heimgesucht haben; erzeugen so mancherlei Aeußerungen, Wünsche, Meinungen und Vorschläge, die man wohl als nicht maaßgebend unbeachtet zur Seite liegen lassen könnte, da sie schwerlich in irgend eine Anwendung kommen dürften.— Wenn man aber bedenkt, wie leicht sich Ansichten, bei nicht geringem Anscheine von Berechtigung, als Vernunft- und Rechtsgrundsätze geltend machen, zumal sie vom eigenen Interesse erwärmt werden; so ist es doch wohl Recht und Pflicht auch Etwas dagegen zu sagen, wenn man hoffen darf ungerechte Zumuthungen, Entfremdung und Abneigung unter Dienstesgenossen und Amtsbrüdern zu verhüten.

Es ist nämlich die Zehntablösung, obwohl eine wohlbegründete Hoffnung, doch noch nicht Thatsache; und doch ist in den protestantischen Jahrbüchern für Oesterreich: Jahrgang 1857 Seite 573 ff. schon ein Vorschlag zu ihrer Auftheilung erschienen! Noch weis kein Mensch, ob irgend Einer von den Pfarrern auch nur Einen entbehrlichen Groschen, also Einen zu viel erhalten wird, und doch soll von dem vorausgesetzten Ueberflusse, gewiß sehr weniger so Glücklicher, allen Armen geholfen werden! Ja auch eine Klagestimme dieser Zeitung greift in Nr. 5 d. J. gestützt auf den oben genannten Vorschlag, eine Auftheilung der Zehntablösungssumme auf Grund und nach Verhältniß der Fassionen, mithin des historischen Rechtes an, und will dieselbe nach Gesetzen der Billigkeit vollzogen wissen.

Um meine Gegenansichten vor dem Verdachte der Partheilichkeit zu bewahren, muß ich bemerken, daß ich dermalen Seelensorger einer Gemeinde bin, welche nach Seelenzahl und Fassion zu den Mittelstationen gehört, und daß ich daher Nivellirungsideen weder zu wünschen, noch zu fürchten habe. —

Die Abhandlung in den Protest. Jahrbüchern geht die gewöhnlichsten Auftheilungsvorschläge durch, widerlegt kurz den Vorschlag „die Dienstjahre" der Besoldung zum Grunde zu legen, mit der Bemerkung, daß das Alter wie die Jugend an sich kein Verdienst seien und nur geistige Stagnation herbeiführen würden wie auch den homiletisch gebildeten Pfarrern zu Gute kommen, kehrt dann ihre genie Schärfe gegen das historische Recht und spricht sich am Ende für die Besoldung nach dem Populationsverhältnisse aus. —

Für das Absehen vom historischen Rechte werden als Hauptmotive angeführt, daß 1., das Ursprüngliche: decimas pastoribus persolvant nicht mehr in seinem ganzen Umfange wahr und 2., eine ideelle Ungerechtigkeit sei. — Denn seien, obwohl ohne Verschulden der Pfarrer hier Eine — dort zwei und drei Quarten verloren gegangen, warum soll man denn, die historische Grundlage nicht ganz aufgeben? Den ganzen Zehnten nennt der Verfasser das „Prinzipale," eine, zwei und drei Quarten nur ein Accessorium! Ist das Logik — sind das Rechtsbegriffe? — Das Vernunft-Unrecht findet er in der ungleichen Belohnung gleicher Arbeit, und um seinen Vorschlag „die Seelenzahl der Besoldung zum Grunde legen," wirksamer zu machen, verfällt er in eine üble und nicht empfehlenswerthe Art rhetorischer Argumentation, er verdächtigt und schändet die Gegenansicht als eine „egoistische Begriffsverwirrung" und hofft, daß kein Pfarrer sich derselben schuldig machen könne! Hiemit muß er nun wohl seinen Vorschlag erschöpfend begründet zu haben glauben; denn er geht sogleich zur Darstellung der Verwirklichung über, indem er anträgt, man solle den bestdotirten Pfarreien die Spitzen abbrechen bis auf ein Maximum und die schlechtest Dotirten durch diese abgebrochenen Besoldungsspitzen erheben bis auf ein Gehalts-Minimum, das aber nicht unter einem Viertel der Ersteren stehen dürfe. Um übrigens die Empfindungen der jetzt lebenden Pfarrer nicht zu kränken (vom Rechte wird nicht gesprochen) sollen jene Pfarren, welche nach der Seelenzahl einer niedrigeren Besoldungsklasse angehören würden, erst nach dem Ableben oder der Weiterbeförderung derselben, in diese Klasse versetzt werden! —

Ich will von allem Rechte absehen und fragen:

Hat der Verfasser bei diesem Vorschlage auch nur einigermaßen gerechnet? hat er an irgend eine Zahl gedacht? — Wie hoch werden jene Spitzen in Ziffern ausgedrückt stehen?

Ich fühle mich wahrhaftig frei von Egoismus und komme mir noch nicht begriffsverwirrt vor, meine aber dennoch, wir sollten unser historisches Recht um keinen Preis aufgeben, und bi

anzuhoffende Zehntablösung streng auf Grund und nach Verhältniß unserer Fassionen auftheilen; weil

a. dieses zunächst allein ein consequentes Vorgehen in der ganzen Zehntsache ist! —

Wir haben bei der allerhöchsten Regierung alle Mittel und Hebel in Bewegung gesetzt, um eine „Zehntablösung" zu erwirken! Was würde, was müßte die Regierung sagen, wenn wir unser eigenes System anderwärts umstürzen wollten? Und sie käme so gewiß dazu, etwas dazu zu sagen, als sich gewiß Klagen gegen dieses ungesetzliche Vorgehen erheben würden! — Wir bleiben bei dem historischen Rechte, weil

b. auch auf der Basis der Fassionen gewiß Niemand eine zu reichliche Besoldung erhalten wird! Hierüber läßt sich vollends all dings nicht streiten; aber es läßt sich 100 gegen 1 wetten, daß auch die besten Parochien keine bischöflichen Renten bringen werden! Wenn aber der Antragsteller in den Protest. Jahrbüchern die gewiß nicht zahlreichen Besoldungsspitzen abbrechen will; so verräth er eben dadurch seine Engherzigkeit und seinen beschränkten Gesichtskreis! Denn einmal soll und kann ein ganzer Stand, der wie unser ev. Klerus höherer Kirchenstellen entbehrt, und ohne Bischöfe und Kardinäle, die untersten Volksklassen, mit den höhern Ständen so mit dem allerhöchsten Throne zu vermitteln berufen ist, nicht besoldet werden wie die Mannschaft einer Kompagnie Soldaten! Oder könnte der Antragsteller es wünschen, daß keiner ev. Pfarrerfamilie hinkünftig die Möglichkeit erhalten bliebe, auch für Wissenschaft und Kunst noch einiges Geld zu verwenden? Gerade diejenigen Pfarreien, denen man die Spitzen abbrechen will, sind nicht nur — wie in der Natur hohe Berge — die Zierden, sondern auch die Stützen des ganzen Standes; indem die Seelsorger derselben entweder persönlich in einflußreichere Kreise eintreten, oder aber ihre Söhne durch reichere Ausbildung für einflußreichere Stellen im Staatsdienste geeignet machen können; wo denn der Sohn oder Enkel des Pfarrers dem ganzen Stande mit dankbarem Herzen vergilt, was dieser ihm in seinen Eltern wohlgethan. — Wäre es denn so schädlich, wenn hie und da auch ein siebenbürgisch sächsischer Pfarrer, wie Pastor Alt in Hamburg und viele Andere in Deutschland, von Zeit zu Zeit eine Reise unternehmen könnten, um Herz und Sinn zu erfrischen, und des Geistes Gesichtskreis zu erweitern! Wäre es zu wünschen, daß der ganze Clerus verkümmere und verkomme; indem er sich, bis auf wenige Ausnahmen, behufs seiner Ausbildung, auf die humanistischen oder bessern Falles, auf die Gymnasial-Lehranstalten des Inlandes beschränken und dem Besuche deutscher Universitäten entsagen müßte!

Dieses aber — und nicht das Gegentheil, daß nämlich alle Pfarrer akademisch gebildete Theologen sein würden, wäre die zuverlässige Folge der beantragten Nivellirung. —

(Schluß folgt.)

Anklageschrift
gegen Orsini, Rudio, Gomez, Pieri und Bernard.

(Fortsetzung)

Mit demselben Zuge, wie Jeguers, begab sich Orsini nach Paris. Am 12. Dezember Morgens auf dem Bahnhofe angekommen, übergab er dem letzteren eine Karte mit dem Auftrage sein Pferd nach einem Gasthof zu führen, welcher, wie Jeguers irrthümlich angab, in der Rivolistraße sein sollte, der aber allem Anscheine nach kein anderer ist als das Hotel de Lille et d'Albion in der Straße St. Honoré Nr. 211, wo Orsini wirklich am 12. Dezember abgestiegen war. In der Untersuchung erklärte Jeguers daß er die zehn Halbkugeln dem Kellner übergeben habe.

Der Zeuge Jeguers blieb nicht einmal die Nacht vom 12. auf den 13. Dez. in Paris. Am Abend des Tages seiner Ankunft reiste er nach Brüssel zurück, nachdem er den ganzen Tag zu verschiedenen Gängen verwandt hatte, die nichts Verdächtiges haben. Nach seiner Rückkehr zu Brüssel behauptet er den Bernard wiedergesehen zu haben, und soll Bernard, als er ihm erzählte, er habe das Pferd des Engländers nach Paris gebracht, geantwortet haben, daß er das schon wisse. — Orsini bezog am 15. Dezember eine Wohnung, Straße Monthabor 10, zu ebener Erde. Sein Pferd, das zuerst in einer benachbarten Reitschule untergebracht war, wurde in einen Stall desselben Hauses gebracht. Die Eheleute Morand, Concierges des nämlichen Hauses, sagen aus, daß er häufige Spazierritte machte und in den ersten Tagen nur wenige Besuche empfing, von denen jedoch der Zeuge Morand nur Hodge und Dutrequin bezeichnen konnte, von denen später die Rede sein wird. Bald darauf erschien Pieri, für einen Deutschen sich ausgebend, so wie Orsini für einen Engländer sich ausgab. Später brachte Pieri den Gomez als Orsini's Bedienten; zuletzt kam auch Rudio, der sich den Charakter eines Bereisenden beilegte. — Am 6. Jänner 1858 reisten Orsini und Gomez zusammen von Birmingham ab. Sie stiegen zu London in Orsini's Wohnung, Grafton-Street Nr. 2, ab. Gomez erklärt, dort auf einem Kamin eine Bombe gesehen zu haben, welche damals weder Cylinder noch Zündhütchen gehabt habe. Bernard hatte sie erwartet. Er übergab dem Gomez den Paß auf den Namen Peter Boran Swiney. — Nachdem Pieri und Gomez am 6. Jänner London verlassen hatten, landeten sie am 7. um 7 Uhr 45 Minuten Morgens in Calais mit der von Dover gekommenen englischen Post. Sie reisten sofort auf der Eisenbahn nach Lille ab. In Lille ließ Pieri den Gomez einige Stunden und nahm seine Richtung nach Brüssel, wo er zeitig genug ankam, um den größten Theil des Tages dort verbringen zu können. Die Justiz hat nicht genau erfahren können, wie er daselbst seine Zeit verwandte; es ist aber gewiß, daß er von dort eine neue Bombe mitbrachte. — Georgi war am 7. Jänner jedenfalls noch im Besitze einer metallenen Bombe, welche mehrere Zeugen bei ihm gesehen haben. Nach den ausdrücklichen Weisungen von Bernard sollte Georgi diese Kugeln nur dem Ueberbringer einer im Voraus bezeichneten Schrift übergeben. Anderseits geht aus den Erklärungen von Gomez hervor, daß am 6. Jänner in Orsini's Wohnung zu London in dessen Gegenwart Bernard dem Pieri gesagt habe, er solle über Brüssel gehen, um dort einen Deckel in Empfang zu nehmen, den der „Patron" vergessen habe. Pieri stellte sich auch am 7. Jänner Herrn Georgi vor; er zeigte das verabredete Schreiben und erhielt den bezeichneten Gegenstand.

Pieri reiste am 7. Jänner mit dem Abendzuge um 7 Uhr

von Brüssel nach Paris ab. Bei seiner Fahrt durch Lille stieg Gomez, der ihn erwartet hatte, zu ihm ein, und das Erste, was sie bei ihrer Ankunft in Paris zu thun hatten, war, sich nach Orsini's Wohnung, Straße Monthabor Nr. 10 zu begeben.

Der Angeklagte Rudio folgte eben so pünktlich dem an ihn ergangenen Rufe. Am 2. Jänner empfing er zu London die ihm von Pieri bezeichnete Person bei sich, die niemand anders war, als der Angeklagte Bernard. Er gab sich Rudio zu erkennen, überreicht ihm 14 Schillinge und sagte, daß er es übernehme, ihm einen Paß zu verschaffen. Zugleich forderte er ihn auf, sich zur Abreise bereit zu halten. Am 8. Jänner machte Bernard dem Rudio einen zweiten Besuch. In dessen Abwesenheit ließ er seiner Frau ein Billet zurück, welches er nach Grafton-Street Nr. 2 tragen sollte, wo ihm, wie er sagte, etwas übergeben werden sollte. Rudio begab sich dahin, d. h. in Orsini's Wohnung, und brachte von dort eine goldene Brille zurück, welche ihm zum Erkennungszeichen dienen sollte. Am Abend desselben Tages kam Bernard zum dritten Male zu Rudio. Er übergab ihm abermals 14 Schillinge mit einem Paß, auf den Namen da Sylva lautend, der später mit Beschlag belegt wurde, und eine Fahrkarte bis Paris für den anderen Morgen. Rudio verließ wirklich am Samstag den 9. Jänner London, nachdem ihm von Bernard anempfohlen worden, sich bei seiner Ankunft in Paris sogleich zum Herrn Allsop nach der Straße Monthabor Nr. 10 zu begeben und ihm die goldene Brille zu überreichen, um sich anerkennen zu lassen. Am Sonntag den 10. Jänner Abends stellte sich Rudio zum ersten Male in der Straße Monthabor ein, ohne Orsini zu Hause zu finden. Er kam am anderen Tage Morgens wieder und traf ihn zu Hause. In solcher Weise waren die vier Hauptangeklagten in Paris vereinigt, bereit, das Verbrechen zu begehen, das schon lange vorher überlegt und vorbereitet war. Während der vier Tage, welche bis zu dem Attentate verflossen, fanden häufige Mittheilungen und zahlreiche Besuche zwischen ihnen statt. Gomez trat bei Orsini mehr zum Scheine, denn in Wirklichkeit als Bedienter ein. Rudio gab sich für einen Vierreisenden aus. Am andern Tage aber, nach seinem ersten Besuche bei Orsini, wurde seine wahre Stellung diesem gegenüber selbst in den Augen des Concierge desselben Hauses erkennbar. Dieser Zeuge erzählt in der That, daß er am 11. Jänner in Orsini's Zimmer eingetreten ist, während derselbe mit Pieri frühstückte. Gomez bediente sie, und Rudio stand in der Haltung eines Verkäufers, der seine Dienste anbietet. Nach einer Viertelstunde trat der Concierge unversehens wieder ein, und diesmal saß Rudio am Tische bei Orsini und Pieri, indem er ungezwungen mit ihnen sprach, während Gomez, an dem Kamin gelehnt, dem Gespräche zuhörte. Nöthigenfalls könnte eine andere Thatsache die Vertraulichkeit nachweisen, welche bereits zu dieser Zeit zwischen den Angeklagten bestand. Rudio hatte keine Wohnung in Paris, Pieri übernahm es, ihm eine solche zu verschaffen. Er nahm ihn mit in das Hotel de France et de Champagne und gab ihm in seiner eigenen Stube den so eben von Gomez verlassenen Platz. An demselben Tage oder am Tage nach der Ankunft des Gomez und des Pieri zu Paris kaufte Orsini bei dem Büchsenmacher Devisme einen Revolver. Erst ist derselbe, welchen man nach dem Anfall in der Straße Rossini auf dem Pflaster fand. Aus der Aussage des Zeugen Blondeur, der bei Devisme angestellt ist, geht hervor, daß bei diesem Verkaufe Orsini von Pieri begleitet war. Es geht ferner daraus hervor, daß diese Schußwaffe, die einer Ausbesserung bedurfte, am 12. Jänner von Gomez geholt wurde. Er that sehr ungeduldig, bis ihm die Waffe übergeben wurde. Die drei Dreher, welche vorliegen, waren in England am 29. Oktober 1857 angekauft. Zwei davon sind von Bernard an Orsini durch den Herrn Outrequin, Commissionär, Straße St. Denis Nr. 195, übersandt worden. Outrequin hatte früher ähnliche Beziehungen mit dem Angeklagten Bernard gehabt; dieselben scheinen in dem Schweizer Café in London begonnen zu haben. Anfangs 1857 wurde ein Engländer Hodge, der in Frankreich reiste, von Bernard an Outrequin empfohlen und von demselben gut aufgenommen; eine gleiche Empfehlung wurde von Bernard an Herrn Outrequin in einem Briefe vom 8. Dezember 1857, der bei den Akten ist, zu Gunsten Orsini's unter dem falschen Namen Allsop's gerichtet. Es befindet sich auch bei den Akten ein zweiter Brief von Bernard an Outrequin, welcher Danksagungen für die gute Aufnahme des Herrn Hodge mit der Bitte enthält, ihn wieder gut aufzunehmen und ihm bei einer neuen Reise in Paris behilflich zu sein. Dieser Brief war, wie der auf Allsop bezügliche, vom Monat Dezember 1857. Bernard schlug Outrequin gleichfalls gelegentlich vor, gegen Provision in Paris einige Luxuswaffen aus der Birminghamer Fabrik anzubringen. Da Outrequin bejahend antwortete, so erhielt er in den Tagen des Jänner mit einem Briefe von Bernard (ebenfalls bei den Akten) die Anzeige von der Absendung zweier Revolvers als Muster. Outrequin sollte die Waffen zu 150 Franken das Stück verkaufen, wurde aber gleichzeitig ermächtigt, sie Allsop unentgeltlich zu geben, wenn sie demselben gefielen. Die beiden Kistchen, worin die fraglichen Waffen eingeschlossen waren, sind wirklich von Outrequin übergeben worden und zwar eines am 8. Jänner an Orsini und das andere am 10. Jänner an Pieri.

Es blieb also nichts übrig, als die Bomben zu laden, welche die Hauptwerkzeuge des zu begehenden Verbrechens waren. Das dazu verwandte Knallpulver scheint von Orsini selbst oder wenigstens mit seiner Beihülfe angefertigt worden zu sein. So weist die Untersuchung nach, daß Rudio in England mit einem Professor der Chemie in Beziehungen stand, von dem er Unterricht und Rathschläge erhielt, deren wahren Zweck der Letztere ohne Zweifel nicht ahnte. Andererseits erklärt der Angeklagte Rudio, Orsini habe immer behauptet, daß er selbst das Knallpulver, dessen er sich bediente, erfunden und fabrizirt habe. Gomez theilt dieselbe Meinung, obwohl ihm Orsini niemals vertrauliche Mittheilungen darüber machte; er fügt hinzu, daß Orsini, als er zuletzt von Birmingham gekommen sei, das Innere der Hände und die Fingerspitzen verbrannt hatte, und er zu Pieri gesagt habe, diese Brandwunden rührten von seinen Versuchen her. Indessen gesteht Orsini nicht ein, daß er der Verfertiger sei; er behauptet, das Knallpulver sei von jemand fabrizirt worden, den er nicht nennen wolle. Er gibt aber zu, er habe es selbst von London nach Belgien und später von Belgien nach Paris gebracht, und erzählt viele Einzelheiten über die Vorsicht, deren es bedurfte, um es zu erhalten.

Er hat diese gefährliche Substanz in seinen Nachtsack gelegt, nachdem er sie mit Leinwand und Papier umwickelt hatte, die er von Zeit zu Zeit anfeuchtete. Das angefeuchtete Päckchen wog fast zwei englische Pfund. Während seines Aufenthaltes in der Straße Monthabor beschäftigte er sich mit dem Trocknen des Knallpulvers, indem er es zuerst an die Luft und später, da es nicht schnell genug trocknen wollte, nahe an's Feuer brachte. Diese letztere Operation war sehr gefährlich. Orsini stand vor dem Camin, in der einen Hand seine Uhr und in der andern einen Thermometer, um genau die Zeit und Wärme abzumessen, während welcher das Knallpulver dem Feuer ausgesetzt bleiben konnte. „Ich war in Gefahr" — sagte er in seinem letzten Verhör — „mich und das ganze Haus in die Luft zu sprengen." Nachdem die Bomben ungefähr zur Hälfte angefüllt waren, verschloß sie Orsini mit Schrauben, welche in die Löcher paßten, die an dem Oberzheile jedes Geschosses angebracht waren. Er erklärte, daß ihm dabei Gomez geholfen habe, dessen stärkere Faust die Schrauben leichter bewegte.

Der 14. Jänner kam heran. An diesem Tage fuhr Orsini um 9 Uhr 55 Minuten Morgens in einem Fiaker (Nr. 5100) aus. Er begab sich zuerst nach der Straße St. Denis Nr. 195 zu Outrequin, wo er anfragte, ob keine Nachrichten von Bernard angelangt seien. Die verneinende Antwort schien ihn sehr verdrießlich zu stimmen. Er ließ sich darauf nach der Straße Miromesnil und später zu Pieri und Rudio nach dem Hotel de France et de Champagne fahren, wo er seinen Wagen wegschickte. Es war beinahe 11 Uhr. Gomez besuchte seinerseits den Pieri und Rudio im Hotel de France et de Champagne; er kam zu Pferde an, während die Beiden frühstückten. Zwischen 4 und 5 Uhr kam Orsini zum zweiten Male zu Pieri und Rudio. Zwischen 6 und 7 Uhr Abends kam Orsini mit Gomez nach Hause. Es gesellten sich bald zu ihnen Pieri und Rudio, worauf sie alle vier zusammen ausgingen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* In dem Repräsentantenhaus zu Washington ist es kürzlich zu einer argen Prügelei gekommen. Die Debatte, ob Kansas ein Sklaven- oder Freistaat sein solle, war an der Tagesordnung und es ging sehr schläfrig zu. Während der Zeit promenirt der Abgeordnete Grow von Pennsilvanien (ein republikanischer Freistätler) in der Nähe des demokratischen Abgeordneten Knitt von Süd-Karolina, einem Anhänger der Pro-Sklaverei. Knitt fährt Grow's an, was er auf dieser Seite des Hauses zu suchen habe? Grow entgegnete mit festem Ton: Jeder Abgeordneter könne in diesem Hause gehen, wo er wolle. Knitt schreit hierauf: Sie sind ein verfluchter schwarzrepublikanischer Hund! Grow entgegnet: Kein Niggertreiber soll seine Peitsche über mich klatschen. Hierauf fährt Knitt dem Grow nach der Kehle und sucht ihn zu würgen. Aber bei Grow kam er an den Unrechten. Dieser packte Knitt und schmetterte ihn zu Boden. Die beiderseitigen Freunde, welche theils schlafend, theils rauchend und theils debattirend zugesehen, springen herzu und reißen die Raufenden auseinander. Der Friede dauert aber nicht lang. Knitt gab Grow einen harten Schlag, worauf der letztere den ersteren zu Boden schlug. Die beiderseitigen Freunde springen wieder herbei und die Prügelei wurde allgemein. Unter den Republikanern zeichnete sich besonders Herr Waschburer aus Illinois aus, auf jeden Streich, den er gab, fiel ein Gegner zu Boden. Während des Getümmels erreichte ein Mitglied die Bühne und stellte den Antrag, die wundervolle Szene zu daguerreotypiren. Endlich rief der Sprecher zur Ordnung, und als dieses nichts fruchtete, forderte er den Sergeant at Arms (Hausbüttel) auf, einzuschreiten. Dieser stürzte sich mit seinem Stabe in den Haufen und nach einigen Minuten hatte er die Ruhe hergestellt. Neuer Spektakel ist ausgebrochen, als Herr Quitmann die Abstimmung durch einen Vertagungs-Antrag gewaltsam verhindern wollte. Der Sprecher drohte, er werde die Schuldigen verhaften lassen, worauf der Friede eintrat. Knitt und Grow machten später beide Entschuldigung wegen des Vorgefallenen und von der Sache war weiter keine Rede mehr!

* Die Polizei der City von London kostet jährlich 4.442,120 fl. Der oberste Polizeichef bezieht 15000 fl., jeder der 22 Magistrate 12000 fl. jährlich als Gehalt. Die ganze Mannschaft besteht aus 17 Superintendanten, 140 Inspektoren, 630 Sergeanten und 5296 gemeinen Polizisten. Die Gehalte der Beamten sind von 490 bis 4400 fl. bemessen.

* Eines der Häupter der preußischen Kreuzzeitungspartei in Berlin Herr v. Wagener gibt ein Staats-Lexikon heraus. Das Unternehmen soll materiell gesichert sein, weil die zum Brandenburg-Denkmal eingegangenen Beiträge dafür verwendet werden sollen. Herr Stahl, welcher an diesem Lexikon mitarbeiten sollte, hat seine Theilnahme abgelehnt, dagegen wird Herr Daniel Hassenpflug ein Hauptmitarbeiter. Die „K. Z." bemerkt sehr sathrisch dazu: „Wer könnte auch bessere Auskunft geben über deutsches Recht und deutsche Freiheit, von welchen in der „Neuen preußischen Zeitung" so oft die Rede ist?"

* Das Tischrücken hat seit Kurzem einer andern Albernheit Platz gemacht, die man Traumschicken nennt und wonach es möglich sei, bei andern Personen selbst auf große Entfernung beliebige Träume hervorzubringen. In neuester Zeit haben Wasermann in Düsseldorf und Consorten die Möglichkeit des Traumschickens besprochen.

* Unter den Huldigungen deutscher Poesie zu Ehren der Vermählung des preußischen Thronfolgers mit der Prinzessin Viktoria rühmen deutsche Blätter mit am meisten ein Gedicht in der Nibelungenstrophe aus der Feder von Max Moltke, der als Herausgeber des „deutschen Sprachwart" in Berlin lebt. Das Gedicht ist in einem besondern Abdruck „Ein Huldigungsgruß aus dem Herzen des Volkes" in Berlin bei F. S. Mittler und Sohn erschienen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 29. Mittwoch, den 10. März. 1858.

Eine Stimme in der Zehntsache.

Petersdorf am 1. März.

(Schluß.)

c. Ich bleibe beim historischen Rechte, obwohl, ja gerade weil hie und da per injuriam temporum, eine oder mehrere Quarten des Zehntens an den Fiskus verloren gegangen sind! Denn konnte das verbriefte Recht verloren gehen — um wie viel leichter könnte dann eine zeitweilige Besoldung nach Willkühr behandelt werden. — Und wenn Gemeinden, die ein solches Unglück in früheren Jahrhunderten betroffen, der Anblick Glücklicherer, d. i. solcher, die bis heute 3 Quarten behalten haben, wehe thut; so würden sie doch darin wenig Trost finden, wenn es ihnen gelänge die Anderen zu Gefährtinnen ihrer Leiden zu machen, es wäre rühmlicher, und falls es gelänge viel tröstlicher, wenn nicht jetzt, doch nach vollbrachter Ablösung, zu versuchen, die Rückgabe oder Ablösung, der ohne Schuld verlorenen Zehntquarten bei der allerhöchsten Regierung zu erwirken! Ein solcher Schritt fände seine Berechtigung in der völligen Veränderung und Umwandlung des Zehntens, und der Unzulänglichkeit der Ablösung! Wenn man auf diesen Vorschlag auch nur wenig Hoffnung setzen will und kann; so liegt doch wahrlich Sinn und Vernunft in demselben, und er zeigt den einzigen Weg das Verlorene wieder zu finden, welches die übrigen sächsischen Pfarreien, nicht erstatten können, da sie nichts davon genommen haben! —

d. Ich bleibe bei dem historischen Rechte, weil es ein unumstößliches ist! — Der Zehnten ist als eine Grundlast anerkannt, der Clerus als der gesetzliche Besitzer desselben. — Die äußere Realisirung dieses Rechtes ist nun wohl dahin abgeändert worden, daß der Zehnten nicht in natura sondern in Geld verabfolgt wird! Diese Aenderung trifft nur die äußere Form nicht das Wesen des Rechtes! Die jetzige Schätzung des Naturalzehntens kann möglicherweise eine sehr geringe, vielleicht auch eine hohe, aber nicht eine für alle Zeiten unabänderliche sein; weil alle Preisverhältnisse großen Wechseln unterliegen! Es ist möglich, daß die anzuhoffende Ablösungssumme, mit den Preisen aller Lebenserfordernisse schon über 80 Jahre außer allem Verhältniß steht, und kein Pfarrer mit derselben auskommen könne! — Was will der Antragsteller dann beginnen, wenn er sein historisches Recht über Bord geworfen? Es bleibt ihm nichts übrig, als um Gehaltserhöhungen zu suppliciren, während ich auf Grund meines historischen Rechtes bloß eine richtigere Schätzung desselben ansuche! Auf den Einwurf: Wie aber dann, wenn die Ablösung einmal über dem Werthe des Naturalzehntens stehen sollte? möchte ich fast sagen: Ich will allein den Ueberschuß der Ablösungssumme an den Staat bezahlen! Diesen Scherz wolle man mir verzeihen; er soll nicht Uebermuth, sondern nur zeigen; wie wenig ich an eine Gleichstellung der Ablösungssumme mit dem wahren Werthe des Naturalzehntens glaube! Dessen ungeachtet glaube ich an unser Recht, und daß das Recht keine Chimäre sei! —

e. Ich bleibe endlich noch darum bei dem historischen Rechte, weil auf der Basis der Fassionen, oder des Grundes und Bodens, das Besoldungsmaß ein viel stätigeres ist als auf der Basis der Seelenzahl! Epidemien, Aus- und Zuwanderung, Kriege verändern die Seelenzahl oft in kürzerer Zeit um ein Bedeutendes! Grund und Boden kann nur durch Elementarereignisse der seltensten Art verändert werden! Und träte ein solcher Fall auch ein, so müßte man sich dann eine Besoldungsveränderung ohne Widerrede gefallen lassen; weil die Zehntpflicht nicht an den Menschen sondern an dem Grund und Boden haftet. —

Wie soll nun aber, so wird man fragen, einem großen Theile armer Amtsbrüder und armer Schwestergemeinden geholfen werden? —

Mit den abgebrochenen Spitzen richtet man, wie schon erwähnt, nichts aus! Helfen kann nur die ganze Nation auf den, von unserm hochverehrten Superintendenten und vom h. Ober-Consistorium anempfohlenen gesetzlichen Wege, der freien Beiträge, zur Bildung eines Fondes, pro ecclesiis laborantibus! Das sei unser Gustav-Adolph-Verein. — Die Nation ist im Stande in kurzer Zeit einige Hunderttausende zusammen zu bringen — die Nation kann allein nachhaltig helfen. — Ich meines Theils, würde dieser Idee überall Eingang zu verschaffen suchen, und bin der festen Ueberzeugung, daß hiedurch für das allgemeine Wohl unserer ev. Landeskirche mehr gethan wird, als durch ein unmotivirtes Kritisiren und Rütteln an dem historischen Rechte! Meinen aber doch Einige von meinen Amtsbrüdern, daß es ersprießlicher sein würde die oftgenannten Spitzen abzubrechen; so wollen sie die Güte haben, sich einen Conspect aller Fassionen zu verschaffen, wollen zwischen $^1/_6$ bis $^1/_3$ oder mehr noch von jeder ganzen Summe abrechnen; und ich hoffe sie werden ihre Herzen mit der Ueberzeugung beruhigen, daß die Nivellirungsideen, vom Wasser

genommen, auch zu Waſſer werden müſſen! Wollen ſie, und wollen wir uns und dem Ganzen nützen, ſo müſſen wir uns ſelbſt und die ganze Nation zur Mitwirkung aufbieten und erwärmen! Bis dahin wollen wir uns aber tröſten und uns eines Beſſern belehren laſſen durch das Ev. Matth. 20, 1—16 nach welchem kein Arbeiter mehr verlang n kann, als den bedungenen Lohn! —

M. . . . .

Anklageſchrift

gegen Orſini, Rudio, Gomez, Pieri und Bernard.

(Schluß.)

Zu dieſer Zeit begaben ſie ſich nach der Oper. Ueber die genaue Stunde dieſes letzten Ausganges herrſcht ein Widerſpruch zwiſchen den Ausſagen der Angeklagten und jenen mehrerer Zeugen. Die Angeklagten behaupteten bis zuletzt, es ſei 8 Uhr geweſen, als ſie die Straße Monthabor verließen, aber der Zeuge Debarje, Kutſcher in Dienſten eines Bewohners des Hauſes, wo Orſini wohnte, ſtand in dieſem Augenblicke am Thorwege. Er hat ſie alle vier fortgehen geſehen, und ſelbſt bemerkt, daß Gomez in ſeiner linken Hand etwas trug, das in ein rothes Taſchentuch eingewickelt war, und dieſer Zeuge behauptet feſt, es ſei noch nicht 7 Uhr geweſen. Die Ausſage des Debarje muß noch mit der wichtigeren eines andern Zeugen, Namens Kim, verglichen werden, der als Aufſeher beim Straßenkehren angeſtellt iſt. Am Abend des 14. Jänner war Kim beauftragt, an dem für den Kaiſer vorbehaltenen Eingange des Theaters Sand zu ſtreuen. Gegen 7 oder höchſtens 7¼ Uhr vertrieb er beinahe mit Gewalt zwei Individuen ungeachtet ihres Schimpfens und Drohens, da dieſelben mehrmals in den Gang eindrangen und dort bleiben wollten. Bei der Unterſuchung erklärte er, daß er Pieri und Rudio genau erkenne. — Die Gegenwart der vier Angeklagten auf dem Schauplatz des Verbrechens konnte von ihnen nicht geleugnet werden. Pieri und Gomez wurden verhaftet, der erſtere einige Minuten vor dem Attentate in der Straße Lepelletier, der andere kurz darauf bei Broggi. Rudio beſchränkte ſich auf einen bloßen Verſuch des Leugnens. Orſinis Wunde hätte allein hingereicht, um ihm alles Leugnen unmöglich zu machen. Außer den erſten Feſtſtellungen hat man aber einen unleugbaren Beweis nicht bloß von der Anweſenheit des Orſini auf dem Schauplatze, ſondern auch von ſeiner Theilnahme am abſcheulichen Verbrechen erhalten. Orſini war unter der Anzahl der Verwundeten, welche den erſten Beiſtand in der Apotheke Vautrain (Straße Laffitte) erhielten. Der Zeuge Decailly hat ihm den Arm in dem Augenblicke gereicht, wo er aus der Apotheke herauskam, und führte ihn zu der Fiakerſtation, die ſich an der Ecke der Straßen Laffitte und de Provence befindet. Orſini konnte den Umſtand weder leugnen, noch konnte er glauben, daß es von Intereſſe für ihn wäre, dieſes zu thun. Er wurde übrigens von Decailly genau erkannt; aber gerade auf dieſem Wege, den man von der Oper nach der Apotheke Vautrain nehmen muß, war es, wo man an demſelben Abende eine geladene Bombe und ſpäter einen Revolver fand. Außerdem wurde die Bombe bei einer Blutlache aufgeleſen, welche von einer ſtark blutenden Wunde herrühren mußte, und es fand ſich, daß, Orſinis Wunde, wiewohl nur leicht, ihrer Beſchaffenheit nach doch ſehr ſtark geblutet haben mußte. Schließlich wurde der in der Straße Roſſini gefundene Revolver ſogleich als eine bei Devisme gekaufte Waffe erkannt, und gleichzeitig von dem Zeugen Plondeur, dem Orſini gegenüber geſtellt wurde, erklärt, daß er derſelbe ſei, der ſie gekauft habe. Trotz dieſer ſo klar überzeugenden Umſtände beharrte Orſini lange im Leugnen ſeiner Mitſchuld. Es iſt wichtig, ſich zu erinnern, wie er durch die Augenſcheinlichkeit der Beweiſe zu den unausbleiblichen Geſtändniſſen gezwungen wurde, die trotzdem noch unvollſtändig geblieben ſind. Gomez iſt derjenige der Angeklagten, der zuerſt die Abſicht zeigte, die Wahrheit zu ſagen; ſeine Geſtändniſſe ſind jedoch langſam nach einander gekommen.

Obwohl er zuerſt eingeſtand, er habe den Mordplan gekannt, ſo behauptete er doch, er ſei ihm erſt am 14. Jänner im Augenblick des Fortgehens aus der Straße Monthabor mitgetheilt worden, und verſichert außerdem, daß er blos ein unthätiger Zeuge des Verbrechens geweſen ſei; er wurde aber bald gezwungen einzugeſtehen, er habe die Bomben bei Orſini geſehen, ohne aber zu wiſſen, was ſie bedeuteten; ſpäter gab er zu, Orſini habe ihm eine zum Tragen gegeben, und als ſie auf dem Vendomeplatz angelangt ſeien, ihm geſagt, daß es ſich darum handle, mit dieſen Bomben den Kaiſer zu tödten; gleichzeitig habe er ihm einen Dreher übergeben, um ſich zu vertheidigen, wenn er angegriffen werde, und ſchließlich in der Straße Lepelletier die Bombe, um ſie ſelbſt vor den Wagen des Kaiſers zu werfen. Dieſe Ausſagen, obwohl voller Zurückhaltungen, waren geeignet, Orſini ſtark zu beſchweren. Die Anweſenheit dieſes Angeklagten vor dem Unterſuchungsrichter, wo er Gomez entgegengeſtellt wurde, reichte hin, um den letzteren zu veranlaſſen, alle ſeine Ausſagen zurückzunehmen; am Tage darauf aber, wo er von dieſem einſchüchternden Einfluſſe befreit war, wiederholte er ſeine Ausſagen und vervollſtändigte ſie ſpäter ſogar. — Rudio iſt ihm in dieſer Richtung noch voraus geeilt. Seine Ausſagen waren jedoch voller Widerſprüche und Lügen. Nachdem er zuerſt jede Theilnahme geleugnet und nachdem er verſucht hatte, ſeine Anweſenheit in Paris und ſeine Beziehungen zu Orſini durch den Wunſch zu erklären, ein Empfehlungsſchreiben für Portugal, wohin er ſich am anderen Tage begeben ſollte, zu erhalten, ſo gab er doch zu, daß Bernard ihn von London fortgeſchickt habe, um etwas mit Orſini auszuführen; er habe den Vorſchlag in dem Glauben angenommen, es handle ſich bloß um den Verſuch einer Bewegung; erſt in Paris über ſeinen Irrthum aufgeklärt, habe er ſich für zu ſtark verwickelt gehalten, um zurücktreten zu können; und ſchließlich, Orſini habe ihm vor dem Weggehen aus der Straße Monthabor eine Bombe mit der Aufforderung übergeben, dieſelbe gegen den Wagen des Kaiſers zu ſchleudern, ſobald er die erſte Exploſion gehört hätte; dieſem letzteren Geſtändniſſe fügte er aber ganz unglaubliche Dinge hinzu. Wenn man ihm Glauben ſchenken wollte, ſo hätte er ſeine Mitangeklagten blos bis zum Boulevard begleitet. An der Ecke der Straße de la Paix angekommen, hätte er, anſtatt ſich nach der Straße Lepelletier zu begeben, die entgegengeſetzte Richtung eingeſchlagen und ſeine Bombe von der Brücke de la Concorde in die Seine

geſchleudert. In ſeinem Verhöre vom 24. Jänner hat er endlich ſeine Geſtändniſſe vervollſtändigt.

Die Rollen waren vor dem Fortgehen vertheilt worden. Gomez und er haben die beiden größeren Bomben erhalten. Orſini behielt die beiden kleineren, und Pieri nahm eine fünfte von der Größe der letzteren. Es wurde ausgemacht, daß Gomez die erſte Bombe werfen ſollte, Rudio die zweite, daß dann Orſini und zuletzt Pieri handeln ſollte. In der Straße Lepelletier angelangt, ſtellten ſich die Verſchworenen bei der Annäherung des kaiſerlichen Wagens auf dem Gangſteig, dem Haupteingange der Oper gegenüber, zwiſchen den Häuſern und der neugierigen Menge auf. Gleich nach der erſten Exploſion, die durch Gomez Bombe verurſacht wurde, ſagte Orſini zu Rudio: „Nun wirf die Deinige!“ Er warf ſie auch in der That und flüchtete ſich in eine kleine Kneipe, wo er den Donner der dritten Exploſion hörte und von wo er ſich inmitten des Tumults flüchten konnte.

Am 24. Jänner entſchloß ſich endlich Gomez die ganze Wahrheit zu ſagen, ſowohl über die Vertheilung der Bomben, über den zwiſchen den Mördern verabredeten Plan, über die Ausführung dieſes Planes, als auch über den Antheil, den er ſelbſt daran nahm, indem er die erſte Bombe warf; er beſtätigte vollſtändig die Ausſagen ſeines Mitangeklagten Rudio. Angeſichts ſo vieler Enthüllungen und der von der Unterſuchung geſammelten Beweiſe, befand ſich Orſini in ſeinem Verhör vom 24. Jänner. Beſiegt von der Augenſcheinlichkeit der Beweiſe, aber noch nicht gebeugt nahm er die Rolle eines Großſprechers an, indem er erklärte, er habe in der That beſchloſſen gehabt, den Kaiſer zu tödten, um durch eine Revolution in Frankreich zur Unabhängigkeit Italiens zu gelangen. Er fügte hinzu, er habe dieſen Plan ſelbſt entworfen, er nehme alles auf ſich, er habe die Bomben im Auslande anfertigen laſſen und wolle nichts ſagen. Später, von perſönlichen Beſorgniſſen ergriffen, fügte er noch hinzu, er habe die Bomben nicht geworfen, und die dritte Exploſion, die man gehört, ſei von einem Italiener, der ſich auf ſeinen Befehl dort aufhielt und dem er einen Augenblick vorher die Bombe übergeben habe, verurſacht worden. Der Italiener ſei von keinem ſeiner Mitſchuldigen gekannt, ſogar nicht von Pieri. In demſelben Verhöre nahm Orſini den Anſchein der Großmuth ſeinen Mitangeklagten gegenüber an, welche, wie er ſagte, gegen ihn ausſagen könnten, was ſie wollten, gegen die er aber ſelbſt nichts vorbringen wolle. Ueberlegung führte ihn aber auf andere Gedanken zurück, wie er ſelbſt in ſeinem letzten Verhöre vor dem Inſtruktionsrichter erklärte. Er gibt heute zu, daß Gomez die erſte und Rudio die zweite Bombe geworfen habe, er ſelbſt will aber keine geſchleudert haben, und um den ſchlagendſten Beweiſen auszuweichen, bringt er dieſe lächerliche Fabel von einem unbekannten Mitſchuldigen vor, welcher in dem entſcheidenden Augenblicke ſeine Stelle eingenommen haben ſoll.

Der Angeklagte Pieri hat in ſeinem erſten Verhöre eine wo möglich noch unglaublichere Fabel erfunden, und er blieb darauf beſtehen bis zum Schluſſe der Unterſuchung. Wenn man ihm glauben wollte, ſo hätte er London bloß verlaſſen, um eine Reiſe nach Italien zu machen. Er ſei von Orſini unter dem falſchen Namen Allſop beſucht worden. Letzterer, den er nicht gekannt, habe ihm von einer neuen Erfindung, deren Urheber er ſei, d. h. von einer Knallbombe geſprochen, die er für ſeine italieniſchen Zwecke nöthig haben könnte. Ein Modell dieſer Bombe wäre ihm von dem angeblichen Allſop am Morgen des 14. Jänner gebracht und eine Zuſammenkunft verabredet worden, um ſie an der Barriere des Martyrs zu verſuchen, eben ſo ein Revolver, den ihm Allſop verkauft habe. Allſop habe ſich aber bei der Zuſammenkunft nicht eingefunden. Genöthigt, nach Paris zurückzukehren, habe er den geladenen Revolver und die Knallbombe, ganz fertig zum Platzen bei ſich behalten müſſen. Er ſei mit dieſen gefährlichen Gegenſtänden in einen Reſtaurant gegangen und habe dort geſpeiſt. Er habe ſie auch bei ſich behalten, um damit auf dem Boulevard ſpazieren zu gehen; endlich habe ihn der Zufall in die Nähe der Oper gebracht. Dort ſei ihm unglücklicher Weiſe der Polizeibeamte Hebert begegnet, der es für nöthig gehalten habe, ihn verhaften zu laſſen. Dieſe elenden Erfindungen verdienen keine ernſte Widerlegung, und man kann ſagen, daß ſie eben ſo viel werth ſind, wie ein vollſtändiges Geſtändniß, und eben ſo beweisführend gegen den Angeklagten, der es wagt, damit vor Gericht zu treten.

Es ſind ſonach der Joſeph Andreas Pieri, Karl von Rudio, Anton Gomez, Felix Orſini, Simon Franz Bernard, letzterer abweſend, angeklagt. . . .

(Hier folgt die Aufzählung der Verbrechen, welche die Genannten zu verantworten haben.)

Kronſtädter Theater.

Motto: Ein Lob, das alle Fehler uns verſchweigt,
Iſt, wie der fette Frühlingsregen,
Der all' zu ſtark die Felder ſäugt;
Er tödtet ſie durch Segen.
Die Tadel, die an Galle reich,
Nur zu beſchämen ſuchten,
Sind ſchloßenvollen Wettern gleich;
Sie ſtürmen Saaten ein, anſtatt ſie zu befruchten.
Ein Lob, zu rein für Schmeichelei,
Erweckt uns, wie die Flur der Mai;
Und Wahrheit ohn' Erbittern
Ruft unſ're Kraft empor, gleich fruchtenden Gewittern.

Was im parlamentariſchen Weſen die Oppoſition, was beim Kaufmanne die Konkurrenz, das iſt die Kritik, die unpartheiiſche und unbeſtechliche, für die Kunſt; es liegt ihr die ſchöne aber auch ſchwere Pflicht ob, als Richter zwiſchen Künſtler und Publikum zu ſtehen, Beider Rechte mit Wärme zu vertreten und ohne jede Animoſität Mängel und Unvollkommenheiten zu rügen, andererſeits aber auch jede gute und gediegene Erſcheinung anerkennend hervorzuheben und zur weitern Vervollkommnung anzueifern. Sie allein iſt die Alles belebende Kraft, die den in Lethargie verſunkenen Kunſtſinn durch die mächtigen Waffen der Satyre, des Humors und der ernſtlichen Mahnung aufzurütteln und neue Schwungkraft zu geben vermag, ſie bildet den Kunſtjünger, ſie veredelt den Geſchmack des Publikums.

Unter ſolcher Anſchauung konnten wir es nur mit dem lebhafteſten Bedauern empfinden, daß ſeit geraumer Zeit nicht ein Wort über unſer hieſiges Theater und deſſen Mitgliedern veröffentlicht worden iſt, um ſo mehr, als gerade nach dem Faſching manche

Gelegenheit geboten wurde über gute Novitäten und gelungene Leistungen referiren zu können.

Wir haben uns deshalb, wenn auch erst nach mehrseitiger Aufforderung, dazu entschlossen, diesem Mangel abzuhelfen, und werden in offener und ehrlicher Weise unsere unmaßgebende Meinung den verehrten Theaterbesuchern unbeirrt vor die Augen führen.

Unser erstes Referat sind wir so glücklich, über eine recht gute und befriedigende Vorstellung abgeben zu können, es behandelt dasselbe die kürzliche Vorführung der „Donna Diana," Lustspiel in 5 Akten von West. Das Stück selbst ist dem hiesigen Publikum von früher her bekannt, dasselbe ist in einem recht schwungvollen, mitunter edlen Conversationstone gehalten und hat höchst pikante und geschickte Wendungen, wodurch die Aufmerksamkeit des Publikums mehr als gewöhnlich in Anspruch genommen wurde. Die Träger des Stückes waren Fräulein Suhrlandt, Donna Dianna, Herr Hartig, Don Cesar, Herr Frank Perin, wovon besonders der Ersteren die Palme des Abends gebührt; wir haben es bereits bei frühern Gelegenheiten ausgesprochen, daß diese Dame ein höchst beachtenswerthes Talent in sich birgt, welches sie schon durch richtiges Dichterverständniß und hübsche Darstellungsweise deutlich an den Tag legt, nichtsdesto weniger können wir andererseits den ihr zum Vorwurf gemachten Fehler des outrirens in Abrede stellen, doch geben wir dem verehrten Publikum zu bedenken, daß Fräulein Suhrlandt noch eine sehr junge Schauspielerin ist, mit der man nicht gar zu strenge rechten darf. — Sie hat übrigens gestern Abends den Beweis geliefert, daß sie eben so gut jedes Uebertreiben unterlassen kann, der 5. Akt, wo der fürchterliche Kampf der verletzten Eitelkeit mit dem vor Liebe brechenden Herzen in ihrem Busen wühlt, war der beste Probierstein für unsere Behauptung. — Die Donna Diana des Fräulein Suhrlandt ist eine Rolle, mit welcher sie an jeder Bühne Glück machen wird, sie hat dieselbe ausdrucksvoll und gut nüancirt gegeben, und die häufig vorkommenden Pointen zur richtigen Geltung zu bringen gewußt; die Toilette der Dame war eine äußerst geschmackvolle. —

Unser wackerer tüchtiger erste Liebhaber, Herr Hartig, schien dem Don Cesar im ersten Akte keinen so rechten Geschmack abgewinnen zu können, erst die darauf folgenden brachten ihn in den gehörigen Pathos, welche er dann auch auf gewohnte Weise zur vollen Zufriedenheit des Publikums ausführte; wir hätten sehr gewünscht, daß Herr Hartig die auch in seiner Rolle enthaltenen höchst spannenden Pointen, worunter wir ganz besonders diejenigen zählen, in welchen er mit erzwungenem Humor, um Diana noch mehr zu täuschen, ihr erzählt, daß er bereits liebe, und diese vor Angst und Schmerz fast bis zur Verzweiflung getrieben, den Namen zu wissen fordert, wirksamer und charakteristischer aufgefaßt hätte; dahingegen constatiren wir mit vielem Vergnügen, die Szene, in welcher er, hingerissen von seinem Gefühle, und in der gewissen Voraussetzung, daß auch Dina jetzt die Maske fallen lassen wird, ihr in glühenden Worten seine Liebe schildert, und als er sich zurückgestoßen sieht, das Ganze für eine Komödie ausgibt, als eine effektvoll gelungene.

Herr Frank, Perin, war recht brav, schade daß nicht gut memorirt war, es hat seiner Parthie großen Abbruch gethan, happerte oft; Spiel und Maske waren gut. — Einem on dit, zufolge soll Herr Frank, dessen Benefice bevorsteht, den Göthe'schen Faust gewählt haben, worin ihm die Rolle des Mephisto zufallen würde, wir glauben ihm mit dieser Vorstellung ein volles Haus in Aussicht stellen zu können.

Fräulein Reiß, Kammerzofe Floretta war an ihrem Platze. — Papa Amslinger, Don Diego, etwas zu gutmüthig hausbacken. — Herr Mayer, Don Gaston und Herr Kriehuber, Don Louis ließen beide viel vom spanischen Granden vermissen. Wir können den Herren mittheilen, daß sich seit Kurzem hier in Kronstadt ein Fleckputzer etablirt hat. — Eine ganz besondere Philippika fühlen wir uns noch veranlaßt an Herrn Kriehuber zu richten. — Wir haben es nie verkannt, daß Sie im Komischen sehr Verdienstliches leisten, daß Sie ferner Ihre Couplets recht angenehm und gefühlvoll vortragen, erzeigen Sie uns nun auch die Gefälligkeit in seriösen oder in Conversations-Stücken, nicht gar so beweglich zu sein, suchen Sie ferner in solchen Parthien, Ihr Organ etwas zu biegen, damit der ewig joviale Redeton, der in der Posse ganz an seinem Platze sein mag, mehr verschwinde. — Die übrigen Rollen waren den Damen Lachner und Deutschinger anvertraut.

Kronstadt, am 4. März 1852. Cato.

Mannigfaltiges.

* In Berlin ist das Elend sehr hoch gestiegen. Frau v. Bavier, eine sehr edle Menschenfreundin, welche eine große Anzahl armer Menschen aus eignen und aus Mitteln ihrer Freunde unterstützt, gibt in ihrem neunten Jahresbericht eine Schilderung, in welch' schreckhafter Gestalt Noth und Elend in diesem fürchterlichen Winter aufgetreten sind. Die gute Frau hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, arme und verlassene Kleinen zu pflegen. Vierzig Kinder hat sie allein in diesem Winter vor dem Verderben gerettet, aber neunhundert für ihre mutterlosen Kinder hilfesuchenden Familienväter mußte sie abweisen! Eins von den vierzig Kindern befand sich sammt seinem Vater und drei Geschwistern obdachlos, des Nachts in einem Pferdestall, wo es Füße, Nase und Händchen erfroren hatte und von den Ratten angefressen war. Nach sechswöchentlicher Pflege bei der Frau von Bavier starb es; nach des Arztes Ausspruch konnte es nicht länger leben, da in Folge seines frühen Elends die Luftröhre verfault war.

* In Griechenland hat am 21. Feb. 10 Uhr 10 Minuten Vormittags ein heftiges Erdbeben stattgefunden, wodurch die Stadt Korinth in einen Schutthaufen verwandelt wurde. In den letzten Jahren fing Korinth an sich zu vergrößern, aber die Gewalt des Erdbebens hat nur wenige Häuser stehen gelassen, und diese wenigen wurden unbewohnbar gemacht. Auch mehrere Dörfer bei Korinth sind durch das Erdbeben, welches 8 Secunden dauerte zerstört worden.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 f. mit Post 6, ins Ausland 6 f. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 30. Freitag, den 12. März. 1858.

Meine Widerwärtigkeiten im Bade.

(Aus dem Leben eines Landpredigers nach v. Deckers Handzeichnungen nach der Natur.)

X.

(Fortsetzung.)

Rosinchens Spruch: das Leben sei doch schön, hat sie irgendwo aus einem poetischen Lesebuche aufgeschnappt; ich für mein Theil möchte über die seit den letzten vier Tagen genossene Sorte Leben aus der Haut fahren; ja wäre ich nicht ein rechtgläubiger Christ, so hätte Satanas jetzt die beste Gelegenheit, den teuflischen Gedanken des Selbstmordes in meine fromme Seele zu jagen. Doch nein, ich will ausharren und dulden, oder vielmehr blos ausharren, denn geduldet habe ich schon, was ein Ehemann nur zu dulden vermag.

Ich bin gegenwärtig um einen Schatz ärmer und um eine Erfahrung reicher. Wenn der Böse Unkraut unter den Waizen zu säen gesonnen ist und das Fatum es nicht durchaus anders beschlossen hat, so kann es ein Weib am besten säen: ist nun obenein ein Offizier dabei behülflich, und wirkt zum Ueberfluß der Zufall vermittelnd ein, so geht alle Weisheit in Scherben, der allergescheidteste Ehemann ist ohne Rettung betrogen, und der beste Philosoph kommt gerade so weit und um nichts weiter, als der simpelste Empiriker, den man im gemeinen Leben einen dummen Dorfteufel zu nennen pflegt. — Der verlorne Schatz ist sehr süßer Natur und heißt mit einem Wort — Rosinchen.

Die Feder zittert in meiner sonst so festen Hand, wenn ich den süßen Unglücksnamen niederschreibe. Aber mag sie immerhin zittern! Aus Nächstenliebe und zur Warnung für alle meine lieben Brüder und achtungswerthen Collegen, die mit mir im gleichen oder ähnlichen Falle sind oder noch dahin kommen könnten, will ich den schmerzlichen Vorfall und die ganze schauderhafte Begebenheit mit dem Stoizismus eines Zeitungsschreibers hiermit aufzeichnen. Wäre es möglich, daß die Menschen durch den Schaden Anderer klug würden, meine traurige Geschichte müßte alle klugmachenden Pensions-Anstalten außer Kurs setzen.

XI.

Am Morgen nach dem Schwitzbade schlief Rosinchen länger als gewöhnlich, das heißt: fast bis zum hellen Mittag. — Aus Langeweile und ohne alle Absicht störe ich ihr Necessair durch und stoße auf die silberne Nadelbüchse, die sie jüngst im Würfel-Lotto gewann. Mechanisch öffne ich sie, und wie weiland aus der Uhr, blinzelt mir ein Papierchen entgegen. Ich entfalte es in aller Unschuld, und erkenne dieselbe Hand, welche das fatale: „Es bleibt dabei!" geschrieben hatte, nur diesmal war der Inhalt etwas weniger unbestimmt. — Sobald ich Fassung gewonnen hatte, las ich unter lautem Herzklopfen Folgendes:

„Schöne Frau! — Der nächste Sonnabend muß unser Glück machen. Ihr klapperdürrer Haustyrann studirt dann eine Sonntags-Predigt, um nicht aus der Gewohnheit zu kommen. Punkt halb sechs Uhr bin ich mit Pferd und Wagen an der bewußten Einsiedelei im Liebespark. Lassen Sie nicht zu lange warten

Ihren Sie anbetenden F . . . . ."

Ich war im ersten Augenblick fast unschlüssig, was ich thun sollte, weil mir der Fall durchaus neu war. Zuletzt kalkulirte ich aber so: Ad Eins: Hältst du ihr den Zettel vor, so riskirst du, daß sie läugnet; denn wo steht wohl geschrieben: daß gerade sie mit der schönen Frau gemeint ist? Es gibt ja viele schöne Frauen in der Welt, zum Beispiel die von dem grünen Oberstlieutenant — die war freilich nicht damit gemeint, Gott bewahre mich vor dem unheiligen Gedanken! — allein eben so viel bleibt ausgemacht, die Beweisgründe sind in keinem Fall zureichend. F. kann ein Jeder heißen, und der klapperdürre Haustyrann könnte ganz füglich auf einen geliebten Collegen zielen. — Ad Zwei: Behältst du den Zettel, so vermißt sie ihn, und das ganze Projekt geht wahrscheinlich gar nicht vor sich; das wäre zwar im Ganzen gut, allein leider nicht radikal, sondern nur palliativ. — Ad Drei: Steckst du ihn aber wieder da hin, wo du ihn gefunden hast; thust du ferner, als ob gar nichts vorgefallen wäre: verbirgst du dich endlich in der bewußten Eremitage, wartest dort den Briefsteller ab und erwischest ihn sammt der Invitirten bei dem Kragen, und zwar in dem Augenblick, wenn beide den Fuß in den Wagen setzen wollen, so ist der Beweis nach aller Form Rechtens ad oculos geführt. Dann hast du außerdem noch die Wahl:

Entweder dein dich ärgerndes Auge auszureißen und von die zu werfen, oder deinen Feinden zu vergeben, auf daß dir wieder vergeben werde und das Himmelreich zu dir komme. — Nach diesem Kalkül-Monolog war es an mir, im stolzen Selbstvertrauen auszurufen: Es bleibt dabei! (Schluß folgt.)

Kaiser Joseph über das Duell.

Der beklagenswerthe Ausgang verschiedener Duelle, wovon die Zeitungen berichten, erinnert uns an einen Erlaß des Kaisers Joseph, der, wie verschiedene andere große Männer, unter denen auch Napoleon, kein Freund blutiger Zweikämpfe war. Der aus dem Jahr 1771 datirende und an einen General seiner Armee gerichtete Erlaß lautet:

„Den Grafen v. K. und den Hauptmann W. schicken Sie sogleich in Arrest. Der Graf ist aufbrausend, jung, von seiner Geburt und von falschen Ehrbegriffen eingenommen. Hauptmann W. ist ein alter Kriegsknecht, der jede Sache mit Degen und Pistolen berichtigen will, und welcher das Cartel des jungen Grafen sogleich mit Leidenschaft behandelte. Ich will und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere, und verachte die Grundsätze Derjenigen, die ihn vertheidigen, die ihn zu rechtfertigen suchen und sich mit kaltem Blute durchbohren. Wenn ich Offiziere habe, die sich mit Bravour jeder feindlichen Gefahr bloßgeben, die bei jedem sich ereignenden Falle Muth, Tapferkeit und Entschlossenheit im Angriffe und in der Vertheidigung zeigen, so schätze ich sie hoch. Die Gleichgültigkeit, die sie bei solchen Gelegenheiten für den Tod äußern, dient ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich. Wenn aber hierunter Männer sein sollten, die Alles der Rache und dem Hasse gegen ihren Feind aufzuopfern bereit sind, so verachte ich dieselben; ich halte einen solchen Menschen für nichts Besseres, als einen römischen Gladiator. Veranstalten Sie ein Kriegsrecht über diese zwei Offiziere; untersuchen Sie mit derjenigen Unpartheilichkeit, die ich von jedem Richter fordere, den Gegenstand ihres Streites, und wer hiervon am meisten die Schuld trägt, der werde ein Opfer seines Schicksals und der Gesetze. Eine solche barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Tamerlane und Bajazete angemessen ist, und die oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und bestraft wissen, und sollte es mir die Hälfte meiner Offiziere rauben. Noch gibt es Menschen, die mit dem Charakter von Heldenmuth benigen eines guten Unterthanen vereinbaren, und das kann nur Der sein, welcher die Staatsgesetze verehrt. — Joseph."

Bilder aus Rußland.

Die „Wiener Zeitung" führt uns in einem Briefe aus Petersburg vom 15. Februar ein interessantes Bild über die Zustände in Rußland vor. Die Freilassung der Leibeigenen in dem weiten russischen Reiche ist das Panier, welches allenthalben aufgepflanzt ist und dem von allen jenen, welche weder etwas aufzugeben noch zu verlieren haben enthusiastisch zugestimmt wird. Das Lob der Regierung ertönt in fortwährender überschwänglicher Weise. Aber alle diejenigen, welche ihr bisheriges Vermögen und ihren angeerbten Besitz hergeben sollen, ohne jede andere Vergütung als die Aussicht auf den einstigen Dank und Segen von jenen welchen sie ihr Vermögen geschenkt haben, machen betrübte Gesichter. Es ist daher ganz natürlich, daß alle jene Adeligen, welche nun ihr Vermögen verlieren sollen, sich dagegen wehren. In ganz Mittelrußland herrscht unter den Gutsbesitzern eine große Bewegung. Sie fahren in die Gouvernementsstädte und besuchen sich untereinander, aber nicht um zu schmausen, sondern um sich zu berathen, wie sie dem Ruin ihres Wohlstandes entgehen können. Der bisherige Besitz des russischen Gutsbesitzers bestand einestheils aus Grund und Boden und andern Theils aus den an dem Grund haftenden Leibeigenen. Der letzte Krieg mit den Alliirten hat ungeheure Opfer vom Adel, theils freiwillige, theils geforderte erheischt, und die meisten Gutsbesitzer sind dadurch in große Schulden gerathen. Diese Schulden sind auf das Besitzthum mit sammt den Leibeigenen hypothekarisch eingetragen. Nun aber werden diese freigegeben und die Leibeigenen erhalten einen gewissen Theil des Bodens zu ihrem persönlichen Besitz, wodurch der Werth des adelichen Gutes um mehr als die Hälfte vermindert wird und die Sicherheit für die eingetragene Hypothek sich um ebensoviel verringert. Der Gutsherr ist in der Zukunft nur auf die Pachtgelder angewiesen, welche seine ehemaligen Leibeigenen, jetzt freie Bauern ihm zahlen. Seine Leibeigenen konnte er zwingen seine Felder zu bebauen, vom freien Bauer muß er es erwarten, ob dieser arbeiten will. Und wie es auch sonst vorgekommen ist, der russische Bauer legt sich auch lieber auf die faule Haut, als daß er mit Arbeit sich abmüht. Hierdurch haben die Güter des russischen Adels unendlich am Werth verloren und bei den Kapitalisten ist das Mißtrauen schon eingetreten und vielen Gutsbesitzern sind die auf ihrem Besitz haftenden Kapitalisten bereits gekündigt, wodurch sie dem Bettelstab entgegen gehen. Die Zahl jener Adeligen, welche mit einem Schlage alles verlieren, ist nicht klein, weshalb die Aufregung unter ihnen eine ganz natürliche ist, und man kann ihre Erbitterung gegen alle jene ermessen, welche nichts zu verlieren, das heißt keine Leibeignen haben, oder beständig über die neue Aera in Rußland jubeln. In Moskau hat Herr Kokereff im „Rußkij wästnik" folgenden Vorschlag gemacht um dem Bauer zu raschem Grundbesitz zu helfen: der Leibeigne bewohnt den Grund und Boden seines Herrn. Für die Freilassung soll er das Gärtchen neben seinem Hause und den Grund und Boden, auf dem dieses Haus steht, seinem ehemaligen Herrn bezahlen. Da er kein Geld hat, so muß er doppelt arbeiten und dreifach arbeiten, wenn er auch den Pacht bezahlen will, der ihm für das zu bearbeitende Stück Land auferlegt werden muß. Das wird er nicht leisten können; darum sollte der gesammte Handels- und Kaufmannsstand eine große National-Subskription eröffnen und den Bauern die Häuser und Gärten kaufen.

Wenn die Kaufmannschaft dieses thun wollte, so wäre das beste Auskunftsmittel gefunden. Aber die Kaufmannswelt wird es nicht thun, weil dieses ein sehr schlechtes Geschäft wäre! Der Staat kann auch kein Geld zu diesem Zwecke

hergeben, weil er keines dazu hat. Aber dennoch ist die ganze russische Tagespresse über Kokereff's Vorschlag in Entzücken. Es scheint, Rußland geht Szenen entgegen, wie zur Zeit der ersten französischen Revolution in Jeu de paume, das heißt im Ballhause, wo alle Adeligen der Nationalversammlung sich gerührt und weinend in die Arme fielen, ihre Rechte aufgaben, fortan nur Staatsbürger sein wollten, und jener Taumel begann, der mit der Permanenz der Guillotine endete. — Diejenigen, welche ein Vermögen haben, werden von jenen, die nichts zu verlieren haben überstimmt und müssen öffentlich schweigen, aber sie sind nicht unthätig und wenden sich mit ihren Vorstellungen dahin, wo sie Schutz hoffen können. Der Hort des Adels ist der General-Kriegsgouverneur von Moskau, General-Adjutant Graf Arsenius Arsejewitsch Sakrawski, um welchen sich der Widerstand schaart. Die liberale Partei, welche für die Aufhebung der Leibeigenschaft ist, greift den General deshalb heftig an, überhaupt ist die Opposition gegen alle früheren Anschauungen der Verwaltung und gegen das bisherige System im Wachsen. Ob die Sache zum Guten führen wird, muß der Zukunft anheimgestellt bleiben. Die liberale Partei legt ihre unbegrenzte Verehrung und Liebe zum Kaiser bei jeder Gelegenheit an den Tag und den reformatorischen Absichten der Regierung wird lautes Lob gespendet, und dem Kaiser Alexander nachgerühmt, daß er in der kurzen Zeit seiner Regierung mehr gethan habe, als Katharina II. und selbst Peter der Große. Fürst Gortschakoff, der Minister des Aeußern, Lanskoi, der Minister des Innern und General-Adjutant Nassimoff, das sind die drei Männer des Fortschritts im Ministerium, welche die großen Reformen in Rußland anbahnen. Nassimoff ist der Liebling des Kaisers und der Mann des Tages bei allen liberalen Männern in Rußland. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Rußland großen Dingen entgegengeht. Der Westen von Europa hat seine Phasen durchgemacht, der Norden beginnt jetzt damit!

Bücherschau.

Das fünfte Heft der **Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk**, von Gymnasial-Direktor G. D. Teutsch in Schäßburg ist soeben bei Johann Gött in Kronstadt erschienen. Dieses Heft beginnt mit dem sechsten Buch und umfaßt den Zeitraum von 1629—1699. Es wird darin die innere Fäulniß des Landes, ein siebenbürgischer Landtag, der erschreckliche Jammer des deutschen Volkes unter Rakozi II. und die Tartaren- und Türkenwirthschaft in einer Sprache geschildert, die erheben macht, den Leser aber auch für den patriotischen und gelehrten Verfasser mit hoher Verehrung erfüllt. Der 38. Abschnitt in diesem Hefte beschreibt uns, wie Siebenbürgen unter das Haus Oesterreich kommt. Auch finden wir in diesem Hefte einen wichtigen Zeitpunkt der Stadt Kronstadt beschrieben, nemlich wie General Veterani das Schloß mit seinen Mörsern beschießt und wie die Häupter der Rebellion bestraft werden. Endlich finden wir in diesem Heft auch das große Brandunglück, welches unsere Vaterstadt am 21. April 1689 betroffen, historisch getreu geschildert; wir lesen wie in zwei Stunden Kronstadt in Schutt und Asche sank, Dach und Thurm der großen Kirche und die große Orgel verbrannten, das Kirchgewölbe barst, die Glocken schmolzen, wie die von Honterus gegründete kostbare Bibliothek vernichtet wurde und wie 300 Menschen im Feuer ihren Tod gefunden haben u. s. w.

Den Freunden von Teutsch's Sachsengeschichte können wir die Mittheilung machen, daß das sechste und letzte Heft sich bereits unter der Presse befindet und zu Ostern vollendet werden wird. Das 5. Heft kostet, wie die vorherigen 20 kr.

Unter den praktischen Büchern für das bürgerliche Leben, können wir die soeben bei Friedrich Manz in Wien erschienene achte Auflage von **Haidinger's Selbstadvokat** unsern Landsleuten bestens empfehlen. Dieses Werk hat eine seltene günstige Aufnahme im ganzen Staate gefunden. Was dieses Werk von ähnlichen Unternehmungen (auch Nachahmungen) vortheilhaft auszeichnet, ist das Bestreben, stets auf dem Standpunkt der neuesten Gesetzgebung zu bleiben und jede Auflage mit neuen werthenvollen Zusätzen zu vermehren. Dabei ist das Buch durchaus praktisch gehalten, die Gesetze sind einfach und allverständlich dargestellt und ihre Anwendung ist durch viele höchst anschauliche Beispiele erläutert, alles dieses erklärt wohl zunächst den wahrhaft außerordentlichen Absatz, den dieses wirkliche gute Buch binnen wenigen Jahren gefunden.

Feldmarschall Graf Radetzky Ruhestätte auf dem Heldenhügel zu Wetzdorf, von einem steyrischen Grenadier, ist in der Wallishauser'schen Buchhandlung (Joseph Klemm) in Wien erschienen. Der Broschüre ist eine colorirte Ansicht des Heldenbergs beigegeben, und enthält eine historische Abhandlung über die Herrschaft und das Schloß Wetzdorf, eine Beschreibung des Heldenberges im Schloßparke und eine poetische Erzählung in gebundner Rede: Der Heldenberg.

Correspondenz.

(H.) Hermannstadt. Unser Publikum ist ein Feind alles Frivolen und Geschmacklosen, darum machen diejenigen Possen auf unsrer Bühne, welche dem Frivolen huldigen, kein Glück. Der echte Hermannstädter liebt Geist und Aestetik im Ausdruck der Gedanken und den Ernst des Lebens. — Unsern Stahlberg, den hier seit Jahren vielbeliebten Komiker, der bei Ihnen gastirte, haben Sie kennen gelernt. Er ist ein wackerer Mime. Es heißt er würde zu Gastvorstellungen nach Wien gehen. Sein gänzliches Scheiden von Hermannstadt wäre für die hiesige Bühne ein sehr empfindlicher Verlust. Wo immer Herr Stahlberg in Zukunft verweilt, der Sieg seiner unverwüstlichen drastischen Komik wird ihn überall sehr werthvoll machen. Stahlberg ist kein alltäglicher Komiker, seine Charaktere sind natürlich angelegt, er spielt ohne zu übertreiben mit Verständniß und Empfindung und sein Humor hat unser Publikum stets bestens unterhalten. — In dem köstlich feinen Lustspiel: „Ein Glas Wasser trat Hr. Viktor Ernst vom städtischen Theater in Temeswar in der Rolle des Vicomte von

Bolingbroke zum Erstenmal als Gast auf, und entwickelte recht anerkennenswerthe Eigenschaften. — Herr Castelli beendete sein Gastspiel mit Fra Diavolo, welche Partie zu seinen besten Leistungen zählt. Er wurde gerufen, dankte für die ihm zu Theil gewordene freundliche Aufnahme und fügte bei, daß er nun engagirt sei und seine „Gegner" die er bei seinem ersten Auftreten im „Barbier von Sevilla" gefunden, als ihm der Ton versagt hatte, von nun an zu „versöhnen" hoffe, welche Ansprache an das Publikum abermals, wie die Worte der Entschuldigung beim ersten Auftreten, mißbilligt wurde. Es wird gut sein, wenn Hr. Castelli in Hinkunft sich des Schweigens befleißet, denn Schweigen ist da Tugend, wo Sprechen nicht hilft. Unsere Theatergesetze verbieten geradezu die Ansprachen von der Bühne an das Publikum. — Herr Lipka, welcher für die Oper nach Pest engagirt war, hat es vorgezogen hier zu bleiben, was die Freunde seines Gesanges erfreute. — Wir besitzen durch Hrn. Lipka's Engagement nun für die Dauer zwei Tenoristen. Ich berichtige eine Notiz in Ihrer Zeitung vom 21. Jänner nachträglich. Es hieß damals Hr. Lipka habe sich $^3/_4$ Stunden vor der Aufführung der Norma, wo er den Part des Severs, singen sollte krank gemeldet. Er hatte nicht die Absicht der Direktion eine Verlegenheit zu bereiten, sondern war wirklich, was auch constatirt wurde, heiser geworden, was er vor der Kassaeröffnung der Direktion brieflich meldete. — Der Fräulein Zerta, der 18jährigen Sängerin prognosticiren wie eine schöne Zukunft. Das Publikum ermuntert sie. Frl. Emmel, wurde bei jedem Auftreten ausgezeichnet. Die andern Opernkräfte werden wir nächstens besprechen. — „Das Preisschießen." ist der Titel einer neuen 4aktigen Posse mit Gesang, welche unsern Stadtarzt Herrn Wilhelm Hufnagel zum Verfasser hat, welche Piece nächstens zur Aufführung kommen soll. Kenner, welche das Stück gelesen haben, sprechen sich sehr vortheilhaft für dessen Talent aus und versprechen dem neuen Produkte, bereits das Dritte aus der Feder des genannten Verfassers, einen günstigen Erfolg. Herr Stifter, bekannt durch seine Leistungstüchtigkeit im „Betyar" und andern Stücken aus dem Ungarleben, hat auch eine Posse, betitelt: „O Frack!" geschrieben, welche hier und im Wiener Josephstädter Theater zur Aufführung vorbereitet wird. Das Stück soll vielversprechend sein. Hr. Stifter wird dem Vernehmen nach nächstens in Kronstadt als „Betyar," „Zigan" und in andern Rollen auftreten. — Gisela's El Olo, das Loch in der Zibinbrücke und den Schlangenschlitten, der uns zusammenführen sollte, wollen wir aus unserm Manuskript streichen, aber der Müller und der Mehlnoth gedenken. Der strenge Winter hat die Mühlen zugefroren. Die Räder in den Mühlen stehen still, aber in den Mühlenhäusern ist's recht lebendig, und es herrscht da ungeachtet der Mehlnoth große Fröhlichkeit. Unserer Mühlen- und Mehlnoth soll bald abgeholfen werden, wenn sich bewahrheiten sollte, was man hie und da spricht. Eine noch „geheime" Gesellschaft soll sich mit dem Projekte zur Errichtung einer „Dampfmühle" bei uns herumtragen. Gegen „Dampf" vermag auch des Winters Macht nichts und das Mehl würde bei unausgesetzter Thätigkeit solcher Mühlen wohl nie ausgehen!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* New-Castle, 23. Februar. Kürzlich wurde ein Soldat wegen eines Vergehens zu fünfzig Peitschenhieben verurtheilt. Seine Bitte, ihn lieber zu erschießen, wurde abgewiesen, man warf ihn gewaltsam nieder, entkleidete und band ihn an das Gerüst. Gleich beim ersten Schlag der „neunschwänzigen Katze" (neun Stränge tragen je neun fünfeckige Stahlstückchen, die ganze Peitsche also 81) war der Rücken des Armen aufgerissen, jeder neue Schlag riß Klumpen Fleisch los und warf sie auf die Umstehenden; der Oberst wandte sich ab und hielt das Taschentuch vor das Gesicht, Soldaten fielen in Ohnmacht — aber die 50 Hiebe mußten gethan werden. Die Wirbelsäule war endlich bloßgelegt und gleich nachher trat der Brand hinzu.

* Die „N. Pr. Ztg." spricht sich scharf gegen alle jene aus, welche das ganze Wohl und Wehe von Europa auf den Bestand der Dinge in Paris setzen. Das angezogene Blatt möchte, daß die Revolution nicht blos durch den Säbel und die Polizei, sondern von einem Freund besiegt werde. Aber auf die „Ordnung von Europa" durch Paris gibt sie nichts und fragt alle jene welche ihre Blicke dorthin richten, wie sie in der Stunde der Gefahr bestehen wollten? Auch Ludwig Philipp galt einst für den Hort des Friedens!

* In La Valette auf Malta ist am 10. Februar die vor 1800 Jahren erfolgte Ankunft des Apostels Paulus auf der Insel durch Prozessionen, Messe, Illumination u. s. w. begangen worden. Ein Greisenpaar von 120 und 119 Jahren, das vor 100 Jahren am St. Paulustage seine Hochzeit gefeiert, wurde im Triumph durch die Stadt getragen.

* Nach der neuesten Volkszählung hat die Stadt Pest 131,705 Einwohner, die Einheimischen zählen 67,622 und die Fremden 55,083.

* Der Aufruhr in Indien hat sich schon bis in die Nähe von Kalkutta verpflanzt. Zwanzig Stunden von dieser Stadt ist eine Empörung ausgebrochen. Die Kulies haben sich empört, und obwohl nur mit Bogen und Aexten bewaffnet, sind sie den regulären Truppen entschieden entgegengetreten, haben alle Offiziere und viele Soldaten schwer verwundet. Die Sikhs sind vor ihnen geflohen und wurden fürchterlich decimirt.

* Die K. Z. will wissen Frankreich habe Oesterreich ersucht ein strengeres Paßsystem einzuführen. Man sei jedoch darauf nicht eingegangen und habe sich für das jetzige liberale Paßsystem ausgesprochen. Diese Mittheilung wird gewiß allenthalben die lebhafteste Freude hervorrufen.

* Der Pariser Cassationshof hat den Spruch gefällt, homöopatische Aerzte dürfen keine Pillen verkaufen, das sei Sache der Apotheker.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 31. Montag, den 15. März. 1858.

Meine Widerwärtigkeiten im Bade.

(Aus dem Leben eines Landpredigers nach v. Deckers Handzeichnungen nach der Natur.)

XII.

(Schluß.)

Dem Folgenden muß ich das Motto vorsetzen: „Der Mensch denkt und Gott lenkt!“ Ich bin ein Mensch und dachte, der Himmel aber es anders machte.

An dem besprochenen Sonnabend schloß ich mich in meinen dreieckigen Erker-Käfig ein, welchen ich bei den theuren Badewohnungen zur Studirstube mit schwerem Gelde gemiethet habe. Dies geschah, um die Strafbaren sicher zu machen. — Punkt drei Viertel auf drei Uhr — um die Zeit ja nicht zu verpassen — schlich ich vom hohen Olymp herunter, über den Hof bei dem Hühnerstall vorbei, quer durch den Stadtgraben — der in jetziger Jahreszeit trocken ist — über das Feld nach der bewußten Einsiedelei im Liebespark. Dieser Park ist ein Wäldchen, das zuweilen von den Badegästen zur Promenade benutzt wird, absonderlich wenn der Vollmond scheint. — Bei der Einsiedelei fand sich von Pferden und Wagen keine Spur. Die Einsiedelei ist gar nichts weiter, als ein großer, runder, hohler Baum mit einer Drehthür, ungefähr wie in den Nürnberger Christbuden die Büchsen sind, worin das erste Menschenpaar vom Baume der Erkenntniß speiset. — Ich schlüpfte unbemerkt hinein, und da ich noch ein Paar Stündchen vor mir hatte, so sah ich mich nach einem Gefäß um. Der Thür gegenüber stand ein hölzerner Armsessel à la Campagne, und, nichts Arges ahnend, setze ich mich hinein. So wie aber das Gewicht meines Leibes in den Sessel drückt, sinke ich platt zur Erde, die Beine glitten mir so zu sagen unter dem Leibe weg, und schnurr! geht es wie ein ungeschmiertes Spinnrad. Zu gleicher Zeit umgiebt mich egyptische Finsterniß. — Den ungeheuren Schreck abgerechnet; hatte ich mir keinen Schaden gethan, und ich forschte nun nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung. Da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, aber heller ward es darum doch nicht um mich her — der Sessel war ein sogenannter Verirstuhl; ich erinnerte mich, auch schon auf dem Brunnen von ihm gehört zu haben, ohne damals zu denken: daß er mich einst so nahe angehen würde. Aber wahrer Fieberschauer durchzuckte meine Adern, als ich die Entdeckung machte: daß jenes niedergedrückte Gefäß mit einer geheimen Springfeder in Verbindung stand, welche zu gleicher Zeit die Thür vordrehte, und den Sitzenden dadurch aller Gemeinschaft mit der Außenwelt beraubte. — Vergebens tappte ich an dem verwünschten Sessel umher, rüttelte und schüttelte ihn, wackelte bald an der Lehne, bald an den Füßen, und versuchte alles Mögliche, die Springfeder auszumitteln, welche die Thür ins Schloß gedreht hatte — alle meine Mühe war umsonst. — Zum ersten Mal in meinem Leben wußte ich mir durchaus gar nicht zu helfen, und nachdem ich wohl eine gute Stunde und darüber wie ein gejagtes Eichhörnchen in dem hohlen Baume umher gesprungen war, so daß mir der Angstschweiß über das Gesicht lief, löste sich mein immer wachsender Verdruß in einen bitterlichen Thränenstrom auf. Guter Gott, Arndt behauptet: die Thräne und die Rede unterscheide den Menschen vom Thiere; ich war im Besitz von beiden, und im Grunde doch wenig besser daran wie der Tanzbär im Käfig.

Ich habe die Phantasie niemals leiden mögen, weil sie zur Verderbtheit der Welt sicherlich am meisten beigetragen hat; ich habe mir auch deshalb von Kindesbeinen an alle mögliche Mühe gegeben, das Bischen Phantasie zu unterdrücken, was ich von meiner seligen Mutter geerbt habe; allein auch dieser schwache Rest, der kaum zu einem Nibelungen-Liede hingereicht haben würde, fiel mir jetzt zur Last und wurde in meiner Oubliette mein bitterer Peiniger. Kraft desselben sah ich nämlich im Geiste den Wagen vorfahren, jetzt stieg Rosinchen mit ihrem frevelhaften Lieutenant ein, schmiegte sich höchst wahrscheinlich sanft und zärtlich an seinen Dollmann, und von dannen fuhren sie unter dem Gezwitscher lang entbehrter Küsse und mit Hohngelächter der Hölle über den armen betrogenen Schäfer, der in seiner Eremitage steckte wie der Gänsekiel im Pennal. — Hier wäre selbst der Gläubigste zu fragen geneigt: Schicksal, bist du gerecht?

Ich bemühte mich, meiner einbildungsreichen Phantasie Daumschrauben anzulegen, und endlich behauptete die Natur ihre Rechte: ich schlief ein.

Es mochte Mitternacht sein, als ich erwachte; von Neuem fing ich meine Experimente an, die Thür zu öffnen, und siehe da! meine unstät umher greifende Hand erfaßte einen Knebel, bei dessen Drehung die Thür mit dem nämlichen Geräusch zurückschnurrte und — offen war mein Käfigt. So schien es denn erwiesen, daß

mich gestern Nachmittag ein böser Geist, oder irgend eine andere Art boshafter Dämon gäfft haben mußte; denn warum habe ich den Knaben nicht früher und absonderlich damals finden können, als Rosinchen sich noch auf dem Brunnen-Territorio und so zu sagen in meinem Weichbilde befand?

Der Regen schoß in Strömen vom Himmel. Ich durchrannte den verrätherischen Liebespark, nur mit einem dünnen, ziemlich abgetragenen Kittel auf dem Leibe, und eilte nach Hause. Hier gerieth ich in neue Noth. Das Haus war verschlossen; ich mußte den schlafenden Nachtwächter aus dem Spritzenhause heraus klopfen, und während er meine Hausthür aufschloß, die glossirenden Redensarten und Anspielungen dieses schlaftrunkenen Metopoeten ruhig mit anhören, der da glaubte: ich kehrte von irgend einer strafbaren nächtlichen Wanderschaft zurück.

Da stand ich endlich vor Rosinchens Bett; es war schneeweiß, aber leer, und ich fing von Neuem bitterlich zu weinen an. Auf dem Kopfkissen des meinigen, neben der Nachtmütze, lag ein offener Brief, den man, wahrscheinlich aus Mangel an Siegellack, wie eine Brezel zusammen geschlungen hatte. Die Handschrift war wiederum die männliche, mir bereits aus der Uhr und der Nadelbüchse bekannte, und der Inhalt lautete also:

„Wundern Sie sich nicht, allerwerthester Herr Anastasius Möhrensaft, wenn ich das zuckersüße Rosinchen von Ihrem dürren Stock abpflücke, und leihen Sie meiner Rechtfertigung ein geneigtes Ohr. — Daß Rosinchen Sie heirathete oder vielmehr sich Ihnen anvertrauen ließ, geschah aus purer Verzweiflung, um der Knechtschaft einer bösen Stiefmutter zu entgehen. Ich, ihr treuer Fernando, dem sie lange vor der Bekanntschaft mit Ihnen den Schwur ewiger Liebe geleistet hatte, war damals einer Ehrensache wegen gezwungen, mein Vaterland eine Zeitlang zu verlassen, und vermochte sie nicht zu retten. Zum Ueberfluß war Rosinchens Stiefmutter auf mich erbittert — warum geht Sie nichts an — so daß keine Einwilligung von dieser Seite zu hoffen war. — Endlich war meine Sache beigelegt, es gelang mir, die erzürnte Mutter zu versöhnen; Röschen selbst aber war indessen achtzehn Jahr und nach unserm Landrecht mündig geworden, was ich Ihnen um deswillen in Erinnerung bringe, damit Sie nicht etwa das Gelüstchen bekommen, Ihre langen dürren Finger nach dem Vermögen meiner Braut auszustrecken. Uebrigens steht dieses im Auslande und dahin reicht Ihr christlicher Klingelbeutel nicht. — Sie dachten eine reiche und schöne Frau wohlfeilen Kaufs zu erwischen, und meine Abwesenheit baute Ihnen zufällig die Brücke. Jetzt, Herr Anastasius Möhrensaft, hat sich das Blatt gewendet; aber trösten Sie Sich! Ich rufe mit Schiller: „Nur die Liebe ist der Liebe Preis!“ — und Röschens Reiz viel zu göttlicher Natur, um den Abend eines pädagogischen Prassers zu versüßen. — Sie haben während des Jahres Ihrer Nominal-Ehe mein Röschen tüchtig geplagt, mithin kann Ihnen ein kleiner Denkzettel nicht schaden. Indessen haben Sie das Glück gehabt, ein Noviziat zu durchleben, das, wenn Sie es gut zu nutzen wissen, Ihnen und Ihrer zukünftigen Frau Liebste viel Heil und Segen bringen kann; mithin sind Sie uns noch Dankbarkeit obenein schuldig. — Sein Sie nunmehr vernünftig; legen Sie der Scheidung keine Hindernisse in den Weg, die Ihnen doch zu nichts helfen würden, denn sowohl das Römische als das Naturrecht ist auf Röschens Seite. — Vollenden Sie Ihre Badekur mit dem besten Erfolge, und sollte der Schritt, denn ich gethan habe, Ihre Galle reizen, so steht Ihnen mit Degen und Pistolen zu Diensten

Ihr ergebenster
Fernando v. Eisenschwerdt.“

Da stand ich nun in unserm Schlafzimmer am geöffneten Grabe meines irdischen Himmelreichs; der Traum war ausgeträumt, und ich erwachte als Wittwer, ohne so zu sagen Gatte gewesen zu sein. — Was sollte ich machen? — Der Philosoph trat in seine Rechte, gesunde Logik an die Stelle verliebter Spekulation, und bei genauer Zergliederung des ganzen Falles ergab sich als synthetisches Resultat: daß Rosinchen am Ende doch keine Frau für mich gewesen wäre.

Um wenigstens die Sitte zu retten, gab ich vor: meine Frau sei mit Extrapost voraus gereist; bezahlte mein ziemlich angeschwollenes Conto im Gasthofe, das alle Tauf- und Traugelder auf mehr denn ein volles Jahr verschlang, und bestellte eine Fuhre nach Distelrode. Diesmal nahm ich aber nicht den Weg über B...; auf der Tour soll mich kein Mensch wieder zu sehen bekommen, und, so Gott will, werde ich mich vor Weibern, Bädern und Offizieren hüten wie vor der Sünde.

Der Gesellenstand.

Das charakteristische Merkmal der Innungsgewerbe besteht darin, daß ihr Betrieb eine geregelte Erlernung voraussetzt. Dadurch unterscheiden sie sich von allen übrigen und namentlich von den sogenannten freien Erwerbsarten. Diese Bedingung ist so alt wie die Zünfte selber. Die alten Zunftverordnungen haben für jedes Gewerbe die Dauer der Lehrzeit bestimmt; sie haben dem jungen Gewerbsbeflissenen ferner auferlegt, daß er sich als Geselle in verschiedenen Werkstätten weiter ausbilde, zu welchem Behufe auch eine mehrjährige Wanderzeit vorgeschrieben war, und erst nach Erfüllung dieser Bedingungen konnte die Ablegung einer Fähigkeitsprobe und die Ertheilung des Meisterrechtes stattfinden. Das Gefühl der Zunftwürde beseelte auch den Gesellenstand, und sprach sich in tausend Zügen unverkennbar aus. Durch das ganze deutsche Land herrschte unter den Gesellen eine Verbrüderung, welche durch die eigenthümliche Organisation des Wanderwesens mit Herbergen, Reisegeschenken und Bewirthungen lebendig im Gefühl erhalten wurde; eigenthümliche Erkennungszeichen, in Sprüchen und Geberden bestehend, gaben der Verbindung einen gewissen Reiz, und allerlei Ceremonien zuweilen sinniger, meist aber läppischer Art fanden bei der Aufnahme des Lehrlings in den Gesellenstand, bei Eröffnung der Lade und verschiedenen andern Gelegenheiten statt. Daß es bei dem kräftig entwickelten Corporationsgeiste nicht selten zu allerlei ärgerlichen Auftritten kam, läßt sich leicht denken. Kaum ist ein Gewerbe zu finden, in welchem nicht zu irgend einer Zeit tumultarische Vorfälle vorgekommen wären. Wo ein Organismus kräftig lebt, da fehlt es auch nicht an Auswüchsen. Bei alle dem hat aber der Gesellen-

stand des früheren Zunftwesens viel Gutes gehabt, und mag uns manches nachahmenswerthe Beispiel bieten. Namentlich ist das enge Verhältniß zu rühmen, in welchem der Geselle zum Meister stand. Er war stets dessen Haus- und Tischgenosse, und der Geist des Gehorsams und der Unterordnung war lebendiger entwickelt als heut zu Tage, dann erweckte auch das Bewußtsein, einer geachteten mächtigen Corporation anzugehören, ein Selbstgefühl, das sich im äußern Benehmen an den Tag legte, und sicherlich auch tiefere sittliche Einwirkung gehabt haben muß.

Der Gesellenstand unserer Tage ist in Zweck und Ziel nicht von dem früheren Jahrhundert verschieden, obwohl die Organisation des Gesellenwesens im Aeußerlichen sich vielfach anders gestaltet hat. Wir haben diese Aenderungen kaum zu bedauern. Zwar erscheint es, von einem gewissen Standpunkte, als ob mit dem Verschwinden von mancherlei Zunftgebräuchen, mit dem Aufhören des Wanderzwanges, mit dem Erlöschen des alterthümlichen Corporationsgeistes ein romantischer Zauber abgestreift wäre. Aber unsere materielle Zeit will nichts wissen von dieser Art Romantik, sie sieht auf den reellen Kern und legt auf die nutzlose Form keinen Werth, und daran thut sie wohl.

Was ist der Zweck des Gesellenstandes? für das Gewerbe die Bereitstellung der erforderlichen Zahl geübter Hände, für den Gesellen einzig und allein die Ausbildung und Vorbereitung für den gewerblichen Beruf. Wenn der Lehrling in seinem Geschäfte noch so gut unterrichtet worden ist, so hat er doch nur immer in einer Werkstätte gearbeitet, und es ist ihm nur bei einigen Gewerben und Meistern möglich geworden, den vollen Geschäftsumgang kennen zu lernen. Zudem ist er am Ende seiner Lehrzeit in der Regel noch so jung, daß von einer vollständigen Entwickelung seines Charakters, oft sogar seiner körperlichen Kräfte noch keine Rede sein kann. Die Gesellenjahre gewähren die Zeit zu weiterer geistiger und körperlicher Ausbildung. Sie gestatten dem Gesellen, daß er in der Heimath oder in der Fremde seine technischen Kenntnisse und Fertigkeiten bereichere und entwickele, daß er Verhältnisse und Menschen kennen lerne, um Selbstständigkeit zu gewinnen, damit er einst einem unabhängigen Geschäfte als Mann vorstehen könne. Die Gesellenzeit ist demnach eine Durchgangsperiode, die Vorschule für den Meister- und Bürgerstand, etwa in ähnlicher Weise wie im Beamtenstande die Praktikantenjahre.

Man hat diese Stellung des Gesellen in neuerer Zeit vielfach verkannt und namentlich in 1848 und 1849 viel Ungereimtes und Unrichtiges darüber gesagt. Fast überall hat man Gesellenstand und „Arbeiterstand" für gleichbedeutend genommen und aus dieser Begriffsverwirrung allerlei sonderbare Ideen und Anforderungen abgeleitet. Zum Arbeiterstande im allgemeinsten Sinne gehört Jedermann, Reich und Arm, Vornehm und gering, der Fürst wie der Taglöhner, denn Arbeit ist des Menschen Loos und der allgütige Schöpfer hat sie uns als Pflicht gesetzt. Wir wollen die Wenigen, welche sich dieser Pflicht entziehen können, weder beneiden noch glücklich preisen. „Arbeiterstand" aber im engeren Sinne, ist derjenige Stand, welcher sich besonders in hochindustriellen Ländern als Diener des Fabriks- und Maschinenwesens herausbildet. Ein solcher Stand hat zwar von jeher existirt, denn jeder eigentliche Taglöhner gehört dazu; er war aber früher nie so zahlreich vertreten, daß man ihn als besondere Kategorie im Staatsverbande hätte ausscheiden können. In den letzten 40 bis 50 Jahren aber ist in England, Frankreich, Belgien, in einigen Theilen Oesterreichs ꝛc. durch die Entwickelung des Fabrikwesens Beschäftigung für viele hunderttausende geschaffen worden, die sich blos auf die Ausübung einiger Manipulationen oder auf die Bedienung der Maschine erstreckt. Der Arbeiter dieser Art hat keine innungsmäßige Erlernung seiner Verrichtung nöthig; er kann für sich allein nichts produziren, sondern ist ein Theil des Fabriksorganismus, wie es die Maschine ebenfalls ist; er ist von seinem Arbeitgeber und dingt abhängig, kann nicht daran denken, je ein eigenes Geschäft dieser Art zu gründen, und ist deshalb für immer zur Unselbstständigkeit bestimmt. Das ist der Arbeiterstand, dessen Stellung im Staat und dessen Ausstattung mit bürgerlichen Rechten ein politisches Problem bildet, mit dessen Lösung die Staatskunst noch nicht fertig ist und vielleicht noch Mancherlei zu thun haben wird. — Von diesem Arbeiterstand ist der Gesellenstand himmelweit verschieden wie die oberflächliche Vergleichung ergibt. Er hat ein Ziel vor sich, das dem Arbeiter im obigen Sinne gänzlich mangelt, für die Gegenwart die möglichste Ausbildung in dem gewerblichen Berufe, für die Zukunft die Gründung einer unabhängigen Existenz. Hat der Geselle das männliche Alter erreicht, fühlt er sich tüchtig und gesittet, es die äußern Verhältnisse, so legt er seine Fähigkeitsprobe durch Anfertigung des Meisterstückes ab, er wird Meister, tritt in den Bürgerverband, schließt den Ehebund und kommt in den Genuß der vollen staatsbürgerlichen Rechte. Der gewerbliche Bürgerstand geht ausschließlich aus dem Gesellenstande hervor. Da es nun für den Staat von höchster Wichtigkeit ist, einen sittlich kräftigen, in jeder Beziehung tüchtigen Gewerbs- und Bürgerstand zu besitzen, so ist es unerläßlich, daß die Keime aller bürgerlichen Tugenden schon im Gesellenstande gepflanzt, gehegt und entwickelt werden. Der Geselle welcher sein Ziel recht erkennt, trachte allen Ernstes darnach:

1) sich in seinem Gewerbe auf das Vollkommenste auszubilden. Der heutige Gewerbsbetrieb gestaltet sich auch in den zünftigen Werkstätten immer mehr fabrikartig, indem er sich nicht nur nach Artikeln, sondern auch nach Manipulationen trennt. Dem strebsamen Gesellen wird es nicht schwer werden sich im Laufe der Jahre nach jeder Richtung hin Kenntniß und Gewandheit anzueignen, wenn er die rechten Werkstätten aufsucht, sei es in der Heimath oder Fremde. Für den gewöhnlichen Dienstboten mag es als höchst anerkennungswerth anzusehen sein, wenn er viele Jahre bei ein und derselben Dienstherrschaft zugebracht hat, für den Gesellen aber, dem die Ausbildung Hauptzweck sein muß, kann nur in seltenen Fällen ein Verdienst darin erblickt werden und nur dann, wenn die betreffende Werkstätte ihm in der That Gelegenheit gewährt hat, zu lernen. Es versteht sich von selbst, daß ich hiemit keineswegs zu einer Unstätigkeit rathe, der es nirgends lange gefällt und welche die Abwechslung aus Leichtfertigkeit sucht. Ist das Streben rechter Art, so wird der Geselle selbst mit Opfern, z. B. mit geringerem Lohne die Gelegenheit aufsuchen sich zu vervollkommnen. Besteht an irgend einem Orte die Möglichkeit, sich wissenschaftlich fortzubilden oder in gewissen nützlichen Fertigkeiten

zu üben, so benütze er sie getreulich. Die Zeit welche er hierauf verwendet, selbst wenn sie seinen Feierstunden abgezwickt ist, wird ihn sicherlich einst nicht reuen und sich reichlich lohnen.

2) Er mache sich und seinem Stande Ehre durch Moralität, Frömmigkeit und einen anständigen Lebenswandel.

3) Er sei dem Meister in allen rechten Dingen gehorsam aus Pflichtgefühl, einst wird die Zeit für ihn kommen, wo auch er befehlen und anordnen kann; nur derjenige ist aber recht hiezu geschickt, welcher gelernt hat zu gehorchen.

4) Er sei verträglich mit Hausgenossen und Nebengesellen, gebe den Lehrlingen gutes Beispiel und helfe diese in rechter Art unterweisen; damit erfüllt er eine Pflicht gegen seine Nebenmenschen, wie gegen den Staat, indem er zur Heranbildung tüchtiger Gewerbsleute mitwirkt.

5) Er erkenne seine Stellung im Staate und im gewerblichen Organismus richtig, lasse sich nicht von allerlei politischem Wind hin und her wehen und zu ungereimten Anforderungen verleiten, sondern bedenke, daß er einst als unabhängiger Staatsbürger gestellt werden wird, und den Grund der echten Bürgertugend: Loyalität und Sinn für Ordnung und Gesetzmäßigkeit schon als Geselle in sich legen und thätlich bewähren muß.

6) Er schäme sich seines ehrenwerthen Standes nicht, sondern bekenne sich gerne dazu und mache ihm Ehre, habe vor Allem unabläßig sein Ziel im Auge: die Gründung seines unabhängigen Geschäftes und eines häuslichen Heerdes und lasse sich durch Nichts in dem Streben beirren, dasselbe zu erreichen. Es ist zwar nicht immer leicht, es zu gewinnen, da unsere Ansäßigmachungsverhältnisse allerlei Schwierigkeiten darbieten müssen. Wer aber als Geselle sparsam ist, um für seine Etablirung etwas zu erübrigen, wer sein Geschäft tüchtig versteht und sich eines ungetrübten Leumunds erfreut, der gelangt in der Regel doch zum Ziele, wenn es oft auch länger dauert, als zu wünschen wäre. Derjenige welcher schon im Gesellenstande heurathet, gibt meistens sein Streben auf das Meisterwerden auf oder hat sich wenigstens dessen Erreichung noch mehr erschwert. Er ist denn in gewisser Beziehung dem „Arbeiterstand" zuzuzählen, wovon wir früher gesprochen und hat auf eine wichtige Anwartschaft Verzicht geleistet. Ungleich mehr noch ist es zu bedauern, wenn der Geselle durch Schließung illegitimer Verhältnisse sich mit Familiensorgen behaftet; es ist ein Unglück für ihn und Andere und für die Stadt und gar Viele haben ihre Existenz damit untergraben. Nicht aus bloßer Sinnenlust, aus Leichtsinn und zum Zeitvertreib lasse sich der junge Mann in ein Liebesverhältniß ein, sondern in ernster und redlicher Absicht, und sein Stolz muß es sein, nur als selbstständiger Meister und Bürger die Freuden des Familienglückes genießen zu wollen.

Nur ein r e c h t e r Geselle wird ein r e c h t e r Bürger. Möge unser wackerer vaterländische Gewerbestand sich eines ehrenwerthen tüchtigen Nachwuchses in seinem Gesellenstande reichlich zu erfreuen haben. W.

Mannigfaltiges.

* In einem sehr gut geschriebenen Artikel über den Mordversuch in Paris und sein Folgen wird schlagend nachgewiesen, wenn auch in Frankreich das Kaiserreich gestürzt und die Republick eingeführt worden wäre, so hätte Italien wohl gezuckt, aber seine Leiden wären nicht geheilt worden und dieses paradiesische Land würde zu keiner Einheit und Freiheit gekommen sein. Nicht die fremden Heere sind Italiens Unglück, sondern seine eigene innere Zerrissenheit, die Zuchtlosigkeit und die Glaubenslosigkeit der Gemüther. Gott bewahre die Menschheit vor der Glückseligkeit welche ihr die italienischen Meuchelmörderbanden mit Dolch und Granaten bereiten wollen! — Orsini's Brief an den Kaiser, ist eine Bombe die derselbe noch sterbend nach Italien schleuderte.

* In Petersburg haben zwei Theater-Tendenzstücke in letzter Zeit großes Aufsehen erregt. Das eine legte den Krebsschaden der Beamtenbestechlichkeit den Augen des Publikums dar und sprach Dinge auf der Bühne aus, die man bisher sich nur in die Ohren raunte. Das andere: „Die Welt hat auch noch gute Menschen," von einem ehemaligen Polizeibeamten verfaßt, stellt den Kampf des ehrlichen, rechtschaffenen aber schlecht besoldeten Unterbeamten gegen die Versuchungen dar und hatte einen bei weitem größern Erfolg, so daß die Häuser bei einigen dreißig Vorstellungen ausverkauft waren. Dieses Stück ist verboten worden, und zwar in Moskau, nicht aber in Petersburg.

* In Ostindien geht es den Engländern ziemlich gut. Aber der Eintritt der heißen Jahreszeit wird mehr als der Feind gefürchtet. — Sir H. Rose hat zu Mundsor einen der Könige von Centralasien hängen lassen.

* Aus Genua wird geschrieben, man habe hier eine neue Verschwörung entdeckt, welche sich bis Paris verzweigt. Auf ein gegebenes Signal sollten auf ein aus Frankreich gegebenes Signal verschiedene Insurektionen unter Mazzini's Leitung losbrechen.

* In M. Gy.-Monostor (Siebenbürgen) hatte ein 18jähriger romänischer Bauernbursche in der Schenke mit einem Kameraden gewettet, daß er fünf halbe Seitel des stärksten Treberbranntweins auf einen Sitz trinken werde. Wirklich trank er über das fünfte noch ein sechstes, und aß nach jedem eine halbe Zwiebel, welchen die Romänen für ein Antidotum gegen Krankheiten halten. Die Wette war somit gewonnen, aber um Mitternacht lag der blühende rüstige Bursche schon auf der Todtenbahre — ein warnendes Beispiel für alle diejenigen, welche Exzesse zum Gegenstande einer Wette machen.

* Aus Neapel wird geschrieben, daß man in den letzten Tagen in Gaeta einen Menschen als Priester verkleidet angehalten habe, bei welchen man einen scharfgeschliffenen Dolch und einen geladenen Revolver gefunden hat.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 32. Mittwoch, den 17. März. 1858.

Die Frauen von Konstantinopel.

Die Sklaverei ist bekanntlich im Orient kein Schandfleck, sie ist vielmehr im Allgemeinen der Weg zu Ehren und Aemtern. Die ersten Würdenträger des Reichs sind größtentheils Freigelassene; die Sultane selbst sind Söhne von Sklavinnen, da die Staatsgesetze es den Fürsten verbieten, ihre Gemahlinnen aus den Familien des Reichs zu wählen. Bis in die jüngsten Zeiten haben Krieg und Seeraub die Harems in Konstantinopel mit den Schönheiten Griechenlands, Georgiens, Tscherkessiens, ja selbst der civilisirten Länder Europa's bevölkert. Diese Mischung der schönsten Frauen, der bevorzugtesten Wesen der Menschengattung hätte, nach den physiologischen Theorieen, die in der Racenkreuzung das wirksamste Element des sozialen Fortschrittes erblicken, ausgezeichnete Ergebnisse liefern müssen. Gleichwohl hat diese, liegt nun die Schuld an dem Einfluß des Islams oder an der Wirkung des Despotismus, oder an beiden zugleich, nur eine Race erzeugt, die zwar edle Körperformen, aber eine sehr untergeordnete, geistige Begabung aufweist — eine Uebergangsrace, welche die glänzende Rolle der Söhne Osman's nicht durchzuführen vermochte.

Eröffnen wir den Reigen mit der herrschenden Race. Das Gesicht der Türkinnen entlehnt etwas von jeder der verschiedenen Racen der alten Welt, vorherrschend aber ist darin der eigenthümlich orientalische Typus. Die Züge sind gewöhnlich rein und regelmäßig; große, schwarze Augen; vorspringende Backenknochen; der Nasenbug nähert sich der Adlernase; der Mund mit seinen Purpurlippen wohlgebildet; die Gestalt etwas untersetzt. Die hübschen Frauen sind hier wie überall selten; sie sind nur in dem Alter zu finden, das an die Mannbarkeit streift. Die Kadinen*) und die Weiber aus dem Bürgerstande zeigen oft eine übermäßige Wohlbeleibtheit und Ueppigkeit der Konturen, auf die sie sich nicht wenig einbilden. Die Türken, im Gegensatz zu den Arabern, haben eine Vorliebe für diese fleischigen Formen. So wesentlich verschieden sind die Schönheitsbegriffe!

Der Anzug der Türkinnen, wenn sie ausgehen, ist sehr einfach. Der Feredsche, ein weites und langes, hellfarbiges, rosa, himmelblau, lila oder blaßgrünes Kleidungsstück von Merino oder Tuch, hüllt den ganzen Körper ein; ein Musselinstreifen, Jaschmak genannt, verschleiert das ganze Gesicht und läßt nur ein Paar schwarze Augen durchschimmern, deren Feuer durch das Kyol erhöht wird. Ohne diese Vermummung, die ihr die moslemische Eifersucht aufzwingt, würde es keine Frau wagen, sich auf der Straße zu zeigen, wenn sie sich nicht Beschimpfungen aussetzen will. Indessen kann der Jaschmak, je nach dem Alter und der Gefallsucht dieser Töchter Eva's, höher oder tiefer gerückt, dichter oder durchsichtiger eingerichtet werden, und der Feredsche, eine Art Schlafrock, der die Formen verbirgt, kann sie auch verrathen; denn das Geheimniß ihrer Schönheit ist für die Frauen, besonders für die abgesperrten, immer eine drückende Last.

So wie sie in ihre Stube treten, legen sie ihr Obergewand, ihren Schleier und ihre gelben Halbstiefel ab und bleiben in ihrem Hausanzuge. Dieser besteht in weiten, bauschigen Pantalons von Seide oder dichtem Musselin, Scharwal genannt; darüber tragen sie ein vorn offenes, an den Seiten über den Hüften geschlitztes Gewand, das hinten in eine Schleppe wie eine Hofrobe ausläuft. Die offenen, hängenden Aermel sind, wie das Vorderstück, mit Knöpfchen, Stickerei und Bändern ausgeputzt. Um die Taille wird das Gewand von einem persischen Shawl oder einem Kaschmir festgehalten, in welchen sie die Hände stecken, um sich gelegentlich einen gewissen Anstand zu geben, oder die Schöße des Gewandes zurückschlagen. Das vorn offene Gazehemde läßt einen Busen sehen, der kein Schnürleib zu Hülfe ruft, um sich Relief zu geben; dieses Marterzeug der Toilette ist im Orient ebenso unbekannt, wie die Krinoline. Der Anblick der geschienten und aufgebauschten Europäerinnen reizt jedesmal die Lachmuskeln der Türken, die alle unsere Schönen in Verdacht haben, daß sie ihre Reize der Kunst der Modistinnen verdanken. Ueber dieser Robe tragen die Frauen in Konstantinopel ein langes Kleid von Tuch, Sammet oder gestickter Seide und, je nach der Jahreszeit, mit Goldborten oder mit Pelzwerk verbrämt. Die Füße stecken in Babuschen mit aufwärts gekrümten Schnäbeln von gelbem Saffian oder goldgestickten Sammet, die zum Theil von dem wallenden Faltenwurf des Scharwals verdeckt sind. In dem oft sehr reizenden Kopfputz entfalten sie am meisten den individuellen Geschmack. Auf das schwarze, in feinen Flechten über Nacken und Schultern herabfallende Haar setzen sie ein kleines mit Goldflittern besätetes, oder mit Arabesken gesticktes und mit Perlen und Edelstein n besetztes Barett von

*) Aufseherinnen der Odalisken in Harem.

Digitized by Google

rothem oder himmelblauem Atlas. An Ohrgehängen, Halsketten, Armbändern darf es hier ebenso wenig, wie an den Putztischen auf dem ganzen Erdenrund fehlen.

Es ist nicht wahr, was die meisten Reisenden behauptet haben, daß die türkischen Frauen die Hälfte des Tages bei der Toilette zubringen. Der übertriebene Hang zu Wohlgerüchen, der ihnen zugeschrieben wird, ist ebenso, wie die symbolische Blumensprache, eine Erfindung der Dichter. Die Türkinnen, wie alle orientalischen Frauen, schlafen fast völlig angekleidet und wissen nichts von dem ewigen Umkleiden, von jenem geschäftigen Müßiggang der großstädtischen Modedamen Europas. Sie tragen ihr Haar beständig in Zöpfen abgetheilt, die nicht jeden Tag geflochten werden; das Henné, womit manche ihre Hände färben, hält sehr lange; ein Bad, das das Gesetz den verheiratheten Frauen als Reinigungsmittel vorschreibt, nehmen selbst die Wohlhabendsten nur ein- oder zweimal wöchentlich. Die reichen Frauen zeichnen sich vor den ärmeren in ihrem Anzuge nur durch die Schönheit der Stoffe und durch die Menge der Edelsteine aus; aber lange dauert ihre Toilette nicht und nimmt ihnen kaum soviel Zeit, wie den eleganten Pariserinnen. Der größere Theil des Tages ist den Stickereien gewidmet, in welchen sie Erstaunliches leisten. Die Kadinen tödten einen Theil der Zeit, indem sie, nachlässig auf weichem Divan hingestreckt, ihren Tschibuk oder Nargileh rauchen, verliebte Lieder singen, den schlüpfrigen Tänzen ihrer Sklavninen zusehen oder dem endlosen Gewäsch der griechischen, armenischen oder jüdischen Trödlerinnen zuhören. Diese Putzhändlerinnen sind stets willkommen und gastlich aufgenommen in den Harems, wo sie die Fraubasereien der Stadt, nach denen die Abgesperrten so begierig sind, fleißig zutragen.

Die türkischen Frauen sind keineswegs, wie allgemein angenommen wird, in einem Zustande der Zurücksetzung. Sie leben nicht, wie in Europa irrig geglaubt wird, in völliger Unwissenheit der Weltbegebenheiten, nur mit den läppischsten Dingen im Harem beschäftigt. Auf jedem Blatte der osmanischen Geschichte spielen Frauen eine Rolle, haben sie ihre Hände in den wichtigsten Ereignissen. Gegenwärtig mehr noch als sonst, läßt sich der geheime Einfluß der Gemahlinnen der hohen Beamten in den Regierungsangelegenheiten deutlich verspüren. Die Odalisken, die Sklavinnen, die aus den Harems des Sultans oder der Großwürden scheiden, um sich zu verheirathen, unterhalten mit diesen einen fortwährenden Verkehr, den sie geschickt benutzen, um den Ehrgeiz ihrer Männer oder Verwandten zu befriedigen.

(Schluß folgt.)

Ein Beitrag zur Thierseelenkunde.

Eine Familie hatte zwei Canarienvögel, welche einzeln links und rechts in der Fensterbrüstung hingen. Die Vogelhäuser waren fast immer geöffnet, so daß die kleinen Thierchen ihre Wohnung nach Belieben verlassen und im Zimmer herumfliegen konnten. Wie das bei diesen Vögeln sehr häufig der Fall ist, waren sie auch so zutraulich geworden, daß sie der Hausfrau, welche ihnen immer das Futter reichte, nachflogen, sich ihr auf Kopf und Nacken setzten und schmeichelnd mit dem kleinen Schnabel am Halse pickten, oder in den Haaren wühlten. Eines Tages fliegt das eine Vögelchen ängstlich von einem Bauer zum andern zur Hausfrau hin und wieder zurück zum Fenster, wo beide Vogelhäuser hingen. Die Dame hielt es für Spielerei und achtet nicht weiter darauf. Plötzlich kommt das Vögelchen in anscheinend wilder Hast setzt sich auf ihre Schultern, pickt sehr unsanft in ihren Hals und und fliegt schnell wieder zum Fenster zurück. Die Dame reibt die sie wirklich schmerzende Stelle, wo sie das Thierchen gezwickt hatte. Eben noch damit beschäftigt, sitzt dasselbe schon wieder auf ihrer Hand, pickt hier weit ärger als zuvor und fliegt alsdann wieder hastig zum Fenster zurück. Das macht die Dame stutzen. Sie erhebt sich, geht zum Fenster, wo sie den Vogel auf des Kameraden Haus, diesen Kameraden selbst aber mit dem Kopfe fest zwischen zwei Drahtstäbe eingeklemmt und kaum noch flatternd herabhängen findet. Nun war es ihr klar was der andere Vogel gewollt: seinen gefangenen, fast sterbenden Freund retten. Schnell biegt sie die Drahtstäbe auseinander und nimmt das halb entseelte Thierchen klagend zwischen beide Hände. Siehe da, auch der zweite Vogel setzt sich nun auf ihre Hand, neigt sein Köpfchen zum leidenden Freunde und piept jammernd, als ob er ihn fragen und zur Antwort anregen wolle. Das andere Thierchen erhebt sich endlich und der gesunde Vogel steckt nun freudig flatternd sein Schnäblein in den Mund der Dame, als ob er seinen Dank ausdrücken wolle. Als man den Kranken wieder in sein Haus setzt, geht der Gesunde mit hinein und verläßt diesen nicht eher wieder, als bis er vollkommen genesen, mit ihm hinausfliegen kann. Jetzt fliegt das Thierchen wieder zu seiner Herrin, piept hier so lange, bis auch das Genesene kommt, pickt nun liebevoll in den Hals der Dame und veranlaßt das andere zu demselben Manöver, gleich, als wolle es, daß auch dieses seinen Dank bezeuge.

Die Marschälle des Kaisers Napoleon III.

Der französische Kaiser hat bekanntlich Frankreich unter fünf Oberbefehlshaber gestellt und diese mit einer Gewalt bekleidet, wie sie wohl ohne Beispiel ist, selbst in der Geschichte der römischen Proconsule. Es ist gewiß nicht ohne Interesse die fünf Männer kennen zu lernen, welchen der Kaiser sein Vertrauen geschenkt hat und welche die große und schöne Aufgabe erhalten haben die Ruhe in Frankreich aufrecht zu erhalten und den Thron Napoleons zu schützen. Wir beginnen mit dem Jüngsten der fünf Marschälle.

I. Bosquet.

Der Marschall des Kaiserreichs Peter Franz Joseph Bosquet ist 1810 zu Mont de Marsan geboren und Zögling der Polytechnischen Schule im Jahre 1829 geworden. Fälschlich wird behauptet daß Bosquet während der Julischlacht 1830 eine hervorragende Rolle unter seinen Genossen gespielt; es ist das eine Erfindung derer, welche ihm durchaus republikanische Gesinnungen beilegen wollen. Bosquet hat sich eigentlich nie um Politik bekümmert, mag aber später in Cavaignac's Umgange, den er lange genoß, einige republikanische Ansichten angenommen haben. Im Jahre 1831 wurde Bosquet Artillerie-Lieutenant, 1833 Lieutenant; 1834 ging er nach Afrika, wurde 1839 Capitain, 1841

Digitized by Google

bei Sidi-Sakhdar blessirt. Im folgenden Jahre trat er aus der Artillerie zur Infanterie über und wurde Commandant des Bataillons der eingebornen Jäger (tirailleurs indigènes), zu welchem Commando ihn besonders die ungemeine Fertigkeit, mit welcher er Arabisch schrieb und sprach, empfohlen haben mochte; Bosquet hat die arabische Sprache sechs Jahre hindurch aufs Gründlichste studirt. Im Jahre 1845 kam er als Oberst-Lieutenant in das 15. Regiment leichter Infanterie und wurde 1847 Oberst und Commandeur des 53. Inf.-Regiments; 1848 erst kehrte er nach Frankreich zurück und wurde zum Brigadegeneral ernannt. Doch schon im folgenden Jahre war er wieder in Algier, machte den Kabylienfeldzug unter Saint-Arnaud mit, zeichnete sich sehr aus und wurde blessirt.

Während dieser Zeit war die französische Republik zu Ende gegangen: der Prinz-Präsident hat im Dezember 1851 seinen Staatsstreich gemacht. Möglich, daß Bosquet das Schicksal seines Freundes Cavaignac und der andern Kameraden von der afrikanischen Armee bedauert hat; es ist sogar anzunehmen, daß das der Fall gewesen; aber stärkere Proben der ihm so nachgerühmten republikanischen Gesinnung hat er auch bei dieser Gelegenheit nicht gegeben. Im Jahre 1853 wurde er General-Lieutenant und erhielt 1854 im Juli die zweite Division der Orient-Armee. Ihm verdanken die Russen zunächst ihre Niederlage in der Almaschlacht: Bosquet war es, der mit seiner Division und seiner ganzen Artillerie die Höhen erstieg, welche die Russen für unzugänglich gehalten hatten. Das war ein schöner Tag für Bosquet. Marschall Saint-Arnaud schrieb von ihm: „Der General Bosquet hat mit eben so viel Umsicht als Bravour manövrirt; diese Bewegung hat den Erfolg der Schlacht entschieden!“ Ein Offizier von Bosquet's Generalstab schildert die Erscheinung des Generals in der Schlacht: „Wie wüthend auch der Kampf toben mochte, es wurde kein Zeichen sichtbar in diesem marmorruhigen Antlitz, das einen Eindruck verrathen hätte; in dem furchtbarsten Kugelwetter blieb er ruhig, klug blickend und zugleich ermuthigend und freundlich.“ Solche Haltung in der Schlacht läßt die Begeisterung erklärlich finden, mit der man diesen General in der Orientarmee liebte. Uebrigens war eigentlich Bosquet zum Oberbefehlshaber der Armee vor Sebastopel b stimmt für den Fall von Canrobert's Tod oder Abgang: Canrobert hatte bereits die Ordre Louis Napoleons; erst später wurde Pelissier gesendet. — Auch ihre zweite große Niederlage im Orientkriege, bei Inkerman, verdanken die Russen hauptsächlich Bosquet: er erschien mit seinen Brigaden auf dem Kampfplatz und entriß den Russen den Sieg, den diese bereits über die Engländer erstritten. Das erkannte auch der greise Lord Raglan an, der nach der Schlacht zu ihm ritt, ihm die Hand reichte und mit großer Bewegung sprach: „Ich danke Ihnen im Namen Englands.“ Aus jener Schlacht erzählt man sich auch folgende Episode. Ein Garde-Regiment war in schwerer Noth und schien verloren; da rief Bosquet in arabischer Sprache den algierischen Tirailleurs zu: „Vorwärts meine Unwiderstehlichen, ihr Söhne des Feuers, drauf!“ Wüthend sprangen die wilden Gesellen in die russischen Colonnen, Bosquet aber sagte lächelnd: „Ce sont des panthères qui bondissent dans les buissons!“ (Das springt wie Panther in den Busch.) Am 10. Sept. beim Sturme auf den Malakoff wurde Bosquet in der rechten Seite so stark verwundet, daß er vom Kampfplatz getragen werden mußte. Am 18. März 1856 wurde er zum Marschall des Kaiserreichs ernannt. Von den fünf großen Militair-Commando's, unter die ganz Frankreich jetzt vertheilt worden, hat er das zu Toulouse erhalten.

Kronstädter Theater.

Wir beginnen unser dieswöchentliches Theater-Referat, mit der Samstag-Vorstellung der Griseldis, nachdem wir der zum Armen-Benefiz gegebenen „das Käthchen von Heilbronn“ beizuwohnen verhindert waren. Es will uns bedünken, daß dies Halm'sche Produkt sich mehr oder weniger überlebt hat; die bis zur tiefsten Erniedrigung gedemüthigte und schon zum Desparatwerden resignirende Griseldis, gegenüber dem excentrisch stolzen und herrschsüchtigen Percival sind beides Charaktere, welche der Geschmacksrichtung unserer Jetztzeit nicht recht mehr zusagen, wäre nicht die Dichtung eine so wunderbar schöne, und die beiden erwähnten Rollen dankbare Paradepferde für tragische Helden und Liebhaberinen, man hätte dasselbe gewiß schon vom Repertoire verschwinden lassen.

Gespielt wurde im Allgemeinen recht brav, (Fräulein Suhrlandt) Griseldis, (Herr Hartig) Percival erwarben sich zu öfternmalen den lebhaften Beifall des Publikums, der 2te und 5te Akt der Griseldis schlugen eclatant durch, wir hätten den 4ten Akt etwas moderirter gewünscht, (Herr Hartig) war besonders in der Szene brav, wo er der Königin sein erstes Zusammentreffen mit Griseldis schildert.

Königin Ginevra (Frau Rosenschön), fehlte es an der angestammten Herrscherwürde, es war mehr die Vorführung einer hoffährtigen Dame vom Stande; wir bedauern diesen Mangel der imponirenden Noblesse schon öfter bemerkt zu haben, halten uns aber überzeugt, daß es nur eines Fingerzeigs bedarf um unsere routinirte Anstandsdame vor derartigen fernern Fehlgriffen zu bewahren (nichts für ungut, es ist nicht bös gemeint).

Köhler Cedric (Herr Amslinger) hat uns sehr befriedigt, er schilderte seinen Schmerz mit Ruhe und Würde.

Kenneth von Schottland und die Hofdame Merzia waren auf Urlaub, dem Ritter Percival aber seine Mannen durchgegangen. — —

Sonntag gab es „Einen Jux“ Posse von Nestroy, worin Herr Stahlberg als Gast debütirte, die ruhige aber um so drastischer wirkende Komik dieses fabelhaft ähnlichen Nestroy Prototyps ist wirklich schon klassisch, und bedarf in der That keines weitern Commentars, Herr Stahlberg gehört zu denjenigen wenigen Schauspielern, deren Abtreten von der Szene man lebhaft bedauert, man möchte nur ihn den ganzen Abend sehen, um sich an seinem trockenen Humor, seinem gewandten und angenehmen Spiel und an seinen famosen Complets zu ergötzen. — Leider war es ihm verschiedener Umstände halber, nicht vergönnt, sich in den, ihm am meisten zusagenden Rollen, dem hiesigen Publikum vorführen zu können, so hatte er auch im Jux statt seiner Parthie, Hausknecht Melchior, diejenige des Handlungsdiener Weinberl, übernommen,

doch dürfen wir dem Publikum die beruhigende Versicherung ertheilen, daß es Herrn Stahlberg aufnehmend gut in Kronstadt gefallen hat, und wir ihn vielleicht nächstens ganz den Unsern werden nennen können.

Als fernere Hauptpersonen der Posse haben wir Herrn Kriehuber (Lehrjunge Christoferl), und Herrn Martinelli (Melchior) ein vazirender Hausknecht, und zwar beider Herren zur vollsten Zufriedenheit des Publikums, zu erwähnen; wir müssen es noch besonders anerkennen, daß Herr Martinelli an diesem Abende ruhig und ohne zu übertreiben spielte, wofür ihm auch mehrmaliger Applaus zu Theil wurde. — Wir sind überzeugt, daß wir nur dem allgemeinen Wunsche des Gesammtpublikums Worte verleihen, wenn wir Sie bitten damit fortzufahren, denn wenn wir auch darin, mit Ihnen einverstanden sind, daß es mitunter nicht schadet ja sogar nothwendig wird, ein wenig über die Schnur zu hauen, so dürfen wir doch auch anderseits nicht verkennen wie unendlich schwierig es ist, dem entfesselten Muthwillen ein Halt zuzurufen, um die richtige Mitte zwischen humoristischen Extemporis und zu Viel thun, inne zu halten.

Die übrigen Rollen des Stückes, Zangler (Herr Amslinger) Marie dessen Nichte (Fräulein Lachner), Frau Gertrud Wirthschafterin (Fr. Amslinger), August Sonders (Herr Hartig), Mad. Knorr Modewaarenhändlerin (Fräul. Suhrlandt), Fr. v. Fischer Witwe (Fräul. Reiß), wurden mit Fleiß und Aufmerksamkeit gespielt.

Herr Mayer für den Hausknecht Kraps und Frau Rosenschön für Fräul. Blumenblatt unser Compliment.

Montag gab unser fleißiger und höchstverwendbarer Herr Amslinger zu seinem Benefice, Königin Margott und die Hugenotten, historisches Drama nach Alex Dumas von Frl. Adami: Das Stück ist gut, die Handlung spannend und interessant, auf die Vorstellung selbst wollen wir jedoch einstweilen nicht näher eingehen, es war im Allgemeinen schlecht memorirt und überall Präcisionsmängel hauptsächlich im 5ten Akt bemerkbar; wie uns mitgetheilt wurde, will Frau Rosenschön dieses Drama als Reprise, zu ihrem Benefice benützen, wir gratuliren zu der Wahl und glauben eine gute Einnahme versprechen zu können.

Herr Hartig (König Heinrich von Navarra), Fräul. Suhrlandt (Margarethe von Valois) wurden durch stürmischen Beifall und Hervorruf ausgezeichnet. Cato.

Mannigfaltiges.

* Unter den sechs Kardinälen, welche der Papst noch in diesem Monat kreiren wird, befindet sich auch der Minister des Innern Monsignor Mertel. Er ist der Sohn eines Bäckers aus Baiern, spricht aber nicht Deutsch. Als er noch ein armer Kleriker war, kam er zum Maler Willmer (aus Baiern) und ersuchte ihn um die italienische Uebersetzung eines Briefes, den er aus Baiern erhalten hatte. Die Schwester, die in zarter Jugend zu den Großeltern nach Deutschland gesendet worden war, schrieb dem Bruder, sie habe gehört, er sei Monsignor geworden und sie gratulire ihm daher von Herzen zu diesem Glücke. Der gute Herr Mertel lächelte wehmüthig zu dieser Beglückwünschung und sprach: „O, da sehen Sie, welch' ein Monsignor ich bin!" Etwa anderthalb Jahre später eilte ein Monsignor auf Willmer zu und sagte. „Meine Schwester war eine Prophetin!" Gregor XVI. ersah aus einer schriftlichen Arbeit des jungen Praktikanten das große Talent, ernannte ihn zum Monsignor und stattete ihn mit Geldmitteln aus. Er stieg von Stufe zu Stufe und erglänzt nun in Bälde im Purpur.

* Man schreibt aus New-York: Die berühmte Lola Montez ist gewissermaßen die Löwin des Tages. Ihre Vorlesungen haben großen Erfolg, und die schöne Welt drängt sich dahin. Aber so entzückt ihre Zuhörer in Hope-Chapel immer sein mögen, gewiß wären sie es noch mehr gewesen, wenn sie am Dienstag ihre Zeugenaussage vor dem Richter Whiting gehört hätten, wo es sich darum handelte, in einem Civilprozesse Näheres über einen gewissen Dr. Jobson zu erfahren. — „Dr. Jobson — rief die befragte Lola. Wer ist Dr. Jobson? Ich kenne keinen Doktor dieses Namens. Sind Sie denn Dr. Jobson? Seit wann denn? Mir stellten Sie sich nur als Jobson, Advokat in London, vor." Und als Herr Schermerhorn, Advokat der Gegenpartei, Einwendungen gegen die Richtung machte, welche das Verhör nahm, sagte sie: „Wahrlich es scheint, daß die Advokaten ganz allein sprechen wollen" — und zur Stelle bewies sie ihnen, daß bei ihr eine solche Prätention Nichts gelte. „Dieser Jobson, fuhr sie fort, stellte sich mir als Rechts-lehrter und Journalist vor. Er versuchte mir durch allerlei Manövers Geld abzuwacken. Sein Ruf war damals (Einwendung des Anwalts) — Lola fortfahrend:... von der allerschlimmsten Art. Es thue mir leid, aber ich muß die Wahrheit sagen. . . . Ich würde diesem Menschen kein Wort glauben, und wenn er 10 Eide schwört. In London galt er für einen Galgenstrick. In Paris wollte er mir 2 Guineen abluchsen und in New-York kenne ich zwei oder drei Personen, die er gleichfalls belästigte. Als das Gegenverhör an die Reihe kam, bewies Lola dem Herrn Schermerhorn, daß sie Haare auf den Zähnen habe, machte aber aus den Hauptereignissen ihres romantischen Lebens durchaus kein Hehl. Wie sie sagt, ist sie in der schönen Stadt Limerick geboren und hat die Namen Maria Rosanna Gilbea erhalten. Sie gab ihr Alter auf 33 Jahre an, und als man sie sodann nach dem Jahre ihrer Geburt fragte, erwiderte sie: „Zählen Sie selbst." Ihr erster Mann, Capitän James, verließ sie nach einem Jahre. Dann ging sie von Indien nach England zurück und lernte sodann in Spanien tanzen. Da der Advokat in seinen persönlichen Fragen zu weit ging, so machte der Richter ihnen ein Ende. Lola ging weg. Als sie den Namen des Anwalts hörte, äußerte sie: „Schermerhorn? So, das ist sein Name? Hoho, dem hab' ich auch einige Fragen vorzulegen." Die Sache ist somit noch nicht aus.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 33. Freitag, den 19. März. 1858.

Der Weber-Aufstand. *)

Im vierzehnten Jahrhundert herrschte in den deutschen Städten ein bewegtes, stürmisches Leben, es war die Zeit einer großen politischen Umwälzung; die durch Jahrhunderte befestigte Herrschaft der alten Geschlechter wurde durch die in Zünften vereinigten Gewerbe gestürzt oder eingeschränkt. Der Anstoß für Deutschland kam von Westen, von den flandrischen Städten, wo sich die Gewerbe früh zu einer ungewöhnlichen Blüthe entfaltet hatten. An den westlichen Nachbarstädten nahm auch Köln sein Vorbild; auch hier wurde die Macht der Geschlechter gestürzt, nachdem sie sich ein hartes Regiment hatten zu Schulden kommen lassen. In Köln hatten seit undenklichen Zeiten rittermäßige Geschlechter geherrscht. Man sieht in dieser altehrwürdigen Stadt hie und da Thürme ihre stolzen Zinnen über die gewöhnlichen Häuser hoch in die Lüfte erheben. In den Höfen, wozu diese Thürme gehörten, wohnten die Ritter. Diese Höfe, von weitläufigen Nebengebäuden und Zinshäusern umgeben, hatten die Größe und Ausdehnung von Burgen, sie waren kleine Festungen, welche den gewöhnlichen Angriffen der Feinde Widerstand zu leisten vermochten. Zu einem Patricierhofe pflegte eine zahlreiche Dienstmannschaft zu gehören; die stolzen Auer zu Regensburg hielten so zu sagen Haustruppen; vierzig Mann schritten ihnen voran, wenn sie zur Kirche gingen. Die Geschlechter kämpften zu Roße, führten Schild und Helm und waren in kriegerischen Künsten wohl geübt. Besonders entfalteten sie bei feierlichen Veranlassungen in den Turnieren ihre Pracht. Da sah man sie in strahlender Rüstung mit wehenden Helmbüschen, von den edelsten Rossen getragen, auf dem Kampfplatze, da erschienen sie den gewerbtreibenden Bürgern in unnahbarer Höhe. Das Geschlecht der Scherfgyn in Köln zeichnete sich durch ritterliche Kraft und Gewandtheit aus. Gerhard Scherfgyn erfocht zu Trasigny den Preis unter dreitausend Rittern, auch in dem blutigen Turniere zu Neuß im Jahre 1256 gewann er den ersten Preis.

In Köln herrschten anfänglich fünfzehn alte Geschlechter, die, gewiß irrthümlich, ihren Stamm auf die Römer zurückführten; sie stammen wahrscheinlich von den siegreichen Franken ab, die im fünften Jahrhundert nach Christi Geburt das morsche Gebäude der alternden Römerherrschaft auf der linken Rheinseite über den Haufen warfen. Unter den fünfzehn Geschlechtern sind die Overstolzen die berühmtesten; sie bewohnten das sogenannte Tempelhaus in der Rheingasse, ein Gebäude, das noch Zeugniß ablegt von der Pracht der Edelhöfe zur Blüthezeit der Geschlechter; dann gehörten dazu die Hardefauſt mit ihrem plastischen Namen, die ritterlichen Scherfgyn, die Horn, Quattermart, Adocht, die Spiegel vom Rodenberg, die Jüdden, Lyskirchen, Ghyr, Gryn, Birkelin, Hirtzelin, die Overstolzen mit dem Beinamen Effern und die Kleingedank. Diesen fünfzehn Geschlechtern gesellten sich allmählig durch Heirath und Ansiedlung jüngere zu, z. B. die Benesis, vom Stabe, von der Stessen, Raitz von Frentz, Mommersloch, die Leoparden, Walraven u. s. w.; im Ganzen kam die beträchtliche Zahl von fünfundvierzig rittermäßigen Geschlechtern heraus.

Diese Geschlechter hatten in Köln alle politische Macht in Händen. Das hohe Scheffengericht wurde von ihnen ausschließlich besetzt; sie waren die sogenannten schöffenbaren Familien, die als solche einen geschlossenen Kreis, eine Gilde bildeten. Das Scheffengericht übte die peinliche Gerichtsbarkeit aus und entschied zugleich über die wichtigeren Eigenthumsfragen. Dasselbe wurde aber auch im Laufe der Zeit ein Rathscollegium für städtische Angelegenheiten, das aus seiner Mitte zwei Bürgermeister wählte; die Scheffen waren demnach zugleich Rathsherren oder Senatoren, wie sie wohl nach römischer Weise hießen.

So war denn die große Klasse der Gewerbleute, der Handwerker, von der Verwaltung der Stadt völlig ausgeschlossen. In den ältesten Zeiten war diese politisch ganz rechtlose Stellung natürlich. Die Handwerker waren ursprünglich Leibeigene oder unfreie, zinshörige Leute, die von den Grundherren abhingen und an nichts weniger dachten, als an Ausübung politischer Rechte. Während dieses Verhältniß sich auf dem Lande bis in die spätesten Zeiten erhielt, gestaltete sich in der Stadt, der Wiege bürgerlicher Freiheit, unter lange dauernden Kämpfen die Lage der Handwerker allmählich günstiger. Das Erste, was sie errangen, war die Befreiung aus der Leibeigenschaft. Sie ging in der Weise vor sich, daß der Herr des Leibrechts sich begab, dagegen ein anderes Recht, das Recht des Sterbfalls, das sogenannte Besthauptsrecht, festhielt. Dieses bestand darin, daß die Güter eines Unfreien bei dessen Todesfalle nicht ganz den Descendenten desselben sondern zum Theil dem Herrn zufielen; dieser durfte nämlich von

*) Diese historische Skizze ist der „Köll. Ztg." entlehnt.

Allem das beste Stück, Pferd, Kleid u. s. w. auswählen. Lange dauerte es, ehe der Handwerker diese Fesseln abstreifen konnte. Dies gelang ihm erst allmählich, als er, durch den regen Verkehr der Stadt wohlhabend geworden, sich von den Lasten durch Geld loskaufen konnte. Aber auch noch andere günstige Verhältnisse traten ein. In den Kämpfen der deutschen Kaiser wider ihre Gegenkaiser und die Großen des Reichs nahmen auch die Städte Partei. Nicht die Geschlechter allein, sondern auch die Handwerker griffen zu den Waffen. Die Kaiser erwiesen sich dankbar für diese Dienste. Kaiser Heinrich V. gab z. B. im Jahre 1111 der Stadt Speyer einen Gnadenbrief, der alle Einwohner dieser Stadt von den Lasten des Sterbfalls entband. Diese tiefgreifende Maßregel versetzte die Bürger von Speyer in große Freude; sie ließen die kaiserliche Urkunde mit goldenen Buchstaben auf eine Metallplatte graben und diese über dem Thor des Domes anheften. Aehnliche Vergünstigungen wurden der Stadt Worms und in der Folge auch anderen Städten zu Theil. (Forts. folgt.)

Variationen über ein einfaches Thema. *)

I.

Wir haben uns seit geraumer Zeit die Aufgabe gestellt, die Erscheinungen in unserem Volksleben mit möglichster Aufmerksamkeit zu beobachten, und haben hiebei leider die traurige Erfahrung gemacht, daß wir mit wenigen — und eben deswegen um so ehrenvolleren und anerkennungswürdigeren — Ausnahmen überall, in allen Schichten unsers Volkes auf einen bedauerlichen Zustand gestoßen sind, von dem wir nicht recht wissen, ob wir ihn mit Gleichgültigkeit, mit Theilnahmlosigkeit, oder mit Zerfahrenheit richtig bezeichnen sollen.

Den Geistlichen auf unsern Landgemeinden hat der Entfall der bisher bezogenen Zehnten, und die Ungewißheit der, noch immer im Schooße der Zukunft ruhenden Entscheidung der Entschädigungsfrage in verzeihliche Besorgniß über sein anständiges Auskommen in künftigen Tagen versetzt und es ist nicht unnatürlich, wenn an dieser Besorgniß der frohe Muth zum Wirken, diese erste und oberste Bedingung alles segenreichen Gedeihens, erkaltet ist.

Der Bauer — wir sprechen ausschließlich von dem, auch vor dem Jahre 1848 ganz freien sächsischen Bauern — kann seiner eigentlichen Natur gemäß, vermöge deren er sich so schwer vom Althergebrachten zu trennen vermag, sich noch nicht ganz recht in die neue Ordnung der Dinge hineinfinden. Er fühlt das lästige manches noch nicht Gewohnten, ohne noch im Stande zu sein, das Heilsame herauszufinden, das die neue Ordnung ihm und dem Ganzen zu bringen bestimmt ist. Weil das Patriarchalische in seinen Verwaltungsverhältnissen, welches in nicht geringem Maße vorhanden war, durch die neue Ordnung der Dinge beseitiget worden ist, glaubt er alles von altersher überbrachte als ungültig nicht weiter achten zu müssen. Erwähnen wir ganz in Kürze den gleichzeitig sich vorbereitenden Umschwung, der die gewohnte — und einzig gekannte — Weise der Feldwirthschaft zu treffen droht; wir meinen die Verfügungen die den Uebergang zur Aufhebung der Dreifelderwirthschaft zur Arrondirung und Commassirung und hiemit zur rationellen Bewirthschaftung des Bodens ermöglichen sollen, die, obgleich nach dem Urtheile aller Verständigen so unumgänglich nothwendig, unserm Bauern gegenwärtig noch ganz und gar unbegreiflich ist: so wird es uns unter dem Gesammteindrucke dieser Erwägungen nicht Wunder nehmen, wenn wir auch bei ihm im Allgemeinen eine resignirte Gleichgültigkeit wahrnehmen, begleitet von der Abnahme des Zutrauens gegen alles was ihn umgibt, von der Lockerung des Verbandes in Gemeinde und Nachbarschaft, der eine unersetzliche Schule war für Ordnung, Gesetzlichkeit und Bürgerpflicht, mit einem Worte: von einer, nicht weg zu leugnenden Entsittlichung im Dienste der rohesten Selbstsucht.

Der Gewerbemann in der Stadt endlich bietet auch kein viel günstigeres Bild dar. An den pflegenden Schutz der Zünfte gewohnt, sieht er wie ihr Bollwerk von einem Tage zum andern immer mehr zusammenstürzt, ohne daß er noch den frischen Athem, des eindringenden fremdartigen Luftzuges zu gewöhnen gelernt hat. Er hört den Sturm der Gewerbefreiheit im Pfeifen des Dampf-

*) Wir wollen es nicht in Abrede stellen, daß eine gewisse Zerfahrenheit in die verschiedenen Schichten unseres Volkes wirklich gedrungen ist. Es ist daher die Pflicht eines jeden Patrioten die Zerfahrenheit zu bekämpfen und auszutreiben, damit die deutsche Oase im Osten des großen Einheitsstaates grüne und blühe, wachse und gedeihe! Die Zeit in der wir leben ist eine andere, als es jene war in welcher die Väter lebten, denen aber wahrlich die gebratenen Tauben auch nicht in den Mund geflogen sind und die Stürme erlebt und mitgemacht haben, die zu ertragen wir nicht die Kraft hätten. Man lese die Geschichte der Sachsen von unserm vortrefflichen G. D. Teutsch, und man wird daraus Muth und Kraft schöpfen und zu neuem thatenreichen Leben entflammt und begeistert werden. — Der Patriarchalismus welcher zur Zeit der Väter herrschte, paßt nicht mehr für die heutige Zeit und hat sich überlebt; wir aber wären feige Memmen, wenn wir in dem Gejammer nach überlebten Dingen unmännlich vergehen wollten. Es ist die heiligste Pflicht eines Jeden unter uns, daran zu arbeiten einen guten Geist im Volke zu verbreiten, zu pflegen, fortzupflanzen und die Schwachen aufzurichten. Hinaus mit der Selbstsucht aus unserm Volksstamme, hinaus mit der Begierde nach Dingen die nicht wiederkehren! Der Bauer soll sich ermannen und seine Felder rationell und nach den Forderungen der Zeit bebauen. Er hat wohl am allerwenigsten Ursache über die neue Ordnung zu klagen. Ihm wurden in der Neuzeit Fesseln abgenommen, die, wollte man sie ihm wieder auflegen, ihn zu Boden drücken würden. Er ist ein freier Mann im wahren Sinne des Wortes geworden. — Kömmt die Gewerbefreiheit, nun sie wird uns das Lebenslicht auch nicht ausblasen, und wenn wir Männer und keine feigen Memmen sind, werden wir uns auch in ihr zurecht finden. Lust zur Arbeit, zum Schaffen und Wirken wird uns stärken für die gefürchteten Tage, die, wenn wir uns noch so verzweiflungsvoll gebehrden, doch nicht an uns vorüber ziehen werden. Für unsere Erziehung wäre es ein wahres Armuthszeugniß, wenn wir, deren Väter so männlich und so stark waren und dadurch in der Geschichte so lange es eine geben wird, fortleben und mit Ehren genannt werden, vor einem Fantom erschrecken und muthlos verkümmern wollten. Um den Muth des Bauern-, des Gewerb- und Lehrstandes in unserm Volke heben und kräftigen zu helfen, schrieb der Verfasser seine Variationen. Wir fassen wenigstens die Reihe der und unter obiger Ueberschrift vorliegenden Artikeln aus dem von uns erläutertem Standpunkte auf, und wünschen, daß dieser Aufsatz und die nachfolgenden so beurtheilt und nach dieser Seite hin gute Früchte bringen mögen. Die Redaktion.

wagens schon über seinem Kopfe dahin brausen. Wen der Ahnung erfaßt, daß, bei dem unvermeidlichen Einbruche des Gefürchteten wohl nur der Starke festen Fußes sich aufrecht halten könne; der Schwache aber gleich dem, vom Boden aufgewirbelten, Laube dahin werde geweht werden und verschwinden, verfällt auch er, mit wenigen Ausnahmen, anstatt den erfinderischen Geist in der Schöpfung geeigneter Rettungsmittel anzustrengen einer unmännlichen Resignation, die ihn an allem von forneherein verzweifeln, alles mit den Augen des Pessimisten betrachten läßt.

Nur so können wir es uns wenigstens erklären, daß da im Gewerbvereine einer unserer Städte seit ein paar Jahren stattfindenden wöchentlichen Vorträge über gewerbliche und mit ihnen zusammenhängende landwirthschaftliche Gegenstände, die gewiß manchem, einen bedeutungsvollen Wink zu geben im Stand waren, so äußerst spärlich besucht werden; daß eine Einladung zu zeitweisen Besprechungen der Mittel, wie die darniederliegende Bewirthschaftung der Feldgründe des Weichbildes gehoben und veredelt werden könnte — nachdem die Theilnahme, die die erste zahlreich genug besuchte Versammlung am Gegenstande gefunden zu haben schien, strohfeuerartig verraucht hatte — bei dem zweiten und drittenmale Niemanden hinzubringen vermochte! — Zeigen die angeführten Erscheinungen, die wir der Kürze wegen nur andeuten durften; die sich der Leser aber gewiß aus der Erfahrung seiner Umgebung leider nur zu umfangreich leicht selbst wird vervollständigen können, etwas anders als Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit? eine Zerfahrenheit und ein unmännliches Verzweifeln an sich und seiner Kraft? kann und darf aber ein Volk auf einmal so rathlos und feige sich hingeben, dessen Wirken durch sieben sturmvolle Jahrhunderte hindurch auf ehrenvolle Weise in der Geschichte des Vaterlandes verzeichnet ist! Nein. Darum thue jeder dazu, weil sein Tag ist!

Protokoll

über die Sitzung der Oberverwaltung des siebenb.-sächs. Landwirthschafts-Vereines vom 3. März 1858.

Vorsitzer: Obervorsteher B. Conradsheim.
Schriftführer: Vereinssekretair B. Bedeus.

1. Hauptkassier legt seine Bemerkungen über die Rechnung des frühern Mühlbacher Bezirkskassiers, welche sich nach Vergleichung derselben mit ältern Rechnungen ergeben haben, vor, damit die nöthigen Erläuterungen im Wege des Mühlbacher Agenten eingeholt werden mögen.

Agent Obert in Mediasch übersendet die, bei den Erben des frühern Bezirkskassiers Krug vorgefundenen Rechnungsvormerkungen und Belege, mit dem Beifügen, daß das Haus des Verstorbenen während der Unruhen geplündert worden sei, wobei einige Papiere abhanden gekommen seien. Nach Vergleichung dieser eingelangten Schriftstücke mit der frühern Rechnung übergibt Hauptkassier die darüber gemachten Bemerkungen, welche dem Mediascher Agenten zur Aufklärung zugestellt werden.

Zum Agenten für Kronstadt wird Dr. Eugen v. Trauschenfels, welcher über vorherige Aufforderung zur Uebernahme dieses Geschäftes sich bereit erklärt hat, bestimmt.

2. Beisitzer Bergleiter gibt brieflich bekannt, daß er durch Krankheit verhindert wurde, als Mitglied der Commission zur Entwerfung neuer Vereinsstatuten thätig zu sein. Diese Mittheilung wird mit Bedauern entgegengenommen und Beisitzer Mölesch aufgefordert, an den Arbeiten dieser Commission Theil nehmen zu wollen.

3. Hohe Statthalterei verlangt die Vorlage der periodischen Nachweisungen über den Stand der Feldfrüchte und die Ernteergebnisse nach der im J. 1856 gegebenen Anleitung. Demgemäß werden die Agenten aufgefordert, die bezüglichen Angaben zu Ende der Monate Mai und Oktober einzusenden und wenn irgendwo ein bedenklicher Nothstand zu befürchten wäre darüber zu berichten.

4. Löbl. Magistrat der Landeshauptstadt Hermannstadt erwidert auf das Ansuchen wegen Zuweisung eines Grundstückes zur Anlage einer Obstbaumschule, daß der städtische Gartengrund am letzten Heller zu Baugwecken bestimmt sei und der Spitalsgrund vor dem Lazareth einer Humanitätsanstalt gehöre, deren Einkünfte nicht geschmälert werden dürfen, weßhalb keiner der genannten Plätze überlassen werden könne.

Da diese Plätze nur beispielsweise, als vorzüglich geeignet bezeichnet wurden und der Stadt auch andere geeignete Grundstücke zu Gebote stehen dürften, so wird das Ansuchen um Zuweisung eines Grundes oder Bewilligung eines Beitrages zur Bestreitung des Pachtzinses für einen solchen erneuert, da von dem gemeinnützigen Sinne der Stadtgemeinde jedenfalls eine Unterstützung zu dem angedeuteten Zwecke zu erwarten ist.

5. Dr. Hlubek in Gratz übersendet das Verzeichniß aller land- und forstwirthschaftlichen Kulturpflanzen, welche von der k. k. steiermärkischen Landwirthschaftsgesellschaft auf Bestellung bezogen werden können, und erbietet sich den Wünschen des Vereines in jeder Beziehung nachkommen zu wollen. Mit Benützung dieses Antrages wird eine Partie von 1000 Stück Wurzel und Blindreben der vorzüglichsten Gattungen zur Verbreitung derselben in der Umgegend in Bestellung gebracht.

Ferner ist ein Samenverzeichniß von Gemüsen, offic. Kräutern und Blumen, welche bei Franz Schober in Wien zu haben sind und eine Pränumerations-Einladung auf die Zeitung für Landwirthe, herausgegeben von Jos. Jánisch in Pesth eingelangt. Zur Unterstützung dieses neuen Unternehmens wird die Zeitung für den Verein auf ein Jahr pränumerirt. Sie erscheint wöchentlich, einen Bogen stark und kostet ganzjährig 4 fl. C. M.

6. Die Seidenzüchter Rhether und Peterffy machen auf die in Paris erschienene Denkschrift **Rapport sur lesmemoires de M. André Jean a melioration des races des vers a soie par M. Duma** und den hierüber durch die k. k. steiermärkische Landwirthschaftsgesellschaft in ihrem Organe veröffentlichten Bericht aufmerksam, wonach durch den nachtheiligen Einfluß der in den letzten Jahren entstandenen Epidemie die Seidenerzeugung in Frankreich, wo im J. 1853 28 Millionen Kilogramm Seide erzeugt worden sind, im J. 1856 schon auf 7½ Mill. Kilogramm herabgesunken ist. Diese verderbliche Seuche der Seidenwürmer verursachte, daß schon im verflossenen Jahre gar kein Same erzeugt wurde und Frankreich gezwungen ist, Raupeneier für eine

Summe von 16—17 Millionen Franks aus dem Auslande zu beziehen. Die genannten Seidenzüchter beabsichtigen mit Rücksicht auf den zu hoffenden Gewinn, sich mit der Veredelung der Seidenwürmer und der Samenerzeugung zu beschäftigen und stellen wegen Unzulänglichkeit ihrer Mittel das Verlangen, es möge zu diesem Zwecke eine Unterstützung von Seite der h. Regierung erwirkt werden.

Um die Sache vor einem Einschreiten bei den h. Behörden in reifere Erwägung ziehen zu können wird die k. k. steiermärkische Landwirthschaftsgesellschaft um Uebermittelung der bezeichneten Schriften ersucht.

7. Schriftführer trägt vor, daß im J. 1848 von der damaligen Oberverwaltung der Beschluß gefaßt worden war, bei Gelegenheit der allgemeinen Versammlung in Reps eine Pferdeausstellung zu veranstalten und daß der damalige H. Vereinsvorsteher B. Bruckenthal ein Geschenk von 5 Dukaten als Prämie für eine Stutte und ein Fohlen gewidmet hat. Durch den Gang der Ereignisse wurde die Abhaltung der beantragten Vereinsversammlung und der Pferdeausstellung verhindert und der gewidmete Prämienbetrag ist noch seiner Bestimmung zuzuführen. Es wird demnach beschlossen, wo möglich bei der bevorstehenden Vereinsversammlung in Agnethein eine Thierausstellung zu veranstalten; jedoch sei zur Schonung des Vereinsvermögens die, zur Bestreitung der Prämien nöthige Geldsumme im Wege einer freiwilligen Subscription zusammen zu bringen.

8. Hauptkassier theilt mit, daß wie er vernommen habe in letzter Zeit eine Beschau der Gemeindebeschälhengste im Hermannstädter Bezirke vorgenommen und dabei von mehr als 20 Hengsten nur drei als tauglich befunden, die übrigen aber beseitigt worden seien. Diese heilsame Strenge würde auch bezüglich der Gemeindestiere anzuwenden sein. Zugleich sollte jedoch auf die Ursache der Untauglichkeit dieser Zuchtthiere zurückgegangen werden, die offenbar in der landesüblichen wilden Zucht liege. Die Hengste und Stiere werden mit der Herde auf die Weide getrieben verbrauchen dort in den ersten Wochen der Sprungzeit durch übermäßige Anstrengung ihre Kraft und werden so in Kürze zu ihrer Bestimmung untauglich. Es wäre daher sehr heilsam, wenn die Gemeinden über die Nachtheile der wilden Zucht belehrt und zur bessern Schonung ihres Eigenthums angewiesen würden. Die Gemeindestiere und Beschälhengste müßten nämlich, wie dies während des Winters geschieht, auch in der Sprungzeit abgesondert gehalten, gut besorgt und genährt und nicht übermäßig angestrengt werden.

Hierauf wird beschlossen, die angedeuteten Uebelstände zur Kenntniß der h. Landesbehörde zu bringen und um die geeignete Abhülfe zu bitten.

9. Schriftführer legt eine bereits im J. 1852 eingelangte Subscriptions-Aufforderung des schlesischen Bienen-Vereines zur Bestellung von Dzierzons Bienenbuch, von Strohwohnungen oder Modellen zur entsprechenden Benützung vor.

Nachdem Dzierzons Methode allgemein die vollste Anerkennung gefunden hat, wird beschlossen, vor der Hand wenigstens je ein Exemplar der angebotenen Modelle und des Bienenbuches kommen zu lassen.

Mannigfaltiges.

* Näher und näher rückt die Zeit wo die gefiederten Sänger wieder unsere Wälder und Gärten mit ihrem frohen Gesang beleben werden. Wir erlauben uns alle edlen Menschenfreunde aufzufordern, sich zu vereinen um das barbarische Abfangen der Singvögel so viel als möglich zu hintertreiben und besonders darauf hinzuwirken, daß den Weibchen nicht die Köpfe abgerissen werden. — Bei dieser Gelegenheit machen wir unsere Gartenbesitzer auf ein ganzes einfaches Schutzmittel gegen die Raupen aufmerksam. Man nehme einen großen Bogen Papier und binde denselben in der Mitte des Baumstammes an, so daß der untere längere Theil wie ein Krinolinenrock davon absteht. Die Raupen, welche den Stamm hinaufkriechen wollen, gelangen nur bis zum Hinderniß, das ihnen die Papierglocke bereitet, sammeln sich darinnen, und können dort von Zeit zu Zeit mit Bequemlichkeit vertilgt werden.

* Aus Pest wird der „Wiener Zeitung" geschrieben, daß in der Woiwodina die Kunde verbreitet sei, Se. Majestät der Kaiser werde im Laufe des Monats Mai das genannte Kronland mit der allerhöchsten Gegenwart beglücken.

* In Dresden sind jetzt genießbare Heinemedaillen zu haben, indem dergleichen aus Chokolade gebacken werden. — Gut, wenn Deutschland dergleichen „Ehrenzeichen" wirklich im Magen hat.

* Bei einer Versteigerung von Autographen in Paris fand man auch folgendes an Robespierre gerichtetes Schreiben: „Seit dem Beginne der Revolution bin ich in Dich, Citoyen, verliebt; ich war aber verheirathet und mußte meine Leidenschaft zu bezähmen; heute bin ich frei; mein Mann ist im Vendee-Kriege gefallen; ich will Dir Angesichts des höchsten Wesens diese Erklärung geben. Es fällt einer Frau schwer, ein solches Geständniß zu machen, aber das Papier duldet Alles; Du bist meine höchste Gottheit, und auf Erden kenne ich keine andere, als Dich. Ich betrachte Dich als meinen Schutzengel und will nur unter Deinen Gesetzen leben. Wenn Du frei bist, so will ich mich mit Dir für das Leben vereinen. Ich bin 22 Jahre alt, habe eine gefühlvolle Seele; ich biete Dir als Aussteuer an die Eigenschaften einer wahren Republikanerin und 40,000 Livres Renten. Ich erwarte Deine Antwort. Verwitwete Jacquin zu Nancy. Poste restante. Ich sage poste restante aus Furcht, daß mich meine Mutter wegen meines Leichtsinnes ausschilt." Der Ausgang dieser Liebesgeschichte ist unbekannt.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 34. Montag, den 23. März. 1858.

Der Weber-Aufstand.

(Fortsetzung.)

Von der Zeit Heinrich V. an ergriff der Geist der Freiheit die Handwerker in den deutschen Städten. Sie lernten ihre Stärke kennen, die in den Zünften, welche jetzt sich zu bilden begannen, ihren Mittelpunkt und ihre Ausbildung fand. Die Zünfte hatten ursprünglich eine gewerbliche und nebenbei eine religiöse und gesellige Bestimmung; es sollte Ordnung, Sitte, Anstand im Kreise eines Gewerbes durch selbstgewählte Vorsteher aufrecht erhalten werden. In so weit waren die Zünfte ein unschuldiges und ungefährlicheres Institut. Ein anderer Umstand machte sie gefährlich. Wie wir oben gesehen haben, nahmen die Handwerker an der Vertheidigung der Stadt Theil. Nicht der Ritter bloß, sondern auch jeder zünftige Bürger war mit Streitmitteln wohl versehen; so war es im fünfzehnten und gewiß in höherem Maße im vierzehnten Jahrhundert. Als der Italiener Aeneas Sylvius, nachmals Papst Pius II., im fünfzehnten Jahrhundert Deutschland bereis'te, war er erstaunt über die Wehrhaftigkeit der deutschen Städte; jeder Bürger hatte in seinem Hause eine Rüstkammer, wo man blanke Waffen, Spieß und Schwert, Armbrust und Harnisch an der Wand hangen sah. Die Bürger Kölns, von dessen Lob er ganz voll ist, zeichneten sich vor allen aus. Der Gedanke lag nun nicht fern, sich bei Zerwürfnissen mit den Geschlechtern zu eigenen Zwecken zu bewaffnen, und dann waren die Zünfte eine kriegerische Macht: unter eigenen Führern, unter eigenen Bannern zogen sie bewaffnet einher.

Die Zünfte wurden nun namentlich in Köln groß und mächtig. Köln, gelegen an dem bedeutendsten Strome Deutschlands, der den Norden mit dem Süden verbindet, und zwar an einer Stelle gelegen, wo er das enge Felsenbett verlassen hat und wo sich Ebenen, von bequemen Fahrstraßen durchschnitten, nach allen Seiten ausdehnen, erreichte im Mittelalter eine Blüthe, wie sie keine andere Stadt aufweisen konnte. Es führte starken Handel nach Holland, England, Schweden, Norwegen und anderen Ländern; in seinen Häfen luden, vermöge des Stapelrechts, die den Rhein hinauf- und hinabfahrenden Schiffe ihren reichen Inhalt aus. Daß in einer solchen Stadt die Industrie, die Fabrikation, das Handwerk in Blüthe kommen müßte, ist selbstverständlich. Im zwölften Jahrhundert gab es in Köln bereits eine beträchtliche Zahl wohlorganisirter Zünfte.

Unter diesen war das Wollenamt, die Zunft der Weber und Walker, die man Foller nannte, die mächtigste. Die Tracht des Mittelalters bestand meist in wollenen Kleidern; das Spinnen und Weben der Wolle mußte daher den ersten Platz unter den Gewerben einnehmen. Vor Allem aber blühte die Tuchweberei in den Niederlanden, die eine ungeheure Menge Wolle aus dem nahen England bezogen. Friesische Mäntel bildeten die Tracht der Höfe, die geistlichen Ritterorden trugen den Ruhm friesischer Kunst bis nach Palästina und Syrien. Die niederländischen Städte Antwerpen, Brügge, Dordrecht, Mecheln verdankten ihren Aufschwung hauptsächlich der Tuchweberei. Aber auch das benachbarte Köln, an dem die von Holland den Rhein hinauf versandten Waaren ihren Weg vorbei nahmen, wußte seinen Vortheil wahrzunehmen, es verlegte sich auf die Tuchweberei, und schon im zwölften Jahrhundert war das Gewerbe in voller Blüthe. Dreißigtausend Webstühle sollen im dreizehnten Jahrhundert im Gange gewesen sein. Die Zahl der Arbeiter, welche die Verarbeitung der Wolle und Tuchmacherei beschäftigte, war ungeheuer. Wenn die Weber und Walker u. s. w., die großentheils im südlichen Stadttheile wohnten, Mittags und Abends ihre Arbeit einstellten, und ihre Häuser verließen, so entstand auf den Straßen ein bewegtes Leben. Eine Viertelstunde vorher, so geht die Sage bis auf den heutigen Tag, begann man in St. Johann die größte Glocke zu läuten, damit sich die Kinder, Frauen und Ruhe liebenden Bürger entfernen könnten, um dem muthwilligen Gedränge zu entgehen. Diese Glocke, über welche das Kirchen-Archiv von St. Johann Nachrichten gibt, diente den Webern, berief dieselben namentlich zu bewaffneten Versammlungen und hieß die Weberglocke.

In prächtigen Gewandhäusern legten die Weber ihre Waaren aus, im Stahlhofe zu London hatten sie eine Niederlage. Die kölnischen Zünfte, sagt Barthold in seiner Geschichte der deutschen Städte, besonders die Woll- und Lailach-Weberzunft, konnten halb Deutschland mit ihren Waaren versehen. Die Weber wurden nun ausnehmend reich: er ist reich wie ein kölnischer Wollenweber, sagte man sprüchwörtlich im Mittelalter. Wie aber der Wohlstand es mit sich bringt, so wurden sie ein selbstbewußtes Volk, aber nicht das bloß, sie wurden übermüthig, frech und anmaßend, wie

Digitized by Google

in alten Chroniken die Weber faſt aller Städte bezeichnet werden. Sie rüttelten zuerſt an den Schranken, die ihnen als Handwerkern geſetzt waren, ſie traten bei jedem Aufruhr in die vorderſten Reihen, ſie waren die Erſten, wenn es galt, die Macht der Geſchlechter zu brechen, ſie waren mit Einem Worte die Demokraten des Mittelalters. Dieſe Rolle ſpielten die Weber in Köln ſchon ſeit den Zeiten Konrad's von Hochſtaden, deſſen Zwecken es diente, Geſchlechter und Gewerke zu entzweien. Er hatte in ſeinem Kampfe mit der mächtigen Stadt Köln die Ueberzeugung gewonnen, daß er mit Gewalt nichts ausrichten könne. Er wandte ſich an die Gewerbtreibenden, namentlich an die Reichſten unter den Wollenwebern, gewann ſie für ſich, und mit ihrer Hülfe gelang es ihm, die Geſchlechter zu beſiegen und an ihnen ſeine Rache zu kühlen. Er wurde in vollem Maße Herr der Stadt, entſetzte den zeitigen Bürgermeiſter und die ſechszehn Scheffen ihres Amtes; dagegen ernannte er unter dem Jubel der Menge vierundzwanzig neue Scheffen, wovon dreiundzwanzig den Gewerben angehörten. Dieſe Erhöhung war aber zur Zeit noch keine natürliche, durch die Verhältniſſe vermittelte, ſie war eine gewaltſame und verfrühte, ſie ſtimmte nicht mit der Phyſiognomie und dem Charakter der Zeit, ſie ſtimmte nicht mit dem Bildungsgrade und dem ſozialen Bewußtſein der Gewerbtreibenden. Dieſe wußten ſich in ihrer neuen Stellung ſchlecht zu faſſen, ihre Würde war größer als ihre Perſon; ſie trugen ihr Amt zur Schau, ſchritten, Pfauenfedern auf den Hüten, ſtolz durch die Straßen; der freilich ariſtokratiſch geſinnte Gottfried von Hagen nennt ſie Eſel in der Löwenhaut. Was das Empfindlichſte bei der Sache war, ſie beſteuerten Arm und Reich mit großer Härte. Unter Konrad's Nachfolger trat ein völliger Umſchwung der Dinge ein; es war wieder Alles beim Alten. Die Geſchlechter nahmen die Scheffen- und Rathsſtühle wieder ein, die Gewerke traten in ihre vorige Stellung zurück. Aber das Ereigniß blieb doch nicht ohne Folgen. Auf Seiten der Geſchlechter war Erbitterung zurückgeblieben, auf Seiten der Gewerbe der Geiſt des Widerſpruchs, verbunden mit wachſendem Reichthum. (Forts. folgt.)

Variationen über ein einfaches Thema.

II.

Wie die Natur jedem lebenden Weſen die Liebe zum Leben eingepflanzt und es in der Abſicht, die Art, als nothwendiges Glied in der großen Kette der Schöpfung zu erhalten, mit dem Inſtinkte begabt hat, die Vereinigung der Umſtände aufzufinden, die ſeine Erhaltung bedingen; die drohende Gefahr zu ahnen, ihr zu entfliehen, oder ſich gegen den Feind mit den verliehenen Waffen zur Wehre zu ſtemmen; ſo hat ſie auf jedem Volke den Drang nach nationalem Beſtande und das Streben verliehen, ſich als beſonderes eigenthümliches Gemeinweſen den andern Völkern gegenüber zu erhalten, ſeine Kräfte in eigener Weiſe zu entwickeln, und ſo die hohen Zwecke der Menſchheit zwar im Vereine mit Allen, aber nach den ihm innewohnenden Anlagen in beſonderer Weiſe zu fördern. Zur Zeit der politiſchen Kämpfe um Sprache und Nationalität in den früheren Tagen war dieſer Drang auch in unſerm Volke in großem Grade vorhanden, und hat ſich in mannigfachen Erſcheinungen, deren wir uns noch recht lebhaft erinnern werden, auf eine, in mancher Beziehung oft ausſchreitende Weiſe geoffenbart. Was mag denn wohl die Urſache ſein, daß wir dieſen Drang und dies Streben jetzt miſſen; oder wenigſtens ſie nirgends ſich äußern ſehen? Iſt es etwa, daß wir damals den Feind leibhaftig vor uns ſahen, wie er uns vermeintlich aufzehren wollte, und inſtinktartig in Bewegung geriethen, während wir jetzt Niemanden erblicken, der uns feindlich entgegen tritt?

Und dennoch müßte das geiſtige Auge des Beobachters, wenn es ſich über den Geſichtskreis des gewöhnlichen Alltages erhübe eine weit drohendere Gefahr erblicken, um ſo bedrohlicher zwar, als ſie ſtille und unbemerkt heranzieht!

Der reißende Strom der Märzereigniſſe hat das Bollwerk, innerhalb deſſen unſer nationales Leben und Wirken der Stürme der Jahrhunderte trotzte, das unſerm Volke zum ſchirmenden Hort gedient hat bei der Ausführung der Aufgabe ſeiner geſchichtlichen Sendung an den Gränzen europäiſcher Kultur — hat unſere politiſche Verfaſſung, die uns als ſelbſtſtändiges, den andern herrſchenden Nationen gleichberechtigtes Gemeinweſen darſtellte, von Grund aus und auf immer dahin gerafft. Die Zeit war vollendet, ihre bisherigen Formen mußten daher brechen um nach vollendeter Umwandlung dem neuen Weſen Leben und Bewegung zu geben. — (Wir dürfen dieſer theuren Zeit alle, die wir daran betheiligt waren, in wehmüthiger Erinnerung ein dankbares Gedächtniß bewahren.) — Das neue Gebilde, das große einige, mit allen verſchiedenartigen Kräften nach einem Ziele ſtrebende Oeſterreich ſteht da!

In ihm darf zwar, und ſoll ſich jedes Volk auf die ihm eigenthümliche Weiſe entwickeln und ſeine geiſtigen Intereſſen hegen, das darf aber nicht mehr auf dem bisher üblichen und beliebten Gebiethe des politiſchen Lebens geſchehen. Es iſt daher nothwendig uns umzuſehen und zu prüfen, was aus dem Verluſte geblieben iſt, um auf deſſen Grundlage ein neues zeitentſprechendes Gebäude aufzuführen in dem wir die geiſtigen Güter unſers Volksthumes ſicher bewahren und pflegen und der Aufgabe die uns die Neugeſtaltung des großen Vaterlandes auferlegt, ehrenhaft entſprechen können. Doch nicht nur die Pflicht der Sorge um die Pflege unſerer höheren geiſtigen Intereſſen verbiethet uns in ſtrafwürdige Gleichgültigkeit zu verſinken; die großartigen Veränderungen in allen Verhältniſſen, die Aufhebung der Roboten, die Grundentlaſtung in den ehemals unterthänigen Landestheilen, das Heranrücken des Eiſenbahnnetzes an die Gränzen des Vaterlandes und die Gewißheit, daß ſeine Adern über kurz oder lang ganz ſicher auch unſer Vaterland durchziehen werden, machen einen Umſchwung der bisherigen gewerblichen und landwirthſchaftlichen Verhältniſſe unvermeidlich und nehmen in gleichem Maße die Thätigkeit auf dem Gebiethe der materiellen Intereſſen, die ja der geiſtigen Entwickelung die Mittel an die Hand liefern, mit gebietheriſcher Nothwendigkeit in Anſpruch.

Und dennoch ſitzen wir, wie uns däucht, mit den Händen im Schooße in dem ſchwankenden Kahne auf dem Strome des Lebens und laſſen uns gemüthlich von der Welle dahin tragen, wo das Brett entweder an der Klippe zerſchellt, oder in den Ab-

Digitized by Google

grund des Wirbels verſchlungen wird oder auf dem grenzenloſen See verſchwinden muß; anſtatt mit kräftigem Arme auf die Landſchaft des Ufers zu ſteuern und uns — nachdem uns der Sturm gegen unſern Willen aus dem ſichern Hafen getrieben — einen neuen Landungsplatz zu gewinnen!

Das Beiſpiel gibt Muth. Blicken wir auf unſere Brüder die Ungarn hin! Was haben ſie an ſchätzbarem und unſchätzbarem Gute verloren, ohne den Glauben an ihre Kraft zu verlieren! Im Gegentheile welche angeſtrengte Thätigkeit erblicken wir unter ihnen in jeder Richtung des geiſtigen und materiellen Lebens! Welche Anſtrengung und Opfer die erlittenen Verluſte auszugleichen, die Zukunft der Nation zu retten. Wir zählen nicht einzelne Beiſpiele auf, weil ſie jedem, der ſehen will, vor Augen liegen. Wenn aber der einzelne unter ihnen unleugbar beſſer geſtellt erſcheint und mehr leiſtet und leiſten kann als der einzelne von uns denen unſere bürgerlichen Verhältniſſe eine mehr gleichmäßige beſcheidenere Lage angewieſen haben, ſo laſſet uns nicht vergeſſen, daß ſie auch größere Verluſte auszugleichen haben, laſſet uns offen anerkennen, daß ſie von höherer Begeiſterung getragen werden, und laſſet uns an ihnen gewiß nur zum frommen des gemeinſamen Vaterlandes zu ähnlichem Eifer und Wirken in der Ueberzeugung erſtarken, daß wenn auch die Kräfte des einzelnen gering, dieſe doch, wenn viele ſie zu einem Zwecke vereinen, ſtark genug ſind, den Erfolg zu ſichern. Darum thue jeder dazu, weil ſein Tag iſt!

Die Hinrichtung Pieris und Orſinis.

Die Mörder welche am 16. Januar den Kaiſer der Franzoſen ermorden wollten, dabei aber eine Maſſe unſchuldiger Menſchen tödteten und verwundeten, haben ihre That mit dem Leben geſühnt. Am 13. März früh 7 Uhr wurden ſie durch die Guillotine geköpft. Vor der großen Gefängnißthür La Roquette auf dem freien Platz wurde das Schaffot aufgerichtet. Noch in der Nacht war eine ungeheuere Menſchenmaſſe nach der Nähe des Gefängniſſes gewandert, aber ſchon hatte das Militär die Hauptzugänge zum Gefängniß und das Schaffot umſtellt. Der Zutritt wurde unterſagt. Die ganze Stadtgarde zu Fuß und zu Pferde, zwei Linienregimenter und ein Huſarenregiment, im ganzen 10,000 Mann waren ausgerückt. General Soumatu kommandirte die Truppen. Man ſchätzt die Volksmenge, welche ſchon um 12 Uhr Nachts zuſtrömte an 200,000 Köpfe. Die Ruhe wurde nirgends geſtört. Kein Ruf ertönte, nur hörte man hier und da öfters ſchlechte Witze reißen. Die Pariſer waren ſehr gleichgültig. Die Kavallerie patrouillirte in Maſſen durch die Straße La Roquette und die an ſie angrenzenden Gaſſen. Um ein Viertel vor 7 Uhr wurde das große Thor des Gefängniſſes geöffnet. Die Trommeln wirbelten, die Soldaten ergriffen ihre Waffen und bildeten undurchdringbare Mauern. Noch hatte es nicht 7 Uhr geſchlagen, als die Verurtheilten im Thorwege erſchienen und die verhängnißvolle Treppe hinaufſtiegen. Orſini gab einem Geiſtlichen den Arm, Pieri war von einem zweiten Almoſenier und dem pariſer Scharfrichter geführt oder vielmehr geſchleppt. Orſini ſchien ſeine ganze Kraft zu haben. Die Scharfrichter von Rouen und Caen, ſowie die Knechte des Pariſer Scharfrichters folgten. Die beiden Verurtheilten waren im Hemde und barfuß mit einem ſchwarzen Schleier um den Kopf. Als ſie auf dem Schaffott angekommen waren, wurde ihnen das Todesurtheil vorgeleſen. Dem Pieri wurde zuerſt der Schleier vom Kopfe genommen, und einige Augenblicke ſpäter hatte das Meſſer ſeinem Leben ein Ende gemacht. Als er die Stufen hinaufſtieg, ſang er mit ziemlich vernehmbarer Stimme, das bekannte Lied: „Mourir pour la patrie.“ Er umarmte weder ſeinen Geiſtlichen noch küßte er das Kreuz, welches derſelbe ihm darreichte. Orſini hatte man, als Pieri's Kopf fiel, herumgedreht. Als man ihm den Schleier abnahm, umarmte er ſeinen Almoſenier, küßte das Kruzifix und rief mit lauter Stimme: „Vive l'Italie! Vive la France!“

Von dem Augenblick wo Orſini und Pieri das Schaffot beſtiegen bis zu jenem wo ihre Köpfe zur Befriedigung der menſchlichen Gerechtigkeit fielen, waren keine vier Minuten verfloſſen. Die entköpften Leiber mit den Köpfen der Hingerichteten wurden hierauf in einen Zellenwagen gethan und unter Escorte nach dem Kirchhofe Montparnaſſe gebracht. Die große Volksmenge, unter der man nur wenig Frauen wahrnahm, von Rang und Stand gar keine, entfernte ſich ruhig. Die Truppen marſchirten ab, das Schaffot wurde weggenommen und eine Stunde ſpäter bemerkte Niemand daß auf dieſem Platz ein großes Verbrechen war geſühnt worden.

Wie vor Gericht, ſo benahmen ſich Orſini und Pieri auch in den letzten Stunden ihres Lebens. Erſterer bis zum letzten Augenblick ruhig und entſchloſſen; letzterer geſchwätzig und gemein und er konnte ſeine Faſſung nicht behalten, als er den Weg zum Schaffot antrat. Um 6 Uhr wurde den Verurtheilten im Gefängniß angezeigt, in einer Stunde würden ſie das Schaffot beſteigen, weil ihr Caſſationsgeſuch verworfen worden ſei. Orſini nahm die Mittheilung ruhig entgegen, Pieri wurde jedoch ſehr heftig davon ergriffen. Aus dem Gefängniß brachte man ſie in die Kapelle und von hier in das Toilettenzimmer, wo ſie in den Anzug der Vatermörder gekleidet wurden. Orſini ſtellte man in die eine und Pieri in die andere Ecke des Zimmers. Orſini blieb während dem Ankleiden ruhig und ſprach leiſe mit ſeiner Umgebung. Pieri plapperte ohne Aufhören. Als man ihm ſeinen Gürtel anlegte, rief er in franzöſiſcher Sprache aus: „Schnürt mich nicht ſo ſtark, ich kann Euch nicht davon laufen.“ Bei dieſer Gelegenheit drehte er ſich um, und Orſini bemerkend rief er aus: Nun mein Alter für heute heißt es ſterben und wir können auf dem Schaffot unſere Lieblingshymne: Wir ſterben für das Vaterland! anſtimmen. Orſini unterbrach den Schwätzer und gebot ihm Ruhe. Einige Augenblicke ſchwieg Pieri, als ihm aber die Knechte des Scharfrichters den ſchwarzen Schleier umwarfen, bemerkte er: Ich muß wie eine alte Kokette ausſehen!

Nach der Hinrichtung wurden die Geſichter der Gerichteten mit Schwefelſäure begoſſen, um ihre Züge unkenntlich zu machen und jedes Portrait durch Zeichnung oder durch Meißel zu verhindern.

Am 12. wurden Orſini, Pieri und Rudio auf Verlangen der engliſchen Regierung mit einer Dame confrontirt, welche in dem Prozeſſe gegen Bernard wichtige Eröffnungen gemacht hat.

— Rudio erhielt am Vortage der Hinrichtung die Nachricht von seiner Begnadigung, worauf ihm die Zwangsjacke abgenommen wurde. Die Wächter fanden ihn schlafend. Sie weckten ihn auf. Er sah sehr ängstlich aus; aber ehe er noch eine Frage stellen konnte, kündigten sie ihm seine Strafumwandlung an und forderten ihn auf, ihnen für diese gute Nachricht etwas vorzusingen. Rudio der eine sehr schöne und kräftige Stimme besitzt, entsprach sofort dem Wunsche der Gefängnißwärter. Uebrigens wäre dieser zum Tode verurtheilt worden, so hätte man ihn unter die Guillotine tragen müssen, so feig ist der Mensch, welcher mit kalter Hand die tödliche Granate warf, die so viele Menschen verwundete und das Leben kostete! Rudio ist zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt worden.

Gomez und Rudio werden nach Cayenne gebracht. Die Frau und Kinder des letztgenannten werden diesen in die Verbannung begleiten.

Correspondenz.

Aus Hermannstadt. Märzschnee liegt heute schuhhoch in den Straßen, der Bergriese „Szuru" und seine Gebirgsgefährten noch dichter vom Schnee umhüllt, blicken wie Geister zu uns herüber und von den neuerdings eingeschneiten Waldungen wehen traurige Grüße in die Stadt. Kein Märzveilchen beglückt das Auge, kein grünes Sprößchen als Frühlingsherold die Flur und Jeder seufzt: Will es denn heuer gar nicht Frühling werden? — Einzig heiter finden wir noch die Stunden und Tage in häuslichen Cirkeln, im Kaffeekränzchen der Damen und die Abende heiter im Theater. Allerlei Kritiken liest man in den Zeitungen, Kritiken über Diplomaten, Kritiken über Theater, Kunst und Mode. Kritisirt wird in den gebeitzten Wein- und Bierclubb's der Herren und ganz besonders kritisirt wird in den Kaffeekränzchen reizender Damen. Der Carneval hat seine Existenz längst geschlossen und man sollte meinen, auch die Schmuckkästchen der Damen, die über Redouten und Tanzsäle wie ausgeleert schienen? — O nein, wir finden in häuslichen Unterhaltungszirkeln, am Kaffee- und Gesellschaftsspieltisch manche Dame in demselben Reize wieder, wie er sich auf den Parquetten der Tanzsalons präsentirte, wir finden die Damen trotz Schneegestöber und frostigem Wetter in traulicher Kaffeetischrunde in schönster Frühlingstoilette getreu nach den Modebildern der Damenzeitungen. Da wird über Moden, Kunst und Theater allerlei kritisirt, was Fräulein X. vorgestern, was Frau Y. gestern auf der Bühne für ein Kleid angehabt, warum Herr X., der recht gut gespielt, keine Glacéhandschuhe getragen, wie ganz besonders diese und jene Sängerin gefallen, weil ihre Toilette eine höchst geschmackvolle gewesen, ob das Kleid der Dame Y. von englischem oder türkischen Stoffe gewesen. Dame U. bedauert, daß unser Theaterdirektor, dessen Tüchtigkeit als Schauspieler Jeder anerkannt, der so gerne gesehen wird, so selten spiele, wie selten Herr Müller und auch einige andere Herren ihre Rollen gut einstudiert haben und wie vorlaut der Erbgeist vulgo Souffleur genannt, darum oft sein müsse, warum Herr X. zuweilen mit schlecht gewichster Fußbekleidung auf die Bühne trete u. dgl. Es liegt manche Wahrheit in solchen Damenkritiken, wenn auch anderseitig die verhängnißvollen scharf prüfenden Logen-Perspektive mancher Schauspielerin Verlegenheiten bereiten. Geschmackvoller und nach den neuesten Modejournalen zu bestimmender Toilettenbereitung, raubt mancher Künstlerin oft mehr Zeit, als sie oft selbst zum Einstudieren einer größeren Rolle benöthigt — ein Umstand, der das Minder- und auch Nichtgelingen mancher Damenrolle erklärlich macht. — Zum erstenmale seit den für die Theaterdirektoren fatalen Faschingswochen erlebten wir mit der Vorstellung des guten Lebensbildes: „Ein Wiener Dienstbote" ein volles Haus. Nicht die „Jungfrau von Orleans" und nicht „Herzoginnen" übten die Zugkraft dieser Piece aus dem Wiener Volksleben. „Der Wiener Dienstbote" gereicht dem Verfasser zur Ehre. Nicht die Reize der Jungfrau allein, nicht die zierliche Küchenschürze, welche „Köchin Julie" trägt, erheben diese Piece über viele Stücke der Neuzeit, sondern der strahlende Gürtel moralischer Grazie. Ob die Dichterseder Götter, Könige und Heroen oder Köchinnen mit Austermesser und Bratengabel auf die Bühne bringt — die Moral bleibt der schönste Zug und adelt Hoch und Nieder. Frl. Seidl gab die Köchin Julie mit dem ebenen Fluß zarter Gefühle und Gemüthlichkeit. Hr. Suwar errang viel Beifall durch seinen guten Coupletvortrag und Frau von Holbrooke gab mit Herrn Uhlich ein ungarisches Pas de Deux zum Besten.

Mannigfaltiges.

*Turin, 6. März. Die Kommission, welche über das neue Preßgesetz zu berichten hat, konstituirte sich gestern und wählte Brofferio zum Präsidenten, mit dem Auftrage, vom Ministerium die Mittheilung der betreffenden diplomatischen Note zu verlangen. Der Redakteur der „Armonia" ist ein zweites Mal wegen Beleidigung des Professors Melegari zu zwei Monaten Gefängniß, 1000 Lire Geldbuße und 3000 Lire Entschädigung verurtheilt worden. Die „Unione" eröffnet eine Subskription, um dem Vertheidiger Orsinis, Jules Favre eine goldene Medaille darzubringen. In einem Garten der Stadt wurden neuerdings 3800 falsche türkische Bankbillets gefunden; der türkische Gesandte tritt als Zivilpartei klagend auf.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 35. Mittwoch, den 24. März. 1858.

Der Weber-Aufstand.

(Fortsetzung.)

Ueber hundert Jahre hatte diese Spannung gedauert, schon war in vielen Städten Deutschlands das Geschlechter-Regiment gestürzt oder beschränkt worden, als um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Weber, ermuthigt durch das Gelingen einer Weber-Revolution in Löwen und Aachen und unterstützt durch eine allgemeine Unzufriedenheit mit der harten Geschlechter-Herrschaft, mit Leidenschaft an die Aufgabe gingen, sich einen Antheil an der Stadtregierung zu ertrotzen.

Was sich die Geschlechter hatten zu Schulden kommen lassen, ist im Einzelnen nicht bekannt; es heißt bloß, daß sie „schwer gewesen in vielen Dingen und dadurch die Gemeinde in Unwillen und Abgunst erweckt hätten." Die Weber wurden nun die Vorfechter bürgerlicher Freiheit, sie waren es aber unter schweren Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten, ohne die redliche Absicht, auch andere Gewerbe an der neuen Freiheit Theil nehmen zu lassen. Und das war ihr Verderben.

Zu Pfingsten des Jahres 1369 versammelten sich die Weber mit ihren Gesellen und Lehrlingen und zogen lärmend vor das Rathhaus oder Bürgerhaus, wie es damals hieß. Sie beschieden die daselbst versammelten Scheffen und Rathsherrn heraus. Als drei derselben heraus gekommen waren, trat ein Weber vor und forderte gebieterisch die Hinrichtung eines Gefangenen, der sich des Straßenraubs schuldig gemacht hätte und in der Hacht gefangen gehalten würde. Der Rath verlangte Aufschub, die Untersuchung sollte angestellt und der Angeklagte, wenn sich die Schuld herausstellte, hingerichtet werden. Diese Vorstellung beruhigte die Weber nicht, sie rief vielmehr ein ungeheures, Gewalt drohendes Geschrei hervor. Keine Stunde soll er mehr leben! tobten sie; gebt ihr ihn nicht freiwillig, so nehmen wir ihn mit Gewalt! Der Rath mußte endlich der stürmischen Forderung nachgeben. Er ertheilte dem Hächter, dem Gefangenwärter, den Befehl, den Gefangenen auszuliefern. Die Weber nahmen ihn aus dessen Händen in Empfang, übten rasche Volksjustiz und schlugen ihm das Haupt ab.

Als die Weber auf diese Weise ihren Willen durchgesetzt und sich von der Nachgiebigkeit des Rathes überzeugt hatten, galt es, um ihrem Ziele näher zu kommen, zunächst diesen zu schwächen, die kräftigsten Elemente aus demselben zu entfernen und den ohnmächtigen Rest zu besiegen. Bald darauf rückten die Weber, nachdem sie sich mit den übrigen Zünften enger verbunden, wieder vor das Rathhaus. Sie verlangten nichts Geringeres als die Verhaftung dreier der einflußreichsten Mitglieder des Rathes. Sie haben, riefen sie, auf dem Landfrieden das Wohl der Stadt verrathen; sie sollen als Gefangene in den Thurm abgeführt werden! Der Rath betheuerte ihre Unschuld, stellte ihnen vor, daß die Vertreter der Stadt Köln die Beschlüsse des Landfriedens nicht hätten hindern können, daß sie durch die anderen Städte und die Landesherren selen überstimmt worden. Aber das half nichts. In den Thurm müssen sie! rief einer von den Webern. Thut ihr unseren Willen nicht, so greifen wir sie auf der Straße auf. Das Unkraut muß ausgerottet werden, damit es nicht fortwuchert. — Als während dessen die Weber schon ins Rathhaus eindrangen und immer größere Scharen von Webern, die Wuth im Gesichte, heranrückten, gab der Rath seine Einwilligung. Es mußten somit drei Männer, welche den ältesten Rittergeschlechtern entstammten, in die Gefangenschaft wandern; es waren der Greve Costen (Constantin), Gerhard von Benesis und Gottschalk Birkelin. Diese Forderung der Weber war nur das Vorspiel zu einer größeren.

Nachdem sich der Rath die demüthigendste Behandlung hatte gefallen lassen, zog am anderen Morgen wieder ein Haufen Weber vor das Rathhaus und verlangte, wie er angab, im Namen aller Zünfte, daß noch acht Mann in die Gefangenschaft geführt werden sollten. Der Rath bat sie, von diesem Verlangen abzustehen, und stellte ihnen die Segnungen der Eintracht vor. Das hatte keinen Erfolg. Die acht Mann wußten zu entkommen und begaben sich in die Cunibertsfreistätte. Es war darunter ein Scherfgyn, ein Mommerloch, ein Jädde, ein Frank vom Horn ꝛc. So waren die einflußreichsten und weisesten Männer aus dem Rathe entfernt.

Die Weber warteten nun nicht länger, mit ihrer eigentlichen Absicht, nämlich sich des Stadtregiments zu bemächtigen, offen hervor zu treten. Gleich am anderen Tage zogen sie wieder vor das Rathhaus, und Einer verlangte in ihrem Namen, daß das Scheffenamt von der Rathsherrnwürde getrennt werde, daß keine Scheffen, die als solche in einiger Abhängigkeit von den Erzbi-

Digitized by Google

schöfen waren und vermöge ihrer richterlichen Würde in der Raths-Versammlung das Uebergewicht zu haben pflegten, zugleich Rathsherren oder Bürgermeister sein sollten, daß ferner die Gilde, der geschlossene Kreis der Geschlechter, gesprengt werde, daß die Gewerbe in einer ihrer Bedeutung entsprechenden Weise in der Raths-Versammlung vertreten sein sollten. Diese Forderungen wurden in der Weise erledigt, daß der aus fünfzehn Männern bestehende sogenannte enge Rath nach wie vor aus den ritterbürtigen Familien zusammen gesetzt werden, daß hingegen in den weiten Rath die Gewerbe mit fünfzig Mann eintreten sollten. Der neue Rath wurde gewählt im Jahre 1370, vierzehn Tage nach St. Johannestag. Da kamen in denselben zunächst die Weber selbst, dann Pelzer, Schmiede, Gürtelschläger, Harnischmacher, Maler, Krämer, Kannegießer, Riemenschneider, Goldschmiede und Lohgerber. Es machte einen eigenen Eindruck auf die Kölner, als man in den Stühlen, wo sonst der edle Ritter saß, mit Schild und Helm, der, wie die Chronik sagt im Turney nie abgeworfen wurde, jetzt Gewerbleute sich breit machen sah. Da der enge Rath die ausübende Gewalt hatte und die laufenden Geschäfte besorgte, der weite Rath aber die gesetzgebende Gewalt hatte und über alle wichtigeren Fragen, z. B. über Krieg und Frieden u. s. w., versammelt werden mußte, so war es eigenthümlich mit der neuen Verfassung um die Macht der Geschlechter geschehen. Die Weber waren in dem neuen Rathe so stark vertreten und übten durch ihren Reichthum und ihren Anhang einen solchen Einfluß aus, daß sie ganz die Stellung der Geschlechter eingenommen hatten: in ihrer Hand lag das Regiment der Stadt. (Forts. folgt.)

Variationen über ein einfaches Thema.

III.

Die in ihrer Art einzige Erscheinung in der Geschichte, daß eine Kolonie, die in ihrer höchsten Blüthe, etwa zur Zeit der Trennung Siebenbürgens von Ungarn, in ihrer Gesammtheit nicht mehr als drei bis vier hunderttausend Seelen gezählt haben kann, sogar ohne den großen Vortheil der geographischen Vereinigung auf einem Gebiethe, in drei weit von einander getrennten Gegenden im Süden, Süd-Osten und Norden Siebenbürgen in drei Stücke zerrissen mit unter Fremden, oft feindseligen Elementen, siebenhundert Jahre lang die Verwüstungen der Mongolen die verheerenden barbarischen Türkeneinfälle, Pest und Hungersnoth und alle die namenlosen Drangsale, deren jedes Blatt der vaterländischen Geschichte erwähnt, überdauern und ihr angestammtes Volkswesen rein erhalten konnte, haben die siebenbürger Deutschen wohl unleugbar vor allem den, von den ungarischen Königen ihnen verliehenen Rechten und Freiheiten und der hieraus hervorgehenden politischen Stellung unter den berechtigten Nationen des Vaterlandes zu danken. Die Abwehr gefährlicher Eingriffe in diese Rechte und Freiheit, die Ordnung der inneren Angelegenheiten mußten wohl das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit lebendig erhalten denselben stete Nahrung gewähren und in jedem einzelnen das Gefühl der Nationalität rege erhalten. Folgt aber hieraus, daß eine bevorzugte politische Stellung mit besondern Vorrechten die einzige und nothwendige Form des Bestandes eines Volkes sei? Wir wahren und hegen die andern verschiedenen Völker des großen Oesterreichs ihre Nationalität? Nicht anders, als daß sie durch gesteigerte Thätigkeit auf dem Gebiete der geistigen Entwickelung in Schule und Kirche durch Bildung und Wissenschaft dasjenige zu ersetzen sich bestreben was sie auf einer andern Seite verloren, oder dasjenige zu erreichen suchen, in dessen Besitz andere, von den Verhältnissen begünstigte, bereits früher gestanden.

Wir bekennen frei, daß mit dem Vortheile, den die politische bevorzugte Stellung unseres Volkes gewährte, in einer gewissen Beziehung der Nachtheil einer gefährlichen Sicherheit verbunden sein mochte, deren Folgen wir eben jetzt empfinden müssen; einer Sicherheit die um das sich nicht mehr anstrengen zu müssen glaube, in dessen Besitz sie ohnehin zu sein wähnte.

Doch sei dem nun, wie es wolle, so mußte es noch vor dem eingetretenen Ursprunge der Dinge jedem, der über die Gegenwart hinaus sehen konnte, klar sein, daß der Volksstamm der Deutschen in Siebenbürgen die Gewähr für seinen nationalen Bestand nicht mehr lange in der privilegirten Sellung die ihm die alterthümliche Landesverfassung gab zu erblicken haben müsse in einem Lande, wo er ringsum von Elementen umgeben ist, und in einer Zeit, wo der Geist der Humanität (die einzige Gewalt, der in der gebildeten Welt, auch der Mächtigste auf die Länge nicht zu widerstehen vermag,) die Rechte für den Bürger nach dem Menschen als solchen und nicht nach seiner nationalen Abstammung in Anspruch nimmt.

In dem Bereiche der geistigen Entwickelung, in Schule und Kirche, in Bildung und Wissenschaft ist uns also das Gebiet angewiesen, auf dem wir, was wir Gemeinsames haben, wahren, pflegen und demselben zu seiner Verherrlichung dienen sollen. Auf dieses Gebiet allein, wären wir, auch wenn das Jahr 1848/9 nicht kam, zwar später und allmählig, aber ohne allen Zweifel ganz sicher, beschränkt worden. Auf ihm sollen wir zum Ersatze der vermeintlichen Verluste thätig sein, ohne Angst, daß es zu eng sei, da es dort erst begränzt ist, wo unsere eigene Kraft aufhört. Hier ist keine engherzige Ausschließung, kein ungerechter Uebergriff in die Rechte des andern möglich, es ist allen und jeden wie die Luft, um und über uns Besitz, die noch Niemand während er in ihr lebte, für sich allein in Anspruch zu nehmen, den Andern sie vorzuenthalten vermocht hat!

Wenn wir diesem geistigen Kultus des Volksthumes mit warmer Begeisterung das Wort reden, weil er ununterbrochene Opfer an Anstrengung und Thätigkeit erfordert, Thätigkeit und Arbeit aber selbst die Bedingung des Lebens sind: so empfinden wir auch tief den Mangel an diesartiger Thätigkeit und Theilnahme in Bezug auf unsere gemeinsamen Interessen wenigstens in der Ausdehnung, wie wir sie wünschen zu dürfen glauben. Diese Lauheit gemeinsamer Angelegenheiten gegenüber glauben wir nicht oft genug hervorheben zu können, daher ergreifen wir auch hier wieder die Gelegenheit, jedem, dem Gott Kräfte zum Wirken verliehen hat, nicht im Tone des beschämenden Vorwurfes, in der Absicht herzlicher Aufmunterung zuzurufen, sich zu ermannen und in gemeinsamem Wirken seinem Volke auf der neuen Bahn wieder

Digitized by Google

jene Ehre für die Zukunft erringen zu helfen, die ihm die Geschichte für die Vergangenheit ertheilt hat. Darum thue jeder dazu, weil sein Tag ist!

Die Frauen von Konstantinopel.

(Schluß.)

Nächst den Osmanlis, besteht der zahlreichste Theil der Bevölkerung der Hauptstadt aus Griechen der orthodoxen Kirche.

Seit der Eroberung Konstantinopels haben die Griechen fortwährend Stellen in der Diplomatie und Administration bekleidet; der Einfluß der Phanarioten auf die Angelegenheiten des osmanischen Reiches ist weltbekannt. Seit dem Aufstande ist ihr Kredit freilich sehr gesunken; indessen in List und Ränken geübt, wissen sie noch immer ihren früheren Ruf geltend zu machen. Männer und Frauen dieser Nation suchen sich, und mit Erfolg, unentbehrlich zu machen, und die große Zahl griechischer Sklavinnen, die zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges in die Harems kamen, hat nicht wenig dazu beigetragen, dem Einfluß ihrer Landsleute eine größere Ausdehnung zu verschaffen.

Die Schönheit der Griechinnen und ihr Typus ist zu bekannt, um einer Beschreibung zu bedürfen. In einigen Familien tragen sich die Frauen orientalisch, aber mit jenem Geschmack und jener Zierlichkeit, wie sie diesem überwiegend künstlerischen Volke eigen sind. Die vornehmen Frauen kleiden sich größtentheils nach fränkischer Tracht, mit einigen Abweichungen im Kopfputz und in Schmucksachen, die halb dem europäischen, halb dem asiatischen Geschmacke huldigen, da sie an beide Welttheile mit so mannigfaltigen Banden geknüpft sind.

Die griechischen Frauen leben sehr abgeschlossen, so sehr haben die moslemischen Sitten auf die christlichen eingewirkt. Sie besuchen fleißig und andächtig die Kirchen, sitzen aber, den Blicken der Anwesenden unsichtbar, in vergitterten Logen; obgleich sie sonstwo ihr Gesicht nicht verhüllen und überhaupt große Freiheit genießen. Keineswegs aber stehen sie auf dem Fuße der Gleichheit mit den Männern: diese können sie nach Belieben verstoßen, sehen sie mit mißtrauischen Augen an und hegen über das weibliche Geschlecht dieselben Begriffe, die im ganzen Orient gäng und gebe sind.

Die Armenier haben sich schon früh den Osmanli genähert, und wenn sie in der Religion Christen sind, so wurden sie Moslimen in den Sitten. Sie theilen sich in Katholiken und Schismatiker. Jene, an Rom durch den Katholicismus gebunden, haben zum Theil die orientalischen Sitten abgelegt und dafür die abendländischen angenommen. Ihre Geistlichkeit, theils in der Propaganda zu Rom, theils in der Mechitaristenschule zu Venedig gebildet, hat sie für die westländische Civilisation empfänglich gemacht.

Die Armenier, die Heloten der Türken, verstehen es mit großer Schlauheit, den Stolz, die Unwissenheit, die Launen und die Einfalt ihrer Herren auszubeuten; gebückte und kriechende Diener, dünkt sie die niedrigste Sprache an der gesellschaftlichen Leiter nicht zu niedrig, wenn es gilt, Geld zu machen. Dafür halten sie sich in ihren vier Pfählen schadlos; hart und grausam gegen ihre Diener und Sklaven, erwarten sie von diesen dieselbe Unterwürfigkeit, dieselbe Ehrfurcht, dieselben Schmeicheleien, mit denen sie gegen die Großen so verschwenderisch sind. Die häusliche Einrichtung des Armeniers ist zierlich, obgleich er es nicht wagt, seinen Reichthum sehen zu lassen. Ueberall im Orient ist der Luxus des Rajah's furchtsam und entfaltet sich nur, wenn er vor verrätherischen Blicken sicher ist.

Die Armenierinnen haben regelmäßige Züge, eine Adlernase, einen wohlgeformten Mund und schöne schwarze Augen; allein die Wohlbeleibtheit nimmt ihrer Gestalt früh alle Zierlichkeit. Fruchtbar wie die Engländerinnen, haben sie die Schande, die im Orient eine kinderlose Frau trifft, nicht leicht zu fürchten.

Die Frauen der orientalischen Christen verstecken ihre Reize hinter Jaschmak und Feredsche wie die Mosleminen, deren Kostüm, bis auf die gelben Halbstiefel, sie angenommen haben. In den katholischen Familien kleiden sich manche fränkisch und äffen die abendländischen Moden, Manieren und Gebräuche nach. Sie verstehen mehrere Sprachen, und Viele sprechen das Französische sehr geläufig.

Die Frauen werden von den orientalischen Christen als Wesen angesehen, die tief unter den Männern stehen, und nicht einmal als Pathinnen bei der Taufe zugelassen. Sie werden ebenso streng wie bei den Türken bewacht, dürfen sich ohne Erlaubniß nicht in Gegenwart des Mannes setzen, mit keinem Fremden sprechen, wenn sie zufällig in seine Gesellschaft gerathen sind. Heirathen werden von den Aeltern geschlossen, ohne daß die Töchter ihre Zustimmung gegeben oder ihren Zukünftigen gesehen haben. Die Armenierinnen sind fleißige Kirchengängerinnen und sind nicht dann vom öffentlichen Gottesdienst ausgeschlossen, wenn sie Leid um ihre Eltern tragen. Das Leben, das ihnen die Religion vorschreibt, ist eine ununterbrochene Fastenzeit, und das Leben das ihnen ihre Stellung auflegt, ist ein trauriges und strenges.

Die Juden in Konstantinopel haben, wie alle ihre Brüder im Orient, seit Jahrhunderten und trotz aller Verfolgungen, eine unerschütterliche Anhänglichkeit an ihre Religion, einen entschiedenen Widerwillen gegen jede Veränderung ihrer Sitten, einen tiefen Haß gegen die Bekenner anderer Religionen bewahrt. Sie haben keine Industrie, sind nur Mäkler, Wechsler, Handelsleute, ohne jemals aus der Rolle der Armuth, die sie spielen, zu fallen; allein bei ihrer gränzenlosen Unwissenheit, können sie mit den Griechen und Armeniern nicht Schritt halten. Die Jüdinnen sind hübsch, haben im Allgemeinen sehr weiße Haut und mitunter viel Farbenfrische. Ihre Augenbrauen sind oft haarlos und nur durch eine dünne schwarze Linie angedeutet. Keine weist die Reinheit der Rage auf, die man noch in Syrien und Egypten bemerkt, wo sich der Urtypus erhalten zu haben scheint. Sie kleiden sich beinahe wie die Türkinnen, nur daß im Allgemeinen die reichen Jüdinnen schöne golddurchwirkte Stoffe zu ihrem Anzuge verwenden und sich mit viel Schmuck beladen. Einige tragen wie die Jüdinnen in Konstantine, einen Gurt von Silberblech, mit Kettchen und Steinen verziert. Da es ihnen mehr darum zu thun ist, zu prunken, als zu gefallen, so wenden sie wenig Sorgfalt auf geschmackvollen Schnitt und gutes Sitzen der Kleider; ihre Diamanten,

Juwelen und Perlen hängen auf's Gerathewohl an ihrem Tarbusch und Kaftan herum, und in diesem schimmernden Kostüm machen sie den Eindruck der bemalten und mit Flittern herausgeputzten alten byzantinischen Muttergottesbilder.

Die Juden in der Türkei dürfen nur Eine Frau haben und sind also darin weit strenger, als ihre Glaubensgenossen in Egypten und Syrien, die sich zwei Frauen zu heirathen erlauben. Die jüdischen Frauen sind zwar dem Anschein nach in keinem Zustande der Zurücksetzung und Unterwürfigkeit wie die Türkinnen und Armenierinnen; allein bei den geringen Hindernissen, die das rabbinische Gesetz der Scheidung in den Weg legt, fehlt noch viel dazu, daß sie an Berechtigung und Menschenwürde dem Manne gleich ständen. So steht es dem Manne jedesmal frei, sich von seinem Weibe zu trennen, wenn sie ihm nach zehnjähriger Ehe keine Kinder geboren hat.

Die verschiedenen Nationalitäten und Religions-Gemeinschaften, die gegenwärtig unter türkischer Herrschaft leben, sind in neuester Zeit durch die Vermittelung der europäischen Mächte zu allen Vortheilen der bürgerlichen und politischen Gleichheit berufen worden. Die Wiedergeburt, die im Werke ist, würden die Frauen mächtig fördern, wenn man ihr Loos verbesserte und sie durch eine angemessene Erziehung zu der Rolle befähigte, die ihnen in der morgenländischen Gesellschaft noch vorbehalten ist.

Correspondenz.

Aus Hermannstadt. Vor einigen Tagen ging das Produkt eines ungenannten in unserer Stadt verweilenden Dichters, ein 5aktiges bürgerliches Drama betitelt: „Der Dichter und seine Zeit" zum erstenmale über unsere Bühne. In den Charakter dieses ewig — und man weiß nicht warum — Lamento krächzenden Dichters mußten wir uns nicht recht zu finden. Der Verfasser verräth Bühnenkenntniß, poetisches Talent und ein anderer Stoff wäre unter seiner Feder vielleicht technisch und poetisch besser gerathen. Dieser Dichtercharakter ist zu stereotyp und lockt zu Vergleichen mit „Clavigo." „Narciß," „Lorbeerbaum und Bettelstab," „Karlsschüler" u. a. Die Effekte erscheinen am Schlusse zu bizarr aufeinandergethürmt, der Dialog ist oft schwulstig und monoton; einzelne Schönheiten vermögen gegen die zu viele Monotonie des ganzen nicht Stand zu halten und das zerrissene Gemüth des Dichters „Rose" windet sich zu larmoyant auf dem Prellituche grell gehaltener Seelenkämpfe. Die ersten Akte sind hinkend und nur die zwei letzten haben einen etwas rascheren Fortgang, doch gedenkt man am Schlusse all des Genossenen mehr ermüdet, als befriedigt. Herrn Thalmanns künstlerische Haltung und hingebende Wärme, welche seine Leistungen in ähnlichen Rollen stets adeln, wußte dem an Charakterschwäche leidenden Dichter „Rose" manche effektvolle Momente abzugewinnen. — In „Doktor Robin" sahen wir Hrn. Viktor Ernest als „Garrik" wieder. Der Darsteller, welcher jüngst eine sehr lobenswerthe Befähigung für das Fach seiner Rollen an den Tag legte, hat diesen „Garrik" nicht gut aufgefaßt. Gleichzeitig produzirte sich Herr Ernest unter Mitwirkung des Orchesters beifällig auf der Flöte. Die zum erstenmale gebrachte Posse: „Herr Ochs!" vermochte selbst Hrn. Suvars gute Leistung nicht über dem Wasser zu erhalten. In Aubers komischer Oper „Maurer und Schlosser" zeichneten sich besonders Frl. Emmel (Henriette), Frau Hofer, als vortreffliche Repräsentantin der klatschsüchtigen französischen Gevatterin Bertrand, Frl. Jerka (Irma und die Herren Castelli (Maurer), und Linker (Schlosser) aus. Frl. Emmel legte namentlich in den komischen Theilen ihrer Rolle eine recht muntere Lebendigkeit an den Tag. Das Zankduett im 3. Akte von ihr und Frau Hofer vorgetragen, wurde stürmisch applaudirt und mußte wiederholt werden. Chor und Orchester von Kapellmeister Hrn. Wagner mit Umsicht dirigirt, hielten sich sehr correkt. Hrn. Linker wünscht man mehr in der Oper beschäftigt zu sehen. Der bewährte Veteran ist vielfach verwendbar und weiß besonders in Carricaturen-Zeichnungen so lebendige und launige Farben aufzutragen, daß sich auch seine kleinste Rolle hervorragend gestaltet. —

Mannigfaltiges.

* Aus Petersburg. Die Auswanderung wird in diesem Jahre ganz kolossale Dimensionen annehmen, nicht die Auswanderung nach Amerika, — denn der Russe wandert nicht aus — sondern die Reise in deutsche und französische Bäder. Während der Regierung des Kaisers Nikolaus waren wohlhabende und unabhängige Leute an die Scholle gebunden. Man durfte und sollte eben nicht über die Grenze hinaus. Jetzt scheint die lange Entbehrung mit doppelter Hast wieder eingeholt werden zu sollen.

* In Savoyen hat sich ein Jagdverein gebildet, der zur Hebung des edlen Waidwerkes die Wilddieberei bekämpfen, die jagdschädlichen Raubthiere vernichten und die Verbesserung der Jagdhunde-Racen systematisch betreiben will.

* Die griechische Gemeinde von Salonich hat eine eigene Deputation hieher gesandt, um die h. Synode zu bitten, den Bischof Kallynik, der zum Patriarchen von Alexandria ernannt wurde, doch auf seinem seitherigen Sitz in Salonich zu belassen. Bemerkenswerth ist, daß auch die dortige, an 3000 Seelen starke jüdische Gemeinde sich dieser Bitte angeschlossen hat. Die heil. Synode hat jedoch das Gesuch abgeschlagen.

* Prag, 19. März. Der Nestor des Prager Handels- und Fabrikantenstandes, Herr Franz Xaver Brosche, ist gestern im 82. Lebensjahre gestorben.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 36. Freitag, den 26. März. 1858.

Der Weber-Aufstand.

(Fortsetzung.)

Die Weber führten ein ausgelassenes, wildes Leben: unter den tollsten Gelagen beriethen sie die Angelegenheiten der Stadt. Sollte ein neues Gesetz gegeben werden, so wurde das erst, wie die Chronik sich ausdrückt, „mit Wein betrunken," und Alles auf Kosten der Stadt, deren Wohl ja berathen wurde: in der städtischen Rentkammer wurden die Rechnungen eingereicht. Die Bürger sahen diesem Unfuge mit Besorgniß zu und dachten gern an die Zeiten zurück, wo sie den Geschlechtern gehorchten, die so oft für Kölns Freiheit Gut und Blut geopfert hatten. Herrschen ist süß. Wer einmal den verführerischen Becher gekostet, der setzt ihn so leicht nicht ab. Die Weber tranken ihn in vollen Zügen und berauschten sich daran. Sie verloren alle Mäßigung, sie wollten sich dem Gesetze nicht unterwerfen, das sie selber schrieben. Zwei Jahre hatten sie die Stadt tranniſirt und den Haß der Geschlechter und der gutgesinnten Bürger auf sich gezogen, als ein aller Gesetzlichkeit Hohn sprechendes Ereigniß die Veranlassung zu ihrem Verderben wurde.

Der Rath der Stadt Köln hatte den Bürgern verboten, sich an einem Streite zu betheiligen, der damals in der Umgegend von Köln wüthete. Gegen Herzog Wilhelm von Jülich, der sich des Straßenraubs schuldig gemacht hatte, lag nämlich das Heer des Landfriedens, an dessen Spitze des Kaisers Bruder, Wenzel von Luxemburg, stand, im Felde. Wer sich von den kölnischen Bürgern, so hieß es im Rathsbeschlusse, für diesen Krieg anwerben läßt oder Beute nach Köln bringt, der soll Gut und Leben verlieren. Zwei aus der Wollenweberzunft übertraten das Verbot, nahmen Theil am Kriege und brachten Beute nach Köln. Sie wurden verfolgt, ergriffen und in die Hacht abgeführt. Der Graf mit den Scheffen fällte das Todesurtheil. Vor dem Severinsthore im Felde stand einer der Verurtheilten unter den Händen des Scharfrichters, bereit, den Todesstreich zu empfangen; hoch auf seinem Hengste saß, den Richterstab emporhaltend, der Ritter Everhard Gardefauſt, um als Greve der Hinrichtung beizuwohnen: da rücken plötzlich die Weber, die benachrichtigt worden waren, bewaffnet mit Spießen, Kolben und Schwertern, unter wüthendem Geschrei heran, um die Hinrichtung zu vereiteln. Als sie dem Schauplatze derselben, einem Hügel am Todtenjuden, nahe gekommen, lief ein Weber, Namens Heinrich Bachstraß, der Sprecher des wilden Haufens, zornig an den Grafen und die begleitenden Scheffen mit den Worten heran: Frei müssen wir, ihr Richter, den Mann haben, und seid ihr nicht willig, bei meinem Eid, es wird euch gereuen! — Ich kann euch, erwiderte der Graf, keinen Mann frei geben, über den das Scheffenurtheil ergangen ist, ich kann euch nicht zusagen, was ich nicht darf. — Als die Weber diese Antwort gehört hatten, gingen sie, kein Gesetz mehr achtend, zur Gewalt über: sie traten auf den Verurtheilten zu, rissen ihn mit Gewalt an sich und führten ihn unter großem Jubel in die Stadt zurück.

Zwei Männer, deren Namen die Chronik nennt, brachten die Nachricht von dem Geschehenen an die Bruderschaften, namentlich in die St.-Brigiden-Bruderschaft auf dem Altenmarkt. Der lang' verhaltene Zorn brach nun los. So arg, als die Weber, hatten es die Ritter nicht getrieben. Die Weber hatten sich vermessen, die Gerechtigkeit des Kaisers anzutasten, in dessen Namen unter dem Vorsitze der Burggrafen, der Nachfolger der alten kaiserlichen Gaugrafen, die hohe Gerichtsbarkeit ausgeübt wurde. An Kaiser und Reich aber hielten die Kölner von jeher fest, ein Zug, der ihnen zur Ehre gereicht.

Der Rath und die gesammte Ritterschaft, die nun eine Gelegenheit gewonnen zu haben glaubten, ihren glühenden Haß zu stillen, ließen es an nichts fehlen, das Volk zur Wuth zu entflammen. Ein Jeder eilte nach Hause, legte die Rüstung an und nahm die Waffen in die Hand. Da wurde es nun in der ganzen Stadt lebendig. Der Rath war bald schlagfertig und versammelte sich auf dem Altenmarkte. Von allen Seiten zogen bewaffnete Scharen kampfesmuthig hinzu. Da kamen unter den Ersten die Lohgerber, es rückte heran die Rittergesellschaft von dem Eisenmarkt, es kamen die Kaufleute von der Zunft Windeck auf dem Altenmarkte, es kamen die Gesellen von dem Zunfthaus Himmelreich, Sonne, Mond und Sterne auf ihrem Banner führend, es kamen die kräftigen Gesellen von der Fischerzunft. Alle diese unter ihrem eigenen Banner der Stadt, das, von einem berittenen Bannerträger empor gehalten, einen gewaltigen Zauber auf das Volk auszuüben pflegte. Ob alle Zünfte zu dem Kampfe herangezogen, läßt sich aus den Nachrichten nicht ersehen, ist aber zu bezweifeln; jedenfalls war die Zahl der Bewaffneten groß ge-

Digitized by Google

nug, um die Weber zu überwältigen. Mehrere Zünfte sind gewiß schwankend gewesen, dazu gehörte die Zunft der Schmiede. Als nun der Rath mit den genannten Zünften auf dem Altenmarkte versammelt war, wurde berathen, wie man gegen die Weber verfahren solle. Es kam im Drange des Augenblicks ein Beschluß zu Stande, maßlos wie die Leidenschaft des Mittelalters, der Beschluß, nicht etwa die Weber zu besiegen und in ihre Schranken zurückzuweisen, nein, sich des gesammten Wollenamts zu bemächtigen, die Weber und Walker todt zu schlagen und bis auf die letzte Spur zu vernichten. (Schluß folgt.)

Die Zeiten ändern sich und wir ändern sich in ihnen!

Graf Walewski hat unter dem letztverflossenen 20. Januar eine Depesche an den französischen Gesandten in Bern gerichtet, wegen der politischen Flüchtlinge in der Schweiz. Der französische Gesandte wird dadurch angewiesen, von dem eidgenössischen Bundesrath auf's entschiedenste Maßregeln zu fordern gegen die Flüchtlinge, welche Frankreich „durch ihre Schriften und Complotte angreifen." Der Ton der Depesche war überaus heftig: werde der Bundesrath den Forderungen des Kaisers nicht nachkommen, so habe er sich die Folgen selbst zuzuschreiben ꝛc. Es ist bekannt, wie hierauf seitens der Schweiz gegen die Flüchtlinge vorgegangen worden ist. Nun ist es — abgesehen von der Schuld einzelner dieser Flüchtlinge worüber keine Daten vorliegen — doch äußerst interessant, daß das kaiserliche Frankreich jetzt gerade auch gegen die Schweiz in solcher Weise auftritt. Bekanntlich äußerte sich diese im Jahre 1838 sehr energisch gegen die damalige französische Regierung, als König Louis Philipp durch seinen Gesandten, den Herzog von Montebello, die Eidgenossenschaft aufforderte, daß sie den Prinzen Louis Napoleon ausweise, welcher sich damals in der Schweiz aufhielt, und, wie das Pariser Kabinet glaubte, die Grenzen Frankreichs bedrohte. Der jetzige Kaiser der Franzosen verließ in Folge dieser Erörterung die Schweiz, schrieb aber vorher den folgenden Brief:

„An Se. Excellenz den Herrn Landammann Anderwert, Präsident des Cantonalrathes von Thurgau.

Herr Landamman! Als des Herzogs von Montebello Note der Tagsatzung zuging, wollte ich mich der unbilligen Forderung des französischen Gouvernements nicht fügen, weil es mir oblag, durch meine Weigerung zu zeigen, daß ich, ohne irgend eine Verbindlichkeit zu verletzen, nach der Schweiz zurückgekehrt war — daß ich ein Recht hatte, daselbst zu leben — und daß ich Schutz und Beistand daselbst finden würde. Die Schweiz hat im letzten Monate durch ihre Proteste und nunmehr durch die versammelten Großraths-Commissionen bewiesen, daß sie zur Wahrung ihrer Würde und ihrer Rechte die größten Opfer zu bringen bereit war. Sie hatte ihre Pflicht gethan als eine unabhängige Nation; ich will die meine thun und treu bleiben der Stimme der Ehre. Man kann mich verfolgen, aber niemals entwürdigen. Da das französische Gouvernement erklärt hat, daß, im Fall die Tagsatzung seine Forderungen abschlage, ein Brand entstehen würde, dessen Opfer die Schweiz werden möchte, so bleibt mir nur übrig, ein Land zu verlassen, wo meine Gegenwart zu so ungerechten Prätensionen Anlaß gibt und der Vorwand zu so großen Calamitäten werden würde. Ich ersuche Sie deshalb, Herr Landammann, dem Bundes-Direktorium anzuzeigen, daß ich abreisen werde, sobald ich die nöthigen Paßvisa nach einem Lande erhalten habe, wo ich ein sicheres Asyl finden werde. Indem ich freiwillig von dem einzigen Lande in Europa scheide, wo ich Schutz und Beistand fand, indem ich Oertlichkeiten verlasse, die mir durch so viele Bande theuer geworden sind, hoffe ich, dem Schweizer Volke zu beweisen, daß ich der Achtung und Zuneigung würdig gewesen bin, welche es erwiesen hat. Ich werde niemals die edle Haltung der Cantone vergessen, welche sich so muthig zu meinen Gunsten erklärt haben; und zumal die Erinnerung an die edelmüthige Gastfreundschaft, welche der Canton Thurgau mir gewährte, wird tief eingegraben bleiben in meinem Herzen. Ich hege das Vertrauen, daß diese Trennung nicht für immer sein wird, und daß ein Tag kommt, wo ich, ohne die Interessen zweier befreundeter Nationen zu verletzen, wiederum da ein Asyl finden werde, wo ein zwanzigjähriger Aufenthalt und erworbene Rechte für mich ein zweites Vaterland erschaffen hatten. Geben Sie, Herr Landammann, meine Dankbarkeit den Räthen kund, und glauben Sie, daß die Erinnerung, der Schweiz einige Unruhe erspart zu haben, allein das Bedauern mindern wird, mit welchem ich sie verlasse. Empfangen Sie den Ausdruck meiner Hochachtung und vorzüglichen Werthschätzung.

Arenenberg, 22. Sept. 1838.

Napoleon Louis Bonaparte."

Man sieht, der Unterschied ist bedeutend von heute und damals. Damals sagte Louis Napoleon, die Eidgenossenschaft habe durch jene Weigerung ihre Pflicht gethan, ihre Würde gewahrt gegen das französische Gouvernement; heute fordert sein Minister kategorisch von der Schweiz, daß sie die Flüchtlinge von der französischen Grenze entferne, welche „notorisch geneigt sind, sich an etwaigen verbrecherischen Unternehmungen zu betheiligen." Und doch war auch Louis Philipp im Besitz, und sein Thron war bedroht gewesen! (Presse.)

Kennt Ihr den Ort!

Kennt Ihr den Ort still, düster, kahl und klein,
Wo kein Gesang, kein Seufzer dringt hinein?
Dort blüht kein Frühling! Diese Flur gebiert,
Nicht einen Kranz, der eine Jungfrau ziert. —
Kennt Ihr ihn wohl, den Ort? — Ein Kreuz ist seine Zier!
Sein Eingang eine enge Rasenthür.

Kennt Ihr den Ort, wo keine Sonne scheint,
Der Feind und Freund in seinem Schoß vereint?
Den Aermsten macht er selbst dem Fürsten gleich —
Den Bettler dem, der ird'scher Güter reich!
Kennt Ihr ihn wohl, den Ort? — Ein Kreuz ist seine Zier!
Sein Eingang eine enge Rasenthür.

Kennt Ihr den Ort, wo keine Thräne fließt,
Wo keine Braut an's Herz den Trauten ſchließt?
Der jeden Wand'rer, der ſich ſehnt nach Ruh,
Führt ew'gem Frieden und Erquickung zu? —
Kennt Ihr ihn wohl, den Ort? — Ein Kreuz iſt ſeine Zier!
Sein Eingang eine enge Rasenthür.

Kennt Ihr ihn wohl, den Ort? — Bergauf, bergab,
Führt uns der Weg dahin am Wanderſtab!
Zwar iſt's dort Nacht! — wir denken drau mit Graus,
Doch führt es uns in's lichte Vaterhaus!
Kennt Ihr ihn wohl, den Ort? — Hinab! — hinab!
Nicht weit von hier, dort liegt es — liegt — das Grab!

A. Hartig.

Kronſtädter Theater.

Dienſtag der 9. März brachte uns die Neſtroy'ſche Poſſe „Unverhofft" worin Herr Stahlberg wiederum ſtatt der ihm eigenen Rolle des Fabrikanten Walzel, diejenige des Particuliers von Ledig übernommen hatte. Der erſte Akt iſt das Beſte des ganzen Stückes und wurde durch Herrn Stahlberg's vortreffliche Darſtellung, des ſich in ſeiner Ruhe behäbig fühlenden Pedanten, noch mehr gehoben; er wußte dieſen ſich ſelbſt hätſchelnden Gourmand ſo animirend zu zeichnen, daß wir uns nicht abgeneigt fühlten, unſern von den Laſten des Tages ermüdeten Leichnam neben ihn auf das neue ſeidene Plumeux hinzuſtrecken.

Ihm zunächſt müſſen wir Herrn Frank, den überall etwas „dahinter ſtecken" ſehenden Modewaarenhändler Falk erwähnen, dieſe ſpionirende Galgenphiſiognomie war höchſt ergötzlich. —

Fabrikant Walzel Herr Martinelli that wieder des Guten ein wenig zu viel, ſonſt recht komiſch. — Die übrigen Mitglieder leiſteten nach Kräften, was ihnen ihre magern Rollen zu thun erlaubten. *) —

Mittwoch. Die Gefangenen der Czarin, Luſtſpiel frei nach Bayard. Bevor wir näher auf dieſe Vorſtellung eingehen, können wir nicht umhin liebe Direktion, unſere volle Anerkennung für die vollendete und gediegene Aufführung dieſes guten und feinen Luſtſpiels auszuſprechen, wir waren in der That von der prächtigen in Szene-Setzung überraſcht und haben unſern Erwartungen auf das Angenehmſte übertroffen gefunden. Man pflegt gewöhnlich zu ſagen, ſpät wird's ſchön, es ſcheint ſich dieſes Sprichwort auch bei unſerer Direktion bethätigen zu wollen. —

Die Czarewna Fräulein Subrlandt, Graf Valoff, Polizeiminiſter Herr Frank feierten in Wahrheit einen Succès brillant und wurden durch häufige Acclamationen und Hervorruf des Publikums auf's ſchmeichelhafteſte ausgezeichnet, würdig an ihrer Seite und mit ihnen die Ehre des Abends theilend, ſtand Herr Hartig als Lieutenant Razimowski. —

Major Petrow Herr Mayer, Theodora deſſen Tochter Fräulein Lachner, Lieutenant Iwan Herr Kriehuber, waren ſehr brav und trugen weſentlich zum Gelingen des Ganzen bei, da war kein Stecken bleiben, keine Kunſtpauſe bemerkbar, die Koſtüme gewählt, ja ſogar prachtvoll, kurz es ging alles wie am Schnürchen zuſammen und wir glauben wohl mit Fug und Recht die Gefangenen der Czarin, als die erſte diesjährige Muſtervorſtellung in die Annalen der Kronſtädter Theater-Chronik verzeichnen zu dürfen. —

Das bereits in die heiterſte Stimmung verſetzte Publikum, ſollte aber ſo wohlfeilen Kauf's nicht davon kommen, es ſtanden den Lachmuskeln deſſelben noch härtere Proben durch die verlangte Wiederholung des Schwankes Sennora Pepita, mein Name iſt Meyer, bevor.

Die vermeintliche Pepita wurde von Fräulein Reiß recht gut ausgeführt und verdient es, bei der ganz beſonderen und vielſeitigen Beſchaffenheit dieſer Rolle, gewiß alle Berückſichtigung, daß Fräulein Reiß, wie uns gemeldet wird, ſich hier zum erſtenmal darin verſucht hat. —

Der Kunſtenthuſiaſt Meyer Herr Frank iſt höchſt ergötzlich, er hat den jüdiſchen Dialekt außerordentlich gut capirt, Maske, Haltung und Spiel ſind untadelhaft, allein die Auffaſſung des Charakters will uns nicht ſo ganz vollkommen richtig erſcheinen. Sie laſſen Ihrem Muthwillen ein wenig zu weit die Zügel ſchießen. Dieſer Meyer iſt ein leidenſchaftlicher Theater- und Muſikbeſucher, es iſt aber apodiktiſch bewieſen, daß das häufige ſehen und hören guter Produktionen, dem ungebildetſten Menſchen ſelbſt eine gewiſſe Art von Verſtändniß verleihen, welches ſich bei dieſem Juden ſogar bis zum glühendſten Enthuſiasmus entwickelt. Sie ſollten daher unſerer beſcheidenen Meinung nach, Ihre Rolle auch mehr in dieſer Auffaſſung durchführen, während Sie uns nur einen geldbeſitzenden Gecken zeichnen, der es fortwährend durchblicken läßt, daß er mit dieſem Enthuſiasmus nur coquettirt und ſeine Ovationen eigentlich dem Weibe Pepita gelten. Das kann aber nicht einzig und alleine die Abſicht des Autors geweſen ſein, da bekanntlich in der ganzen Welt die Juden, insbeſondere das Theater betreffend, zu wirklichen Kunſtverehrern zählen. —

Herr Stahlberg ſpielte den Theaterdiener Schulze mit ſolch eclatantem Erfolg, daß wir wohl dieſe Leiſtung als ſeine allergelungenſte bezeichnen dürfen. Die verſchiedenen Rollauffaſſungsverſuche „die Pferde ſind geſattelt" ſind ſeltſam komiſch und deshalb von erſchütternder Wirkung, das Publikum jauchzte ihm dafür auch allgemeinen Beifall zu; vortrefflich iſt das Quodlibett Million, Million, Million ꝛc., welches jedesmal ſtürmiſch repetirt verlangt wurde. — Herr Frank und Herr Stahlberg wurden bei offener Szene gerufen. —

Donnerſtag gab Herr Norbert Stahlberg bei gedrängtvollem Hauſe ſeine Einnahmsvorſtellung, Elias Regenwurm oder die Verlobung auf der Parforce Jagd, Poſſe von Fried. Hopp ein veraltetes langweiliges und mattes Stück, dem der größere Theil des Publikums nur aus Rückſicht für den beliebten Benefizianten bis zum Schluſſe beiwohnte und das total Fiasko gemacht haben würde, wenn der Elias einer minder wirkſamen Kraft, als Herrn Stahlberg anvertraut geweſen wäre. —

Samſtag die Macht der Verhältniſſe oder der Kampf der

---

*) Um den Vorwurf, als beabſichtigten wir ein oder das andere unſerer Theatermitglieder gänzlich zu ignoriren, von uns abzuwehren, fühlen wir uns zu erklären veranlaßt, daß der uns zugewieſene beſcheidene Raum es nur geſtattet, über die Träger der Stücke zu referiren, ſecundaire Rollen können wir daher, wenn uns die Ausführung derſelben nicht einen beſondern Stoff bietet, nur oberflächlich erwähnen. —

Ehre, Trauerspiel in 5 Akten von Robert? — Das Drama hat uns weniger interessirt als das gute ruhige und verständige Spiel Aller darin beschäftigten. Herr Frank Minister Graf August v. d. Falkenau wußte den kalten herzlosen Ton dieses nur seinen Geschäften lebenden Diplomaten außerordentlich gut zu treffen, Aussehen und Bewegungen waren gemessen und nobel, kurz jeder Zoll verrieth den fein gebildeten Hofmann.

Gräfin Eleonora seine Gattin Frau Rosenschön, Oberst Graf v. d. Falkenau Herr Hartig und Comtesse Sophie Fräulein Lachner, deren Kinder waren recht brav und haben allegemein befriedigt. —

Herr Direktor Paul zeichnete den Hitzkopf August Weiß mit vieler Wahrheit und hat überhaupt seine schwierige Rolle auf's anerkennungswertheste durchgeführt, wir erwähnen besonders der Szene mit dem Oberst v. d. Falkenau und des ganzen letzten Aktes.

Emilie Weiß seine Schwester Fräulein Subrlandt, Major v. Wall Herr Mayer unterstützten in würdiger Weise die gute Gesammtleistung.

Cato.

Mannigfaltiges.

* Ihre kaiserliche Hoheit die Frau Erzherzogin Sophie, die Mutter Sr. Majestät des Kaisers hat einem kranken 26jährigen Dichter, der mit Brustleiden kämpft, eine Flasche Saft übersendet, das nach Rezepten der berühmtesten Professoren verfertigt ist, und falls dem Kranken damit Hilfe werde, so will die hohe Frau ihm das Rezept übersenden. Ein rührender Zug, der es verdient weiter verbreitet zu werden.

* Ein Wiener Korrespondent in der „A. Z." findet alles Heil Oesterreichs Rußland gegenüber darin, daß man die Beschränkung des Zinsfußes vom Kapital und des Immobiliarbesitzes aufhebt und die Gewerbefreiheit einführt. Geschehe dieses nicht, so würde Rußland Oesterreich überflügeln und die österreichischen Kapitalien nach Rußland wandern! Dieses mag wohl in der That ein Schreckschuß sein!

* Aus Wien wird geschrieben: Der Ausweis der Einnahmen der Theis-Eisenbahngesellschaft von der Strecke Czegled-Debrezin hat in der abgewichenen Betriebsperiode nur 166,168 fl. 17 kr. betragen. Die Strecke ist freilich nur 20 Meilen lang und die Linie wird sich erst dann rentiren, wenn sie ausgebeut sein wird. Der Briefschreiber glaubt, hier werde der Staat zuerst in die unangenehme Lage kommen die Zinsen zu zahlen.

* Am 14. d. M. ist unter den Sträflingen in Illava (Ungarn), während sie zum Gottesdienste im Strafhause geführt wurden, eine Emeute ausgebrochen, die damit begann, daß mehrere Wachleute überfallen, theilweise überwältigt und entwaffnet wurden. Die außen aufgestellte Wache hatte die Vorsicht, gleich auf den ersten Lärm die Eingangsthüre zu dem Gange, wo die Sträflinge versammelt waren, zuzuschließen, wodurch sie sämmtlich eingesperrt wurden. Mit Hülfe der Strafhauswachmannschaft, der Gendarmerie, Finanzwache und des eben zur Assentirung anwesenden Detachements des Erzherzog Karl 3. Infanterie-Regiments wurde die Ruhe kurz nach dem Ausbruche der Emeute hergestellt, und ist, wie uns berichtet wird, nicht ein Entweichungsfall vorgekommen. In Folge des geleisteten Widerstandes blieben 7 Sträflinge todt, 6 sind verwundet, auch von der Wachmannschaft soll ein Mann geblieben, einige mehr oder weniger verwundet sein. Wie man hört, ist die Untersuchung des Vorfalles im Zuge und gegen jede weitere Ruhestörung durch kräftige Maßregeln vorgesorgt worden.

* Wie weit die religiöse Intoleranz mancher Journale in Deutschland geht, davon gibt das ultramontane Journal „Deutschland" einen schlagenden Beweis. Mit sehr feurigen Worten räth dieses Blatt der preußischen Regierung an ausschließlich katholische Kadettenhäuser zu errichten. Ein anderes Blatt meint, es sei besser lieber gleich katholische Regimenter zu errichten. — Kürzlich ist eine Schrift erschienen, worin bemerkt wird, Zirkus, Stiergefechte und militärisches Gepränge seien die unschuldigsten Belustigungen für das Volk. Ganz gegen alle Ansichten aller aufgeklärten Staaten, welche das Jobagyenjoch ihrer Unterthanen abgenommen haben, gibt es Dunkelmänner, welche die falsche Lehre verbreiten möchten, die arbeitenden Klassen seien geborne Sklaven, und der Heiland sei wohl gekommen von den Fesseln der Sünde, nicht aber von der Sklaverei des Leibes frei zu machen. Ein Franzose, der solche und noch viele andere intolerante Lehren kürzlich verbeitete, ist zu sechs Monate Gefängniß und 2000 Fr. Strafe verurtheilt worden.

* In Berlin hat ein Wirth am 15. März mit großen Plakatzetteln zu einem Wetttrinken auf Bairisch Bier eingeladen. Dem der die meisten Seideln trinkt, war ein Ehrenglas und eine achtel Tonne Bier als Preis versprochen. Man hätte wohl erwartet, ein solcher der Gesittung, wie der Gesundheit Hohn sprechender Scandal hätte in einer Stadt wie Berlin, wo die Sitten zu Hause sein sollen, nicht stattfinden dürfen. Das Wetttrinken hat aber wirklich stattgefunden. Ein junger Bursche, der 25 Seidel trank, hat den Preis davon getragen.

* Die französische Regierung will die Erzeugung und den Verkauf von Jagd-Zündhütchen für sich zum Monopol machen und den jetzigen Preis derselben um 50% erhöhen.

* In Paris soll eine deutsche Pfarrei gegründet und Missionen für die daselbst lebenden Deutschen abgehalten werden.

Berichtigung.

In einigen Exemplaren des vorigen Satelliten wurden während des Druckes auf der Schnellpresse Seite 135, 2te Spalte mehrere Worte herausgezogen, es soll daselbst heißen: „Dafür halten sie sich in ihren vier Pfählen schadlos; hart und grausam gegen ihre Diener" u. s. w. D. Red.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 37. Montag, den 29. März. 1858.

Der Weber-Aufstand.

(Schluß.)

Der Zug, aus vielen Tausenden bestehend, das wehende Stadt-Banner an der Spitze, setzte sich in Bewegung, zog über den Altenmarkt, den Heumarkt auf die Airsburg, welche an der Malzmühle gelegen war und wo sich die Weber zu versammeln pflegten. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese bald Kunde erhielten von dem, was man gegen sie im Schilde führte. Ihr Stolz ließ sie nicht an Unterwerfung denken, sie ließen es auf einen Kampf ankommen. Die Weberglocke läutete Sturm, es zogen von allen Seiten die bewaffneten Weber heran, versammelten sich in großer Zahl unter ihrem Banner, stellten sich auf dem Waidmarkte vor der Kirche der Carmeliter auf und erwarteten kampfbereit ihre Feinde.

Indessen zog das Heer des Rathes und der Zünfte weiter den Bach hinauf, auf den Waidmarkt, wo es die Schlachtordnung der Weber sich gegenüber sah. Der Angriff begann sogleich, auf beiden Seiten wurde mit Erbitterung gestritten, die Straße war mit Leichen bedeckt. Der Sieg neigte sich auf die Seite des Rathes; gewiß entschieden die kampfgeübten, zu Rosse streitenden Ritter die Schlacht. Die Weber mußten der Uebermacht weichen, sie flohen nach allen Seiten, viele in die Häuser. Das Banner selbst zerhauen und in tausend Stücke zerrissen. Im entscheidenden Augenblicke hatten die Schmiede mit ihrem Banner die Reihen des Rathsheeres verlassen und den Webern zu Hülfe kommen wollen; aber wegen der für letztere ungünstigen Wendung der Schlacht hielten sie es nicht für rathsam und blieben.

Das Heer des Raths rückte weiter auf St.-Johanns-Kirchhof, wo sich einige Weber wieder gesammelt hatten; auch hier mußten sie weichen, sechs Weber fielen. Auch auf dem Kriegmarkt hatte sich eine Schar Weber versammelt, die sich dem Waidmarkt näherte. Als aber Rath und Zünfte in großer Zahl entgegenrückten und zudem die Weber die Niederlage ihrer Genossen erfahren hatten, da ließen sie die Fersen sehen und thaten, wie die Chronik sagt, schöne Sprünge.

Nachdem nun die Weber allen Widerstand aufgegeben hatten, beeilten sich ihre Feinde, sie zu verfolgen und aufzusuchen. Wo sie deren fanden, schlugen sie dieselben todt ohne Gnade und Barmherzigkeit, Groß und Klein, was sie erwischen konnten; namentlich richteten sie in der Büttgasse ein großes Blutbad an. So suchten sie, das Stadtbanner voran, alle Straßen ab, besonders aber die Gegend um die Airsburg und um den Kriegmarkt. Eine große Zahl von Webern und Walkern, die man in der Eile nicht hatte todtschlagen können, waren gefangen abgeführt worden. Der Rath ließ auf dem Heumarkte ein großes Gerüst aufrichten, auf welchem ihnen durch die Hand des Scharfrichters die Köpfe abgeschlagen wurden.

Nach diesen blutigen Schauspielen zog man auf die Airsburg, wo im Rausche des Sieges ein wildes Leben begann; Wein und Speisen wurden in Fülle von allen Seiten herangebracht, man zechte die ganze Nacht, während das Blut und die Leichen der Mitbürger in gräßlicher Weise die Straßen bedeckten.

Am anderen, nämlich am Cäcilien-Tage, ging die blutige Verfolgung wieder los. Der Rath zog mit den Bruderschaften den Bach hinauf mit klingendem Spiel, mit Posaunen und Trommeln, man holte die Weber hervor aus Häusern, Kirchen, Verstecken, schleppte sie auf die Straße und schlug sie dort todt, Jung und Alt, Meister und Knecht. Eine Quelle berichtet, daß man diese grausame Verfolgung noch vierzehn Tage bei geschlossenen Thoren fortsetzte, und zwar unter dem Verbote, daß Niemand bei Verlust seines Vermögens und seines Lebens einen Weber und Walker beherbergen dürfte. Die Wollenweber hätten nun ein gefährliches Spiel gehabt: es galt, über die hohe Stadtmauer zu setzen, und da hätten dann viele das Leben verloren; denen aber das Wagstück gelungen, die hätten sich theils zu Bonn, theils zu Siegburg, theils zu Andernach niedergelassen.

Nach einem anderen, glaubwürdigeren Berichte nahm der Rath eine mildere Gesinnung an, nachdem das Blut der Weber schon stromweise geflossen war. An dem genannten Tage rief nämlich ein Herold durch alle Straßen: eine Glocke würde geläutet werden, und so lange das Läuten dauere, dürfe Jeder die Weber, die er bei sich beherberge, aus der Stadt schaffen. Der Rath sage sogar denjenigen, die an dem Aufruhr keinen Antheil gehabt, Gnade und Geleit zu. Die Glocke ward geläutet zu St. Maria bei dem Malzbüchel. Gleich bei den ersten Glockentönen kroch es hervor aus den sonderbarsten Verstecken, Meister, Knechte, Weiber und Kinder, dahinter war die Hetzjagd der Feinde und trieb sie vor die Thore. Die leeren Häuser und das Ver-

Digitized by Google

mögen der Entflohenen bis zum Heller wurden vom Rathe in Beschlag genommen. Auf diejenigen, welche die größte Schuld beim Aufruhr auf sich geladen, auf die Mächtigen und Reichen war es zunächst abgesehen. Manche der bedeutendsten Weber-Anführer entkamen. Die Geringeren hatten weniger zu befürchten; viele derselben blieben in ihrem Verstecke, bis der Sturm vorüber war.

Nachdem die Häupter der Stadt mit den Bruderschaften in besagter Weise die Straßen durchzogen hatten, kehrten sie wieder zur Airsburg zurück. Als sie daselbst ankamen, stellte sich ihnen ein unerwartetes Schauspiel dar: eine Anzahl Weber stand da in der demüthigsten Haltung, flehte um Gnade und versprach Treue und Gehorsam. Das tausendfache Unglück, das unter die Weber gekommen, hatte gewiß den Rachegeist des Rathes gebändigt. Er gewährte ihnen Verzeihung, verlangte jedoch, daß sie ihre Waffen und ihren Harnisch auslieferten. Das thaten sie denn auch, ein Jeder kam mit seinem Bündel und lieferte es in des Stadtrentmeisters Haus ab. Zugleich kam in das Haus Airsburg ein Bote mit der Nachricht, daß derjenige Weber, den seine Genossen mit Gewalt von dem Richtplatze weggeführt hätten, im Kloster Pantaleon sich befinde. Der Rath schickte hin, ließ den Mann ergreifen, auf den Heumarkt führen und daselbst hinrichten. Die Hinrichtung geschah auf einem Gerüste, das der Rath den Webern zum Schimpfe vor ihren Gewandhäusern hatte aufrichten lassen. Sein Leichnam wurde gevierttheilt und an vier Enden vor der Stadt ausgehängt. Um aber die Niederlage der Weber noch stärker und empfindlicher zu bezeichnen und zu verewigen, ließ der Rath seinem leidenschaftlichen Hasse folgend, die beiden Gewandhäuser derselben auf dem Heumarkte niederreißen und an ihrer Stelle das Fleischhaus bauen, das noch bis auf den heutigen Tag steht. Auch die Weberglocke wurde von den triumphirenden Rittern aus dem Thurme der St.-Johannis-Kirche weggenommen und in dem Thurme von klein Martin (in dieser Pfarre wohnten viele Ritter) aufgehängt. Um die Macht der Weber war es nun geschehen. Die Geflohenen ließen sich in anderen Städten nieder; die Zurückbleibenden kamen nicht mehr zum früheren Ansehen.

Ueberhaupt ging der mittelalterliche, stolze Weberstand allmählich zurück. Der unaufhaltsame und unerbittliche Schritt der Kultur, Maschine und Erfindung, vernichtete ihren Wohlstand. An der Stelle der Inhaber des freien, selbstständigen Weber-Gewerbes haben wir jetzt wenige reiche Fabrikherren und daneben zahlreiche Tagelöhner und Fabrikarbeiter, und wenn man an recht arme Leute denken will, so denkt man an die schlesischen Weber. Das Andenken an die kölnischen Weber klingt nur noch in dunkler Sage und in einigen Straßennamen nach. In dem südlichen Theile der Stadt zieht sich nicht weit vom Blaubach wo die Färber wohnten, deren Gewerbe im natürlichen Gefolge der Wollenweberei war, eine ungemein lange Straße südwärts hin, die Straße der Walker, die Follerstraße; in dieselbe mündet die Weberstraße.

Aber auch die Geschlechter genossen die Frucht ihres Sieges nicht lange. Sie gingen den gefährlichen Weg der Reaction. Die Weberglocke, deren mächtige Stimme täglich den Sieg der Geschlechter vom Martinsthurme herab verkündigte, zersprang, wie eine Notiz im Kirchen-Archive von St. Johann sagt, bald nachdem sie aufgehängt war. Der Geist der bürgerlichen Freiheit, der einmal losgelassen war, ließ sich auf die Dauer nicht mehr fesseln. Die ruhige Unterwerfung der reichen Zünfte, die in dem weiten Rathe ihren Platz behalten hatten, war eine Unmöglichkeit geworden. Fünfundzwanzig Jahre nach der Weber-Revolution, im Jahre 1396, stand der Streit zwischen den Geschlechtern und der Gemeinde in hellen Flammen. Was die Weber allein unter Ueberschätzung ihrer Kräfte versucht, das mußte den vereinten Zünften gelingen. Nach heißen Straßenkämpfen erlagen die Geschlechter der Uebermacht der letzteren. Auf dem Heumarkte bestieg ein Greis das Schaffot, sein schneeweißes Haupt fiel unter den Streichen des Henkers, die Stücke seines gevierttheilten Körpers wurden auf den Landstraßen ausgehängt, und dieser Greis war Heinrich vom Stabe, das Haupt der Geschlechter. Als auch darauf der letzte Kampf, ein Verzweiflungskampf, mißlungen, wurden die Ritter getödtet, in den Kerker geworfen oder verbannt. Nur von fern durften die letzteren die Thürme der Burgen schauen, in denen ihre Väter gewohnt.

Variationen über ein einfaches Thema.

IV.

Ein Volk besteht nicht mehr als solches wenn unter seinen Gliedern die Liebe und Anhänglichkeit zu demselben, wenn das Gefühl und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller zu einem sittlichen Ganzen mit einem Worte: der Gemeinsinn erloschen ist. Unter den Nationen Europa's ist uns kaum eine so verkümmerte und herabgekommene bekannt, die zu diesem traurigen Zustande, zu dieser Erniedrigung gesunken wäre. Gäbe der alte Geist der Sachsen in Siebenbürgen daß es mit ihnen nie zu diesem Aeußersten komme!

Bei einer frühern Gelegenheit haben wir den Schwerpunkt bezeichnet, nach dem dieser Gemeinsinn seinen sympathetischen Zug nehme; auf den sich das Wirken des Einzelnen richten; der allen als gemeinsames Wahrzeichen zum Mittelpunkte dienen sollte.

Aber wie die Seele zu ihrer Thätigkeit in der sichtbaren Welt des Körpers bedarf, den sie beherrscht, der ihr dient ebenso ist das Leben eines Volkes auf äußere körperliche Güter angewiesen, durch deren Gebrauch oder Verbrauch er erst sich der Welt ankündigen kann und beide stehen in einem so innigen und ergänzenden Verhältnisse zu einander, daß das Eine das andere bedingt. Je zahlreicher und ausgiebiger die materiellen Mittel über welche eine Nation verfügen kann, desto höher ihre geistige Bildung!

Wer wollte daher die hohe Wichtigkeit der materiellen Güter bestreiten, die sich zum geistigen Leben des Volkes wie der Körper zur Seele verhalten, und beide gleich diesen, im abgezogenen Gedanken wohl, in der Wirklichkeit nie von einander getrennt werden können?

Wir haben also nebst den geistigen, auch den materiellen Interessen gleichmäßige Sorgfalt zu widmen. Die Vertreter der Gewerbe in unsern Städten, und des Ackerbaues auf unsern Landgemeinden die Industrie und der Landbau sind die Faktoren deren

Lage und Verhältniſſe unſere vollſte Theilnahme in Anſpruch nehmen. Und eben dieſe zwei Hauptfaktoren der materiellen Seite unſeres Volkslebens ſcheinen uns im Allgemeinen in manch'r Beziehung an einer gewiſſen Verkümmerung zu leiden; die frühere durchgängige Wohlhabenheit von Jahr zu Jahr einer allmäligen Verarmung zu weichen, ohne daß es gelingen will, die wahre Urſache dieſer Erſcheinung aufzufinden, und ohne daß man, wenn man ſie aufgefunden zu haben glaubt, in der Erkenntniß derſelb'n und in der Wahl der Mittel dagegen ſich zu einigen vermochte.

Alles, was die Wohlfahr: dieſer zwei Grundpfeiler jeder menſchlichen Geſellſchaft zu befördern, was ſie über ihren Beruf aufzuklären und ihrer ſchaffenden Thätigkeit die angemeſſene Richtung zur ausgiebigſten Befriedigung ihrer eignen, ſo wie der Bedürfniſſe des Ganzen zu zeigen vermag, iſt unleugbar ein Beitrag von unſchätzbarem Werthe zur Blüthe des ganzen Volkes. Worin beſteht nun aber dies Alles im einzelnen und beſondern, das dieſer Aufgabe zu entſprechen vermag? Die Löſung dieſer vielſeitigen Frage laſſet uns im gemeinſamen Streben jeder von ſeinem Standpunkte aus und nach ſeinem Verhältniſſen, der eine hier der andere dort, mit Wort und Schrift, mit Beiſpiel mit hülfreicher Unterſtützung zur Aufgabe machen und *jeder dazu thun, weil ſein Tag iſt!*

Offener Brief an die Redaktion der „Kronſtädter Zeitung."

Hochgeehrter Herr Redakteur!

In einer Anmerkung zu I. der „Variationen über ein einfaches Thema" (Nr. 33 des Satellit) und in den Eingangsworten dieſes Artikels ſelbſt wird mit Anerkennungswerthem Freimuth gegen die „Gleichgiltigkeit," „Theilnahmloſigkeit," „Zerfahrenheit" unſeres Volkes geſtritten. So ſehr die Intention dieſes Kampfes gebilligt werden muß, ebenſo gegründet ſind die Bedenken, welche ſich gegen den Erfolg dieſes Kampfes geltend machen laſſen. Geſtatten Sie mir, einige dieſer Bedenken auszuſprechen.

Die in dem angezogenen Artikel und in der dazu gehörigen Anmerkung hervorgehobene Gleichgiltigkeit, Theilnahmloſigkeit, Zerfahrenheit unſeres Volkes kann wohl nicht geläugnet werden. Aber es fragt ſich, ob die öffentliche Beſprechung dieſes Uebelſtandes als ein Mittel zur Abſtellung desſelben betrachtet werden kann. Sie kann es, meinem Dafürhalten nach, nie und nimmer!

Jene dumpfe, peinliche Stimmung, die mitunter auf Geſellſchaften laſtet und alle Verſuche, die Unterhaltung, das Geſpräch, in Gang zu bringen, ſcheitern läßt, wird dadurch bekanntlich nicht gehoben, daß ſie ſelbſt zum Gegenſtand des Geſpräches gemacht wird. Die Erfahrung lehrt im Gegentheil, daß ſie auf dieſem Wege wohl zum Bewußtſein gebracht, aber zugleich, und eben dadurch geſteigert wird. Es gibt hier kein anderes Mittel, den läſtigen Feind aus dem Felde zu ſchlagen als den feinen Takt des geſelligen Talentes, welches mit richtigem Inſtinkt eine Saite anzuſchlagen weiß, die in den Gemüthern der zur Geſellſchaft Gehörigen mitklingt und dadurch den erſtarrten Redefluß in Bewegung ſetzt. Sage dem Hypochonder, daß er an Hypochondrie leide und beobachte dann ſeinen Zuſtand. Du wirſt finden, daß ſich derſelbe merklich verſchlimmerte, anſtatt ſich zu beſſern. Sage dem Geiſtesverwirrten, daß er an Geiſtesverwirrung leide, und du läufſt Gefahr, ſein vielleicht noch heilbares Uebel in ein unheilbares umzuwandeln. Bringe dir an trüben Wintertagen, wenn die Schwingen deines Geiſtes lahm ſind, zum Bewußtſein, daß Nebel und Froſt den Aufſchwung deiner Seele hindern, und du wirſt finden, daß dir nur noch peinlicher zu Muthe iſt.

Sage dem Volk, daß es theilnahmlos, gleichgiltig, zerfahren ſei, du machſt es nicht theilnehmend und rührig. Die Dunkelmänner der proteſtantiſchen Kirche haben die Unkirchlichkeit unſeres Geſchlechts bis zum Eckel breit getreten, es iſt nicht beſſer geworden. Dem deutſchen Volke wird ſeine politiſche Schlaftrunkenheit ſeit einem Vierteljahrhundert vorgeworfen, es hat nichts gefruchtet. Unſerem Völkchen wird ſeit einer anſehnlichen Reihe von Jahren viel geſagt von ſeiner Apathie, von ſeiner ſtarren Regungsloſigkeit, es wird um kein Haarbreit anders.

Natürlich! Krankhafte Gemüthsſtimmungen laſſen ſich dadurch, daß Sie zum Bewußtſein gebracht werden, nicht heben. Dieſes Axiom der Seelenheilkunde gilt nicht blos für den Einzelnen, es gilt eben ſo gut für ganze Völker.

Mißverſtehen Sie mich nicht. Ich bin nicht der Meinung, es ſollten Uebelſtände keinerlei Art in öffentlichen Blättern beſprochen werden. Die Waldverwüſtung iſt ein Uebelſtand. Er mag gehörig ins Licht geſtellt werden, damit die Behörde ihres Amtes warte, und denſelben durch ſtrenge Handhabung der Feldpolizei unmöglich mache. Der hin und wieder wenig erfreuliche Zuſtand unſerer Volksſchulen werde mit möglichſter Strenge in öffentlichen Blättern beurtheilt, damit die Behörde ſtrengſtens eingreife, die Läſtigen von ihren Poſten entfernt und Rührige an ihre Stelle berufe. Der Glaube an die alleinſeligmachende Wirkung der Zunftſatzungen, der Dreifelderwirthſchaft und der Hutweide gehört in eine Kategorie mit dem Glauben an Hexen und Kobolde, und mag, gleich dieſem, gegeißelt werden, daß die Haut blutet. Die Fanatiker werden dadurch zwar nicht belehrt — denn für den Fanatismus iſt kein Kraut gewachſen — aber doch mindeſtens zum Schweigen gebracht werden.

Aber welches Mittel ſchlägſt denn du zur Hebung des eingangsgenannten Uebelſtandes vor? höre ich Sie fragen. Denn Waldverwüſtung, Dreifelderwirthſchaft, Hutweide u. ſ. w. ließe ſich am Ende noch ertragen, wenn nur jene Zerfahrenheit und Apathie nicht wäre. Wäre ich ein Charlatan, ſo würde ich Ihnen ſofort ein Univerſalmittel anpreiſen, ein recht naheliegendes, billiges. Da ich aber ein ſolcher nicht bin, ſo erlaube ich mir, geſtützt auf die, wie ich glaube, richtig geſtellte Diagnoſe und auf die Prinzipien der Seelenheilkunde, blos die Bemerkung: es kann hier nichts Anderes helfen als der feine Takt des volksthümlichen Talentes, welches mit richtigem Inſtinkt den Ton trifft, der im Gemüthe des Volkes mitklingt und dasſelbe zu neuer Lebensthätigkeit anregt. Der ſegensreiche Erfolg des Chriſtenthums in den erſten Jahrhunderten beruht weſentlich mit darauf, daß Chriſtus und die Apoſtel den Ton trafen, der im Gemüthe der Menſchheit mitklang und derſelbe zu neuem Leben wach rief. Und was damals im

Digitized by Google

Großen möglich war, hat sich in der Folgezeit und in allen Jahrhunderten im Kleinen als eben so möglich bewiesen. Heinrich der Seefahrer theilte seine Begeisterung für Seefahrten dem damals fast erstorbenen Gemüthe seines Volkes mit, und die Portugiesen entdeckten einen neuen Seeweg nach Indien.

Auch uns fehlt nur der rechte Mann, der nicht einmal ein Gelehrter oder Künstler zu sein braucht; denn es ist ein wahres Wort: „was kein Verstand der Verständigen sieht, das sieht in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Also Schonung dem Volksgemüthe, aber Kampf gegen Uebelstände, die sich im Wege der Gesetzgebung, oder durch gesteigerte Strenge der rechtmäßigen Behörde, oder durch die Geißelhiebe des Spottes abstellen lassen!

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster
Eduard Schiefer.

Mediasch, am 22. März 1858.

Nachschrift: Werfen Sie mich, wenn es Ihnen so gefällig ist, zu den Dunkelmännern, das soll mich nicht abhalten meiner Ueberzeugung treu zu bleiben. Wollen Sie mich aber richtig beurtheilen, so zählen Sie mich zu den Freunden des Lichts, insonderheit aber zu den Freunden des Sachsenvolkes.

Der Obige.

Frühlingssehnsucht.

Wann wird doch diese Prosa mir entschwinden,
Die jetzt im kalten Winterschau'r sich zeigt?
Und wann soll ich den Frühling wiederfinden,
Auf diesen Fluren, wo nun Alles schweigt?

Soll ich solang in Sehnsucht noch zerfließen,
Nach jener schönen Zeit, der Lenznatur?
Ich möcht' so gerne bald den Frühling grüßen,
Mit seiner grünen blumumsäumten Spur! —

Und jauchzen laut mit seinen Jubelchören,
Begrüßen seines Himmels Wunderbau,
Frohlocken mit den lichten Himmelshören,
Und danken ihm — dem Gott! durch Thränenthau!

O käme bald, o bald, die Philomele
Vom fernen Süden her ins Vaterland!
Wie würde ihr Gesang aus schöner Kehle,
Entzücken mich am grünen Waldesrand. —

Soll lange noch der Schnee die Au' bedecken,
Am Blühen hindern ach! den Blumenflor?
O würde bald des Lenzes Hauch erwecken,
Die ganze Schöpfung mit dem Sängerchor!

Wann soll mein Lied durch uns're Wälder schallen,
Die noch der Winterfrost erstarret hält?
O könnt ich bald durch grüne Thäler wallen! —
Dring' hin o Sehnsucht nach dem Sternenzelt.

Mannigfaltiges.

* Die Ortschaft Vaißka in der Bacska war am 5. d. M. der Schauplatz eines frechen Raubzuges, dessen Hergang sich das „Magyar Néplap" in folgender Weise erzählen läßt: Gegen halb 7 Uhr des gedachten Tages erschienen vor dem Hause des dortigen Rentmeisters zwölf vermummte und bewaffnete Gesellen; die mit einem Burschen unter dem Hausthore plaudernde Köchin des Rentmeisters wurde sammt diesem von den Ankömmlingen umringelt, und ihnen unter Drohungen Schweigen geboten. Ueber das von den Hofhunden erhobene laute Gebell schickte die im Zimmer befindliche Hausfrau einen Diener hinaus, um nachzusehen, was es denn gebe; dieser wurde, als er den Gang betrat, von den bereits bis dorthin vorgedrungenen Räubern gleichfalls festgehalten, doch er hatte noch so viel Geistesgegenwart, einen Warnungsschrei für seine Herrschaft auszustoßen, über welchen der Rentmeister sein Gewehr ergriff, und die in die Küche führende Thüre aufstoßend, sich den Eindringenden gegenüberstellte, — er legte sein Gewehr an, wurde aber durch den Diener, den die Räuber in ihrer Mitte hatten, im Schießen gehindert, nichtsdestoweniger schoß er einem der Räuber die Pelzmütze vom Kopfe, und verwundete denselben auch, wie dieß später die, bis an's Ende des Dorfes gehenden Blutspuren bewiesen; leider versagte der zweite Lauf des Doppelgewehres den Schuß, es gelang jedoch dem Rentmeister eben in dem Augenblicke die Thüre vor den Eindringenden zuzudrücken und abzuschließen, als einer derselben sich mit einem großen Messer auf ihn stürzen wollte. Diese Thüre trägt noch die tiefen Spuren des geführten Stiches, der den Angegriffenen unfehlbar getödtet haben würde. — Unterdessen hatte sich eine Magd in das Gesindezimmer geflüchtet, einige Räuber folgten ihr, und erbrachen mit ihren Hacken die Thüre, die Verfolgte sprang nun durch's Fenster in den Garten, durch welchen es ihr gelang den Mordgesellen zu entkommen. Während diese Szenen in der Küche vorfielen, hatte die Gattin des Rentmeisters ein auf die Gasse gehendes Fenster geöffnet und schrie nach Hilfe, worüber einer der unterm Hause Wache haltenden Räuber auf sie feuerte, zum Glück ging jedoch der Schuß fehl, und die Frau blieb unverletzt. Ueber den hierauf entstandenen Lärm fanden sich die Raubgenossen veranlaßt, ihren Rückzug anzutreten, wobei sie sich nach zwei Seiten hin zerstreuten, der eine Theil nahm den Verwundeten mit sich, und einer der Fliehenden verlor mitten auf der Gasse seine Suba; den Ortsbewohnern, die ihnen entgegen kamen, riefen sie zu, daß sie eine Patrouille wären! Das Kostüm dieser Räuber war verschieden, sie waren theils in Mänteln, theils in Militärmontur, schwarzen und weißen Szürs und Subas gekleidet und hatten die Gesichter mit Sacktüchern vermummt, die Fußtapfen der Räuber verriethen mitunter auch feinere Fußbekleidungen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 38. Mittwoch, den 31. März. 1858.

Im Frühlinge.

Ein Lebensbild aus dem „Johannes-Album."

Der Frühling ist ein echter Königssohn. Bevor er auszieht, seine alljährliche, weite Triumphreise zu halten, sendet er seine Herolde voraus und läßt sein baldiges Nahen verkünden. Heute hat auch bei uns solch ein Bote mit lindem Hauche das erste Frühlingszeichen geblasen, und die warmen Sonnenstrahlen waren sein Banner, das er schwenkt. Alsogleich schloß sich ihm die Erde auf und begann die Vorbereitungen zum würdigen Empfange des Frühlings. Wie wunderbar sich's darin reget, und wie emsig es nun die Keime und Triebe haben nach dem langen Winterschlafe!

Am wunderbarsten sieht es aber zu dieser Zeit doch im Menschenherzen aus. Auch da wird es wieder Frühling. Da regt es sich; da wogt es von süßen Gefühlen, von namenloser Sehnsucht, Erinnerungen und Hoffnungen. Ein glückverheißendes Ahnen und Erwarten begleitet jeden Schritt. Es muß etwas Freudiges eintreten, jetzt, gleich, oder doch heute noch! Alle Menschen scheinen uns verschönt, veredelt; sie sind uns näher gerückt und man möchte Jedweden grüßen als gemeinsamen Genossen an der Frühlingsluft. Zeit und Jahre sind vergessen; man ist wieder jung, bald in der Kindheit, bald im blühendsten Lebensalter. Aus den Gräbern selbst erheben sich Gestalten; aber nicht im Leichentuche, sondern kraftvoll und jugendlich mit klopfendem Herzen und glühenden Wangen. Nicht wie in Erinnerung nur, wie in voller Wirklichkeit lebt man die alten Scenen von neuem wieder durch und muß vor sich hinlächeln oder die Hand ans pochende Herz drücken, je nach dem Bilde, das eben wieder lebendig geworden ist.

Und dies kommt mit jedem Frühlingserwachen von neuem und immer gleich stark, gleich mächtig. Ob es wohl im Greisenalter auch so sein wird, oder ob endlich das Erdreich des Herzens doch erstarrt, daß keine Frühlingsregung mehr darin aufzukommen vermag?

So fragte ich mich und schaute neugierig auf die alten Leute, die sich im Frühlingsstrahle sonnten und ergingen. Diese Frage sollte bald ihre gründliche Beantwortung finden.

Als ich auf meinem Spaziergange der Biegung des Weges folgte, sah ich etwa zwanzig Schritte vor mir die alte Annamarie einhergehen. Sie war auf dem Heimwege und trug auf dem Rücken den leeren Korb, in dem sie allwöchentlich die frischeste Butter ins Städtlein brachte. Dadurch war sie überall bekannt und ihres freundlichen Wesens, sowie ihres reinlichen, saubern Aussehens halber überall gar wohl gelitten. Sobald ich sie erkannte, beschleunigte ich meine Schritte und rief sie an:

Nicht so schnell, Annamarie! Sollte man doch meinen, Ihr hättet blutjunge Füße und es treibe Euch zum Tanze.

Annamarie drehte den Kopf nach mir und lächelte vergnügt über meine kleine Schmeichelei; denn wie alle rüstigen alten Leute that sie sich auf ihr frisches Wesen Etwas zu Gute. Sie entgegnete also:

Nun, es geht allewegs noch ordentlich vorwärts, wenn's auch mit dem Tanzen lang' vorbei ist. Dann hielt sie inne, holte tief Athem und fuhr fort: „Ja, es ist lang' her, seitdem, — und wenn einmal die Siebzig anrücken, dann sollte man glauben, man wisse davon kein Sterbenswörtlein mehr; es ist aber doch nicht so.

Diese Entgegnung stand wahrscheinlich mit ihren eignen, stillen Gedanken in Verbindung, bei denen ich sie wohl gestört haben mochte. Ich suchte sie also wieder einzulenken, indem ich scherzend sagte:

Ei, Annamarie, am Ende denkt Ihr gar an einen alten Schatz? Wenn das Eure kleine Bärbel wüßte! die thäte es der Großmutter flink nach.

Annamarie ging jedoch nicht auf meinen Scherz ein. Sie seufzte tief auf und fuhr fort:

Wann immer nach dem Winter die Sonne zum ersten Male so warm scheint, dann gemahnt's mich an Etwas, was lang' vorbei ist, und dann wird mir's immer traurig um's Herz.

Nun, Annamarie — schaltete ich ein —, wie war es denn selbiges Mal? Erzählt mir's; wir gehen ja noch ein gutes Stück Weges mit einander.

Die Alte war so ganz und gar mit ihren Jugenderinnerungen beschäftigt, daß es ihr offenbar wohl that, davon zu plaudern. Sie sagte also: Nun, es ist eine alte Geschichte; es war aber so:

Daß ich es nur gerade heraus sag', zu selbiger Zeit, es sind

Digitized by Google

jetzt an die fünfzig Jahre her — bin ich ein sauberes, frisches Ding gewesen, mit Backen, so weiß und roth als wie die Apfelblüth', sonst fest und lustig dabei wie nicht leicht Eine. Vom Weinen hab' ich Nichts gewußt, desto mehr vom Muthwillen, Singen und Lachen, und die Bursche haben gesagt: Es ist noch 'mal so lustig, wenn die Annamarie mit thut. Aber ich hab' es auch wohl gewußt, und der Stolz und der Hochmuth sind nicht ausgeblieben.

Zu selbiger Zeit bin ich als Oberdirn beim Vetter dort in der Mühle im Dienst gestanden und hab' fast Alles mit einander regiert: den Vetter, die Base, Haus und Hof und die Müllerbursche obendrein.

Dort in dem Häusel drüben, Ihr wißt es ja, wo ich jetzt noch leb', da hat der alte Moos-Jörgel gehaust, und sein Sohn, der Veit, war ein ganz absonderlicher Bursch', still und ordentlich, gern in der Kirche, aber dem Wirthshaus und dem Tanzen spinnefeind. Am Werktag hat er fest darauf gearbeitet und am Sonntag ist er meist mutterseelenallein über die Wiesen gegangen oder hat auf der Hausbank sein Pfeif'l geraucht. Wenn er auch mit den Andern wenig zusammen kam, zu uns herüber in die Mühle hat ihn der Weg oft geführt, und wenn der Vetter Jemanden zur Aushilf' gebraucht hat, so hat es allemal geheißen: Holt den Veit, der ist gleich bei der Hand und bringt es zuweg', eh' Ihr Euch umschaut. Es war nun mein Brauch, mit Allen meinen Spaß zu treiben, und so hab' ich's auch mit dem Veit gehalten. Der aber hat dazu gelacht und gesagt: Bist doch eine Lustige, Du! Bald hab' ich gemerkt, daß der Veit öfter zu uns herüberkommt, als es nöthig und bräuchlich war, und daß er es meinethalben thue. Eh' ich mir's versehen hab', war die eine und andere Arbeit für mich verrichtet, und einmal, als ich noch früh am Tage ins Feld hinausgegangen bin, hab' ich den Veit getroffen, wie er für mich gearbeitet hat. Da bin ich zum allerersten Mal ganz still vor ihm gestanden, das Feuer ist mir über's Gesicht gefahren und inwendig hab' ich gezittert vor lauter Freude'. D'rauf hat der Veit meine Hand genommen und sie lang' festgehalten, als ob er sie gar nicht mehr loslassen wollt'. Endlich aber hab' ich mich losgewunden und bin auf und davon gelaufen. Seitdem aber haben wir es von einander gewußt, daß wir uns gern haben, zu einander gehören und ein Paar seien. Ich bin stiller und ernster geworden und hab' bei der Arbeit viel an den Veit gedacht und auf Andere wenig mehr Acht gegeben. Nun aber ist das Gespött angegangen an allen Enden, und am ärgsten hat es der Jäger Veri gemacht. Die Annamarie hat gerad' den Rechten erwischt! hat es geheißen; der treibt ihr das Tanzen und Lachen bald aus. — Und wie die Kirchweihzeit näher gerückt ist, da ist's immer ärger damit geworden, daß ich mich geschämt und geärgert hab' und das Letztere nicht wenig über den Veit, und ich hab's ihm gerad' heraus gesagt, daß ich genug am Gespötte hätte und mit dem Vetter zum Tanz ging', wenn er mich nicht hinführe; seinetwegen woll' ich meine Lustigkeit nicht aufgeben.

(Fortsetzung folgt.)

Variationen über ein einfaches Thema.

V.

Das immer nähere Heranrücken der Eisenbahn an die Gränzen unseres Vaterlandes, die sichere Aussicht, daß sie über wenige Jahrzehnte dasselbe in mehrfachen Richtungen durchkreuzen wird, die unerschöpfliche Erfindung neuer und wieder neuer Maschinen, der hiedurch beförderte fabrikmäßige Betrieb fast aller gewerblicher Beschäftigungen, das Anschwellen des Kapitales vermöge seiner Anziehungskraft zu unwiderstehliger Macht; im Gefolge all dieses als unfehlbarer Begleiter die gefürchtete Gewerbefreiheit: mit einem Worte der Geist der Zeit hat die altehrwürdige Einrichtung der Zünfte mit ihren gemüthlichen Mängeln und Vortheilen ihrem eigentlichen Wesen nach, bereits vernichtet indem er ihr die Grundlage, auf der sie beruhte, mit nach und nach unterwühlt hat und die Form selbst in ihrem unsicheren Bestande nächstens zusammenstürzen muß. Zwei ihrer vorzüglichsten Wirkungen, die nach bestimmten Grundsätzen geregelte Vertheilung der Arbeit unter die Genossen und ein hiedurch geschaffener Stand gleichmäßig wohlhabender Bürger ohne vorherrschenden übermäßigen Reichthum; die Fürsorge für den herabgekommenen unglücklichen Genossen durch Betheiligung an den gemeinschaftlichen Gütern, in fortdauernder Angehörigkeit zu der Genossenschaft durch Aufrechthaltung seiner bürgerlichen Würde, die ihm die Demüthigung des, aus der Gesellschaft verstoßenen, von Almosen lebenden Bettlers ersparte: sie werden bald nur der Geschichte angehören und man wird trotz aller Freiheit und formmäßiger Gleichberechtigung die Worte des Dichters verwirklicht sehen: „Aus der Welt die Gleichheit verschwunden ist, man sieht nur Herren und Knechte! das heißt: wenige reiche Arbeitgeber und viele arme Arbeitsucher.

Doch wir wollen hiemit keineswegs den alten Zuständen das Wort reden und durch das angedeutete Bild die Nachtheile der freien Bewegung in der Absicht hervorheben, um dieselbe etwa von uns ferne zu halten, denn wir wissen zu wohl, daß, was einmal der Zeit verfallen ist, in der Form, wie es eben bestanden, von keiner Macht mehr kann aufrecht erhalten werden. Wir wollten eben nur den Stand unserer Gewerbsleute auf die Nachtheile aufmerksam machen, die ihnen im Gefolge des vorsichgehenden Umschwunges der Dinge bevorstehen, damit sie die erkannte Gefahr desto leichter vermeiden und sich zugleich vorbereiten könnten, die damit verbundenen großen Vortheile in ihrem vollen Umfange zu ihrem und dem Nutzen des Ganzen gehörig auszubeuten. Die reißende Entwickelung, in welcher die ganze civilisirte Welt begriffen ist, gestattet bei täglich auftauchenden neuen Erfindungen und Entdeckungen keine langen Uebergangsperioden altgewohnten zu neuen Beschäftigungsweisen, sie bietet keine Zeit zur bequemen allmäligen Angewöhnung des Neuen, sondern es gilt, wenn irgend wo, so hier sich mit geübtem Auge geschwind und sicher umzusehen und das Richtige mit ganzer Kraft zu erfassen.

Ist denn die Hoffnung, daß die Eisenbahn durch Siebenbürgen ihre Schienen bis an das schwarze Meer erstrecken und auf ihr wenigstens ein Theil des Verkehres nach und mit dem Oriente — wie früher wieder durch Siebenbürgen nehmen und seinen Städten wieder die Blüthe verschaffen wird, die sie vor

300 Jahren besaßen, eine gar so verwegene? Wenn aber unser Vaterland nicht nur ein bloßer Durchzugskanal für diesen Verkehr sein, sondern wann es, wie es vermöge seiner Lage und den Befähigungen seiner Bewohner hiezu berechtigt ist, selbstthätigen Antheil daran nehmen soll, so ist es hiezu unumgänglich nothwendig, daß sich der Gewerbestand desselben, nicht nur auf der Höhe, die er gegenwärtig einnimmt erhalte, denn bloßes Stillestehen ist Rückschritt sondern daß er mit allen zu Gebote stehenden Mitteln mit den Genossen des Auslandes in Befähigung und Leistung gleichen Schritt zu halten sich anstrenge, um ihnen ebenbürtig, auf dem Kampfplatz der Konkurrenz auftreten zu können.

Die Mittel und Wege hiezu sind viel und verschieden, in einem frühern Aufsatze haben wir die Mitwirkung des Patrioten zu ihren Auffindung und Anwendung in Anspruch genommen. Es kann, da wir keine erschöpfende Abhandlung schreiben, sondern nur anregen, Stoff zum Selbstbedenken und Veranlassung zum Handeln bieten wollen, nicht in unserer Absicht liegen, sie einzeln hier abzuhandeln. Es genüge daher nur einige anzudeuten: Unabläßiges Bestreben die Erfindungen, die Zeit, Anstrengung und Kosten ersparenden neuen Behandlungsarten im eigenen Gewerbe einzuführen; dem Produkte die von den Konsumenten beliebte möglichst gefällige äußere Form zu geben ohne dessen frühere Tüchtigkeit zu schwächen; den Erzeugnissen neue Absatzwege zu suchen; eingeführte Erzeugnisse, wenn das Vaterland gleichfalls das Materiale liefert, durch eigene Darstellung von der Konkurrenz ausschließen und mehreres Andere. Unter allem diesem ist nichts Unmögliches. Festem Willen, gehöriger Einsicht, verständigem Zusammenwirken müssen die im Wege stehenden Hindernisse am Ende doch weichen, es thue nur jeder dazu weil sein Tag ist!

Alles unter Polizei-Aufsicht.

Es ist bekannt, wie heftig die Times kürzlich die französischen Zustände geschildert hat. Ein Bonapartist hat es unternommen in Daily News die Beschuldigungen der Times theils als unwahr, theils als übertrieben darzustellen. Dabei bemerkte der Schreiber, Frankreich sei das freieste Land und man habe hier nicht wie in der Schweiz, Piemont ꝛc und besonders in Belgien von einem Spionirsystem zu leiden, das man in Frankreich gar nicht kenne. Und um Belgien so recht als ein Land wo die Spionage zu Hause sei darzustellen, erzählt der Schreiber in Dayli News, wie es in Brüssel einem französischen Kaufmann gegangen sei, der in Folge eines ganz ungegründeten Verdachtes vor den Generalprocurator geladen worden wäre. Ein belgisches Blatt revanchirt sich dafür und erzählt folgende Geschichten aus Paris:

Der Vicomte von Nieuport ein junger Mann, der sich kaum mit Politik, desto mehr aber mit seinen Vergnügungen beschäftigt, hatte sich in der vergangenen Woche nach Paris begeben, um sich dort einige Tage aufzuhalten. Er war eben in einem Hotel abgestiegen, als sich eine Stunde darauf ein Herr bei ihm einfand, der sich mit der Medaille der Polizeiagenten auswies und ihn fragte, ob er sich lange in Paris aufzuhalten gedenke? Auf die bejahende Antwort wurde ihm gesagt, daß er in dem Falle sich jeden Morgen um 10 Uhr auf der Polizeipräfektur einzufinden habe. — Aber warum? — Ich erfülle einfach meinen Auftrag, war die Antwort. — Der Vicomte, ärgerlich, erwiederte nicht einmal den Abschiedsgruß des Agenten und begab sich gleich zu dem Marschall Magnan, einem alten Freunde seiner Familie, der ihn auf das Herzlichste empfing. Diesem erzählte er die Unterhaltung, die er soeben gehabt hatte, worauf der Kommandant meinte: „Es wird Ihnen vielleicht irrthümlich etwas zur Last gelegt, wonach ich mich erkundigen werde. Bevor Sie sich morgen nach der Polizeipräfektur begeben, kommen Sie hieher und Sie sollen Nachricht haben." Als der Vicomte am andern Morgen bei dem Marschall eintrat, kam ihm dieser mit den Worten entgegen: „Sie haben mir nicht alles gesagt; im vorigen Jahre waren Sie in Ostende." — Ich pflege einen Theil des Jahres dort zuzubringen. — „Sie halten den „National," ein radikales Journal." — Aber auch die „Independance," ein sehr conservatives Blatt. — „Das ist die für Frankreich bestimmte Ausgabe, aber nicht die für Belgien gedruckte. Uebrigens haben Sie in Ostende Umgang mit Flüchtlingen gehabt." — Zuweilen mit einem oder zweien im Zirkel, wohin ich gewöhnlich gehe, um die Journale zu lesen. — „Sie haben dort über Politik gesprochen." — Niemals! — „Sie haben einem der Flüchtlinge Geld geliehen." — Niemals! — „Um Vergebung, Sie haben einem der Herren eines Abends 200 Franken im Ecarté geliehen." — Aber das sind noch alles keine Dinge, die verdienen, daß ich unter Polizeiaufsicht gestellt werde. — Mein Lieber, ich kann Ihnen nur rathen, dem Ersuchen, sich jeden Morgen um 10 Uhr auf die Polizeipräfektur zu begeben, strenge nachzukommen." Der Vicomte de Nieuport zog seine Uhr hervor und meinte: Es ist jetzt halb zehn Uhr, unten hält noch der Wagen, er soll mich nach dem Hotel und von dort nach der Eisenbahn bringen; Herr Marschall, ich nehme Abschied von Ihnen. — „Wie, Sie wollen uns schon verlassen? — Um 11 Uhr kehre ich nach Brüssel zurück; vorläufig habe ich genug von den Pariser Vergnügungen.

Correspondenz.

Aus Hermannstadt. Noch immer sammeln sich, da es noch nicht Frühling werden will und allnächtlich schneit, unsere Damen zu winterlichem Vergnügen in ihren Kaffeekränzchen und kritisiren. Fräulein Z. beginnt die Debatte mit der Frage, warum doch wohl Frau U. vorgestern auf der Bühne gar so dunkelroth geschminkt gewesen, aus welchem Grunde Herr F. in schneeweißer Allongenperücke den schwarzen Schnurbart nicht beseitigt habe, Dame Y. liest der Kaffeetischrunde die in allen Häusern zirkulirende gedruckte Einladung der Theater-Direktion zur Subscription auf das Gastspiel des ersten Tenoristen am k. k. Hofoperntheater in Wien Herrn Steger für alle 6 Gastvorstellungen vor und ist voll Lob über dieses Unternehmen, da in der That nur durch eine solche Garantie der Direktion die Ueberzeugung geboten sein kann, den Bedingungen des Hrn. Steger (1200 fl. C. M. für 6 Gastrollen innerhalb 18 Tagen) gerecht werden zu können und

nicht bedeutenden Nachtheil erleiden zu müssen. Wir können hiezu berichten, daß die Subscriptionsliste bereits derart gezeichnet in der Theaterkanzlei aufliegt, daß sich Herr Direktor Schulz veranlaßt fand, mit Herrn Steger unwiderruflich abzuschließen, was allen Kunstfreunden gewiß zur größten Freude gereicht. Steger, den bis jetzt noch nicht übertroffenen Sänger von großartigem Stimmfond auch bei uns zu hören, wird dem Publikum nicht minder ein großer] Kunstgenuß sein. — Dame U. betheuert, nie mehr in ein Lustspiel gehen zu wollen, sie habe sich an dem übrigens nicht uninteressanten Lustspiele: „Witzigungen" derart gewitzigt, daß sie die „Teufelsmühle," „Ein Uhr" und dergleichen Schauerstücke bei weitem unterhaltender finde, wogegen Frau X. lebhaft opponirt und alle Schuld der kühl lassenden „Witzigungen" auf Hrn. Müller und Ludwig wirft, deren Individualitäten sich nicht für Rollen eignen, welche in den Händen Anderer den Zweck erfüllen und das Publikum, welches Lustspiele sucht, amüsiren. — Dame Y. selbst musikalisch gebildet, ist voll Lob über Fräulein Jerta's, der jugendlichen und bescheidenen Anfängerin Leistung in der Verdi'schen Oper: „Rigoletto" und auch hier im Kaffeekränzchen wie in anderen Kreisen wird die junge Sängerin häufig die „liebliche Kleine" und „bescheidenes Veilchen" genannt. Die genannte Oper gab Veranlassung zu einem spannenden Interesse an der uns von Frl. Jerta vorgeführten Parthie Gilda's von reinstem lyrischen Charakter. Die jugendliche Sängerin excellirte in dieser bedeutenderen und hohen Sopranparthie durch die besondere Reinheit, Correktheit ihres Vortrages und gelang ihr namentlich in ihrer ersten Arie, wo sie durch ihren ausgezeichneten, sorgfältig geschulten und sich bis ins Pianissimo verhauchenden Triller insbesondere überraschte, das sie ermunternde Publikum zu wiederholten rauschenden Beifall hinzureißen. Gleiche Gunstbezeugungen begleiteten ihre Duetten mit dem Herzog (Hrn. Lipka), mit Rigoletto (Hrn. Haag) und das Quartett im dritten Akte. — Dame Y. hebt noch besonders Hrn. Lipka's chevalereske Parthie des Herzogs in der Oper „Rigoletto" hervor, welche derselbe als Benefiziant begleitet von dem Beifall eines vollen Hauses bis an den Schluß mit Kraft und Schwung durchführte und namentlich in dieser für die höchste Stimmlage Ausdauer beanspruchenden Composition Maestro Verdi's eine besondere Reinheit und Kraft des Organs bewahrte. Seine Entrée Arie erwirkte ihm Hervorruf, sowie die hervorragenden Solostellen, wie die Arie des zweiten Aktes, das bekannte Lied: „Ach wie so trügerisch" lebhaften Applaus. — Mit gewohnter Sicherheit stellte Herr Haag (Rigoletto) seinen Mann. Frau Hofer war eine wirksame Madlena voll Munterkeit, welche mit Sparafucile (Herrn Hajek) mit dem glücklichsten Succeß ihre Kräfte zum Gelingen des Ganzen verwendeten. — Muhme U., die auch als Kritikerin im Kaffeekränzchen ihre Stimme erhebt, fügt noch besonders hinzu, ein Höcker hätte Hrn. Haag als „Hofnarr Rigoletto" besser gezeichnet. Und Muhme U. hat nicht ganz Unrecht. — Uiber die Opern: „Don Juan" und „Linda di Chamounix halten wir uns für nächstens einen Berichte vor.

Mannigfaltiges.

* Die Wiener Blätter besprechen das Glacis, den angenehmen Spaziergang der Wiener, welches durch die projektirte Stadterweiterung in eine Häuserreiche verwandelt wird. Interessant ist es, daß man es gar nicht bedauert die Glacisfläche zu verlieren, weil diese im Winter zur Deponirung der in der Stadt und zum Theil auch der in den Vorstädten angesammelten Schneemassen benützt werden, und nach Schmelzung derselben, durch die Anwesenheit des abgeladenen Unrathes ein eckelerregendes Aussehen bietende Moräste bildet. Es wird zwar zugegeben, daß sobald die Erde aufthaut, die Glacisflächen bald ein üppiger Grasplatz werden, aber schon im Juni, höchstens im Juli würden diese Glacisflächen falben Grasbüscheln gleichen, und in eine Sandwüste umgewandelt, und bei jedem Windstoße würden mächtige Staubwolken in die Luft gewirbelt, welche dem Glacispassirenden in die Augen und in die Athmungsorgane dringen, ihn belästigen und seine Gesundheit stören. Ein Theil der Glacisfläche würde außerdem das ganze Jahr hindurch als Depot für Donausand, Mauerschutt, Wagen ꝛc. dienen, und so sei es besser, wenn die Glacisflächen in ordentliche Straßen umgewandelt würden. Der k. k. Polizeibezirksarzt Herr Dr. Innhauser hat diese Schilderung gemacht, und so läßt sich an der Richtigkeit der Ansicht wohl nicht zweifeln.

* Aus Petersburg wird gemeldet, daß nächstens der im Jahre 1851 im Generalstab des 5. Infanteriecorps bearbeite Bericht über den Feldzug in Siebenbürgen 1849, herausgegeben von dem Generallieutenant, damaligem Obersten Nepokoischitzki, im Druck erscheinen wird. Der nunmehrige General war Chef des Lüder'schen Generalstabs und hat sich durch sein humanes Benehmen, als ein würdiges Ebenbild, des Generals Skariatin, viele Sympathien in Siebenbürgen erworben. Nepokoischitzki, mit welchen wir persönliche Bekanntschaft machten, galt unter den Korps des General Lüders, als der gediegenste Militär. Wir sind begierig auf seinen Feldzugsbericht in Siebenbürgen.

* Den Hauptstoff des Gespräches in Mailand bilden noch immer die gemeldeten traurigen Vorfälle. Es scheint, daß der viel beklagte Dr. Mora von seiner Geliebten erschossen worden sei, die bei dem Anblick der Leiche des Getödteten ihrem eigenen Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht habe. Sie schrieb ihrem Gatten: „Suche nicht meine Leiche, sondern reise mit Deiner Tochter in weite Ferne." — Der nebst seiner Tochter erdolchte Direktor der Veterinär-Anstalt, Dr. Arvedi, war ein 76-jähriger Greis, der mehreren Feldzügen unter Napoleon I. beigewohnt hatte und Achtung genoß. Nur gegenüber seiner Tochter soll er zu nachgiebig gewesen sein.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 39. Freitag, den 2. April. 1858.

Im Frühlinge.

Ein Lebensbild aus dem „Johannes-Album."

(Fortsetzung.)

Da ist der Veit eine Zeit lang ganz still dagestanden; d'rauf hat er mich bittend angeschaut und gesagt: Annamarie, wenn wenn du mich gern hast, so bleibst du weg vom Tanz; lustig kann man ja doch sein. Du weißt, der Vater und die Mutter haben's nicht gern; es ist bei uns nicht der Brauch, und meine Sach' ist's auch nicht.

Da bin ich zornig geworden und hab' gesagt: So, deine Sach' ist's nicht? aber die meine ist's und ich denk', du kannst mir auch was zu Lieb' thun und einmal nachgeben. Zudem, ich hab's dem Jäger Veri versprochen, daß ich mit ihm tanze.

Gerad' mit Dem sollst du nicht tanzen! — fuhr mir der Veit in die Rede, der Jäger ist nicht der Rechte; der treibt sein Gespötte mit allen Dirnen und mit die soll er's nicht treiben.

O! — entgegnete ich hochmüthig — an Dem ist's nicht! kommt nur auf mich an, so ist's Ernst.

Da ist es stockfinster über Veits Gesicht gezogen und er hat gesagt: Laß den dummen Spaß, Annamarie. Ernst ist's dir doch nicht damit, und zum Tanze, selbiges weiß ich, gehst auch nicht.

Nun ist mir's fast wie Traurigkeit übers Herz gezogen und ich wäre ihm zu lieb gern daheim geblieben; aber die Scheu vor dem Auslachen hat innerlich an mir gehetzt und ich hab' ihm entgegnet:

Getanzt wird auf der Kirchweih', daß du es nur gleich weißt, und eher laß ich von dir!

Dann hab' ich mich umgewendet und bin ins Haus gegangen; aber zwischen der Thürangel durch hab' ich dem Veit nachgesehen, wie er ganz langsam der Heimath zuging. Dem mußt du es abgewinnen, besser jetzt, als später! hab' ich zu mir selber gesagt. Am andern Morgen bin ich lustig gewesen, wie ehedem, daß die Müllerbursch' allzusamm' meinten: Mit dem Veit und der Annamarie ist's aus, die haben so niemals für einander getaugt.

Am Abend ist der Veit wieder in den Hof gekommen; ich aber hab' seiner nicht geachtet und mich zur Heck' hinüber gewendet, wo just der Jäger stand. Nun haben wir mit einander geschwätzt und gelacht, gerad' dem Veit zum Trotz. Wie ich mich aber umdreh', ist der Veit verschwunden. Da ist mir doch ein Stich durchs Herz gefahren; fortgehen hätt' er nicht sollen, das war mir nicht lieb. In selbiger Nacht bin ich zu keinem Schlaf gekommen. „Nachgeben oder nicht nachgeben? Was thust? Gibst du dieses Mal nach, dann hast es auf dem Lebtag verspielt. Nein, zur Kirchweih' gehst, nur dies eine Mal noch." Solches hab' ich bei mir ausgemacht und bin endlich doch eingeschlafen. Am andern Tag — am Kirchweihsonntag — hat sich der Veit nicht in der Mühle sehen lassen, so daß mir's ganz traurig geworden ist. Dazu noch hat sogar der Vetter das Spötteln angefangen: „Nun, richt' dich doch zum Tanz; wenn der Jung' nicht kommt, mußt du halt mit dem Alten vorlieb nehmen." Da bin ich zornig worden und mit dem Vetter gegangen.

Schon von weitem hat man die Musik und das Jodeln gehört, daß es eine Lust gewesen ist. Wie wir über die Wiese schreiten, seh' ich seitwärts den Veit stehen. Ich schau' ganz verstohlen nach ihm. Da bin ich fast erschrocken vor seinem traurigen Gesicht. Ich hab' mir aber Nichts merken lassen und bin weiter gegangen. Nun ist der Jäger meiner ansichtig geworden, auf mich zugesprungen, hat mich um den Leib gefaßt und hineingedreht in den Tanz. Da ist's um mich geschehen gewesen und fort habe ich getanzt bis tief in die Nacht hinein. Aber in der Nacht hat mir's geträumt, der Jäger sei eine giftige Schlange, die auf mich zufahre und mich umringle, so daß ich laut aufschreien mußte. Am Morgen darauf hab' ich immer an den Veit denken müssen, und wenn er käme, ich wollt' ihn ja fußfällig um Verzeihung bitten. Aber er hat sich nicht sehen lassen; statt seiner ist der Mühljung' fast athemlos hergerannt: „Weißt du's schon Annamarie, der Veit ist mitten in der Nacht verschwunden."

Da ist mir ein Stich durch's Herz gefahren, und ich hab' gemeint, ich müßt' in die Erde sinken. Aber die Angst hat mich fortgejagt und ich bin nicht eher still gestanden als bei dem Moos-Jörg in der Stube. Der aber ist bei seinem Weib auf der Ofenbank gesessen, ganz still und traurig. Auf dem Tisch ist ein Zettel vom Veit gelegen, d'rauf ist gestanden, daß er heimlich fortgehe ins Unterland zum Vetter, weil's der Vater doch nicht zugeben hätte; er ihnen daheim nur's Brot wegesse, die Arbeit könnten

sie leicht ohne ihn zwingen; er aber möcht' in die Fremd' und sehen, was anderswo der Brauch sei. Wenn ihnen Etwas zustoße, sollten sie ihm durch den Schulmeister Botschaft geben.

Wie ich das gelesen hab', ist mir's in die Augen gekommen, daß ich hab' arg weinen müssen. Ob auch Nichts von mir im Brief gestanden ist, hab' ich's doch genau gewußt, daß er meinetwegen fort sei, und gerad', weil er Nichts davon geschrieben hat, hab' ich ihn noch tausendmal lieber gehabt als zuerst und mein Leid's keine Ende gewußt.

Von diesem Tag an bin ich bei Moos-Jörgs aus- und eingegangen, wie ihr eignes Kind, und hab' ihnen Alles an den Augen abgesehen, nur um meinen Fehler am Veit wieder gut zu machen. Aber in mein Herz ist keine Lust und keine Freud' mehr gekommen; das Lachen hab' ich fast verlernt, kein einziger Spaß ist mir eingefallen, und die Leute haben gesagt: Annamarie, dich kennt ja kein Mensch mehr! Es ist mir aber Alles einerlei gewesen, und den Jäger Veri hab' ich vollends gar nicht mehr leiden können, der war doch zunächst an Allem Schuld. Da hat er mich einmal auf der Wiese gestellt und mir allerlei vorgesagt von seinem Vermögen und seinem schönen Haus und daß ich gerad' die Rechte für ihn wäre. Da ist mir's glühheiß worden vor Zorn und ich hab' geantwortet: Veri, du bist mein böser Geist! Von dir will ich Nichts mehr wissen mein Lebtag'! — Er aber hat gelacht und gesagt: Wenn du meinst, Annamarie, daß der Veit noch an dich denke und wenn du auf Den wartest, dann kannst du lang' warten; der hat beim Vetter im Unterland ein schönes und reiches Bäsle gefunden. Dieselbige Botschaft kann ich dir mit Gewißheit geben; merk dir's! — D'rauf ist er pfeifend fortgegangen; ich aber bin wie angewurzelt am Platz gestanden und hab' gemeint, mein Herz schlage nimmer, und bald hat's wieder gklopft zum Auseinanderspringen. Die Luft war mir zu eng' und daheim hab' ich mich zuhinderst in den Stadel geschlichen und an die Wand gelehnt und in einem fort geweint.

(Schluß folgt.)

Die galizische Eisenbahn.

(Aus der Ostdeutschen-Post.)

Wien, 26. März. Die Frage der galizischen Eisenbahn ist nun definitiv entschieden. Es war in der That ein peinlicher Gedanke, daß, während fast alle Hauptstädte der Kronländer mit dem Centrum des Reichs mittelst fertiger oder im Bau begriffener Schienenwege in Verbindung sind und kommen werden, die Verbindung Lembergs mit Wien noch immer in Frage blieb. Die Ursache dieser Verzögerung ist bekannt. Die Lage des Geldmarktes, die ohnehin große Zahl von Aktien und Promessen, welche die Kapitalskraft des Reichs in Anspruch nehmen, hat eine unmittelbare Emission neuer Aktien im Laufe des Jahres 1858 unthunlich gemacht. Der frühere Plan, das galizische Eisenbahnnetz in zwei Abtheilungen in Angriff zu nehmen, wovon die eine Hälfte unter dem Titel Westgalizische Eisenbahn von der Gesellschaft der Ferdinands-Nordbahn, die andere Hälfte unter dem Titel Ostgalizische Bahn von der bekannten Gesellschaft von Edelleuten und Bankiers, die hierzu die Konzession erhalten hatte, gebaut werden sollte, mußte in Anbetracht der Umstände aufgegeben werden.

Um jedoch das Königreich Galizien nicht stiefmütterlich zu behandeln, mußte der Staat sich entschließen, ein Opfer zu bringen. Dies ist nun geschehen. Die allerhöchste Konzession ist am 21. d. M. unterzeichnet worden und die Modalitäten derselben sind so ungewöhnlich günstiger Art, daß sie ein wahrhaft kaiserliches Geschenk genannt werden können.

Wir wollen die Punkte dieser neuen Konzession in wenigen Zügen exponiren.

Die galizische Eisenbahngesellschaft erhält die Konzession für die Strecke von Krakau bis Lemberg, deren Ausbau bis zum Jahre 1863 vollendet sein muß. Für den weitern Bau nach Brody oder Czernowitz bleibt ihr das Vorrecht vorbehalten, aber eine Verpflichtung dazu hat sie nicht.

Die Strecke von Krakau bis Dembica (17 Meilen) ist bekanntlich von dem Staate bereits ausgebaut und dem Betriebe übergeben worden; die Strecke von Dembica bis Rzeszow (6 Meilen) ist gleichfalls auf Staatskosten zum Theil fertig gebaut und kann bis zum Herbst in Betrieb gesetzt werden. Die galizische Gesellschaft hätte somit nächst der Vollendung der Arbeiten, welche die Strecke bis Rzeszow noch bedarf, die Bahn von dieser Station bis nach Lemberg, also eine weitere Strecke von beiläufig 30 Meilen, herzustellen. Hierzu ist ein Kapital von fünfzehn Millionen vollständig ausreichend.

In Folge dieser Sachlage wird die Ziffer des früher veranschlagten Aktienkapitals auf drei Achtel reduzirt, so daß statt der präliminirten Summe von 40 Millionen Gulden nur fünfzehn Millionen aufzubringen sind.

Auf diese fünfzehn Millionen werden 10 Perzent eingezahlt; Aktien dürfen während des Jahres 1858 nicht erscheinen.

Die vom Staate gebaute Strecke bis Dembica und die Bauten in der weitern Richtung nach Rzeszow gehen allsogleich in den Besitz, in die Verwaltung und Nutznießung der Gesellschaft über.

Die Kosten, welche der Staat auf die Herstellung dieser Bahnstrecke von circa 23 Meilen verwendet hat, sind auf 13 Millionen veranschlagt, welche die Gesellschaft erst nach Vollendung der ganzen Bahn bis Lemberg, d. h. in fünf Jahren und zwar in zehn jährlichen Raten an den Staat zurück zu zahlen hat, der Art, daß die erste Rate 1863 beginnt und die letzte 1873 zu Ende geht.

Von 1858 bis inclusive 1862, d. h. für die ersten fünf Jahre hat die Gesellschaft weder für das Eigenthum noch für die Aufbrute jener überkommenen 23 Bahnlinien Zinsen oder sonstige Entschädigung an die Staatsverwaltung zu zahlen, und bleibt die Nutznießung der ganzen Strecke bis Dembica resp. Rzeszow ausschließlich der Gesellschaft.

Erst mit dem Beginne der ersten Ratenzahlung 1863 ist das Kapital von 13 Millionen (mit jedesmaligem Abzug der eingezahlten Rate) mit drei Perzent dem Staate zu verinteressiren.

Dies ist in wenigen Worten der wesentliche Inhalt der neuen Konzession. Unter solchen Ausnahmsbedingungen ist das

Digitized by Google

Schicksal der galizischen Bahn in einer Weise gesichert, die wir allen übrigen im Bau begriffenen Bahnen wünschen möchten. Denn das ist ja die Kehrseite aller Aktienunternehmungen, daß man zuerst die Kapitalien in Anspruch nimmt und hinterher erst nach Jahren die Vollendung und der Fruchtgenuß eintreten kann. Die galizische Eisenbahn bietet die Ausnahme, daß im Momente, wo die ersten 10 Perzent eingezahlt werden, ein Drittheil der Bahn bereits im vollen Betriebe sich befindet und die ganze Nutznießung jener Strecke, die einen Werth von 13 Millionen repräsentirt, ohne Abzug oder Verzinsung durch fünf Jahre als ein reines Geschenk in die Kasse der Gesellschaft fließt.

Das vierte Gebot in China.

Vater und Mutter zu lieben, gilt den Chinesen als die erste Pflicht; denn der Vater ist für ihn der Stellvertreter Gottes in der Familie. Kindesliebe geht der Gattenliebe, selbst der Ehrfurcht gegen den Kaiser vor. Der Kaiser hat seine ersten Pflichten gegen seinen Vater, dann erst kommt sein Volk. Des Kaisers Vater ist nicht des Kaisers Unterthan. Sollte ein Kaiser durch Richterspruch genöthigt werden, das Todesurtheil an seinem Vater zu vollziehen, so würde er die Herrschaft von sich werfen, wie einen Strohschuh und mit dem Vater entfliehen und lieber als Flüchtling mit ihm sein Leben in einer Einöde zubringen, als gestatten, daß Hand an ihn gelegt werde. Also spricht sich ein heiliges Buch über die Sohnespflicht des Kaisers aus. Der Sohn hat seine Eltern zu unterstützen, wenn sie arm sind; sind sie alt und schwach geworden, so ist es heilige Pflicht für ihn, sie zu ernähren und zu pflegen, und wer durch Verschwendung, Spiel, Trunk oder sonstiges unordentliches Leben ihnen im Alter Kummer bereitet oder ihr Wohl gefährdet, versündigt sich schwer. Wer seinen Eltern mit Undank lohnt, verfällt dem allgemeinen Abscheu, ein Kind aber, das seine Eltern durch Worte beschimpft, wird auf Anklage derselben erdrosselt. — Man merke wohl: Beleidigungen der Eltern durch thätliches Vergreifen an ihnen, kennt man in China gar nicht; dergleichen hält man geradezu für unmöglich! Das oben angeführte heilige Buch sagt wörtlich: „Wenn die Eltern irren, so soll der Sohn sie mit Demuth, Bescheidenheit und Sanftmuth auf ihren Irrthum aufmerksam machen. Weisen sie den Tadel zurück, so soll er sich bestreben, immer gehorsam und ehrerbietig gegen sie zu sein und dann muß er ihnen ihren Irrthum abermals vorbehalten! Ja, wenn die erzürnten Eltern den Sohn hart züchtigen, so darf er dennoch keinen Groll gegen sie hegen, sondern muß ihnen nur mit um so größerer Ehrerbietung begegnen. Ein Sohn besitzt nichts Eigenes, so lange die Eltern leben; er darf sogar sein Leben nicht für einen Freund in Gefahr setzen, denn sein Leben gehört den Eltern. Die Trauer um Vater oder Mutter dauert wohl drei Jahre, aber ein tugendhafter Sohn bewahrt sein Leben lang den Eltern ein liebendes Andenken und bedauert sie immerfort; er erlaubt sich am Jahrestage ihres Todes niemals eine Freude, und während der Trauerjahre verändert er auch nichts an dem, was sein Vater gemacht oder angeordnet hat." — Mag nun auch das wirkliche Leben vielfach hinter diesen ehrwürdigen Ordnungen zurückbleiben, so ist doch keine Frage, daß von ihnen in jenem auch noch viel lebendige Sitte ist. Wie stellt sich nun diesem Bilde aus dem Heidenthume gegenüber die traurige Auflösung des Familienlebens unter Hohen und Niedern welche unter uns im Schwange geht? wie insonderheit der schreckliche Mangel an Ehrfurcht und Liebe gegen die Eltern, welcher der gegenwärtigen Jugend eigen ist?

Kennt Ihr das Land!

Kennt Ihr das Land, das große Königreich?
Dort thront ein Herrscher, dem kein König gleich!
Mit Kraft, mit Weisheit er das Scepter führt,
Und aller Welten Könige regiert!
Kennt Ihr es wohl, dies Land? — Hinauf geschaut!
Dort hat mein König seinen Thron erbaut.

Kennt Ihr das Land, auf Erden liegt es nicht,
Wo, was wir denken frei die Zunge spricht?
Dort, wo kein eitler Wahn das Herz bethört:
Der größte Fürst den ärmsten Bettler hört?
Kennt Ihr es wohl, dies Land? — Hinauf geschaut!
Dort hat mein König seinen Thron erbaut.

Kennt Ihr das Land, wo ew'ger Frieden wohnt,
Der Freiheit und der Liebe König thront,
Wo Alles glücklich, Alles selig ist:
Ein Volk wir Alle: Heide, Jud' und Christ?
Kennt Ihr es wohl, dies Land? — Hinauf geschaut!
Dort hat mein König seinen Thron erbaut.

Kennt Ihr das Land, wo frei die Seele liebt,
Nicht Reichthum, Rang, Geburt und Kummer trübt?
Wo steter Frühling, ewig jung und grün,
Wohin des bangen Herzens Seufzer zieh'n?
Kennt Ihr es wohl, dies Land? — Hinauf geschaut!;
Dort hat mein König seinen Thron erbaut.

Kennt Ihr es wohl, dies Land? — Verkennt es nicht!
Denkt Du daran, erzürn'te Bösewicht!
Denkt Du daran, der Gutes Du gethan,
So kannst Du freudig meinem König nah'n!
Und rufen hier den treuen Brüdern zu:
Hinauf geschaut! — Dort liegt das Land der Ruh.

L. Hartig.

Mannigfaltiges.

* Die ungarische Akademie der Wissenschaften ist von hoher Stelle aufgefordert worden ihre Ansichten über das zum Schutz des literarischen Eigenthums auszuarbeitende neue Gesetz geeigneten Orts zu unterbreiten. Die Akademiker Baron Sigmund Kemeny, Ladislaus Szalay, Franz Toldy, Moriz Lukats und Lorenz Toch haben der Plenarsitzung eine geeignete Ausarbeitung zur Schlußfassung vorzulegen.

* Im Museum zu Dresden wurden arge Frevein verübt. Berühmte Bildermeisterwerke sind von frevelnder Hand ver-

nichtet worden. Beim Miniſterium war einige Tage vor der Entdeckung des Frevels ein anonymer Brief eingegangen, worin das Miniſterium aufgefordert wurde zur Wahrung der Sittlichkeit die nackten Bilder aus dem Muſeum zu entfernen. Für den Unterlaſſungsfall werde Selbſthülfe angewendet werden. Ein frommer Eiferer wurde auch wirklich zum Kunſtheroſtrat und hat in ſeinem Wahnſinn Werke zerſtört, die nie mehr zu erſetzen ſind.

* Ueber den Werth einer freien Preſſe ſchreibt die allbekannte „Dorfzeitung" aus Hildburghauſen: Mit der Preßfreiheit iſt's doch bei uns Deutſchen eine eigene Sache. 1848 gewann es den Anſchein, als ob's damit einen Ruck thun wolle; allein kaum war die Ruhe wieder hergeſtellt, gleich wurden ſo viel Gegengewichte angehängt, daß wir jetzt eigentlich ſchlimmer daran ſind als je. Die Cenſur, dieſer läſtige Geſelle, iſt zwar nicht wieder eingeführt, aber — was nicht mundgerecht iſt, wird nicht gedruckt; kein Redakteur will ſich die Finger verbrennen und ein Jeder iſt ſich ja doch ſelbſt der Nächſte. Mein Herr Nachbar, der alte Juſtitiarius, meinte aber, bei dieſer Einrichtung führen unſere Regierungen ſchlecht, für ſie gebe es gar keinen beſſern Denuncianten, als die freie Preſſe; dieſe bringe Alles, was im Lande vorgehe, brühheiß zu ihren Ohren und öffne ihnen auch über dasjenige die Augen, was ſie durch amtliche Berichte nie erfahren könnten, auch die beſten ſetzten ihnen immer eine Brille auf die Naſe, nicht abſichtlich, ſondern weil ſie ſelber ja nur durch die Brille, d. h. mit dem Auge eines Beamten ſähen, und das könnte auch gar nicht anders ſein, denn Niemand könne ja aus ſeiner Haut herausfahren. Manche Beamte könnten es auch nicht über's Herz bringen, der Regierung etwas Unangenehmes zu ſagen; andere hielt ihre Stellung davon zurück; auch hacke keine Krähe der andern die Augen aus. Es ſei zwar richtig, auch mit der Preßfreiheit könne Unfug getrieben werden, Preßfreiheit könne in Preßfrechheit umſchlagen, wie uns das Jahr 1848 bewieſen; allein es habe damit bei uns keine Noth; nicht nur könne durch ein tüchtiges Preßgeſetz, das freilich Schwurgerichte vorausſetze, Preßunfug abgehalten werden, ſondern die Gegenwirkung der freien Rede enthalte ſelbſt das beſte Gegengewicht; denn wo, wie dieß jetzt in Deutſchland der Fall iſt, das Intereſſe am Oeffentlichen im Volke einmal erwacht und die Kunſt zu ſchreiben nicht mehr ein Sondergut der Gelehrten ſei, da fänden ſich immer welche, die mit der Feder in der Hand das Irrige, Halbwahre und Schielende berichtigten, und wahrhaft Böswillige, Perfide und Gleißneriſche könnten ja ohnehin, wo Publicität herrſche, unentdeckt ihr Weſen lange nicht treiben, ſie würden entlarvt und ſtänden dann allgemein geächtet da, wie groß auch die Gaben ſein möchten, die Mutter Natur ihnen verliehen habe. Revolutionszeiten aber könnten keinen Beweis gegen die Redefreiheit abgeben, ſie ſeien moraliſch verdreht, da gehe Alles aus ſeinen Fugen; das ſei anders in Zeiten der Ruhe. Die freie Preſſe, meinte er, treibe den im Organismus des Volkskörpers verborgenen Krätzſtoff auf die Oberfläche der Haut, wo bei einem rechtzeitigen Einſchreiten ein geſchickter Heilkünſtler immer Hülfe ſchaffen könne; unterdrücke man aber den Ausſchlag, ſo werfe ſich der Krankheitsſtoff auf die inneren edleren Theile, es bilde ſich (wie die Herren Mediziner ſich ausdrückten) eine Metaſtaſe, die oft das Leben koſte. Das leuchtete mir ein. Er führte dann auch noch eine Menge Philoſophen und Rechtsgelehrte an, die im Namen des Volkes die Freiheit der Rede von Rechtswegen forderten und eine Art von Mundſperre für ein Unrecht hielten, und ſuchte die Richtigkeit ihrer Theorien geſchichtlich durch Hinweiſung auf England und Belgien darzuthun; auch wies er auf die Zeiten der Reformation, wo die Gewiſſensfreiheit zum Durchbruch gekommen ſei und die größten Geiſter, ohne die es nicht gegangen wäre, kein Blatt vor's Maul genommen hätten.

* Repreſſalie. Im Hinblick darauf, daß einige deutſche Staaten, und namentlich das benachbarte Baiern, die Gewährung des Staatsbürgerrechts an würtembergiſche Iſraeliten in der Regel verſagen, hat die würtembergiſche Regierung als Repreſſalie die gleiche Maßnahme gegen die Iſraeliten jener Staaten angeordnet. Freilich trifft die Repreſſalie nur die Juden, nach der alten bewährten Regel: „Schlägſt Du meinen Juden, ſchlag' ich Deinen Juden."

* (Amerikaniſche Moralitäts-Scala.) Wer eine Million ſtiehlt, iſt ein guter Finanzier. Wer eine halbe Million ſtiehlt, iſt ein unzuverläſſiger Mann. Wer eine viertel Million ſtiehlt, iſt ein Betrüger. Wer Fünfzigtauſend ſtiehlt, iſt ein Spitzbube. Wer aber ein Paar Stiefel oder ein Brot ſtiehlt, iſt ein niederträchtiger Schurke und muß geprügelt werden.

* Die „Trieſt. Ztg." erwähnt eine wenig bekannte hiſtoriſche Anekdote aus dem Leben des Generals Gorzkowski, der bekanntlich den Antrag des Königs Karl Albert, ihm die Feſtung Mantua für 3 Millionen Franken zu überliefern, mit Verachtung zurückwies. Als nämlich während der Belagerung dieſer Feſtung durch die Piemonteſen, welche Einverſtändniſſe mit der Bevölkerung unterhielten und auf einen inneren Aufſtand rechneten, eine Deputation der Bürgerſchaft dem General Gorzkowski, der des Italieniſchen nicht ſehr mächtig war, die Schonung ihrer Stadt ans Herz legte, gab er ihnen die lakoniſche Antwort: Mantovani buoni — Gorzkowski buono; Mantovani cattivi — Gorzkowski bum! bum! (Mantuaner gut — Gorzkowski gut; Mantuaner ſchlecht — Gorzkowski bum! bum!) Die Herren wußten, daß der alte Herr ſein ſchlecht ſtyliſirtes Verſprechen halten würde und thaten darum ihr Möglichſtes, um ſich ein ebenſo ungrammatiſches Bombardement zu erſparen.

Kronſtädter Nachrichten.

Fräulein Emmel, erſte Sängerin der Hermannſtädter Oper, der Sänger Herr Haag und Herr Kapellmeiſter Wawra ſind hier angekommen, um im Laufe der nächſten Tage ein Concert zu geben und wurden uns von unſern Hermannſtädter Freunden auf's Beſte empfohlen. Uebrigens haben unſre Correſpondenten ſich über die vorzüglichen Leiſtungen des Künſtlerkleeblatts ſehr günſtig ausgeſprochen und die hieſigen Muſikfreunde ſehen einem ſeiten gebotenen Kunſtgenuß entgegen. Zeit und Ort, wann und wo das Concert gegeben wird, werden wir in unſerer nächſten Nummer mittheilen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronſtadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 40 u. 41. Mittwoch, den 7. April. 1858.

Im Frühlinge.

Ein Lebensbild aus dem „Johannis-Kloum."

(Schluß.)

So träumig ist es fortgegangen viele Wochen. Darüber ist es Winter geworden und so in der engen Stube beim Spinnen hat mir das Herz noch weher gethan als draußen in der Luft.

Lichtmeß war schon vorüber und mit mir ist's nicht anders geworden. Wenn Veits Eltern nicht gewesen wären, hätt' ich lieber auch meinen Bündel geschnürt und wär' in die Fremde gewandert.

Plötzlich ist der Moos-Jörgel schwer krank geworden; ich bin zum Pfarrer und Doktor gesprungen; die haben gesagt, es wäre gut, wenn es der Veit wüßte. Der Schullehrer hat wohl gleich geschrieben, aber nach einer Woch' ist's ausgewesen mit dem Jörg, und am selbigen Tag soll der Veit in die Stub' getreten sein, käßweiß vor Schrecken. Ich hab' ihn nicht gesehen, sondern von der Stund' an mich versteckt, obgleich ich mein Leben darum gegeben hätte, ihn zu trösten in seinem Leid.

Am Nachmittag, wo man den Jörg begraben hat, bin ich auch auf den Gottesacker hinausgegangen, hab' mich aber im Beinhäusel, wo die Todtenköpfe liegen, versteckt, und wie ich den Veit hab' laut aufschreien hören, da war mir's gerad', als sei ich an Allem schuld, und als wär' der Jörg noch am Leben, wenn ich den Veit durch meinen Uebermuth nicht fortgetrieben hätte!

Wie der Kirchhof wieder menschenleer geworden ist, bin ich herausgeschlichen aus meinem Versteck und hab' mich niedergekniet ans Grab, gebetet und meine Zähren darauf gespritzt statt dem Weihbrunnen. Auf einmal hat die Sonn' geschienen, als ob ein Engel durch die Luft zög' mit seinen goldnen Flügeln und gerad' ober mir inne halte. Das hat mir so wohlgethan, daß ich hab' wieder leicht aufathmen können; ich hab' immer fortgebetet, und daß der Jörg aus dem Himmel herunter es dem Veit ins Herz gebe, ich sei nicht so bös', als er mein, — und es reu' mich mein Uebermuth und daß ich mich noch zu Tode weine wegen ihm.

Am andern Morgen hat schon in aller Früh' die Sonn' so prächtig geschienen, als ob's Sommer wär'; die Spatzen sind auf die Heck' geflogen und haben lustig gewitschert, und die Luft hat so warm geweht, g'rad' wie heute. Da ist mir's zum ersten Male nach langer Zeit wieder wohl geworden im Gemüth, als ob's gar eine Kirche wär' und der liebe Herrgott selber d'rin die Predigt hielt'. Nun hab' ich vom Fensterstins meinen großen Rosmarinstock genommen, den mir eh'dem der Veit geschenkt hat, hab' meinen Schurz darum gewickelt und ihn heimlich hinausgetragen zum Kirchhof auf Jörgs Grab. Lang' bin ich dort gekniet und hab' gar nicht aufhören können zu beten, und die Sonn' hat immer wärmer dazu geschienen.

Wie ich aber aufsteh' und mich umwend', schau' ich dem Veit gerad' ins Gesicht, und der hat mich angesehen, so traurig und doch so freundlich, daß mir's Weinen gekommen ist, und ich hab' laut schluchzen müssen. Der Veit hat mich aber bei der Hand genommen und gesagt:

Komm' heraus, Annamarie, auf's Feld; im Gottesacker d'rin darf man nicht an solche Sachen denken, geschweige davon reden.

Wie ein Kind so folgsam bin ich mit ihm gegangen, und draußen ist er stillgestanden und hat gesagt:

Annamarie, Gott vergelt dir's, was du dem Vater und der Mutter gethan hast.

Da hat mir's ganze Herzstöß' gegeben; der Veit aber hat meinen Kopf an sich gedrückt und mich fest gehalten, bis ich wieder ruhiger worden bin.

Und magst mich denn noch, Annamarie? und hast mich nicht vergessen in all' der Zeit?

Wie ich seine Stimm' gehört hab', ist mir's worden, als stieg' ein Engel vom Himmel herab und brächt' mir die Verzeihung. Der Jörg mag mir's auch verzeihen, daß ich in selbiger Stund' nicht an ihn gedacht hab' und so selig war, wie noch nie in meinem Leben. Der Veit aber hat an seinen Vater gedacht und mich wieder hineingeführt zum Grab. Dort hat er vom Rosmarinstock einen Zweig abgebrochen und ihn mir gegeben, wie's Brautleut' thun, und er selber hat sich auch einen ins Knopfloch gesteckt und mir hernach die Hand gereicht. Darauf haben wir noch ein Vaterunser gebetet und sind heimgegangen zur Mutter.

Sechs Wochen nachher bin ich mit dem Kränz'l im Haar neben dem Veit in die Kirch' gangen.

Digitized by Google

Seit der Zeit sind's fast fünfzig Jahre her, und seit zehn Jahr' liegt mein Veit im Kirchhof neben seinem Vater. Aber alle Tag' muß ich an ihn denken, und wir ich's Tanzen nicht gebraucht hab', um zufrieden und glücklich zu sein, und wie gut und brav und freundlich der Veit war zu jeder Stund'. Wenn aber nach dem Winter die Sonn' zum ersten Male wieder so hell scheint wie heut', dann wird mir's gerad' wie selbiges Mal auf dem Gottesacker, und ich mein', ich sei wieder jung und hätt' meinen Rosmarinzweig anstecken." —

Die Alte hielt inne und sah auf den Boden, tief in Gedanken versunken. Längst standen wir vor ihrem Hause, und nun kam die kleine Bärbel, ein zwölfjähriges Mädchen, herausgesprungen und weckte die Großmutter aus ihren Erinnerungen zur Gegenwart.

Ohne viele Worte nahm ich Abschied; aber ich konnte meine Gedanken von der einfachen Erzählung nicht loswinden. Langsam setzte ich meinen Spaziergang fort über den Berg, wo die drei alten Linden stehen. Noch waren ihre Aeste kahl und unbelaubt; aber ich dachte an das siebzigjährige Herz, welches der Frühling wieder verjüngt hatte, und sah im Geiste schon Blätter grünen aus dem alten Baume.

Auf dem Heimwege zog mich's gewaltig zum Dorffriedhofe, an Veits Grab. Wie ich mich aber nähern wollte sah ich dort die alte Annamarie knien, und wieder hielt sie einen großen Rosmarinstock im Arme, den sie auf Veits Grab setzte. Gerührt von der treuen Liebe des alten Herzens wendete ich mich zum Gehen.

O du wunderbare Frühlingsmacht — flüsterte ich — schwebe auch um mich, wenn einst mein Herz im Winterschlafe liegt, und belebe es neu' mit Lieb' und Erinnerung!

Aus dem Leben des Feldmarschalls Grafen Radetzky.

(Aus dessen biographischen Skizzen Stuttgart und Augsburg bei Cotta 1858)

Die folgenden Mittheilungen sind authentisch, weil sie von dem Heldenmarschall größtentheils selbst herrühren. Nur wenige Jahre nach dem Schluß des siebenjährigen Krieges wurde Graf Radetzky geboren, und aufgewachsen in einer schweren Zeit, ein Schüler und Bewunderer des gelehrten Lacy, ein Liebling des tapfern Laudon, war er einer der letzten jener Krieger welche noch gegen die Türken gefochten, machte sämmtliche Revolutionsfeldzüge mit, und stand, ausgerüstet mit den reichsten Erfahrungen, bereits an hervorragender Stelle als die Befreiungskriege ihren Anfang nahmen.

„Keinem hatte die Vorsehung eine erhabenere Mission überwiesen; keinem war es so wie ihm vergönnt dem Dienste seines Kaisers 72 volle Jahre zu weihen, und keiner hat als ein fast lebensmüder Greis noch Heere befehligt, um den Treubruch zu strafen und rebellische Länder wieder zur Ordnung zurückzuführen."

Wir überblicken rasch die ersten Jahre. Am 2. November 1766 war er in Trzebnitz geboren. Schon im Alter von sechs Jahren verlor er seinen Vater. Der Knabe kam in das Haus seines Großvaters, und dann in das Theresianum zu Brünn. Am 1. August 1784 trat er als Privatcadet in das zweite Kürassierregiment, das in Ungarn lag. Im Jahr 1786 rückte Radetzky zum Unterlieutenant, im Nov. 1787 zum Oberlieutenant vor. „Als solcher (erzählt der Herausgeber) maschirte er beim Ausbruch des Türkenkrieges an die untere Donau, und machte die drei Feldzüge bis zum Frieden von Sistow (4. August 1791) bei der Hauptarmee, jedoch zumeist als Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls Grafen Lacy mit. Er wohnte den Belagerungen von Berbier und Belgrad bei, und focht mit seinem Regiment tapfer auf dem Rückzug von Illowa nach Karansebes. Mit besonderer Auszeichnung benahm er sich hier gegen die wiederholten und überlegenen Angriffe der türkischen Spahis.

„Die Nähe des großen Lacy konnte nicht verfehlen eine entschiedene Wirkung auf den strebsamen Geist des jungen Mannes zu üben, der die ihm gebotene Gelegenheit zu höherer Ausbildung so trefflich zu benützen verstand, daß er sich bald durch rasche Auffassung und waghalsige Kaltblütigkeit bemerkbar machte, und für einen zu großen Hoffnungen berechtigten Offizier angesehen wurde."

Später, bei Ausbruch des Krieges mit Frankreich, finden wir Radetzky zuerst als Ordonnanzoffizier des Feldmarschallieutenants v. Beaulieu. Am 26. Jun. 1794 war er zum zweiten Rittmeister ernannt. Im Feldzug von 1795 diente er unter dem Feldzeugmeister Grafen Clerfayt am Rhein. Bevor noch der Winter eintrat, ward er von dem schon 70jährigen Beaulieu, der das Obercommando in Italien erhalten hatte, zum Adjutanten erkoren. Der Herausgeber selbst sagt von dem Feldzug von 1796 in Italien daß „die österreichische Tapferkeit gegen das bitterste Mißgeschick ankämpfte, während ein jugendlicher feindlicher Feldherr, voll Ruhmbegier und reich an Mitteln, die ihm sein schöpferischer Geist an die Hand gab, das Glück zwang zu ihm zu stehen."

Am 20. Mai war Radetzky zum Major befördert. Die Belagerung von Mantua zwingt dem Herausgeber die Worte ab „Aus der Geschichte des Feldzuges von 1796 in Italien ist bekannt, daß zum Entsatz von Mantua die außerordentlichsten Anstrengungen gemacht wurden und, viermal versucht, jederzeit scheiterten, leider nicht an der Tapferkeit und Ausdauer der Truppen, sondern an der Unfähigkeit einzelner Führer."

Radetzky indeß mußte mit seinem Pionnierbataillon sich nach Mantua werfen. Als die Festung sich endlich ergeben mußte, befand er sich mit 300 seiner Pionniere unter den 500 Mann welche mit allen Kriegsehren abziehen durften. Im März 1797 übernahm Erzherzog Karl das Commando; aber schon am 7 April trat der Waffenstillstand ein. Gegen Ende 1797 vermählte sich Radetzky mit der 1854 ihm vorangegangenen Gräfin Strassoldo-Grafenberg, aus welcher Ehe fünf Söhne und drei Töchter hervorgiengen.

Von dem Feldzug von 1799 in Italien führen wir nur an daß Radetzky, der inzwischen zum Oberstlieutenant vorgerückt war, schon für den nach der Schlacht bei der Trebbia mit den Russen erfochtenen Sieg auf Melas' Antrag zum Theresien-Orden vor

geschlagen wurde, aber erst nach dem Sieg von Novi ihn (einstimmig) erhielt. Im 33. Jahr ward er Oberst.

Der Feldzug von 1800 in Italien begann. Bis April waren die Oesterreicher siegreich. Da wendet sich das Glück. „Schon seit März (erzählt der Herausgeber) hatte General Berthier bei Dijon eine Reserve-Armee von 50,000 Mann gesammelt, die in Italien verwendet werden sollte, um dort einen völligen Umschwung der Dinge herbeizuführen. Lange wollte man in Wien an dem Bestand dieser neuen Armee zweifeln, bis endlich der kurz zuvor auf der „Muiron" aus Aegypten nach Europa zurückgekehrte General Bonaparte das Commando derselben übernahm. Er überstieg um die Mitte Mai's die Alpen und senkte sich ins Po-Thal herab, bevor man es dachte. Denn in genauer Zeitberechnung, in rasch eingreifender Beförderung seiner Anordnungen, so wie in der moralischen Einwirkung auf die Truppen that es ihm kein anderer zuvor.

„Erst als die Wetterwolke drohend über Italien hieng, und sich jeden Augenblick furchtbar entladen konnte, beschloß man in Wien die in der Lombardei zerstreuten 45,000 Mann unter Feldmarschall-Lieutenant Khaim dem Sieger an den Pyramiden entgegenzustellen. Ein Khaim gegen einen Bonaparte!

„Damit war von vornherein das Urtheil gesprochen, ohne daß es eines Delphischen Orakels bedurft hätte. Um den Franzosen das Herabsteigen in die italienische Ebene zu wehren, oder besser, um die Entwicklung ihrer Colonnen im obern Stromgebiet des Po zu hindern, wurden nur mangelhafte Vorkehrungen getroffen, und vor allem der wichtige Grundsatz aus den Augen gelassen: die Kräfte erst zusammenzuhalten."

(Forts. folgt.)

Correspondenz.

Aus Hermannstadt. Apollo lenkt die Sonnenrosse, der Humor seine Laune. Die Temperaturmilderung muß eintreten, die Kälte des Winters, die Kälte der Menschen muß sich brechen unter dem warmen Kusse, den die Frühlingssonne zum erstenmale der wintererstarrten Erde, den trübsinnig gewordenen Menschenkindern gibt. Am vergangenen Sonntage strahlte die Sonne so warm, daß sich Jung und Alt in Staat setzte, um der vom Himmel zum erstenmale wieder Frühlingslust und Wonne spendenden und in vollem Reize strahlenden Sonnenjungfrau lenzgerecht unter freiem Himmel Begrüßung und Aufwartung machen zu können. Unser Zibinfluß bereits zum drohenden Strome herangewachsen trieb die Trümmer der geborstenen Eisdecke wie frohlockend in die Weite. In und außer der Stadt, in welcher der Schnee wie durch Zauber plötzlich verschwunden war, bewegten sich die Bewohner in Schaaren zum erstenmale nach langer Winterpein wieder mit den fröhlichen Gesichtern des Frühlings. Das Auge konnte sich an den buntesten Frühlingstrachten weiden. Auch die Crinoline fehlte nicht und moderne höhere Absätze an den Damenschuhen, gleich den Stöckelschuhen vor hundert Jahren. Wie doch die Moden sich ändern und am Ende wieder neu in Vorschein kommen! Nicht lange und wir dürften wieder die thurmartigen Frisuren der Vorzeit an den Häuptern jener Damen erblicken, die heutzutage mit immer höher und höher wachsenden Touren, Blumen und Bändern in Grandezza und steifer Sitte einherschreiten, dairische Hauben und Corsettein mit verächtlichen Blicken messend. An Schnallenschuhen, bordirten und nichtbordirten Männerröcken, Perücken von allen Farben, selbst den rothen, jedoch **ohne** Zopf — Ausnahme vor den Moden vor hundert Jahren — fehlt es auch nicht bei ähnlichen Spaziergängen und mancher riesige Schnurbart — das Decorum der Jetztzeit zur Schau tragend — paradirt gleich stattlich, wie vor hundert Jahren der stattlichste Zopf. Die Mode bleibt sich fast immer gleich —

„Der lange Schnurbart ist ja eigentlich nur
Des Zopfthums neuere Phase,
Der Zopf, der ehmals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Nase."

Manche Schlittenfahrt hätte noch an diesem ersten schönen Frühlingssonntage stattfinden sollen, doch schmolz die warme Sonne rings derart den Schnee, daß derlei Projekte mit zu Wasser wurden. Es blieb demnach vielen jungen Herren nichts anders übrig, als die Füße promenirend in Bewegung zu setzen und über die hübschen, nett costümirten Stadttöchter Revue zu halten, soweit es die strenge Moralität gestattet. — Doch nicht lange vergönnte uns Herr Winter, der brummige Alte, der bei uns unerhört die Kälte dießjährig auf 22 Grade unter Null gebracht hatte, dieses erste Frühlingsahnen, das süße Frühlingslüftchen, Thauen und Aufathmen in Wonne, als schiene er nicht entschlossen, die Regierung niederlegen zu wollen. Als wir morgens nach dem schönen Sonntage das Bett verließen und in die Gassen blickten, mußten wir neuerdings ganz weich und sentemental aufseufzen: Will es denn heuer gar nicht Frühling werden? — Die Nacht über hatte es abermals tüchtig geschneit und schneite noch und ein kalter Sturm sauste durch die Straßen. Das alles hielt uns jedoch nicht ab, unsere gewohnten Spaziergänge zu machen und wir kamen auch wieder in ein Kaffeekränzchen, wo allerhand kritisirt wurde.

Mannigfaltiges.

* Im Feuilleton des „Raaber Moniteur" bespricht K. Rath die 6 St römischen Kupfermünzen, die in der Erde unter dem Wiener Thor in Raab gefunden worden. — Die interessanteste ist von der Größe eines Groschen W. W. aber dreimal so dick, ist 73 Jahre nach Chr. G. geprägt, — das Gepräge stellt den Kopf Kaiser Vespasian's dar. — und somit 1783 Jahre alt.

* Der letzten Nummer des „Magyar Futár" liegt eine Pränumerations-Einladung auf eine neue im Lande erscheinende ungarische Zeitschrift: „Marosvásárhelyi füzetek." Das unter der Redaktion des ev. ref. Lehrers Franz Mentowich in M.-Vásárhely alle zwei Monate in sechs Bogen starken Heften erscheinende Blatt beaufsichtigt hauptsächlich ein Organ für Popularisirung der Wissenschaft zu sein. Belletristik und Poesie sollen eben nur vertreten sein, um die für schwache Mägen etwas trockene wissenschaftliche Kost zu würzen. Naturwissenschaften, Geschichte und Aesthetik sollen vornehmlich die Spalten füllen. Vorderhand wird nur Pränume-

ration auf 4 Hefte mit 2 fl. C.-M. angenommen. Im Juni l. J. erscheint das erste Heft. Wir wünschen diesem neuen literarischen Unternehmen den besten Fortgang und die gedeihlichste Entwicklung, werden auch nicht versäumen seiner Zeit unsere Leser von dem Fortgang desselben in Kenntniß zu sein.

* (Was eine halbe Stunde werth ist.) In Troppau waren (1820) die Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen mit ihren Ministern versammelt. Sie beriethen eine der wichtigsten politischen Fragen, die der Intervention in fremde staatliche Zustände. Die Verhältnisse, namentlich Neapels, gaben gerade eine dringende Veranlassung. Oesterreich und Preußen wollten interveniren; der Kaiser von Rußland wollte nicht. Wollte Rußland nicht, so konnten, nach dem Principe der heiligen Allianz, auch die beiden anderen Mächte nicht. Besonders der Fürst Metternich gab sich alle erdenkliche Mühe, den Kaiser Alexander umzustimmen. Alexander war und blieb unbeweglich. Fürst Metternich strengte seinen ganzen reichen Geist an, um noch irgend etwas zu ersinnen, was den Entschluß des russischen Kaisers umstimmen könne. Er mußte es bald, er mußte es sofort ersinnen, denn auf die nächste Stunde war Alexanders Abreise bestimmt. Da, es war früh Morgens und der Fürst eben aufgestanden, kommt, die Pferde ventre à terre, ein Courier vorgefahren. Es war ein Courier des österreichischen Gesandten in St. Petersburg. Er überreicht dem Fürsten ein Schreiben des Gesandten. Es habe die höchste Eile. — Der Fürst reißt es auf, durchfliegt es. — Haben Sie den russischen Courier unterwegs getroffen? — Ich habe ihn überholt. Er kann in der nächsten halben Stunde hier noch nicht eintreffen. — Sie haben hier noch niemand gesprochen? — Niemand. — Gut. Bleiben Sie hier. — Der Gesandte hatte dem Fürsten gemeldet, daß in diesem Augenblicke in Petersburg die Preobraszenskische Garde, daß seit Peter dem Großen seinem Monarchen in unwandelbarer Treue ergebene Leibregiment des Kaisers, sich empört habe. — Sogfort stand ein Plan des Fürsten fertig. Er steckte das Schreiben zu sich und machte in seiner Morgen-Toilette eine sehr gedankenvolle Morgen-Promenade. Der Zufall führte ihn in die Nähe des Quartiers des Kaisers von Rußland. Alexander war schon auf und stand am Fenster. Er sah den gedankenvoll promenirenden Diplomaten für den in diesem Augenblicke nichts in der Welt war als seine Gedanken. Der Kaiser öffnete das Fenster und rief dem Fürstem einen guten Morgen zu. Der Fürst mußte sich dem Fenster nahen und unterthänig für den gnädigen Gruß danken. Der Kaiser war sehr guter Laune und scherzte. — So tiefsinnig, lieber Fürst? Die fatale Intervention! — In der That, Sire, sie beschäftigte mich. Und da Eure Majestät selbst den Gegenstand berührt haben, dürfte ich mich erdreisten, nochmals auch meinerseits darauf zurückkommen? — Geben sie sich keine Mühe, lieber Metternich, lachte der Kaiser. — Aber das Feuer der Revolution brennt jetzt in so manchen Ländern, in Portugal, in Spanien, in Neapel. Mag jeder es selbst löschen. — Wenn es sich nun weiter ausbreitete? — Zu uns wird es nicht kommen. — Wenn es aber geschähe, Sire? — Es wird nicht, sage ich Ihnen. — Wenn es selbst nach Rußland sich ausbreitete? — Pah! — Wenn in Petersburg selbst die Flamme loschlüge, unter Eurer Majestät Truppen? — Unmöglich! — Wenn Eurer Majestät eigene Leibgarde, wenn das Preobraszenskische Regiment —. — Der Kaiser fuhr auf. — Unsinn! rief er gereizt. — Der Fürst zog die Depesche des Gesandten in Petersburg hervor. — Haben Eure Majestät die Gnade, zu lesen. — Der Kaiser las. Er wurde leichenblaß vor Zorn. — Metternich, wir müssen intervenirn! — Es wurde interveniert.

Kronstädter Theater.

Der gestrige Theaterabend gestaltete sich in vieler Beziehung zu einem interessanten und anziehenden.

Fräul. Auguste Emmel und Hr. Philipp Haag, die Stützen der Hermannstädter Oper, traten gestern unter Mitwirkung des Kapellmeisters Hrn. Wawra hier auf und rechtfertigten vollkommen den guten Ruf der ihren künstlerischen Leistungen voranging. Das Programm war ein gutgewähltes und bestand aus folgenden Nummern:

1. Arie aus der Oper „Il Trovatore" von G. Verdi, gesungen von Hrn. Haag. 2. Arie aus Ernani von G. Verdi, gesungen von Frl. Emmel. 3. Romanze aus „Czar und Zimmermann" von Lortzing, gesungen von Hrn. Haag. 4. Tadolini-Walzer von Ricci, gesungen von Frl. Emmel. 5. Großes Duett aus der Oper Belisar von Donizetty, gesungen von Frl. Emmel und Hrn. Haag. Frl. Emmel, welche von einer plötzlichen Heiserkeit befallen war, errang großen Beifall, der sich gewiß noch entschiedener gestaltet haben würde, wenn das Frl. im vollen Besitze ihrer herrlichen Mittel gewesen wäre.

Hr. Haag, der immer sicher und fest die Töne in seiner Gewalt hat, sang mit Kraft und Ausdruck. Sowohl er als Frl. Emmel erfreuten sich des öftern und wiederholten Hervorrufs. Hr. Kapellmeister Wawra dirigirte mit gewohnter Umsicht.

In Holbein's bezähmter Widerspenstigen machten sich besonders die Träger des Stückes: Frl. Seidl (Franziska), und Hr. Thalmann (Oberst Kraft), durch ihr äußerst künstlerisches Zusammenspiel höchst verdient, und wurden mit den lautesten Beifall und Hervorrufe nach Akten und am Schluße ausgezeichnet. Köstlich war Hr. Stahlberg als dummer Bauernjunge. Die Uebrigen genügten. Das Haus war in allen Räumen überfüllt.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 42. Freitag, den 9. April. 1858.

Paris als Heilort kranker Engländerinnen.

Paris fängt an dem weltberühmten Nizza sein Klima streitig zu machen. Berühmte Aerzte senden ihre Kranken in die Weltstadt und die Wässer des Boulogner Wäldchens drohen die Bäder aller Welt zu entwerthen. Unter den liebenswürdigsten und interessantesten Patientinnen, die zur Herstellung ihrer Gesundheit nach Paris gekommen sind, nennt man die Tochter eines vornehmen Engländers, Miß Mary S. . ., die in London an Spleen und ewigem Nebel fast zu Grunde ging. Miß Mary ist noch nicht achtzehn Jahre alt, schön, liebenswürdig und reich — eine wahre Fee.

Trotz ihren Millionen ist sie mit ihrem Vater in einer kleinen Villa von Auteuil oder Passy abgestiegen. Sie empfangen Niemanden als einen jungen Arzt, der die Gesundheit der Kranken wieder herzustellen versprochen.

Man erzählt, daß man der jungen Miß bei ihrer Ankunft in Frankreich die Namen der berühmtesten Aerzte genannt, und daß sie alle ausgeschlagen habe.

„Erinnerst Du Dich," sagte sie ihrem Vater, „an die poetische skandinavische Legende, nach welcher der Steuermann eines Schiffes auf offener See den Weg nehmen soll, den ihm ein Vogel bezeichnet, welcher seine Wange berührt. Machen wir es eben so. Ueberlassen wir meine Behandlung dem Zufalle, der uns gewiß den besten Arzt zuführen wird."

„Aber, mein Kind, wir sind nicht auf offener See, wir befinden uns in Paris."

„Das ist fast dasselbe."

Kaum waren diese Wort gesprochen, als sich eine Blaumeise auf das Fensterbrett bei Miß Mary niederließ und, als sie aufgescheucht davonflog, mit ihren Flügeln die Wange des jungen Mädchens berührte.

Rasch zog das Mädchen ihren Vater mit sich fort und ging der Meise nach, welche sich auf dem Dache eines kleinen Häuschens in der Nähe ihrer Wohnung niederließ.

„Hier wohnt er!" ruft Mary mit kindischer Freude aus.

„Wer?"

„Er, mein Vater, den wir suchen — — mehr weiß ich nicht zu sagen."

Auf einer kleinen Kupferplatte am Hause befand sich die Inschrift: „N. N., Doktor der Medizin."

„Das ist wunderbar," rief der Engländer aus.

„Nicht wahr," fügte Mary hinzu und läutete an der Thürglocke.

Bald erscheint der Arzt, ein junger hübscher Mann mit lebhaften schwarzen Augen. Der edle Lord trägt ihm sein Anliegen vor, die kranke Tochter, welcher die englischen Aerzte eine gesunde Luft und Zerstreuung verordnet hatten, in Behandlung zu übernehmen. Der junge Arzt lehnt Anfangs diese Ehre ab, indem er auf die zahlreichen medizinischen Celebritäten hinwies, welche Paris beherberge. Er sei eben erst mit seinen Studien fertig geworden und habe außer seinen Blumen noch Niemanden behandelt.

„So werden Sie mit mir beginnen," sagte Miß Mary mit einem schüchternen Blicke auf den jungen Mann. „Die berühmten Aerzte lassen sich so viel zahlen und wir sind nicht reich."

„Dann ist's etwas Anderes," antwortete der Arzt . . . „ich übernehme die Kur. Ich werde Sie gerade so behandeln wie meine Blumen, deren zarte Natur Sie theilen. Die Sonnenstrahlen und ein blauer Himmel, das ist in Fällen, wie der Ihre, die beste Medizin. Kommen Sie täglich zu meinen Blumen, um die reine Luft meines Gartens einzuathmen und Sie werden bald geheilt sein."

Der Rath wurde von Seite der Patientin pünktlich befolgt und der Arzt behandelte sie mit eben so viel Zartheit wie seine Blumen. Nach acht Tagen schon war in dem Befinden des jungen Mädchens eine solche Besserung eingetreten, daß der Vater dem Arzte sagen konnte: „Ich habe nur ein Mittel, Ihnen meine Erkenntlichkeit zu beweisen, das ist, Ihnen meine Tochter zu geben." — — — Der Vater war den sehnlichsten Wünschen der beiden jungen Leute zuvorgekommen, welche sich in so kurzer Zeit innig lieben gelernt hatten.

Eine Blaumeise flog vorüber.

„Das ist der Vogel, der mich zu Dir geleitet," flüsterte Miß Mary und legte ihre Hand in die des jungen Mannes.

Die Hochzeit wird in einigen Tagen stattfinden, nachdem auch die Schwierigkeiten behoben sind, welche die Entdeckung verursacht hatte, daß Miß Mary keineswegs ein armes Mädchen, sondern eine Millionärin sei.

Digitized by Google

Der junge Mann war Anfangs über diese Entdeckung so trostlos, daß er sich eine Kugel vor den Kopf schießen wollte; endlich brachte ihn Miß Mary zur Vernunft. Sie war so schön und ihr Blick, von Thränen umflort, war so beredt! (Fremdbl.)

Chinesische Zustände.

Die „Times" hat einen eignen Korrespondenten nach China abgesendet, dessen Berichte gerade nicht geeignet sind irgend Jemand nach einer Naturalisation im himmlischen Reiche lüstern zu machen; aber er erzählt Dinge, von denen in Europa bisher wenig bekannt war, und deshalb geben wir im Folgenden einige Auszüge: „Wir stehen auf dem großen Richtplatze von Kanton. Von jenem Tischlerladen aus haben viele Europäer gegen einen Thaler Eintritt gar viele Hinrichtungen mit angesehen, und hier sollen auf Yeh's Befehl binnen zwei Jahren 70,000 seiner Landsleute enthauptet worden sein. Nicht bloß enthauptet worden, sondern auch lebendig geschunden, wie noch lebende Europäer mit angesehen haben. Was das bloße Köpfen betrifft, so wird es hier zu Lande mit großer Meisterschaft vollzogen. Es wird kein Henker zugelassen, bevor er gezeigt hat, daß er mit seinem gewichtigen Schwerte eine große Zwiebel in dünne Scheiben, wie zum Gurkensalat, zerschneiden kann. Darum gehts auch so rasch. Fünf geschulte Leute schlagen in einer Minute 100 Köpfe ab. Es braucht thatsächlich mehr Zeit, um die Leichen — oft paarweise — in die bereit stehenden Särge zu zwängen. (Die detaillirten Schilderungen martervoller Hinrichtungen sind so scheußlich, daß wir darüber schweigen wollen.) Zwei volle Tage wurden zum Besuche der Gefängnisse verwandt. Yih-kwey war gezwungen worden, alle jene zu amnestiren, die, weil sie mit uns Verkehr getrieben hatten eingesperrt worden waren, und es war unsere Schuldigkeit, zu sehen, daß die Amnestie wahr werde. Im ersten Gefängnisse fanden wir einen Erwachsenen und einen Knaben — beide Portugiesen — und einen Kuli, der in der Factorei-Kirche als Küster gedient hatte. Am Ende des zweiten Tages hatten wir 50 Gefangene erlöst und unsererseits zwei Mandarinen — Ober-Kerkermeister — zur Haft gebracht. Ein chinesisches Gefängniß zu schildern ist anekelnd, und empörend ist es, eines zu sehen. Sie bestehen zumeist aus mehreren kleinen Höfen, mit oder ohne gemeinsame Ringmauer. Rings um die Höfe sind Käfige, wie in unseren Menagerien, mit Bambusstäben so dicht vergittert, daß nur spärlich Licht hineindringt. Das sind die Gefängnißzellen für die schweren Verbrecher. Die anderen dürfen tagüber in den Höfen herumgehen, sind aber mit schweren Hand- und Fußketten versehen, damit sie nicht über die niedrigen Dächer entwischen. Die ganze Räumlichkeit stinkt wie ein Affenkäfig. Unvergeßlich wird mir ein Moment bleiben, als wir nämlich — versteht sich vermittels handgreiflicher Drohungen — den Schließer, der mehr einem Thiere als einem Menschen ähnlich sah, dazu brachten, das Bambusgitter eines dieser Käfige wegzunehmen. Da lag ein Mensch, halb Leiche, mitten im Unrath, dessen fleischige Körpertheile fast alle von den Ratten abgenagt waren. Solcher Gefangenen wurden noch mehrere aus den Zellen hervorgezogen. Schreien konnten sie nicht, nur leise wimmern, aber der Blick ihrer Augen brachte Thränen in die Augen unserer Soldaten. Leider erfuhren wir erst am anderen Tage, was es zu bedeuten hatte. Es war Hunger. Die Armen hatten vier Tage keine Speise erhalten, während es ihnen an Wasser nie mangelte, da ihre Mitgefangenen ihnen solches aus dem Brunnen im Hofe zutrugen. Auf diese Weise waren binnen Jahresfrist in dieser einen Zelle fünfzehn Menschen verkommen. Die anderen waren nicht viel besser, und von den 6000 Gefangenen, die wir zu Gesichte bekamen, war nicht ein einziger, dessen Anblick nicht jeden Europäer aufs äußerste empört hätte. Das Merkwürdigste war, daß die Kerkermeister unser schmerzliches Erstaunen gar nicht zu deuten verstanden. Erst am zweiten Tage fanden wir das Gefängniß, welches für Europäer bestimmt gewesen war. Es zeichnete sich durch eine hohe Ringmauer aus, und über den Zellen stehen moralische Sprüche, als „Das Unglück von heute kann morgen ein Glück sein" oder „Gestehe deine Sünden und danke dem Richter, der dich von ihnen reiniget," in verblichenen Goldbuchstaben. Geständnisse konnten dem betreffenden Mandarin nur mit Gewalt abgepreßt werden. Anfangs hatte er nie von einem gefangenen Europäer gehört, dann verstand er sich zu Einem u. s. w. Aus den Gefängnißbüchern aber sahen wir, daß Manche hier Jahre lang wegen kleiner Vergehen eingesperrt gewesen waren, und aus verschiedenen übereinstimmenden Zeugenaussagen ward erwiesen, daß seit Beginn der jetzigen Differenzen zwei Franzosen und vier Engländer hier ihren Tod gefunden haben. Sie hatten Monate lang hier geschmachtet. Schließlich wurden sie vergiftet oder erwürgt. Nachdem diese Untersuchung am zweiten Tage beendigt war, theilten die drei Commissarien dem Yih-kwey das Ergebniß derselben mit und führten ihm den befreiten portugiesischen Knaben vor, um ihm zu zeigen, mit welcher Grausamkeit die Gefangenen behandelt werden. Yih-kwey gerieth darob aber in gewaltigen Zorn, oder heuchelte ungemessene Entrüstung. Was es die Europäer angehe, wie es in chinesischen Gefängnissen aussehe? Ob sie dazu ein Recht hätten? Ob sie wohl alle Sträflinge befreien wollten? Es sei gegen alles Recht, ohne seine Erlaubniß in ein Gefängniß zu gehen. Er werde darüber ohne Verzug bei Lord Elgin klagen u. s. w. Letzterer war aber selbst in einem der Gefängnisse gewesen und bedeutete den chinesischen General-Gouverneur, daß eine christliche Macht dergleichen nie dulden werde, so lange sie die Gewalt, es zu hindern, besitze. Der Chinese polterte ob dieses Bescheides viel und lange. Endlich gab er sich, wie immer, zufrieden. Es sind Anstalten getroffen, um das Loos der Gefangenen zu erleichtern und die Gefängnisse zu inspiziren. Allerdings wird Alles beim Alten bleiben, wenn wir nur einmal fortgegangen sein werden. Aber dem ist nicht abzuhelfen. Ein chinesischer Richter erhält bloß ein nominelles Gehalt, muß 1000 Unterbeamte besolden und hat die Aufgabe, in drei Jahren ein reicher Mann zu werden. Das kann er nur durch Erpressung und Aushungerung zu Wege bringen.

Aus dem Leben des Feldmarschalls Grafen Radetzky.

(Aus dessen biographischen Skizzen Stuttgart und Augsburg bei Cotta 1858)

(Fortsetzung.)

Wir übergehen die traurigen Details. Nur bei der Schlacht von Marengo wollen wir einen Augenblick verweilen. Wenn es sich auch versagen muß (heißt es) in das Detail der Schlacht bei Marengo einzugehen, so verlangt dennoch ihre welthistorische Bedeutung einzelne bisher ungekannte Fakta nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen. Denn diese Schlacht, eine der kleineren unserer Zeit, und dennoch so groß in ihren Folgen, bietet das eigenthümliche daß Zufall und Glück entschieden auf Bonaparte's Seite traten, auch bis zur Stunde noch nicht genau ermittelt ist weßhalb Melas am andern Tag den Kampf nicht fortsetzte. Denn daß sein Rücken durch Suchet und Massena bedroht und die österreichische Armee dadurch von aller Verbindung und Zufuhr abgeschnitten war, hat wohl seine Richtigkeit, konnte aber einen kräftigen Feldherrn unmöglich abhalten in den nächsten vierundzwanzig Stunden das äußerste zu versuchen. Napoleon wenigstens würde so etwas dergleichen gethan haben. Manches Dunkel umhüllt noch einzelne Umstände. Der Verstorbene kannte dieselben genau, und äußerte sich auch in vertrauten Kreisen darüber. Allein nicht berufen die Schwächen anderer aufzudecken, wollen wir dieselben der Vergessenheit überliefern. Denn was wir zu sagen vermöchten, beträfe nicht den Feldherrn, sondern bloß den Menschen.

Die vom Generalquartiermeister entworfene Disposition gründete sich auf die irrige Annahme, des Gegners Hauptmacht stehe bei Sale, und nicht bei Marengo. Nach dieser Voraussetzung sollte nun der sechs Tage früher bei Montebello so unglücklich gewesene Feldmarschall-Lieutenant Ott, gleich nach der Wegnahme von Marengo, sich gegen Sale wenden, während Feldmarschall-Lieutenant Khaim mit dem Centrum, d. h. auf der Chaussée selbst, über Marengo und San-Giuliano in der Richtung auf Tortona vorzudringen hatte. Der Feldmarschall-Lieutenant Graf Oreilly war angewiesen die Straße auf Novi bloß zu beobachten, und jeden etwaigen feindlichen Angriff von dorther abzuweisen. Man sieht daß vorerst nur das österreichische Centrum vorgehen, der linke Flügel zurückgehalten, der rechte aber bloß defensiv verfahren sollte.

Als Radetzky am Spätabend diese mit dem ermüdendsten Detail ausgearbeitete Disposition durchlas, wollte ihm dieselbe nicht recht zu Sinn. Bei seiner genauen Kenntniß der Oertlichkeit und demjenigen was er über die französische Aufstellung erfahren, auch theilweise selbst gesehen hatte, meinte er, Bonaparti's Stellung müsse eine ganz andere sein. Der erste Konsul hatte zwar auf einen falschen Bericht, wornach Melas sich auf Genua zurückzuziehen willens sey, den Generallieutenant Desaix mit einer Division nach Novi entsendet, um das dortige schwierige Defilé zu verlegen, jedoch kaum den wahren Stand der Dinge erfahren als er solchen wieder zurückrief.

Er hatte sich zur Schlacht vorbereitet, die auf dem engen Raum zwischen der Bormida und dem Fontanone-Bach geliefert wurde. In vorderster Linie standen zwei Infanteriedivisionen und die Kavallerie unter Kellermann. Dieses Treffen befehligt der General-Lieutenant Viktor. Marengo war stark besetzt. Der General-Lieutenant Lannes mit zwei Infanteriedivisionen und der Reiterei des General-Lieutenants Champeaux bewachte den Fontanone. Die Brigade St. Cyr hielt bei Castel Ceriolo. Bei Sale verblieb die Reiterbrigade Rivaud. Die Artillerie commandirte General Marmont.

Aber auch abgesehen von dieser Aufstellung, gab es noch ein zweites hochwichtiges Bedenken. Die Wegnahme des von dem breiten und tiefen Fontanone umflossenen Ortes Marengo konnte nur unter den größten Verlusten erfolgen. Und dennoch mußte dieser Bach vor allem forcirt werden, denn er deckte die feindliche Front und hinderte die Entwicklung der Angriffscolonnen, gegen welche die Franzosen von allen Punkten ihr mörderisches Feuer zu richten vermochten. Ein Frontalangriff auf Marengo blieb somit nach Radetzky's Dafürhalten ungemein blutig, und man konnte denselben taktischen Zweck auf eine leichtere Weise erringen, falls man des Feindes linken Flügel umging. Dazu war es jedoch unerläßlich einen neuen Bormida-Uebergang weiter unterhalb herzustellen, somit eine der Pontonsbrücken abbrechen und vom Feind unbemerkt an dem entsprechenden Punkt neu schlagen zu lassen.

Melas und der eben bei ihm anwesende Oberst de Best vom Generalquartiermeisterstab fanden diese Idee gut, machten jedoch die Ausführung von Zachs Billigung abhängig.

Nun war aber dieser letztere in Folge längerer Nachtwachen und geistiger sowohl als körperlicher Erschöpfung so fest eingeschlafen, daß es geraumer Zeit bedurfte um ihn zu wecken und zu ermuntern. Er trat dem Vorschlag bei. Leider graute aber auch schon der Tag im Osten, und der Pontonierhauptmann Baron Hagen erklärte: selbst mit dem besten Willen und aller Beschleunigung keine Brücke herstellen zu können, ohne von den feindlichen Patrouillen entdeckt zu werden. Es verblieb somit bei der ursprünglichen Anordnung, wobei aber für das Ueberschreiten des Fontanone nicht die mindeste Vorsorge getroffen war.

Tausende fielen beim Angriff auf Marengo. Dieser wurde übrigens weder rasch noch kräftig genug unternommen, während dadurch allein der Tag zum Vortheil der Oesterreicher entschieden worden wäre. Wie Radetzky sehr richtig voraussah, schien der Frontalangriff kaum einen Erfolg zu versprechen. Ja dieses Dorf der Schlüssel der feindlichen Stellung, würde vielleicht gar nicht genommen worden sein, wenn nicht der tapfere Pionnierhauptmann Graf Anton Hardegg eine jener glücklichen Eingebung gehabt hätte die nur der Augenblick gebiert, und die, bei ihrer scheinbaren Geringfügigkeit, dennoch oft alles entscheiden. Er ließ nämlich in der Flanke des Dorfes, an einer vom Vertheidiger kaum beachteten Stelle, seine Leute in den Fontanone springen, wo sie bis an die Brust im Schlamm und Wasser standen; hier stellten sich dieselben in einer Reihe dergestalt hinter einander, daß jeder die Hände auf die Schultern seines Vormannes legte und den Kopf niederbeugte. So ward durch 17 Pioniere ein lebendiger Steg gebildet, auf welchem die Jäger und Schützen mit trockenem Gewehr und Munition das jenseitige Ufer erreichten. Der Feind gewahrte im Getümmel des Kampfes diesen improvisirten Uebergang gar nicht. Das Regiment Splenyi folgte dem Beispiel der

Pioniere. Im Nu entstanden mehrere derlei Uebergänge, wodurch bald eine ziemliche Anzahl Soldaten über den Bach und in die rechte Flanke des Dorfes gelangten, sich unter Radetzky's Anleitung in die Häuser nisteten, und die Franzosen dergestalt wirksam beschossen, daß diese den Ort verlassen mußten. Kurz darauf ward ihnen auch der Pachthof Nortigliano entrissen, und der Feind, dessen Geschütz fast durchgehends demontirt war, trat den Rückzug gegen San Giuliano an. (Forts. folgt.)

Du sollst nicht andere Götter haben neben mir!

Es tönt durch helle goldne Frühlingsluft,
Der Glocken ernst Geläut' zu meinen Ohren;
In tiefes Sinnen sitze ich verloren,
Ein fromm Gebet entwindet sich der Brust.

Wo von uns weicht des Lebens Lust und Schmerz,
Wie bist Du heilig mir, Du seltne Stunde,
Wo kindlich Lallen tönt von Mannes Munde,
Und in sich kehrt das vielbewegte Herz.

So prüf' ichs jetzt. Und, siehe da, es wohnt
(Sonst hatt' ich nie den Frevel drin gelesen)
Im Heiligthum mir noch ein ander Wesen,
Wo einst der Ewige allein gethront.

Ein hehrer Tempel ist mein Herz, es brennet
Der Liebe Opferflamm auf dem Altar.
Dem holden Frauenbilde bring' ichs dar,
Das Göttin oft mein frevler Mund genennet.

„Du sollst nächst mir nicht andre Götter ehren!"
So mahnet ernst in mir das Gottgebot.
Doch ob Du streng den Frevel auch bedroht:
Dies kannst Du, Quell der Liebe, mir nicht wehren.

Du, Vater, schufst ja selber, der ich diene,
Die Göttin mir, zu der michs zaubrisch drängt;
An der mein Aug' selbst im Gebete hängt,
Du wohnest in der holden Engelsmiene.

Und wenn das Herz vor Wonne überfließt
Bei Ihrem Anschau'n, der allein ich lebe:
Bist Du es nicht, zu dem ich mich erhebe,
Der über Sie so hehren Reiz ergießt.

ABrn.

Correspondenz.

H. Aus Hermannstadt. Erste Gastdarstellung des k. k. Hofopernsängers Herrn F. Steger. Wir hatten Ihnen in der vorigen Correspondenz angezeigt, daß es unserer Theaterdirektion gelungen war, den Stern erster Größe am Opernhorizont, Herrn Steger, ersten Tenoristen des k. k. Hofoperntheaters in Wien auf 6 Gastrollen zu gewinnen. Am Ostermontag wurde uns der Hochgenuß zu Theil den großen Gesangskünstler, dessen Leistungen die Bewunderung von Europa erregen, zum erstenmale in Verd'is „Ernani" kennen zu lernen und wurde Hr. Steger bei seinem Erscheinen mit stürmischen Jubelrufen begrüßt. Wir haben den unvergleichlichen Tenorist zum erstenmale gehört und wir waren von der markerschütternden Kraft und herrlichsten Klangfülle seines Organs, von der gewaltigen Macht seines Gesanges hingerissen, bezaubert. Eine solche Stimme schafft die Natur nicht in einem Jahrhundert wieder. Hr. Steger, ein wahrer Stimmheros beherrscht mit seinen kolossalen Stimmmitteln ebenso siegend die Tongigant der Chöre und des Orchesters, als er im zarten weichen Gesange mit rührender Innigkeit und sympathischer Seelengewalt zum Herzen dringt. Voll erschütternder dramatischer Wahrheit ist sein Gesangsausdruck in heroischen Kraftstellen, und ebenso herrlich in zarten Momenten, wo die Töne gleich einer Aeolsharfe sanft und mild verhauchen. Schon die Erscheinung des Stimmbeherrschers trägt den Stempel eines ritterlich edlen Wesens und sein Spiel ist elegant, ungezwungen, sicher und ausdrucksvoll. Hrn. Stegers „Ernani" in seiner Einheit ist eine geniale Produktion. Sein entzückendes Organ eignet sich für die reichste Färbung der Details und sein Vortrag ist voll männlich gediegener Kraft. Die in der Anlage tiefdurchdachte, meisterhaft ausgeführte und mit jenem abenteuerlich glühenden Colorit, das dem Banditencharakter „Ernani's" entspricht, vollendete Darstellung wurde mit enthusiastischen Bravos und über 12maligen Hervorrufen ausgezeichnet. Die erste wie die Nummer des Finals mit wahrhaft bezauberndem Feuer, mit hinreißendem Ausdrucke vorgetragen, errangen dem Sängerheros einen wahren Triumph und donnernden Applaus. Besonders erreichte am Schlusse der enthusiastische, nicht enden wollende Beifallsjubel seinen Höhepunkt. — Herr Direktor Schulz verdient für die Vorführung einer so seltenen Kunsterscheinung die allgemeinste, unbedingteste und vollste Anerkennung. — Gleichzeitig mit Herrn Steger trat zum erstenmale bei uns die neuengagirte Sängerin Frau von Norsed (Elvira) und Hr. Samek (Don Carlos) auf. Frau v. Norsed stand, eine seltene Leichtigkeit und Sicherheit in Spiel und Gesang entfaltend, dem berühmten Gaste würdig zur Seite und wird unserer Bühne zur Zierde gereichen. Frau v. Norsed ist eine dramatische Sängerin im besten Sinne des Wortes. Ihre Stimme ist sehr reich an Klang und sicher, ihr Spiel, wie ihre Vortragsweise sowohl im Pathos als in der zarten Cantilene verständig, natürlich, richtig und gefühlvoll, die Tonbildung tadellos, der Einsatz sicher und wurde die Künstlerin mit dem erfreulichsten Beifall ausgezeichnet. Hr. Samek besitzt eine angenehme Stimme, der es nicht an Metall und Fülle fehlt. Spiel und Vortrag feuriger und gerundeter gestaltet, werden den Anfänger bald vermissen lassen. Herr Hajek (de Silva) entledigte sich seiner Aufgabe mit gewohnter Präcision und alle Uebrigen vollendeten das recht gelungene Ensemble. Chor und Orchester unter der sorgsamen Leitung des verdienstvollen Herrn Kapellmeisters Wagner waren sichtlich voll Eifer und künstlerischer Hingebung.

(Die Korrespondenz über die Aufführung der Oper „Don Juan" ist zu spät eingetroffen, um nach dem Wunsche des Herrn Einsenders heute aufgenommen zu werden. Der Satellit war bereits geschlossen, als der Brief in unsere Hände gelangte, und muß sonach für die nächste Nummer vorbehalten bleiben. D. Red.)

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 43. Montag, den 12. April. 1858.

Aus dem Leben des Feldmarschalls Grafen Radetzky.

(Aus dessen biographischen Skizzen Stuttgart und Augsburg bei Cotta 1858)

(Fortsetzung.)

Bei dem glänzenden Angriff welchen Melas selbst mit dem Regiment Kaiser-Chevaulegers auf die 62ste Halbbrigade machte, und der als Wendepunkt der Schlacht angesehen werden kann, befand sich Radetzky dicht an der Seite seines Feldherrn. Gleich beim Eindringen ins Dorf Marengo hatte er abermals ein Pferd unter dem Leibe verloren, und sein Rock war von fünf Kugeln durchlöchert.

Melas hielt um 1 Uhr Nachmittags seinen Sieg für so gewiß, daß er bald das Schlachtfeld verließ, und seinen Generalen bloß so obenhin die Verfolgung des Feindes übertrug. Manche derselben ahmten leider das Beispiel ihres Commandirenden nach. Und eben darum verdiente dieser gewissermaßen seine Niederlage, denn er hat einen als sehr thätig und aufmerksam bekannten Gegner mißachtet, und einem General wie Bonaparte nicht zugetraut daß dieser das äußerste versuchen werde. Die Sünde welche Melas beging, besteht vorzugsweise darin daß er eine Schlacht für gewonnen ansah die es noch keineswegs war.

Der Erfolg welchen der erste Consul am 14. Juni errang, kam ihm völlig unverhofft, ungefähr so wie drei Jahre früher bei Rivoli. Eigentlich aber errang General Kellermann mit seiner Handvoll Reiter den Sieg, nicht aber Desair, und noch viel weniger Bonaparte selbst *).

In den Memoiren des Marschalls Marmont wird ein Umstand angeführt, der uns, wie so vieles andere was dieselben enthalten, nicht richtig scheint. Es soll nämlich, während Lattermanns Grenadiere bei Cassina-Grossa durch die französische Kavallerie in Unordnung gebracht wurden, nur auf kurze Entfernung davon eine mehrere tausend Mann starke österreichische Reitertruppe der Vernichtung ihrer Infanterie ruhig zugesehen haben. Es wäre interessant hierüber näheres zu erfahren.

Der österreichische Feldherr schloß am 15. Juni den Traktat zu Alessandria, welcher ihm den freien Rückzug über den Po auf Mantua gestattete, dagegen alle festen Plätze in Piemont und der Lombardei den Franzosen überlieferte.

Wir eilen zum Krieg vom 1809, worin Radetzky eine vorwiegende Rolle spielte. Die Friedensjahre hatte er trefflich benützt, für Bildung der ihm untergebenen Truppen wie für seine eigene Ausbildung. Seine Gedanken, Ansichten und Erfahrungen legte er in Denkschriften nieder, die noch vorhanden sind, und aus welchen man am besten entnimmt was Radetzky war, wie er dachte, wonach er strebte und welch eine Fülle von geistreichen Ideen ihn beseelte.

Der Krieg des Jahres 1809, wozu der Minister Stadion die Kriegserklärung verfaßt hatte, brach aus.

„Alles schien einen glücklichen Feldzug zu versprechen. Der ruhmgekrönte und allgemein geliebte Erzherzog Karl als Führer, seine Umgebung, in der sich die hochbegabtesten Männer, wie ein Grünne, ein Wimpffen u. a., befanden, die Corpscommandanten Bellegarde, Hohenzollern, Reuß, Hiller, Rosenberg, Lichtenstein, d'Aspre, Gyulai, Chasteller, der Erzherzog Johann an der Spitze der Armee von Inneröesterreich, alle diese bekannt durch Wissen und Tapferkeit; eine ausgezeichnete Artillerie, wobei der tüchtige Smola, eine vortreffliche Reiterei und Bespannung, ein vollkommen geregeltes Verpflegungswesen, ein praktisch gebildeter Generalstab, kriegserfahrene Generale, erprobte Stabsoffizier, Truppen in der Schule des Generalissimus gebildet, verbesserte taktische Einrichtungen, welche eine nie zuvor gekannte Beweglichkeit verbürgten, und zu all diesem noch der unübertroffene Geist der Armee, ihre Kampflust und Vaterlandsliebe, gehoben durch den unterm 6. April ergangenen Armeebefehl, der mit den Worten begann: „Der Schutz des Vaterlandes ruft uns zu neuen Thaten" — dieß waren die Elemente womit Oesterreich einen Krieg eröffnete, in welchem es für Recht und Gesetzmäßigkeit gegen das halbe Europa in die Schranken trat."

Mit Stimmeneinhelligkeit ward Radetzky das Commandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens verliehen, für eine That für die nur der glänzende Erfolg sprechen konnte: er wehrte sich, gegen den erhaltenen Befehl, bei Lambach so lange als möglich, um

*) Bekanntlich hat auch Marmont die beiden Punkte entschieden getadelt: erstens daß der österreichische Oberfelbherr die Schlacht für gewonnen gehalten habe ehe sie ganz entschieden gewesen sei; zweitens daß er, bei seiner durchaus günstigen Lage, und da die Franzosen nur zu viele Verluste erlitten hätten, nicht den andern Tag die Schlacht erneuert habe, die fast zweifellos zu seinen Gunsten hätte ausfallen müssen.

Digitized by Google

der Division Schuſthek, die ſonſt gefangen genommen worden wäre, Zeit zu gönnen dieſem Looſe zu entgehen. Für die Rettung einer ganzen Armeedivision, meinte er, dürfe man ſchon eine leichte Brigade aufs Spiel ſetzen.

„Wir ſind (ſagt der Herausgeber) bei jener Epoche in der vaterländiſchen Geſchichte angekommen, wo Oeſterreichs tapferes Heer in der weiten Ebene des Marchfeldes dem franzöſiſchen Kaiſer am 21. und 22. Mai bewieß daß der Doppeladler noch immer unerſchüttert daſtehe, wie zuvor. Und wenn in der zweiten Marchfeldſchlacht das Glück den Fahnen des Kaiſers untreu wurde, ſo hat doch auch am 5. und 6. Juli das Heer die glänzendſten Proben von Muth und Hingebung geliefert, und Napoleon überzeugt daß er es mit einem tapferen Gegner zu thun habe. Nicht jene Siege alle in ſpäterer Zeit, ſelbſt jener bei Leipzig nicht, können der öſterreichiſchen Armee das gelten was die Schlacht bei Aſpern, denn dort ſtand ſie allein, die einzige deutſche Macht gegen einen Feind mit dem halb Europa verbündet war, und in deſſen Reihen leider auch deutſche Brüder fochten."

Radetzky war mittlerweile Feldmarſchall-Lieutenant und Truppendiviſionär geworden.

Wir ſtehen vor der Schlacht von Wagram und der Inſel Lobau. Da es ſich dabei um das Schickſal der Monarchie handelt, das durch das Unterliegen des Erzherzogs Johann ſo bedeutſamen Einfluß darauf hatte, ſo ſchicken wir hier der Erzählung Radetzky's die Relation Marmonts voraus*).

Der Marſchall erzählt: Durch den Rückſchlag von Eßling (Aſpern)**) waren die von der großen Armee bei Eröffnung des Feldzugs gewonnenen außerordentlichen Erfolge zum Theil aufgehoben. Der mit zu großem Selbſtvertrauen bei Eßling unternommene Uebergang hätte leicht die Vernichtung der Armee herbeiführen können. Der Erzherzog Karl hatte damals das Schickſal der franzöſiſchen Armee in der Hand; er konnte ſie zerſtören, aber es erſchien ihm ſo wunderbar, ſo außerordentlich nicht geſchlagen zu ſein, daß er faſt an ſeinem Sieg in dem Augenblick noch zweifelte wo es nur von ihm abhing ihn entſcheidend zu machen. Man vergegenwärtige ſich die ſchreckliche Lage der franzöſiſchen Armee: ſie war durch die bei Wien ſo breite Donau in zwei Theile getrennt, zwiſchen welchen nur eine ſeltene und ungewiſſe Verbindung mittelſt Boote beſtand; der auf dem linken Donauufer ſtehende Theil war durch einen überaus hartnäckigen und blutigen Kampf wie zermalmt, und auf der Lobau-Inſel fand ſie weder Munition noch Raum ſich zu bewegen, und vor ihr getrennt durch einen Flußarm, der wenig mehr als ein Bach, ſtand ein ſiegreicher mit allen Bedürfniſſen wohlverſehener Feind. Wenn die öſterreichiſche Armee, wie ſie unzweifelhaft vermocht, den Uebergang auf die Inſel erzwungen, wenn außerdem 12 bis 15,000 Mann die Donau bei Krems überſchritten hätten, und Wien aufgeſtanden wäre, wozu es ſo geneigt, ſo war alles was ſich auf der Inſel fand, und was ſeitdem ſo berühmt geworden, das Corps von Maſſena, das von Lannes, die Reiterei der Garde ꝛc., alles war unzweifelhaft verloren — es wurde vernichtet, oder mußte ſich ergeben. Man kann daraus die Folgewichtigkeit der Reſultate ermeſſen. Aber der Kaiſer beſaß auf die moraliſchen Kräfte des Erzherzogs einen unglaublichen Einfluß; er bezauberte ihn gleichſam. Die nachſtehende Anekdote liefert dazu gute Belege; ſie wurde mir von zwei Generalen, dem Grafen Bubna und dem Baron Spiegel, mitgetheilt, die das volle Vertrauen des Erzherzogs beſaßen. (Fortſetzung folgt.)

*) Der Herausgeber legt auf Marmont großes Gewicht, wenn er auch einzelne Angaben deſſelben beſtreitet oder bezweifelt. Er hält ihn für einen der unbefangenſten Militärſchriftſteller Frankreichs. Dieß mag hier die Zuſammenſtellung ſeines und Radetzky's Bericht rechtfertigen. Beide hatten die Schlacht, von der ſo vieles abhing, in ausgezeichneten Commandos mitgemacht. Wir haben nicht eben viele Beiſpiele ähnlicher Art. Ebenſo legt Radetzky auf Thiers und deſſen Darſtellung der öſterreichiſchen Politik, beſonders vor der Kriegserklärung, den größten Werth, und meint, ſie ſei viel unparteiiſcher als manche deutſche.

**) Bekanntlich ſchreiben die Franzoſen immer von der Schlacht von Eßling; ſie meinen die Schlacht von Aſpern.

Eine Antwort auf den Offenen Brief an die Redaktion der „Kronſtädter Zeitung."

Motto: Thue jeder dazu, weil ſein Tag iſt.

Die „Variationen über ein einfaches Thema" haben einen offenen Brief (Satellit Nr. 37) hervorgerufen: es iſt nicht an uns den ungenannten Verfaſſer der Variationen vertheidigen oder beleuchten zu wollen, ſondern, da auch einmal ein uns alle naheliegendes Thema beſprochen wird, ſo wollen wir, weil unſere Anſichten mit denen der Variationen übereinſtimmen, dem Herrn Verfaſſer des offenen Briefes antworten. Was gilt die Parole? „Gleichgiltigkeit, Zerfahrenheit, Theilnahmloſigkeit" unſeres Volksſtammes. Sie iſt allerdings ein „Fact" wie der Amerikaner ſagt, der Herr Verfaſſer des offenen Briefes kann nicht umhin dieſelbe anzuerkennen, er will aber eine öffentliche Beſprechung dieſes Uebelſtandes nicht gelten laſſen und eben ſo wenig „nie und nimmer" die Oeffentlichkeit als ein Mittel der Abſtellung. Wir ſind anderer Anſicht. Der Herr Verfaſſer führt verſchiedene Analogien zur Stützung ſeiner Meinung, wir wollen die Haltbarkeit derſelben nicht näher prüfen; liegt aber nicht grade darin, daß ein ſolcher krankhafter Zuſtand zum Bewußtſein gebracht wird, ein Akt der Willensrichtung der eine „Emporhebung" in ſich ſchließt? Gewiß dem Zerfahrenen und geſchwächten Volkskörper muß ſeine Schwäche, der Grund ſeiner Schwäche vor die Augen geführt werden, damit er ſich erholen und ſtärken könne. Der Weg der Oeffentlichkeit iſt nie zu ſcheuen. „Sage dem Volk daß es theilnahmlos, gleichgiltig und zerfahren iſt, du machſt es nicht theilnehmend und nicht rührig." Das iſt ein Satz voll des verzweifelnden Weltſchmerzes und ſollte er ſich bewahrheiten, ſo könnten wir ausrufen: „Finis Poloniae!" Nein! Sage es dem Volke daß es gleichgiltig und zerfahren iſt, zeige ihm derb und offen ſeine Mängel, es wird ſich rühren und es rührt ſich ſchon — denn noch iſt ſo viel Selbſterhaltungstrieb in ihm. Wir glauben all unſere Miſére hat grade ſeinen Grund darin, daß man alles in einem zu „Selbſtzufriedenen" Lichte angeſehen hat, und offenbare Gebrechen mit der Tünche des Gutbefindens überweißt hat. Die

Digitized by Google

Folgen dieſer Schonung des Volksgemüthes zeigen ſich nun. Es wäre überhaupt nicht an der Zeit in ſolchen Fragen unſeres Volkslebens eine diplomatiſche Feinheit zu beobachten, es braucht Wahrheit und Offenheit und ſei ſie auch herb und derb. Es iſt ein langer Weg geweſen von dem Gemeinſinn und Zuſammenhalten unſerer Vorahnen bis zu unſerer jetzigen Zerfahrenheit und Degeneration, es wird ein langer Weg ſein bis zu unſerer Regeneration; daß aber das Einſehen unſeres jetzigen Uebelfindens ſo lebhaft geworden, iſt mir eine ſichere Gewähr hiezu, denn daraus entſpringt nothwendig das Bedürfniß der Abwehr und Abhülfe. Ein Einzelner kann wohl im Weltſchmerz ſich zu Grunde gehen „laſſen," ein ganzer Volksſtamm nicht leicht. — Und zwar um ſo weniger, wenn grade wie bei uns — ſo ziemlich durch das ganze Volk die Zerfahrenheit ein gewiſſes Graun verurſacht hat, und wenn grade der Bauer, der doch in der Regel am längſten paſſiv ſich verhält, den Ruf erhoben hat: „Wir müſſens anders angreifen!" — Das iſt nach unſerer Anſicht eine Folge der Warnungen, daß was faul iſt. Alſo Aufdeckung und Beſprechung aller Fehler und Mängel ſelbſt wenn es hart wäre und ſchmerzen ſollte, im Erkennen der eignen Schwäche liegt ſchon ein großer Grad der Heilkraft. Fehlt uns auch der „eine rechte Mann" von dem der Hr. Verfaſſer ſo viel erwartet, ſo fehlen uns Gott ſei Dank nicht ſo manche rechte Männer, deren hoffentlich immer noch mehrere werden, und nicht der „eine rechte Mann," ſondern die Geſammtheit der „rechten Männer" wo jeder an ſeinem Platze und in ſeiner Sphäre tüchtig eingreift, wird unſere Hoffnungen und Wünſche verwirklichen. —

Großſchenk. H—r.

Landwirthſchaft.

Frühlingsgruß
an Siebenbürgens Völker.

Wohlbeſtellte Aecker, Felder,
Treiben fort die ſchwere Noth;
Schaffen Arbeit, Frucht und Gelder,
Geben uns ein täglich' Brot.

Macht der Landwirth volle Scheuern,
Tauſchet er mit keinem Stand,
Doch wenn ſeine Schnitter feiern —
Zieht der Hunger durch das Land.

Auch das Herz im Menſchen eben
Gleichet dem bebauten Feld;
Ach, wie oft iſt es im Leben
Mit dem Herzbau ſchlecht beſtellt.

Bauern pflegen Herz und Acker,
Folgen willig Gottes Spur;
Sind im Haushalt immer wacker
Echte Kinder der Natur.

Bei den Landwirthſchaftsgewerben
Gibt bei Fleiß der Lohn ſich kund:
Echte Wirthe können ſterben —
Doch ſie gehen nicht zu Grund!

Leichter ſchwebt dahin der Städter,
Iſt wohl auch ein Oekonom;
Doch er hilft dem Pflaſtertreter,
Weil er gern ſchwimmt mit dem Strom. —

Oft liebt's Einer, daß er gehet
Der Dreifelderwirthſchaft nach,
Und ſo oft er zwei beſäet,
Liegt natürlich eines brach.

Doch das brache Feld, o Jammer,
Iſt ſein Herzfeld, leer und roth;
Denn daheim in dunkler Kammer
Seufzt der Mann in ſchwerer Noth.

Unkraut ſoll der Arme jäten;
Und kommt er mit voller Hand —
Muß er zum Pantoffel beten,
Den das Weib hing an die Wand.

Und geſchieht's in öft'rer Pauſe,
Daß den Wirth man gar vermißt —
Heißt es, daß der Herr vom Hauſe
Bei der Viehausſtellung iſt!

Alſo geht es mit dem Bauern,
Wie beim Herzen, auf der Flur;
Will der Wirth auf Früchte ſchauen,
Pfleg' er gut den Acker nur.

Und bebaut er ſeine Gründe
Kunſtgerecht, nach Formen nur —
Fällt er zwar in Adam's Sünde,
Doch er fördert die Kultur! —

Halbes Thun macht nichts gemeinſam,
Meinen iſt nur halb gedacht;
Und ſo lange man ſteht einſam
Wird kein großes Werk vollbracht.

Niemals ſtanden die Vereine
Günſt'ger als in unſrer Zeit;
Seht, im mächt'gen Strahlenſcheine
Glänzet Oeſt'reichs Krone heut.

Und ein Demant in der Krone
Iſt die Einheit in dem Staat;
Denn gemeinſam an dem Throne
Steht das Volk mit Rath und That.

Heil dem Volke, Heil dem Lande,
Wo ſich küſſen Berg und Thal —
Wo im engen Bruderbande
Eintracht herrſchet überall.

Einigkeit macht ſtark und kräftig,
Und das Wort führt ſchnell zur That;
Edle Männer ſtreu'n geſchäftig
In dem Land die Frühlingsſaat.

„Auf zum Sieg!" tönt's in der Runde,
Aus der Klauſenburger Schaar,
Und das Echo mahnt zum Bunde:
Sachs, Romäne und Magyar!

Daß ſie reichen ſich die Hände
Für des Landes Glück und Pracht;
Daß dem Frevel wird ein Ende,
Und der Wirthſchaft Platz gemacht.

Feſter knüpft die Völkerzone
Ihres Fürſten Huld und Ruhm,
Und als Perl' der Kaiſerkrone
Glänzet das Großfürſtenthum.

Frühling naht mit bunten Schwingen,
Gießt des Segens Füllhorn aus,
Und wenn gold'ne Aehren ſpringen,
Früchte blüh'n von Haus zu Haus. —

Dann wird allen Landesſöhnen,
Wiederklingend fern und nah,
Jubelruf entgegentönen:
„Vivat, Transſilvania!" —

Kronſtadt im April 1858. K. Palmer.

Digitized by Google

Kronstädter Theater.

Sonntag am 14. März wurde bei gut besetztem Hause zum viertenmale die Grille, Volksschauspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer gegeben, wir glauben uns zu erinnern, daß das Stück bereits über der ersten Aufführung von unserm geehrten Vorgänger ausführlich besprochen worden ist, es erübrigt uns demnach nur noch über die Vorstellung selbst zu berichten.

Fräulein Lachner, Yanchon Violen, war besser als je, sie spielte mit einer so überzeugenden Wahrheit und Natürlichkeit, daß das Publikum mit gespannter Aufmerksamkeit und mit dem lebhaftesten Interesse für die arme geschmähte Grille der Entwicklung des Stückes entgegensah. Die Scene im 3. Akte, wo sie dem Landry, hingerissen von dem Dankgefühle für die Beschützung gegen die Rohheit der übrigen Bauern gesteht, wie unglücklich sie sich fühlt, war von großer Wirkung, der Schmerz höchst ergreifend und ohne jede Uebertreibung ausgedrückt, eben so gut gelang ihr der 5. Akt.

Wir waren durch diese Leistung außerordentlich befriedigt und stimmten wacker in die Beifallsbezeugungen des Publikums ein, wenn uns noch etwas zu wünschen übrig geblieben, so möchten wir Fräulein Lachner rathen, nicht gar zu rasch zu sprechen, und ihre Modulation mehr im Zaume zu halten; der Schattentanz im 2. Akte ist eine dankbare Scene, die jedesmal einen Applaus hervorbringen muß, hier aber immer spurlos vorüberging, weil Frl. Lachner sich von Vorhinein übernimmt, sie beginnt gar zu wild und leidenschaftlich um später eine Steigerung ihres Organs zulassen zu können, und bringt sich dadurch um den Effekt.

Herr Frank, welcher den Vater Barbeaud spielte ist ein zu gut accreditirter und talentvoller Schauspieler, um dieser Rolle halber mit ihm rechten zu wollen, unserer Meinung nach, war der Charakter dieses geldgeizen Bauern zu fein und berechnet aufgefaßt, während Herrn Mayer's feine Darstellung in seiner gewohnten harten und ernsten Weise uns besser zusagte.

Herr Hartig hat durch seinen Zwillingsbruder Landry aufs Neue gezeigt, daß er ein gefühlvoller und braver Schauspieler ist.

Didier, Herr Morin als Gast verdient alle Anerkennung um so mehr als die in den früheren Vorstellungen vorgekommenen störenden Uebertreibungen unterblieben sind.

Die Mutter Fadet, Frau Amslinger hätte wol eine größere Anerkennung des Publikums verdient, man sieht daß diese Rolle mit vielem Fleiße einstudirt worden ist, der hämische Ton, das diabolische Kichern, Spiel und Maske dieser alten Hexe haben nicht verfehlt, schaudererregend auf uns einzuwirken.

Der Benefiz-Vorstellung des Herrn Hartig, Kean oder Leidenschaft und Genie, aus dem Französischen, zollen wir unsern ungetheilten Beifall. Das Sujet ist äußerst interessant aus dem Bühnenleben aufgegriffen, die Bearbeitung reich an effektvollen und spannenden Scenen und für die Ueberraschung des Publikums ist auch einiges geleistet worden. — Das Theater besuchende Publikum hat sich bei den meisten Einnahmsvorstellungen der letzten Zeit in seinen wohlberechtigten Ansprüchen bitter getäuscht gefunden, um so mehr war dasselbe daher bereit der Wahl des Herrn Hartig seine ungetheilte Anerkennung an den Tag zu legen.

Gespielt wurde im Ganzen recht befriedigend. Herr Hartig hatte die im Stück dominirende Titelrolle inne und führte dieselbe unter häufigen Beifallsbezeugungen mit gewohnter Vortrefflichkeit durch.

Herr Frank gefiel außerordentlich als Soufleur . . . . Der Charakter dieses alten ehrlichen Mannes, der in der Verehrung für den Künstler Kean, die härtesten Launen des Herrn erträgt, war recht gut dargestellt.

Die übrigen Rollen des Stückes sind vom Verfasser minder günstig ausgestattet, nichts desteweniger aber von den Besitzern derselben mit Fleiß und Talent vorgeführt worden.

Die Reprise der Gefangenen der Czarin soll wie uns versichert worden ist, mit wahrer Virtuosität über die Breiter gegangen sein, und die Träger des Stückes, Fräulein Suhrlandt, die Herren Frank und Hartig neue Lorbeeren sich errungen haben, wir waren verhindert im Theater anwesend zu sein.

Donnerstag fand das Benefiz unserer Lokalsängerin Fräulein Reis, Marie die Regimentstochter aus dem Französischen statt, das Stück ging schlecht zusammen, und hatte nicht den gewünschten Erfolg. Der gefälligen Mitwirkung des Herrn Kapellmeisters Hajek mit seiner Musikkapelle des Graf Wallmoden-Uhlanen-Regiments wurde dagegen die verdiente Anerkennung in reichstem Maße zu Theil.

Samstag und Sonntag wiederholt Bettyar oder der Dorfnotär, Volksdrama aus dem Ungarischen bearbeitet von Ignatz Stifter, worin Herr Stifter den Zigeuner Peti unter rauschendem Beifalle und Hervorruf darstellte. Wir haben uns jetzt aus eigener Anschauung überzeugt, daß die vor Kurzem in diesem Blatte ausgesprochene Ansicht Herr Stifter sei für die Rolle des Peti wie geschaffen, vollkommen begründet ist. — Der chargirte Charakter dieses allgemein ehrlich thuenden Puszta-Bewohners, der kein Mittel, sei es so schlecht wie es wolle, scheut, um zum Zwecke zu gelangen, anderseits die aufopfernde Anhänglichkeit und Zuneigung zum Bettyar Viola und seiner Familie, sind Momente die unser Interesse aufs regsamste in Spannung versetzten, und welche jedenfalls, da der Wechsel der Situation ein rapider ist, einen gewandten mit dem Volksleben innigst vertrauten Schauspieler, zum Darsteller erfordern. Maske, Spiel, Tanz und Gesangspiecen waren höchst originell und von großer Wirkung, wir können Herrn Stifter versichern, daß wir den verschiedenen Vorstellungen des Bettyar mit vielem Vergnügen beigewohnt haben.

Herr Hartig hat uns als Bettyar sehr gefallen, er spielte denselben mit vielem Gefühl und Leidenschaft, wir wollen nun an die höchst ergreifende Scene beim Grabe seiner Familie erinnern.

Die vorkommenden Nationaltänze wurden von Frau Deutschinger und Herrn Scheyhar in einer Weise ausgeführt, für welche ihnen eine Anerkennung um so eher zu gönnen gewesen wäre, als Frau D . . . an unserer Bühne nicht als Solotänzerin, wohl aber als Mitglied des Schauspiels und der Posse engagirt ist, wenn aber trotz dem von gewisser Seite Zeichen des Mißfallens laut wurden, so müssen wir Absicht oder Parteilichkeit derselben suchen.

Die Wiederholung der Königin Margot zum Benefiz der Frau Rosenschön hatte zu unserm Bedauern ein sehr unergiebiges Kassenresultat zur Folge, die Vorstellung ging zwar gerundeter und besser als bei der ersten Aufführung von Statten, es fehlte aber dennoch dies gewisse Ineinandergreifen wie solches z. B. bei den Gefangenen der Czarin bemerkbar gewesen. Die Hauptpersonen des Schauspiels ernteten wohl verdienten Beifall.

Das Liebesprotokoll, Lustspiel von Bauernfeld hatte bei weitem nicht den Erfolg den wir uns davon versprachen, und konnte sich nur mühsam seinem Ende entgegen schleppen, es scheint uns fast, daß die Vorstellung unvorbereitet zur Aufführung gekommen, solche Conversationsstücke erfordern außer einem genauen Rollenstudium wenigstens 2 Proben, und zwar einer Lese- und einer Generalprobe, wenn ein fließendes und correctes Zusammenspiel erzielt werden soll.

Samstag am 27. März als letzte Vorstellung vor Ostern, gab Herr J. Stifter zu seiner Einnahme die von ihm selbst verfaßte Posse mit Gesang. O Frack! oder Faschingsleiden und Freuden eines pauvre diable, worin der Benefiziant die zur Berühmtheit gewordene Miß Julie Pastrana aus Mexico in ähnlicher Genauigkeit copirte. Das Stück hat viele ermüdende Längen und würde durch eine Umarbeitung mit Einlegung neuer dankbarer Couplets nur gewinnen können. — Das Haus war gut besetzt.

Hiemit endet der Rollencyclus derjenigen unserer Bühnenmitglieder, deren Engagement nur für die Wintersaison lautete, wir aber können unsern Bericht nicht schließen, ohne unser lebhaftes Bedauern über den Abgang der so sehr beliebten Fräulein Suhrlandt und Herrn Frank auszusprechen. Es ist dies wirklich ein nicht so leicht zu ersetzender Verlust für unser Kronstädter Theater, da die Erfahrung uns gelehrt, wie ungern sich talentvolle und tüchtige Schauspieler dazu verstehen Engagements an die äußerste Grenze des Reiches einzugehen, um so mehr muß es uns daher wundern, daß die liebe Direction alle weitern Versuche unterlassen hat, die erwähnten beiden Mitglieder aufs Neue zu fesseln, um uns dadurch einen guten Fundus für den nächsten Winter zu sichern

Cato.

Kronstädter Nachrichten.

Der Guß der großen Glocke für die evangelische Katedralkirche ist wieder einen Schritt vorwärts gekommen. Dem Vernehmen nach dürfte mit Ende des nächsten Monats an die Arbeit Hand angelegt werden. Das löbl. Presbyterium hat die ganze Angelegenheit einer Kommission überwiesen, welche die Sache zu beschleunigen hat. Wie wir aus sicherer Quelle vernehmen ist Herr Andraschowsky eben mit dem Guß einer 37 Centner schweren Glocke für die Klausenburger katholische Kirche beschäftigt und so wie der Meister damit fertig ist, kömmt er nach Kronstadt, um sein Wort einzulösen und die große Glocke ehestens zu gießen. Wir glauben mit dieser Nachricht vielen Wünschen entsprochen zu haben.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Götz's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 44. Mittwoch, den 14. April. 1858.

Aus dem Leben des Feldmarschalls Grafen Radetzky.

(Aus dessen biographischen Skizzen Stuttgart und Augsburg bei Cotta 1858)

(Fortsetzung.)

Der Erzherzog hatte den Feldzug unter den besten Vorbedeutungen begonnen; die große Masse der Kräfte der französischen Armee, namentlich die Truppen welche in den Feldzügen von 1805, 1806 und 1807 gefochten hatten, war in Spanien und Italien. Nur das einzige Corps von Davoust, ungefähr 30,000 Mann stark, und einige andere rasch in den französischen Depots organisirte Truppen befanden sich in Deutschland. Die Alliirten bildeten so, durch ihre Anzahl, den Kern des französischen Heeres. Ohne sie ungerecht beurtheilen zu wollen, darf man diese Truppen doch als mittelmäßig bezeichnen. Der Erzherzog begann den Feldzug mit einer schönen, zahlreichen und wohlausgerüsteten und verpflegten Armee, und marschirte mit jenem allgemein getheilten Selbstvertrauen vorwärts das eine außerordentliche Ueberlegenheit einflößt. Auf dem Schlachtfeld von Regensburg machte man plötzlich einen Gefangenen, der im Verhör die Ankunft des Kaisers, und zwar an der Spitze seiner Truppen, ankündigte. Man wollte ihm nicht glauben, aber ein zweiter, dann 10, 15, 20 Gefangene sagten dasselbe aus. Von dem Augenblick an wo diese Thatsache unläugbar war — erzählte man mir — verlor der Erzherzog, der bis dahin viel kaltes Blut und Talent gezeigt hatte, den Kopf. „Ich meinestheils — fügte Graf Bubna hinzu — um ihn wieder zu sich zu bringen und ihm seine Kraft zurückzugeben, sagte ihm: Aber warum beunruhigen sich Ew. kais. Hoheit? nehmen Sie an es sei Jourdan, an der Stelle Napoleons, der anrückt." *)

Diese äußerst komische Geschichte (sagt Marmont) habe ich nie aus dem Gedächtniß verloren; sie dient gerade nicht um den Marschall Jourdan zu verherrlichen, aber Bubna hatte seinen Namen gewählt, weil der Erzherzog zwei Feldzüge gegen ihn geführt und ihn immer geschlagen hatte.

Es war, den Memoiren zufolge, wieder Marmont welcher der verzweifelten Lage Napoleons ein Ende machte; er marschirte auf Befehl des Kaisers mit seinem Corps aus Dalmatien zur großen Armee heran; einmal aus den Alpen heraus, eilte er seinen Truppen nach der Lobau voraus. Ich fand den Kaiser — schreibt Marmont — in seiner ganzen militärischen Größe. Hatte er den Feldzug mit wenigen Truppen und schwachen Mitteln begonnen, so hatte ihm die Energie seines Willens und die Hülfsmittel seines Geistes außerordentliche Kräfte geschaffen. Ich habe den Front-Rapport der Truppen gesehen die zum Uebergang über die Donau bereit standen, und die sich zwei Tage später bei Wagram schlugen; er gab 187,000 Mann unter dem Gewehr an, und zwar 164,000 Mann Fußvolk und Reiterei und 700 Feldgeschütze.

Napoleon hatte die ihm gegebene Lehre benützt. Die Uebergangsmittel waren in einer Weise vorbereitet die allen Zufälligkeiten und Unternehmungen Trotz bot. Der General Bertrand, der das Genie der Armee commandirte, hatte diese Arbeiten mit großer Geschicklichkeit geleitet. Die eigentliche Donau war überschritten, und die weite Lobau-Insel barg die größte Truppenmasse die je auf einem Punkt vereinigt gewesen. Es blieb nur noch ein sehr schmaler Arm zu passiren.

Der Feind hatte Gelegenheit unsere Uebergangsmittel zu

*) Wir erlauben uns doch diese Anekdote zu bezweifeln, wenigstens steht das Gesagte mit dem ganzen Wesen des Erzherzogs im Widerspruch. Er war im Grunde ein überaus klarer Kopf, wie das seine Werke über die Grundsätze der Strategie und die Geschichte der Campagne von 1799 beweisen, und er hatte sich nur in einer eigenen Theorie vom Kriege verloren, wodurch er zu einer Ueberschätzung der strategischen Verhältnisse verleitet ward. Er besaß keinen großen Thatendurst, und es war ihm immer mehr um den Begriff des Sieges zu thun als um den Nutzen der daraus zu ziehen; daher sind auch die meisten seiner Siege, bei Amberg, Osterach, Stockach, Caldiero, Aspern, resultatlos geblieben. Aber man darf nicht vergessen daß erst Napoleon die alte Energie des Kriegs wiedergeboren, und die Vernichtung des Gegners, als das Entscheidende, zur eigentlichen kriegerischen Aufgabe gemacht hat, und daß die österreichische Armee noch nach der für die Verfolgung ungünstigen Taktik des siebenjährigen Kriegs zu Werke ging. Dagegen war der Erzherzog eben so ruhig als vorsichtig; er verlor niemals die Besinnung, und der sicherste Beweis dafür ist gerade die Geschichte seiner verlornen Schlachten. Er hat nie in Unordnung ein Schlachtfeld geräumt. Von Person war er sehr tapfer; man darf aber nicht vergessen daß die heftigen epileptischen Anfälle, denen er unterworfen war, oft im entscheidenden Augenblick das Commando aus seiner Hand in eine andere legten, die weniger entschlossen war, oder doch weniger wagen durfte als ein kaiserl. Prinz.

Digitized by Google

schätzen, und den Punkt zu erkennen wo, nach der Oertlichkeit und den Vorbereitungsarbeiten, der Uebergang stattfinden mußte; aber er hatte nichts gethan um ihn zu verhindern, zu erschweren, oder auch nur um unser Debouché aufzuhalten. Nur ein Theil seiner Truppen war in Sicht der Donau aufgestellt; die Masse seiner vereinigten Kräfte stand rückwärts concentrirt, um eine sehr schöne und starke Stellung einzunehmen. Es war eine Art Halbkreis, der das vorliegende Feld dominirte, welches von einem Bach gedeckt wurde. (Fortsetzung folgt.)

Gerichtshalle.

Verhandlung wegen Diebstahl und Veruntreuung vor dem k. k. Kreisgericht in Kronstadt.

An dieser Verhandlung, welche am 31. März 1858 n. M. 3 Uhr statt fand, hat das zulässige Publikum regen Antheil genommen. Der Raum für die Zuhörer im Schlußverhandlungssaale war stark besetzt.

Auf der Anklagebank sitzt J. H., k. k. Steuereinnehmer aus einem Orte hiesiger Umgegend. Die Anklage ist auf Verbrechen des Diebstahls und der Veruntreuung, dann Uebertretungen gegen öffentliche Anstalten nach §. 320 St. G. und gegen das k. Waffenpatent gerichtet. — Es sei nämlich sicher gestellt, daß nach der Entfernung des Beschuldigten von seinem Amtssitz am 22. Jänner d. J. bei der nach Aufsprengen der betreffenden Steuerkasse erfolgten Scontrirung ein Betrag von 10,831 fl. 40¼ kr. C. M. abging. Der in Schäßburg am 23. Jänner d. J. aufgegriffene Angeklagte habe sogleich eingestanden, daß er in zwei verschiedenen Angriffen und zwar am 19. und 22. Jänner d. J. unbemerkt vom betreffenden Kontrollor, sich bedeutende Beträge Geldes aus der Steuerkasse zugeeignet habe; welche Handlung nach §. 171 und 173 St. G. das Verbrechen des Diebstahls begründe. — Ferner habe der Beschuldigte, in vollkommener Uebereinstimmung mit den gepflogenen Erhebungen und steueramtlichen Vormerkungen eingekannt, daß er noch während seines Amtes als Einnehmer in Elisabethstadt und zwar im M. April 1855 einen Nationalanlehnsbetrag von 1800 fl. CM., dann beim Steueramt in F. am 31. Jän. 1857 einen Nationalanlehensbetrag von 1418 fl. 58 kr. am 30. Juli 1857 einen ähnlichen Betrag von 922 fl. 10 kr. CM. und endlich am 31. Okt. 1857 einen ähnlichen Betrag pr. 1084 fl. 39 kr., zusammen also 5,225 fl. 47 kr. CM. auf die Art sich zueignete, daß er diese Beträge nach der mit dem Kontrollor gemeinschaftlich vorgenommenen Abzählung, Verpackung und Versiegelung, vorschriftsgemäß zur Abgabe auf der Post an die k. k. Landeshauptkasse in Hermannstadt übernahm, dieselben jedoch nicht abgab, sondern mit Vernichtung der Umschläge, der Zuschriften und Gegenscheine für sich behielt und im Laufe der Zeit zu seinen eigenen Zwecken verwendete. — In gleicher Weise gestehe der beschuldigte Steuereinnehmer in Uebereinstimmung mit den vorliegenden Schriftstücken, daß er in derselben Zeit noch mehrere, in seine ämtliche Verwahrung gelangte Geldbeträge des Staates und Privater unverbucht gelassen und sich zugeeignet habe, nämlich:

5% Komunalaufschlag der Gemeinde F.	pr.	C. M.	374 fl.	52 kr.
Impfungskosten	„	„	59 „	56 „
Gefällsstrafen	„	„	36 „	— „
Tabaklicenzgebühren	„	„	139 „	36 „
Verschiedene Geldanschläße	„	„	51 „	46 „
Stempelgebühren von A. E.	„	„	25 „	— „
Depositen	„	„	9 „	30 „
Zusammen	„	„	696 fl.	40 kr.

Diese Handlung begründete nach §. 181 St. G. das Verbrechen der Veruntreuung. — Durch die Aussage des betreffenden Kontrollors in Verbindung mit den vorliegenden Schriftstücken und dem Geständniß des Beschuldigten sei ferner erwiesen, daß derselbe in zwei an die Landeshauptkasse gesendeten Gegenscheinen, dann in eine an das Präsidium der betreffenden Finanz-Bezirks-Direktion übermittelten Empfangsbestättigung über ein Präsidialdekret die Namensfertigung des Kontrollors nachgemacht und in der Absicht verfälscht habe, um die an den National Anlehensgeldern begangenen Veruntreuungen möglichst zu bemänteln. Diese Handlung begründe bei dem Abgange der Merkmale des §. 197 St. G. lediglich eine Uebertretung gegen öffentliche Anstalten nach §. 320 litt. f. St. G. — Endlich seien bei dem Beschuldigten 2 kostbare Doppelpistolen vorgefunden worden, welche er kurz bevor ankaufte, ohne den Waffenpaß zu besitzen; und dieses bilde eine Uebertretung gegen das k. Patent vom 24. Oktober 1852.

Der Angeklagte gestand die Richtigkeit der in der Anklage aufgeführten Thatumstände zu, und erzählte ergänzend, mit reuigem offenen Gemüthe und öfter von Thränen unterbrochen, besonders wenn seiner Frau und Kinder erwähnt ward, und in vollkommener Uebereinstimmung mit allen erhobenen Umständen:

In der Bukowina 1816 geboren, griech.-n.-un. Religion, verheirathet und jetzt Vater von 3 leiblichen und 1 Stiefkind sei er vom J. 1839 bis 1851 im k. k. Militärdienst (letztlich Unter-Lieutenant) und in der Folge als Steuerbeamter im Civildienst gestanden. Ueber diese seine Staatsdienste lauten Conduitlisten und Zeugnisse, welche schlüßlich vorgelesen wurden, sehr günstig. Ein braver, fleißiger Beamte hat er stets ein eingezogenes Leben geführt, und machte keinen Aufwand, welcher auf außerordentliche Geldauslagen hätten schließen lassen. — Auf die Frage, zu welchem Zwecke der Beschuldigte so hohe Beträge habe verwenden können? gab er an: Er habe im J. 1851 eine Wittwe mit damals 2 Kindern erster Ehe geheirathet und weil ohne Vermögen, sei er darauf angewiesen gewesen, von einem Gehalt anfänglicher 400 fl., dann 500 und 700 fl., bis er endlich in 800 fl. C. M. vorrückte, zu leben, daraus die Karenztaxen und durch Abzüge auch die Kaution bis zur Höhe des Jahresgehaltes zu leisten, die Uebersiedlungskosten bei seinen 4maligen, stets mit der Uebersetzung an entlegene Orte verbunden gewesenen Vorrückungen zu bestreiten und die Kurkosten für seine, an ein Jahr lang krank gewesene Frau zu tragen; ja auch noch in letzterer Zeit seinen verlassenen kranken Schwiegervater ins Haus zu nehmen, welcher, sowie die Stiefkinder, ein kaum nennenswerthes Einkommen aus eigenem Vermögen hatten. Unter solchen Umständen sei er bis zu Anfang des Jahres 1855 in große Schulden und bedeutenden Mangel

Digitized by Google

im Hause versunken gewesen und in dieser Noth habe er im April 1855 die Nationalanlehensgelder pr. 1800 fl. C. M. in Elisabethstadt sich zugeeignet. Es habe ihm damals zwar auch mit weniger Geld geholfen werden können, weil doch auch seine Frau aus dem Verkauf eines Grundstückes Einiges zubrachte, allein die 1800 fl. CM. ließen sich nicht theilen. Auch brauchte er einiges übrige Geld zur Führung eines Prozesses seiner Frau und Stiefkinder wieder die Verwandten des Vaters der letztern in Schäßburg wegen Aufhebung eines für diesen Vater sehr vortheilhaft gewesenen Tauschvertrages nach früherm siebenb. Recht. Es war damals, bei günstiger obergerichtlicher Entscheidung, die Hoffnung vorhanden, daß der Prozeß gewonnen werden könne und darnach die streitigen Grundstücke in Schäßburg für den Verkauf verfügbar werden würden.

Diese Hoffnung ging aber während der Jahre 1855 und 1856 nicht in Erfüllung; so wenig, wie die Hoffnung, im Lotteriespiel sich zu retten. Ja diese in der Noth und in dem zerrütteten Gemüth erwachte Leidenschaft des Spieles in der großen und kleinen Lotterie, welche zum Glauben hinließ, daß nur mit hohen Einsätzen werde gewonnen werden können, und dazu der fortdauernde Mangel im Hause bei angewachsener Kinderzahl, ließen es dem schwachen Manne nothwendig erscheinen, daß er im J. 1857 endlich wieder die mehreren National-Anlehnsgelder veruntreute und sie hauptsächlich im Lotteriespiel verwendete, wie es auch mit den in der Anklage bis auf 696 fl. 40 kr. berechneten gemischten Beträgen geschehen ist. — Unterdessen wuchs die Gefahr, daß die früher unterschlagenen 1800 fl. C. M. doch endlich entdeckt wdrden würden; denn es waren bereits alle jene Mittel der Täuschung erschöpft worden, welche den Beschuldigten unter die obige Anklage der falschen Namensunterschrift auf Gegenscheinen und Empfangsscheinen gebracht haben. Er wußte anders nicht zu helfen, als daß er am 19. Jänner d. J., nachdem die Steuerkasse so eben abgezählt und darüber die Verbuchung vorgenommen werden war, in dem Augenblick, wo der Kontrollor den zweiten Schlüssel dem Angeklagten überlassen hatte, einen Betrag von 4141 fl. C. M. aus der Steuerkasse zu sich zu stecken und durch seine Frau nach Hermannstadt zu schicken, damit sie das Geld zur Deckung der bis nun in Anregung gebrachten abgängigen National-Anlehns-Beträge abgebe und zur Vertuschung der Sache zu erweichen suche. — Aber die Frau kam trostlos von Hermannstadt zurück, denn die 4141 fl. C. M. waren zwar bei der Landeshauptkasse in Verwahrung übernommen worden; aber sonst hatte die Frau nur ausweichende Antworten erhalten.

Somit war noch die Gefahr dazu gekommen, daß der Abgang der 4141 fl. C. M. in der Steuerkasse entdeckt werden konnten. Der Angeklagte kam auf den Gedanken, daß seine Frau nach Schäßburg eilen müsse, um bei den Verwandten Geld aufzutreiben. In einer furchtbaren Kälte und Schneetiefe macht sie, mit 6 Pferden vorgespannt, und auf das Verlangen des Ehemannes mit den sämmtlichen kleinen Kindern sich auf den Weg. Dies war am 21. Jänner 1858. Der Angeklagte gesteht, daß er die Seinigen in ihrem Heimathsort wissen wollte, während er den Entschluß gefaßt hatte, sich zu entleiben. Er kaufte darum die in der Anklage berührten Pistolen. — An diesem 22. Jänner greift er auch noch einmal in die Steuerkasse und nimmt vom Kontrollören ungesehen, während dieser den zweiten Schlüssel vertrauensvoll stecken ließ, einen ungefähren Betrag zu sich. Der Angeklagte weiß nicht, was er mit diesem Geld beabsichtigte. Er sagt er müsse von Sinnen gewesen sein; denn er habe auch an diesem Tag, gegen seine Gewohnheit, starke geistige Getränke zu sich genommen gehabt. Er schildert in kurzen Sätzen und von der Erinnerung daran erschüttert, seinen damaligen Zustand, wie den eines furchtbaren Traumes. Er sei aus dem Amtsgebäude nach Hause in die leeren Zimmer geeilt, habe das zu sich genommene Geld auf den Tisch geworfen und den gräßlichsten Kampf mit seinen Gedanken bestanden; bis er plötzlich noch einmal seine Kinder sehen will und sich rasch entschließt, einen Wagen zu nehmen und gegen die Nacht ihnen nach zu eilen. Er weiß nicht, ob er zu dieser Fahrt in einem offenen Schlitten neben den Pistolen und Rumflaschen das aus der Steuerkasse genommene Geld ganz oder theilweise zu sich gesteckt habe. In Schäßburg fand man nur 5379 fl. in B. N. vor. Der Angeklagte glaubt er müsse einige Packete zu Hause oder bei dem mehrmaligen Umwerfen des Schlittens in jener Nacht verloren haben; denn er hat keine andern Auslagen davon bestritten, als den Kauf der Pistolen und hatte auch einige Gulden eigenen Geldes bei sich. —

Er erreichte seine Familie in einem Dorf auf halbem Weg nach Schäßburg und nach den heftigsten innern Kämpfen, denen er dennoch keine Worte verlieh, indem er seine Frau nur im Allgemeinen wissen ließ, es fehleten ihm in der Kasse einige Tausend Gulden, und von innerer Aufregung, von Besorgnissen aller Art, dann vom Gedanken an Selbstmord und der Liebe zu den Seinen hin und hergerissen und fast aufgerieben, faßte er den Gedanken, nach Hermannstadt zu gehen, um selber das Beilegen der Sache daselbst zu versuchen. Im nächsten Dorf vor Schäßburg wird der Fuhrmann nach Hermannstadt gedungen und zu diesem Zweck gleich nach Schäßburg mitgenommen; wo sie Abends zwischen 7 und 8 Uhr eintreffen. — Schon wollte H. um 11 Uhr in der Nacht nach Hermannstadt aufbrechen, als er eine halbe Stunde früher in Folge der am Amtssitz veranlaßten Nachteile gefangen genommen ward. (Forts. folgt.)

Die Zustände im Oriente.

Man hatte es bisher für eine Fabel erklärt Rußland sei zu Gunsten der Rayah im Orient neuerdings aufgetreten, aber es ist keine Fabel. Hr. v. Butenieff ist zu Gunsten der slavischen Christen in der Türkei und für die Montenegriner wirklich aufgetreten, wie wir in der gut unterrichteten „Oesterreichischen Zeitung" lesen. Seit dem Pariser Frieden sitzt die Pforte wie in einem Glashaus. Man betrachtet sie schon wieder als krank, das Consilium der Aerzte wird gerufen um zu behandeln und durch das ewige Curieren wird die Türkei endlich siech gemacht und zum Sterben gebracht. Und doch ist in des Sultans Länder momentan kein anderes Regiment möglich. Das osman'sche Reich ist zur europäischen Nothwendigkeit geworden. Die Idee eines neubyzantinischen Reiches welches in einigen Köpfen spukte ist aufgegeben. Denn

die Völkerstämme welche im Orient untereinander gewürfelt sind, hassen sich, und das Uebergewicht, welches alter Ruhm und Kultur dem griechischen Stamme gab, ist entschwunden, sie beugen sich dem Sultan. — Die slavischen Bewohner der Türkei sind eben jetzt daran den letzten Rest der griechischen Suprematie über Bord zu werfen. Sie wollen keine griechischen Geistlichen mehr, und in Bulgarien und Rumelien fordern die Slaven Abschaffung des griechischen Gottesdienstes, Priester und Oberhirten ihres Stammes und verlangen daß die Messe in bulgarischer Sprache gelesen werde. Im Abendland erscheint dieses alles bedeutend, aber im Morgenland haben diese Dinge wenig zu sagen. Die Feder ist dort kein Schwert. Ein wichtiger Faktor ist es, daß die Frankreich ergebene Presse d'Orient sich in dem Streit mischt und für die Slaven Partei nimmt. — Kaiser Nikolaus wollte aus dem Riesenkörper der Türkei kleine Pastetchen formen, aber die Bildung kleiner unabhängiger Staaten wurde von Europa verurtheilt. Die Praxis zeigt, wie wenig diese Länder ihrer Selbstständigkeit fähig sind. Das Experiment in der Moldau und Walachei und die letzten Vorgänge in Serbien haben eben nicht Verlockendes genug, um zu weitern Versuchen zu reizen. Ohne die Suzeränität der Pforte wären die Donaufürstenthümer längst schon nur Provinzen eines andern Staats geworden; die neugebildeten Halbrepubliken könnten sich nur durch ein Protektorat erhalten, welches bald in eine unbedingte Herrschaft übergehen würde. — Es liegt im Intresse Europa's, daß die Pforte lebe, und man sollte sie deßhalb nicht immer mit Humanitätsprojekten, mit Humanitätsreitereien, welche man im eignen Hause nicht auf die Wache ziehen läßt, stören. Die Türkei wird sich selbst helfen. Sie hat jetzt eine schwere Arbeit in ihrem Lande, die Gleichberechtigung einzuführen, die in gebildeten Staaten Europa's noch nicht zu Hause ist. Sehen wir nur nach Preußen, wie die Kreuzzeitungsmänner mit frommen Geberden und aus Leibeskräften sich wehren, daß ihr Gut ja nicht so viel zu den Staatsbedürfnissen zahle, als die Güter des Bauern- und Bürgerstandes. Und welche Anstrengung machen die adelichen Herren Gutsbesitzer, in allen Dingen höher gestellt zu sein, als das Bürger- und Bauernvolk, und selbst den ordentlichen Gerichten wollen sie entzogen sein und eine Halbsouveränität erstreben! Welche Schwierigkeit wird der edle Kaiser Alexander von Rußland zu besiegen haben, um seinen Bauern das Joch der Sklaverei und des hierarchischen Geistesdruckes zu entheben? Wer kennt nicht diese geheime Macht, die selbst die Verhältnisse seiner und gebildeter Männer sehr empfindlich berührt! Die Türkei soll solche Zustände herstellen und zwar mit Hilfe der Berechtigten. Man klagt es gehe zu langsam, aber man erinnere sich doch des Beispiels vom Splitter in des nächsten und vom Balken im eignen Auge. Die Pforte hat nicht bloß mit Bevorrechteten, sie hat selbst mit denjenigen zu kämpfen die gleiche Rechte erhalten sollen. In allen ihren Ländern bestehen Zustände, die sie nicht geschaffen und die älter sind, als das türkische Reich selbst; diese haben sich verknöchert und versteinert und der Erlaß eines Hats kann sie nicht auf einmal auflösen; und wenn man diese Zustände zerhauen wollte, so würde erst ein rechtes Wehegeheul ertönen, daß jetzt von mancher Seite so gerne angestimmt wird.

Wie Steger singt?*)

(Ein Referat in Versen.)

Kaum fängt der Stimmheld zu singen an
Wähn't man sich entrückt den Räumen,
Vergißt die Welt und fühlt sich das Herz
So frei in den süßesten Träumen!

Und singt er weiter, dann zittert's rings
Um uns wie von goldenen Strahlen,
Es tönt wie aus Rosengebüschen die Luft
Von singenden Nachtigallen.

Im Reigen schwingen sich Elfen herbei
Dem herrlichen Sange zu lauschen,
Die Liebesgötter in Schaaren nah'n
Gebannt von des Beifalls Rauschen.

Vom Beifallsjubel erdröhn's das Haus,
Der Sänger gab ganz sich in Tönen
Er küßte singend uns alle auf's Herz
Das ist's, daß sie ihn überall krönen!

Verschwend'risch theilt er die Gaben aus
Aus seiner Brust reichem Schachte,
Die Stimme gleicht dem Quell aus dem Fels
Der Blumen aus Wüstensand brachte.

Ein Held, besiegend die Herzen all
Nicht mit dem Schwerte — mit Singen!
Ein Fürst, der singend erringt den Sieg
Muß Aller Liebe erringen.

Ein Crösus, reich durch das Sanges Macht
Umschlingst Du die Armen und Reichen,
Wer singt wie Du, ist echt Sängerblut
Muß Felsenherzen erweichen!

Du scheidest — das Echo von deinem Gesang
Stirbt nie in unseren Herzen,
Erinn'rung verjüngt gleich dem Liede die Luft
Verwebt gleich dem Liede die Schmerzen.

Zu Deinem Ruhm nimm auch unsern Kranz
Du Sängerfürst groß und bieder:
Gleich Dir bringt die Zeit einen Stimmheld nicht
In einem Jahrhundert wieder!

Heinisch.

---

*) Wir haben den gefeierten Gast zum drittenmale in der Oper „Martha" als Lyonel bewundert. Am 11. findet mit Wiederholung derselben Oper die vierte, am 13. mit „Troubadour" die fünfte und mit: „Norma" den 15. April die letzte Gastdarstellung des k. k. Hofopernsängers statt. So groß der Enthusiasmus für Herrn Steger ist, ebenso tief bedauert man das schnelle Scheiden des größten Tenoristen und Gesangskünstlers von Hermannstadt. Ausführliche Berichte über sämmtliche Gastdarstellungen senden wir Ihnen nächstens ein. Correspondent.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 45. Freitag, den 16. April. 1858.

Aus dem Leben des Feldmarschalls Grafen Radetzky.

(Aus dessen biographischen Skizzen Stuttgart und Augsburg bei Cotta 1858)

(Fortsetzung)

In unserm letzten Abschnitt ist uns das verführerische Rothstift um einige Zeilen weiter gerutscht, als es in unserer Absicht lag, und der Bericht Marmont's ist gegen unsere Ansicht um einige Zeilen weiter gedruckt worden, als wir wünschten, und da uns die Korrektur wegen anderweitigen Geschäften nicht zukam, konnte die Sache nicht mehr verbessert werden. Wir lassen nun die Schlacht von Wagram nach unserm sieggekrönten Marschall Radetzki schildern. In seinem Leben glänzen die Schlachten von Marengo, an der Trebbia, von Aspern, Wagram, Leipzig und nach langem Ruhen die Waffenthaten in Italien. Ueber die Schlacht von Wagram heißt es in unserm Buch: Als der französische Kaiser in der furchtbaren Gewitternacht vom 4. auf den 5. Juli seine Brücken über den Stadler Donauarm herstellte, und am Morgen aus der Lobau ins Marchfeld debouchirte, hatte Radetzky die Vorhut des vierten Corps am Rußbach vorwärts Markgraf-Neusiedel. Man gewahrte deutlich wie die französischen Colonnen sich nach und nach fächerartig entwickelten. Voran die Cavallerie, hinter derselben die Infanterie und eine zahreiche Artillerie.

Da das ganze fünfte Corps an der Schlacht nicht theilnahm, so konnte der Erzherzog Karl nur über 98,492 Mann Infanterie, 12,086 Reiter und 420 Geschütze verfügen, während Napoleon 146,774 Mann Infanterie, 30523 Reiter und 584 Geschütze hatte.

Auch gegen das vierte Corps drang der Feind am Nachmittag und Abend des 5ten mit großem Nachdruck vor. Der den französischen rechten Flügel befehligende Marschall Davoust beschoß Markgraf-Neusiedel aus 40 Kanonen, und Radetzky vermochte sich gegen diese, beiderseits Glinzendorf aufgefahrene, überlegene Artillerie nur mit großem Verlust zu behaupten.

Davoust ließ, nachdem er Großhofen besetzt hatte, durch die Reiterdivision Montbrun (24 Schwadronen) eine Bewegung machen, welche zum Zweck hatte im weiten Bogen über Obersiebenbrunn den österreichischen Pivot zu umgehen. Es war dies die erste Andeutung des Grundgedankens seines Kaisers, der am nächsten Tag so meisterhaft durchgeführt wurde. Indessen endeten die mehrmals wiederholten Angriffe der Franzosen am 5ten auf Markgraf-Neusiedel und den dortigen Ravin, ganz so wie auf allen übrigen Punkten der weiten Schlachtlinie, mit dem Zurückwerfen des Feindes. Nach Pelet so wie nach andern Angaben war das Zurückgehen und überhaupt der Zustand der französischen Armee zum Theil an jenem Spätabend, und noch während der Nacht, eben nicht geeignet bei Napoleon große Hoffnungen für den kommenden Tag zu wecken.

Dem Commandanten des vierten Corps war übrigens der, obschon mißlungene, Versuch Montbruns, zu einer Umgehung des äußersten linken Flügels, der leider ohne Stütze, bloß durch etliche in der Eile aufgeworfene Verschanzungen ohne schweres Geschütz kaum nothdürftig gesichert war, nicht entgangen. Allein im Hauptquartier scheint man am Abend des 5ten eine derartige Bewegung des Feindes gar nicht besorgt, oder doch in der Ueberzeugung gestanden zu haben dieselbe müsse jedenfalls durch das Erscheinen des Erzherzogs Johann vereitelt werden. Der Generalissimus hatte nämlich seinen Bruder aufgefordert „an einer Schlacht theilzunehmen die muthmaßlich über das Schicksal des Hauses Habsburg-Lothringen entscheiden werde."

Nur die stark hereingebrochene Nacht machte dem blutigen Kampf ein Ende. Die Franzosen zogen sich vor Markgraf-Neusiedel bis Großhofen und Glinzendorf zurück, behielten jedoch beide Ortschaften besetzt. (Schluß folgt.)

Gerichtshalle.

Verhandlung wegen Diebstahl und Veruntreuung vor dem k. k. Kreisgericht in Kronstadt.

(Fortsetzung)

Er hat von Anfang an Alles offen und reumüthig gestanden. Noch bemerkte er auf die bezügliche Frage des Vertheidigers, daß er die in seiner Wohnung nunmehr für den Staatsschatz in Beschlag genommenen Habseligkeiten, in einer gut eingerichteten größern Haushaltung und einer ansehnlichen Zahl neuerer Bücher bestehend, auf wenigstens 1000 fl. CM. schätze und daß er noch eine Staatsschuldverschreibung besitze, welche er in der Voraussicht daß er in den Gehalt von 900 fl. vorrücken werde, zur Vinculirung an das h. k. k. Finanzministerium eingesendet habe. — Nach

Vorlesung der Protokolle über die gepflogenen Erhebungen schritt der Herr Staatsanwalt Albert Hoos zu dem Schlußantrage.

Die Ergebnisse der Schlußverhandlung hatten an der Sachlage nichts geändert und daher hielt der Hr. Staatsanwalt an der Anklage fest, indem er zur Unterstützung der Ansicht, daß die Angriffe auf die Steuerkasse vom 19. und 22. Jänner Diebstähle seien, hervorhob, die Steuerkasse sei beiden Steuerbeamten und nicht einem allein anvertraut, und sohin begehe der Eine, wenn er ohne Wissen des Andern Gelder aus der Kasse nehme, einen Diebstahl, denn er nehme es aus den Besitz des andern Beamten und beschädige auch diesen, indem selbiger nun in Gefahr komme, Ersatz leisten zu müssen. — Das Strafausmaß betreffend wog der Hr. Staatsanwalt in einer klaren Auseinandersetzung die erschwerenden Umstände, nämlich: 1. daß Verbrechen verschiedener Art und 2. dasselbe Verbrechen wiederholt begangen worden sei, mit dem Hinblick auf die mit reifer Ueberlegung begangenen Thaten, auf die verletzten ämtlichen Pflichten und auf die Schwierigkeit, gegen solche Veruntreuung im Amte Vorschriften zu gebrauchen — gegen die Milderungsumstände ab, nämlich:

a. Das unbescholtene Vorleben; — b., die drückende Nothlage bei der ersten Veruntreuung im April 1855; und c., das reumüthige Geständniß; und anerkannte das Uebergewicht dieser mildernden Umstände. Der Herr Staatsanwalt empfahl, bei Festhalten des im §. 182 St. G. normirten Strafsatzes von 10 bis 20 Jahren schweren Kerker die Anwendung, das dem Gerichtshof im §. 286 St. P. O. für solche Fälle zugestandenen außerordentlichen Milderungsrechtes und beantragte sofort die Strafe von 8 Jahren schweren Kerkers und Schadenersatz an den Staatsschatz mit dem Restbetrag von 7,233 fl. 29 kr. CM., indem der in Hermannstadt deponirte Betrag 4,141 fl. und die in Schäßburg beim Angeklagten vorgefundenen 5,379 fl. zu Gunsten des Staatsschatzes für verfallen zu erklären seien.

Der Vertheidiger, Herr Advokat J. Hintz in Kronstadt, sprach wörtlich das Nachstehende:

Hoher k. k. Gerichtshof!

Enthüllt vor unsern Blicken steht das Bild eines erschütternden Ereignisses.

Der böse Dämon menschlicher Schwäche hat sein Opfer aus dem schönen Kreise einer geachteten Familie geholt. Herr J. H. k. k. Steuereinnehmer in F., ein geachteter Mann unter Allen, die ihn kannten, in glücklichen Familienverhältnissen lebend, und geschätzt in seiner ämtlichen Stellung, er ist es mein ungl. Freund — welcher der Versuchung nicht widerstand, nach den öffentlichen Geldern, die ihm anvertraut waren, zu greifen.

Zuerst that er es, um ein wirkliches Bedürfniß mit einigen Hundert Gulden zu stillen.

Ach! hätte er diese ersten paar 100 Gulden wieder zurückgelegt, und wäre er dabei stehen geblieben; so stünde er jetzt nicht vor den Schranken des Strafrichters, er hätte seine That in sich vergraben, sie mit seinem Gotte abthun können. —

Aber es mußte sich die Wahrheit dessen bewähren, daß, wer nicht die Seelenstärke besitzt, um, selbst in der Noth, den ersten Angriff nach fremdem Eigenthum zu unterlassen, daß — sage ich — derjenige um soviel weniger Kraft besitzen wird, der wachsenden Versuchung zu widerstehen. Es mußte sich die Wahrheit bewähren, welche der große Dichter in den Worten sagt: „Das ist der Fluch der bösen That, daß fort und fort sie Böses nur gebäret."

Sie hat meinen unglücklichen Fr. von Stufe zu Stufe hinabgerissen, — bis endlich das Verbrechen zur Lavine angewachsen, ihn zu verzweifelten Gedanken und Handlungen trieb. — Da war auch schon der Arm der Gerechtigkeit erhoben, und unter der eisernen Gewalt dieses Armes haben sich über den Trümmern eines schönen häuslichen und bürgerlichen Glückes die düstern Hallen des Gefangenhauses geöffnet, um den in Reue aufgelösten Thäter der Strafe zu überliefern.

Der Herr k. k. Staatsanwalt hat das Bild dieses Ereignisses in den festen Rahmen seiner Antragstellung zusammengefaßt. Sie geht auf Verurtheilung wegen Verbrechens der Veruntreuungen und des Diebstahls und auf Strafe von 8 Jahren schweren Kerkers.

Der Herr Staatsanwalt hat den Thatbestand in seiner überwältigenden Wahrheit dargestellt und die Beweise aufgezählt.

Vergebens würde ich allen Scharfsinn aufbieten, um dennoch die That zum Vortheil meines Clienten anders darzustellen, und den Beweis abzuschwächen.

Nur das Eine glaube ich bemerken zu müssen, daß keines der vorliegenden Fakten unter den Begriff des Diebstahls falle. Die vorliegenden Fakten sind sämmtlich bloße Veruntreuungen.

Doch ich werde auf diese Frage zurückkommen.

Der Herr Staatsanwalt hat unter die düstern Schlagschatten seiner Anklage auch einige Lichtstrahlen fallen lassen, nämlich er hat der Milderungsumstände erwähnt, welche das Gesetz beim Ausmaß der Strafe zu berücksichtigen befiehlt.

An diesen Lichtstrahlen erhebt die Vertheidigung ihren Blick hoffnungsreicher, und in der That fühle ich mich in meiner Pflicht dringend aufgefordert, die Aufmerksamkeit des hohen Gerichtshofes für das Vorhandensein überwiegender Milderungsumstände in Anspruch zu nehmen.

Indem der Herr Staatsanwalt zuerst die erschwerenden Umstände entgegenhält, so will auch ich dieselben vorerst prüfen:

Man kann den allgemeinen Maßstab der Erschwerungsumstände nicht anlegen, ohne der nachstehenden Momente zu gedenken:

Erstens daß der Schade kein so großer sei, wie es auf den ersten Anblick scheint.

Von den in der Steuerkassa fehlenden . .			10,831 fl. 40 kr.
sind abzuziehen die in Hermannstadt laut dem vorgelesenen Schein in der Landeshaupt-Kassa deponirten	4,141 fl.	— kr.	
die in Schäßburg vorgefundenen	5,379 „	— „	
Summe . .	9,520 fl.	8 kr.	9,520 „ 8 „
so bleibt ein Kassadefekt von			1,311 fl. 32 kr.
dazu die Nationalanlehensbeträge bis auf . . .			5,225 „ 47 „
und die gemischten Beträge bis auf			696 „ 40 „
so gibt das die Gesammtsumme von			7,233 fl. 29 kr.

Davon sind bedeckt 800 fl. in der Caution, welche, bei den hohen Finanzbehörden deponirt ist, und 100 fl. in einer zur Minkulirung eingesendeten Staatsschuldverschreibung. Man muß auch den Erlös von den in Beschlag genommenen Habseligkeiten in der Wohnung zu Fogarasch in Anschlag bringen. Es liegt kein Inventar vor. Aber es werden davon sicher 1000 fl. C. Mze. eingehen.

Nach Abzug dieser . . . . . 1,900 fl. — kr.
bleiben . . . . . 5,334 fl. 7 kr.
unbedeckt.

Mein ungl. Frd. spielte stark in der großen und kleinen Lotterie. Diese seine Aussage muß für wahr angenommen werden, denn sonst wäre der Verbrauch so großer Geldbeträge bei seinem erwiesenermaßen einfachen und häuslichen Leben unerklärlich.

Die der Staatskassa durch Entwendung entzogenen Beträge sind derselben im Lottospiel meines Clienten wieder zugeflossen. Er hat das Lottospiel mit dem Gedanken, daß er sich damit helfen solle, also mit Desperation bis zum Aeußersten forcirt. Es wird begreiflich, daß er seit 1855 gewiß 3000 CM. im Lottospiel verwendet haben dürfte.

So leidet das hohe Aerar eigentlich nur einen Schaden von kaum 2,334 fl. und wenn man bedenkt, daß dem Staat die eingegangenen Karenzen zu gute kommen, ohne daß der Staat je in die Lage kommen wird, Pension oder Beitag zur Kindererziehung für die 20jährigen Staatsdienste meines Clienten zu zahlen — höchstens 2000 fl.

Zweitens hat mein ungl. Fr. wohl bei dem ersten Schritt, nämlich bei dem ersten Angriff auf die Nationalanlehensgelder in Elisabethstadt im J. 1855 mit Ueberlegung handeln können; allein damals schon ward die Ueberlegung in seinem Innern gestört durch die Noth, in welcher er sich befand, nachdem er 4 Jahre lang mit Weib und Kindern mit einem geringen Gehalt von 4 und später 500 fl. hatte leben, daraus die sogenannten Karenzen und wohlgemerkt, auch die Caution in gleicher Höhe mit dem Gehalt durch Abzüge leisten und endlich die mehreren Uebersiedlungskosten bestreiten müssen.

Alles in Allem genommen, muß man sagen, mein Client hat in den Jahren seines Dienstes bei den Steuerämtern in Udvarhely, Erdö-Sz.-György und Elisabethstadt von seinem Gehalt allein die Kosten seiner bescheidenen Haushaltung nicht bestreiten können ohne Schulden zu machen, und ohne endlich im J. 1855 in Elisabethstadt in die desperateste Lage zu kommen. In dieser Lage und um sich zu helfen, veruntreute er im Monat April 1855 jene 1800 fl. CM.

Wenn er damit allerdings die Pflichten seines Amtes verletzte, so muß man dagegen anerkennen, daß diese Pflichten mit den Pflichten und dem natürlichen Drang, sich und den Seinen die Existenz zu ermöglichen, sich und den Seinen Wohnung und Kleidung zu verschaffen, in Widerstreit geriethen, und daß in diesem Widerstreit die Pflichten der Selbsterhaltung diejenigen des Amtes an Stärke übertreffen mußten.

Inwieweit der Herr Staatsanwalt als besonders erschwerend hervorhebt:

Daß mehrere Verbrechen verschiedener Art begangen wurden — so ist darin die Voraussetzung enthalten, daß mein Client Diebstähle begangen habe, als er am 19. und 22. Jänner d. J. die Banknotenbündel bis nahe an 11,000 fl. CM. aus der Steueramtskassa nahm, und zu sich steckte.

Hier muß ich sagen, daß ich anderer Ansicht bin.

Unwillkührlich sträubt sich das bessere Gefühl mehr gegen die Beschuldigung des Diebstahls, als der Veruntreuung. Auch unser Strafgesetz, dessen Motive aus dem menschlichen Herzen genommen wurden, behandelt die Veruntreuung milder als den Diebstahl; weil bei der Veruntreuung die Versuchung eine größere ist. Ich kann es also um so weniger für gleichgiltig ansehen, ob in den vorliegenden Fakten Diebstähle oder Veruntreuungen gesehen werden.

Die Handlungen meines Clienten vom 19. und 22. Jänner d. J. sind offenbar nur Veruntreuungen, denn die Steuerkassa war meinem ungl. Fr. anvertraut und in seinem Besitz, nämlich er führte den Hauptschlüssel von der Kasse, und den andern Schlüssel hatte der betreffende Herr Kontrollor ihm für die Augenblicke gleichfalls anvertraut, während welchen er die Banknoten bis auf 11,000 fl. zu sich stecken konnte.

Unser Strafgesetz behandelt die sonst gesonderten Verbrechen des Diebstahls und der Veruntreuung in einem Hauptstück, weil beide Verbrechen die Zueignung einer fremden Sache betreffen; mit dem Unterschiede jedoch, daß die Veruntreuung ein dem Thäter anvertrautes, daher in seinem und nicht wie beim Diebstahl, ein im Besitze eines Andern befindliches Gut voraussetzt. Mein Client hat offenbar aus der ihm anvertraut gewesenen Steuerkassa die Banknoten bis nahe an 11,000 fl. sich zugeeignet; mithin hat er dadurch Veruntreuungen und keine Diebstähle begangen, so wie er durch Zueignung der ihm zur Abfuhr an die Post anvertrauten Nationalanlehensgelder keine Diebstähle, sondern blose Veruntreuungen begangen hat. (Schluß folgt.)

Die österreichischen Naturforscher der Novarra in der Kapcolonie.

In der „Ill. Ztg." finden wir einen Ausflug in das Innere der Kapcolonie von Dr. Scherzer, einem der Naturforscher der „Novarra" intressant beschrieben. Namentlich ist die Beschreibung eines Festes des Freiwilligen-Korps zu Stellenbosch in der Capcolonie sehr excellent. Selbst hier an der Südspitze von Afrika findet man Deutsche, welche das Geschick hierherbrachte und die durch Fleiß und Thätigkeit zu einer behaglichen Wohlhabenheit gekommen sind. Die feindlichen Einfälle der Kaffern an der Grenze der Kolonie erheischte es, nachdem die britischen Truppen nach Ostindien beordert waren, ein Freiwilligen-Korps zu bilden. Die Männer aus den Städten und die Farmer traten unter die Waffen, um Ruhe und Ordnung und die persönliche Sicherheit der Kolonisten aufrecht zu erhalten. Die Bürger des Städtchens Stellenbosch hatten die Brüder aus der Kapstadt und deren Umgebung zu einer Revue eingeladen, um ein Verbrüderungsfest zu feiern. Unsere Landsleute waren durch den k. k. Consul Julius Rosenthal aus der Kapstadt einer angesehenen Familie in Stellenbosch warm

empfohlen und fanden die freundlichste Aufnahme. Das Städtchen ist schön gebaut, hat breite Straßen und herrliche Alleen von riesigen Eichenbäumen. Auch der Gouverneur der Kapstadt war bei der Revue und mit unsern Naturforschern bekannt. Die Bürgerwehr sah recht nett aus; ihre schwarzen Hosen und Jacken mit Metallknöpfen, ihre Mützen mit Silberverzierungen kleidete sie sehr gut. Es waren 300 Mann zu Pferde und ebensoviel zu Fuß. Die Kavallerie war ausgezeichnet gut beritten. Als die Waffenübungen beendet waren, begab man sich zu einer gemeinschaftlichen Tafel. Der Gouverneur stellte Dr. Scherzer den Autoritäten vor und erbat es sich ihn zu Gast mitnehmen zu dürfen, was natürlich ganz freundlich zugestanden wurde. Die Toaste begannen. Auf die Königin von England wurde der erste Trinkspruch ausgebracht und die Bande spielte God save the Queen dazu. Nach einer kurzen Pause erhob sich der Bürgermeister von Stellenbosch und drückte seine große Freude darüber aus, daß ein Mitglied der Novarra-Expedition unter der Aegide eines hochherzigen österreichischen Prinzen im Intresse der kaiserlichen Marine und zur Förderung der Wissenschaft unternommen bei diesem Festmal anwesend sei. Er benutze diese Gelegenheit, um einen Toast vorzuschlagen, auf das Wohl des Kaisers von Oesterreich, den treuen Verbündeten Englands. Schwerlich hätten selbst in der Kaiserstadt warmfühlende Patrioten das Wohl Franz Joseph I. mit innigerer Begeisterung ausbringen können, als die Wehrmänner der Kapcolonie an der südlichen Spitze Afrika's. Dr. Scherzer schreibt: Es war einer der ergreifendsten Momente meines Lebens! Ja ich fühlte mich so glücklich, mein geliebtes Vaterland in solcher Weise ausgezeichnet zu sehen, daß ich gern hätte jedem Einzelnen um den Hals fallen mögen, als diese biedern Naturen mit unendlichem Jubel die Worte des Bürgermeisters wiederholten und mit entblößtem Haupte die Gläser hoch in die Luft schwangen, während die Musikbande „Gott segne den Kaiser!" dazu spielte. — Als in die erregten Gemüther einigermaßen Ruhe zurückgekehrt war, frug mich der Gouverneur, ob ich denn einige Worte zu erwiedern wünsche. Ich zögerte einen Augenblick, erbat mir hierauf jedoch diese Gunst, und drückte — soweit es mir in einem fremden Idjome möglich war — meinen Dank für die Ehre aus, die meinem Vaterlande, meiner Nation erwiesen wurde, indem man in diesem bedeutungsvollen Kreise die Gesundheit des Kaisers von Oesterreich ausbrachte; ja ich konnte nicht unterlassen hinzuzufügen, „wie sehr es mich erfreute und überraschte, in einem Lande allen Elementen europäischer Civilisation wieder zu begegnen, das man in der Regel als nur von halbwilden Volksstämmen, von ganz wilden Thieren bewohnt annimmt, und den gebildeten Ansiedler darin in einem Zustande trauriger Verkommenheit vermuthet!" Aber das sei eben das Verdienst der Anglo-Sachsen; wo immer er seinen Fuß hinsetzt, da läßt er unauslöschliche Spuren seiner Gegenwart zurück, da ziehen mit ihm Fortschritt und Christenthum ein. Und darum — rief ich, das volle Glas emporhebend — England for ever! Neue Begeisterung. Am Abend war Souper beim Bürgermeister; wo Dr. Scherzer einen Deutschen aus Holstein Namens Schröder traf, der seit 10 Jahre als Arzt in Stellenbosch lebte, und von dem er intressante Mittheilungen über das Aufblühen der Kolonie erhalten hat. Als Fremde waren die österreichischen Naturforscher nach Stellenbosch gekommen und als Freunde schieden sie von den herzlichen Leuten, welche die Fremdlinge, die über den Ocean gekommen waren, so brüderlich aufnahmen.

Literarische Notizen.

Das VI. und letzte Heft von G. D. Teutsch Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk, hat die Presse verlassen und wird morgen versendet werden. Für die nächsten Blätter für Geist ꝛc. ist uns eine kurze Besprechung dieses nun beendeten vortrefflichen Buches versprochen, weßhalb wir uns jeder weitere Anpreisung enthalten.

Der schon lange gehegte Lieblingsplan des Verlegers dieser Zeitung eine „Bibliothek siebenbürgisch-deutscher Beredsamkeit" herauszugeben, ist wieder in den Vordergrund getreten, obgleich mehrere befreundete Stimmen den Zeitpunkt noch immer nicht für geeignet halten, dem Projekte Leben zu geben, aber man vergesse nicht der guten Lehre: Jeder wirke so lange sein Tag ist! Wir hoffen bis zur diesjährigen Versammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde in Agnetheln den Prospektus von diesem projektirten Unternehmen auszugeben.

Das II. Heft des III. Bandes des Archivs des Vereins für siebenbürgische Landeskunde ist unter der Presse und enthält zwei sehr werthvolle Arbeiten unseres verklärten Vereinsvorstandes. „Die Familie der Herrn Grafen Haller von Hallerstein in Siebenbürgen," mit XVII. werthvollen Beilagen; die zweite: „Die Veranlassung zu der engern Verbrüderung der Sachsen in Siebenbürgen im Jahre 1613 und deren Folgen." Dieses II. Heft des Vereinsarchivs hoffen wir gleich nach Ablauf des Wonnemondes vollendet zu sehen. G.

Mannigfaltiges.

* Aus Adelaida in Australien wird unter dem 11. Februar geschrieben, die herrschende Hitze sei unerträglich geworden. Die Gluth ist an manchen Tagen auf 110 bis 120 Grad Fahrenheit gestiegen. Nachmittags im Schatten auch von 136 bis 146 Grad; Nachts sinke sie nur auf 94 bis 104 Grad in den Häusern! Viele Menschen wurden vom Sonnenstich befallen. Die Europäer waren im Begriff, Frauen und Kinder nach England zu schicken, weil die Temperatur unerträglich für sie ist. Die Hitze ist so gewaltig groß, daß Aepfel und anderes Obst an den Bäumen welk, ja völlig gebraten wurde. In den drei ersten Monaten dieses Jahres sind aus England nach den australischen Kolonien 5281 Personen, darunter 1536 ledige Frauenzimmer auf Regierungskosten nach Australien ausgewandert.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6. ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 46. Montag, den 19. April. 1858.

Gerichtshalle.

Verhandlung wegen Diebstahl und Veruntreuung vor dem k. k. Kreisgericht in Kronstadt.

(Schluß.)

Inwieweit der Hr. Staatsanwalt seine Ansicht mit der Bemerkung unterstützen will, daß der Kontrollor, welcher den andern Schlüssel zur Kasse führt, auch als Beschädigter erscheine, so liegt es auf der Hand, daß dem nicht so sei; denn bei der Verhandlung ist kein Kontrollor, sondern der Staatsschatz allein, als Beschädigter aufgetreten. Auch war der betreffende Hr. Kontrollor in keinem Mitbesitz der Steuerkasse mehr, sobald er seinen Schlüssel gleichfalls dem Einnehmer anvertraute.

Ich übergehe auf die **Milderungsumstände**.

Mein Client hat 12 Jahre lang beim k. k. Militär von der untersten Stufe an ausgezeichnet gedient, denn er ist im Jahre 1849 wegen seiner Verdienste zum Offizier befördert worden.

Als Beamter vom Jahre 1851 an hat er sich des Vertrauens und der Achtung seiner Collegen und Vorgesetzten und seiner Mitbürger in jeder Hinsicht werth gemacht.

Er lebte nur seinem Amte und seiner Familie. Auf allen seinen Schritten von Humanität und Ehrbarkeit und von einer einnehmenden Offenheit und Biederkeit begleitet, hat mein ungl. Fr. bisher Allen, die ihm näher standen, nur Achtung einzuflößen gewußt. Sein Leben war bisher ein untadelhaftes.

Ich lege ein großes Gewicht auf den Milderungsumstand, daß mein ungl. Fr. in einer aus dem gewöhnlichen Menschengefühle entstandenen heftigen Gemüthsbewegung sich hat hineinreißen lassen.

Ich hatte schon die Gelegenheit, die drückende Lage zu erwähnen, in welcher mein ungl. Fr. sich befand, als er den ersten bösen Gedanken in Elisabethstadt im Monate April 1855 nicht widerstehen konnte. — Die Beamtengehalte in dieser Sphäre sind gering bemessen. Mit 5- oder 600 fl. CM. reicht bei der heutigen Theuerung eine Familie nicht aus.

Sparsamkeit und Enthaltsamkeit sind auch überhaupt zu viel schwierigere Tugenden geworden, seit die Welt den Maßstab der Achtbarkeit im Leben immer mehr an das äußere Erscheinen anlegt.

In dieser genußsüchtigen eiteln Zeit ist es dem Beamten schwer gemacht, seine Beruhigung allein in einem zurückgezogenen Leben zu finden.

Ich will mit diesen Bemerkungen nicht etwa eine Entschuldigung für meinen ungl. Fr. vorbereiten, denn es geht nirgends hervor, daß er je die Grenzen der Enthaltsamkeit und Häuslichkeit überschritten habe. — Ich suche blos begreiflicher zu machen, daß mein ungl. Fr. unter diesen Verhältnissen im Allgemeinen und als Vater von drei Kindern und den Schwiegervater und Stieflinder bei sich im Hause, um soviel weniger mit einem kleinen Gehalt hat leben können, als er davon Taxen und Abzüge für die Kaution, dann Uebersiedelungskosten nach Udvarhely, Erdö-Sz.-György, Elisabethstadt und Fogarasch u. dgl. zu bestreiten hatte. Er mußte unter solchen Umständen bis zum Jahre 1855 in Elisabethstadt in eine verzweiflungsvolle Lage, ja bis zu einem Mangel in ökonomischen Hilfsmitteln gelangt sein, welcher einer drückenden Armuth gleich kömmt.

Wo jene drückende Armuth zu Hause sei — welche das Gesetz gleichfalls für einen Milderungsgrund erklärt — muß nach den Verhältnissen beurtheilt werden.

Die Verhältnisse, meines ungl. Fr. im April 1855 lassen die Annahme drückender Armuth zu.

Und nun — mit dieser ersten Zueignung von 1800 fl. CM. aus den Nationalanlehensgeldern war die Bahn endloser Verlegenheiten betreten. Dieser verhängnißvolle erste Schritt mußte sich rächen. — Während der Jahre 1855 und 1856 ging der Prozeß, dessen in der Verhandlung erwähnt ward, und von dessen glücklichem Ausgang sich Hilfe versprochen ward, noch immer nicht aus. Ja dieser Prozeß verursachte Kosten auf Reisen und Gebühren, und endlich gab es für den, durch Noth und falsche Voraussetzungen getrübten Blick kein Mittel und keine Rettung mehr, als im Jahre 1857 wieder einen Nationalanlehensbetrag von 1418 fl. 58 kr. zu unterschlagen.

Sofort geschah dieses im Juni und Oktober desselben Jahres mit 922 fl. 10 kr und 1084 fl. 39 kr. CM. und mit den Dep.-Geldern pr. 696 fl. CM. — Wohin haben diese hohen Beträge in einem Jahre verwendet werden können? Im Lotteriespiel ist es geschehen — in jener verderblichen Grube, in welcher schon oft leichtsinnige Gemüther zu Fall kamen.

Im Jahre 1856 und 1857 ist mein ungl. Fr. diesem Phantom am eifrigsten nachgegangen. Zu Hunderten hat er in einer Ziehung gesetzt. — Das Mittel schlug fehl. Und als endlich im J. 1858 die aus dem National-Anlehen genommenen Beträge geschafft werden mußten — denn alle Mittel, um die Verantwortung hinauszuschieben, waren endlich erschöpft worden — da griff mein ungl. Fr. am 19. Jänner 1858 in die Steuerkasse und schickte den erforderlichen Betrag nach Hermannstadt.

Es war zu spät! — Die Lage muß herzzerreißend und geisterstörend gewesen sein. Wir sehen den unglücklichen Mann in der That wie einen Wahnsinnigen handeln

Er sendet die Frau sammt den Kindern nach Schäßburg, damit sie bei den Verwandten den nun in der Steuerkassa fehlenden Betrag auftreibe, eigentlich aber, um sie in die Heimath zu schaffen, während er in Fogarasch ungestört die Hand an sein Leben legen will, und dazu die Anstalten trifft. — Ich glaube, wir sind hier an dem Punkte angelangt, wo wir solange mit einem Geisteszerrütteten zu thun haben, bis in rascher Folge die unsinnigen Handlungen zum Ende getrieben haben, und ein furchtbares Erwachen und Sammeln des gestörten Bewußtseins endlich eintrat.

Die momentane Geisteszerrüttung ist hier — ohne des Ausspruches von Aerzten zu bedürfen — einfach an der sinnlosen Handlungsweise zu erkennen. Mein ungl. Fr. mit dem fertigen Gedanken, sich zu entleiben, will noch einmal die Seinigen sehen. Er hatte doch zugleich auch das Vorgefühl dessen, daß der Selbstmord ein neues Verbrechen sein, und noch unglücklicher machen würde. Er eilt der Familie nach bis vor Schäßburg, — und entschließt sich nun, durch den Anblick seiner Lieben erweicht, nach Hermannstadt zu gehen, wo er Hilfe suchen will. Was für eine Hilfe?! Der Unglückliche war nicht mehr im Stande beurtheilen zu können, daß für ihn keine Hilfe mehr möglich war.

Und in Mitte dieser zwecklosen Handlungen greift er, vor jener Fahrt nach Schäßburg — eben so zwecklos — noch einmal in die Steuerkassa und steckt einen ungezählten Betrag zu sich und genießt davon geistige Getränke bis zum Uibermaße — der sonst nüchterne mäßige Mann; — er verliert sogar von diesem ungezählten Betrage mehrere 100 fl. CM., da er auf der Reise in der Nacht wiederholt umwirft, wodurch er vollends bis zum Uebermaß aufgeregt und verwirrt geworden sein muß. — So weit war es mit meinem ungl. Fr. gekommen, daß er sich von seiner Handlungsweise keine Rechenschaft mehr zu geben vermochte! —

Der Noth und seiner eigenen Schwäche erlegen, hat er die erste Veruntreuung und nachher die 2te und 3te begangen und hat endlich in einem Zustande, welcher die volle Besonnenheit ausschließt, Verbrechen auf Verbrechen zwecklos gehäuft, in einem Zustand, wo jedes fühlende Herz von Mitleid und nur von Mitleid ergriffen werden muß.

Ein schönes Leben liegt zerstört vor uns — nicht eines Menschen allein, sondern einer ganzen, einst glücklichen Familie.

Es ist das Amt des hohen Gerichtshofes, unter so vielen erschütternden Momenten die Strafe nach dem Gesetze auszusprechen. Doch auch das Gesetz kennt Mitleiden.

Der §. 286 St. P. O. gibt dem Gerichtshof das Befugniß zu außerordentlicher Milderung der gesetzlichen Strafe, sobald sehr wichtige und überwiegende Milderungsumstände vorhanden sind.

Solche Umstände liegen vor.

Die sichere Aussicht ist vorhanden, daß der reumüthige Schuldige sich bessern werde.

Schon durch den Verlust seines Amtes und durch die furchtbare Lage, in der seine brotlose Familie sich befindet, ist mein ungl. Fr. mehr bestraft, als jahrelanger Kerker für sich genommen beträgt.

Amt und Stellung — Brod und Ehre — sind verloren. Und der Gedanke allein, daß Frau und Kinder ohne Schutz und Ernährer in der Welt stehen und selbst nach der Strafzeit fast dieselbe trostlose Lage bleiben wird — ist für den gebildeten Mann eine furchtbare Strafe. Sind nicht die herben Schläge seiner innern Vorwürfe und Reue mitzuzählen? Alles dieses drängt zur Anwendung des geringsten Strafausmaßes. Dasselbe läßt sich an dem Wortlaut des Gesetzes bestimmt ermitteln.

§. 182 St. G. überläßt es dem Gerichtshof, nach Umständen den Strafsatz von 5 bis 10 und 20 Jahren Kerkers anzunehmen.

Dieselben Milderungsumstände aber, welche den Strafsatz von 5 bis 10 Jahren gerechtfertigt erscheinen lassen, sprechen für die Herabsetzung dieses Strafsatzes nach §. 286 St. P. O. bis auf 2 Jahre Kerker.

Möchte es mir gelungen sein, die Anwendung aller derjenigen Milderungsrechte zu erzielen, welche das Gesetz so weise in die Hände des h. Gerichtshofes gelegt hat.

Der Herr Staatsanwalt ergriff noch einmal das Wort und bemerkte: Die Unrichtigkeit der Schadensberechnung seitens der Vertheidigung liege auf der Hand, denn die Kaution habe zunächst die Bestimmung, etwaige Rechnungsmängel aus dem sonstigen Gebahren mit der Steuerkasse zu decken; weiter habe der Angeklagte im Lotteriespiel seinen eigenen Vortheil gesucht, der verwendete Betrag sei unbekannt und könne für keinen Ersatz an den Staatsschatz angesehen werden. Inwieweit der Hr. Vertheidiger eine gewisse Unzurechnungsfähigkeit seines Clienten in Anschlag bringen wolle; so sei dieselbe nicht erwiesen und es gehe vielmehr aus Allem hervor, daß der Angeklagte mit voller Besonnenheit gehandelt habe. Auch die Nothlage, in welcher er sich im Jahre 1856 in Elisabethstadt befunden habe, sei später nicht mehr vorhanden gewesen.

Hierauf erwiederte der Hr. Vertheidiger: Es sei wohl gestattet, unter den Begriff des gutgemachten Schadens, so weit es sich um einen blosen Milderungsgrund handelt, alles Dasjenige zu subsummiren, durch welches der Schaden direkt und indirekt gut gemacht erscheinet. Er müsse noch ergänzend beifügen, daß auch der Milderungsgrund im §. 47 lit. 6 vorhanden sei, indem sein Client freiwillig sich enthalten habe, in der Steuerkasse einen größern Schaden zu thun, ja die zugeeigneten Beträge fast ganz zurück gestellt hat. — Der Angeklagte sei offenbar wenigstens am 22. Jänner in jener äußersten Sinnenverwirrung gewesen.

in welcher er sich seiner Handlungen nicht mehr bewußt war, das gehe aus den damaligen zwecklosen und unsinnigen Handlungen hervor. Sobald endlich der Herr Staatsanwalt die Nothlage des Angeklagten im April 1855, wo die erste Veruntreuung geschah, anerkannt, so sei die Lage des Angeklagten eine wohl noch drükkendere gewesen, sobald der bis dahin unbescholtene Mann, nun ein Verbrechen zu verbergen, sich vergeblich in allen Mitteln der Verzweiflung erschöpfte und so immer tiefer hinein kam an der bösen Hand des Lotteriespieles bis an den Abgrund des Selbstmordes. Ob da nicht die höchste Noth vorhanden ist, wo nicht mehr nur äußere sondern innere Blößen zu bedecken sind, ob es nicht die höchste Gemüthsbewegung gewesen ist, die meinen Clienten zum Verbrechen hinriß nur um sich und die Seinen nicht mehr nur vor dem Mangel, sondern vor der Schande und vor dem offenen Untergang zu retten! der Gerichtshof verkündete nach einer ¾ Stunden langen Berathung das Urtheil: der Angeklagte werde vom Verbrechen des Diebstahls losgesprochen; dagegen sei er des Verbrechens der Veruntreuung nach §. 181 St. G. dann der Uebertretung gegen öffentliche Anstalten und gegen das kais. Waffenpatent schuldig, und werde dafür nach §. 182 St. G. mit Anwendung des §. 286 St. P. O. zur schweren Kerkerstrafe in der Dauer von drei Jahren, dann zum Schadenersatz von 7,233 fl. 29 kr. CM. verurtheilt.

Aus den Entscheidungsgründen heben wir Folgendes hervor und zwar die Lossprechung von dem angeschuldigten Verbrechen des Diebstahls betreffend, daß ein anvertrautes Gut darum, weil es Mehreren in die gemeinschaftliche Gewahrsame übergeben wird, die Eigenschaft des Anvertrautseins nicht verliere. Der Gerichtshof nahm bei Bemessung der Strafe als erschwerend an:

1., die Conkurenz des Verbrechens der Veruntreuung mit den Uebertretungen;

2., die Wiederholung; inwieweit hieraus ein länger dauernder böser Vorsatz hervorleuchtet.

Die von der Staatsanwaltschaft noch vorgebrachten Erschwerungsumstände der reifen Ueberlegung, der Verletzung besonderer Pflichten und daß nur wenig Vorsicht gebraucht werden konnte — wurden verworfen, weil der Angeklagte den ersten Betrag in einer äußerst drückenden Nothlage veruntreute; daher von einer moralischen Zwangslage eher, als von reifer Ueberlegung die Rede sein könne. Die Verletzung besonderer Pflichten ward darum nicht angenommen, weil die That eben dadurch, daß sie von einem Staatsbeamten verübt ward, unter den höhern Strafsatz fällt. Vorsicht endlich kann überhaupt gegen Veruntreuungen nicht angewendet werden; weil Derjenige, welchem eine Sache anvertraut wird, dadurch in den Besitz dieser Sache kömmt und somit nach Willkühr darüber zu verfügen, in der Lage ist.

Der Gerichtshof nahm nachstehende Milderungsumstände, als gegen die kaum erwähnenswerthen Erschwerungsumstände mächtig sprechend, an:

a) das unbescholtene Vorleben;

b) die drückende Nothlage des Angeklagten und den beständigen Willen desselben, wenn die Glückgöttin ihm einmal hold sei und ihn in der Lotterie einen Treffer machen ließe, die Abgänge an den Staatsgeldern sogleich zu decken.

c) das reumüthige Geständniß; und d) daß er den Schaden, so weit als möglich, gut zu machen bestrebt war, indem er die 4,141 fl. Conv. Mze. der Landeshauptkasse in Hermannstadt erlegte.

Die k. k. Staatsanwaltschaft hat gegen dieses Urtheil die Berufung an das h. Oberlandesgericht ergriffen.

Der magyarische Volksstamm.

Unter der Ueberschrift: „Oesterreichs Nationalitäten" bringt der „Aufmerksame" eine Reihe von Artikeln, worin die Magyaren in folgender Weise geschildert werden: Eigenthümlich in seiner Art nimmt der magyarische Volksstamm die Mitte ein zwischen den Völkern des Westens und des Ostens. Er bildet, mitten unter Nationen indo-germanischer Abkunft, die größte ethnographische Insel Europa's, hält das Tiefland von Ungarn besetzt und breitet sich von dort nach allen Seiten hin aus. Obwohl im Ganzen compakt wohnend, tritt er doch überall, das kleine Jazygien und Kumanien ausgenommen, in Contakt mit Nationen fremder Zunge und der mannigfachsten Ausbildung. Und trotz dieser vielgestaltigen Verzweigung, trotz dieser vielfachen Berührung hat dieser isolirte Stamm an seinem Bestande nirgends verloren, vielmehr hat er, das Fremde in sich absorbirend, sich gestärkt und zum Culturvolke erhoben. Er verdankt dies der gewaltigen Lebenskraft, welche in seinen Adern rollt, und dem feurigen Nationalstolze, welcher, keinen Einfluß von sich weisend, doch sein Volk über Alles setzt. Diese Liebe zu seiner Nation, verbunden mit einer gewissen Zähigkeit in Festhaltung der hergebrachten Ansichten, ist der hervorragendste Zug seines Charakters; sie beruht auf einem weichen Gemüthe und einer feurigen Phantasie, welche die Nation zu den großartigsten, heldenmüthigsten Thaten anspornte, wie sie auch zu innerem Zwiste führte, welcher mehr als einmal die Kraft des Reiches zu vernichten drohte. Obwohl die geistige Anstrengung nicht liebend, ist der Magyare doch ein geborner Redner, welcher die Gemüther seiner Stammesgenossen zu entzünden versteht, und vielen praktischen Verstand mit durchdringendem Urtheile vereinigt. Er zieht die landwirthschaftliche Arbeit, das Leben unter freiem Himmel städtischer Beschäftigung und sitzender Lebensweise vor und ist der beste Reiter in der ganzen Welt. Großmüthig und gastfrei nimmt er den Fremden wohlwollend auf, wenn er bei Letzterem Achtung vor der magyarischen Nationalität antrifft. Der adelige Sinn des Volkes machte den zahlreichen Adel zum privilegirten Stande, und noch heute ist derselbe nach dem Verluste der Mehrzahl seiner Privilegien der Kern des magyarischen Volkes. Dem letzteren ist eine große Widerstandsfähigkeit gegen das Eindringen fremder Sitten und Gewohnheiten eigen; es erhält sich durch Aufnahme von Außen ungeschwächt, obwohl es keine besondere Vermehrungskraft in seinem Innern entwickelt und auch keinen Ausbreitungstrieb nach Außen an den Tag legt.

Variationen über ein einfaches Thema.

VI.

Es wird sich mancher Leser aus seinen frühern Jahren erinnern, daß die Hermannstädter und Kronstädter Seifensieder nicht

nur ganz Siebenbürgen, sondern auch einen guten Theil Ungarns bis Pest hinauf mit Talgkerzen versehen, daß sie in jedem nur einigermaßen bedeutenden Orte des Landes und außerhalb desselben in Großwardein, Debreczin, Arad, Temeswar und Pesth ihre Niederlagen des sehr gesuchten Produktes hatten. Die feinen Hermannstädter Hüte versehen nicht nur das ganze Bedürfniß des hierländigen Publikums; sie waren in Ungarn bis nach Pest hinauf in der ganzen Moldau und Walachei ein, ähnlichen Produkten des Auslandes vorgezogener Artikel, und die Familien bestehen zum Theile auch jetzt noch, die ihr Vermögen, oder wenigstens ihre gehäbige Stellung diesen Industriezweigen zu verdanken haben.

Die Ursache dieser großen Nachfrage und des großen Absatzes in den eben beispielsweise angeführten Erzeugnissen war offenbar keine Andere als das Erzeugniß besser, als die Anderer und dabei zugleich nicht theurer oder gar noch billiger zu stehen kam. Wie steht es jetzt mit diesen Artikeln? In Hermannstadt sind höchstens noch 2—3 Seifensieder, die das Gewerbe etwas im Großen betreiben und es ist die Frage, ob einer derselben irgend bedeutende Quantitäten von Talgkerzen über die Grenze des Kronlandes versendet? Die Handlungen im ganzen Kronlande sind mit feinen Hüten aus Pest, Wien und Paris voll, darunter kein einziges inländisches Erzeugniß mehr anzutreffen! Sollen wir noch das, vorzugsweise in Heltau nebst Hermannstadt und Kronstadt erzeugten Halinatuches erwähnen, dessen Ausfuhr nach Ungarn, nach dem Banat, nach Kroatien und Slavonnien leider gleichfalls von Jahr zu Jahr abnimmt!

Wir wollen annehmen, ohne weiter zu untersuchen, ob mit Recht oder Unrecht — die Ursachen dieser betrübenden Erscheinungen liegen alle außer der Macht der Betreffenden und ausschließlich in den äußern Verhältnissen; halten uns aber dann eben deswegen berechtigt darauf hinzuweisen, wie gerade in der jetzigen Zeit bei dem unaufhörlichen Wechsel der Verhältnisse auf dem Gebiethe der Industrie so nothwendig es sei, das Augenmerk unverrückt auf die Entdeckung neuer Formen für die, durch die Industrie zu bearbeitenden Stoffe und neuer Absatzwege für dieselben zu richten. Das von der Natur so reich gesegnete Vaterland biethet gewiß einem suchenden Geiste Stoffe in Menge dar, deren sich der Fleiß des Industriellen bemächtigen kann um durch ihre Zubereitung zum Gebrauche des menschlichen Lebens in seinen unendlichen Bedürfnissen auf einer andern Seite den Verlust zu ersetzen, den das Land durch das Verdrängen einiger seiner bisherigen Erzeugnisse von dem Markte der Geschäftswelt zu erleiden Gefahr läuft.

Laut eines Vortrages des Präsidenten der Kronstädter Gewerbekammer in Nr. 29. des „Siebenbürger Boten" vom heurigen Jahre heißt es unter andern: „Von den Handwerkern haben einige Klassen mit gutem Erfolge gearbeitet, bei andern jedoch besonders bei den Wollarbeitern war der Geschäftsgang durchaus flau." Als wir dieses lasen fiel uns unwillkürlich ein Brief eines uns nicht näher bekannten Herrn N. K. Kam aus Genf ein, auf den uns ein Freund in Nr. 6 des „Kolosvári Közlöny" aufmerksam gemacht hatte, indem der Briefsteller der Redaktion des Blattes unter mehreren andern davon benachrichtigt, daß er mit einem Geschäftsführer zweier großer Häuser aus New-York in Berührung gekommen, die direkte Handelsverbindungen mit unserm Vaterlande anknüpfen wollen, außer Wein, Chamillen, Federn, werden besonders Borsten und sogenanntes Halinatuch hervorgehoben, wegen welcher zwei Artikel der Briefschreiber Herr N. K. Kam selbst nach Kronstadt geschrieben zu haben erklärt. Könnte dieser Wink besonders von unsern Wollarbeitern nicht auf die eben angedeutete Weise mit der gehörigen Vorsicht benützt werden und sich möglicherweise einen neuen Absatzweg für ihre Erzeugnisse verschaffen? Wir machen die Betreffenden hierauf aufmerksam mit der Mahnung, daß jeder von ihnen dazu thue; so lange sein Tag ist!

Die Zustände im Orient.

(Schluß aus Nr. 44.)

So wie die corporativen und religiösen Verhältnisse der christlichen Slaven in den türkischen Provinzen berührt werden, wird Mord und Brand geschrien. Ein Beispiel liefert das griechische Episcopat; dieses wiederstrebt der Ausführung des Hathumayum fast noch mehr als der Alttürke. Das corporative Leben ist in Ländern wo der asiatische Despotismus waltet, die einzige Wehr für den Rechtlosen, der einzige Schutz der individuellen Freiheit innerhalb einer bestimmten Umgrenzung. In diesem Corporationsleben selbst, dem Ideale unserer Deutsch-Türken, scheiden sich bald Hohe und Niedere; es entsteht die Gemeindeoligarchie, die Dorftyrannei, gegen welche alle Bureaukratie noch eine Wohlthat ist, ja die nur durch dieses Gegengewicht ausgeglichen werden kann. Der Pforte fehlt bis zur Stunde dieser Apparat; er ist noch im Schaffen begriffen. Man muß sich die Lage der Dinge wie etwa vor 300 Jahren im mittleren Europa vorstellen. Noch immer ist es mehr die Autorität, der Name des Sultans, als seine sichtbaren Diener, welche herrschen. Man fordert da wie in Europa zur Zeit des Mittelalters. Man stellt da sein Ansuchen nicht in einer schriftlichen Eingabe, man petirt in Haufen; und bei Leuten, welche von Jugend auf mit Feuergewehren umgehen, fehlen auch diese nicht. In Europa heißt man dies Insurrektion, im Orient ist es der gewöhnliche Gang der Dinge. Gewöhnlich geht es dabei nicht ohne Balgerei ab; die nächsten Behörden, die keine Regierungsbeamten sind, wehren sich, und es setzt blutige Köpfe, dann zieht man Truppen zusammen, mehr um den Apparat zu zeigen als ihn anzuwenden. Der stürmischesten sucht man habhaft zu werden, mit den Uebrigen schließt man einen Vergleich. Der Truppencommandant wird gewöhnlich dazu ausersehen, denn er hat die Autorität der Macht und die Unparteilichkeit des Soldaten. Wie die letzten Nachrichten aus Bosnien melden, nehmen die Dinge dort denselben Verlauf, und man wird weder der Dazwischenkunft des Pariser Congresses noch der russischen und französischen Dreinsprache bedürfen, um einen Zwist zwischen Grundholden und Grundherren an der österr. Grenze zu schlichten.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 47. Mittwoch, den 21. April. 1858.

Die Repser Heilquelle.

Am Fuße des mächtigen Basaltkegels, auf dessen Haupte die malerische und ehrwürdige Repser Burg pranget, entspringt eine Heilquelle, welche, wenn man das bekannte Sprichwort von den Frauen („Diejenige ist die beste, von welcher man am wenigsten spricht") auf dieselbe beziehen wollte, sicherlich zu den vorzüglichsten des Landes gehören würde. Denn auch ihr war bis jetzt — so wie vielen andern Naturschätzen unseres Landes — das unverdiente Schicksal beschieden, mit Stillschweigen übergangen zu werden.

Daß Solches trotz der ausgezeichneten Wirksamkeit dieser Quelle und trotz des Enthusiasmus einzelner dankbarer Verehrer derselben geschehen konnte, hatte seine Ursache erstens darin, daß bis vor Kurzem keine verläßliche chemische Analyse dieses Mineralwassers existirte, welche dem Fachmanne als physiologischer Schlüssel zur Erklärung seiner auffallenden Heilwirkungen hätte dienen können; zweitens wurde die Badeanstalt — theils wegen der ehemals sehr geringen Menge des Mineralwassers und der daraus resultirenden unbedeutenden Ertragsfähigkeit derselben, theils wegen des höchst bescheidenen Zustandes der Gebäude selbst — gewöhnlich nur als für lokale Zwecke und Bedürfnisse berechnet und geeignet angesehen.

Die angedeuteten Verhältnisse machen es leicht erklärlich, daß sich bis jetzt Niemand mochte berufen fühlen, den Weg der Oeffentlichkeit in der Absicht zu betreten, die Aufmerksamkeit fremder Badegäste auf die hiesige, in ihrer Heilwirkung sonst höchst bemerkenswerthe Quelle zu lenken.

Doch dieses hat sich Gottlob seit dem vorigen Herbste Alles gründlich geändert. Der Edelstein — si verbis audacia detur — hat nun auch eine würdigere Fassung erhalten. Seit etwa einem Jahre nämlich ging die erwähnte Anstalt in den Besitz des hiesigen Handelsmannes M. G. Jacobi über. Derselbe hatte bereits einige Monate früher vom Markte und einem Privaten ein angrenzendes Besitzthum sammt dem darauf zu Tage kommenden zweiten Arme der Mineralquelle erworben. Nun wurde der Hauptquelle nachgegraben, an ihrem Ursprunge ein geräumiges Wasserreservoir in den Felsen selbst angelegt, ein wenn auch nicht luxuriöses doch höchst anständiges und freundliches Badehaus mit einem Salon und (vor der Hand nur) 5 Badezimmern zu je 2 Wannen aufgeführt, im alten Gebäude selbst überdies noch 3 Badecabinette als sogenanntes Armenbad ausgebessert und dem Gebrauche übergeben, ein Dampfkessel zur Erwärmung des Wassers angeschafft u. s. w. — kurz unter höchst ungünstigen Terrain — und Zeitverhältnissen mit Umsicht und Energie das Möglichste geleistet: so daß dermalen die Anstalt in Bezug auf Bequemlichkeit, Ordnung und Reinlichkeit allen billigen Anforderungen vollkommen entsprechen kann.

Die physikalisch-chemischen Eigenschaften des nun in genügender Menge vorhandenen Wassers sind folgende:

Frisch geschöpft ist dasselbe klar, hat einen stark salzigen Geschmack und entwickelt in hohem Grade den charakteristischen Geruch des Schwefelwasserstoffgases — nämlich den Geruch nach faulen Eiern.

Nach längerm Stehen an der Luft zeigt es eine milchige Trübung, hervorgerufen durch den sich ausscheidenden Schwefel und eine geringe Menge von Schwefeleisen.

Die Temperatur (6—9° R.) ist keine constante, sondern mehr weniger von dem jeweiligen Wärmgrade der Athmosphäre und ihrer Feuchtigkeitsniederschläge abhängig, da die Quelle bloß in der Oberfläche nahen Erdschichten (Thon- und Salzlager) fließt.

Die von H. Müller unter der Leitung des Prof. der Chemie an der Universität zu Wien Herrn Dr. Redtenbacher angestellte chemische Analyse lieferte folgende Ergebnisse*).

Das spezifische Gewicht ist 1·0204.

In einem Civilpfunde = 16 Unzen Mineralwasser sind enthalten an fixen Bestandtheilen 207·590 Grane.

1.	Kieselsäure	0·445 „
2.	Thonerde mit Spuren von Eisenoxid und Phosphorsäure	0·145 „
3.	Schwefelsaurer Kalk	2·334 „
4.	Chlorcalcium	2·104 „
5.	Chlormagnium	2·088 „
6.	Chlorkalium	25·136 „
7.	Chlornatrium	168·476 „
8.	Einfachkohlensaurer Kalk	3·072 „
9.	Einfachkohlensaure Magnesia	3·901 „
	Zusammen	207·701 Grane.

*) Es dürfte überflüssig und dem Zweck dieses kurzen Aufsatzes unangemessen sein, den Gang der Analyse selbst zu verfolgen.

Die flüchtigen Bestandtheile sind:

1. Freie Kohlensäure gerade nur in solcher Menge, um die einfach kohlensauren Salze des Kalkes und der Magnesia in Bicarbonate zu verwandeln;
2. Schwefelwasserstoffgas vom Apotheker Ed. Melas an der Quelle bestimmt 2·098 Grane.

Aus dieser Analyse wird ersichtlich:

1., daß die uns beschäftigende Quelle — wenn wir dem Eintheilungsprinzipe der neuern Balneologen folgen wollen — zu den Schwefelquellen mit überwiegendem Gehalt an Chlornatrium zu zählen sei;

2., daß sich die Menge der fixen Bestandtheile überraschend groß erweise, namentlich der Gehalt an dem im Haushalte der organischen Natur eine so wichtige Rolle spielenden Chlornatrium ein so bedeutender sei, daß er der Quelle — abgesehen vom Schwefelwasserstoffgas — beinahe den Charakter einer Soole aufpräge;

3., daß sie die so ziemlich analog zusammengesetzten Quellen von Aachen und Mehadia eben durch ihren bedeutend überwiegenden Gehalt an Chlornatrium übertreffe, welcher Unterschied dagegen in therapeutischer Beziehung durch den Thermalcharakter der letztern aufgewogen wird.

Wenn nun einerseits Schwefelquellen mit einer verhältnißmäßig geringen Menge ihrer Bestandtheile schon mächtige Heilwirkungen äußere (wir erinnern nur an Baden bei Wien;) wenn ferner andererseits ganz einfache Salzsoolen ebenfalls wegen ihrer schönen therapeutischen Erfolge zu den beliebtesten Modebädern der Jetztzeit gehören (Ischl — Seebäder); so kann man schon von vorne herein schließen, daß ein Mineralwasser, welches die wesentlichen Eigenschaften beider so glücklich vereinigt, jedenfalls schätzenswerthe Heileffekte erzielen müsse.

Und in der That rechtfertigt auch die Erfahrung diese theoretische Voraussetzung. Mit Recht sagt daher auch der tüchtige Pharmacolog Dr. Oesterlen: „Schwefelwässer mit reichem Gehalt an salinischen Stoffen .... haben begreiflicherweise den ausgedehntesten Wirkungskreis; solche Quellen gehören auch zu den kräftigsten, welche wir überhaupt besitzen.

Die Krankheitszustände, gegen welche die Repser Schwefelquelle der Erfahrung gemäß die vorzüglichste Wirksamkeit entfaltet, sind folgende:

1., Allgemeine Scrophulose (scrophulöse Augenentzündungen, Drüsenanschwellungen, Ohrenflüsse, Geschwüre, Knochencaries ꝛc. ꝛc.;)

2., Rheumatismus und Gicht (Gelenks- und Muskelrheumatismus, Hüftweh (Ischias), Steifigkeit der Gelenke in Folge rheumatischer Entzündung der Bandapparate ꝛc. ꝛc.;)

3. Chronische Metallvergiftungen:

a. Merkurialkrankheit wie sie bei Spiegelfabrikanten, Vergoldern, zuweilen bei Hutmachern und am häufigsten bei Syphilitischen durch Mißbrauch von Merkurialmitteln vorkommt;

b. Bleikrankheit (Bleicolik, Lähmungen ꝛc., bei Töpfern, Schriftsetzer, Weißblecharbeitern, Zinngießer u. s. w.;)

4., Hautkrankheiten (Acne punctata — vulgo Mitesser, Psoriasis — Schuppenflechte, Prurigo — Hautjucken, Eczema — Salzfluß, nässende Flechte, Impetigo und manche andere namentlich scrophulöse Hautausschläge; ferner langwierige und hartnäckige Hautgeschwüre und Vereiterungen des subcutanen Zellgewebes, fistelähnliche Hohlgänge ꝛc. ꝛc.;)

5. Krankheiten der weiblichen Sexualorgane, (insbesondere chronischer idiopatischer Uterinal- und Vaginalcatarrh — weißer Fluß; Störungen der Menstruation, vorzüglich Amenorrhoe bei torpiden Individuen;)

6., Chronische Lungen-, Bronchial- und Kehlkopfscatarrhe und daher rührende Heiserkeit, welche durch das Einathmen des Schwefelwasserstoffgases zuweilen geheilt oder wenigstens bedeutend gebessert werden.

Dr. Schwarz.

Variationen über ein einfaches Thema.

VII.

Der findige Geist des Menschen hat in seiner gerechten Besorgniß vor der vernichteten Allmacht des großen Kapitales für den kleinen Handwerker, wie er im großen Durchschnitte in unserm Vaterlande vorhanden ist, unter vielem andern, ein Hülfsmittel erfunden, dem wir große Wichtigkeit beilegen. Wir meinen die Gewerbebanken, wie sie bereits in vielen Städten des Auslandes von oft geringerer Bevölkerung als z. B. Kronstadt, Klausenburg und Hermannstadt vorkommen. Die große Zunahme derselben, ihr Entstehen und ihr wirksamer Bestand in Orten die nicht größer als vielleicht M.-Vásárhely, Schäßburg, Bistritz, Mediasch oder Broos sind, geben nebst den, mit Zahlen redenden Berichten über ihre Gebahrungen jedenfalls bessere Empfehlung für sie, als dies eine weitläufige Abhandlung thun könnte. Statuten solcher Gewerbebanken und Berichte über ihre Wirksamkeit finden sich in jeder gewerblichen Zeitschrift. Man könnte zwar die Einwendung machen, daß, wenigstens in den zwei bedeutendsten Städten des Sachsenlandes bereits Institute beständen, bei denen der Gewerbsmann in Zeiten der Bedrängniß Hülfe suchen könne, in Hermannstadt das priv. sächs. Nationalleihhaus, in Kronstadt das Leihhaus und die Filiale der Kreditanstalt, in beiden eine Sparkasse. Allein abgesehen davon, daß die Filiale der Kreditanstalt, da sie sich nicht mit kleinen Darleihen befaßt, nur vom größeren Verkehre benützt werden kann, wir aber hier vorzugsweise den kleinen Handwerker vor Augen haben, so können die beiden Sparkassen, da sie unseres Wissens nur auf liegende Hypothek ausleihen von den wenigsten Handwerkern benützt werden. Der reißende Umsatz des Hermannstädter und Kronstädter Leihhauses dagegen ist eben nur ein Beweis für die Nützlichkeit und Nothwendigkeit derartiger Institute für die von Tag zu Tag immer mehr der Verarmung anheimfallenden Mittelklassen. Zudem unterscheidet sich das Institut der Gewerbebanken im Wesentlichen von den genannten Anstalten dadurch, daß es bei ihnen weder der Hypothek noch des Pfandes bedarf; sondern der persönliche Kredit ausreicht und ist hiedurch eben vorzüglich zur Aushülfe jenes fleißigen und strebsamen Arbeiters bestimmt, dem zwar die bei den erstgenannten Instituten erforderlichen Pfandgegenstände abgehen, der aber seinen Mitbürgern in seinem bisherigen Verhalten den

Beweis eines ehrlichen Mannes gegeben und daher leicht unter ihnen einige findet, die für die Erfüllung der von ihm eingegangenen Verpflichtung einstehen.

In dem Hermannstädter Gewerbevereine ist im Winter 1856/7 die Idee einer solchen Gewerbebank zu mehrerenmalen mit großer Theilnahme verhandelt worden und es soll, wenn wir nicht irren, bis zur Ernennung eines Ausschusses gekommen sein, der das weiter Erforderliche einzuleiten hatte. Gerne möchten wir etwas Näheres über die Hindernisse erfahren, an denen die wohlthätige Unternehmung gescheitert ist. Da ist Klausenburg, welches wir in Bezug auf Geldkräfte nicht über Hermannstadt setzen zu dürfen glauben, mit mehr Eifer vorgegangen, es hat den Gedanken zur That verkörpert, denn die, von der dasigen Gewerbekammer begutachteten Statuten einer daselbst zu errichtenden Gewerbebank sollen bereits die allerhöchste Bestätigung erhalten haben. Möge sie segensreich wirken und den andern Städten zum Beispiele dienen.

Der Mensch ist nun einmal vermöge seiner Natur auf die Hülfe des andern auf die Gesellschaft gewiesen, außer ihr kann er nicht Mensch sein. Verbindung und Verbrüderung ist ihm unabweisbares Bedürfniß, und überall, wo er nicht von verabscheuungswürdiger Selbstsucht beherrscht, zum herzlosen Egoisten wurde, sehen wir ihn unter dem Einflusse dieses edlen Zuges die schönsten, die größten, die herrlichsten Dinge vollbringen, und was dem einzelnen, sei er auch noch so stark und so mächtig, unmöglich ist, das gelingt leicht und groß der vereinigten Kraft. Es ist eine anerkannte Wahrheit, daß England und Nordamerika ihre Macht und Größe diesem Geiste der freien Vereinigung zu danken haben, lassen auch wir uns daher vereinigen, zur Linderung der Noth unseres ärmern Genossen, zu seiner Unterstützung in seinem strebsamen Unternehmen! Die Zünfte in ihrer alten Form waren nichts anders als Ergebnisse dieses Bedürfnisses gegenseitiger Hülfe und gegenseitigen Schutzes. Und wenn die Richtung der Zeit ihr starres Wesen mit seinen strengen Unterschieden nach gleichartigen Beschäftigungen nicht haben mag: so laßt uns unsere Vereinigungen, dem herrschenden Geschmacke anpassen, der anstatt, wie früher durch beschränkende Satzungen zu Gunsten seiner Mitgenossen in seiner Thätigkeit gebunden zu sein, die vollste Freiheit der Bewegung fordert, dabei aber die Verpflichtung nicht von sich zu weisen vermag, einen Theil dieses in unbeengter Konkurenz erworbenen Gutes zur Erhaltung seines minder günstig gestellten Nebenmenschen zu widmen. Nach den Kräften also, und in dem Maaße, wie sie ihm vom Glücke beschieden wurden, thue jeder dazu weil sein Tag ist!

Ein Wampyr.

Im Faubourg St. Honoré unterhält man sich in diesem Augenblicke viel von der demnächstigen Verheirathung des Wampyr's. . . . Der Wampyr ist ein junger Magyaren-Fürst, (?) groß, blaß, schwarze Haare, dunkles Auge — und der unverwüstliche Tänzer von ganz Europa. — Seinen Ruf in der Damenwelt verdankte er einem schrecklichen romantischen Abenteuer, welches ihm vor vier Jahren in London begegnete. — Fürst G. . . war in der britischen Hauptstadt wie in Paris als der erste Walzer-Tänzer der Welt bekannt. Er walzte eine Stunde, ohne daß sein Herz stärker pochte; er ermüdete die unerschrockensten Tänzerinnen, er war der Schrecken aller Orchester. — Eines Tages, auf einem Feste zu Almack wünschte eine junge Person, schön wie die Engländerinnen — wenn sie es sind, mit ihm zu walzen und ließ ihn bitten sie zu engagiren. — Sie war die Tochter eines berühmten Lords, welcher aus Indien zurückgekehrt war, wo er eine große Rolle gespielt hatte. — Der Fürst walzte mit ihr; bald hielten die anderen Tänzerinnen; der Fürst und Arabella walzten fort. . . Ihr Tanz wurde stets leidenschaftlicher, rascher; das Orchester hatte Mühe dem Reigen zu folgen; das junge Mädchen, das junge Mädchen, das Haupt auf die Schulter des Fürsten geneigt, schien in Verzückung. — Man erschrack Anfangs über ihre Blässe, über den eigenthümlichen Ausdruck ihres Auges, doch beruhigte man sich, als man das junge Mädchen, berauscht von dem Wirbel des Tanzes, mit den blassen Lippen: „Weiter, weiter! schneller und schneller!“ lispeln hörte. — Bald sprach sie nicht mehr. Der Fürst walzte immer fort! . . Die Anwesenden schienen wie durch einen Zauber gebannt — Niemand dachte daran den Tänzer aufzuhalten, in dessen kräftigen Armen die Tänzerin unbeweglich, leicht wie eine Gaze-Schärpe dahingerissen wurde. . . Endlich schwieg athemlos die Musik. Der Fürst hielt vor dem Platze seiner Tänzerin an, machte ihr eine tiefe Verbeugung und wollte sich zurückziehen. — Das junge Fräulein fiel rücklings auf den Boden. . . Sie war todt. . . Der Fürst hatte eine Viertelstunde mit einer Todten getanzt. — Sein Schmerz war grenzenlos. Alle Frauen waren vernarrt in ihn, und nannten ihn den Vampyr. . . Der Vampyr schwur nie wieder zu walzen; aber alle jungen Mädchen verbündeten sich, um ihn zum Eidbruch zu treiben; Alle wollten den fantastischen Tanz mit ihm tanzen, der tödten kann. — Aber ach! so oft er seitdem mit einer jungen Miß und in Paris mit einem jungen Fräulein gewalzt hatte, erfaßte ihn ein Abscheu, er floh sie und ließ in der Brust der verlassenen Tänzerin den vergifteten Pfeil! . . . Nun verheirathet sich der Vampyr oder besser gesagt der Fürst mit Fräulein Maresk, Tochter eines Fabrikanten dritten Ranges. — Dieses junge ebenso bescheidene als schöne Mädchen war vor etwa 3 Monaten auf einem Balle bei der Herzogin v. S. . . . Der Fürst fühlte sich unwiderstehlich zu ihr hingezogen und engagirte sie für den nächsten Walzer. — Sie dankte. — Heute heirathet sie ihn.

Die politische Lage Italiens.

Italien, dieser Herd leicht entzündbarer Leidenschaften, kann jeden Augenblick dem Revolutionsgeist neue Nahrung bieten. Gewiß, dieses Land ist immer reich an schlecht ersonnenen und schlecht geführten Unternehmungen, reich an Narrheiten jeder Art. Was anderes aber könnte Oesterreich gegenüber, welches vollständig gerüstet dasteht, die italienische Hitze ausrichten, als daß mehr oder weniger Blut vergebens verspritzt würde? Es ist mehr als ein Grund dazu vorhanden, daß gegenwärtig derartige unbesonnene Handlungen schon im Keim erstickt werden. Uebrigens wissen die

Digitized by Google

Italiener nicht was sie wollen; sie sind weder über das Ziel noch über die Mittel einig. Der Norden ist eifersüchtig auf den Süden, und dieser will nichts wissen von einer Suprematie des Nordens, und so ist es schließlich immer fremde Intervention, zu welcher sie ihre Zuflucht nehmen müssen. Die Unabhängigkeit der Halbinsel wie sie Mazzini und Orsini auffassen, ist ein unausführbarer Traum, ein Utopien, schrecklich in der Ausführung, denn es würde sich um nichts weniger als um die Vertilgung aller dortigen Dynastien handeln, um die Vernichtung aller bestehenden Regierungen, um die Gründung einer neuen Gesellschaft auf den ungeheuern Trümmern der alten; mit einem Wort, es würde sich darum handeln Italien mit Strömen von Blut zu überschwemmen und gänzlicher Verwüstung preiszugeben. Wer würde solchem Wahnsinn, solcher Ruchlosigkeit seinen Arm leihen! Diese Extravaganzen und sinnlosen Projekte, die Früchte einer verkehrten und zügellosen Einbildungskraft, würden aber, wenn sie zur Ausführung kämen, auch über unsern ganzen Erdtheil unberechenbares Unheil bringen. Glücklicherweise bedroht nichts ähnliches die allgemeine Ruhe, und der leiseste Versuch dieser Art in irgend einem Theil Italiens würde alsbald unterdrückt werden. Die Stunde der Ueberraschungen dürfte für die Regierungen vorüber sein; wo nicht, so wären sie der größten Pflichtvergessenheit schuldig.

Mannigfaltiges.

* **Brody**, 14. April. (**Eine schreckliche Mordthat.**) Gestern Abends zwischen 7 und 8 Uhr, zur Zeit, in der unsere Stadt noch ziemlich belebt und die meisten Handlungen noch offen sind, wurden wir durch einen furchtbaren Lärm aus dem Mittelpunkte der Stadt erschreckt. Es verbreiteten sich Anfangs Gerüchte von Raub und Mordthaten, und der wilde Lärm in den Straßen veranlaßte die Bewohner, die Häuser zu sperren. Wohl eine lange bange halbe Stunde zitterte Alles hinter Schloß und Riegel, bis es sich herausstellte, daß im Hause des hiesigen Großhändlers Herrn Karl Hausner (Chef des sehr bekannten Hauses Hausner und Violland) ein gräßliches Attentat stattgefunden habe, über das folgende Einzelheiten bekannt wurden. Ein gewisser Dominik Delita B—i., beurlaubter Feldwebel des Infanterie-Regimentes B—i., der eine Majestätsbeleidigung drei oder vier Jahre auf der Festung büßte und überhaupt in schlechtem Rufe stand, kam gestern aus Tarnopel, wo er einer wohlhabenden Familie angehört und ein Haus besitzen soll, hergereist, erkundigte sich nach der Wohnung des Herrn Hausner, ließ sich zu ihm in sein Bureau führen, und versetzte ihm einen Dolchstich. Der alte Mann flüchtete sich auf den Divan, wo ein Kampf stattgehabt haben muß, denn die Bilder, die Spiegel, die Uhr an der Wand sind zertrümmert und der Unglückliche von sieben Stichen zerfleischt, so daß die Gedärme aus dem aufgeschlitzten Bauche heraushängen. Das Opfer schleppte sich noch bis zur Stiege und stürzte hier todt zusammen. Ein Beamter des Hauses, Herr Oswald, dem lange Jahre im Hause arbeitete, wurde von den ruchlosen Mörder erdolcht und getödtet, eben so ein israelitischer Packer, der den Hilferufenden zueilte und in der Hausflur einen schnellen Tod fand, eine unglückliche hülflose Familie zurücklassend, deren man sich gewiß annehmen und ihr ihren Erhalter theilweise ersetzen wird; ferner wurde ein alter Diener des Hauses tödtlich getroffen und liegt im Sterben, während die drei ersten Opfer auf der Stelle todt blieben. Zuletzt versuchte der Mörder Feuer in den Bureaux zu legen, um vielleicht im vermehrten Schrecken des Augenblicks entrinnen zu können; viele Papiere sind auch von den Flammen verzehrt worden, die jedoch keinen namhaften Schaden anrichteten. Zwei patrouillirende Gendarmen stürzten nun in's Haus, und als der Verbrecher sich von seinem Geschick ereilt sah, feuerte er seinen letzten Schuß auf sich selbst; die Kugel drang ihm in die Brust, wurde aber später im israelitischen Krankenhause, wo sich der Mörder jetzt befindet und wohin er der Nähe wegen gebracht wurde, von geschickter Hand herausgezogen, und man glaubt, da die Wunde nicht tief ist, ihn der gerechten, vierfach verdienten Strafe erhalten zu können. Der Thäter war mit zwei doppelläufigen, zwei einfachen Pistolen und einem dolchartigen Messer bewaffnet. Er ist gut gekleidet und von stattlichen Aussehen. Was ihn zu dem gräßlichen Verbrechen veranlaßt haben mag, läßt sich noch nicht mit Sicherheit eruiren. Alle Civil- und Militärbehörden eilten schleunigst auf den Schauplatz der Unthat, und seitens der Polizei und des Militärs wurden die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln getroffen, welche die ganze Nacht fortdauerten. Heute sind noch das Spital und das Trauerhaus bewacht, um dem Andrange der Theilnahme und der Neugier zu wehren. Anfangs hieß es, der Verbrecher soll gedroht haben, an der Spitze einer zahlreichen Bande zu sein; heute scheint es, daß er allein stehe, nur lassen sich die Motive, die seinen, leider so sichern Arm bewaffneten, noch nicht finden; es dürfte aber den Bemühungen und dem Eifer unserer Behörden gelingen, denselben auf den Grund zu kommen, wenn der Deliquent am Leben bleibt. Wir verlieren in Herrn Hausner einen sehr gebildeten und hochgeachteten Mann, der hohe Auszeichnung und wiederholt die Ehre genoß, in seinem Hause mehrere Mitglieder des Allerhöchsten Hofes aufzunehmen. Vor ungefähr drei Jahren wurde er mit dem Franz Josefs-Orden geschmückt. Ein Hamburger von Geburt, war er ein Schüler Campe's, dem er eine eminente Erziehung und eine gediegene Bildung verdankte. Das zurückbleibende Vermögen ist sehr bedeutend.

* Aus **Neapel** melden Briefe, daß am 6. April der Heirathś-Kontrakt zwischen dem Kronprinzen von Neapel und der zweiten Tochter des Herzogs Max aus Baiern (einer Schwester der Kaiserin von Oesterreich) abgeschlossen worden ist. In dem Kontrakte befinden sich mehrere merkwürdige Artikel, worunter einige sich auf das Auftreten der bairischen Prinzessin während ihrer Brautzeit beziehen. Der zukünftige Aufenthalt des jungen Ehepaares wird auch genau bezeichnet. Dasselbe darf nur in Caserta, Neapel und Portici residiren. Alle anderen Städte und sonstigen Orte des Königreichs sind ihr untersagt.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 48. Montag, den 23. April. 1858.

Aus dem Leben des Feldmarschalls Grafen Radetzky.

(Aus dessen biographischen Skizzen Stuttgart und Augsburg bei Cotta 1858)

(Schluß.)

Das vierte Corps, welches am Abend nur noch 16,391 Mann Infanterie, 703 Reiter ausmachte, wozu jedoch die 2700 Pferde starke Kavalleriedivision Nostitz gestoßen war, verblieb die Nacht vom 5ten auf den 6ten unter Gewehr.

Erst um 2 Uhr Morgens traf die Disposition des Oberfeldherrn ein, „wornach das vierte Corps um 4 Uhr früh den feindlichen rechten Flügel angreifen, und trachten sollte nicht blos über Siebenbrunn die Verbindung mit dem von Preßburg erwarteten Corps des Erzherzogs Johann zu suchen, sondern auch durch eine energische Offensive den Gegner von dem möglichen Hauptangriff auf den österreichischen linken Flügel abzuhalten."

Dies war für den Feldmarschall-Lieutenant Fürsten Rosenberg mit seinen 43 Bataillonen, 50½ Schwadronen (16,000 Mann Infanterie, 3500 Reiter) und dem wenigen beihabenden Geschütz keine leichte Aufgabe.

Da die Zeit drängte, so beeilte man sich die Angriffscolonnen zu ordnen. Radetzky kam in die vorderste Linie, und war bestimmt mit 10 Bataillonen, 8 Schwadronen und ein Kavalleriebatterie die Avantgarde der beiden Infanteriecolonnen zu bilden.

Ein dichter Nebel lag auf den Donau-Auen, und kaum ließen die ersten Sonnenstrahlen die bewaldeten Hänge der Hohen, leiten erkennen, als um 4 Uhr Morgens die Vorrückung des 4ten Corps begann. Die Franzosen hielten das zu einer trefflichen Vertheidigung sehr geeignete Großhofen stark besetzt, und beiderseits desselben eine zahlreiche Artillerie aufgeführt. Ihre Kavallerie hielt in zwei Treffen etwas rückwärts. Ganz dieselbe Anordnung bestand auch bei Glinzendorf. Nur eine leichte Plänklerkette verband beide Punkte.

Radetzky warf die feindlichen Tirailleure rasch zurück, und traf Anstalten zum Sturm der beiden Dörfer, während man die Töten der Hauptcolonne bis fast an den Rußbach heranzog. Da erhielt Feldmarschall-Lieutenant Fürst Rosenberg einen Befehl des Erzherzogs Generalissimus „nicht so rasch vorzugehen."

Wie befremdend auch in jenem Augenblick eine solche Weisung erscheinen mußte, so wird sie dennoch dadurch hinreichend motivirt, daß man mit dem Pivot zurückhalten muß, insolange der vorgehende Flügel sich nicht in gehöriger Linie befindet. Die anderen Corps hatten aber die allgemeine Disposition viel zu spät erhalten, um schon um 4 Uhr Morgens den Angriff des vierten Corps wirksam unterstützen zu können, der somit ein vereinzelter geworden war.

Auf den vorgenannten Befehl machte das vierte Corps sogleich Halt. Die Avantgarde hatte eben die ersten Häuser von Großhofen und Glinzendorf besetzt. Radetzky nahm nun eine möglichst vortheilhafte Stellung, und ließ, unter dem Schutz von vier Schwadronen Erzherzog Ferdinand Husaren, eine Batterie zwischen beiden Ortschaften auffahren.

Gegen 5 Uhr überbrachte der Flügeladjutant Major Graf Cavriani den Befehl des Generalissimus: „jede Offensive gänzlich einzustellen, auf die Höhen zwischen Markgraf-Neusiedel zurückzugehen, und sich auf deren Vertheidigung zu beschränken." Der gleichzeitige Angriff, von dem man so viel erwartete, war aufgegeben.

Ein gänzliches Abbrechen des Gefechtes und ein gesichertes Zurückgehen wenn man einmal handgemein geworden ist, bleibt, wie die Kriegskunst lehrt, eine der schwierigsten Aufgaben, und kann nur durch Truppen gelöst werden die, wie solches hier der Fall war, aufs beste geschult und folgsam sind, es auch verstehen unter dem mörderischen Feuer des Feindes todesmuthig auszuhalten, oder doch jeden Schritt Boden theuer erkaufen zu machen.

Das vierte Corps löste diese Aufgabe freilich nicht ohne namhaften Verlust. Radetzky mit seiner Avantgarde, welche nun zur Nachhut wurde, deckte diese retrograde Bewegung, ging erst zurück als die Haupttruppe bereits wieder auf den Höhen hinter Markgraf-Neusiedel stand, und übernahm nun, wie früher, die Vertheidigung des Rußbaches.

In dem einstündigen Kampfe hatte er etwa 1000 Mann verloren, was aber noch weit empfindlicher blieb, seine Kanonen waren fast sämmtlich demontirt. Das vierte Corps war um eine schöne Hoffnung ärmer. Offiziere und Mannschaft bedauerten laut die rückgängige Bewegung gerade in jenem Augenblick, wo man im besten Zug gewesen war vielleicht bis Rutzendorf vorzudringen. Sicher ist es daß bei den noch vom Vorabend her so gewaltig erschütterten und auseinander gekommenen einzelnen Thei-

Digitized by Google

len der französischen Armee Napoleon nicht vor 6 Uhr früh mit seiner Aufstellung zu Ende kam. Sodann aber dirigirte er augenblicklich, zur Verstärkung des Marschalls Davoust, von Kümmerleinsdorf zwei Infanteriebrigaden gegen Glinzendorf, und ließ die ganze Reiterdivision Arrighi über Leopoldsdorf gegen Ober-Siebenbrunn vorgehen. Mit dieser Anordnung schob er schon am frühen Morgen etwa 32 Schwadronen zwischen den linken Flügel der Oesterreicher und den Erzherzog Johann. Davoust verstärkte sich nach und nach sogar bis auf 64 Schwadronen (6000 Pferde), und verfügte gegen Mittag fast über den dritten Theil der Gesammtstreitkräfte des französischen Kaisers. Dies war gewiß eine der großartigsten Umgehungen neuester Zeit, welcher nur jene in der Schlacht bei Fleurus (1815) an die Seit gestellt werden kann.

Es ist einleuchtend daß unter solchen Umständen das Eintreffen des nur etwa 11,000 Mann Infanterie, 1200 Reiter zählenden Corps unter dem Erzherzog Johann für Napoleon nicht die entfernteste Besorgniß wecken konnte. Der Feldmarschall pflegte öfter zu sagen: „Ohne beurtheilen zu wollen ob der Erzherzog Johann zur rechten Zeit hätte kommen können, oder nicht ist es doch, bei dem nicht gestützten österreichischen linken Fügel, und da der französische Kaiser die Hauptmacht auf seinen rechten Flügel warf, von selbst klar daß die Schlacht keinen andern Ausgang genommen hätte, auch wenn der Erzherzog Johann rechtzeitig eingetroffen wäre. Die wirkliche Vereinigung des von Preßburg kommenden Corps mit dem linken Flügel des Generalissimus vermochte Napoleon, bei seiner notorischen Ueberlegenheit, leicht zu hindern, denn er hatte genügsame Reserven bei der Hand. Gesetzt aber auch, der Erzherzog Johann wäre schon am äußersten linken Flügel gestanden, so würde er doch gegen die so großartig eingeleitete Umgehung nichts vermocht haben. Bei dem absoluten Mangel an schwerem Geschütz in den Schanzen mußte jeder Stoß des Gegners treffen und ihn dem Ziele näher bringen. Bei der genialen, des tiefsten Studiums würdigen Kräftevertheilung Napoleons, welche dessen hervorragenden Feldherrngeist am deutlichsten bekundet, würde somit das Erscheinen des Erzherzogs Johann am 6ten an der eigentlichen Sachlage nichts mehr geändert haben. Sein Eintreffen konnte vielleicht, jedoch nur unter der Voraussetzung noch einigen Erfolg gewähren, falls der Generalissimus schon in der Nacht vom 5. auf den 6. die ganze Armee mit einem Linksabmarsch bis Oberstebenbrunn geschoben und so gewissermaßen die feindliche Bewegung colopirt hätte, weil Napoleon, in Gefahr von seinen Donaubrücken abgeschnitten zu werden, sich kaum weiter als bis Oberstebenbrunn vom Strom entfernen durfte."

In den ersten Vormittagsstunden des 6ten unterhielt das vierte Corps einen, wenn auch sehr lebhaften, so doch wenig erfolgreichen Geschützkampf. Sobald die französische Artillerie bei Großhofen einen Theil der österreichischen Aufstellung zu enfiliren begann, häuften sich die Verluste. Nach und nach verstummte die Artillerie des vierten Corps gänzlich, denn nur einige wenige Geschütze waren noch brauchbar und kein Ersatz bei der Hand.

Gegen 10 Uhr hatte Napoleon seine Vorbereitungen vollendet, und ging nunmehr mit dem rechten Flügel in die Offensive über. Die eigentliche Umgehung war den Reiterdivisionen Arrighi, Grouchy und Pully übertragen, hinter welchen die Reiterdivision Montbrun zog. Gegen diese gewaltige Reitermasse stand, wie wir wissen, bloß die Reiterdivision Nostitz bei Oberstebenbrunn, also etwa 2000 gegen 6000. Kein Wunder, wenn diese in Kürze sich überflügelt und gezwungen sah weiter zurückzugehen.

Als die französischen Kavalleriecolonnen sich von Wittau über Rutzendorf in Bewegung setzten, und zwischen Glinzendorf und Leopoldsdorf anstandslos den Rußbach überschritten, war Napoleons Absicht deutlich ausgesprochen.

Zugleich mit dieser Umgehung durch die Kavallerie, welche, einer drohenden Wetterwolke gleich, langsam, aber sicher heranzog, griffen die Infanteriedivisionen Friant, Morant, Gudin und Puthod (welch letzterer vier Jahre später, am 29. August 1813, bei Löwenberg in Schlesien durch die Truppen Blüchers vernichtet wurde) Markgraf-Neusiedel und die nahen Abhänge an, und dehnten sich immer mehr rechts aus, um die linke Flanke des vierten Corps zu gewinnen. Radetzky vertheidigte das Dorf und die Mühle aufs äußerste, und vertrieb sogar aus letzterer den schon eingedrungenen Feind. So währte der Kampf mehrere Stunden. Die feindliche Umgehungscolonne rückte zusehends weiter vor. Auch sechs feindliche Infanteriemassen bewegten sich in der Richtung von Oberstebenbrunn gegen die unbewehrten Höhen, in drei Treffen geordnet. Hinter ihnen sah man eine zweite Infanterielinie, zwischen und neben derselben aber zahlreiche Kavallerie und Artillerie.

Feldmarschall-Lieutenant Fürst Rosenberg bildete, um nicht von seiner natürlichen Rückzugslinie, über den Wendlingerhof und Bockfluß auf Wolkersdorf, abgeschnitten zu werden, mit seinem zweiten Treffen eine Flanke. Die Kavalleriedivision Nostitz hatte durch das mörderische Kartätschenfeuer des Feindes furchtbar gelitten. Nach kurzer Zeit zog sich die Dragonerbrigade Rothkirch auf die Höhen zurück, und nahm Stellung am linken Flügel der von Generalmajor Mayer befehligten Infanteriefflanke. Nur die Husarenregimenter Erzherzog Ferdinand und Hessen-Homburg nebst dem Chevaulegers-Regiment Oreilly verblieben noch am Fuß derselben.

Radetzky rügte wiederholt die Verwendung dieser leichten Regimenter. Wir entsinnen uns noch recht lebhaft wie er sich jedesmal ereiferte wenn die Rede darauf kam. „Statt mit der Masse zu wirken," sagte er, „attakirte man bloß in einzelnen Regimentern. Wenn daher diese tapfere, von keiner Artillerie unterstützte leichte Kavallerie, welche sich unerschrocken auf die feindlichen Kürassiere warf, nichts ausrichtete, so ist dies kein Wunder. War ein Regiment geworfen, so führte man ein zweites vor. Dennoch hatte der wahrhaft verwegene Muth dieser kreuzbraven Reiterei den feindlichen Infanteriemassen einige Zeit hindurch imponirt."

Radetzky meinte: „Napoleon habe seine Reiterei besser zu gebrauchen verstanden, und doch sei diese bei weitem nicht so trefflich gewesen als die österreichische. Seine Linienreiterei brachte er nie anders als in ganzen Brigaden oder Divisionen ins Gefecht, ja er verwendete oft ein ganzes geschlossenes Kavalleriecorps, und gab nie Befehl zum Einhauen, bevor nicht die Artillerie tüchtig vorgearbeitet hatte. Ein ritterlicher Geist bei der Reiterei ist

lobenswerth. Höher aber steht die zweckmäßige Führung, und selbst die höchste Bravour muß sich in solchen Momenten willig unterordnen."

Die Infanterie-Angriffe des Marschalls Davouſt wurden zusehends nachhaltiger. Die Flanke des vierten Corps schlug zwei derselben entschieden und mit dem Bajonnet ab, erlag jedoch dem dritten. Die Kräfte des Mannes waren erschöpft, und keine Reserven bei der Hand.

Der Erzherzog Karl hatte noch um 2 Uhr früh am 6. seinen Bruder von dem glänzenden Widerstand der k. k. Armee am vorigen Tag in Kenntniß gesetzt, und ihn aufgefordert „mit aller Beschleunigung über Unterſiebenbrunn und Leopoldsdorf dem Feind in den Rücken zu gehen."

Erzherzog Johann hatte die erste vom 4. Abends 7 Uhr datirte Weisung des Generalissimus am 5. früh 5 Uhr erhalten. Der aus dem Hauptquartier Deutsch-Wagram damit abgesendete Offizier war nämlich von dem Abbrechen der Neudorfer Marchbrücke nicht verständigt worden. Als er daher, bei Schloßhof eingetroffen, solches erfuhr, mußte er wieder bis Marcheck hinaufreiten, sich dort übersetzen lassen und abermals auf Neudorf herabgehen. Alles dieses geschah bei dunkler Nacht, und es gingen dadurch sechs kostbare Stunden verloren.

Verschiedene Umstände und Mißverständniſſe, vorzüglich aber das Sammeln der Truppen und die Verpflegung von Mann und Pferd nebst Abfassung der Munition, hatten zur Folge daß der Erzherzog Johann erst am Spätabend des 5. von Preßburg abrücken konnte. Wer sich den damals so beschwerlichen Weg über Blumenau auf Marcheck vergegenwärtigen will, wird begreifen daß sein Corps auf diesem Nachtmarsch ziemlich auseinander kam, und erst um 10 Uhr Vormittags am 6., also erst im Moment als der österreichische linke Flügel entschieden umgangen war, bei Marcheck wieder vereinigt werden konnte. Erzherzog Johann setzte, als endlich auch sein Geschütz eingetroffen war, gegen Mittag den Marsch weiter fort.

Von Marcheck auf Leopoldsdorf rechnet man 5 Wegstunden. Die von Generalmajor Eckhardt befehligte Vorhut (1 Jägerbataillon, 4 Schwadronen) erreichte um 4 Uhr Nachmittags die Höhen von Oberſiebenbrunn, und erfuhr hier den Ausgang der Schlacht. Nichtsdestoweniger stellte der gegen 5 Uhr ebenfalls eingetroffene Erzherzog sein schwaches Corps zwischen Schönfeld und Oberſiebenbrunn auf, und schob seine Avantgarde näher an Markgraf-Neusiedel. Man stieß bald auf den Feind, welcher Leopoldsdorf und Breitstetten besetzt hatte. Aber der Geschützdonner in der Richtung gegen Bockflüß entfernte sich immer mehr.

Unter solchen Verhältniſſen erübrigte wohl nichts anderes als an die March zurückzugehen, und nur die Vorhut bei Schönfeld stehen zu lassen.

Die Schlacht bei Deutsch-Wagram wurde durch Napoleon gewonnen, ohne daß dieser selbst im ersten Moment daran glauben wollte. Mehrmals vernahmen wir aus dem Munde des Verstorbenen die Worte: „Einen Augenblick stand der französische Kaiser in der sichern Erwartung der Erzherzog-Generalissimus werde am nächsten Morgen den Kampf fortsetzen. Es wäre dies auch möglich gewesen, falls man den linken Flügel auf der Hohenleuthen refüsirt, sich mit dem Corps des Erzherzogs Johann vereinigt, und einen combinirten Angriff unternommen hätte."

Erst als die k. k. Armee ihren weiteren Rückzug antrat, begriff Napoleon vollständig die Bedeutung des Erfolges, und dachte nicht länger an eine bloß verstellte Rückzugsbewegung der Oesterreicher, die ihn mehr und mehr von seiner Verbindung mit den Donau-Uebergängen weglocken sollte, um alsdann mit vereinter Macht über ihn herzufallen. Er hatte gesiegt, und seine strategische Ueberlegenheit war offenbar. Aus dem eigenen, jenem seiner Gegner ganz gleichkommenden Verlust, so wie aus der stets kampffähigen Haltung welche die österreichische Armee auch nach der Schlacht fortwährend bewahrte, erkannte er jedoch leicht daß es eines weitern Sieges bedürfe um ein solches Heer zu beugen und seinen Willen als Gesetz vorzuschreiben.

Die Jahreszeit.

Wien, 15. April.

Längst schon sind die prachtvollen Sternbilder, welche wir in den frostig klaren Nächten des diesjährigen Winters bewunderten, hinabgesunken, die Bilder des Thierkreises, welche die Sonne im Laufe des Sommers zu passiren hat, treten bereits am Osthimmel hervor. Das allbekannte Sternbild des großen Himmelswagen glänzt bereits hoch über unserm Haupte, aber noch nicht über belaubte und blühende Bäume, wie im verflossenen Jahre, sondern über der Wiege des diesjährigen Frühlings, dessen Veilchen unter kargem Sonnenscheine und frostigen Nächten erblühten. Der Frühling unserer Zone richtet sich eben nicht nach dem Kalender. Die gute alte Sonne, welche bei klarem Himmel unsern Gegenfüßlern einen glühend heißen Sommer bereitete*), vermochte in ihrer bescheidenen Winterstellung zu unserem Erdtheile nicht so viel Wärme zu erzeugen, als sie in den langen, klaren Winternächten verlor.

Dazu kommt noch, daß unser Frühling die Nachwehen des nordischen Winters mit in den Kauf bekommt. Die durch einen milden Winter verwöhnten hochnordischen Gegenden **), stoßen den späten Eindringling von sich, der in hastiger Eile und mit kaltem Athem über uns hereinjagt.

Niemals fühlen wir mehr, was der glückliche Süden gegen uns voraushat, als in einem späten Frühlinge. Die Gestade der Adria lassen den rauhen Nordwind über sich weggleiten, unter dem Schutze ihrer lauen Westwinde blüht die Flora im Freien, die wir besorgt unter gläsernem Dache halten.

Doch so arg ist es immerhin nicht, ein großer Theil der Schuld über die Unzulänglichkeit unserer Jahreszeit liegt an uns selbst, wir verlangen fast mehr als billig ist. Unsere Väter waren klüger, sie hielten an das Sprichwort: „Es ist kein April zu gut, er schneit dem Hirten auf den Hut." Freilich ist für den Städter milde Luft und Sonnenschein, trockene Wege und grüne Rasen

*) Man erinnere sich an die Hitze in Australien.

**) Der merkwürdig milde Winter in Norwegen.

mit nicht allzuspärlichen Blumen das Mindeste, was er nach halbjährigem Winter fordern kann.

Noch genügsamer ist die Gesellschaft der Zoologen, Botaniker, Naturhistoriker, Oekonomen, Jäger und Fischer. Die erste Regung im Thierleben, das erste Erscheinen einer vielleicht nur dem Frühlinge eigenen zierlichen Diptere, oder die Blüthe einer schwer zu determinirenden Weide lockt sie hinaus ins Freie. Landwirth und Jäger haben vollauf zu thun, Ersterer steht am Vorabend des Wirthschaftsjahres, Letzterer am Schlusse der Jagdzeit.

Und vollends die Meteorologen die genügsamsten von Allen mit der Natur Befreundeten und Beschäftigten! Jeder höhere Grad des Reaumur'schen Thermometers ist für sie eine Sprosse auf der Leiter zu ihrem Jahreshimmel, wissen sie doch aus Erfahrung, daß das, was nicht ist, werden kann und muß, und geben sich getrost in ihr Schicksal, fügen Stein auf Stein zu ihrem mühevollen Baue, den ihre Enkel, die Erben dieser Zukunftswissenschaft, erst vollendet werden. (Wien. Wochenbl.)

Mannigfaltiges.

* Im nordwestlichen Böhmen stehen nicht nur viele junge Bäumchen, sondern selbst größere Obstbäume mit armstarken Stämmen locker in der Erde oder fallen sogar um, weil die Wurzeln von Mäusen zerstört sind.

* Eine merkwürdige Erscheinung ist die plötzlich in Mähren unter den Krähen ausgebrochene Epidemie. Man sieht diese schwarzen Vögel mit offenen Schnäbeln und eingezogenen Krallen auf den Feldern todt herumliegen.

* Ein Leipziger Namens Rothleb hat nach Jahre langem Bemühen ein sehr schwieriges Problem gelöst — nehmlich das des Fliegens gleich dem Vogel, und zwar sowohl was den Aufschwung vom Boden betrifft, als auch in Bezug des Fliegens nach allen Richtungen, sowie des beliebigen Niederlassens aus der Höhe in die Tiefe. Sachverständige Mechaniker sollen sich sehr befriedigend über Rothleb's Flugmaschine ausgesprochen haben.

* (Der baierische Doctor.) Unter diesem Namen ist ein Mann unter dem Volke bekannt, der regelmäßig einige Mal in der Woche in Neu-Ulm seine würtembergische Kundschaft curirt und einen ungeheuren Zulauf haben soll. Die Art, wie er die Leute behandelt, ist in der That beispiellos. Ein Mann von Seißen, der schon zwei Mal diesen Doctor besucht hatte und jedesmal ein starkes Larirmittel erhielt, das ihn an den Rand des Grabes brachte, ging zum dritten Mal nach Neu-Ulm und fand wie immer die Wohnung des Heilkünstlers von Kranken förmlich belagert. Endlich kam auch an ihn die Reihe. — „Nun," fragt der Doctor, „seid Ihr noch nicht gesund?" Die Antwort lautete verneinend. „Na, so zahlt mir 1 fl. 30 kr., dann kennt ihr meinetwegen verrecken, wenn ihr wollt." Mit diesem brutalen Bescheid wurde der Seißner entlassen. Eine ähnliche Behandlung widerfuhr einem Bürger von Scheillingen. Als dieser nämlich vorgelassen wurde und seine Leiden klagte, unterbrach ihn der Doctor mit folgenden Worten: „So, zu mir kommt ihr jetzt, da euch Niemand helfen kann; du," ruft er der Magd zu, „reich mir die Flint' aus dem Winkel da, damit ich den Kerl todtschieße, denn mehr werth ist er nicht." Nicht wahr, ein neuer Doctor Eisenbart!

* (Der Fortschritt — im Biertrinken.) Im ganzen Süden von Frankreich, dem ersten Weinland Europa's, entstehen in neuester Zeit großartige Brauereien und trotz der schweren Staatsabgaben und der hohen Hopfenpreise gedeihen dieselben vortrefflich. In den Cafés der großen Städte Südfrankreichs trinkt man in diesem Augenblick ein Bier, welches sich mit dem besten messen kann. Auf fast allen Eisenbahnstationen bis zum Mittelmeer erfrischt ein Glas gutes Bier den bestäubten durstigen Reisenden, dem die Zeit keine andere Erquickung gegen Hunger und Durst zuläßt. Auf dem weit in das Meer hinausgebauten Hafendamm bei Marseille sieht man neben dem Leuchtthurm in diesem Augenblicke die gebräunten nervigen Gestalten, der Reparaturwerkstätten- und Hafenarbeiter während der Mittagshitze an einem Glase Bier sich zu ihrer harten Arbeit neu stärken.

* Die Erderschütterungen in Korinth haben sich in letzter Zeit so oft erneuert und an Stärke zugenommen, daß die in Baraken und unter Zelten wohnenden Einwohner aus Furcht vor einer neuen Katastrophe dieselben verlassen und in weit entfernten Orten Zuflucht suchen. Man hegt die Ansicht, daß sich grade in Korinth und zwar da, wo die Tempelruine steht, ein Erdriß bilden werde, in dessen Schlund das Bestehende hinabstürzt. Die Erscheinungen, die eine solche Furcht einigermaßen begründen, bestehen darin, daß die Erschütterungen und Stöße unmittelbar unter der obersten Erdrinde, so zu sagen unter den Sohlen wahrgenommen, und daß von Zeit zu Zeit große Felsblöcke von der Akropolis Korinths abgelöst und der Stadt zugewälzt werden, während die andern, die Gegend beherrschenden Berge noch unversehrt sind. Ein weiterer Grund zu einer solchen Annahme ist der Umstand, daß in der Nähe von Korinth, auf dem Wege von Nemea nach Korinth, ein solcher Erdspalt sich gebildet hat, ungefähr 40 Fuß lang und einen halben Fuß breit. Indeß wird der Sommer kaum hinreichen, um selbst den Bemittelsten es möglich zu machen, an der vom Könige bestimmten und von den Einwohnern gewünschten Stelle am korinthischen Golfe, wo Neukorinth erbaut werden soll, eine Wohnung herzustellen, und es wird nichts übrig bleiben, als mit den Zelten in andere sichere Dörfer zu wandern.

☞ Montag den 26. April früh 9 Uhr wird der zweite Gewerkentag der Kronstädter Kohlen-, Eisen- und Kupfergewerkschaft im hiesigen Gewerbvereinslokale eröffnet, worauf wir hiermit aufmerksam machen. Die Statuten für die Actiengesellschaft sind entworfen und werden dabei zur Berathung kommen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 49. Montag, den 26. April. 1858.

Der Nothpfennig.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

„Worüber lachst Du denn, Heinrich?“ fragte Marie, die Frau eines armen Tischlers, indem sie ihren Mann sorglich anblickte.

— „Lache ich denn?“ erwiderte der Angeredete, der eben von einem Geschäftsgange heimgekehrt war und nach der am Nagel hängenden Arbeitsjacke langte.

— „Deinem Gesichte nach sollte man freilich das Lachen eher für ein verstecktes Weinen halten,“ sagte die Frau. Thränen füllten bei dieser Aeußerung ihre Augen.

— „Wenn ich lachte,“ — erklärte der Mann — „so geschah es allerdings nur aus Verdruß über die dumme Rede sogenannter kluger Leute, daß, wer Arbeit suche, sie auch finde. Suche ich sie nicht schon seit vielen Wochen, bald Monaten ohne allen Erfolg, und kann mir Jemand nachsagen, daß ich je schlechte Arbeit geliefert?“

— „Nein, dies kann mit Recht Dir gewiß Niemand vorwerfen,“ — versicherte Marie — „aber mit Unrecht geschieht's doch, und hier bei uns im Hause, weil die Wiege unten bei der Gemüsehändlerin schon nach drei Wochen Sprünge bekommen, und sie schiebt die Schuld nicht auf die Stelle am warmen Ofen, sondern spricht, Du hättest nicht gut getrocknetes Holz dazu genommen. Deßwegen hat sie den neuen Schrank bei dem Tischler nebenan machen lassen, der freilich einen bessern Vorrath an Brettern als Du hat.“

— „Einen bessern?“ — wiederholte Heinrich mit bitterem fragenden Ausdruck — „Du hast wohl im Hofe schon lange Dich nicht umgeschaut! denn da würdest Du gesehen haben, daß ich gar keinen Vorrath mehr habe.“

— „Gar keinen! ach, das ist freilich sehr schlimm.“ Ein Seufzer folgte dieser Aeußerung der betroffenen Frau. Sie dachte in dem Augenblick zwar nur an das Bedürfniß einer neuen Bettstelle für ihren eignen kleinen Haushalt. Von ihren drei Kindern mußten zwei in einem Bettkasten, der den Tag über als Tisch benutzt wurde, schlafen, und das Jüngste hatte zu fürchten, in Kurzem aus seiner Wiege durch einen Nachfolger verdrängt zu werden. Der Vater errieth die sorglichen Gedanken der Mutter. „Kommt Zeit, kommt Rath!“ — tröstete er. — „Im Nothfalle könnte Lenchen ja im Waschkorbe schlafen. Sie braucht ja nicht mehr gewiegt zu werden.“

— „Du kamst wohl bei Herrn Meyer nicht an?“ fragte ablenkend die Frau.

— „Nein, leider wieder nicht, so früh es auch noch am Tage, war er doch schon nach der Angabe des Bedienten ausgefahren. Seit ein Paar Wochen laufe ich fast täglich und immer vergebens nach der Bezahlung für die Paar Fensterrahmen, und kann ich auch die Zeit nicht in Anschlag bringen, die ich dabei verlaufe, da ich keine Arbeit versäume, aber die Stiefelsohlen, die darunter leiden, muß ich in Betracht ziehen, abgesehen von dem Aerger, den ich statt des Geldes einhole, auf das der Greisler unten wartet für die auf Credit bei ihm ausgenommenen Lebensmittel. Dies drückt mich am meisten und ich wollte, daß das hochmüthige Bedientenvolk nur ein einzig Mal solche Pein empfände, dann würde es arme Handwerker, die ihren verdienten Lohn einfordern, nicht gleich Bettlern abfertigen. Die Herrschaft weiß gewiß oft kein Wort davon, weil sichs um Kleinigkeiten handelt. Wer große Rechnungen einreichen kann, ist besser daran. So weit werd' ich's freilich nicht bringen. — Auf dem Rückwege hörte ich zwar auch darüber klagen. Ich sprach nämlich in mehren Tischlerwerkstätten ein, um Arbeitsnachfrage zu halten, vergebens, wie ich wohl nicht erst zu berichten brauche. Das alte Lied, man sei hinlänglich mit Arbeitskräften versehen, es fehle an Absatz für fertige Waare, alle Möbelmagazine seien damit überfüllt, dies klang mir überall auf meine Fragen als Antwort entgegen, und wie gesagt, mit der Klage: es fehle den Herrschaften an Geld zu Einkäufen, oder auch an Lust, die gemachten sogleich zu bezahlen; Jahrelang ließen sie darauf warten, dies sei jetzt Mode unter den reichsten Leuten, weil es in England so üblich. Das waren tröstliche Beschriebe. Nicht wahr? Doch bald hätt' ich's vergessen, unten im Hausflur kam mir ein Arbeitsantrag entgegen.“

— „Also doch!“ rief erheitert Marie.

— „Freue Dich nicht voreilig.“ — entgegnete ihr Mann — „von Verdienst ist nicht die Rede. Die Lindner, die vorig Jahr im Hofe neben uns wohnte, traf mit mir im Hausflur zusammen, im Begriff zu uns heraufzusteigen. Sie weinte bitterlich. Denke Dir, ihr kleiner Karl, der hübsche Junge, der zwei Tage nach unserm Lenchen auf die Welt kam, ist gestern Abend am Scharlachfieber gestorben. Sie kam, das Särglein für ihn bei mir zu

bestellen, denn ein fertiges in einem Magazine zu kaufen, wo sie es gleich bezahlen müßte, das, sagte sie, sei sie jetzt nicht im Stande. Zu mir aber hätte sie das gute Zutrauen, daß ich auf Borg es ihr anfertigen und Geduld mit der Bezahlung, die nach und nach redlich erfolgen solle, haben werde. Sie berief sich dabei auf unsere ehemalige Hausgenossenschaft, wo sie uns nichts in den Weg gelegt habe, auch darauf, daß ihr Kind gerade so alt wie unseres sei, dem sie wünschte, daß Gott es uns erhalten möchte."

Marie blickte bei dieser, ihr Herz bewegenden Mittheilung auf ihr schlummerndes Kind in der Wiege und faltete dabei zu einem stillen Gebet die Hände. Mit wie viel Sorgen auch die Erhaltung und Erziehung ihrer Kinder verknüpft war, wie täglich kleiner sie die Brotportionen an die älteren, trotz ihres wachsenden Appetites vertheilen mußte, und sich selbst das Nöthigste, um sie nicht zu sehr darben zu lassen, versagte, mit Angst auch schon im Voraus an die Kosten ihrer Bekleidung und ihres Schulbesuches dachte, sie hätte für allen Reichthum der Welt keins von ihren Lieblingen hingeben mögen, und bedauerte die arme Lindner mit vollem Mutterherzen wegen ihres Verlustes.

— „Wie ich hörte," — hub sie an — „liegt er, der Lindner ihr Mann, auch schon lange an der Auszehrung darnieder und kann daher keinen Pfennig verdienen. Brachte ihn seine Schuhflickerei auch nicht gerade auf einen grünen Zweig, so erwarb er doch wohl täglich wenigstens ein Paar Groschen damit."

— „Und ein Paar Pfennig darüber," — fiel Heinrich lächelnd ein — „vermittelst deren er sich oft einbildete, auf einem grünen Zweige zu sitzen."

— „Ach Du meinst, er habe sie vertrunken, sich im Branntwein berauscht, seine Noth zu vergessen, wozu er freilich ein schlechtes Mittel gewählt. Es ging den armen Leuten so wie uns — es fehlte am Besten — Leder einzukaufen, um neue Schuhe machen zu können. Er hätte Kunden an den Dienstboten im Hause bekommen, aber Vorschüsse zum Ledereinkauf zu leisten, dazu wollten oder konnten sich die Dienstleute nicht verstehen, obgleich er sehr gut arbeitete. Die Schuhe, die er mir gemacht im vorigen Jahr, es mochten wohl die letzten neu gearbeiteten seiner Hände sein, sind noch immer ganz und kein Fleckchen rührt sich daran, wieviel ich auch schon darin gegangen bin. — Aber, lieber Heinrich, wo wirst Du denn die Bretter zu dem Särglein hernehmen?"

— „Ja, das weiß ich wirklich im Augenblick noch nicht, und es fiel mir wohl auf's Herz, als ich die Bestellung annahm, daß ich das letzte Brett bereits vor drei Tagen für unsern Gläubiger im Keller unten zu einer Brotschwede verschnitten habe. Allein ich konnte unmöglich die Lindner abweisen. Sie hätte glauben müssen, es geschehe darum, weil sie mich nicht gleich bezahlen könne."

— „Nein, nein, abweisen konntest Du sie nicht," — versetzte einstimmend die Frau, indem sie ihre Augen in der Werkstatt, die zugleich als Wohn- und Schlafgemach diente, suchend herumschweifen ließ. — „Wie wäre es, wenn Du die Bretter dort von dem Küchenschrank zu dem Särglein benutztest? Die Frau, die ihn bestellt hat, kommt ja nicht ihn abholen zu lassen. Seit vierzehn Tagen steht er schon fertig und wird uns am Ende auf dem Halse bleiben. Denn wer weiß, ob sie nicht hinterdrein die Bestellung gereut, drauf hat sie ja nichts gegeben. Wir sind auf diese Weise schon oft hinter's Licht geführt worden, ohne daß Du vorsichtiger dadurch geworden wärest. Du trauest allen Leuten auf ihr Wort."

— „Du aber wohl nicht!" — entgegnete Heinrich ärgerlich über den Vorwurf. — „Wer beherbergte und bewirthete neulich die Landstreicherin, die Dir weismachte, sie sei auf der Reise zu ihrem kranken Sohne unterwegs angefallen und bestohlen worden? Wer glaubte ihrer lügenhaften Erzählung, die Thränen des Mitleids in Deine Augen trieb und Dich so weich stimmte, Dich und mich für die Nacht so hart zu betten, daß mir früh das Genick weh that, während die auf unser Kopfkissen Gebettete weidlich über Deine Barmherzigkeit gelacht haben mochte? Denn wie schlecht sie Dir vergolten wurde, erfuhrst Du leider zu spät, nach dem frühen Aufbruch der Beherbergten, die, während unseres Morgenschlafes, mit dem Kissen, auf welchem sie geruht, sich leise aus dem Staube gemacht."

— „Ach, erinnere mich nicht daran, Heinrich."

— „Ja, so was magst Du nicht hören. Ich höre aber noch, wie Du beim Aufwachen zu mir sagtest: Ach Heinrich, ich habe recht schön geträumt."

— „Dies war auch keine Lüge;" — fiel Marie ein — „mochte der Traum auch von der schönen Geschichte herrühren, die wir Tags zuvor von dem Blatte abgelesen, das ich aus dem Keller unten als Umschlag des geholten Stückchens Butter mit herauf gebracht."

— „Gesteh's nur." — lachte Heinrich — „es beschlich Dich nach dem schönen Traum der fromme Glaube, es könne an der Legende etwas Wahres sein, das Du selbst vielleicht erfahren würdest. Da trat die böse Täuschung ein, Dich eines Andern zu belehren, daß man vor scheinheiligen Betrügern sich hüten müsse, das unser Herrgott nicht mehr, weder im Gewande der Armuth noch in dem des Reichthums bei den Bedürftigen entspricht."

— „Heinrich! Heinrich! versündige Dich nicht!" — entgegnete die Frau mit strafendem Tone — „Weißt Du nicht, daß geschrieben steht: Ich werde alle Tage bei Euch sein bis an's Ende der Welt?"

— „Ja, wer's glaubt, wird selig," murmelte der Zurechtgewiesene, indem er an den Küchenschrank trat, und die lose darin eingefügten Bretter heraushob und betrachtete. (Forts. folgt.)

Der Prozeß Bernard in London.

Die Freisprechung Bernards durch die Londoner Geschworenen hat allerwärts eine ungeheure Sensation hervorgerufen und man sieht mit Spannung darnach, was von Seite der französischen Regierung geschehen wird. Der Vertheidiger Bernards, Mr. James, hat von der englischen Redefreiheit, einen so ausgedehnten Gebrauch gemacht, daß die belgischen Journale sich nicht getrauen James Betrachtung wiederzugeben. Der Gerichtssaal war außerordentlich überfüllt, besonders waren viele Damen aus den höhern Ständen anwesend, sogar die Oberstthofmeisterin der Königin war

gekommen um zu hören und zu ſehen, wie die Sache ausfallen werde. Der Gerichtsſaal gleich faſt einem Concertſaal, ſo gemiſcht war das Publikum. Die alten engliſchen Juriſten ſeufzten, die alte gute Sitte werde zu Grunde gehen. Ungeheure Menſchenmaſſen hatten ſich vor dem Gerichtsſaal eingefunden. — Der Hauptvertheidiger Mr. Edwin James beginnt ſein Pladoyer mit einer durchaus unjuridiſchen politiſchen Einleitung. Dieſe lautet nach der „Oeſterr. Ztg.:" „Es iſt dies eine ganz ungewöhnliche Verfolgung von Seiten der Regierung, hervorgerufen durch eine auswärtige Regierung, die nicht zufrieden mit der Hinrichtung Orſini's und Pieri's, auch einen engliſchen Richtplatz mit dem Blute eines Mannes beſpritzen will, der ſeiner Geburt und Erziehung nach ein Gentleman iſt. Wochenlange wurde Bernard verhört unter der Anklage, ſich bei einer Verſchwörung betheiligt zu haben. Endlich trat die Regierung gegen Aller Erwarten mit der Klage gegen ihn auf, daß er ein factiſcher Helfershelfer bei der Mordthat geweſen ſei. Daß ein Mordverſuch ſtattgefunden hat, ſteht leider feſt, aber es liegt nicht der geringſte Beweis vor, daß der abweſende Bernard dazu aufgereizt habe. Woher kömmt nun dieſe abnorme Anſchuldigung? Einfach aus Folgendem: Zuerſt verlangte die franzöſiſche Regierung von England ein Aufgeben ſeines heil. Aſylrechtes; darauf folgten Drohadreſſen franzöſiſcher Obriſten, darauf eine Drohrede des franzöſiſchen Geſandten; hinteadrein die Verſchwörungsbill und ſchließlich dieſe Verfolgung. Volk und Parlament ſträubten ſich gegen jene Bill und gegen die Forderungen einer fremden Macht. Lord Palmerſton trat ab, und ſein Nachfolger, Lord Derby, wohl wiſſend, daß er keine Verſchwörungsbill durchzuführen die Macht beſitze, ließ von den Kronjuriſten ſtaubige alte Akten durchſtöbern, um den hier Angeklagten den Gerichten auf Tod und Leben überliefern zu können. Jene Akte aber hat keine Anwendung auf den vorliegenden Fall. Die Regierung, die nicht den Muth beſitzt, mit einem verſchärften Geſetzantrag offen vor's Parlament zu treten, verſuchte dieſen Weg um mit Hilfe engliſcher Geſchwornen das Aſylrecht anzutaſten. Ein Verbrechen war in Frankreich verübt worden, ein Meuchelmord, das gehäſſigſte aller Verbrechen in jedes Engländers Auge ohne Zweifel, und doch können wir Engländer über die Motive nicht ganz urtheilen, weil wir die Gefühle Jener, die für ihr unterdrücktes Vaterland kämpfen, zu erfaſſen nimmer im Stande ſind. In Frankreich kämpfen ſeit Jahren Bourbonen, Orleaniſten, Napoleoniſten und Republikaner gegen einander. Ihre Führer hatten nacheinander Schutz auf Englands gaſtlichem Boden geſucht und gefunden. Unter ihnen der jetzige Kaiſer der Franzoſen. Er ſchwor die Freiheit in Frankreich ſchützen zu wollen. (Beifall der Galerie, die zur Ordnung ermahnt wird.) Jetzt klagt man Bernard des Mordes an. Blut, ſagt man, iſt vergoſſen worden. Wohlan ſo denke man an das Blut jener Unſchuldigen, verſpritzt von den kaiſ. Soldaten am 2. Dec. auf den Boulevards von Paris. Jetzt tritt der Kaiſer — freilich ſein Name bleibt im Hintergrunde — als Ankläger gegen dieſen Mann hier auf, und Krieg gegen uns — ſo ſagt man — iſt beſchloſſen, wenn dieſer Mann freigeſprochen wird. Ich aber werde beweiſen, daß der Mordverſuch einem momentanen Impulſe entſprang, und daß die Waffen für Italien, nicht aber zur Ermordung des Kaiſers beſtimmt waren. Die Krone hat einen abſichtlichen Mord nicht nachweiſen können, nicht einmal die Hauptſache feſtgeſtellt, daß die in Birmingham fabricirten Granaten dieſelben waren, die in Paris geworfen wurden. Der Fabrikant der Granaten hat nur Beziehungen zu Allſop, der ſie beſtellt und bezahlt, nicht zu Bernard; aber Bernard brachte ſie nach Brüſſel, ja wohl aber nicht um den Kaiſer zu ermorden, ſondern damit ſie bei einer Erhebung in Italien gebraucht werden, und die Jury werde ſich auf die Zeugenausſage eines Giorgi nimmer verlaſſen dürfen, der ein ſo elaſtiſches Erinnerungsvermögen beurkundete, die Kugeln bald ſo bald ſo beſchrieb, und wahrſcheinlich gegen den Gefangenen ausſagt, um ſich ſelber gegen Verfolgungen ſicher zu ſtellen. Dem liegt noch das Mandat ſeiner Gefangennehmung ſo im Kopfe, daß er nicht recht weiß was er ſagen ſoll. Heute haben die Bomben 5 oder 6, morgen haben ſie 15 Löcher gehabt, bald waren ſie rund, bald lang, endlich weiß er am Ende gar Nichts. Tournarie iſt vom belgiſchen Inſtructionsrichter ſo gequält worden, daß er weder weiß was er geſehen noch was er gehört hat. Rigbezzi iſt im letzten Momente von der Polizei herbeigeholt worden, um zu beweiſen, daß die Granaten, die man ihm zeigt, nicht diejenigen Inſtrumente ſeien, die Georgi überbrachte, daß dies ganz andere Apparate geweſen ſeien.

Nicht viel beſſer ſei die Ausſage der andern belgiſchen Zeugen Was die Piſtolen betrifft, ſeien ſie ebenfalls für Italien beſtimmt geweſen. Bernard hatte ſie offen verſchickt, war mit ſeinem eigenen Paſſe nach Brüſſel gereist, hat ſelbſt Noten eingewechſelt und ſeinen Namen auf die Rückſeite geſchrieben. Er dachte an eine Revolution, während Orſini und die Andern plötzlich Mordgedanken gefaßt zu haben ſcheinen. Ein einziges Mal hat Bernard öffentlich über Politik geſprochen, und dies eine Mal im Intereſſe einer conſtitutionellen Regierung, wie der Spion Rogers rapportiert hat. Großer Gott! Iſt es ſo weit gekommen, daß man Spionenausſagen in England ein Gewicht beilegt? Oder beweiſt es etwas, daß Allſop ihm ſchrieb, er intereſſire ſich für die Fortſchritte Orſini's, was ſich lediglich auf des Letzteren Vorleſungen und deren Erfolg bezog. Das meiſte Gewicht war von der Anklage auf Eliza Rudio's Zeugniß gelegt worden. Rudio iſt durch Bernard angeworben worden, das ſteht feſt, aber wo iſt der Beweis, daß er zu einer Mordthat und nicht zu revolutionären Zwecken gedungen war? Mit den Materialien, die Bernard kaufte, hätte man 500—600 Granaten zu Kriegszwecken füllen können. Die Ausſage von jener Ehener beweiſt, daß Bernard Orſini auf dem Wege nach Italien vermuthete, und was Frau Rudio betrifft, ſo vergeſſe man bei ihren exemplariſchen Ausſagen nicht, daß ſie ſeit Wochen ununterbrochen mit der Polizei in Verkehr ſtand. Er hat dieſer Zeugin 12 S. wöchentlich verſprochen! Ja wohl, aber für eine viel längere Zeit als zur Ausführung der Mordthat nothwendig war. Alles und Jedes deutet darauf hin, daß Bernard nie an jenes Attentat dachte, daß die Mörder ſelbſt den Entſchluß dazu plötzlich in Paris gefaßt haben mußten. Und darauf hin glaube man, daß eine Jury dieſen Mann ſchuldig ſprechen könne? Die franzöſiſche und die engliſche Regierung ſollten ſich füglich mit den Pariſer Hinrichtungen begnügen. Letzterer iſt es doch nur darum zu thun der Welt zu beweiſen, daß

Digitized by Google

Flüchtlinge in England nicht mehr sicher sind. Eine englische Jury aber werde sich zweimal überlegen, bevor sie derartigen politischen Motionen Vorschub leistet.

Ich habe — so schließt der Vertheidiger — meine Pflicht gethan. Thun Sie die Ihre, furchtlos und gewissenhaft. Wenn der Attorney-General erwiedert haben wird, bleibt die Entscheidung Ihnen anheimgestellt. Um das Eine beschwöre ich Sie: Bewahren Sie sich Ihr eigenes Urtheil, frei von französischen Rüstungen, Regimentern und Kriegsdrohungen. Zeigen Sie jenen, die an Rüstungen denken, daß sie eine englische Jury nicht einzuschüchtern vermögen. Zeigen Sie ihnen, daß Sie der Krone widerstehen können, die früher über feile Richter verfügen konnte. Zeigen Sie, daß die englische Geschwornenbank ein Heiligthum ist; daß Kanonen und 600,000 Bayonnete Sie nimmer einschüchtern können; zeigen Sie endlich, daß Sie ein unpartheiisches Urtheil fällen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob durch dasselbe ein Thron für alle Ewigkeit befestiget oder für immer in Trümmer geschlagen werde." (Ungeheurer Beifall der Gallerie, der trotz aller Zurechtweisungen lange fortdauert.)

Nach dem Resumé Lord Campbells erhob sich Bernard und betheuerte, daß die Bomben, die Giorgi nach Brüssel gebracht hatte, nicht dieselben seien, die in Paris angewendet wurden. „Ich habe keine Zeugen kommen lassen, weil ich Niemanden kompromittiren wollte. Ich habe nie Mörder in Sold genommen, und wenn Rudio nach Paris gegangen, so geschah es auf sein eigenes Begehren. Ich habe nie Mord-Komplote geschmiedet, aber ich habe mich verschworen, um den Despotismus zu zerstören." Er schloß, indem er mit emphatischer Stimme rief: „Ich werde nie, nie, nie ein Mörder sein."

Bernard scheint von dem Gefühle der Freude ganz übermannt; er erhebt sich, indem er sein Tuch schwenkt; er drückt seinem Advokaten die Hände und sagt zum Gerichtshof gewendet: „Ich bin nicht schuldig; England ist und wird immer sein das Land der Freiheit."

Mannigfaltiges.

* Aus Paris wird dem „Nord" geschrieben, daß sich eine vornehme Dame in ein Kloster geflüchtet habe, indem sie ihrem Manne nicht weniger als 600,000 Fr. Toiletten-Schulden hinterlasse. Das findet man selbst im kaiserlichen Paris etwas stark.

* (Die Juden in Rußland.) Ein kaiserl. Ukas gestattet unter gewissen Bedingungen die Uebersiedelung der Juden aus Polen in das eigentliche Rußland. Danach wird jeder polnische Jude den Bewohnern des Kaiserreiches zugezählt, wenn er zehn Jahre in Rußland aufgehalten und die betreffende jüdische Ortsgemeinde keinen Einspruch erhebt. Sofort zum russischen Kaiserreich (im engeren Sinne) übertreten dürfen diejenigen polnischen Juden, welche Gildenkaufleute sind, Fabriken anlegen wollen oder als Rabbiner, Aerzte und Lehrer von der Regierung berufen werden. Im Uebrigen bleibt die Bestimmung aufrecht erhalten, daß nur in gewissen Gegenden des Kaiserreiches die Juden ständigen Aufenthalt nehmen dürfen.

* Dieser Tage wurde zu Krensheim, einem Pfarrdorfe des Amtsbezirks Gerlachsheim, ein in jeder Hinsicht sehr interessanter Fund gemacht. In einem der dortigen Steinbrüche, der schon seit 400 Jahren ausgebeutet wird, entdeckte der Pfarrverwalter Dr. Gerber von Krensheim höchst merkwürdige Ueberreste von mehreren vollkommen versteinerten menschlichen Körpertheilen, welche, wie eine genaue Untersuchung nachweist, ursprünglich ein Ganzes gebildet haben und nur durch das Stemmeisen eines Steinhauers zertrümmert worden sind. Der riesige Wuchs, der kräftige Körperbau, die umfangreichen Bruchstücke von Schenkeln und Füßen, verbunden mit einer Masse zusammengeschobener, vollkommen petrificirter Seemuscheln, sodann der Umstand, daß in Verbindung mit obigen Petrefakten auch ein wunderschönes Bruchstück eines vollkommen petrificirten großen Fisches (Delphin) sich vorfand, scheint unbezweifelt darzuthun, daß sämmtliche Körper der vorsündfluthlichen Periode angehören. Einige Stücke dieser petrificirten Körpertheile konnten ohne erhebliche Mühe von ihrer Unterlage, an welche sich eine salpeterartige, versteinerte Säure angesetzt hatte, hinweggenommen werden, so z. B. ein 13" breit gequetschtes, 12" hohes und 3" dickes Bruchstück eines weiblichen Leibes, welches durch die etwas erhöhte Form des Unterlagsteines nach Art eines Topfes gedrückt war. Ein Bruchstück einer weiblichen Brust ist besonders wunderschön petrificirt. An einem anderen Bruchstücke einer weiblichen Brust sieht man noch deutliche Eindrücke von Verzierungen. Auch sind 3 genaue erkennbare Bruchstücke von Köpfen dabei, nämlich: zwei Frauen- und ein Kindskopf, wobei der Hinterkopf, das Haargeflechte, das Kinn, das Genick und der Hals deutlich erkennbar sind, obgleich sie durchaus breit gedrückt, wie gepreßt erscheinen. Sodann ist ein interessantes Bruchstück vom Rumpfe eines etwa 4—6 Jahre alt gewesenen Kindes dabei, an dem der Hals und die Schulterblätter deutlich zu erkennen sind; ferner der Fuß eines etwa 2 Jahre alten Kindes. Ganz schön aber ist das riesige Bruchstück eines Fisches, an dem der innere Knochenbau und die äußere Schuppenbildung deutlich erkennbar sind. Was die Muschelpetrefakten anbelangt, so reihen sie sich in Bezug auf Schönheit und vollkommene Bildung würdig an die voraus genannten an. Wie wir gehört, wird dieser kostbare Fund dem Großherzogthum Baden zum Geschenke angeboten werden.

Berichtigung.

Im Aufsatze „die Repser Heilquelle" in Nro. 47 des Satelliten finden sich folgende Druckfehler: Seite 178 erste Kolumne Z. 25 v. o. statt Heilwirkungen äußere, l. äußeren; Z. 29 statt Mieneralwasser l. Mineralwasser; Z. 2 v. u. statt Schriftsetzer, Zinngießer l. Schriftsetzern, Zinngießern; zweite Kolumne Z. 10 v. o. statt Bromhial- l. Bronchial-.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 3 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 50. Mittwoch, den 28. April. 1858.

Der Nothpfennig.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

(Fortsetzung.)

Einige Stunden darauf waren sie zu der veränderten traurigen Bestimmung zusammengefügt und der kleine Sarg stand schwarz überstrichen fertig zum Abholen. Noch ehe aber dessen Bestellerin dazu sich einfand, pochte es an der Thür und zum Schreck des Tischlers und seiner Frau erschien auf den Ruf: herein! die Dame, welche den Küchenschrank bestellt hatte. Hinter ihr zeigte sich zu dessen Fortschaffung der Träger, den sie mitgebracht.

— „Sie haben doch nicht meine Bestellung vergessen?“ fragte sie, die Betroffenheit des Tischlers bei ihrem Eintritt bemerkend.

— „O nein,“ — versicherte er — „Sie hätten den Schrank schon lange abholen lassen können, er ist fertig bis“ — er stockte, da half die Frau ein: „bis auf die Fächer, wie sie selbst sich überzeugen können.“

Frau von Lohmen, so hieß die Dame, entgegnete darauf mit unwilligem Lächeln: „meine Liebe, ein Küchenschrank ohne Fächer ist so unbrauchbar, wie ein Paar Schuhe ohne Sohlen.“

— „Da haben Sie vollkommen Recht,“ — bestätigte der Tischler — „aber Sie werden entschuldigen, wenn sie erfahren, zu welchem Endzweck ich die vor längerer Zeit bereits eingefügten Fächer heut wieder herausgenommen. — Er deutete bei diesen Worten auf den kleinen Sarg.

— „Wenn Sie Geduld haben wollten, gnädige Frau,“ — so nahm Marie jetzt wieder das Wort — „bis mein Mann andere Bretter“ — der Nachsatz — „wird kaufen können“ — blieb zwischen den Lippen der verschämten Armen; doch auch unausgesprochen vernahm ihn das Ohr, das Herz der Dame. Sie begriff den Zusammenhang der Sache, und während ihr Auge die dürftige Umgebung streifte, sagte sie: „Geduld will ich haben, nur vorerst den Träger draußen abfertigen, der wahrscheinlich keine hat.“

Als dieß Geschäft abgethan war, bat das Ehepaar die Wiedereingetretene, sich doch ein wenig niederlassen zu wollen. Die Erfüllung dieses Ersuchens kostete Frau von Lohmen ein Opfer. Der frische Anstrich des Sarges berührte ihre Geruchsnerven höchst unangenehm. Aber sie war Vorsteherin eines Frauenvereins und hatte sich daher gewöhnt, widrigen Berührungen ihrer Sinne, denen sie sich in den Wohnungen des Elends oft aussetzen mußte, Trotz zu bieten. Die bereits gewonnene Ansicht, daß sie sich hier auf einer für ihren wohlthätigen Beruf geeigneten Stätte befand, ließ sie den Entschluß fassen, dem verarmten Handwerker durch Arbeitszuweisung wieder aufzuhelfen. Die Fragen, welche sie an ihn und seine Frau zu dem edlen Endzweck richtete, hatten in ihrer, Zutrauen erweckenden Weise eine offenherzige Schilderung der durch Mangel an Arbeit eingetretenen bedrängten Lage des Tischlers herbeigeführt. Die zuletzt von ihm gefertigte traurige, die keinen Verdienst ihm versprochen und von seltener Gutmüthigkeit zeugte, sprach, wie alles zuvor Vernommene, so sehr zu Gunsten der Bemitleideten, daß Frau von Lohmen unbedenklich ihrem Gefühl folgte. Sie fragte den Meister, ob er im Stande sei, eine bestimmte Anzahl von Tischen und Bänken für eine Armenspeiseanstalt in Zeit von ein paar Wochen anzufertigen, wenn ihm der Geldvorschuß zum Ankauf trockener Bretter dazu bewilligt werde, und auf seine freudige Bejahung, daß er gern Tag und Nacht arbeiten wolle, um das Bestellte zu rechter Zeit abliefern zu können, öffnete Frau von Lohmen ihr Taschenbuch und verlangte den Betrag des nöthigen Vorschusses zu erfahren.

Schnell war Heinrich mit der Berechnung fertig — seine und seiner Frau Wangen erglühten dabei vor Freude, und noch höher färbten sie sich, als die gütige Bestellerin nach Aufzählung der Kassenscheine zum Holzankauf noch fünf dieser allbeliebten Papierblättchen, deren jedes ja einen harten Thaler aufwog, als Abschlag auf das Arbeitslohn hinzufügte.

— „Liebe Leutchen,“ — sagte die vorsorgliche Dame, während der Aufzählung des Geldes — „Ihr seht, wie groß mein Vertrauen zu Euch ist, daß Ihr nicht leichtsinnig mit dem hier Euch übergebenen Vorschuß umgehen werdet, was Euer größter Schade sein würde.“

Marie konnte darauf nur mit Thränen, indem sie statt wörtlicher Versicherung der Dame die Hand reichte, antworten. Heinrich, schon beredter, erwiderte mit bewegter Stimme: „Verlassen Sie sich auf uns. Wir werden Ihr Vertrauen nicht täuschen.“

Frau von Lohmen wandte sich jetzt nach der Thür. Hier fiel ihr der fächerlose Küchenschrank in die Augen und mit der Hand darauf deutend, sagte sie zu dem Tischler sich wendend: „Die Anwendung der herausgehobenen Fächer hat Ihnen Segen gebracht, denken Sie bei der Wiedereinsetzung mit Dank gegen Gott daran — ja, und wenn die arme Mutter kommen wird, das Särglein

Digitized by Google

zu holen, geben Sie ihr die Versicherung, daß es bereits bezahlt sei, sie dafür nicht Sorge tragen dürfe. Den Betrag setzen Sie mir mit dem für den Küchenschrank auf meine Rechnung."

— „Nun Heinrich, was sagst Du dazu?" Mit diesen Worten fiel Marie ihrem Manne um den Hals, als die Wohlthäterin sich entfernt hatte. „Schämst Du Dich jetzt nicht" — fuhr sie, ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen, in triumphirenden Tone fort — „Deiner vorigen unchristlichen Rede, daß der Herr Jesus nicht mehr, wie in der Vorzeit, bei den Armen erscheine als Retter in der Noth? Gewiß hat er heut die Gestalt dieser edlen Dame angenommen, den Glauben lasse ich mir nicht nehmen!"

— „Nun, so behalte ihn, wenn er dich glücklich macht;" — versetzte Heinrich lachend — „ich für mein Theil aber glaube und lasse mir die Ueberzeugung auch nicht rauben, daß es nur ein glücklicher Zufall war, der die Dame damals, als ihr einfiel, einen Küchenschrank zu bestellen, gerade zu uns führte. Der Zufall regiert die Welt, von ihm hängt alles ab, davon haben sich längst alle gescheidten Leute überzeugt und es öffentlich ausgesprochen, auch schon drucken lassen."

— „Diese gotteslästerlichen Aeußerungen werden nicht unbestraft bleiben, und es ist sündlich, daß Du sie wohlgefällig wiederholst, anstatt zu thun, wie Dir die Dame anbefohlen."

— „Närrchen!" — gab Heinrich auf die strafenden Worte seiner Frau zurück — „Ich soll ja erst bei der Wiedereinfügung der Bretter in den Schrank dem lieben Gott für die uns geworbene Hilfe danken! — Aber hör' mich nur aus und wende mir nicht schon voreilig schmollend den Rücken, ich habe wahrhaftig schon im Herzen, noch ehe es mir geheißen worden, Gott gedankt. Ich müßte ja ein wahrer Heide sein, wenn mein Gefühl mich nicht dazu gedrängt hätte. Fromm nach Deiner Weise bin ich freilich nicht, wie Du längst weißt, aber doch religiös — ich habe mit großer Erbauung manche Predigten mit angehört."

— „Ja, man weiß, welche," — warf Marie auf's Neue durch die Beziehung ärgerlich geworden ein — „Du hast Predigten, nein, Reden von Ronge und Dülon gehört und wärst auch gern christkatholisch geworden, wenn ich nicht so dagegen geeifert, Dir erklärt hätte, daß wir geschiedene Leute wären, wenn Du der Neigung folgtest. Und was ich gesagt, dabei bleibe ich heut noch stehen, darum sprich kein Wort mehr davon, ich bitte Dich, Heinrich!"

— „Du meinst, ich könnte nicht ohne Dich leben," entgegnete der Mann mit schelmischen Lächeln.

— „Nein, gewiß nicht, ohne mich und die Kinder, die ich mit mir nehmen würde, könntest Du nicht leben."

— „Ja, sieh," — rief Heinrich, indem er seine etwas widerstrebende Frau umfaßte und sie derb abküßte — „wenn Du solche Saiten aufziehst, klingt's gleich ganz anders — harmonisch. Deine Ueberzeugung wird die meine, es ist die der Liebe, und Liebe predigt das Evangelium, die Bibel, dieß weiß ich, wenn ich auch seit meinen Schuljahren nicht mehr darin gelesen habe und heut auch nicht sonderliche Lust dazu in mir verspüre. Ja, Gott verzeih' mir's, wollte st Du sie jetzt vor mir aufschlagen, würden meine Augen immerfort von ihren Blättern auf die kleinen grauen hier auf dem Tische liegenden abschweifen und nichts Anderes lesen als: Fünf Thaler und wieder fünf Thaler und ein Thaler und noch viermal ein Thaler." (Fortsetzung folgt.)

Sonne, Licht, Auge.

In's Innere der Natur dringt ein erschaffner Geist,
Verfolgt er treu die Spur, die ihm sein Schöpfer weist.
Beneke: Psychologische Skizzen.

Wir wissen,[1]) daß die Sonne der Centralkörper unseres Planetensystems und die Ursache aller planetarischen Bewegungen, so wie der Urquell des Lichtes und der Wärme und hierdurch auch des Lebens aller organischen Wesen ist. Darum verehrten auch mehrere Völker der Vorzeit die Sonne wegen der aus ihren beiden großen Geschenken, Licht und Wärme, fließenden unzähligen Wohlthaten aus Dankbarkeit als das würdigste Bild der Gottheit ja als diese Gottheit selbst.

Das Licht, der bewunderungswürdigste, aber seiner Natur nach am wenigsten bekannte Gegenstand legt nach der Lehre der Astronomen in einer Sekunde 42,000 Meilen oder in 8 Minuten und 13 Sekunden über 20 Millionen Meilen zurück, um von der Sonne zur Erde zu gelangen. Daß die Geschwindigkeit, mit welcher dies geschieht, für den Menschenverstand eine ungeheure, eine staunenerregende ist, welcher Nachdenkende wird dieses in Zweifel ziehen?[2]).

Die Sternkundigen lehren ferner in Betreff der Fixsterne: Die Entfernung der Sonne von den nächsten Fixsternen beträgt — die Ansichten sind hierüber in etwas verschieden — 4—12 tausend Billionen Meilen. Nehmen wir an, daß selbst die uns nächsten Fixsterne nicht weniger als 4 Billionen Meilen[3]) oder 200,000 mal weiter von der Erde entfernt sind, als die Sonne, so würde das Licht mit seiner Gewindigkeit von 42,000 Meilen in einer Sekunde dennoch wenigstens 3 Jahre brauchen, um vom nächsten Fixsterne auf die Erde zu gelangen.

Es ist aber mit Gewißheit anzunehmen, daß Fixsterne, wie schon erwähnt, in noch viel größern Abständen wahrgenommen werden, deren Licht[4]) einen Zeitraum von tausend und mehren tausend Jahren braucht, um zu unsrer Erde zu gelangen.

Dieses Alles zugegeben, frage ich: Wie kommt es, wenn das Licht der Sonne 8 Minuten, das der Fixsterne 3, ja tausend und mehre tausend Jahre braucht, um zu unsrer Erde zu gelangen, das menschliche Auge mit noch größerer Geschwindigkeit als

---

[1]) Romberg: die Wissenschaften im 19. Jahrhundert 1855, Band 1., Theil 3.

[2]) Die mittlere Entfernung der Sonne von der Erde beträgt nach den neuesten Untersuchungen 20,682,300 geogr. Meilen, eine Entfernung, die eine in jeder Sekunde 1500 Fuß durchfliegende Kanonenkugel erst in 10 Jahren zurücklegen würde. Romberg.

[3]) Schödler: Buch der Natur.

[4]) Arago hat ermittelt, daß das Fixsternlicht ein ursprüngliches, dagegen das Kometenlicht ein zurückgeworfenes sei, obgleich man auch annimmt, daß die Kometen neben dem geborgten Licht eine hellleuchtende Atmosphäre, Photosphäre haben. A. d. V.

die des Lichtes, ja sogar der Elektricität — man könnte sagen, gleich dem Gedanken des sinnenden Geistes — zu den fernsten Fernen des unermeßlichen Himmelsgewölbes dringt? Denn die Elektricität legt in einer Sekunde 62,000 Meilen zurück, übertrifft also die Geschwindigkeit des Lichtes um ein Bedeutendes. — Der Schall durchläuft in einer Sekunde nur 1050 Fuß, das Licht 42,000 Meilen, die Elektricität 62,000 Meilen, und wie viel das Auge des Menschen in derselben Zeit?[1]) — Ein geübtes und gutes Auge erblickt mit gleicher Geschwindigkeit und in dem nämlichen Augenblick den nahen irdischen Gegenstand, wie den entfernten. Läßt sich dies nicht auf gleiche Weise auch in Betreff des Mondes, der Sonne und des Sirius[2]) behaupten? Die Zeitdauer ist immer die nämliche, ob das Auge nach dem Monde, der Sonne oder dem Sirius hinblickt[3]). Das erste rosige Licht der freundlich lächelnden Morgensonne begrüßt das Auge mit eben derselben Geschwindigkeit, mit der es dem segnenden Lichtstrahl der scheidenden Abendsonne folgt.

Scheint also das menschliche Auge die Geschwindigkeit des Lichtes nicht zu übertreffen, indem es in einem Augenblick zu dem Ursprung — man könnte sagen — zum Korne des Lichtes dringt? Denn so wie das Licht der Sonne über 8 Minuten braucht, um zur Erde zu gelangen, auf gleiche Weise sollte also eben so viel Zeit von Seiten des menschlichen Auges erforderlich sein, um bis zu den Nebelflecken der Sonne zu dringen. Welches ist die Ursache hievon? Wie ist dies zu erklären? — Ist das Auge an und für sich dunkel und wird es nur vom Licht zum Mitleuchten erregt? Wie kommt es aber, daß Hunde, Pferde, Katzen, Hyänen u. s. w. auch in dunkler Nacht sehen? Und hat es nicht auch Menschen gegeben, deren Augen selbstleuchtend waren und welche auch sogar im Dunkeln gelesen haben sollen? — Wie sich das Auge zum genauesten Erkennen der fernsten und nächsten Gegenstände immer blitzschnell einzurichten weiß, ist ein noch nicht physiologisch aufgeklärter Proceß[4]). Im Allgemeinen sagt man das Auge ändere, ohne selbst an Größe zu- oder abzunehmen, die Kugelform der Kristallinse und vermehre und vermindere so die Kraft der Lichtbrechung. Dabei bleibt der Ausspruch des alten Schweigger in Halle immer noch richtig: Es gibt keine dunklere Parthie in der Naturwissenschaft, als die Lehre vom Lichte. In keiner Sphäre des Wissens sind wir so blind, als in der Wissenschaft des Sehens. Wir machen wohl Striche und Bogen, um den Lichtstrahl ins Auge zu ziehen und zu demonstriren, wie das Licht einfalle u. s. w., aber wie wir sehen[5]) und sogar einsehen, ist noch nicht einzusehen. Nach der gewöhnlichsten Seytheorie sehen wir Alles verkehrt, die Menschen auf dem Kopfe gehend u. s. w.

(Schluß folgt.)

[1]) Wie groß ist das Verhältniß des Sinnes zum Wesen des Geistes? Psychologie von Rosenkranz.

[2]) Sirius, der schönste aller Fixsterne im Kopfe des großen Hundes, daher derselbe auch Hundsstern genannt wird. Schödler.

[3]) Das Auge ist nicht nur ein lieblicher Spiegel der sichtbaren Welt, es ist ein geistiges Empfängnißorgan, ein Organ nicht blos einer leiblichen, sondern geistigen Vereinigung mit den Dingen. Karl v. Raumer.

[4]) Gartenlaube v. Jahr 1856.

[5]) Von allen Gegenständen, die wir sehen, dringen Lichtstrahlen ins Auge und erzeugen auf dessen hinterer Wand, die Netzhaut heißt, ein Bild jener Gegenstände, welches durch den Gesichtsnerv zu unserm Bewußtsein gebracht wird, und von dessen Größe die scheinbare Größe des Gegenstandes abhängig ist. Der Fehler des Kurzsichtigen beruht darauf, daß sein Auge die Lichtstrahlen zu stark bricht, während dies bei Fernsichtigen nicht hinreichend stark der Fall ist. — Der Fernsichtige braucht daher eine Brille mit erhabenen oder Sammellinsen, und der Kurzsichtige vertiefte oder Zerstreuungsgläser. Die erhabene Linse bewirkt eine stärkere, die vertiefte eine schwächere Brechung der Lichtstrahlen.

Prozeß Bernard.

Die Diskussion über den Ausgang des Prozesses in Old Bailey wird sich bald überlebt haben. Das englische Ministerium hat sich entschlossen, den Leidenschaften, die bei dieser Gelegenheit diesseits und jenseits des Kanals hervortraten, ein rasches Ende zu machen: sie hat die Anklage gegen Simon Bernard auf misdemeanour fallen lassen. Es ist dies ein guter Akt politischer Klugheit mit dem die französische Regierung nur einverstanden sein kann. Der zweite Prozeß Bernards, der vor der Queensbench hätte geführt werden sollen, würde die Erregung in beiden Staaten nur noch geweckter gefunden haben, die Gehässigkeiten, Deklamationen, die erbitterten Standreden, Plaidoyers und Zeitungsartikel hätten sich vermehrt. Der unberechenbare politische Schaden und die Nachwirkungen wären sicherlich nicht dadurch aufgewogen worden, wenn Bernhard zu ein- oder zweijähriger Gefängnißbuße verurtheilt worden wäre. Und doch stand selbst diese Verurtheilung noch in Frage.

Die englische Regierung hat daher weise gehandelt, Simon Bernard nicht von Neuem in die Szene zu setzen, sondern ihn von dem Schauplatz seiner plötzlichen Berühmtheit in die Stille seiner früheren Unbedeutendheit zurückzuführen. Wir haben mehrfache Indizien, daß man in den Tuilerien früher davon in Kenntniß gesetzt wurde, wo man begreiflicher Weise sich einverstanden damit erklärte. Die Pariser Presse ist ganz still über die Sache geworden. Der Artikel des Herrn Renée hat keine Fortsetzungen erlebt. Man ist zur Einsicht gekommen, daß je mehr man gegen den Vorfall deklamirt, je mehr Bedeutung gibt man ihm, und je mehr Bedeutung er erhält, um so ohnmächtiger erschiene der Zorn. Andererseits ist ein Geschwornengericht, das durch eine effektvolle Vertheidigungsrede sich erweichen und zu einem Nichtschuldig hinreißen läßt, in Frankreich eine nicht minder heimische Erscheinung als in England. Man muß das Schwurgericht entweder im Prinzip verdammen, oder man muß wegen seiner Vorzüge auch seine Schwächen sich gefallen lassen. Simon Bernard war eines Verbrechens angeklagt, auf welches Todesstrafe gesetzt war. Der Vertheidiger hat von hundert Dinge gesprochen, die nicht zur Sache gehörten, aber er hat doch auch mannigfache Hebel vorgebracht, welche, namentlich wenn man die sonderbare Form der Anklage bedenkt, auch von Juristen hätten in Erwägung gezogen werden müssen. Ein Wahlspruch auf Todesstrafe ist aber für jeden Geschwornen, welchem Lande er auch angehöre, eine große Gewissenssache, die nicht Jeder über sich nehmen mag. Bei solchen Gelegenheiten nimmt Jeder, der nicht von Haus aus ein angebornes Talent zum Scharfrichter hat, die Milderungsumstände sich zu Gemüthe.

Das thaten denn auch die Geschwornen von Old Bailey. Sie wußten, daß Rubio und Gomez, die doch auf dem Schauplatz der Missethat zugegen, Mithelfer und Ausführer des Attentats waren, von der Todesstrafe, der Eine durch Richter, der Andere durch Gnadenspruch, befreit worden waren, und sie sollten einen Mann, der, wie strafbar auch sein Beginnen, doch nicht selbst thätig bei der Ausführung war, durch ihr Wort dem Strange überliefern? Man sucht für den Freispruch ein ganzes Arsenal von politischen Motiven und übersieht das allereinfachste, naheliegende Motiv — das rein menschliche. Der Jurist von Fach, der rechtsgelehrte Richter mag über solche Geschwornenurtheile die Achsel zucken — aber der Staat, die Gesellschaft muß sie achten. Man erinnere sich doch nur den Prozeß Jeufosse, der in diesem Winter in Frankreich stattfand. Eine hochadelige Familie, voll tiefer Leidenschaften, hatte sich gegen das Leben eines Mannes verschworen, der ihrer Schwester nächtliche Besuche machte. Der Gärtner erhielt Befehl, ihn niederzuschießen — was er pünktlich that. Die Geschwornen sprachen die Angeklagten frei. Alle Juristen und Kriminalrichter schlugen die Hände zusammen über dieses Urtheil; es waren nicht politische, es waren soziale Motive, welche die Geschwornen rühr- und erweichten. Aber was hat das strenge Recht mit sozialen Verhältnissen zu schaffen? Dem Mörder, dem Anstifter gebührt die Strafe seiner That! Wir wissen nicht, ob der „Univers" damals dem französischen Volke eine Strafrede hielt — aber das wissen wir, dem „Constitutionel" ist es nicht in den Sinn gekommen, dem Freispruch der Familie Jeufosse als „Skandal" zu bezeichnen — obgleich er in juristischer Beziehung in der That ein solcher war! Wir wollen durch diesen Vergleich keineswegs die unendlich höhere Bedeutung des Prozesses Bernard auf das Niveau eines gewöhnlichen Prozesses herabdrücken — aber die formelle Thätigkeit des Schwurgerichtes ist bei beiden dieselbe. Die französischen Geschwornen lassen sich eben so durch Regungen des Mitleids, des Interesses für die besondere Sachlage, durch die Einwirkungen der Vertheidigungsrede u. s. w. beeinflussen wie die englischen. Das menschliche Herz ist sich gleich in allen Zonen. Zu dieser ablühlenden Betrachtung ist man in Paris bereits vorgerückt; wir begreifen nicht, warum man anderwärts sich nicht darüber beruhigen soll!

Mannigfaltiges.

* Aus Zilah in Siebenbürgen schreibt man dem „M. S.": Vor einigen Wochen hat sich in Szakácsi, einem Dorfe der Ermellék, folgende Begebenheit zugetragen. Eine Bauerndirne von dort hatte in Klausenburg, wo sie als Magd diente, in der kleinen Lotterie eine Terne gemacht. Sie kehrte mit dem Gewinnste in ihr Heimatsdorf zurück. In dem unsicheren Walde, durch den sie ihr Weg führte, traf sie auf zwei Gendarmen, welche sie sicher bis nach Hause begleiteten. Eine Woche später kamen dieselben Gendarmen auf ihrem Streifgange wieder nach Szakácsi, und fanden unter einer Brücke auf dem Hotter des Dorfes einen Leichnam, in welchem ein Messer steckte und in dem sie jenes Mädchen wiedererkannten. Sie trugen nun die Leiche in das Haus des Ortsrichters; kaum aber hatte eines der Kinder daselbst das noch blutige Messer erblickt, als es ausrief: „Oh', das ist ja unser Messer!" Der Richter und seine Frau — auf welcher der Hauptverdacht ruht — wurden natürlich sogleich festgenommen und nach Tasnád gebracht, wo die Untersuchung gegen sie eingeleitet ist.

* Dem „B. P. H." wird von einem Augenzeugen folgender Unglücksfall berichtet. Am verflossenen Sonntag, eben in dem Augenblicke, als der Szegediner Eisenbahntrain bei der zweiten oder dritten Station von der Stadt anlangte, jagte ein Bauernwagen auf dem dort befindlichen Kreuzwege über die Bahn, um eine gegenüber liegende Tanya zu erreichen. Der Umstand allein, daß der Kutscher betrunken war, erklärte die Waghalsigkeit, daß er trotz der Annäherung des Zuges auf der herwärtigen, durch keine Schranke versperrten Seite nicht anhielt, sondern auf der Bahn weiterfuhr, welche auf der herübrigen Seite allerdings mit einer Schranke abgesperrt war, so daß er offen in die Gefahr rannte, denn er konnte nicht mehr umkehren und der Train so schnell nicht gehemmt werden. So geschah es denn, daß die Lokomotive über den Wagen hinwegging, ihn völlig zermalmend. Dasselbe widerfuhr auch der Bauersfrau, welche den Rücksitz innehatte. Zwei Männer, welche vorne saßen, erhielten schwere Verletzungen; der Kutscher aber und die Pferde, welche schon außerhalb der Schienen sich befanden, blieben unverletzt. Auf die Anzeige von diesem schrecklichen Vorfall eilte sogleich ein Eisenbahnbeamter an Ort und Stelle, welcher alle Umstände erhob und die Verwundeten in das Szegediner Krankenhaus bringen ließ.

* Das Korps der Hundert-Garden in Paris wird nach dem eben erschienenen Reorganisations-Dekrete in Zukunft aus zwei Kompagnien bestehen und von einem Obersten und einem Oberstlieutenant befehligt werden. Es wird im Ganzen 223 Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten und 197 Pferde zählen. 25 Reiter sind dem Korps als Ordonnanzen beigegeben.

* Der Pariser „Moniteur" berichtet als warnenden Schreckensfall, daß im Dorfe Rieussec wieder ein Kind von drei Monaten, das in einem Korbe saß und von seinem sechsjährigen Brüderchen gehütet werden sollte, während die Eltern auf dem Felde waren, von einer Sau getödtet wurde. Das Thier biß dem Kinde die linke Hand und den Kopf ab, während das Brüderchen mit anderen Kindern spielte. Als die Mutter heim kam, fand sie den blutigen Rumpf ihres Kindes.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 51. Freitag, den 30. April. 1858.

Der Nothpfennig

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

(Fortsetzung.)

Marie schüttelte zwar zu dem Geständniß, das die Macht des Geldreizes offenbarte, den Kopf, doch ohne ein Wort der Mißbilligung auszusprechen. Die Arme war ja nicht weniger von dem Anblick des Geldes, das ihre Sorgen stillte, ergriffen. Sie folgte den Bewegungen ihres Mannes, der mit Zurücklassung eines Thalerscheines, die übrigen gewichtigen hochgeschätzten Papierblättchen nochmals betrachtete, um sie dann in einer alten Brieftasche, die früher ähnlichen Reichthum umfaßt, jetzt aber nur einige Leihamtspfandscheine enthielt, zu verwahren. Er mußte dazu das Schubfach eines alten Schreibpultes öffnen und dabei fielen ihm einige darin liegende gedruckte kleine Blätter — Dokumente getäuschter sanguinischer Hoffnungen, in die Augen. Der Leser erräth, daß es Lotterielose, deren Nummern bei der Ziehung in der Urne liegen geblieben, waren. Die Belege seines Mißgeschickes sogleich nach der Erfahrung zu vernichten, aber hätte den unglücklichen Spieler jene dämonische Macht verhindert, die ihr Opfer noch selbst an den zerrissenen Fäden der Hoffnung festhielt.

Diese Anziehungskraft machte sich in dem Augenblick an Heinrich geltend, und erregte in ihm den Vorsatz, sein Glück noch einmal in der bereits zweimal mißlungenen Weise zu versuchen, da ihm die Mittel dazu so unerwartet in die Hände gefallen waren.

— „Ich habe da" — hub er an, mit seinen Gedanken in einer kleinen Vorrede Marien bekannt zu machen — „noch die alten Lotterielose liegen lassen. Man sieht es den Nummern, es sind faßt lauter Sieben, ordentlich an, daß es keine glücklichen waren. Wenn ich wieder einmal in die Lotterie setzen sollte" —

— „Dies wird, hoffe ich, nie mehr geschehen," — fiel Marie ein — „Du hast ein, ja mehre Male die traurige Erfahrung gemacht, daß der liebe Gott durch die Lotterie uns nicht aufhelfen will und wir nicht in so große Noth gerathen wären, wenn Du nicht zu den kostspieligen Glücksversuchen Dich hättest verleiten lassen."

— „Wie mancher arme Schlucker aber hat dadurch sein Glück gemacht."

— „Wie bald aber war's zerronnen," — versetzte Marie auf jene Entgegnung — „Lotteriegeld haftet nicht, es ruht kein Segen darauf, das hab' ich immer gehört, ja selbst gesehen."

— „Ja, wenn's in verschwenderische Hände fällt. Fiele es in die meinen, würde ich gleich, vorsichtiger Weise ihnen mißtrauend, den Gewinn in die Deinigen legen, um somit einer schnellen Verrinnung vorzubeugen."

Diese Versicherung aber fand keinen beifälligen Eingang. — „Schlage Dir" — ermahnte Marie — „die Lotteriegedanken aus dem Sinne und mache Dich auf den Weg zum Einkauf der Bretter. Unterdeß werde ich Fleisch holen und Mehl zu Klößen, Dein langentbehrtes Lieblingsgericht zu bereiten, damit Du morgen recht mit gestärkten Kräften an die Arbeit gehen kannst, denn heut wird nicht mehr viel damit werden."

— „Klöße! Klöße!" jubelten die zwei älteren Kinder des Ehepaares. Sie spielten in einem Winkel der Wohnstatt mit Hobelspänen, welche die Bretter des Sarges abgeworfen hatten. Die Lockenperücken, die sie einander gegenseitig aufgesetzt hatten, rollten zur Erde, als Beide von dem Worte des Lieblingsgerichtes elektrisirt aufsprangen und in die Hände klatschten. Ein Paar Stunden aber mußten sie sich noch gedulden, ehe die Schüssel mit den Klößen aufgetragen werden konnte und in Hoffnung darauf bestritten sie heut nicht die Portion Kartoffelsuppe, die um die gewohnte Mittagsstunde zur Stillung ihres Hungers die Mutter ihnen aufgoß. Ach, mit welcher Heiterkeit ging diese, als sie ihren Einkauf gemacht, an die Bereitung der langentbehrten Fleischkost. Der Duft davon sättigte sie schon zugleich mit der freudigen Vorstellung, wie sie dem Manne, den Kindern munden werde. Sie gehörte zu den Frauen, die weniger an sich als an die Ihrigen in Leid und Freude denken.

— Sie war gerade mit der Mahlzeit fertig, als Heinrich mit dem besten Appetite von der Welt von seinem Geschäftsgange heimkehrte. Welch' ein köstlicher Wohlgeruch dämpfte ihm beim Eintritt entgegen, und mit einem Ausrufe seiner Behaglichkeit rühmte er sich seiner Enthaltsamkeit, die ihm unterweges untersagt, ein kleines Frühstück einzunehmen.

Die Familie setzte sich nun an den heut mit einem reinen

Tischtuche bedeckten Tisch zu Ehren des festtäglichen Gerichtes und speiste der Zeit nach mit der vornehmen Welt gegen vier Uhr zu Mittag.

Eltern und Kinder waren noch in voller Thätigkeit, gut Wetter durch die Leerung der vollen Schüssel zu machen, als eine Störung des Vergnügens für die erstern durch die Erscheinung der armen Lindner eintrat. Denn kaum hatte diese ihre Augen auf das Kind der glücklichen Tischlerfrau gerichtet, das von derselben auf dem Schooß gehalten, einen Leckerbissen nach dem andern in das begierig dazu geöffnete Mäulchen gesteckt erhielt, als sie bitterlich zu weinen anfing.

Bei diesem Anblick verging Marien alle Eßlust; sie legte die mit einem Bissen zum Munde geführte Gabel wieder nieder und verschluckte die Thränen, die auch ihr ins Auge treten wollten. Heinrich aber gab schnell dem weinerlichen Auftritt eine andere Wendung — „Setzen Sie sich zu uns, Frau Lindner," — sagte er, das Wort ihrer Anfrage: ob das Särzlein fertig sei? mit der weiteren Nöthigung — „essen Sie mit uns" — abschneidend — „Sie sehen, daß meine Frau zwar spät, aber gut und reichlich zugekocht hat, so daß noch eins satt davon werden kann."

— „Ja, das sehe ich," — versicherte die Eingeladene — „aber —" setzte sie zögernd den Nachsatz verschluckend hinzu.

— „Keine Umstände!" — bat jetzt auch Marie, die Einladung ihres Mannes unterstützend, indem sie die älteren Kinder mit dem Worten „Ihr seid satt!" bei Seite schob, ihren Stuhl der Lindner anwies, die sie schnell mit einem reinen Teller, der zufällig noch vorhanden war, versah, das selbst gebrauchte Messer und die Gabel hinzufügte zu gemeinschaftlicher Benutzung, wie die freundliche Wirthin äußerte, doch ohne die Absicht fernerer Betheiligung daran, da sie sich völlig gesättigt fühlte.

Verweilen wir noch einige Augenblicke bei einer Gastfreundschaft, die in ihrer armseligen Ausübung in der Mangelhaftigkeit des gelegten Couverts, bei Erwägung ihrer Motive uns beachtenswerther und schätzbarer als die vollkommenste an den Tafeln des Reichthums gebotene erscheint. (Fortsetzung folgt.)

Sonne, Licht, Auge.

(Schluß.)

In Bezug auf das Auge der Vögel können Ornithologen mit einer noch merkwürdigern Thatsache aufmuntern. Die meisten Vögel besitzen nämlich eine außerordentliche Gabe den Focus ihrer Augenlinsen zu vermindern. Dadurch sind sie im Stande den uns unsichtbaren entferntesten Gegenstand eben so genau zu sehen, wie das kleinste Insekt dicht vor dem Schnabel in der Baumrinde. — Ganz anders ist das Auge einer Fliege eingerichtet; denn das unbewegliche Auge derselben hat nach allen Seiten sechsseitige Facetten, damit sie von allen Seiten jeden Gegenstand bemerken könne. Wie die Behauptung wahr ist: Wo Licht ist, da ist auch Schatten; ebenso wahr bleibt der Satz: Wo Licht ist, da ist auch Wärme.

Als Lichtquellen betrachten wir 1. die Sonne[1]) und die Fixsterne, 2. die Wärme, indem alle Gegenstände, sobald sie einem gewissen Wärmegrad ausgesetzt sind, glühend leuchtend erscheinen. 3. die Elektricität. 4. besitzen sehr viele Thiere aus den niedern Klassen die Eigenschaft zu leuchten, von welchen die Leuchtkäfer die bekanntesten sind. 5., bei dem Faulen von Thierstoffen, namentlich der Fische und der trock'nen Verwesung der Pflanzenstoffe, bei der sogenannten Holzfäulniß findet ein schwaches Leuchten statt, dessen Ursache wohl ebenfalls die Wärme sein dürfte[2]). Und welch schönen Anblick gewähret nicht das Leuchten des Meeres, welches von einer großen Menge Infusorien herrührt. Daß man bei einem Schlag oder Druck auf das Auge Funken sieht, die doch nicht da sind, mag auf einer Augentäuschung beruhen. — Auch durch innern Andrang des Blutes im krankhaften Zustande, vornehmlich auch durch galvanische Einwirkung auf das Auge, werden Lichterscheinungen im Auge, auch im Finstern, hervorgebracht. — Auch der Mond wirkt auf unsere Erde durch sein erborgtes Licht, durch Wärme und Anziehung. Sein Licht ist 90,000 mal schwächer, als das Sonnenlicht; seine Wärme ist zwar nachgewiesen, aber noch nicht gemessen[3]). — Der Mond, unsrer Erde von allen Himmelskörpern am nächsten[4]), zeigt durch mächtige Fernröhre um das 500fache vergrößert, außer den sogenannten Ringgebirgen, noch allerlei Gruppen von Bergen, deren Entstehung — wie die Sternkundigen lehren — vulkanischen Ursprungs zu sein scheint. Der Schatten der Erde bei einer Mondfinsterniß ist schwarz; der Schatten des Mondes bei einer Sonnenfinsterniß ist auch schwarz, könnte dies nicht zur Annahme berechtigen, daß Erd- und Mondoberfläche von ziemlich gleicher Beschaffenheit sein? Was ist frage ich, der Grund, daß wir die Wärme der meisten der oben angeführten Körper nicht empfinden? Wohl kein anderer, als der: Weil die Wärme jener Körper viel zu gering ist, als daß wir sie durch das Gefühl wahrnehmen oder empfinden könnten, und weil der menschliche Körper mehr Wärme in sich hat und von sich gibt und daher die äußerst geringe Wärme jener Körper nicht empfinden kann; oder, weil überhaupt der menschliche Organismus nicht so eingerichtet ist, um die Wärme jener Körper empfinden zu können[5]).

Die vom Oberbergrath Althans angestellten Versuche zur Auffindung des Gesetzes für die im Laufe von Jahrhunderten und Jahrtausenden allmälig erfolgende Abnahme der Sonnenwärme sind für noch ziemlich erfolglos, und die aus ihnen abgeleiteten Resultate als sehr unsicher und wohl gar als ebenso unwahr-

---

[1]) Herschel sagt: Die Sonne ist ein an sich dunkler Körper, aber mit einer Lichthülle — Photosphäre — umgeben, die sich in einer, auf 500 Meilen weit geschätzten Höhe über dieser erhebt A. d. V.

[2]) Schödler: Buch der Natur.

[3]) Erinnerungen v. Jahre 1855 Februarheft.

[4]) Vom Mittelpunkt der Erde 51,480 Meilen entfernt. Schödler.

[5]) Die Fortpflanzung der Wärme geschieht auf zweierlei Weise: Fortpflanzung der Wärme durch Leitung, wo ein Theilchen sie dem ihm zunächst liegenden mittheilt. Im andern Falle verbreitet sich die Wärme durch die Luft, d. i., strahlende Wärme. Schödler.

scheinlich anzusehen, wie seine Bestimmung der mittlern Temperatur der Sonne.

Ob die Sonne, wie ein Kleid veralte, ob die Wärme derselben sich vermindere und nach Jahrhunderten und Jahrtausenden völlig abnehme, der Glanz und das Feuermeer derselben erlösche, wer kann dieß vorher bestimmen und das Wann und Wie es geschehe, vorhersagen? Nach dem unumstößlichen Gesetze: Alles, was einen Anfang gehabt, muß auch ein Ende haben, nach diesem Gesetze würde auch sie nicht die ewige Königin des Tages bleiben, sondern einer höhern Anordnung des weisen Schöpfers dienen.

Licht und Sonnenstrahl sind für die Geschöpfe dieses Erdballs das, was Seele und Geist für den menschlichen Körper sind; sie sind Gaben des göttlichen Geistes, des Vaters des Lichts, der im ewigen Lichte wohnt, und von dem jede gute und vollkommne Gabe kommt. Wie Licht- und Sonnenstrahl unzerstörbar sind, so auch Seele und Geist; denn sie sind ewig, gleich demjenigen, der sie erschaffen und gegeben hat. Licht und Geist sind nicht etwas Materielles, und daher auch keiner Zerstörung, keiner Auflösung unterworfen. —

Ob es der Zukunft mit ihren verschärften Instrumenten, mit ihren genauen Messungen vorbehalten sein wird, über die Gestirne des Himmels einen gewissen und bestimmten Aufschluß zu geben, wer kann es bejahen, wer verneinen? Wohl aber können wir mit dem unsterblichen Kopernikus ausrufen: „Siehe, so groß ist das Werk des Allmächtigen," so wie mit dem Könige der Propheten[1]): „Hebet eure Augen in die Höhe und sehet, wer hat solche Dinge geschaffen?"

Carl Thiesz[2]).

Protokoll

über die Sitzung der Oberverwaltung des siebenb.-sächs. Landwirthschafts-Vereines vom 17. April 1858.

Vorsitzer: Obervorsteher B. Conradsheim.
Schriftführer: Vereinssekretair B. Bedeus.
Vorst.-Stellv.: Löw, Beisitzer: Czekelius.

16. Aus Anlaß der diesfalls erlassenen Aufforderung ist noch in der ersten Hälfte des M. März eine Bestellung auf 100 Stück Hopfensetzlinge eingelangt, worauf sofort H. Kreisvorsteher Thiemann mit Hinweisung auf sein früheres Anerbieten um seine Verwendung wegen Uebersendung dieser Setzlinge aus Saaz angegangen worden ist.

17. H. Statthalterei übersendet zur Fortsetzung vier Hefte des Berichtes über die Agricultur und Industrie-Ausstellung zu Paris im J. 1855 und zwar:

Das 14. Heft XIX. Klasse, Baumwollwaaren.

Das 15. Heft V. Klasse, Eisenbahn-Betriebsmaterial und andere Transportmittel VI. Klasse Arbeitsmaschinen.

VII. Klasse, Maschinen für Spinnerei und Weberei.

Das 16. Heft XXIII. Klasse, Teppiche, Wirkwaaren, Posamentierarbeiten, Stickereien und Spitzen.

Das 17. Heft XXI. Klasse, Seiden-Industrie.

18. L. Magistrat Hermannstadt verlangt die Vorlage des Jahresberichtes für 1857 zum Besuche der zu liefernden statistischen Nachweisungen. Obgleich der statutenmäßige Geschäftsbericht erst bei Gelegenheit der allgemeinen Versammlung zu erstatten ist, und dann auch den h. Behörden vorgelegt werden wird, ist eine kurze Mittheilung über die Thätigkeit des Vereines im v. J. dem l. Magistrat übermittelt worden.

19. Für das Mundiren der Vereinscorrespondenz während der Zeit vom 1. Oktober 1857 bis Ende März 1858 wird dem Schreiber des Vereins eine Entlohnung von 30. fl. CM. bewilligt und für Auslagen des Vereins an Postporto und Schreibrequisiten während des abgelaufenen Quartals ein Betrag von 7 fl. 4 kr. angewiesen.

20. Der frühere Neußmärkter Bezirkskassier Hahn übersendet die Rechnung über die in seinen Händen verbliebenen Vereinsgelder nebst einem Baarbetrage von 82 fl. 18 kr. C.M.

Wenn gleich demselben die Ermächtigung zu mehreren Ausgaben fehlte so wird doch mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse und auf die bedrängte Lage des Rechnungslegers die Passirung der bezüglichen Posten beschlossen, wovon Rechnungsleger nebst Bestätigung des Empfanges zu verständigen ist.

21. Eingelangte Druckschriften:

Stubenrauchs statistische Darstellung des Vereinswesens im Kaiserthume Oesterreich.

Kommissionsbericht über die in Klausenburg am 18.—23. Nov. 1857 veranstaltete Agrikultur und Industrie-Ausstellung (in ungar. Sprache).

Preisverzeichniß der Werkzeuge und Modelle aus der Ackergeräthefabrik des k. würtemb. land- und forstwirthschaftlichen Institutes Hohenheim, mit 108 Abbildungen.

22. Die steyermärkische Landwirthschaftsgesellschaft erwidert, daß sie selbst nur ein Exemplar des gewünschten Rapports über die Veredelung der Seidenwürmer besitze, welches sie nicht entbehren könne. Es wird daher an die h. Statthalterei das Ansuchen gestellt, das h. k. k. Ministerium des Innern, welches diese Denkschrift auch nach Steyermark gelangen ließ, um Uebersendung eines Exemplares zu bitten. Hiemit wird der Antrag verbunden, es möge den Seidenzüchtern Rheter und Peterffy außer der im Wege des k. k. Kreisamtes angewiesenen Summen noch eine Unterstützung zum beabsichtigten Zwecke bewilligt werden. Zugleich wird an die Schäßburger Gymnasialdirektion die Aufforderung gerichtet, für die praktische Unterweisung der Schüler des Seminars in der Maulbeerbaum- und Seidenraupenzucht, wie schon im v. Jahr geschehen sei, auch forthin in ausreichender Weise zu sorgen.

23. H. Statthalterei übermittelt die bereits im Siebenbürger Boten verlautbarte Kundmachung vom 31. März 1858 bezüglich der Bewerbung um die unentgeltliche Aufnahme siebenb. Jünglinge in eine Ackerbauschule der obern Kronländer. Nach dem Inhalte dieser Kundmachung ist man berechtigt die freudige und zu-

---

[1]) Jesaias 40 K. 26 V.

[2]) Das Obige ist ein Auszug aus einem größern Aufsatze, welcher noch im Jahre 1856 zu einem Schulprogramme bestimmt worden war. Jede gründliche Aufklärung wird mir willkommen sein.

freudige Hoffnung zu schöpfen, daß die k. Regierung die Errichtung einer höhern und mehrere niedern praktischen Ackerbauschulen beschlossen habe. Um für diese Anstalten geeignete einheimische Lehrer heranzubilden, sollen fünf junge Leute an einer der in den obern Kronländern bestehenden, Ackerbauschulen auf Kosten des von den Erträgnissen der Jagdkarten gebildeten Fondes ausgebildet werden. Die stipendirten Zöglinge erhalten in der betreffenden Lehranstalt unentgeltliche Verpflegung, Wohnung und Beleuchtung und haben bei dem Eintritt in die Anstalt bloß die nöthige Leibwäsche und doppelte Bekleidung mitzubringen. Selbst die Auslagen für die Hin- und Rückreise werden bestritten werden. Der vollständige Kurs dauert in der Regel 3 Jahre, doch können Zöglinge, welche bereits mit entsprechender Vorbildung und mit einiger landwirthschaftlichen Erfahrung ausgestattet eintreten, auch früher den Kurs absolviren. Dem Vereine wurde von der hohen Statthalterei die Ermächtigung ertheilt, die Bewerbungsgesuche einzugegnehmen und geeignete Kandidaten zur Berücksichtigung zu empfehlen. Die Oberverwaltung des Vereines wird daher die frankirt einzusendenden Gesuche derjenigen Eltern oder Vormünder, welche den unentgeltlichen Unterricht in der Ackerbauschule für ihre Söhne oder Mündel zu erlangen wünschen, bis 1. Juni l. J. entgegennehmen und dem k. Statthalterei-Präsidium vorlegen.

Diese Gesuche müssen mit folgenden Nachweisungen versehen sein:

a) mit einem Taufschein zum Beweise eines Alters von wenigstens 16 Jahren.

b) mit einem freisärztlichen Zeugnisse über einen gesunden kräftigen Körperbau.

c) mit den Schulzeugnissen über die in den niedern Schulen vorgeschriebenen nothwendigen Kenntnisse und über den fleißigen Besuch des Wiederholungs-Unterrichtes.

d) mit der Nachweisung über die Kenntniß der deutschen und ungarischen oder romänischen Sprache.

e) mit der Nachweisung daß sich der Bewerber bereits in einer Wirthschaft verwendet, oder doch während praktischen Arbeiten derselben seinem Alter angemessene landwirthschaftliche Arbeiten verrichtet und sittlich betragen habe, mit der Angabe über die Dauer der Verwendung. Das Sittenzeugniß ist von der Bezirksbehörde zu bestätigen.

f) mit der Nachweisung über den Stand und Wohnort der Eltern oder Vormünder.

Die Gesuche und Belege müssen entweder mit dem vorgeschriebenen Stempel oder mit dem gesetzlichen Armuthszeugnisse versehen sein.

Korrespondenz.

☐ **Hermannstadt**, den 24. April. Ich schreibe diese Zeilen unter den angenehmsten Eindrücken. Die Töne des heutigen Konzertes, welche die jugendliche Violoncellistin Rosa Suk, Tochter und Schülerin des Leopold Suk, Professor am Konservatorium und Solospieler des Nationaltheaters in Pest, im Redoutensaale veranstaltete, klingen noch immer in meinem Innern wieder. Die erste Stelle in diesem Konzerte, das von Anfang bis zu Ende allgemein befriedigte, nahm natürlicher Weise die Konzertgeberin ein. Ein blühendes Mädchen von noch nicht 15 Jahren, voll kindlicher Unschuld und liebenswürdiger Bescheidenheit spielt das Violoncello, ein Instrument, welches sonst nur Männer zu spielen pflegen, mit unendlicher Zartheit und doch wieder, wo es nöthig, mit bunreichender Kraft, stets mit voller Reinheit und Sicherheit und mit ruhiger, korrekter Bogenführung; so daß es nicht zu wundern, wenn der Beifall von Nummer zu Nummer sich steigerte und man nur ungern die Räume verließ, in denen man wohl noch stundenlang den süßen Tönen des gesangreichen Instrumentes gelauscht hätte.

Die Konzertgeberin trug folgende Stücke vor:

1) Fantasie über ein russisches und ein isländisches Thema von A. Franchome, worin wir das brillante Spiel zu bewundern Gelegenheit hatten.

2) Musette von J. Offenbach, die mit vieler Zartheit vorgetragen und zum weitermale verlangt wurde.

3) Grand nocturne elégiaque für zwei Violoncello's, eine liegenschöftliche, wahrhaft zum Herzen sprechende Komposition von E. Schubert, trug die Konzertgeberin mit ihrem Vater vor, der, obgleich er sich nur die untergeordnete Stimme gewählt, doch hierin schon den gediegenen Künstler erkennen ließ. Uebrigens hat er in dem ausgezeichneten Spiele seiner jugendlichen Tochter bereits ein glänzendes Zeugniß seiner eigenen Meisterschaft sich ausgestellt.

4) Ungarische Klänge von L. Suk, welche mit ihnen, wie ein leiser Morgengruß aus den Alpen erklingenden Einleitung und mit ihren charakteristischen ungarischen Nationalmelodien den Beifalls gewiß sein konnten, zumal da sie mit Gefühl und Energie vorgetragen wurden.

Die Konzertgeberin ward nach jeder Piéce wiederholt gerufen und erschien dann an der Hand ihres wackern Vaters in aller Bescheidenheit, die neuerdings Zeugnam für sie einnahm. Möge ihr diese jungfräuliche Anmuth auch unter den rauschendsten Triumphen, die ihr auf ihren fernern Kunstreisen wohl bevorstehen, nicht verloren gehen!

Der Konzertgeberin standen außer ihrem Vater, würdig zur Seite Frau Maria Petri und Herr Hugo Gräger. Die Erstere sang zwei große Cavatinen, die eine aus der Oper Attilla, die andere aus Ernani, beide von Verdi. Obgleich diese Arien auch bei uns mehrmals gehört worden, müssen wir mit Vergnügen gestehen, daß sie hier wohl schwerlich früher von einer Sängerin in allen Theilen so korrekt und sicher, so nuancirt und geschmackvoll koloritt vorgetragen worden, als es Frau Petri that, die mit einer umfangreichen und klangvollen Stimme eine gleichmäßige Ausbildung der Stimmregister und eine ausgezeichnete Schule verbindet. Namentlich erweckte die zweite Cavatine aus Ernani, welche wir dießmal nicht, wie es gewöhnlich geschieht, verstümmelt, sondern vollständig hörten, und worin die Sängerin die chromatische Tonleiter und das Staksto in meisterhafter Weise gab, einen wahren Beifallssturm. Wir freuen uns hier der nicht immer nach Verdienst gewürdigten Sängerin, die den Hermannstädter Musikfreunden zur Zierde gereicht, die volle Anerkennung zu zollen.

Herr Gräger spielte an seiner Cavour, Nocturne von G. Wümerd auf dem Piano mit großer Sicherheit und Delikatesse, namentlich gelang es ihm die gesangreichen Stellen und das Hauptthema deutlich und schön hervortreten zu lassen. Geläufigkeit thut's allein noch nicht, der Vortrag gibt dem Stücke die Weihe und macht es erst zur Musik. Besonders lobend müssen wir auch des Accompagnements des Herrn Gräger (er begleitete mehre Nummern) erwähnen; je mehr das begleitende Instrument an die Hauptstimme sich anschmiegt, sich selbst verleugnend wie ein Schatten dem Licht folgt, desto größer ist das Verdienst des Begleitenden; und dieß Verdienst gebührt Herrn Gräger in hohem Grade.

Unter solchen Umständen ist es wohl natürlich, wenn alle Kunstfreunde sich auf ein zweites Konzert freuen, und da Herr Suk mit seiner Tochter auch Kronstadt zu besuchen gedenkt, gratuliren wir Ihnen im Voraus zu einem seltenen Kunstgenusse.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 52. Montag, den 3. Mai. 1858.

Der Nothpfennig

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

(Fortsetzung.)

Die verdoppelte Einladung hatte ihren Zweck erreicht. Die arme Frau nahm den ihr angewiesenen Platz ein, und nachdem sie einige Bissen von der ihr vorgelegten Portion der wohlschmeckenden Speise zum Munde geführt, legte sie nicht, wie unsere zartsinnigen Leserinnen vielleicht voraussetzen, Gabel und Messer mit der Versicherung nieder, es sei ihr unmöglich, Angesichts des Sarges ihres Kindes mehr als die Paar Bissen hinunterzubringen. — Nein, wir müssen der Vermuthung, widersprechend, berichten, daß die trauernde Mutter, obwohl das Herz ihr blutete, ihre Augen vom Weinen geröthet waren, doch der Versuchung nicht widerstehen konnte, nach langer Abhungerung sich einmal und noch dazu an einem so unwiderstehlich anlockenden Gericht — Klöße mit Schweinefleisch — gründlich zu sättigen.

Ach, der gesunde Magen, den arme Leute in der Regel besitzen, ist ein ärgerer Despot als ihr krankes Herz, und wenn beide mit einander in Konflikt gerathen, trägt meist immer der erstere den Sieg davon. Brechen wir also über den bewiesenen Appetit der trauernden Mutter nicht den Stab, auch darüber nicht, daß die Mittheilung, sie habe nichts für das Särglein zu entrichten, seinen Anblick und seine Forttragung ihr erleichtete, daß es ein Gefühl von Freude in ihrer jammervollen Brust erregte, dem kranken Manne die Nachricht bringen zu können, daß er sich nun wegen der Bezahlung des Sarges nicht ängstigen dürfe.

Kehren wir zu der glücklichen Tischfamilie zurück. Heinrich berichtete nach der eingenommenen Mahlzeit, nachdem er sich behaglich noch ein Viertelstündchen eine Ausruhe davon gönnte, daß er schöne trockene Bretter auf dem Holzhofe angetroffen und der Händler, als er demselben erzählt, wie viele Arbeit bei ihm bestellt worden, sogleich sich erboten, einen Theil des nöthigen Materials auf Kredit ihm zu überlassen. So reicht ein Glück heut dem andern die Hand" — setzte der vergnügte Berichterstatter hinzu.

— „Dieser letzten Handreichung möchte ich nicht das Wort reden;" — entgegnete Marie — „ich bin nicht der Meinung, den angebotenen Kredit für ein Glück zu halten. Das Geld ist Dir vorgeschossen worden, um die Bretter baar zu bezahlen; es könnte Dir zu der Zeit fehlen, wo der Händler die Bezahlung verlangen würde."

— „O bis dahin" — erwiderte Heinrich — „wird es nicht an Gelegenheit zum Verdienst fehlen, denn unsre Schutzpatronin — Du bist doch mit dem Namen zufrieden? — wird gewiß nach Ablieferung der bestellten Arbeit uns wieder neue zuwenden. Aber horch! es pocht Jemand an die Thür."

Marie stand auf und öffnete, trat aber betroffen, ja fast erschrocken einen Schritt zurück, wobei sie die Thür wieder, obgleich nicht in's Schloß legend, zumachte.

— „Mei!" — ertönte dahinter eine jüdische Stimme — „Sie werden sich doch nicht ferchten vor mir, wenn auch der Meister nicht sollte sein zu Hause. Aber da sitzt er ja und schlost wohl?"

Der Zudringliche war unter diesen Worten in's Gemach gedrungen. Heinrich, auf seinem Sessel sich umwendend, faßte ihn in's Auge.

— „Hab' nichts zu schachern heut, Moses; — sagte er — „mein Rock muß noch so lange aushalten bis zu einem neuen Rath wird. In vierzehn Tagen vielleicht —"

— „Heinrich, wo denkst Du hin!" — fiel Marie ihrem Manne in die Leichtsinn verrathende Rede — „Dein Rock ist ja noch ganz gut, kann später gewendet werden. Und besinne Dich, wie wenig Dir Moses für die Kleidungsstücke gegeben, die Du ihm vor Weihnachten verkauft hast."

— „Madamchen! reden Sie nicht drein zu ihrem Schaden;" — entgegnete der Jude — „wüßten Sie was für schlechte Geschäfte ich gemacht bei dem Handel — Sie würden nehmen dort ihr Tuch vom Nagel und sprechen zu mir: Moses, ich fühl' mich gedrungen, es zu geben hin, rein zur bloßen Vergütung. — Aber sorgen Sie nicht, der Moses ist kein unbilliger Mann — er trägt lieber eignen Schaden, als den alter Kunden — er hätte gesagt: Behalten Sie das Tuch, aber gönnen Sie Ihrem Manne ein Geschäftchen mit mir zu machen, ohne Einmischung eines Dritten, und wär's auch die Liebste."

— „Der Moses, das ist wahr, weiß seine Geschäftsschlingen zu legen," — bemerkte der Tischler lächelnd.

— „Doch nur zum Unglück derer, die sich darin fangen lassen," — äußerte Marie.

— „Zum Glück wollen Sie sagen," — verbesserte der Jude. — „und Sie können sehen die Beweise davon, wenn Sie richten wollen Ihre Augen hier auf das Verzeichniß." Er zog unter diesen Worten seine mit Lotterielosen angefüllte Brieftasche hervor, entfaltete sie und reichte die Liste der glücklichen Nummern, auf welche in der letzten Ziehung Gewinne gefallen waren, seiner Gegnerin hin. Diese würdigte sie keines Blickes und alle ihre Mienen zeigten, wie verdrießlich es ihr war, daß ihr Mann dafür dem Blendwerk desto mehr Beachtung schenkte, und als das Zureden des Juden mit einem Achtelloose zur nächsten letzten Ziehung, welche die großen Gewinne bringe, sein Glück zu versuchen, immer mehr Eingang bei dem leicht Verlockbaren gewann, ließ sie es an den eifrigsten wörtlichen Abmahnungen nicht fehlen. Allein sie bewirkte dadurch, wie es in dergleichen Fällen gewöhnlich zu geschehen pflegt, nur das Gegentheil. Durch ihren Widerspruch gereizt, wollte Heinrich seine männliche Machtvollkommenheit an den Tag legen, zeigen, daß er nicht unter dem Pantoffel stehe, und nach einem Wortwechsel, in welchem er Sieger geblieben, zog er ein Loos und bezahlte den Betrag dafür.

Schmunzelnd strich ihn der Versucher ein und mit triumphirendem Lächeln versicherte er der erzürnten Frau, daß ihr Mann ganz recht gehandelt, dem Glücke die Thür zu öffen, trotz ihrem Widerstreben.

Sie wendete ihm verächtlich den Rücken und ging an ihre häuslichen Geschäfte, die gebrauchten Gefäße zu reinigen, wobei sie oft mit den nassen Händen an ihre überfließenden Augen fuhr die Thränen abzuwischen.

Heinrich mochte dies nicht mit ansehen. Es that ihm im Herzen weh, aber sobald dies der Betrübten zu gestehen, konnte er sich nicht entschließen. Als der Jude das Gemach verlassen folgte er ihm, noch Einiges zu der morgen den Arbeit einzukaufen

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der Seidenzucht auf das Volkswohl.

I.

Wir haben in diesen Blättern die Seidenzucht vielfältig berührt und auch ihre Vorzüge für die Volkswohlfahrt dargethan. Und wir haben keinen uneigennützigern Wunsch als den, möchte dieser Zweig der Nationalökonomie doch mehr Anklang bei uns im Vaterlande finden! Herr Professor Dr. Martin Steer hat in der zweiten allgemeinen Versammlung bei der 50jährigen Jubelfeier der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien am 14. Mai 1857 über den Einfluß der Seidenzucht auf das Volkswohl einen Vortrag gehalten, den wir im Auszuge in unsern „Satellit" übertragen.

Um Italien, welches durch lange Kriege verkümmert und verarmt war, neu zu beleben und zu bereichern, damit durch des Reichthums allmächtige Triebfeder auch Wohlbehagen in die Familie zurückkehre, Unterricht und Betrieb allgemeiner werde, war es zur Sitte geworden, daß Geistliche und Weltliche, Kaufleute und Fabriksherren, Bürger und die Spitzen des Adels, schlichte Geschäftsmänner und die Gelehrten des Landes sich irgend einen Zweige des Naturwissens ernsthaft zugewendet haben, um es dahin zu bringen, daß lebenserquickender Segen in reicher Fülle wiederkehre in das Land, aus dem es am Pilgerstabe des Christenthums im Laufe der Jahrhunderte über ganz Europa sich verbreitet hatte.

Im Jahre 1826 wo der Redner die venetianischen Provinzen zum Erstenmal betrat, boten dieselben bei Weitem nicht den entzückenden Anblick eines gepflegten und zierlich geordneten Gartens dar, wie es sich vor Kurzem den Blicken seines hohen Kaisers dargestellt.

Die Landstraßen wanden sich damals enger und schlangenartig auf längeren Strecken von Stadt zu Stadt, gute Communalstraßen gab es damals nur sehr wenige noch. Viele öde oder schlecht bebaute Felder traf das weithinschweifende Auge zwischen den weinumrankten Feldern. Die Märkte und Dörfer ungepflastert, die steinernen Häuser häufig ohne Thür und Fenster. — In den Städten halbverfallene Häuser und fürstliche Paläste in Trümmern, — hohe, enge, mit sechseckigen Gläschen karg versehene Fenster, sehr oft statt des Glases mit geöltem Papier verklebte Fensterrahmen — aus denen auf langen Stangen zerfetzte Wäsche zum Trocknen hing. — In die schönsten Kirchen, in St. Marco und St. Giustina, fielen die Regentropfen durch das zerlöcherte Dach. — Man trug in Venedig Paläste ab, deren Aufbau ein königliches Vermögen verzehrt hatte, um die Marmorsteine für Bauziegelpreis zu verkaufen.

Ein halb Dutzend fast nackter Bettler — Kinder der ehemaligen Königin der adriatischen Wogen — hingen sich an jeden Fußstapfen des Fremden. In Padua war es selbst bei Tag schwer, mit unverrenkten Gliedern die unebenen, mit Stiegen und Kellerthüren und Gruben unterbrochenen Portici zu betreten.

Die großen Paläste waren oft nur vom Hausmeister bewohnt, und auf den Straßen weideten — wie in allen Reisebeschreibungen bis zum Jahre 1835 zu lesen — die hochbeinigen, grobwolligen Schafe, die Nachkömmlinge der alten Cimbrer aus den Sette Communi, die im Winter vom Schnee vertrieben, aus dem unwirthlichen Vaterlande zu Folge alter Privilegien, auf allen Heerstraßen der Republik weiden durften. Damals kaufte ein Freund von mir den an den bekannten Albergo della Luna anstoßenden kleinen Palast in Venedig, 2 Stock hoch mit 40 Lokalitäten, um 3300 fl. — die Marmorstiege allein war das Doppelte werth. Der 4 Stock hohe Marmorpalast Grassi am Kanal Grande wurde um 13.000 fl. verkauft; die kunstvollen 200 Fenstergitter allein überstiegen weit den Kaufschilling. Im Jahre 1847 bot der Herzog von Bordeaux vergebens 150 Tausend Gulden für dasselbe prachtvolle monumentale Meisterwerk der Architektur.

Venedig und Padua, so wie die meisten venetianischen Provinzialstädte trugen 1826 das Gepräge der Armuth und Noth auf ihrer Stirn.

Zwanzig Jahre später, im Jahre 1846, glichen sie frischen und goldgeschmückten Bräuten, deren Besitz jeder Nachbar dem wackeren Bräutigam mißgönnte, und im Jahre 1856, also 30 Jahre nach der Zeit des Elends und der Noth und der selbstver-

ſchuldeten Mißachtung, zeigte ſich auch Venedig wieder prachtvoll, einer Weltgebieterin gleich, wie zur Zeit ihrer Dandolo's — und Moncenigo's — und viele der venetianiſchen Provinzialſtädte, Verona, Vincenza, Padua übertreffen viele Fürſten-Reſidenzen des einſtigen einigen mächtigen deutſchen Reiches weithin an Pracht und an Werken der Wiſſenſchaft, der Kunſt und der Humanität.

Sie haben nun alle ihre ſchön gepflaſterten Straßen, ebene ſchützende Laubgänge neben reinen Häuſern. Jede Stadt hat ihre Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften, wo auch ökonomiſche Studien gefördert werden.

Die italieniſche Ariſtokratie hat nicht ſelten unter ihren Dienern Ehrenmänner, deren Vorältern ſeit 1 und 2 Jahrhunderten in den Dienſtbüchern des edlen Hauſes eingetragen ſind.

Alle herrlichen Anſtalten für Familienwohl, für Humanität und chriſtliche Sitte und Bildung — in denen das öſterreichiſche Italien keinem der glücklichſten Länder in Europa nachſteht — verdankt es großentheils dem jährlichen Erwerbe der Seidenzucht. Dieſe und ſeine Verbindung mit dem großen öſterreichiſchen Kaiſerreiche, das ſeine ſpecifiſchen Bodenprodukte: Seide, Reis, Käſe, Oel, Südfrüchte ꝛc., mit barem Gold und Silber zahlt, und dadurch das edle Metall vorzugsweiſe in ſeine Käſten leitet — ſind die Grundquellen ihrer angeſammelten Schätze. Vergleiche man des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs Proſperität mit dem Zuſtande Neapels und des Kirchenſtaates, die doch auch italieniſche Staaten ſind, und man muß eingeſtehen, Italiens Proſperität blüht nirgends ſo ſchön, ſo üppig, als unter dem Schütze des öſterreichiſchen Scepters. Insbeſondere aber verdankt das öſterreichiſche Italien ſeine Proſperität den Erzeugniſſen ſeines Bodens und der in ſelbem bedingten Induſtrie. Dieſe wurde ſelbſt während der letzten Stürme geſchützt, denn der öſterreichiſche Feldherr war es, der dem racheglühenden Soldaten bei Todesſtrafe verbot, die Maulbeerbäume der Feinde zu zerſtören.

Oeſterreichs Italien verdankt dieſem Maulbeerbaume alljährlich 48 Millionen Gulden; meiſtens aus dem Auslande bezogen, und da der Italiener intelligent und ſparſam, mäßig im Genuſſe und haushälteriſch mit dem Erworbenen iſt, ſo kehrt nicht vieles von dem fremden Golde ins fremde Land zurück, ſondern mehrt alljährlich ſeiner Familie und des Landes Betriebs-Kapital. Daher der mit jedem Jahre ſteigende Familien-Reichthum und Wohlhabenheit des öſterreichiſchen Italien, und mit ſelbem auch des Landes Fond und Proſperität, — daher die Möglichkeit von Jahr zu Jahr, bei wachſendem Erwerb ſein Haus beſſer zu halten und ſeine Familie zu erziehen.

Die Seidenzucht iſt es vor Allem, welche das öſterreichiſche Italien zu dem reichſten Lande der Monarchie geſtaltete.

Nur die Seidenzucht bereichert ſo leicht und ſo ſchnell.

Man braucht zur ſelben keine eigenen Anlags-Kapitalien; eine zahlreiche, intelligente, emſige und moraliſche Familie iſt das beſte Betriebs-Kapital für Seidenzucht, — wenn ſie auch nur ein paar Joch Feldes ihr eigen nennt. — Sie ſtaunen, meine Herren! und unglaublich ſchüttelt den Kopf mancher, andere Lächeln über den gemüthlichen Schwärmer für Seidenzucht. Hören Sie, meine Herren! Ich lernte vor 30 Jahren in Padua eine junge thätige Frau kennen, die zwei Fornelli beſaß, auf denen ſie ihre Seide abhaſpelte. Zehn Jahre ſpäter beſaß ſie in Padua einen der ſchönſten Paläſte, ehemaligen Sommerſitz der reichen Cornaro, den ſie zur Seiden- und Spinnfabrik bequem einrichtete und mit 80 Fornelli betrieb, — die immer ein bares Betriebs-Kapital von 50 Tauſend Gulden erforderten.

Landwirthſchaftliches.

Es hieße Waſſer ins Meer tragen, wenn man für unſern vaterländiſchen Ackerbau, die Vortheile der Zuſammenlegung der Grundſtücke noch anpreiſen wollte. Der landwirthſchaftliche Verein in Hermannſtadt hat es ſich überdies zu ſeiner Aufgabe gemacht in einem populären Schriftwerke das Landvolk hierüber näher zu belehren. — Hat man nun Gelegenheit mit einzelnen auch nur etwas denkenden Leuten den Bauern hierüber zu ſprechen, ſo wird man finden, daß ſich bei ihnen ein Bedürfniß ja faſt das Gefühl der Nothwendigkeit der Commaſſirung findet. Man fragt ſich deshalb nur billig wie iſts gekommen, daß noch nirgends hiezu die Hand angelegt iſt? Aller Anfang iſt ſchwer ſagt das Sprichwort, und der Bauer insbeſondre will alles ſehen, will Erfolge ſehen, bevor er ſich zu einem Schritte entſchließt. Wie ſoll angefangen werden, ſoll die Einführung der Commaſſation dem freien Willen der Gemeinde überlaſſen werden, oder ſoll der Staat vermittelſt Geſetz die Sache in ſeine Hand nehmen?? Es iſt nicht zu läugnen, das Erſtere die freie Selbſtbeſtimmung der Gemeinde baſirt auf einem humanen Grund und garantirt der Gemeinde ihre Autonomie der nach ihr auch am beſten wiſſen ſoll, was ihr zu Nutz und Frommen gereicht. Es iſt auch wenn wir nicht irren, beſtimmt worden, daß wenn $^2/_3$ einer Gemeinde die Commaſſation wünſchen, dieſelbe auch von der betreffenden Behörde unterſtützt und durchgeführt werden ſolle. —

Wir wiſſen aber auch daß in einer Gemeinde der Vorſatz gefaßt wurde, aber die Ausführung unterblieb in Folge jener mächtigen Kraft der vis inertiæ und paſſiven Widerſtandes Einzelner. Ueberläßt man alſo dieſe wichtige Frage einfach dem Abſchluß der Mehr- oder Minderheit einer Gemeinde, ſo dürften wir nach einer langen Reihe von Jahren wahrſcheinlich dort noch ſtehen, wo wir jetzt ſtehen. Es gibt auch eine Majorität des Unverſtandes. Das Hängen am Althergebrachten, gewiſſe Vorliebe für einzelne Grundſtücke, dann die Furcht bei der Commaſſation beſſern gegen ſchlechteren Boden eintauſchen zu müſſen. Das ſind Faktoren die ſchwer wiegen, wenn durch eine vorgenommene Neuerung das eigne Intereſſe gefördert werden ſollte, nur ſchwer zu überwinden ſind. An Widerſtreben von Seite der Bauern im Allgemeinen wird es nicht fehlen, und ich höre ſchon im Geiſte wie es von einigen hrißen wird, jetzt iſt der arme Bauer ruinirt u. ſ. w. Solches darf nicht beirren; der Staat ſoll eingreifen, und zwar ganz kurz vermittelſt geſetzlicher Anordnungen zur Einführung der Comaſſation. Die Sache iſt wichtig und heilbringend. Der Staat vertritt hier die Stelle des ſorgſamen Hausvaters, dem das Wohl ſeiner Angehörigen am Herzen liegt, er iſt der Repräſentant der Intelligenz, Hüter und Wächter des Gedeihens und Fortſchrittes ſeiner Bewohner, und zwar nicht nur in ihrem

Digitized by Google

sondern auch in seinem Intresse, denn Volkswohl und Staatswohl hängen innigst zusammen. Daß hiebei Sachverständige und die dabei Intressirten beigezogen werden müssen ist selbstverständlich, aber es darf ferner nicht mehr heißen es soll Commassirt werden, sondern es muß Commassirt werden. Wir halten die Commassation für die Basis alles landwirthschaftlichen Fortschrittes, tritt sie ein, so fällt unsere Dreifelderwirthschaft. Die Viehzucht wird eine andere werden, der Anbau von Futter und Handelsgewächsen kann aufkommen u. s. f. Soll aber nun die Commassation überhaupt die segensreichen Früchte tragen, die man von ihr erwartet, so ist noch nothwendig die Errichtung einer Ackerbauschule für das Land. Wir haben schon im vorigen Jahre von der Nothwendigkeit einer Errichtung gesprochen; gleichsam wie im Vorgefühl daß durch die Munifizenz Sr. Durchlaucht unseres Gouverneurs der hiezu doch die Verleihung von Stipendien um Jünglinge die ihre Ausbildung diesem Fache widmen wollen, angebahnt werden würde. Der Dank des Gesammtlandes begleitet die schöne That des Mannes, dessen volle Genesung und baldige Rückkehr zum Frommen des Landes alle Vaterlandsfreunde vom Höchsten erbitten! —

Wir erlauben uns nun noch eine kleine Anfrage. Der „commassirte Bauer" braucht nothwendig zur gehörigen Benutzung seines Grundes eine größere Bildungsstufe wie gegenwärtig; der gegenwärtige „parzellirte Bauer" braucht aber Anleitung seinem vervollkommneten Zustande entgegen zu weisen. In beiden Fällen muß gelernt werden. Die Errichtung einer Ackerbauschule dürfte sich noch verziehen. Ist es nun nicht möglich oder rathsam daß — namentlich an den sächsischen Lehranstalten in den Seminarien aus deren Mitte Schullehrer, Hülfsgeistliche hervorgehen, deren Stellung es mit sich bringt, daß sie am meisten mit dem Landvolk in Berührung stehen und den Keim zu manchem Guten, durch Wort und Anweisung verpflanzen können — irgend eine ganz populaire Vorlesung über Ackerbau u. dgl. gehalten würde?! Die Väter jeder Stadt würden am Ende gern ein Stück als Versuchs und Lernfeld hergeben, und aus jedem Lehrercollegium dürfte sich einer oder andre auch für diesen Wissenschaftszweig eingenommen finden. Do condo dis cimus gelte für den Lehrer und für den austretenden Seminaristen ist auch das geringste Maaß des Wissens, besser wie gar keines. Mündliche Belehrung und Besprechung im Kreise der Gemeinde in die er heute oder morgen tritt, dürfte vielleicht mehr wirken als die Vertheilung von Druckschriften an einzelne Bauern zur Lektüre. Dieses eine bescheidene Ansicht des Schreibers, Competentere mögen weiter über die praktische Seite derselben entscheiden.

Der Staat hat die Commassation anzuordnen. Wie dabei zu verfahren ist zu weitführend für diese paar Zeilen. Dürfte der Schreiber aber fromme Wünsche aussprechen so wäre damit sobald als möglich anzufangen, wenn gleich die noch nicht gänzlich beendigten Vermessungsarbeiten etwas hindern, weil eben des gesammten Boden bis zur kleinsten Parzelle herab genau ausgemessen und bonitirt sein muß damit nicht einer oder der andere qualitativ oder quantitativ verkürzt würde. Eines noch. Könnte nicht vorerst, eine ziemlich genaue vermessene Dorfsgemarkung (in jedem Kreise) gewissermassen als Vorarbeit oder als Beispiel commassirt werden? Es ist dies unserer Ansicht nicht unzweckmäßig, weil die Bevölkerung dann ein Bild bekäme wie ein commassirtes Bauerngut aussieht und daß bei einem solchen Gute die Wirthschaft erstens eine erleichterte, zweitens eine weit Ausgiebigere ist. Ein praktisches Beispiel frommt dem Bauern mehr wie zehn gelehrte Schriften. Gesäumt sollte hierin nicht werden, damit das Bild eines commassirten Bauerngutes, allen, gewiß aus den verschiedensten Gegenden herbeiströmenden Ackerbauern, (um sich von der Trefflichkeit der neuen Einrichtung zu überzeugen) bald vor die Augen geführt würde. Wir hoffen es H—r.

Korrespondenz.

□ Hermannstadt, den 27. April. Gestern entzückte uns Fräulein Rosa Suck abermals in einem, ziemlich zahlreich besuchten Konzerte im Saale zum römischen Kaiser. Wir hörten dießmal von ihr: 1) Fantasie über eine Arie aus der Oper Rinaldo von Händel, für das Violoncell mit Pianoforte-Begleitung komponirt von Franchome, ein schwieriges Stück, welches einen wohldurchdachten Vortrag erfordert, wie ihn die Konzertgeberin auch wirklich hatte. 2) Le Reo, noctorne von J. Galbermann. 3) a. Souvenir d' Ems, Romance von Alfred Piatti. b. Litanai von F. Schubert, transcribirt von A. Piatti. Alle 3 Pieçen wurden in eminenter Weise vorgetragen und die letztere mußte auf allgemeines Verlangen wiederholt werden. 4) Musette von Offenbach, welche wie im ersten, so auch im zweiten Konzerte außerordentlich gefiel. Die liebenswürdige Konzertgeberin wurde am Schluße des Konzertes dreimal mit stürmischem Beifall gerufen. Herr H. Crügno erfreute uns mit zwei Mazurka's für Pianoforte von J. Schulhoff und A. Jungmann, welche mit verdientem Beifall aufgenommen wurden. Fräulein A. Emmel war nicht ganz bei Stimme, aber das diskrete Publikum versagte dennoch auch ihr nicht den Applaus. Sie sang zwei Arien, die eine aus dem Troubadour von Verdi und die andere aus dem Propheten von Meyerbeer.

Der Wunsch, die uns so liebgewordene Konzertgeberin möge noch ein drittes Konzert veranstalten, ist so vielfach ausgesprochen worden, daß wir uns der angenehmen Hoffnung hingeben, die Gefeierte noch einmal die würdevollen Klänge ihrer zum Herzen sprechenden Instrumente entlocken zu hören.

Fräulein Suck ist bereits in Kronstadt eingetroffen und wird Mittwoch im großen Hörsaale des evangel. Gymnasiums ein Concert geben.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 53. Mittwoch, den 5. Mai. 1858.

Der Nothpfennig

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

(Fortsetzung.)

Kaum war er fort, als Marie ihre Küchenschürze abdand und sich auch zu einem Ausgange rüstete. Nachdem sie die beiden älteren Kinder ermahnt, fein artig und verträglich während ihrer Abwesenheit zu spielen und dem jüngsten, das sie in einen Laufkorb stellte, wenn es schreien sollte, zur Beruhigung eine zurecht gelegte Brotrinde in das Händchen zu stecken, nahm sie aus dem Schubfache des Schreibpultes das von Heinreich hineingelegte Lotterieloos — um dasselbe dem Oberkollekteur, von dem es ausgestellt war, mit der Bitte wieder hinzutragen, das dafür gezahlte Geld ihr zurückgeben zu wollen, da eine unerläßlich nöthige Ausgabe sie zu dem Gesuch dränge. Wohl klopfte ihr das Herz bei diesem Vorhaben, obgleich die Ueberzeugung sie leitete, daß eine rechtschaffene Frau wohl befugt sei, einer unverständigen Handlung ihres Mannes entgegen zu wirken, selbst ohne sein Wissen sein Unrecht wieder gut zu machen. In diesem redlichen Eifer gab sie keiner andern Ueberlegung Raum, verfolgte ihren Weg mit raschen Schritten. Aber als sie den Hausflur der Komptoirs erreicht, fesselte eine unsägliche Beklommenheit ihre Füße. War es vielleicht eine dunkle Ahnung, daß die Eigenmächtigkeit, Heimlichkeit ihres Verfahrens tadelnswerth sei, mit der Pflicht einer Ehefrau gegen ihren Mann sich nicht vertrage, daß es verständiger, pflichtmäßiger gewesen wäre, wenn sie nach der Entfernung des jüdischen Verführers, anstatt über ihren verlockten Mann still zu weinen, es versucht hätte, ihn durch liebevolle und ernste Vorstellungen zu bewegen, das Loos, dessen Ankauf er ja schon innerlich bereute, dem Kollekteur zur Wiedererlangung des dafür gezahlten Geldes hinzutragen, oder im Weigerungsfalle sich erboten hätte, an seiner Stelle dies thun zu wollen.

Sie blieb wie unentschlossen stehen und heftete ihre Augen auf das Loos, das sie in Händen hielt, als wolle sie dessen Nummer, woran sie jedoch nicht dachte, ihrem Gedächtnisse einprägen.

Aus diesem Nachdenken wurde sie plötzlich in erschreckender Weise gerissen. Ihre Wohlthäterin stand vor ihr und fragte mit strengem Tone: „So also verwendeten Sie den Vorschuß, den ich Ihrem Manne heut früh zur Aushilfe aus seiner Bedrängniß zutrauensvoll übergeben; so entsprechen Sie der guten Meinung, die ich von Ihnen faßte und Ihren mir darauf gegebenen Versicherungen! Rechnen Sie demnach auf keine weitere Unterstützung von meiner Seite!“

Die arme Gescholtene stand wie vernichtet von dieser Strafpredigt und ihrem Schlusse. Sie wollte sprechen, die Schuld von sich abwälzen, erklären, daß sie ja nur im Begriff stehe, die leichtsinnige Handlung ihres Mannes wieder gut zu machen — aber die Worte versagten ihr den Dienst, die das Verdammungsurtheil ihres Mannes zur eigenen Rechtfertigung aussprechen sollten. — Vermittelst einer Lüge sich aus der Schlinge zu ziehen, zu sagen, daß sie von dem Manne selbst abgeschickt worden, das durch Ueberredung genommene Loos zurückzutragen — dazu besaß die wahrheitsliebende Frau nicht die nöthige Gewandtheit. Stotternd brachte sie nur die Bitte heraus: „Ach, gnädige Frau, urtheilen Sie nicht zu strenge!“

Frau von Lohmen aber war zu entrüstet, um diesen flehenden Worten Gehör zu schenken. In dem Augenblick, wo der Schein der Schuld so offenbar das Gepräge der Wahrheit trug, glaubte sie keine Nachsicht üben zu dürfen

Ein Gefühl des Unmuths über sich selbst, zu übereilt, ohne weitere Prüfung, die Tischlerfamilie unterstützt zu haben, schärfte ihren Zorn gegen die vermeintlich leichtsinnige Frau, welche mit dem Beweise des Mißbrauchs ihrer Güte in der Hand vor ihr stand.

In dieser Entrüstung wendete sie sich ab, um nach der Behausung einer ihr empfohlenen hilfsbedürftigen Familie, die indeß auf ihren Besuch schon vorbereitet war, sich zu verfügen, und sehr genau deren Würdigung zu prüfen.

Mit Thränen in den Augen blickte das schuldlose Opfer des auf sich gezogenen bösen Scheines ihrer erzürnten Wohlthäterin nach. Ach, daß sie nichts zu ihrer Besänftigung thun konnte, drückte ihr fast das Herz ab. In diesem peinvollen Zustande trat sie in das Komptoir und trug dem Kollekteur ihr Anliegen vor. Aber obwohl ihre Stimme bebte und ihre Hand zitterte, mit der sie ihm das Loos hinhielt, wies er doch mit rauhem Tone das Gesuch als ein ganz unstatthaftes zurück.

— „O Gott!“ — seufzte die arme Frau und wagte noch- mals die schüchterne Bitte, doch einmal eine Ausnahme von der

Regel aus Gefälligkeit stattfinden zu lassen! — „Es geht nicht, sparen Sie die Worte!“ — so lautete abermals der verneinende Bescheid und noch barscher als das erste Mal. Dennoch zögerte die Abgewiesene noch eine Weile, ehe sie sich zurückzog. Es war ihr, als käme sie unverrichteter Sache nicht von der Stelle. Da fiel ihr Blick auf einen ihr zur Seite getretenen Mann. Ein neuer Schreck, der das Herz ihr zusammenschnürte. Der Mann war ein alter Bekannter, ein Jugendfreund, der um ihre Hand geworben, aber zu spät gekommen, indem sie vor seiner Liebeserklärung sich mit Heinrich verlobt hatte. Der Zurückgewiesene war damals auch nur ein Handwerker, der sein Metier aber mit so viel Geschick und Glück, zum Theil durch eine ihm zugefallene Erbschaft, betrieben, daß er jetzt als Fabrikbesitzer in großem Wohlstande mit seiner Frau, doch in kinderloser Ehe lebte.

Marie'ns Blick war dem seinen auf sie gerichteten begegnet. Er grüßte sie und fragte: „Wie geht es Ihnen, Frau Siering?“ Sein Auge fiel bei der Frage auf das Loos, das sie in der bebenden Hand hielt und ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Sie wollen, wie ich sehe, dem Glück die Thür öffnen?“

— „Nein, sie ihm verschließen,“ fiel statt der Betroffenen der Kollekteur im Tone rohen Scherzes ein, indiskret das von ihm zurückgewiesene Begehr dem Fabrikherrn mittheilend.

Dieser wandte sich darauf an die Hocherröthende mit der Frage: ob sie ihm die Ausgleichung der Sache durch Abtretung des Looses überlassen wolle, und nach ihrer stummen Bereitwilligkeit dazu, in Darreichung desselben, öffnete er seine mit vielen Kassenscheinen angefüllte Brieftasche, den Betrag ihr dafür zu behändigen.

Bei diesem Tauschhandel empfand die Arme die Schwere ihres Unglücks, ihrer niederbeugenden Dürftigkeit, wie nie zuvor. Noch mehr als diese aber drückte, peinigte sie die Besorgniß, daß Gustav, so nannte sie in ihrem Innern noch immer den Jugendfreund, der heut so kalt, wie ein fremder Mann sie angeredet, für eine leichtsinnige Frau sie halten werde, welche, vielleicht von ihrem Manne gezwungen sei, das ohne sein Wissen entnommene Loos zurückzutragen. Allein wie peinigend der Gedanke war, diesen Verdacht zu erregen, sie vermochte so wenig, wie gegen Frau von Lohmen sich zu rechtfertigen, Anklägerin ihres schuldigen Gatten zu werden.

Doch nicht ohne Furcht vor der ihr drohenden Versuchung dazu beschleunigte sie ihre Schritte nicht nur auf dem Heimwege, sondern suchte auch durch ein Versteck der Einholung Faber's der ihr auf dem Fuße folgte, zu entgehen.

Dieser hatte sie kaum aus dem Auge verloren, als Moses an ihn herantrat, um ein Lotterieloos ihm anzubieten. Diese Zudringlichkeit benutzte Faber, um in geschickter Weise sich die gewünschte Auskunft über den schon halb und halb errathenen Zusammenhang des Vorganges zu verschaffen. Der Jude, welcher den Zweck der Ausforschung nicht errieth, berichtete in Dienstfertigkeit auf die Frage: ob er den Tischler Heinrich Siering kenne, daß dieser zu seinen guten Kunden seit lange gehöre, ein armer Teufel sei, der gern durch die Lotterie reich werden möchte, und wie sehr die Frau auch dagegen eifre, doch den letzten Heller dazu verwende. Nun wußte er aber genug, um den mitleidigen Regungen für die bedauerte Frau weiteren Raum in allerlei Folgerungen geben zu können. Erinnerungen an die Vergangenheit erwachten dabei, wo Marie, als Pflegetochter einer nahen Verwandten von ihm, seine Liebe gewonnen, während die ihrige ein Anderer sich so zu erwerben verstanden, daß er sich zurückziehen mußte. Faber war ein zu guter Mensch, um triumphiren zu können, als er erfuhr, daß Marie in Noth und Elend durch ihre Verheirathung, nicht ganz ohne Schuld ihres leichtsinnigen Gatten, der ihrer nicht würdig, gerathen war, und vielleicht ihre übereilte Wahl, zu der ihre Pflegemutter sehr ungern die Zustimmung gegeben, bereue. In seiner Lebensgefährtin hatte er einen befriedigenden Ersatz für die Täuschung seiner Jugendliebe gefunden und unerwartete Begünstigungen des Glückes hatten bei seiner Verständigkeit ihrer Benutzung ihn schnell auf den Standpunkt der Intelligenz erhoben, den unter solchen Verhältnissen der gebildete Handwerker leicht erreicht. Nur Eins trübte sein Glück: es war seine Kinderlosigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Bauern-Briefe

von Johann Rohrmüller.

II.

Die Kommassationsfrage im Sachsenland*).

Sie sind ein unerbittlicher Mahner. Das Versprechen, meine unmaaßgeblichen Ansichten über die Verbesserung unserer landwirthschaftlichen Zustände in Ihren Blättern zu veröffentlichen, hat Sie und in Folge Ihrer wiederholten Aufforderungen leider auch mich nicht ruhen lassen. Nicht zufrieden damit in Ihrer Zeitung die Landwirthschaft anzufingen — wollte Gott all die Düngerhaufen, die in den heimischen Blättern abgelagert werden, kämen unsern Feldern, und die poetischen Wässer, die sich dahin ergießen, unsern Wiesen zu gut — wollen Sie als Organ des Landwirthschaftsvereins auch alle wirthschaftlichen Lebensfragen daselbst vertreten sehen, und meinen, da ich nun einmal A gesagt, so müsse ich auch B sagen und mein gegebenes Wort lösen. — Ich habe lange angestanden, Ihrem Rufe zu folgen, ich erwartete ältere und gewiegtere Kämpfer in der Arena, von denen ich selbst lernen könnte, doch da die Alten durchaus nicht summen wollen, so müssen wir Jungen nun schon zwitschern, wie uns eben der Schnabel gewachsen ist, und ich nehme nicht länger Anstand mein Versprechen zu erfüllen.

Das Thema haben Sie selbst angeschlagen: Die Art und Weise der Durchführung der Commassation auf Sachsenboden. Ich greife es um so bereitwilliger auf, als sich, wie ich aus der jüngsten Nummer Ihres Satelliten ersehe, auch unser Landwirthschaftsverein mit dieser Frage ernstlich beschäftigt und die Herausgabe einer populären Belehrung über diesen Gegenstand beabsichtigt — vielleicht, daß auch meine Ansichten und Meinungen dabei irgendwie verwerthet werden können.

---

*) Siehe Satellit v. vorigen Jahr Nr. 51.

Wie der verehrte Einsender des im letzten Satelliten abgedruckten Artikels: Landwirthschaftliches hoffe ich, daß eine Auseinandersetzung der Vortheile zu der Nothwendigkeit der Zusammenlegung für unsern vaterländischen Ackerbau den Lesern Ihres Blattes gegenüber überflüssig sei. In der für das Landvolk bestimmten Belehrung dagegen wird eben dieser Punkt am ausführlichsten und gründlichsten erörtert werden müssen; leider dürfte der Verein wieder einmal den noch immer unersetzten Verlust der grade für solche Zwecke trefflichen Feder St. L. Roth's bei dieser Gelegenheit zu beklagen haben. Am geeignetsten vermöchte wohl Herr Gymnasiallehrer Johann Vogt in Kronstadt, unser Siebenbürgischer Justus Möser, seinen Platz auszufüllen. —

Nicht beistimmen kann ich aber H. H—r., wenn er die Lösung dieser Aufgabe dem Staate in die Schuhe zu schieben räth. Soll denn der Staat wirklich immer und überall für den Einzelnen denken und handeln? sind wir, die „politisch gereifte" Nation von 1848 heute gar so unmündig, daß wir selbst in rein wirthschaftlichen Fragen die Staatsgewalt anrufen müssen? Es wäre das ein trauriges Zeichen der Zeit, ein unfehlbares Prognosticon unseres Verfalls, der sicherste Beleg für den Abgang der moralischen Befähigung unseres Volksstammes zum weitern Fortbestand. Kinder muß man öfter zu ihrem eignen Besten zwingen, auf Erwachsene wirkt man am sichersten und angemessensten durch Belehrung und durch — Beispiele. Zwang erzeugt immer ein gewisses Widerstreben, einen, wenn auch oft nur passiven — Widerstand. Ich würde es sehr bedauerlich finden, wenn unser Volk in dieser Art von der Beschäftigung mit seinem Privatrecht entwöhnt würde. Wie könnte man ihm dann die Befähigung zur selbstständigen Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten zutrauen? Was kann man dem anvertrauen, der in seinen Privatsachen nicht allein zu stehen vermag? Ich meinestheils möchte lieber alle Vortheile, all den unberechenbaren Nutzen der Commassation fahren lassen, als ihn um diesen Preis erkauft ersehen. Der landwirthschaftliche Verein könnte meines Erachtens der Kulturstufe unseres Volkes, seinem Denken und Wollen, kein schimpflicheres Armuthszeugniß ausstellen, als wenn er diese Ansicht seines Großschenker Agenten, wie ich aus der Namenschiffre schließen zu dürfen glaube, adoptirte. So wenig ich auch von den erleuchten Männern, die die Oberverwaltung unseres Vereins bilden, einen derartigen Mißgriff, ein so demüthigendes Bloßstellen ihrer Nationalität erwarte, eben so fest bin ich überzeugt, daß unsere hohe Regierung, abgesehen von dem Geist der Humanität, der all' ihre Institutionen beseelt, schon aus Achtung vor ihren eigenen bürgerlichen Gesetzen, deren erster § gleich nicht nur Privatpflichten sondern auch Privatrechte anerkennt, einem Begehren in dieser Richtung keine Folge geben könnte und würde. — Wenigstens existirt bis zur Stunde kein Präcedenzfall der Art — wie die Engländer sagen würden. — weder in der österreichischen noch sonst in der neuern Gesetzgebung im Gebiete der Landwirthschaft in Deutschland, England, Frankreich und Belgien*). Uns zu lieb dürfte wohl kaum eine Ausnahme gemacht werden, die sich durch unsere Verhältnisse auch keineswegs rechtfertige ließe. —

Die Vermittlung und Unterstützung der h. Regierung will ich aber darum in keiner Weise von der Hand gewiesen wissen, ich halte sie vielmehr für unumgänglich nothwendig, nur soll sie nicht unmittelbar eingreifen, nicht, wie H. H—r. verlangt, befehlen; es müsse commassirt werden. Es genügt, wenn sie, der Majorität ihren mächtigen Arm leiht, wenn sie ausspricht, und auch für den Sachsenboden verbindlich erklärt, daß die Minorität durch die Majorität von $^3/_4$, nach dem Grundbesitz berechnet, gebunden wird. Will sie ein Weiteres thun, die gute Sache zu fördern, so stehen ihr, wie ich das nicht erst auseinanderzusetzen brauche, indirekte, wirthschaftlich vollkommen begründete Reizmittel in ausgiebigem Maaße zu Gebote. Mit der Zusammenlegung der Grundstücke und der in ihrem Gefolge unabweisbaren gänzlichen Umgestaltung des Wirthschaftsbetriebs sind natürlich für den Landmann in der ersten Zeit der Einrichtung bedeutende Kosten verbunden. Da durch die Commassation auch das Staatsvermögen gewinnt, so wäre es nun z. B. nicht mehr als recht und billig, wenn dem commassirten Bauern gewisse Begünstigungen d. h. Nachlässe an den Staats- und Gemeindelasten gegenüber dem Zerbisselten während einer bestimmten Zeit eingeräumt würden. Diese und ähnliche Mittel sind die einzigen der Würde des Staats angemessenen, mit der Idee desselben verträglichen Wege, „durch bessere Eintheilung der Felder das Areal des Landes zu verdoppeln." —

H. H— r's Annahme, daß auf dem Wege wohlmeinender Belehrung Nichts zu erreichen sei begegnen wir wohl am einfachsten mit der Frage, ob denn schon ernstliche Versuche in dieser Richtung unternommen worden seien, ob, wann und wie man auf unsere Landleute einzuwirken schon versucht habe? Mir zum Mindesten ist Nichts darüber zu Ohren gekommen. Seine Behauptung ist wohl nur eine Voraussetzung, die auf der Natur des Bauern im Allgemeinen und des Sächsischen insbesondere basirt. Auf eine solche Hypothese hin, gleich mit dem Stock drein zu schlagen, hieße denn doch den Werth und die Bedeutung derselben zu hoch angeschlagen. Der letzte Grund seiner Zuhilfenahme der Staatsgewalt scheint mir aber vor allen Dingen in dem gewiß sehr anerkennenswerthen, wenn auch diesmal etwas zu weitgehenden Eifer für das möglichst schnelle Zustandekommen des angestrebten heilsamen Zweckes zu liegen und darin hat er unbedingt Recht, auf dem Wege der freien Vereinbarung wird die Commassation viel langsamer durchgeführt werden können, als durch gesetzlichen Zwang. Gewiß durch ein Machtgebot der Staatsgewalt gelangen wir am schnellsten zum Ziele, wenn wir uns aber

*) Ich glaube manchen Ihrer Leser durch die Zusammenstellung der neuern außerösterreichischen Gesetzgebung über diese Frage zu mehrerer Orientirung einen Dienst zu erweisen: Nassau Verordnungsblatt v. 1830, Nr. 5. Kurhessen Gesetzessammlung v. 1834. K. Sachsen Gesetzessammlung v. 1834 Nr. 40, von 1843 Nr. 255. Hannover Gesetz v. 30. Juni 1842 u. 25. Aug. 1847. H. Gotha Gesetzessammlung B. V. Nr. 208. England Gesetz v. 20. Aug. 1836 Cap. CXV. Preußen Gesetz v. 3. Jan. 1845 und 24. Mai 1853. Baiern v. 28. Mai 1852. Württemberg Gesetz v. 23. Juni 1853. — Von einschlägiger Literatur nenne ich besonders: Wißmann über das Consolidationswesen im H. Nassau mit allgemeinen Erörterungen über Anordnung, Regulirung und Separation der Güter, sowie über Verhütung der Güterzersplitterung Wiesbaden 1853.

selbst, den Glauben an uns verlieren, was wäre dann noch die Commassirung des ganzen in sächsischen Händen befindlichen Bodenswerth? — — Die Zusammenlegung war nie und nirgend das Werk weniger Monate. Die ersten Arrondirungen in Deutschland wurden schon in dem Jahre 1614 in den Gemeinden Hub, Majers und Manscheid im bairischen Landgericht Grönenbach vorgenommen und zur Stunde noch ist in Baiern bei weitem nicht Alles commassirt. — — (Forts. folgt.)

Korrespondenz.

□ Hermannstadt, den 1. Mai. Wer die Uebermäßige Begeistrung für Steger mit angesehen, muß sich wundern, daß die Suck'schen Conzerte, die doch in ihrer Art gewiß recht interessant so ausgezeichnet waren, nur einen mäßigen Zuspruch fanden. Die Anwesenden waren jedoch jedesmal sehr zufrieden und es fehlte nie an Applaus, ja im dritten und letzten Conzerte, welches die liebenswürdige Conzertgeberin gestern auf vielseitiges Verlangen veranstaltete, wollte der Beifall fast nicht enden. Von den Conzertstücken des Fräuleins Rosa Suck gefiel am besten das Ave Maria von F. Schubert, welches sie mit unendlicher Innigkeit und Zartheit spielte und damit auch diesmal ihr tiefes Gefühl beurkundete. Die mitwirkenden drei Herren Dilletanten fanden die verdiente Anerkennung und rauschenden Beifall. Möge das eine Ermuthigung für die zahlreichen Dilletanten unserer Stadt sein, bei ähnlichen Gelegenheiten doch auch mitzuhelfen: die Freunde der Tonkunst werden gewiß nur herzlich dankbar sein. Auf Verlangen spielte Herr Suck mit seiner Tochter Grand nocturne elegiaque für zwei Violoncello's mit gewohnter Präzision und es ernteten beide reichen Beifall. Aber erst in der Schlußnummer lernten wir die hohe Künstlerschaft des Herrn Suck recht kennen und würdigen. Es ließ uns nämlich derselbe die großartige Fantasie F. Serwal's „Souvenir de Spa" hören, womit Serwais zu seiner Zeit die musikalische Welt Europas entzückte. Herr Suck ist so vollkommen in den Geist dieser prachtvollen und großartigen, den Violoncellisten die Gelegenheit zur Entwickelung seiner Kunst bietenden Composition eingedrungen, und trägt alle Theile, wie sie geschrieben sind, mit solcher Meisterschaft vor, daß eine höhere Vollendung kaum denkbar. Diese Ruhe, welche selbst durch die schwierigsten Passagen nicht unterbrochen wird, diese Bogenführung, welche alle Stricharten in ihrer Vollendung zeigt, dieses gesangreiche Portamento in den Gesangpartien, diese Leichtigkeit in den Läufern und Cadenzen in einfachen und Doppelgriffen, diese kraftvollen Arpegyien, worauf wieder der Gesang mit süßem Zauber das Herz erfassend, fast wie eine menschliche Stimme dahinschwebt: Alles dieses und was sich nur empfinden, nicht aussprechen läßt, ergriff die Zuhörer mit unwiderstehlicher Gewalt und steigerte ihr Wohlgefallen zum wahrhaften Entzücken. Unter solcher Leitung muß wohl die Tochter und Schülerin Außergewöhnliches leisten, und wenn der Tochter Kränze zugeworfen wurden, so konnte der Vater zugleich als Lehrer den verdienten Triumph mitfeiern. Wir sind überzeugt, Herr Suck wird mit seiner auf dem Pfade der Kunst weit vorgerückten Tochter überall, wo die Tonkunst ihre Verehrer hat, die freudigste Anerkennung finden. Wir rufen ihnen auch in die Ferne noch ein herzliches Lebewohl nach und versichern sie, daß ihre wundervollen Töne bei uns nimmermehr verklingen werden.

Herr Hugo Crüger hatte die Güte, alle Pieces mit dem Piano zu begleiten, welche schwierige und ermüdende Aufgabe er mit gewohnter Präcision ausführte. Wir sagen ihm so wie allen Herren, welche noch mitzuwirken die Güte hatten, im Namen der Kunst aufrichtigen Dank.

Mannigfaltiges.

* Aus dem Großherzogthum Baden erhebt sich darüber eine Stimme, daß man am Ostermontage in den meisten Orten im Lande den Tanz untersagt habe. Mit Recht gibt man es zu, daß an dem ersten Tage der hohen Feste jede Unterhaltung verboten ist, aber am zweiten Feiertag dem Volk seine Freude zu rauben, paßt für das gemüthreiche deutsche Volk nicht. Man lasse die starre, düstere, anglikanische Festtagsfeier jenem Volke, dem sie angeboren ist. Die Welt ist kein irdisches Jammerthal, das lehrt uns die Natur. Nur manche Menschen möchten sie dazu stempeln und alle Freude aus der Welt hinaussagen, aber man möge solchen ihren Kampf gegen die Welt, ihre häuslichen Andachten, ihre Bußübungen, ihr dumpfes geistloses Hinbrüten, ihre Traktätlein und ihre Sonderbarkeiten lassen und sich nicht um sie kehren. Das Volk möge einen kirchlichen Sinn bewahren, aber nicht für die Freude abgestorben sein. Selbst der Welt Heiland sagte in seinen Lehren: seid fröhlich mit den Fröhlichen, und ein fröhliches Volk ist viel besser, als ein hinbrütendes das für alle Freuden abgeschlossen ist.

* Das F. J. meldet aus Mitteldeutschland, daß die Lage der Protestanten in Frankreich nicht lobenswerth sei. Obgleich der französische Protestantismus mit dem schändlichen Mordversuche nicht in der entferntesten Berührung steht, so soll doch der Freiheit auf religiösem Gebiete — allem Vermuthen nach durch klerikale Einflüsse — noch engere Schranken als bisher gesetzt werden. Die Regierung will die seit längerer Zeit bestehenden Evangelisationsposten nicht mehr ruhig gewähren lassen. Darüber wurden die Protestanten in Paris in große Bestürzung gesetzt. Die angesehensten Männer der Protestanten haben eine Versammlung gehalten und darin nach langer Berathung beschlossen: lediglich im Harren und Stillesein und dem festen Muth des gewissen Glaubens sich zusammenzuschließen, sich nicht beugen und brechen zu lassen, aber zu gehorchen, so weit das Gewissen es gestatte.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 54. Freitag, den 7. Mai. 1858.

Der Nothpfennig.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

(Fortsetzung.)

Kehren wir zu Heinrich, dem armen Tischler zurück, der die ihm reichlich zu Theil gewordenen Vaterfreuden zwar schätzte, seine Kinder wie deren Mutter liebte, aber nicht genug, wie wir gesehen, um ihretwegen seinem Hange zum Leichtsinn gebieten zu können. Heut, nach dem Beweise, den er auf's Neue davon abgelegt, faßte er den Vorsatz, den recht ernstlichen, nicht wieder in den alten Fehler zu verfallen. Er bereute die Kränkung hauptsächlich, die er seiner Frau durch harte Worte im Beisein des Juden zugefügt. Diese zu sühnen, reichte er ihr bei der Heimkehr die Hand, brachte den Kindern eine Semmel mit, und als die ältesten klagten: „die Mutter ist krank, der Kopf thut ihr weh!" bat er die Leidende, doch ja bald zur Ruhe sich niederlegen zu wollen, versicherte, daß er ja gern die Geschäfte des kleinen Hauswesens, das Kochen der Abendsuppe, das Zubettebringen der Kinder übernehmen werde.

— „Er ist doch recht gut!" dachte Marie, indem sie seinem Geheiß Folge leistete, und bei jenem Gedanken sich belobte, daß sie seinen Fehler nicht fremder Rüge preisgegeben.

Am nächsten Morgen, als er schon bald nach Sonnenaufgang sich erhoben, seine Arbeit einzurichten, fühlte die davon erwachte Frau sich gedrungen, ihren abendlichen Gedanken beim Morgengruß Worte zu geben, zu sagen: „lieber Heinrich, Du bist doch recht, recht gut," worauf noch einmal so flink die Arbeit des Belobten von Statten ging.

Von da an zeigte er sich als das Muster eines fleißigen Arbeiters, zärtlichen Ehemannes, liebevollen Vaters und sogar guten Wirthes. Um die niedergeschlagene Frau aufzuheitern, versicherte er ihr, daß es neulich nur sein Scherz gewesen, sich einen neuen Rock anschaffen zu wollen; der alte sei noch lange gut, aber ein neues Umschlagetuch ihr zu kaufen solle seine erste Sorge sein, sobald er bei Gelde sein werde.

Die bestellte Arbeit war bei dem anhaltenden Fleiße des Tischlers zum festgesetzten Termin fertig geworden und heiter schickte er sich zu ihrer Ablieferung an, neuer, vielleicht noch einträglicherer Aufträge mit Geldvorschuß dazu gewärtig.

Unterdeß gedachte Marie zwar nicht ohne Bangigkeit ihres Begegnisses mit Frau von Lohmen, allein sie beschwichtigte ihre Unruhe mit der Hoffnung, daß die ihr zürnende Wohlthäterin den vermeintlichen Leichtsinn der Frau nicht, den Mann, besonders in Betracht seiner gut gefertigten Arbeit, entgelten lassen werde. Ja, sie wünschte sogar, daß, wenn die Sache zur Sprache kommen sollte, Heinrich weniger gewissenhaft als sie zu Werke gehen und zu seiner Rechtfertigung die Schuld ihr aufbürden möchte. Darüber — wie sie hinter seinem Rücken seine leichtsinnige Handlung wieder gut gemacht, hoffte sie, werde er jetzt schon aus Rücksicht für ihren Zustand keinen Zank mit ihr anfangen.

Die selbstzufriedene Miene, mit welcher Heinrich vor Frau von Lohmen erschien und die Rechnung für die gefertigte Arbeit ihr überreichte, erhielt durch den strengen Blick, womit sie ihn fixirte, eine merkliche Einschüchterung.

Ohne ihn eines Wortes zu würdigen, zählte sie nach Prüfung der Rechnung den durch Abzug des Vorschusses gering ausfallenden Betrag auf, bei dessen Einstreichung an seinen Dank dafür Heinrich die Bemerkung knüpfte: er hoffe, daß Frau von Lohmen mit der Arbeit zufrieden sein, das Arbeitslohn nicht zu hoch finden und ihn ferner in Nahrung setzen werde.

Zu seinem Schreck aber entgegnete darauf seine vermeintliche Gönnerin: — „Nein, mein Freund, wenn Ihre Arbeit sich auch tadellos und billig angefertigt herausstellen sollte, kann ich Ihnen doch keine mehr zuweisen, indem der Verein, dem ich angehöre, nur die Handwerker durch Arbeitsanweisung unterstützt, die dieser Aufhilfe sich würdig zeigen, nicht die leichtsinnigen, welche die erhaltenen Vorschüsse in die Lotterie setzen, und daher nicht zu beklagen sind, wenn sie an den Bettelstab gerathen."

Dieser Schluß vollendete die Bestürzung des Abgefertigten. So sprachlos wie vor Kurzem die schuldlose Frau, stand jetzt der schuldige Mann vor der strengen Richterin. Freilich waren die Motive ihres beiderseitigen Verstummens sehr verschieden. Dort lähmte eine edle, hier eine falsche Schaam die Zunge des Betroffenen, die eine mildere Zurechtweisung in beiden Fällen vielleicht gelöst haben würde.

Digitized by Google

Das entgegengesetzte Verfahren verstärkte die Reue nicht, die Heinrich über seinen Leichtsinn schon empfunden und, wie er meinte, ihn damit schon abgebüßt hatte. Nach den eigenen Vorwürfen nun noch fremde ertragen zu sollen, erschien ihm eine Ungerechtigkeit.

Nachdem er einige Minuten, ohne ein Wort hervorbringen zu können, nach einem Nachsicht anflehenden Ausdruck in sich gerungen, wählte er den unpassendsten, war es auch der seiner inneren Ueberzeugung, indem er sagte: — „Sie thun mir Unrecht, gnädige Frau, ich bin einer Unterstützung nicht so unwerth, wie manche Andere, die sie genießen, obgleich sie Schlimmeres thun, als ich begangen, aber Scheinheilige sind, denen Alles durchgeht, bis der Krug endlich bricht."

Mit dieser Entgegnung aber verdarb Heinrich Alles, trat nach handwerklichem Ausdruck dem Fasse den Boden aus.

— „Ei mein Freund," — versetzte Frau von Lohmen — „Sie führen da eine gar hochmüthige Sprache, die von keiner Selbsterkenntniß, nur von jenem abscheulichen Dünkel zeugt, der so viele Ihres Gleichen schon in's Verderben geführt und noch führen wird; die Unseligen, welche auf der Stufenleiter sittlicher Verirrung, deren erste Sprosse „Leichtsinn" heißt, immer weiter steigen, und wenn die Strafe sie dafür ereilt, noch ungedemüthigt zu ihrer Rechtfertigung ausrufen: Es geschieht mir Unrecht, ja wohl gar noch keck hinzufügen: Gott weiß es!"

— „Gnädige Frau! nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich einen Verurtheilten so sprechen hören sollte, würde ich in meinem Herzen denken: es ist doch noch wohl ein gutes Haar an ihm, was freilich Niemand anders als der liebe Gott, auf den er sich beruft, weiß, und das, wenn barmherzige Menschen es zur rechten Zeit erfaßt hätten, vielleicht zu seiner Rettung hätte dienen können."

— „Daß Meister Siering sich Mühe giebt, verurtheilte Verbrecher zu entschuldigen, kann seinem Leichtsinne bei mir nicht zur Entschuldigung dienen." Mit dieser Antwort verabschiedete Frau von Lohmen den Tischler, der im Vorsaal seinem Herzen noch Luft in den Worten machte:

— „Mag sie denken von mir, was sie will, aber ein Galgenstrick ist deßhalb ein armer Pechvogel noch nicht, wenn er auch sein Geld in die Lotterie setzt, um einmal auf einen grünen Zweig zu kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Bauern-Briefe

von Johann Rohrmüller.

(Fortsetzung.)

Doch genug über diese Frage. Nur dem von H. H—r. angeführten Beispiel, in dem die Commassation an der dis inertia einer sonst bereitwilligen Gemeinde scheiterte, sei hier noch ein anderes Beispiel — unsern wackern, in jeder Beziehung rührigen Neustädter, entgegengestellt. Auch diese wollten und haben zum Theil auch schon aus eignem Antrieb — zwar nicht commassirt, aber eine bessere Feldereintheilung durchgeführt. An der vollständigen Ausführung haben sie nicht Trägheit, sondern einzig und allein außer ihrer Macht liegende, durch kein ihnen zu Gebote stehendes Mittel zu überwindende Umstände gehindert. — Nach dieser langen, aber zur Sache gehörenden Erörterung der Vorfrage verspreche ich Ihnen um so strenger bei dem Thema zu bleiben.

Wie soll die Zusammenlegung der Felder und Wiesen auf Sachsenboden vollzogen werden? die Frage gehört unstreitig zu jenen, die leichter zu stellen als zu beantworten sind. Es fällt mir auch nicht bei, dieselbe erschöpfend zu beantworten, dazu würden meine Kenntnisse ebensowenig, als die Geduld Ihrer Leser ausreichen, ich übergehe die weitere Vorfrage ob eine vollständige Arrondirung oder nur eine Zusammenlegung in den einzelnen Feldern wünschenswerther sei diesmal ganz, ich will eben nur zur Sache sprechen. Fangen wir mit dem Anfang an.

Das erste Erforderniß, die Grundlage der Commassation ist nach vorausgegangener entgiltiger Bestimmung etwa streitiger Hattergrenzen die Aufnahme und Vermessung des ganzen Weichbildes durch einem erfahrenen Geometer und zwar die Aufnahme des ganzen Hatters in der Art, daß darauf der Grundbesitz jedes Einzelnen, Wiesen, Wälder, Weideplätze, Sümpfe, Weiher, Teiche, Wälder, Landstraßen, Gemeinde und Feldwege, Wässer, Gräben ꝛc. etwa durch besondere Farben und Schattirungen hervorgehoben würden. Ich möchte dazu rathen zu diesem Geschäft einen im Consolidationswesen erfahrenen Geometer, vielleicht einen der in Ungarn in diesem Zweige gearbeitet, dem also die genauere Kenntniß der bestehenden hier wie dort gleichartigen Wirthschaftsverhältnisse und der daraus hervorgehenden Bedürfnisse sehr zu statten kommen würde, zu wählen und von diesem oder doch mindestens unter seiner Leitung den Generalsituationsplan anfertigen zu lassen, dann wird es zweckmäßig sein durch denselben auch die Revision und zwar sobald die neue Eintheilung in einem Felde — eine vollständige Arrondirung oder sogenannte Vereinödung halte ich nämlich in unsern Verhältnissen weder für nothwendig, noch zweckmäßig*) — vornehmen zu lassen. Der große Vortheil wäre, daß Fehler, welche bei der Consolitation des ersten Feldes begangen wurden zeitig entdeckt, noch verbessert und bei der Fortsetzung des Geschäftes verhütet werden können.

Hier wäre die Unterstützung der h. Regierung erwünscht, wenn sie nämlich die Entlohnung des Geometers und der andern bei dem Commassationsgeschäft erforderlichen Organe bestreiten wollte, sowie sie überhaupt die Neigung zur Commassation durch Erleichterung der mit dem Vollzug verbundenen Auslagen: Nachsicht der Uebertragungsgebühren ꝛc. nicht wenig erhöhen könnte.

Der nächste Schritt ist die Revision der bestehenden Grundbücher, ihre Vergleichung und Richtigstellung nach der neuesten

*) Der Hauptgrund ist die größere Schwierigkeit, ja nahezu Unmöglichkeit hauptsächlich der Wiesen wegen, die, soviel nur bekannt, überall abgesondert von dem Ackerboden liegen, eine Ausscheidung von Wiese- und Ackergrund in einem Strich wäre daher eine wahre Riesenarbeit, wenn überhaupt wegen des zu einem denkbar rationellen Wiesenbau erforderlichen Wassers das als Muster anerkannte nassauische Commassationsgesetz beruht auf derselben Grundlage. Uebrigens meine ich, liegt ein rationeller Wirthschaftsbetrieb zwischen der französischen Parzellenwirthschaft und den englischen Latifundien mitten inne.

Aufnahme und Vermessung. So überflüßig dieser Vorgang auch Manchem scheinen mag so nothwendig wäre er bei der bekannten Unvollständigkeit unserer öffentlichen Bücher und namentlich auch Ungenauigkeit in der Angabe der Größe des Areals.

Auf die Rektifizirung der Grundbücher hätte eine Berathung sämmtlicher Gemeindeglieder zu folgen, bei der das Verhältniß, an welchem die Austheilung der Gemeindeweiden vorzunehmen sein wird, zu besprechen wäre. (Die Gelegenheit, die sich hier bietet, durch Ausscheidung eines Theils vom Gemeindegrund zu Gunsten der Kirche, Schule, der Lehrer, für Baumschulen Etwas zu thun, sollte keine Gemeinde ungenützt vorübergehen lassen.) — Weitere Gegenstände der Berathung wären die Eintheilung der Felder und Wiesen in gewiße Klassen, deren Zahl natürlich von der Verschiedenheit des Bodens abhängig, das Verhältniß der Klassen unter einander, der einzelnen Klassen der Felder zu jeder Klasse von Wiesen. Die Fruchtbarkeit und Lage des Bodens, die Entfernung von der Gemeinde überhaupt alle auf den Werth des Grundes einflußhabende Momente müßten hier in Anschlag gebracht werden. Dabei müßte durch Majoritätsbeschluß das einfachste Mittel zur Abstellung von Servituten auf fremden Grundstücken, sowie wechselseitigen Servituten festgesetzt werden. Hier wäre ferner der Ort die Regulirung der Straßen und Wege, der Bäche und Flüße vorzunehmen. Am zweckmäßigsten dürfte es sein die Bestimmungen über die Regelung der Bäche, die Verwendung und Vertheilung des Wassers zur Wiesenwässerung gleich in die Commassationsverordnung selbst mit aufzunehmen.

Nun könnte vorerst auf Grundlage der Generalsituationskarte die Spezialkarte jedes einzelnen Feldes angelegt werden, auf der dann die Grundstücke sämmtlicher Theilnehmer zu einer Masse vereinigt würden. Aus dieser wäre hierauf Jedem sein dazu hergegebener vereinzelter Grundbesitz nach Verhältniß der Größe und Güte durch größere Flächen zu ersetzen. Vom Papier müßte das Operat auf den Boden übertragen und Jedem sein Theil in natura ausgeschieden werden. Eine Revision der Ausführung wäre, wie ich schon oben angedeutet unumgänglich nothwendig, um die bei einer solchen Arbeit uns vermeidlichen Mängel gleich anfangs soviel möglich zu beseitigen und die gemachten Erfahrungen weiterhin zu benützen. — Schon bei der Eintheilung auf der Spezialkarte müßte darauf gesehen werden, daß die Grundstücke möglichst regelmäßige Figuren bilden und wenigstens von einer Seite jedes auf einen Feldweg stoße; namentlich müßte die Länge jedes Grundstücks in ein gewisses Verhältniß mit der Breite gebracht werden.

Den Schlußstein bildet die Anlage eines neuen Acker- und Wiesengrundbuchs nach der bis dahin voraussichtlich auch schon für Siebenbürgen kundgemachten Grundbuchsordnung für Ungarn ꝛc. (Min.-Ver. v. 18. April 1853 und 15. Dez. 1855.)

Ich hätte Ihnen nun noch meine Ansichten über das Maximum und Minimum, über die zweckentsprechendste Einrichtung eines Dismembrationsgesetzes für unsere Verhältnisse zu entwickeln, doch kenne ich Ihre Idiosynkrasie gegen lange Artikel viel zu gut, als daß ich es wagen sollte, weiter auf Ihre und Ihrer Leser Geduld zu sündigen. Hier nur noch soviel. Will und muß man, wie in unserem Vaterlande, von einer Verbindung des Landbaues mit andern Gewerben absehen, so findet das Minimum und die Zerstückelung des Grundbesitzes ihre Grenze in der Fläche, welche erforderlich ist, um die Arbeitskraft der Familie dauernd und lohnend zu beschäftigen, um das Kapital mindestens im Verhältniß zur zunehmenden Bevölkerung zu vermehren. Die Größe dieser Fläche ist verschieden nach der Produktionskraft des Bodens, Kapital, Intelligenz und Absatz. Nach meinen Erfahrungen im Burzenland, die hauptsächlich auf der Einsicht einiger Zehntfassionsregister basiren, wäre beim Minimum nicht unter 10 Joch herabzugehen und ein Dismembration erst bei einem Complex von 20 Joch für zulässig zu erklären. Die Maximalfrage halte ich jetzt und noch lange hin für durchaus unpraktisch. —

Ich bin zu Ende und bescheide mich gern mit unserem großen St. L. Roth zu sagen: „Hat Jemand einen ſichexexen Schuß: hier ist das Gewehr, triff Du in's Schwarze! Wenn nur das Wahre getroffen wird, mir rührt's die Galle nicht auf, wenn auch die Hahnenfeder auf einem fremden Hüte prangt. Geht der Böller nur los, der Erste will ich freudig rufen: Es ist getroffen!" Gott befohlen!

J. R.

Oper in Kronstadt.

Wenn wir den Lesern dieser Blätter Berichte über die Opernvorstellungen zu geben uns verpflichtet haben, so müßen wir von vornherein die Versicherung abgeben, daß wir nicht allein unparteiisch referiren, nein, auch unparteiisch und gänzlich unbefangen kritisiren, die Leistungen der Mitglieder besprechen, ihre Talente, den Grad künstlerischer Ausbildung abwägen, und somit ein Urtheil abgeben werden, welches jederzeit den Anforderungen die unser Publikum machen kann conform sein dürfte. Wir müßen im Voraus der Direktion Schulz unser Compliment machen, unsern Dank abstatten, — er hat gehalten, was er uns versprach bei Uebernahme der vereinigten Bühnen Hermannstadt und Kronstadt — wir hatten diesen Winter, ein gutes Schauspiel, und auch eine Posse; wir haben jetzt eine ganz gute Oper! Möge Direktor Schulz fortfahren selbstständig und frei von gewissen ihm nur schädlich gewordenen Dominanten sein Geschäft zu leiten, und der andauernde rege Besuch und die lebendige Theilnahme des Publikums wird ihn überzeugen daß seine Bemühungen um das Kunstinstitut erkannt und gewürdigt sind. —

Die Oper ist, soweit es die Verhältniße gestatten, ganz vorzüglich zu nennen.

Die erste Sängerin Mad. Norsed ist eine imposante Erscheinung; die Stimme, ein klangvoller kräftiger hoher Sopran von bedeutendem Umfange — ist trefflich geschult — das Pronunciamento des Textes außerordentlich deutlich, und ihr Spiel stets der Situation angemessen; ihre Leistung als Elvira und Norma war groß und so überwältigend, daß sie auf offener Scene mehreremale gerufen, stets stürmisch applaudirt und als hervorragendste Erscheinung von den Opernfreunden bezeichnet wurde. Frl. Jerde, eine liebliche Erscheinung, mit frischer sehr angenehm klingender Stimme, singt recht correkt, der Triller ist vorzüglich schön gebildet, Spiel und Vortrag bedarf noch der Ausbildung — aber hat erst Frl. J. diese erlangt, dann wird ihr auch eine Zukunft blühen, die reich und glücklich zu nennen ist; ihre Adalgisa und Marie (Czaar) waren vortreffliche Leistungen einer jugendlichen Anfängerin, weniger sprach sie mir im Rigoletto an. Frau Hofer welche in dieser Oper die kleine Parthie der Maddalena sang, besitzt soweit sich nach dieser beurtheilen läßt, eine kräftige und angenehm klingende Altstimme, die wir in größern Parthien wie Romeo, Azucena u. a. dgl. Parthien mit Vergnügen hören und dann über den Erfolg berichten werden. Hr. Bodorff hat eine der klangvollsten hohen Baßstimme, die es wohl gibt; der Ton ist Sonor und der Timbre üppig und mollig — so sympathetisch zum Herzen dringend, daß Hr. B. durch seinen

Carlos auch sofort alle Herzen gefangen nahm; ganz vorzüglich als Carlos wie Rigoletto, scheint ihm die exquisite hohe Lage des Czaaren Peter nicht zuzusagen, — wir vermißten an diesem Abend wenigstens das Feuer, den schwungvollen Vortrag — der Vortrag des bekannten Czaarenliedes: „Tischt spielt ich ꝛc." zeugt Spuren von Ermüdung deutlich an, und dient zum Beweis meiner Behauptung: Daß Parthien mit andauernd hoher Lage ihm nicht zusagen. Wir begrüßen ihn mit Freuden als einen Liebling des hiesigen Publikums. — Der Tenor Hr. Lipka hat unsern Erwartungen nach den Berichten der Hermannst. Zeitung sehr hoch gespannt; wir wollen noch mehrere Opern hören, um uns über seine Leistungen auszusprechen*).

Hr. Hajek, tiefer Baß — mit umfangreicher und schöner Stimme; die Klangfarbe hat etwas edles, ansprechendes, seine Tertänesprache ist lobenswerth, sein Spiel degagirt, diese Eigenschaften bezeichnen ihn als ein wackeres Mitglied unserer Oper. Herr Castelli, Spieltenor, gab uns in der kleinen Parthie d. Peter Iwanow Gelegenheit seinen deutlichen Vortrag, sein höchst gewandtes Spiel und eine ziemlich kräftige Stimme, die mehreremale mit Succeß das hohe a anschlug, in Betracht zu ziehen, und müssen wir bekennen daß Hr. C. mit Recht gefallen hat; möge die Direktion, ihn doch mehr beschäftigen. —

Hr. Linker, ein in allen Sätteln gewandter Hussi» cantare mit noch — stark angeschlagen — wohllingender Baßstimme. Sein vorzügliches Spiel, seine originelle Mimik, seine Drollerie, sein Humor — sein prägnanter Vortrag, rechtfertigen den Beifall des Publikums, das seine Leistung als van Bett mit außergewöhnlicher Anerkennung auszeichnete. — Das Chor ist mit schönen und kräftigen Stimmen besetzt; die Leute singen correkt und sicher — und das Orchester unter Leitung des Hrn. Urban leistet so vorzügliches daß wir mit in den Beifall des Publikums, und von Herzen einstimmen; aber eben weil die Kapelle so ausgezeichnetes leistet, müssen wir unser Publikum bitten, beim Beginn der Ouverture sich zu beruhigen, damit auch diese Pieces von Liebhabern musikalischer Produktionen ungestört genossen werden können. Herrn Urban unsern Respekt und unsern Dank für sein wackeres Dirigiren; und nicht genug ist es zu rühmen wie lobenswerth es ist, daß Hr. Urban die Leitung der Oper übernommen hat. So und nicht Anders muß ein Kapellmeister der seiner Sache gewiß ist, der etwas mehr als Gewöhnliches gelernt hat, so muß er beschaffen sein, in allen was zu seinem Sache gehört ein ganzer Mann. NUOVO.

*) Herr Lipka hat im Troubadour am verflossenen Mittwoch sehr angesprochen und wurde vom Publikum durch lauten Beifall ausgezeichnet. Auch in dem gestern Abend stattgefundenen Concerte der Fräulein Suck hat Herr Lipka ein Lied für Tenor-Solo gesungen, welches sich der schmeichelhaftesten Aufnahme erfreute. D. Red.

Mannigfaltiges.

* Kronstadt, 7. Mai. Die neue Münzordnung im österr. Kaiserstaat, welche soeben in einem allerhöchsten Patente bekannt gemacht wurde, ist so tief in alle Verhältnisse greifend, daß es Jedermann dringend wünschen wird, dieses Patent zu besitzen. Wir lassen dasselbe in Taschenformat drucken und werden es nächstens an die Leser unserer Zeitung versenden.

* Der ungarische Wein hat jetzt auch in Südafrika einen Absetzer gefunden. Ein Kaufmann in Paramaribo, welchen Herr v. Kubinyi in Amsterdam kennen lernte und ihn um Naturalien für das Museum in Pest aus Südafrika anging, vermittelt den Handel mit ungarischen Weinen in Südafrika.

* Zum Lutherdenkmahl in Worms sind bis 18. Apr. 66,760 fl. eingegangen. Das Komité hat der Gemeinde Kronstadt für ihre Beiträge einen sehr herzlichen und ehrenvollen Dank abgestattet.

* Die französische Armee muß, um die ihr gegenwärtig obliegenden Pflichten erfüllen zu können, 392,000 Mann stark sein. Dieses zu erreichen, soll jedes Infanterie-Regiment auf 1900 Mann gebracht werden. — An Baron Groß sind Depeschen nach China gesendet worden, um dem französischen Kommandirenden die Weisung zu ertheilen, sich zu beeilen, mit den Chinesen fertig zu werden, da es möglich sei, daß Frankreich seine Kriegsschiffe in Europa bedürfe, um sogleich darüber verfügen zu können. — Es wird aus Paris gemeldet, Admiral Lyons habe eine Entschädigung für die englischen Maschinisten auf dem „Cagliari" von 100,000 Fr. von Neapel verlangt.

* Der Kaiser von Rußland hat dem geistlichen Vize-Präsidenten des evangelisch-lutherischen General-Konsistoriums Dr. Ulmann wegen seiner vielfältigen Verdienste die Ehrenwürde eines lutherischen Bischofs verliehen; Diese Würde hat bisher nicht in Rußland bestanden. — Kaiser Alexanders edle Absicht, sein Volk von der Leibeigenschaft frei zu machen, wird durch Herumtreiber, Winkelschreiber, Popen, Diakonen ꝛc. sehr verdreht und der Same böser Zwietracht gesäet. Die Bauern werden gegen den Adel aufgestachelt und in den lithauischen Gouvernements ist es schon zu revolutionären Auftritten gekommen, so daß die bewaffnete Macht gegen die Bauern einschreiten mußte. — Die russische Regierung hat ihren Gesandten die Weisung ertheilt, Ausländern keine Päße zu visiren. Die russische Gesandtschaft hat dieses zwar nie gethan, und diese Weisung ist nur aus Courtoisie gegen die französische Regierung erfolgt.

* Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin wurde dieser Tge eine neue Posse, voll des niedrigsten Blödsinnes, furchtbar ausgetrommelt. Im dritten Akte sollte eine Kammersitzung dargestellt, resp. persiflirt werden. „Hier — so wurde von der Bühne herab erklärt — „sitzt der Präsident, hier die Rechte, dort die Linke. Jetzt nimmt einer von der Linken das Wort" — — da ertönt plötzlich von der Gallerie herab der Ruf: „Ich beantrage den Schluß!" Unter lautem Gelächter stimmte Alles in den Ruf ein, und der Vorhang mußte fallen.

* Der chinesische Gouverneur Deh, der bekanntlich von den Engländern nach Kalkutta gebracht wurde, ist von seinem Kaiser degradirt worden und ein anderer Gouverneur für Kanton ernannt worden. Der Kaiser von China hat diesem neue Instruktionen gegeben, um mit den Europäern zu unterhandeln. Es scheint man will die chinesische Mauer einreißen, die Zöpfe abschneiden und ins himmliche Reich europäische Kultur einlassen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 3 fl. mit Post 4,- ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 55. Montag, den 10. Mai. 1858.

Der Nothpfennig

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

(Fortsetzung.)

Er ging nun seiner Wege und wie es in solchen aufgeregten Stimmungen bei ähnlichen Naturen, zu geschehen pflegt, in ganz entgegengesetzter Richtung seiner früheren guten Vorsätze, eines neuen Fehlers sich schuldig zu machen. Er stürzte in einem Branntweinladen, den er bisher immer gemieden, einige Gläser feurigen Giftes zur Betäubung seines Aergers, seiner Sorgen, hinunter.

Aber alle Schuld rächt sich auf Erden!

Während der Berauschte auf dem Heimwege in dem süßen Rachegefühl der phantastischen Vorstellung schwelgte, als Gewinner des großen Looses in einer glänzenden Kutsche bei Frau von Lohmen vorzufahren und in derben Worten ihr den Text zu lesen, trat ein nüchterner Mann ihm entgegen, der seinen Zustand bemerkend, ihm ziemlich derb an die Schulter fassend, mit den Worten anredete:

— „Ei Meister Stering, Sie haben wohl alle Taschen voll Geld, daß Sie nicht wissen wohin damit, und es in den Schnapsladen tragen. Vorher aber hätten Sie Ihre längst fällige Schuld bei mir abtragen sollen. Sie kommen mir, wie Sie da sind, gerade gelegen, Ihnen zu erklären, daß ich nicht länger mit Ihnen Geduld haben kann und Maßregeln zur Erlangung meines Geldes treffen werde."

Diese Drohung schlug in Heinrich zwar den Rausch nieder, aber der Gläubiger hörte nicht auf seine Versicherung, daß er ihn in Kurzem redlich bezahlen werde, und ging kopfschüttelnd von dannen.

Mit Herzpochen sah Marie der Heimkehr ihres Mannes entgegen, für den sie, wenn er auch, wie sie fürchten mußte, keine gute Nachrichten in neuer Arbeitsbestellung mitbringen sollte, doch eine erheiternde beschwichtigende Mittheilung in Petto hatte.

Allein diese erwies sich als eine bittere Täuschung, als Heinrich bei'm Eintritt ihr sogleich erzählte, er habe sich so eben entsetzlich über den Holzhändler geärgert, der unterwegs ihn festgehalten, auf Bezahlung seiner Schuld gedrungen, was ihm jetzt nicht möglich sei, da Frau von Lohmen, obwohl zufrieden mit seiner Arbeit, geäußert, daß sie ihn vor der Hand nicht in Nahrung setzen, also auch keinen Vorschuß zahlen könne.

— „Mein Gott," — erwiderte Marie, weniger von dem Schluß, als dem Anfange des niederschlagenden Berichtes ergriffen — „wie kann denn Herr Schulze, der Holzhändler, so plötzlich anderes Sinnes geworden sein? Es ist kaum eine halbe Stunde her, daß er hier war, um nach Dir zu fragen, Dich an Deine Verpflichtung zu mahnen, was aber in einem gar milden Tone geschah. Und als ich ihn um Nachsicht bat, was ich in beweglicher Weise that, sicherte er sie mir zu. Der Anblick der Kinder mochte dazu beigetragen haben. Er streichelte die Kleinen, als sie ängstlich zu ihm aufblickten, gab mir die Hand bei'm Abschied und sagte: Nun, wenn Ihr Mann so rechtschaffen und brav ist, wie Sie ihn rühmen, weder dem Spiel noch dem Trunke ergeben, will ich schon noch eine Weile Geduld mit der Bezahlung haben, ja vielleicht noch einigen Credit geben, wenn er neue Bretter brauchen sollte. Wie froh war ich darüber, wie freute es mich, Dir dies zum Troste mittheilen zu können." —

— „Nun laß nur nicht gleich die Flügel hängen!" — ermahnte Heinrich — „die Menschen sind einmal alle veränderlich wie der Wind. Deine Schutzpatronin gehört auch zu der Sorte. Man muß sich auf sich selber verlassen."

Ein tiefer Seufzer aus der Brust der armen Frau antwortete dem Philosophen.

Aber nicht lange, und mit verschränkten Armen saß er da wie ein Tiefsinniger, auf einen Fleck starrend, dann auffahrend mit dem Ausruf: „O könnte ich doch mein ganzes Handwerkszeug zum Fenster hinauswerfen!"

Von diesem Vorsatz erschreckt aber baten die ältesten Kinder: „Mein Vater, thue das nicht, mache uns erst ein Särglein für unsere Puppe, die ist gestorben, da hast Du gleich eine Arbeit."

Und der Vater that ihnen mit schmerzlich bitterem Lachen den Willen, aber nicht die Mutter, die ihnen wehrte, die Puppe zu begraben, was nach solchem Kinderspiel ein wirkliches Begräbniß zur Folge habe.

Der drückende Nothstand wurde nach Verlauf einer Woche durch Vermittelung der armen Lindner gemildert. Sie verschaffte ihrem Freunde durch Anpreisung seiner guten und billigen Arbeit

einigen Verdienst in den Häusern, wo sie als Aufwärterin dazu Gelegenheit gefunden.

Am glücklichsten war Marie darüber und als eines Abends ihr Mann bei der Einnahme einiger Groschen äußerte — „Ja, wenn es Thaler wären, und ich sie für den Klapperstorch, der wohl nächster Tage einkehren wird, zurücklegen könnte" — fiel sie hastig, vorschnell ein — „Ich habe Sorge dafür getragen. Der Nothpfennig liegt schon zu der Ausgabe, wenn auch etwas angebrochen, in der schwersten Zeit, da."

— „Wie, einen Nothpfennig hast Du zurückgelegt? liebe Seele!" — fragte Heinrich, sehr angenehm davon überrascht — „Aber wie hast Du dieß angefangen? Ich bin ganz wißbegierig darauf."

— „Ach, von vielem Wissen thut einem der Kopf weh. Sei jetzt zufrieden, zu hören, daß ich so fürsorglich gewesen bin. Wie, das wirst Du schon zu seiner Zeit erfahren."

— „Nun meinetwegen sei es auch fernerhin so, ich habe nichts dagegen. Aber jetzt laß Dich küssen, daß Du mir den Stein der Sorge von der Brust gewälzt!"

Nie aber hatte ein Dank, eine Liebkosung ihres Mannes die Frau weniger als heut erfreut.

Zu seiner Freude aber übergab sie ihm am folgenden Abende den Nothpfennig, zu dessen Anwendung schon am nächsten Morgen die Zeit eintrat.

Nicht aber konnte die Wöchnerin, wie sie gehofft, schon am dritten Tage aufstehen, wie dies bei gesunden Frauen ihres Standes gewöhnlich zu geschehen pflegt, und ihre wirthschaftlichen Geschäfte wieder versehen. Sie fühlte sich zu schwach dazu, fieberte fortwährend und ihren brennenden Durst vermochten weder Thee noch Wasser zu löschen.

Da ging Heinrich aus, mit dem stillen Vorsatz, ihr eine zusagendere Erquickung zu holen, obgleich sie nicht darnach verlangte, aus Scheu vor der Ausgabe, ja wenn sie seine Absicht geahnet, ihn davon zurückgehalten haben würde. (Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der Seidenzucht auf das Volkswohl.

II.

Kein Geschäft erfordert weniger Betriebskapital als die Maulbeerbaum- und Seidenkultur! 1000 Maulbeerbäumchen auf einem kahlen Raume des Hofes, des Gartens und den Grenzen des Eigenthums genügen. Das Land der Seidenzucht kann leicht die problematische Wohlthat aller in- und ausländischen Creditanstalten entbehren. Sicherer als diese Institute bewahrt die Seidenzucht den Staat vor Geldkrisen und Banquerotten. Nach Beendigung des lombardisch-venetianischen Krieges lösten England, Frankreich, Deutschland und Wien Italiens Seide gern gegen baares Gold und Silber ein.

Die Seidenzucht ist auch der Hebel der Sittlichkeit in den unteren Klassen — sie schützt vor Liederlichkeit und Ausschweifungen durch die nahe Aussicht auf dauernde Verbindung — sie fördert Ehen und Familien — und bevölkert nicht die Todeshallen der Findelhäuser. Italien zeigt unter allen Provinzen Oesterreichs das lobenswertheste Minimum unehlicher Geburten.

Ja! hätte das übrige Oesterreich in der Seidenkultur den Lombarden und Venetianern gleich, wie ganz anders stände es um den Wohlstand Oesterreichs. Statt 48 Millionen Gulden Goldes, welche Mailand und Venedig alljährlich aus dem Auslande für dieß einige Produkt ihres Bodens beziehen, könnte Oesterreich 2—300 Millionen jährlich beziehen, und somit alle Passiva seines Handels für Colonial-Waaren, Luxus-Gegenstände, Manufakte und Maschinen mehr als ausgleichen. Gesammt-Oesterreich würde zehnmal so viel Seide erzeugen, als es eben erzeugt, wenn es allenthalben, wo das Klima es gestattet, Maulbeerbäume pflanzte, und Seidenwürmer mit lombardischer Energie und Intelligenz zu erziehen lernte. Auch in Italien gedeiht nicht überall die Maulbeerbaum- und Seidenzucht. Der Provinz Sondrio und Belluno, dem nördlichen Friaul und Bergamo sind Maulbeerbäume fremd oder nur selten dort, daher diese Provinzen auch die ärmsten des sonst reichen Landes. Nur wo die goldene Weintraube reift, und der Mais das tägliche Brod bietet, grünt auch der Maulbeerbaum lebt und webt auch lustig der Seidenwurm. Und überall, in der ganzen Monarchie, wo Rebe und Mais erblüht, hält auch der Maulbeerbaum und der Seidenwurm aus. Selbst in Böhmen und Mähren gibt es Gegenden, wo Seidenzucht lohnen könnte. Oesterreich und Steiermark eigneten sich schon mehr dazu, am meisten aber Ungarn, das die Karpathen, so wie Italien die Alpen, vor der Nordluft schützen, und insbesondere Ungarns alte Glieder, Kroatien, das Banat, die Woiwodina, Siebenbürgen. In allen diesen Distrikten könnte in einem halben Menschenalter das Seidengeschäft so blühend sich gestalten, wie ich es in der Provinz Padua unter meinen Augen gedeihen sah, von unbedeutendem Anfang im Jahre 1820 bis zum Anfang seiner Blüthe 1836 und 1840.

Als ich nach Padua kam, gewann es mit seiner Seide 40 bis 50 Tausend jährlich, als ich es 25 Jahre später verließ, brachte ihm die Seide schon jährlich 4½ bis 5 Millionen Gulden ein.

Seitdem datirt Padua's Prosperität in jedem Fache, in jeder Schichte. Padua, das früher spottweise Italiens Böotien hieß, kann man füglich oder wird es wenigstens bald Italiens Attika nennen dürfen, dessen Wiesen Milchbäche durchschlängeln, dessen Bäume im goldenen Schein der Seidengespinnste erglänzen. Nirgends zeigte sich die Wohlthat der Maulbeerbäume und Seidenzucht so schnell, so auffallend, so segensreich, als eben in Padua; denn nirgends war sie so sehr vernachlässigt, als in Padua und sonderbar, als Padua noch wenig Seide erzeugte, kostet ein Pfund Cocons 50 bis 60 kr.

Dies zur Antwort auf die Concurrenz ihre Preise so herabdrücken, daß der Gewinn nur schlecht die Mühe lohnte." Dieser Satz, der sonst wahr sein mag, erleidet bei der Seidenerzeugung doch offenbar eine Ausnahme; weil mit der Vermehrung der Seidenzucht die Seidenspinnereien, die gewöhnlich mehr Lohn als die Seidenzucht selbst versprechen, sich mehren, und dadurch die Concurrenz für den Cocons-Ankauf bedeutend steigern.

Auch mehrt sich mit der vermehrten Seidenerzeugung der Bedarf an Seidengeweben. Vor 300 Jahren wog man Seide mit Gold auf. Seidenkleider trugen damals meist nur Königinnen und Prinzessinen oder florentinische Wollhändler und lombardische Wechsler und Rittersfrauen, und gingen seidene Gewänder meist von der Tochter auf die Enkelin über. Heutzutage ist wohl selten Rock und Frack ohne Seidenfutter, und Handwerksburschen tragen seidene Hals- und Taschentücher. — Und welche von den Frauen ist wohl so unglücklich, heutzutage nicht ein paar Seidenkleider zu besitzen?

Seide, massenhaft erzeugt und verwendet, muß selbst auf die Welterei,gnisse Einfluß üben — gleich dem Dampf — denn sie wird immer mehr die stets miasmenschwangere Baumwolle aus der Welt verdrängen, und dadurch wahrscheinlich auch mitwirken zur Emancipation der österreichischen Märkte von Englands und Amerikas Baumwollen-Ueberschwemmung. Und verliert Amerika seinen Baumwollengewinn, so sinkt sicher auch der Sklavenwerth im Lande. Und ist dies einmal geschehen, wer kann dann wohl voraussagen, was aus diesem Land sich gestaltet.

Ja in der Seidenkultur liegt ein wunderbarer Keim der Zukunft, der zur welthistorischen Glorie das Reich beruft, das an die Spitze dieser segensreichen Kultur zu rechter Zeit sich stellt.

Sardinien und Frankreich.

Die Blicke Europa's bleiben fortwährend auf Italien hingerichtet, als bereite sich dort ein politisches Erdbeben vor, dessen Erschütterungskreis weitreichend werden würde. Nun sagt man zwar, die französische Nation und der Kaiser selbst bedürften zuweilen einer Emotion; geht man jedoch der Sache genau auf den Grund, so ist dieses Bedürfniß einer Emotion ganz besonders in den Redaktionsbureaux der Zeitungen rege. Die Zeit ist arm an Begebenheiten; die großen Ereignisse verlieren sich im Sand. Der indische Aufstand, der die englische Macht zu erschüttern drohte, neigt sich seinem Ende zu; Kanton ist mit leichter Mühe erstürmt worden; der Gegensatz zwischen den abgetretenen und den neuen Ministern in England ist zu gering, um hitzige Parteikämpfe zu versprechen, und wenn die Tories sich mit Vorsicht und Unsicherheit bewegen, so ist das natürlich, da ihnen eine gesicherte Majorität im Unterhause fehlt; in Preußen schleppen sich die Dinge im alten Gleise fort, ohne eine Entscheidung zu gewinnen; die Quengeleien zwischen Oesterreich und Preußen fangen an, höchst unerquicklich zu werden; und die ewigen Anstachelungen der Presse zu heftigen Schritten gegen Dänemark werden endlich ebenfalls ermüdend. Soll das zeitungslesende Publikum in einiger Spannung erhalten werden, so bleibt zuletzt nichts übrig, als Italien, das den Stoff für eine große Völkertragödie in seinem Schooße tragen soll. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich dort nichts weiter als eine Cavoursche Fehlgeburt erwarte. Dieser Staatsmann hat noch weit mehr als der Kaiser der Franzosen Emotionen vonnöthen, wenn er die zum großen Nachtheil des Landes zeither angewandte Macht länger behaupten will. Zwei Hebel hat er in jüngster Zeit für diesen Zweck in Thätigkeit gesetzt. Obgleich das in Frankreich herrschend gewordene System den Idealen der Italiener noch ungleich weniger entspricht, als die Verwaltung Oesterreichs, warf sich Graf Cavour doch jener Macht unbedingt in die Arme, indem er von daher Unterstützung für seine eroberungssüchtigen Pläne erwartete. Seine Landsleute sollten für die Fügsamkeit in fremden Willen durch die Mitwirkung der ganzen Waffenmacht Frankreichs getröstet werden. Für einen so hohen Preis wird aber der Kaiser der Franzosen die Durchbringung einiger polizeilichen Sicherheitsmaßregeln nicht erkaufen wollen. Das Königreich Sardinien zu vergrößern, kann nicht der Zweck sein, dem Frankreich stromweise sein Blut und sein Geld opfern möchte. Es müßte über die Häupter in Sardinien und ganz Italien hinwegschreiten wollen, wenn es sich zu einem großen und gefahrvollen Kriege entschlösse. Der erste Napoleon hieß „Kaiser der Franzosen und König von Italien"; Rom war eine französische Stadt, nach der sein Erbe genannt wurde; er gebot über die ganze Halbinsel theils unmittelbar, theils durch seine Schutzbefohlenen. Darin läge eine Wiederbelebung bonapartischer Traditionen, wenn sie anders unter ganz veränderten Verhältnissen in Europa durchzuführen wäre. Mit einer solchen Schöpfung wäre aber den Italienern grade so wenig gedient, als den Franzosen mit einer Bereicherung Sardiniens. Um aber doch glauben zu machen, daß das Unnatürliche möglich sei, erschien ein zweiter Brief Orsini's in der amtlichen Zeitung von Turin, der angeblich aus den Tuilerien stammen soll. Es ist wahr, man hat bis jetzt in Paris zu dieser Behauptung geschwiegen, doch ist es noch unentschieden, ob nicht dennoch eine unliebsame Berichtigung wie die eines Schreibfehlers des englischen Legationssekretärs Edward Morris Erskine, der abberufen worden ist, nachfolgt. Die Hoffnung auf englische Unterstützung ist grausam getäuscht worden, und mit Frankreich wird es nicht anders sein. Dieser Glaube verbreitet sich selbst in Italien. Die hochtrabende Sprache, welche Graf Cavour gegen Neapel führte — und darin bestand sein zweiter Hebel — hatte ihren Grund in dem Vertrauen auf westmächtliche Hilfe. England hat diesen Wahn zuerst zerstört, und Frankreich schickt sich eben zu einer Ausgleichung mit Neapel und zur Herstellung der diplomatischen Verbindung mit diesem Hofe an. Die Cooperation gegen Neapel sollte die Feuerprobe der sardinischen Allianz sein. Graf Cavour, der nicht mit der Anklage der Verletzung eines klaren und unbestreitbaren Rechts gegen Neapel auftreten konnte, mußte wissen, daß König Ferdinand, der auf seine Würde eifersüchtigste Monarch, welcher den Bruch mit den überlegenen Westmächten nicht gescheut hatte, um sich fremdem Machtgebot nicht zu unterwerfen, sich noch weniger durch sardinische Drohungen einschüchtern lassen würde. Eine freundlich geführte Unterhandlung würde ihn eben so bereitwillig gefunden haben, den Cagliari herauszugeben, wie er die englischen Maschinisten desselben in Freiheit gesetzt hat, allein abtrotzen wollte er sich das Schiff nicht lassen. Darauf hoffte auch Graf Cavour nicht, und seine gegen Neapel geführte Sprache hatte vielmehr den Zweck, die Dinge aufs Aeußerste zu treiben. Nun ihm die Hilfe der Westmächte und insbesondere die Frankreichs entgeht, ist er kompromittirt, denn mit den alleinigen Kräften Sardiniens kann er den Krieg gegen eine doppelt stärkere Macht, welche die Sache ernst nimmt und zu Land und zur See

rüstet, nicht wagen. Wenn nun, so sagt sich jedermann in- und außerhalb Italiens, Frankreich seine Mitwirkung gegen eine schwache Macht versagt, wird es da wohl zum besten Sardiniens sich mit dem ungleich mächtigern Oesterreich verfeinden und einen Weltbrand entzünden wollen, dessen Ausgang sehr verhängnißvoll werden dürfte? Auf diesem gewiß sehr natürlichen Raisonnement beruht meine Ueberzeugung, daß in Italien keineswegs erschütternde Ereignisse zu erwarten sind, und diese Besorgniß sich als ein Blendwerk auflösen werde. Ein Wort, vom französischen Throne ausgesprochen, würde dasselbe augenblicklich zerstören und Frankreich hieraus für sich selbst den größten Nutzen ziehen. Die Geschäfte in diesem Lande stocken allgemein. Die Fabriken stehen still oder werden schwach betrieben, weil der Absatz fehlt, mehr noch im Innern als nach Außen; selbst aus den Hafenstädten ertönen bittere Klagen. Die Kourse wollen sich nicht heben und die Baisse gleicht einer Zwickmühle. Wird sie an der einen Stelle durch künstliche Mittel vertrieben, so macht sie sich an einer andern nur um desto schlimmer fühlbar. Dieser unbehagliche Zustand wird so lange dauern, bis ein Wort aus dem Munde des Kaisers die Nation über ihre Zukunft beruhigt, und sie die Ueberzeugung gewinnt, daß sie ihren friedlichen Beschäftigungen unbesorgt vor störenden Kriegsstürmen nachgehen darf.

Conzert des Fräulein Suck.

Kronstadt, 7. Mai. Das Conzert der jungen Cellistin, Fräul. Rosa Suck, welches gestern im Saale des evang. Gymnasiums stattfand, bot uns willkommene Gelegenheit, eine jugendliche Künstlerin zu hören, die jetzt schon eine bedeutende Stufe künstlerischer Vollendung erreicht hat und für die Zukunft zu noch schöneren Erwartungen berechtigt. Es sei uns erlaubt, mit wenigen Worten einige Vorzüge ihres gediegenen Spieles auf jenem für ein Mädchen höchst schwierigen Instrumente anzudeuten. Das Violoncell bedarf männlicher Kraft; und in der That vermißt man diese bei Fräul. Suck wenig; sie beherrscht ihr Instrument mit einer für ihr Alter wirklich bewundernswürdigen Festigkeit der Hand. Ferner ist der Ton, den sie ihrem Instrumente entlockt, durchgängig rein und glockenhell. Namentlich gilt dies von ihrem Flageolet-Spiele. Wer mit der Beschaffenheit eines Streichinstrumentes vertraut ist, weiß, daß man um kein Haar breit den Sitz der Flageolet-Töne verfehlen darf, wenn nicht jenes unangenehme Pfeifen des Tones den Zuhörer verletzen soll. Bei Fräul. Suck war die Reinheit jener Töne, namentlich in der zweiten Piece, wo auch nicht ein einziger fehlschlug, wahrhaft entzückend. Rechnen wir hiezu noch die Deutlichkeit ihres Spieles in den schwierigsten Passagen, selbst auf den 2 drahtübersponnenen Saiten, wobei den meisten Cellisten ein unangenehmes Knurren den schönen Klang des Instrumentes stört, ferner ihr ausgezeichnetes legato, portamento in den Gesangstellen, ihr nettes staccato, so dürfte in diesen wenigen Zügen die Richtigkeit unseres oben ausgesprochenen Urtheils seine Begründung finden. Es soll hiebei nicht wie ein Tadel klingen, wenn wir die sichere Hoffnung aussprechen, daß die Elemente jenes seelenvollen, gewaltig das Gemüth ergreifenden Spieles, die in Fräul. Suck's Leistungen so schön sich zu entfalten beginnen, deren vollkommene Reife aber, wie natürlich mit der erst reiferen Jahren vorbehaltenen volleren Ausbildung des Gefühls überhaupt eng verschwistert ist, einst, und zwar recht bald, ihre volle Entwickelung erlangen werden. Möge die jugendliche Künstlerin in ihrem jetzt schon mit so schönen Erfolg gekrönten Streben mit unausgesetztem Eifer fortfahren; wir halten sie für berufen, in späteren Jahren den Verehrern der Musik Genüsse zu bereiten, deren Andenken ein bleibendes auch für kommende Zeiten und für die Geschichte der Musik sein wird. Die Natur hat ihr in der Person ihres Vaters, Herrn Leopold Suck, Professors am Conservatorium der Musik und ersten Cellisten des Nationaltheaters zu Pesth, eines der ausgezeichnetsten Cellisten der Gegenwart, einen gediegenen Lehrer gegeben, dessen Bemühungen wir auch fernerhin von Herzen einen glänzenden Erfolg wünschen.

Fräulein Suck spielte: 1., eine Fantasie über ein russisches und ein irländisches Thema von A. Franchomme; 2., eine Musetti von J. Offenbach und 3. ungarische Klänge von L. Suck. Die Zwischenpiecen: Ein Streichquartett von Onslow, ein Vocalquartett von Cherubini, ein Tenorlied mit Brummquartett-Begleitung von Gumbert und eine Arie aus „Acis und Galathea," von Händel, wurden sämmtlich beifällig aufgenommen. Insbesondere gilt dies von der letztgenannten Arie, gesungen von dem beliebten Baritonisten, Herrn Bodorfi. Die Wahl dieses Gesangstückes muß in jeder Beziehung eine glückliche genannt werden, und die Ausführung rang mit den Leistungen der Conzertgeberin um die Palme des Abends. Hr. Bodorfi, dessen eigentliches Element im Gesange der Ausdruck lebhafter Gemüthsbewegung zu sein scheint, trug mit seiner schönen, kräftigen Stimme die feurige Arie des alten Meisters, welche durch die rasch und fast ununterbrochen auf einander folgenden großen Intervalle, sowie durch die für jeden Bassisten doppelt schwierigen schnellen Skalenläufe auch dem geübten Sänger manche Klippe bot, mit vollendeter Sicherheit, Leichtigkeit und Reinheit vor.

Sämmtliche Musiker, sowohl die Sänger der hiesigen Oper, als auch die übrigen Musikfreunde, wirkten aus besonderer Gefälligkeit für die Conzertgeberin mit, wofür Referent im Namen der Letzteren und in dem des Publikums sämmtlichen erwähnten Herren freundlichen Dank sagt.

Montag den 10. Mai findet das zweite und letzte Conzert des Fräuleins Rosa Suck statt. Wir wünschen ihr einen ebenso befriedigenden Erfolg und zahlreichen Zuspruch, als das erste ihn hatte. Die Virtuosin begibt sich von hier nach Bukarest, wo wir sie unsern Freunden bestens empfehlen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 R. mit Post 6, ins Ausland 6 R. 36 Kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 56. Mittwoch, den 12. Mai. 1858.

Der Nothpfennig.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

(Fortsetzung.)

Vor einem Schaufenster, hinter welchem herrliche Südfrüchte, vorzüglich die süße Orange im pyramidalischen Aufbau die Vorübergehenden anlockten, blieb er stehen und seine Finger prüften die geringe in seiner Westentasche befindliche Baarschaft.

— „Wenn sie nur nicht schelten möchte!“ Diese fast auf seinen Lippen laut gewordene Bemerkung hielt einige Minuten seine beabsichtigte Frage nach dem Preise einer so goldig ihn anlächelnden Apfelsine zurück. Er überlegte noch, ob er nicht lieber ein Paar heimische Aepfel, statt der wahrscheinlich sehr theuern ausländischen Frucht, kaufen sollte, als er einen Schlag auf seiner Schulter fühlte und in sein Ohr der Zuruf drang: „Ei Meister, Meister! Was geben Sie mir, wenn ich sage zu Ihnen: Haben Sie Lust zu kaufen das ganze Schaufenster mit Allem, was es bietet an Delicateſſen? Thun Sie den Mund auf und ich bin der Mann, der einsteht für die Bezahlung und wollten Sie feil machen dem Kaufmann sein ganzes Waarenlager hier, ich schaffe das Geld dazu. Sie starren mich an und halten mich für einen Narren. Aber ich sage Ihnen, Sie werden mir fallen um den Hals und selber närrisch werden vor Freude, wenn ich Ihnen anzeige, daß Sie geworden ein reicher Mann, zwanzigtausend Thaler auf Ihre Nummer, also fünftausend auf Ihr Viertel gefallen sind. He, he, der Verstand steht Ihnen still, — und was wird nun die Frau dazu sagen, wird sie wohl noch die Thür zuschlagen dem Moses vor der Nase!“

— „Moses!“ — rief der Tischler, der wirklich nahe daran war, vor Freude närrisch zu werden — „Moses, ich erwürge Dich, wenn Du nicht die Wahrheit gesprochen.“

— „Und ich biete dazu meinen Hals auf offener Straße, wenn ich gelogen“ — entgegnete der Jude.

Da umfaßte ihn mit einem Freudenschrei der glückliche Tischler und drückte ihn fast erstickend an seine Brust, ließ aber bald die Arme sinken, sein Herz schlug so heftig, daß der Athem in der Brust stockte. Ein Schwindel erfaßte ihn, er mußte, um nicht umzusinken, an Moses sich stützen, der ihn zu einem Steinsitze an der nahen Brücke führte.

Eine Gruppe neugieriger Leute, die auf ihrem Wege über die Straße, von dem lauten Gespräch des Juden mit dem Handwerker so angezogen worden, daß sie stehen blieben, verfolgte und umringte jetzt das Paar. Es waren meist Leute niederen Standes, welche, als Moses ihre Neugier befriedigt, in verschiedenartiger Weise ihr Erstaunen über das Vernommene verlautbarten. Freude, wenn auch mit einigem Neide vermischt, daß ein, wie ersichtlich, armer Mann vom Glück begünstigt worden, das ja in der Regel nur die Reichen aufsuche, sprach in den Aeußerungen der Mehrzahl sich aus, besonders aber in dem Munde einer armen Frau, die mit größerem Interesse als alle Uebrigen Heinrich's Glück erfahren hatte: „Er ist der beste, redlichste, gutmüthigste Mann von der Welt,“ versicherte sie den zunächst Stehenden. Aber auch in Heinrich's Ohr waren die Worte seiner erkannten Lobrednerin gedrungen, und voll Dankbarkeit dafür, rief er ihr zu: „Gute Lindner, Sie sollen nicht leer bei meinem Glücke ausgehen. Kommen Sie bald zu uns!“

Nach dieser Verheißung richtete er sich empor und eilte mit beflügelten Schritten seiner Behausung zu.

Athemlos stürzte er in das Gemach. Die Stimme versagte ihm. Am Lager der Wöchnerin sank er nieder.

— „Was ist Dir? Was für ein Unglück ist Dir zugestoßen? Heinrich! Heinrich! um Gotteswillen, sprich doch!“ so rief die erschrockene Frau.

Da stieß er die Worte heraus: Glück! Glück! Marie! fünftausend Thaler! Mein Loos hat sie gewonnen!“ —

Ein Schrei, ein Wehschrei antwortete ihm darauf. Mit entsetztem Blick starrte Marie ihren Mann an, — „Das Loos, das Loos,“ — stammelte sie mit gebrochener Stimme — „das habe ich zurückgegeben für den Nothpfennig. Fluche mir nicht! Ich glaubte Recht zu thun.“ Nach dieser Erklärung sank sie zurück. Die entsetzliche Glücksnachricht hatte ihr Herz gebrochen. Der Puls stand still, das Leben war entflohen.

In diesem Augenblick trat Faber ein und stand fast regungslos vom Schreck erfaßt vor dem schaudervollen Nachtstück. Heinrich lag in Convulsionen auf der Erde. Die Kinder schrieen beim Anblick seines Zustandes. Auch der Säugling weinte, abgefallen vom Busen der todten Mutter.

— „O mein Gott!“ rief Faber voll Entsetzen, den Anlaß des schrecklichen Vorgangs errathend, zu dessen Verhinderung er

nur um einige Minuten zu spät gekommen. Die beste Absicht hatte ihn hergeleitet. Der Lotteriegewinn sollte der verarmten Tischlerfamilie nach einem Plane zu Gute kommen, der seinem Herzen, wie seinem Verstande zur Ehre gereichte. Nun lag er, wie von der Hand einer feindlichen Schicksalsmacht durchstrichen, und der kurzsichtige Mensch begriff die göttliche Zulassung nicht.

Fast auf dem Fuße war dem Fabriksherrn die arme Lädner gefolgt. Sie wollte ihren Freunden zu dem vermeintlichen Glücke gratuliren. Heinrich hatte sie ja dazu eingeladen.

Nach den ersten lauten Ausbrüchen ihres Schreckens und Jammers über den traurigen Wechsel der Dinge, eilte sie auf Faber's Geheiß, einen Arzt herbeizuholen.

Er ließ nicht lange auf sich warten, allein die Zeit bis zu seiner Erscheinung war die längste und bängste in Faber's Leben, nach dem Maaße und Gewicht der seine Brust beklemmenden Pein; diese wurde durch den Selbstvorwurf geschärft, daß er ein Berufsgeschäft, wie nöthig es auch war, vor dem Gange seiner beabsichtigten Großmuth erst abgethan, nicht aufgeschoben hatte.

Mit der Klage: „Arme Marie!“ und das Auge voll Thränen, trat er an das Sterbelager, und legte seine Hand auf die kalte Leiche.

— „Du bist glücklich jetzt,“ — sprach er — „und wirst mir nicht zürnen, daß ich zu spät kam, Dein armes Leben zu erhellen, wie ich es wollte. So viel ich es aber vermag, werde ich diese Verspätung an Deinen Kindern sühnen!“

Zur Erfüllung dieses Versprechens fügten sich bald die Umstände in weiterer trauriger Gestaltung. Als der herbeigerufene Arzt nach Besichtigung der Leiche, den Zustand des unglücklichen bewußtlosen Mannes geprüft, und die Anordnungen zur Fortschaffung desselben in ein Hospital, so wie die zur Beschickung der erstern für die Ruhestätte auf dem Friedhofe, getroffen waren, blieb die Versorgung der Kinder noch übrig. (Schluß folgt.)

Der Curort Elöpatak.

Mit den wärmenden Frühlingsstrahlen sehnt man sich hinaus in das saftige Grün der Wälder und Fluren, und auch die armen Kranken und Leidenden fassen nach vollbrachtem harten Winter neuen Muth, und richten ihre Hoffnung auf die stets heilkräftigen Brunnen und Quellen des Landes. — Man hat unseren Curorten von jeher in heilkräftiger Beziehung viel Rühmliches nachgesagt, und was die richtige Erfahrung seit alter Zeit schon gelehrt, haben neuere Untersuchungen und genaue chemische Analysen bekräftigt, denen zu Folge unsere Heilquellen allen berühmten Curorten des Inn- und Auslandes an die Seite gesetzt werden können. Zwar gibt es auch hier wunde Flecke, und wir können die Ansicht noch nicht ganz unterdrücken, daß wir bezüglich der bessern Einrichtungen und Curanstalten noch hie und da weit hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben sind. Was aber bisher nicht ward, soll werden. Unsere Staatsverwaltung ist unablässig bemüht, unsere berühmten Curorte demnächst auf jenen Standpunkt zu stellen, daß sie die Concurrenz mit den bestein-gerichteten rühmlich bestehen. Wir sind auch in diesem Jahre nicht stehen geblieben. Nachdem in dem Curorte Elöpatak, dem besuchtesten der siebenbürgischen Bäder, durch die Vermittlung der hohen Regierung im vorigen Jahre durch zweckmäßige Fassung und andere Arbeiten die Hauptquelle daselbst, der sogenannte Stammbrunnen, nicht nur einen bei weitem größern Wasserreichthum gewann, sondern auch die Heilkraft und Güte des Mineralwassers derart gehoben wurde, daß die hie und da verbreiteten irrigen Gerüchte thatsächlich und durch vielfältige Erfahrungen gestützt die gründlichste Widerlegung finden, sehen wir diesen Curort durch neue zweckmäßige Einrichtungen einer schönen Zukunft entgegen gehen. Durch die Erbauung einer gedeckten Wandelbahn in geschmackvollen Style in der unmittelbarsten Nähe des Stammbrunnens wurde einem längstgefühlten Bedürfnisse abgeholfen, und wo früher alte, morsche Bretterbuden das Auge des Curgastes beleidigte, wird sich schon in dieser Saison der genannte Bau als eine der schönsten Zierden des Curortes erheben. Die Promenadeanlagen werden von Jahr zu Jahr erweitert und verschönert, die Fahrstraßen ausgebessert, die Wohnungen comfortabler eingerichtet, die warmen Bäder den Anforderungen entsprechend restaurirt, und so wird die unablässig thätige Curcommission, von der hohen Staatsverwaltung aufs Kräftigste unterstützt, diesen bedeutungsvollen Curort binnen kurzer Zeit dem schönsten Aufblühen entgegengeführt haben; und es ist zu wünschen, daß sehr viele Curgäste sich dort sammeln, um an diesen anerkannt heilkräftigen Quellen Gesundheit und Körperkraft wieder zu erlangen. Ebenso ist auch durch ein sorgfältigeres Vorgehen bei der Füllung und Verkorkung der Flaschen der Zersetzung des Mineralwassers mehr vorgebeugt, und dasselbe findet schon dermalen einen viel rascheren Absatz und weiter ausgebreitete Verwendung. D. M.

Klausenburger Briefe.

I.

(6%.) Klausenburg, 8. Mai. Wir haben nun im strengsten Sinne des Wortes all' die Phasen der Langeweile durchzumachen, welche das stete Geleite einer Saison morte bilden. Die Schauspieler-Gesellschaft, welche uns mit ihren mittelmäßigen Kräften die Winterabende verkürzte, zog sammt ihren Thespis-Karren, gleich einem seiner besten Schwungfedern entblößten Zugvogel, gen Maroſch-Vaſcharhely. Die Löwin der jüngstvergangenen Wochen war Madame Bulyovßky, unstreitig die ausgezeichnetste ungarische Künstlerin der Gegenwart, der es manche überschnappte Kritiker nicht verzeihen wollen, daß sie auch im Deutschen und in andern Sprachen recht tüchtig Bescheid weiß. Trotz dieses von bornirten Köpfen als antinational bezeichneten — Vergehens (?!) war die liebenswürdige Künstlerin, die selbst die hervorragendsten Pariser literarischen Capazitäten während ihres Aufenthaltes in Paris bezauberte, während ihrer hiesigen Gastvorstellungen der Gegenstand großartiger Ovationen. Abgesehen von der ihr zu Ehren hier gedichteten Verse, womit das Theater dreifach überschwemmt wurde, brachte ihr die leicht begeisterte Jugend des hiesigen ref.

Kollegiums eine glänzende Fackelserenade. Madame Bulyovßky wurde von den hiesigen Damen mit Juwelen überschüttet. Die Künstlerin begab sich von hier nach Groß-Wardein und „in den öden Fensterhöhlen (des hiesigen Theaters) wohnt (nun) das Grauen und des Himmels Wolken schauen hoch hinein!“ Die Wellen unseres öffentlich-gesellschaftlichen Lebens werden erst bei den Vorkehrungen zum nächsten Pferdewettrennen wieder höher gehen.

Der Klausenburger gegenseitige Aushilfs-Verein für Handel- und Gewerbtreibende hielt vergangenen Sonntag seine erste General-Versammlung und wählte seinen Vorstand, Ausschuß u. s. w. Dem dringendsten Bedürfnisse des hiesigen Gewerbestandes wäre demnach, Dank der weisen Fürsorge unserer h. Regierung, welche die Statuten besagten Vereines bestätigte, — abgeholfen. In desto mißlicheren Verhältnissen befindet sich die hiesige grundbesitzende Klasse. Tausendfach Wehe dem Grundbesitzer, welcher hier das Unglück hat in Geldverlegenheit zu gerathen. Einem öffentlichen Gerüchte zu Folge — dessen Wahrheit wir jedoch nicht verbürgen wollen — soll hier eine ordentlich organisirte Wucherer-Gesellschaft hausen, deren Motto: „Kein Erbarmen!“ „Im geringsten und sichersten Falle nie unter 80 %“ — consequent verwirklicht bereits mehrere Opfer aus der grundbesitzenden Klasse weggemäht hat. Wir brauchen uns nur an den ehrlich ausgeglichenen Fall des allgemein geachteten Grafen J. B. zu erinnern, um einen annäherungsweisen Begriff von dem alles Mitleid und Ehrgefühl ausschließenden Treiben mancher „Blutegel“ zu haben. Als ein Zeichen der Zeit mag es gelten, daß im „Magyar Futár,“ dem Geschäft der „Wechsel-Escompte sans prix fix,“ so oft es nur thunlich ist, mit verblümten Sophismen das Wort geredet wird. Es darf Sie daher durchaus nicht wundern, wenn ein solcher Publizist von der ganzen ungarischen Presse mittelst stillschweigenden Uebereinkommen in Acht und Bann gelegt ist, viel weniger wundert sich das gebildete Publikum über die echt kalifornische Manier, mit welcher sich der Redakteur des „Magyar Futár,“ in seiner Replik gegen den Verleger der „Kronst. Ztg.“ geberdet. Derartige Ausfälle dürften selbst in der gemeinsten Kneipe als Ausbund der vermessensten Flegelei gelten, und entheben der Mühe, ein Urtheil über solches Gebahren zu fällen. „Der Mann hat sich selbst gerichtet.“ Unseres Ermessens ist es anständiger: „fechtend“ zu wandern und am Ende geachtet ehrlich zu leben, als sitzend Gegenstand allgemeiner Verachtung zu sein. Uebrigens kann ich Sie versichern, daß jeder Siebenbürger im Stillen betet, nur vom „Magyar Futár,“ nicht gelobt zu werden, da man durch dessen gemeine Angriffe in der gebildeten Welt an Achtung gewinnt. „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.“

Wichtig für Gartenbesitzer.

Da das heurige Jahr wieder in vielen Gegenden ein Maikäferjahr ist, das heißt, da heuer diese Insekten wieder sehr zahlreich in ihrer letzten Metamorphose als Käfer vorkommen und so die Obstbäume und Weinberge verheeren werden, während sie früher als Engerlinge einen viel bedeutenderen Schaden angerichtet, so erlauben wir uns auf eine treffliche Methode zur Ausrottung dieses Ungeziefers aufmerksam zu machen, welche in den Bodensee-Gegenden, im Allgäu und Vorarlberg seit einigen Jahrzehnten mit dem glücklichsten Erfolge in Anwendung gebracht wird und wohl auch anderwärts Nachahmung verdient. In diesen Gegenden, in denen Viehzucht (also Wiesenkultur) und Edel-Obstbau zu den Haupterwerbsquellen, ja in vielen höhergelegenen Seitenthälern zu den einzigen landwirthschaftlichen Betriebsarten gehören, richteten die Engerlinge und Maikäfer seit Jahrhunderten in regelmäßig immer wiederkehrenden Perioden furchtbaren Schaden an. In den alten Chroniken der eigentlichen Alpenthäler begegnet man zahllosen Geschichten von elenden Jahren, welche durch die Engerlinge veranlaßt worden sein sollen; sehr charakteristisch für die Bedeutung, welche die allemannischen Bauern diesem „Ungeziefer“ beilegten, ist das Vorhandensein eines eigenen Wallfahrtsortes, zu welchem man, um Abhilfe von dem Uebel zu erbitten, oft meilenweit pilgerte. In den letzten Jahrzehnten fing man, besser als früher von der Naturgeschichte der Engerlinge und seinen Metamorphosen unterrichtet, neben der früher üblichen unzureichenden Vertilgung der verhaßten weißen Würmer durch Aufreißen des Rasens und Begießen desselben mit scharfer Lauge einen allgemeinen Vertilgungskrieg gegen die Käfer an, welcher die besten Resultate erzielte. Die Gemeinden ließen dieselben im Großen einfangen und tödten; jede Familie, mag sie nun Grund besitzen oder nicht, muß auf den Kopf zwei Scheffel frischer Käfer an eigens bestellte Gemeindebeamte abliefern. Wer mehr brachte, erhielt für jeden Metzen Ueberschuß eine Geldentschädigung aus der Gemeindekasse; die eingesammelten Käfer wurden zur Bereitung eines trefflichen Düngers verwerthet, dessen Verkauf die administrativen Kosten und die Auslagen für Prämien an Mehrliefernde deckten. Dank dieser mit großer Strenge und Konsequenz längere Zeit über durchgeführten Maßregel ist es gelungen, die schädlichen kleinen Bestien beinahe völlig zu bändigen; man konnte bereits die Lieferungs-Quote für den Kopf in vielen Gegenden verringern; es ist sogar schon vorgekommen, daß auf einzelnen Strichen Grundbesitzer genöthigt waren, das ihnen auferlegte „Muß“ gegen ein nicht ganz niedriges Agio aus der Nachbarschaft zu beziehen, was sie auch gerne, ohne Murren thaten. — Würden in Landschaften, in denen Maikäfer und andere, in ähnlicher Weise gemeinschädliche Insekten Verheerungen anzurichten pflegen, ähnliche Razzias angeordnet und durch einen längeren Turnus von Jahren mit Konsequenz durchgeführt, so würde man bald über die meisten Familien dieser kleinen, aber keineswegs zu unterschätzenden Feinde Herr werden. — So möchte unter Anderm in Siebenbürgen, wo gegenwärtig so viel für die Emporbringung der Obstbaumzucht geschieht, gleich von vornherein ein besonderes Augenmerk auf die Ausrottung der den Obstbäumen so verderblichen Raupen zu richten sein, indem man diese nicht den Privaten allein überläßt, sondern eine Art von Feldpolizei ausübt. Wenn auf einem Gemeindehatter z. B. 40 Baumgärten sich befinden, von denen jährlich 38 ordentlich abgeraupt, zwei jedoch sich selbst überlassen werden, so pflanzen sich die verderblichen Thiere immer wieder fort; die aus den Raupen entstehenden Schmetterlinge fliegen in die

wohlbesorgten Nachbargärten und legen auch dort ihre Eier. Würden alle 40 Gärten gereinigt; um diese Reinigung aller Bäume durchzuführen, möchte wohl ein Abliefern von Raupen nicht zweckmäßig sein, diese Bestien lassen sich nicht wie die fetten Käfer scheffelweise abmessen. Sehr leicht durchführbar möchte es aber sein, wenn in jeder Gemeinde eine besondere, aus den emsigsten Baumpflanzern bestehende Kommission von Zeit zu Zeit alle Gärten und Anlagen innerhalb ihrer Bannmeile genau untersuchen würde und die nicht oder nur schlecht entraupten Bäume auf Kosten des Besitzers von einem von der Gemeinde bestellten Baumwart von den Insekten reinigen ließe. Aehnliche, gemeinsam durchgeführte Maßregeln erwiesen sich bisher noch immer als sehr ersprießlich.

Mannigfaltiges.

* In Lemberg sind nach der Breslauer Zeitung gegen 30 ruthenische Studenten eingeschlossen worden, weil sie sich in religiöse Umtriebe, die ihre Wurzeln in Rußland haben, eingelassen hatten und auf das Losreißen von der Union hinausgegangen sein sollen.

* In Prag ist die Bauluft epidemisch geworden. Jeder Stadt in der österreichischen Monarchie wäre eine gleiche Epidemie zu wünschen. Die zahlreichen Neubauten geben Prag einen sehr eigenthümlichen Anblick und jeder Fremde glaubt, Prag gehe einer völligen Umwandlung entgegen. Die Friedhöfe Prags, welche sich in einem halbbarbarischen Zustande befinden, sollen nun ebenfalls verschönert und zu einem freundlichen Aufenthaltsort umgestaltet werden. — Die Standesunterschiede in Prag treten grell hervor. Die Begräbnisse der armen Klassen tragen nicht selten einen wahrhaft barbarischen Charakter an sich. Auch hierin wird Besserung gehofft. (Oest. Z.)

* Die begnadigten Serben, welche ins Exil nach Nissa verwiesen wurden, haben dort ungezwungen ausgesagt, sie hätten sammt den nun wieder eingesetzten Ministern den Sturz des Fürsten beabsichtigt. Sie schildern den serbischen Fürsten, der nun die Regierung wirklich niedergelegt hat, mit sehr grellen Farben.

* Die Prügelstrafe hat in der sächsischen Kammer neulich ein ergötzliches Intermezzo zur Folge gehabt. Der Abgeordnete Köhler sprach für die Wiedereinführung der Prügel, worauf der Abgeordnete Riedel bemerkte, er sei nicht gegen die Prügelstrafe, wenn sie ohne Unterschied der Person ausgetheilt würde, und Jeder seine Prügel erhalte, und sei es auch der Abgeordnete Köhler. Dieser entgegnete: er gönne sie auch dem Abgeordneten Riedel! Der Präsident machte der Sache dadurch ein Ende, daß er beiden das Wort entzog.

* Die preußische Militärwelt sieht nichts als Krieg in der Ferne und glaubt Napoleon werde seine Rolle tauschen und aus einem Friedens- ein Kriegsfürst werden. Uebertriebene Kriegslust. Die Steuern und Lasten in Frankreich sind jetzt schon so groß, daß der Kaiser seine Kriegsgelüste, wenn er welche haben sollte, nothgedrungen ist zu unterdrücken. Das Losungswort unserer Zeit ist materielles Wohlsein für Alle. Der Krieg aber fördert dieses nicht! —

* Aus Cattaro wird unter dem 26. April gemeldet, es seien viele Hände damit beschäftigt Fahnen für den Fürsten von Montenegro zu verfertigen. Die Farbe derselben ist die übliche slavische Trikolore, in der Mitte befindet sich das Haupt des Löwen, das Symbol der früheren Herrscher Raszines, von welcher Danilo sein Abstammung herleitet. Die Fahnen werden in die einzelnen Bezirke von Montenegro, Berda und der Herzegowina vertheilt. Je 100 Mann erhalten eine solche Fahne. Es scheint denn doch die Absicht daraus hervorzugehen, den Kampf mit den Türken fortzusetzen.

* Die englische Regierung sucht den deutschen Auswandererstrom nach dem Kap und nach Australien zu leiten. General Stutterheim ist deshalb nach Hamburg abgegangen.

* Die Indepedance belg wurde deshalb in Paris verboten, weil sie eine Aeußerung des Generals Espinasse: „Lille werde bald aufhören eine Grenzstadt zu sein, interpellirte. Ueber denselben Gegenstand soll nun auch in der belgischen Kammer eine Interpellation vorbereitet werden. Vielleicht wird man dann auch von Paris aus die belgische Kammer verbieten." —

* Wir haben das Zerwürfniß des Pariser Präfekten Herrn Haußmann mit dem gesetzgebenden Körper gemeldet. Derselbe Herr Präfekt gab nun dieser Tage im Pariser Stadthause einen Ball, wozu alle Deputirten geladen waren. Aber nicht der zehnte Theil hatte der Einladung Folge geleistet, sondern die große Mehrzahl hat geantwortet: Herr Präfekt! Die Einladung mit der sie mich im Namen der Stadt Paris beehrten, habe ich empfangen, und beeile mich Ihnen dieselbe zurückzusenden."

* Fürst Gortschakoff, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Rußland hat um seine Entlassung nachgesucht. Der Fürst soll mit der Richtung einiger seiner Kollegen nicht einverstanden sei. Fürst Gortschakoff galt bisher für einen großen Reformer. — Es heißt die Censur solle in Rußland aufgehoben werden. Die Nachricht ist wohl verfrüht, wer aber die russische Presse von heute mit jener unter Kaiser Nikolaus vergleicht, der findet einen riesenhaften Fortschritt. Die Leibeigenschaft wird aufgehoben und die Preßfreiheit angebahnt. In der auswärtigen Politik haben die russischen Zeitungen schon vollkommen freien Spielraum. — Die kleinen Bauerunruhen, welche in jüngster Zeit in Rußland vorgekommen sind, vermehren sich, obgleich die Regierung mit russischer Strenge dagegen vorgeht. — In russisch Polen dauern die Truppenmärsche fort und die Garnison dieses Theils des russischen Reiches soll bereits so groß sein, als zur Zeit des Krimmfeldzuges.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 R. mit Post 6, ins Ausland 6 R. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 57 u. 58. Montag, den 17. Mai. 1858.

Der Nothpfennig.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

(Schluß.)

Noch ehe der reiche Mann aber seine Absicht, sich derselben annehmen zu wollen, ausgesprochen, bemächtigte sich die arme Lindner in schneller Werkthätigkeit ihres Gefühls der beiden jüngsten Waisen, befestigte vermittelst eines Tuches den Säugling an ihre Brust, nahm sein kleines Schwesterchen, dessen Anblick ihr einst Thränen in's Auge gelockt, auf den Arm, um beide Kinder so nach ihrer Behausung zu treuer Verpflegung, ohne Anspruch auf Vergütung dafür, zu tragen. Sie hörte kaum darauf, als Faber diese ihr verhieß. Tief bewegt von dieser uneigennützigen Handlung der Armuth führte er darauf die beiden älteren, seiner Fürsorge überlassenen Kinder seiner Frau zu. Er traf bei derselben die Frau von Lohmen, die in seinem Hause wohnte, seiner Rückkehr von dem unternommenen Ausgange harrend, um eine Beisteuer zu einer wohlthätigen Unternehmung sich von ihm zu erbitten. Dieß Anliegen aber kam heute nicht zur Sprache, wurde von dem Bericht des entsetzlichen Ereignisses zurückgedrängt, den Faber in großer Erregtheit abstattete, nicht ohne Erwähnung der Umstände, die ihn in dasselbe verflochten und einen so traurigen Ausgang herbeigeführt hatten.

Eine große Betroffenheit malte sich während dieser Mittheilungen in den Zügen der Frau von Lohmen, und als Faber sich anklagte, nicht schnell genug zur Verhinderung des Unglücks eingeschritten zu sein, gestand sie seufzend, daß sie einen größern Vorwurf sich zu machen habe, indem sie die unglückliche Frau nach dem bloßen Schein einer Schuld, die sie nicht begangen, hart angelassen und verurtheilt habe. Dieses Unrecht lege ihr die Pflicht auf, es soviel als möglich zu vergüten, und so wolle sie denn die jüngsten Waisen — da wie sie sehe die ältesten schon versorgt seien — vorerst in der Verpflegung der braven Lindner, und diese nicht unbelohnt dafür lassen und dann für deren Unterkunft in einer Kinderbewahranstalt Sorge tragen, da von dem armen Vater, selbst wenn er genesen sollte, wohl kein Einspruch zu erwarten sein dürfte.

— „Und was meinst Du dazu, Johanna!“ fragte Faber seine Frau, deren Hände die beiden Mädchen zutraulich wie einen mütterlichen Anhalt erfaßt hatten.

— „Ich meine,“ — erwiderte die zarte, kränkliche Frau, welche die Hoffnung auf Mutterglück hatte aufgeben müssen und deren Wangen doch in diesem Augenblick wie von einem Schimmer desselben übergossen schienen — „ich meine, daß wir die armen Kinder nicht trennen. Dies läßt sich einrichten, wenn wir der barmherzigen Lindner mit ihrer Familie die in unserem Hofe leer gewordene Wohnung einräumen, nach Christenpflicht sie in ihrer Armuth unterstützen, was zugleich ihren Pfleglingen zu gute kommen wird, indem ich sie dabei fürsorglich im Auge behalten kann, bis ich sie unter meiner unmittelbaren Obhut mit ihren Geschwistern hier als von Gott mir überwiesene Kinder, wenn es sein heiliger Wille sein sollte, betrachten könnte und zu seiner Ehre sie zu erziehen suchen würde.“

— „Du hast das Rechte getroffen, mir aus der Seele gesprochen,“ rief Faber, gerührt und dankbar seiner Frau die Hand reichend, worauf Frau von Lohmen sie umarmte unter den herzlichsten Worten ihrer Anerkennung.

Der unglückliche Vater der nun so wohl versorgten Kinder erfuhr nichts davon. Er war nach langer, erfolglos gebliebener Behandlung im Hospital, als Geisteskranker in einer Irrenanstalt untergebracht worden. Hier nahm sein Wahnsinn einen milden Charakter in beglückenden Phantasien an. Er beschäftigte sich, entweder seinen vermeintlichen Reichthum in Kassenscheinen, wozu beschriebene Papierblättchen ihm dienten, aufzuzählen, oder aus Holzstückchen kleine Särge zusammen zu fügen, wobei er mit kindischem Vergnügen einen in seiner Glückseinbildung selbstverfaßten Vers sang. Er lautete:

Ein Särglein hat mir Glück gebracht,
Zum reichen Manne mich gemacht.

Ein Paar Jahre waren vergangen, als der für ihn gefertigte Sarg dem Spiel des Wahnsinns ein Ende machte.

Bald nach Eingang dieser Nachricht adoptirte Faber seine bisherigen Pflegekinder. Allein die Freude, die seiner Frau in Aufnahme der Waisen erblüht, und die aus der sorglichen mütterlichen Beschäftigung mit den gutgearteten Kindern entsprang und ihr Herz mit süßer Befriedigung erfüllte, empfand er nicht. Ihr Anblick rief noch immer die schreckliche Szene ihm in's Gedächtniß, die des Lebens Heiterkeit ihm geraubt, eine Wolke des Trübsinns auf seine Stirn geführt hatte. Dieser Ernst hielt die Kinder in schüchterner Entfernung; sie wagten nicht, ihn zu liebkosen.

wie die Mutter, und diese natürliche Scheu vor ihm, die er selbst nicht durch allerlei kleine Geschenke, die gewöhnlich bei Kindern anziehend wirken, verscheuchen konnte, erschien ihm als ein Mangel an Zuneigung für ihn.

Daß dies eine irrige Meinung war, erfuhr er jedoch zu seiner Freude, als er eines Tages gegen seine Gewohnheit eines von den Mädchen auf seine Kniee zog und es küßte, weil es die ersten im Garten aufgefundenen Veilchen in einem Sträußchen ihm gebracht hatte.

Voll Freude über den dafür empfangenen Dank, rief das Mädchen in kindlicher Einfalt: „Ei, Vater! der liebe Gott hat es Dir wohl geheißen, Dir wiedergesagt, daß ich ihn gestern Abend vor dem Einschlafen gebeten, Du möchtest mir doch einmal ein Küßchen geben!“ —

Diese Aeußerung, welche im Nu die Lippen der drei übrigen Kinder zu der Bitte erschloß: — „Mir auch, mir auch, mir auch!“ — erschloß auch ihrem tief davon bewegten Pflegevater plötzlich das Verständniß über seine bisherige Versäumniß, die Keime der Zuneigung in den jungen Herzen ohne den wärmenden Sonnenschein väterlicher Liebe, ihrer eigenen Triebkraft überlassen zu haben. Daß diese nicht zu spät den zeitigenden Sonnenschein herbei gezogen, der in seiner segensreichen Wirksamkeit nun Faber's Leben erheiterte, die darauf gefallenen Schatten der Schwermuth verscheuchte, möge in diesen Andeutungen auch einen Schimmer der Verklärung auf das von uns mitgetheilte Nachtstück werfen.

Sonne, Licht, Auge.

Erwiederung*).

Vor uns liegt, in den Nummern 50 und 51 des „Satelliten,“ ein Artikel mit vielversprechender Aufschrift — leider aber sehr magern Inhaltes, worüber uns indeß die letzte Note des, un Noten überreichen, Referates einigen Aufschluß gibt, indem ja der gelehrte Herr Verfasser sein uns vorliegendes Geisteswerk selbst einen Auszug aus einem größeren Auszuge nennt; denn, sein angeblicher größerer Aufsatz, welcher noch im Jahre 1856 zu einem Schulprogramm bestimmt worden ist, war doch offenbar auch nur ein Auszug und zwar, wie es die Citate nachweisen, wieder nur ein Auszug aus Auszügen, weil, was der Herr Verfasser seinen Gewährsmännern: Romberg und Schödler, dann der Gartenlaube und den Erinnerungen entnommen, doch wieder aus anderer Quelle geflossen sein mußte, dieweilen Schödler und Romberg, unseres Wissens, eben so wenig physikalische Autoritäten sind, als die Gartenlaube oder sonst ein dergleichen Journal oder Unterhaltungsblatt ein Born der Wissenschaft ist. —

Wir würden indeß über den fraglichen Aufsatz auch nicht ein Wörtchen verlieren, forderte uns nicht der Herr Verfasser desselben mit einem gewissen Selbstvertrauen zur Erwiederung heraus. Aber auch diese Herausforderung — der uns hingeworfene Handschuh — wäre unbeachtet geblieben, enthielte der besprochene Aufsatz nicht Etwas, was wir im Interesse jener harmlosen Leser des Satelliten, die, weil in den Naturwissenschaften ganz unbewandert, dem gelehrten Herrn Verfasser aufs Wort glauben werden, aufzuklären und zu berichtigen uns berufen fühlen.

Wir sehen von der ganz und gar unrichtigen Bemerkung ab, daß die Ansichten (der Astronomen) über die Entfernung zwischen unserer Sonne und den nächsten Fixsternen zwischen 4 bis 12 Tausend Billionen Meilen schwanken, (so etwas haben wir weder jemals gehört noch gelesen, wenigstens in keinem von einem Astronomen geschriebenen Werke) und bemerken den Lesern und den schönen Leserinen, die sich bis jetzt um die Resultate der Astronomie noch wenig bekümmert, daß die Entfernung von nur sehr wenigen, sogenannten Fixsternen bestimmt ist, und bei dem nächsten derselben die ungeheure Distanz von 4 Bill. Meilen beträgt, zu deren Hinterlegung, das Licht allerdings drei Jahre gebraucht hat. Die Entfernung der allermeisten unserem unbewaffneten Auge noch sichtbaren Fixsterne, muß aber jedenfalls eine noch viel beträchtlichere sein, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil wir ihre Abstände von uns nicht messen können, und im Hintergrunde dieses zahllosen Fixsternenheeres, entdeckte die neuere Astronomie eine große Zahl nebelartiger Gebilde, von denen viele sich durch starke Refraktoren in Sterne auflösen lassen, — sich mithin als ungeheuere, unserer Milchstraße ähnliche Sternensysteme darstellen, — deren Entfernung von der Erde wir kaum annäherungsweise zu schätzen vermögen, während die meisten derselben, unseren lichtstärksten Fernröhren widerstehend, ihre Nebelgestalt beibehalten. — Der ältere Herschel schätzt die Entfernung der weitesten lösbaren Nebelflecke auf 10,000 Sternweiten, oder ungefähr 40 tausend Billionen Meilen, zu deren Zurücklegung das Licht an 30,000 Jahre gebraucht hat und behauptet: daß das Licht des entferntesten Lichtnebels, den er mit seinem vierzigfüßigen Refraktor erreicht, an zwei Millionen Jahre gebraucht haben müsse, ehe es zur Erde gelangt ist, was einer Entfernung von 660.000 Sternweiten oder von mehr als 3 Trillionen Meilen entspricht.

Nun aber dürfen sich die geehrten Leser nicht vorstellen, daß man drei Jahre lang am Himmel auszugucken braucht, um den nächsten Fixstern, — und dreißigtausend Jahre um einen Sternhaufen zu erblicken. Selbst der Erdball, wenn er Augen hätte, würde dazu nicht so lange gebraucht haben, weil das Licht jener Gestirne vielleicht älter ist als die Erde selbst, und als diese zum Leben erwachte, bereits in jenem Raume angelangt war, in welchem der Erdball kreiset. Daraus folgt aber auch ganz ungezwungen, daß nachdem die Erde, so lange sie existirt, von den Lichtstrahlen jener Weltgebilde getroffen, auch unser Auge davon in dem Momente afficirt wird, als wir selbst das Licht des Lebens erblicken, und daß wir jene Lichtlein alltäglich in dem nämlichen Augenblicke gewahr werden müssen, als dieselben Abends oder Nachts über dem Horizont auftauchen, oder wenigstens in einem unmeßbaren Zeitraume nach ihrem Erscheinen über dem Gesichtskreis.

Unser Gesichtskreis ist nämlich ein sehr beschränkter und beträgt in der Regel nur wenige Meilen im Halbmesser. Doch nehmen wir selbst zwanzig Meilen an, so erhalten wir in Bezug

*) Eingesendet. Die Red.

auf den Zeitraum, welcher nöthig ist, damit das Licht des auftauchenden Gestirnes, welches doch Jahr aus Jahr ein auf die Erde herabfließt und ihre Oberfläche berührt, unser Auge treffe, folgendes Verhältniß:

9 Zeit zu 20 Entfernung = 1 Zeit: 42.000 Entfer: und weil diese Zeit nur Theile einer Sekunde ausmacht, so dürfte es einem Jeden einleuchten, wie nach dieselbe bei einer Entfernung von 20 Meilen gar nicht in Betrachtung kömmt. Daher erblicken wir ein Licht, das Meilen weit von uns angezündet wird, in demselben Augenblicke, wir jenes welches wir vor unserer Nase anzünden, denn, um den Weg von 20 Meilen zu durchlaufen, hat das Licht nicht mehr Zeit nöthig als 20: dividirt durch 42.000 = $\frac{20}{24000}$ Sekunden oder, abgekürzt: $^1/_{21}$ tausendstel Sekunde, was doch wahrlich so viel wie Nichts ist, und nur dann zu einem sehr bedeutenden Etwas wird, wenn die Entfernung auf Millionen oder gar Billionen Meilen anwächst — Distanzen für die wir keinen sinnlichen Begriff mehr haben.

Ueberhaupt erblicken wir kein Gestirn am Himmel, wie es ist, sondern nur wie es vor einer gewissen Zeit war, nämlich vor der Zeit, die das Licht gebraucht hat, um von demselben in den Raum herab zu gelangen, den unsere Erde auf ihrer jährlichen Reise um die Sonne durchschneidet, welche es aber auch braucht, um den Weg wieder dahin zurück zu legen, von wannen es gekommen; und so kann es geschehen, daß wir Himmelskörper sehen, die schon lange nicht mehr existiren, während andere für uns unsichtbar im Raume herumtreiben, weil ihr Licht noch nicht die Zeit gefunden hat, um auf unsere Erde herab zu gelangen.

Somit wäre die sehr naive Frage des Verfassers des Artikels: Sonne, Licht, Auge,: „wie es komme, daß, wenn das Licht der Sonne 8 Minut. das der Fixsterne 3, ja 1000 und mehr Jahr braucht, um zu unserer Erde zu gelangen, das menschliche Auge mit noch größerer Geschwindigkeit als die des Lichtes, zu den fernsten Fernen des unermeßlichen Himmelsgewölbes dringt?“ ganz einfach beantwortet, und damit auch die fernere im darauffolgenden Absatz der Seite 191, Spalte 1, wobei wir nur noch nebenbei bemerken, daß wir hier zum ersten Male von Nebelflecken der Sonne hören, über die doch unsere ersten Astronomen schweigen. Sollten da nicht vielleicht die Sonnenflecken gemeint sein? und, hat der Herr Verfasser diese nicht etwa mit den Nebelflecken verwechselt, mit welchen Namen man jene oben besprochenen Lichtnebel bezeichnet, die uns aus den Tiefen des Weltraumes als ein, dem bloßen Auge gar nicht mehr wahrnehmbares Licht entgegendämmern?

Aphorismen von Eduard Schiefer.

Poesie ist die Darstellung des Uebersinnlichen in der sinnlichen Form des gebundenen Wortes. Sie ist schlechterdings nur um ihrer selbst willen da, sie hat keinen Zweck. Auch der Aberglaube enthält das Uebersinnliche, Ideelle, in sinnlicher Form, jedoch immer zu einem bestimmten Zweck, nämlich, damit es geglaubt werde. Glauben heißt für gewöhnlich: die Existenz eines Unsichtbaren annehmen, ohne weitere Beweise für wahr halten. Dieses Unsichtbare kann auch ein Hirngespinnst sein, und in diesem Falle wird der Glaube von demjenigen, welcher das Objekt desselben als Hirngespinnst erkannt, Aberglaube genannt. Es gibt auch eine andere Art des Aberglaubens. Sie besteht darin, daß die sinnliche Erscheinung und Wirksamkeit eines Uebersinnlichen als gewiß angenommen wird. Beiden liegt ein Irrthum zu Grunde. Im ersteren Falle wird die geistige Existenz einer unwahren Idee angenommen, im anderen werden einer wahren Idee unwahre sinnliche Aeußerungen zugeschrieben. Die dritte oder gemeinste Art des Aberglaubens ist die, welche beide Irrthümer in sich vereinigt, d. h. einer unwahren Idee unwahre sinnliche Wirkungen zuschreibt.

Die Poesie hat mit dem Aberglauben nur scheinbare, kein wesentliches Merkmal gemein. Der Aberglaube nimmt an, hält für wahr, die Poesie stellt dar. Der Aberglaube ist ein Produkt der Phantasie und des zweckgebenden Verstandes, die Poesie dagegen die Lieblingsgeburt der reinen Phantasie. Oder so: der Aberglaube geht aus einer Ehe hervor, in welcher die Phantasie das Weib, der Verstand den Pantoffelmann vorstellt. Die Geburt der Poesie erfolgt aus der Jungfrau Phantasie ohne Beischlaf. Die Poesie hat es schlechtweg nur mit der Darstellung der Idee in sinnlichem Gewande zu thun. Sie bringt deshalb die Schönheit hervor; denn das Ineinanderaufgeh'n der Idee und der Erscheinung ist Schönheit. Die Madonna von Raphael ist schön, weil jedes Glied, jede Ader dieses Körpers durchdrungen ist von Gottergebenheit, von höchster Seligkeit. Die Welt ist schön, weil der Geist Gottes in ihr zur Erscheinung kommt. Der Aberglaube bringt die Häßlichkeit hervor. Denn in ihm bleibt entweder die Idee hinter der Erscheinung oder diese hinter jener, oder beide hinter der Wahrheit zurück. In der Poesie schwelgt die Seele im Genusse des Schönen, im Aberglauben ist sie beschränkt durch die Annahme, das Fürwahrhalten eines Widerspruchs. Dieser Genuß ist eine Bewegung, jene Annahme ein Stillstand. Darum ist die Poesie ein Fluß, der Aberglaube ein Teich, dessen Wasser, wenn es die Strahlen der Sonne Vernunft nicht verflüchtigen, in Fäulniß übergeht und tödtliche Miasmen erzeugt. Die Poesie ist im Haushalte des Völkerlebens unentbehrlich. Sie drückt diesem Leben den Stempel der Vollendung auf, sie ist ein Merkmal der Gesundheit, der harmonischen Thätigkeit der geistigen Faktoren des Völkerlebens. Der Aberglaube ist entbehrlich, weil er ein Merkmal der Krankheit, der unharmonischen Thätigkeit der Geistesorgane eines Volkes. Die Poesie ist eine Blume voll Duft und Farbenpracht, wach gerufen und genährt vom Lichte des Tags; wenn du sie siehst, so hast du eitel Lust daran. Der Aberglaube ist ein Giftwilz, emporgeschossen über Nacht im Dunkel des Waldes, in den finstern Zeiträumen des Völkerlebens. Der Aberglaube ist vergänglich, die Poesie ist ewig.

Ein wahrhaft wissenschaftliches System z. B. das Beneke'sche, gleicht einem wohl „eingepaukten“ Corpsburschen, dessen „Auslage“ alle kommentmäßig angreifbaren Theile des Körpers deckt. Beide können nur durch „Sauhiebe“ verletzt werden.

Der Theolog glaubt, der Philosoph weiß, der Dichter fühlt. Wer ist der freieste unter ihnen? Keiner, der eines der dreie ausschließlich sein und bleiben will. Freiheit ist Negation jeder Schranke. Jedes der dreie aber hat die beiden andern zu schranken, begrenzt sich in sich, um sich von dem andern zu unterscheiden. Frei ist Gott, der alles zugleich ist.

Eitelkeit ist die Betonung der Persönlichkeit als solcher, wie sie schlechthin, von Natur, ist. Sie ist hohl und unberechtigt, weil das Natürliche des Menschen nicht sein Werke, nicht seine That. Sie ist das Zerrbild des Ehrgeizes, jenes berechtigten Strebens, das, was das Individuum von Allgemeinem, Substantiellem in sich hat, zur Geltung und Anerkennung zu bringen.

Bitte.

Der Gefertigte ist unter der thätigsten Mithilfe des gesammten Lehrer-Collegiums unserer Kronstädter evangelischen Schulanstalten und anderer Freunde der Wissenschaft und Bildung eben damit beschäftigt, die Aufstellung, Ordnung und Beschreibung unserer werthvollen Schulbibliothek und der dazu gehörigen Sammlungen an ausgestopften Vögeln, Mineralien, Petrefakten, Antiquitäten, Raritäten u. dgl. in unsern neuen und durch die dankenswerthe Unterstützung edler Gönner aus der Nähe und Ferne so zweckmäßig und geschmackvoll eingerichteten Museumslokalitäten zu Ende zu bringen. Es ergeht demnach an alle Freunde solcher wissenschaftlichen Sammlungen, welche dieses, Jedermann zur Anschauung und Benützung offenstehende, Museum durch irgend ein Geschenk zu bereichern gedenken, und zum Theil diese Geschenke bereits zugesagt haben, die freundliche Bitte, ihre Liebesgaben entweder an den Unterfertigten oder an den Bibliothekar und Custos des Museums, Herrn Friedrich Haupt in nächster Zeit abzuliefern, damit dieselben noch vor dem Ablaufe dieses Schuljahres in geeigneter Weise und am passendsten Orte aufgestellt und die Namen der edlen Spender in das Ehren- und Gedenkbuch des Museums eingetragen werden können. Jede Gabe und scheine sie Manchem auch noch so geringfügig und unbedeutend, erhält in einer solchen Sammlung durch die zweckmäßige Aufstellung und Einfügung oft einen hohen Werth, weil sie zur Ergänzung und Vervollständigung der Sammlungen dient, und sie wird deshalb mit großem Danke angenommen werden.

Mit dieser Bitte verbindet die gefertigte Direktion zugleich den wärmsten Dank gegen alle edelmüthigen Gönner, welche die Sammlungen auch in der letzten Zeit mit größern oder kleinern Gaben an Geld zur Vervollständigung der innern Einrichtung oder zur Anschaffung von kostbaren Literaturwerken, und mit so schönen und werthvollen Geschenken an ältern und neuern Büchern, Manuskripten, ausgestopften Vögeln, Mineralstücken, Münzen, Bildern und andern Merkwürdigkeiten bedacht haben. Der Gefertigte hält es für seine Pflicht hier öffentlich im Namen der Schule diesen Dank darzubringen, vor Allen dem alten Mäcen unseres Museums, dem thätigsten Begründer und unermüdlichen Vermehrer unserer schönen Vögelsammlung, Herrn Pächter Karl Teutsch, dann dem greisen Biedermann, Herrn Leinwebermeister Thomas Zaminer für eine schöne alte Wittenberger Ausgabe der Schriften Luthers in 12 Foliobänden, der Frau Witwe Tartler für eine alte Prachtbibel, dem Hrn. k. k. Rath Samuel von Brennerberg für mehrere werthvolle Bücher, H. Schneidermeister Hertel für eine Bibel und ein Gebetbuch aus dem 16. Jahrhundert, dem Hrn. Direktor der Kronstädter Creditanstalt Karl Manger für mehrere Prachtexemplare von Erzstufen und ausgezeichneten Muscheln und Schnecken, dem Hrn. Apotheker Peter Schnell ebenfalls für einige Prachtexemplare von Erzstufen und Petrefakten, dem Herrn Pfarrer Filtsch in Schellenberg, den Herren Senatoren Tartler und Honigberger, Kaufmann Johann Arzt und Uhrmacher Jekelius für mehrere silberne Münzen, den Herren Dr. Beldi, Polizeiadjunkten Zaminer und Revierförster Dusch für mehrere Prachtexemplare von ausgestopften Vögeln seltener Art, und so noch mehreren Andern, deren Namen die Blätter des Gedenkbuches unseres Museums und unsers heurigen Schulprogramms zieren werden. Möge ihr Beispiel zur Ehre und Zierde unserer Stadt — denn eine solche ist nach dem Urtheile Aller unser Museum — noch viele Nachahmer finden.

Kronstadt, den 16. Mai 1858.

Samuel Schiel,
Direktor des evang. Gymnasiums.

Mannigfaltiges.

* In Wien sind eben die Berg- und Hüttenmänner zusammen. Se. Majestät der Kaiser widmet der Entwicklung der Montanindustrie die segenreichste Sorgfalt. Auch auf die neuen Werke in Siebenbürgen werden die Blicke der Regierung gelenkt werden, um das Unternehmen einen erwünschten Gedeihen entgegen zu führen.

* In dem Dorf Holletitz bei Saaz in Böhmen hat man dieser Tage ein rundes kupfernes Gefäß in der Erde gefunden, worin ein Goldstück 5 Dukaten schwer und mehrere hundert silberne Münzen aus dem vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert sich befanden. In Chrudim ist man beim Graben eines Grundes auf heidnische Begräbnisse gekommen.

* Im Brumaire des Jahres XI. der Republik oder mit anderen Worten im Oktober 1802, beschlossen die Bewohner von Caudebec, welche es müde waren immer und immer fruchtlos um eine Chaussée von Caudebec nach Rouen und Havre beim Minister zu petitioniren, — sich an den ersten Konsul zu wenden. Die Munizipalität richtete demzufolge folgende Petition an Buonaparte: „Sie, die Sie so trefflich Ihren Weg machten, verhelfen Sie uns auch zu dem Unserigen.“ — Die Straße wurde gebaut.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 59. Mittwoch, den 19. Mai. 1858.

Entstehung und bisherige Wirksamkeit des Hermannstädter Bürgervereins.

Ein Vortrag des Direktors dieses Vereins, gehalten am 31. März 1856 Abends 7 Uhr im Vereinshause zur Eröffnung der Reihe der von da an wöchentlich zu haltenden Vorträge und Besprechungen über gewerbliche Interessen.

Geehrte Herren, werthe Freunde.

Ich unterfange mich, Sie mit doppelter Benennung anzureden; und zwar nicht um zu schmeicheln, sondern um auf die Grundbeziehung hinzuweisen, in der wir hier zu einander stehen sollen. Die erste Benennung gebietet mir die Sitte; ich folge ihrem Gebot im Gefühle der Achtung für Sie: zur zweiten treibt mich das Herz; ich füge mich seinem Drängen mit Liebe. Die Achtung allein richtet auf, läßt aber kalt und vereinzelt: Die Liebe allein erwärmt und verbindet; aber sie verflacht. Wirken Beide vereint, so wird die Wärme zur schaffenden Kraft, Glut, die einfache Verbindung zur Macht und die Aufrichtung zur Größe. Wir wollen die Achtung mit der Liebe, wir wollen die Ehre mit der Freundschaft. Auf dem Boden der Einen aufgerichtet und durch das Band der Andern gestärkt und durchglüht wollen wir hier Belehrung und Aufklärung, Aneiferung und Warnung, Rath und Trost gegenseitig suchen und geben, und durch Vereinigung aller Mittel, die uns gegenseitige Achtung und Liebe darbieten, nach einer Macht streben, die uns beim Uebergange aus der alten Welt gewerblicher Zustände in eine Neue, mit Hülfe der göttlichen Allmacht, am scheidenden Alten so wenig wie möglich verlieren, am kommenden Neuen so viel wie möglich gewinnen lassen soll. Diese Macht zu schaffen, immer mehr zu entwickeln und festzuhalten ist die höhere Bestimmung unsers Vereins. Den Weg dazu glauben wir zunächst in belehrenden Vorträgen über gewerbliche Gegenstände und Besprechungen derselben zu finden, und beginnen ihre Reihenfolge heute ernstlicher als je, um dadurch unserm Vereine die Richtung zu geben, die er schon im Sinne seiner Gründung haben soll: Die Richtung einer Uebungsgesellschaft zur Auffindung von Mitteln für Erweiterung und Hebung des Gewerbewesens in seinem ganzen Umfange, und zur Kräftigung und Fruchtbarmachung des ganzen Gewerbestandes.

An Stoff zu diesen Vorträgen und Besprechungen wird es uns, kann es uns nicht fehlen; das Feld desselben ist wahrhaft unermeßlich, auch die Nothwendigkeit der Besprechung wird mit jedem Tage gesteigert; und nur die Wahl dessen, was im Drange der Zeit aus der Fülle der Gegenstände früher und in zweckmäßiger Aufeinanderfolge zur Sprache und Berathung zu bringen sei, könnte ihre Schwierigkeit haben. Doch für diese erste Stunde fällt auch diese Schwierigkeit weg, denn da vernünftigerweise nichts näher liegt, als Selbsterkenntniß, so bietet sich die Betrachtung des eignen Selbst unsers Vereins, sein Entstehen seine Stellung und Richtung sogleich zum Ausgangspunkte unserer Vorträge und Besprechungen dar, und so werden Sie es, meine Herren und Freunde, ganz natürlich finden, wenn ich die Reihenfolge derselben mit einem kurzen historischen Umriß des bisherigen Bestandes unsers Vereines eröffne, den ich freilich nur aus Versammlungs-Protokollen des Vereins zusammenstellen konnte, die einander größtentheils zwar, doch nicht*) durchgängig ergänzen.

Geschichtlicher Umriß des Herrmannstädter Bürgervereins.

Es war in der ersten Hälfte des Jahres 1840, als unter Freunden, die zur Mittheilung und Besprechung der Tagesfragen, wie auch zur Erheiterung in Mußestunden, in einem Eckhause der Saggasse in Hermannstadt häufig zusammenkammen und bald das Bedürfniß größerer Theilnahme und regelmäßigerer Vereinigung empfanden, der Gedanke: einen förmlichen Verein hiezu zu bilden, gedacht und ausgesprochen wurde. Das hingeworfene Samenkorn fiel auf einen Boden, den der Geist der Zeit empfänglich gemacht hatte. Der Ausdruck des Gedankens widerhallte in weitern Kreisen und bald war der Körper da, der sobald ihn ein organisirender Geist ordnete und leitete, seine fruchtbare Wirksamkeit beginnen konnte; und auch dieser Geist fand sich. Ein Mann voll schöpferischen Sinnes, und während einem längern Leben an vielseitiger, harmonischvereinter wissenschaftlicher Bildung und Erfahrung reich geworden, ja zu diesen Faktoren einer leitenden Wirksamkeit in seinen spätern Jahren auch mit der nöthigen Muße beschenkt, Joseph Benigni Edler von Mildenberg pensionirter k. k. Feldkriegssekretär aus Görz gebürtig, durch Acclimatisirung und Neigung aber zum echten Bürger Hermannstadts gediehen, ward durch das allgemeine Vertrauen der Vereinslustigen zur Gliederung und Lenkung der noch ungeformten Masse gerufen. Unter seiner Leitung

*) Eine Lücke vom 18. April 1841 bis 18. Jänner 1843 konnte nicht ausgefüllt werden.

wurden Bedürfniß, Wünsche und Zweck der Zusammengetretenen bestimmter anerkannt, weiter entwickelt und zum festlichen Ausdruck gebracht; und in mehren vorbereitenden Versammlungen die Statuten des Vereins entworfen, ausgearbeitet, nach vielfältigen Berathungen angenommen und der Stadtbehörde zur vorläufigen Prüfung und Genehmigung unterlegt. In diesen Statuten war denn vor Allem der Zweck des Vereins ausgesprochen: „Durch gemeinsames Streben die noch mit so vielen Mängeln behaftete, und in so enge Gränzen eingeschlossene Industrie- und Gewerbsthätigkeit Hermannstadts von diesen Hemmnissen zu befreien, sie auf eine angemessene Stufe der Ausdehnung und Bildung zu erheben, und dadurch insbesondere den Wohlstand und die Thätigkeit der mit der Erzeugung und dem Betriebe der Industrie- und Gewerbsprodukte sich beschäftigenden Mitbürger auf einen ausgedehnteren, den gegenwärtigen Culturverhältnissen angemessenen Standpunkt zu erheben; zugleich auch den sämmtlichen Mitgliedern die erwünschte Gelegenheit zur angemessenen gesellschaftlichen Unterhaltung in ausgedehntern gemischten Kreisen zu verschaffen und dadurch ebenfalls Bildung und Wichtigkeit unter seinen Mitgliedern aufrecht zu erhalten und zu befördern.

Diesem erkannten und ausgesprochenen Zwecke des Vereins sollte der Name entsprechen. Der Verein nannte sich in den Statuten: Hermannstädter Bürgerverein zur Beförderung der Industrie- und Gewerbsthätigkeit wie auch angemessener gesellschaftlichen Unterhaltung;" also dem Ursprunge nach einen Bürgerverein gestiftet von Bürgern dieser Stadt und für Bürger derselben, und durchweht vom Geiste des Bürgerthums; dem Zwecke nach einen Gewerbverein. (Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der Seidenzucht auf das Volkswohl.

III.

Oesterreich wäre vor allen Ländern Europa's berufen, sich an die Spitze der segensreichen Seidenkultur zu stellen. Sein Italien leistet ohnedem schon Außerordentliches in diesem Fache. Wenn auch in den übrigen Kronländern, wo die Rebe und der Mais reift, mit lombardischen Resultaten die Seidenzucht geübt würde kein Land Europa's wäre so reich wie Oesterreich, denn kein Land Europa's bietet so weiten Raum dem glänzenden Erfolg der Seidenkultur, als Oesterreich. Fast 7800 Quadratmeilen des österreichischen Bodens sind empfänglich für diesen herrlichen Culturzweig. Auch ist in Oesterreich dieser Zweig des Erwerbes nicht neu, denn seit einem halben Jahrhundert bemüht sich Oesterreich, wenn auch bisher mit geringem Erfolge, etwas in diesem Fache hervorzubringen. Schon Kaiser Josef, der die Möglichkeit und Nützlichkeit der Seidenkultur für Oesterreich begriffen, verordnete umsichtig und weise, was zum Ziele führen sollte und konnte. Aber dem schöpferischen Geist des großen Kaisers wirkten verschiedene Hindernisse entgegen. Hätte dies größte Werk des großen Kaisers organisch über das ganze Reich sich entwickelt, Oesterreich wäre jetzt schon das reichste Land Europa's. Nur im Mailändischen, wo Josef's Geist begriffen wurde, trug sein Wirken, und trägt seitdem noch immer seine lohnenden Früchte. Denn auch in der Lombardie war Kaiser Josef, wenn auch nicht der Schöpfer, doch der Mäcenat der Seidenzucht, wie Professor Moretti von Pavia auf dem Congresso degli Scienziati in Neapel frei gestanden.

Wie nun das Versäumte im übrigen Oesterreich, wo immer die Rebe und der Mais blüht, nachzuholen? Die mir zugemessene kurze Zeit gestattet nicht, dies ausführlich zu entwickeln. Bemerken aber muß ich, daß in Oesterreich ein anderer Weg betreten werden muß, als der in Italien gebahnte, wo eine Provinz die andere zur Nacheiferung reizt, wo im Venetianischen angestellte Lombarden die Sache mit Lehre und Aufmunterung unterstützten, wo die ganze Intelligenz der venetianischen Provinzen mit Eifer und Beharrlichkeit und Umsicht die Leitung des Geschäftes, als die wichtigste Angelegenheit des Vaterlandes, über sich genommen, wo endlich auch das gemeine Volk seine ererbten Vorurtheile willig seinen Interessen unterordnet. Keine Vereine, keine Stiftung und Aufmunterung von Seite der Regierung waren bei dem intelligenten Italiener vonnöthen, um ihn zur Wahrung seiner Familien-Interessen zu drängen.

Er folgte dem Beispiele der Besten seines Volkes, und diese bestrebten sich, als wären sie verabredet, rund um sich herum Jedermann für Maulbeerbäume und Seidenzucht zu interessiren.

Und so wird es und muß es auch im übrigen Oesterreich werden in 15—20 Jahren, wenn jeder intelligente Grundbesitzer für seine Umgebung zum Centrum wird der Propaganda für Maulbeerbaum- und Seidenzucht. Und sicherer noch gedeiht das Werk, wenn kleine Gesellschaften von 15—20 Grundbesitzern zu diesem Unternehmen als Ehrenpflicht sich vereinen; dann brauchen sie nicht einmal lange auf den Lohn zu warten, weil sie in 10 Jahren schon mit einigen 1000 Pfund selbst erzeugter Cocons eine kleine Spinnerei ernähren würden, und so den Lohn schon fänden für ihre Mühe.

Doch damit die Sache schneller und sicherer gedeihe, kann das übrige Oesterreich der weisen Mitwirkung einer hohen Regierung nicht entbehren, weil unser Landmann noch nicht sehr geneigt ist zu Uebergängen von einer Praxis des Erwerbes zu einer anderen, wohl aber willig höherer Anordnung sich fügt. Darum möge die hohe Regierung die Errichtung von Communalbaumschulen, und wo der Boden immer dazu verwendbar, von Maulbeerbaumschulen, unter Leitung des Schullehrers und der Mitwirkung der Dorfsinder, — und in 5—10 Jahren hätte jede Gemeinde Oesterreichs 10—15,000 veredelte Obst- und Maulbeerbäume, würde folglich hinlänglich vorbereitet sein zu jeder Seidenzucht-Campagne.

Die Familie ist es, die besonders hier helfen muß, vor allem die Hausfrau. Jedes zwölfjährige Mädchen kann mit 70 Pfund Cocons sich leicht 100 fl. jährlich verdienen, besonders wenn sie dieselben auch abzuspinnen lernt.

Zeigen wir auch in Siebenbürgen, daß wir, den intelligenten und energischen Lombarden und Venetianern gleich, unsere materiellen Interessen zu fördern wissen durch die bestmögliche Ausbeutung der Kräfte unserer Mutter Erde, damit die schönen Träume der alten Patrioten in Erfüllung gehen, und unsere Söhne schauen, was wir vom Herzen wünschen: Oesterreich über alles!

Mannigfaltiges.

* Der ungarische Forstverein kömmt dieses Jahr am 20. Juli in Oedenburg zusammen.

* Das Schloß des Grafen Koloman Almásy zu Kötegyháza ist sammt den Nebengebäuden am 3. Mai abgebrannt. Auch die katholische Kirche wurde dabei ein Raub der Flammen. Die ämtlichen Untersuchungen haben konstatirt, daß der Brand gelegt war. An mehreren Stellen fand man noch glimmende Zünder.

* Zu O.-Moravicza und Pacsér im Barser Komitate ist eine protestantische Sekte unter dem Namen die Nazarener aufgetaucht. Die Leute gehören der ackerbautreibenden Bevölkerung an, halten den Besuch der Schulen und Kirchen für überflüssig und sind für Abschaffung der Taufe und des Seelsorgeramtes. Ueberhaupt sind es große Schwärmer, die zwar bisher ein sehr sittliches Leben geführt haben sollen. Ein gewisser Kremer, der sich gegenwärtig in gerichtlicher Untersuchung befindet, hat den Samen der Verirrung ausgestreut. Der Kirchenkonvent des reformirten Donaudistriktes hofft durch christliche Liebe die Verirrten zurückzuführen. Alle glauben sich von dem heiligen Geist beschattet.

* Aus Böhmen wird geklagt, daß die Wanderungen der ländlichen Arbeiter, welche meist nach Nieder- und Oberösterreich jährlich geschehen, von den Landwirthen im südlichen Böhmen empfindliche Arbeitsmangel zur Folge haben. Man ist nun bemüht, die Arbeiter dadurch an die Heimath zu fesseln, daß man ihnen Felder überläßt, welche sie für sich anbauen um dadurch eine Art ständiger Arbeiter werden.

* Vor fünfzehn Jahren starb in Reichenberg der wohlhabende Fabrikant Herr Oppelt, dessen Wittwe und Kinder für denselben auf dem Friedhofe eine Gruft errichteten, in welcher die Leiche beigesetzt wurde. Vor ungefähr vier Wochen starb die Wittwe, und die zurückgebliebene Familie ließ die Leiche der Mutter an der Seite des Vaters beisetzen. Wie sehr aber war man überrascht, als man beim Oeffnen der Gruft den Sarg offen und leer fand! Bei näherer Untersuchung gewahrte der Todtengräber die Gebeine der vermißten Leiche in einer Ecke der Gruft in sitzendem Zustande! Eine Commission von Seiten der Behörde hat sicher gestellt, daß der Begrabene scheintodt gewesen (?!), was man aus der geborstenen Hirnschale des Hülfesuchenden wahrnahm.

* Als Kaiser Karl der Fünfte, der mächtige Herr, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, auf dem Gipfel seiner Macht stand und durch die siegreiche Schlacht bei Mühlberg (1547) die Fürsten Deutschlands unterworfen hatte, kam er auch gen Naumburg. Als die Kaiserlichen sich vor der Stadt gesammelt und die kaiserliche Majestät draußen vor dem Thor etwas wartete, hatte er einen sammtnen Hut auf und einen schwarzen Mantel um, zwei Finger breit mit Sammt besetzt. Da aber ein Schlagregen einfiel, schickte er in die Stadt und ließ sich seinen grauen Filzmantel um, hielt den Hut unter den Mantel und ließ sich auf den Kopf regnen. „Armer Mann!“ ruft der Augenzeuge, der dies berichtet, „der etliche Tonnen Goldes verwenden könnte, das sammtne Hütlein aber unter den Mantel nicht vom Regen verderben, sondern lieber das bloße Haupt naß werden läßt.“ Und er hat Recht, das Bild ist kein sehr kaiserliches. Aber lernen ließe sich für unsere Zeit doch Manches daraus.

* Die württembergischen Schullehrer haben lange nicht gewußt, warum gerade ihnen die Besoldungen so gar knapp zugemessen sind. Jetzt wissen sie es, wenn sie nämlich die Aussprüche der „Super-Orthodoxen,“ wie Hengstenberg u. s. w. lesen. Dort wird nämlich gesagt, daß eine solch' kleine Besoldung nöthig sei, damit die Herren Lehrer sich nicht der Weltlust hingeben, sondern im Gegentheil in der Entsagung üben. — Du lieber Himmel, mit 250 fl. sich der Weltlust hingeben!

* Eßlingen, 28. April. In einem Dorfe der Nähe kam dieser Tage eine interessante Hexengeschichte vor. Erwachsene Personen warfen ein aus seinem Stall entlaufenes Schwein Abends todt, da sie annahmen, es sei eine Hexe, und warteten neugierig den Morgen ab, ob nicht ein altes Weib im Bett liege. Allein bald wurden sie durch Klage eines Nachbarn auf Entschädigung gewahr, welchen Unsinn sie begangen. Sie mußten die verlangte Entschädigung bezahlen. Die Geschichte erscheint in unserer Zeit fast unglaublich; aber sie ist vollkommen wahr. (Würtemb. Bl.)

* Auf den Bergen in Uri ist der Schnee letzter Tage 6 Fuß hoch gefallen, höher als je im vergangenen Winter; nun stürzen die Lawinen massenhaft ins Thal.

* In Stuttgart ist dieser Tage eine Broschüre: „Napoleon III. und seine Zeit“ erschienen, welche in München mit Beschlag belegt wurde. In diesem Pamphlet werden die Deutschen des Affenpatriotismus angeklagt und Frankreich über alle Gebühr auf Kosten der Deutschen verherrlicht.

* Kaiser Napoleon sucht sich unter den Christen in der Türkei populär zu machen. Der Bischof von Hariopolis hat nach dem Attentat im Jänner zu Pera ein Tedeum abhalten lassen, wofür ihm der Gesandte im Namen des Kaisers eine goldene, reich mit Brillanten besetzte und mit einem N gezierte Dose persönlich überreichte. Auch den Patriarchen von Konstantinopel und Alexandrien und andere kirchliche Würdenträger hat der Gesandte im Namen des Kaisers besucht. Napoleon will die Herzen des griechischen Volkes durch dessen Priester gewinnen.

* In Paris war die Nachricht verbreitet, in Spanien sei eine Revolution ausgebrochen. Die Kouriere fehlten und der Telegraph war stumm. Wiener Blätter enthalten nichts darüber.

* An dem König von Portugal, der in diesen Tagen seine Hochzeit mit der Prinzessin von Hohenzollern feiern wird, wurde eine Vergiftung beabsichtigt.

* Der Marschall Pelissier hat die ganze politische und diplomatische Welt in London in Bewegung gesetzt. Er stattete der Exkönigin von Frankreich, der Gemahlin Ludwig Philipps und dem Herzog von Aumale einen Besuch ab. Pelissier hat unter dem Herzog in Algier gedient. Es heißt, der französische Botschafter sei von Paris aus zu diesen Besuchen ermächtigt gewesen.

* Der Sultan hat dem türkischen Heere durch den Kriegsminister kundmachen lassen, daß der Sold der Truppen statt 20, von nun an in 30 Piastern monatlich gezahlt werde. Der Padischah weiß nicht, daß der größte Theil des Soldes der Soldaten in die Taschen der Paschas fällt.

* Die Denkschrift, welche Fuad Pascha nach Paris mitgenommen hat, und die ausschließlich von der Organisation der Donaufürstenthümer handelt, wird als ein Meisterstück der diploma-

tischen Sprache bezeichnet. Sehr ausführlich soll in derselben der Vorschlag besprochen sein, daß fürderhin nur ein Divan in den Fürstenthümern bestehen soll, der abwechselnd bald in Jassy, bald in Bukarest seinen Sitz zu nehmen hätte. Zugleich enthält dieselbe über die Zusammensetzung des Divans und den Wahlmodus sehr ausführliche Details.

* Aus Rom. In der vorletzten Woche des April kamen hier nicht weniger als sechs Mordthaten vor, theils aus Rache, theils waren die Ermordeten Opfer des besser gerathenen Weins. An der Regola erstachen sich zwei Brüder im Streit; im Borgo di San Spirito lauerten einem Barcorolo und seinem Sohne heimliche Feinde in der Dunkelheit auf, und stießen sie nieder; unfern der Piazza del Popolo tödteten sich zwei Weinwirthe im Zank, und andere sich dabei betheiligende Personen wurden verwundet.

* Der König von Siam wünscht, Berliner Blättern zufolge, preußische Musiker zur Bildung seiner Musikbanden anzuwerben. Er bietet einen Jahrgehalt von 4000 Piastern und freie Reise; es hat sich indessen bisher noch kein Musikant bereit finden lassen, die letztere anzutreten. Augenblicklich ist auch ein Agent von Moskau zur Anwerbung musikalischer Kräfte in Berlin anwesend. Mitglieder der Berliner Regiments-Musiken sind in Kalkutta an die Spitze der englischen Musikbanden gestellt und früher schon mehrere nach Brasilien zur Leitung der Militärmusik berufen worden.

* Zu Dijon starb unlängst ein Herr Paul Legrand, 71 Jahre alt, und hinterließ statt einem Testament folgendes Schreiben, das man füglich das Testament vieler Millionen Menschen nennen könnte: „Leiden, Mühseligkeit, Verdruß, Verzweiflung, Schlaf, Sehnen, Bedauern, Alles das muß aus dem Leben gestrichen werden, weil man es selbst gestrichen haben würde, wenn Gott es zugegeben hätte. „In 3 Jahren wurde ich entwöhnt; zu 6 Jahren sprach ich, aber schlecht; zu 7 Jahren spaltete ich mir den Kopf; zu 9 Jahren war ich geheilt. — Ich muß also 9 Jahre meines Daseins streichen, denn saure Ammenmilch trinken, nicht sprechen, schlecht sprechen, sich den Kopf spalten und Schmerzen ausstehen, das kann man nicht leben heißen. — Zu 9 Jahre fing ich meine Studien an. Durch meinen verletzten Schädel hatte ich einen sehr harten Kopf und lernte hart. — Nach 2 Jahren konnte ich buchstabiren. Der Buchstabe Z trug mir ungefähr 1400 Stockhiebe ein; die 23 anderen Buchstaben marterten mich. — Zu 12 Jahren konnte ich lesen, aber am ganzen Körper trug ich Spuren des Alphabets. — Man versuchte es mir lateinisch beizubringen; aber zu 15 Jahren wußte ich so viel wie vorher und war durch Wasser und Brot zum Skelett geworden. — Weitere 6 Jahre, welche zu streichen sind. — Zu 15 Jahren that mich mein Vater als Schreiber zu einem Notar. Nun begann für mich eine neue Martyrer-Art. — Ich stand um sechs Uhr auf, säuberte das Bureau, zündete Feuer an, wurde von den ältern Schreiber gezrügelt, und bekam zu Hause, wo man stets über mich klagen hörte, nichts zu essen. — Diese Existenz führte ich fünf Jahre, welche ich von meinem Leben streiche. — Als ich 20 Jahre alt war, schiffte mich mein Vater, meiner überdrüßig, zu Cherbourg ein. — Ich wusch das Verdeck, wickelte Taue auf, kletterte auf die Masten, flickte die Segel — und bekam täglich 30 Hiebe. Nach 24 Jahren etablirte mich mein Vater als Krämer. Ich verheirathete mich mit Frl. Ursine Desvoisins; Tochter eines Drechslers; sie besaß eine Mitgift von 30,000 Livres, auf eine Zuckerfabrik zu St. Domingo verhypothecirt. — Am nächsten Morgen nach der Hochzeit bemerkte ich, daß meine Frau ein von ihrem Hrn. Vater gedrechseltes hölzernes Bein hatte. — Die arme Frau bat unter Thränen ihr dies Gebrechen zu verzeihen. Ich vergab ihr um der Aussteuer willen. — Die Neger von S. Domingo aber empörten sich, verbrannten mein Heirathsgut und mir blieb nichts als ein hölzernes Bein. — Zu 30 Jahren starb meine Frau, nachdem ich mir 6 Jahre lang jeden Augenblick vorgeworfen hatte dieses Bein genommen zu haben. Fort mit den 6 Jahren! — Da ich wie Jedermann 1/3 meines Lebens schlief, so bringe ich 24 Jahre Schlaf in Abzug, was freilich zu wenig ist, da ich ein arger Schläfer war. — Ein Jahr, Minute und Minute, verloren, um den Schlüssel meines Schreibtisches zu suchen, den ich immer verlegte. Lebt man, wenn man einen Schlüssel sucht? — Drei Jahre mit Pudern, Frisiren und Rasiren verloren. — 5 Jahre mit Zahnschmerzen verbracht. — Zwei Brustentzündungen mit Rückfall und Rekonvaleszenz. — Drei Jahre verloren um zu sagen: „Wie viel Uhr ist es? — Es ist abscheuliches Wetter. — Wie befinden Sie sich? — Ich habe die Ehre ꝛc. — Wie befindet sich die Frau Gemahlin? — Es ist schmutzig.— Es ist dieses Jahr kalt! — Ei, ei u. s. w." — Sechs Monate um sich die Stiefel putzen, den Hut bürsten zu lassen. — Ein Jahr Zwischenakte im Theater ausgestanden. — Ein Jahr moderne Schauspiele angehört: rein verloren! — Ein Jahr verloren um sich über versalzene Suppen, verbrannte Coteletts, zu harte Eier und Magenweh zu beklagen. — Total 71 Jahre!

* Der am 4. April in Düsseldorf entdeckte Planet hat durch Dr. C. Schönfeld in Bonn den Namen „Kalypso" erhalten. Bei dieser Gelegenheit erlauben wir uns, die Namen der 53 kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter, von denen 16 in Frankreich, 15 in England, 12 in Deutschland, 8 in Italien und 2 in Amerika zuerst entdeckt wurden, hier zusammenzustellen: Ceres, Pallas, Juno, Vesta, Asträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea, Paethenope, Viktoria, Egeria, Irene, Eunomia, Psyche, Thetis, Melpomene, Fortuna, Massalia, Lutetia, Kalliope, Thalia, Themis, Phokäa, Proserpina, Euterpe, Bellona, Amphitrite, Urania, Euphrosyne, Pomona, Polyhymnia, Circe, Leukothea, Atalante, Fides, Leda, Lätitia, Harmonia, Daphne, Isis, Ariadne, Nysa, Eugenia, Hestia, Aglaja, Doris, Pales, Virginia, Nemausa, Europa, Kalypso. Rechnet man die 8 großen Planeten hinzu, so kennt man also jetzt 61 Planeten in unserem Sonnensystem.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 60. Freitag, den 21. Mai. 1858.

Entstehung und bisherige Wirksamkeit des Hermannstädter Bürgervereins.

(Fortsetzung)

Um im Bewußtsein des Zweckes und Namens zu lebendiger Wirksamkeit zu gelangen, mußte der Verein gegliedert werden; daher kam es in der am 6. Juli 1840 gehaltenen ersten Generalversammlung zur ersten Beamtenwahl, deren durch Einreichung schriftlicher Wahlzettel der ordentlichen Mitglieder festgestelltes Ergebniß Folgendes war: Direktor ward der Mann, der schon bis dahin Alles geleitet hatte; Vicedirektor Seifensieder und Communitätsmitglied Daniel Czekelius; Sekretär und Bibliothekar Magistratskanzlist Gustav Dietrich; Sekretärs-Ersatzmann: Magistratskanzlist Michael Heinrich; Kassier: Wundarzt Karl Finke; Kassiers-Ersatzmann: Kaufmann Carl Genersich; Oekonom: Buchdrucker Samuel Filtsch; Oekonomstellvertreter: Kaufmann Friedrich Arz. Zu dem der Direktion beizugebenden Ausschuß traf die Wahl folgende zwölf Ehrenmänner: den Hutfabrikanten und Communitäts-Vorstand Johann Georg Bayer, den Rothgärber Johann Bordan, den Magistrats-Obernotär Wilhelm Conrad; den Pupillen-Inspektor Friedrich Michael Herbert, den Tuchmacher Johann Georg Hertel, den Seifensieder Johann Georg Hertel, den Stadtrathsherrn Joseph Mathias, den Seifensieder Joseph Meister, den Gymnasial-Rektor Friedrich Ptleyd, den Seifensieder Peter Platz, den Kaufmann Johann Primes und den Kaufmann Johann Thalmeyer.

Unterdessen hatte man nicht versäumt für passende Lokalitäten zu sorgen, und nachdem der, acht weite Räume enthaltende, zweite Stock des in der Burgergasse an der gedeckten Stiege gelegenen Rittmeister von Hannenheim'schen Hauses, für jährliche zweihundert Gulden C.-M. gemiethet worden war, hielten schon drei Tage nach dieser Wahl, am 9. Juli die neuen Vereinsbeamten die erste Ausschußversammlung, die einen Diener aufnahm und den Kassier und Oekonomen anwies, die zweckmäßige Herrichtung dieser Räume zu veranlassen, so wie in den Ausschußversammlungen vom 19. Juli, vom 30. August und vom 18. Oktober außer andern Vorbereitungen die anzuschaffenden Zimmer- und Spielgeräthe, und die Art und die Preise festgesetzt wurden, nach welchen der in die Hausabtheilung des Vereins aufgenommenen Unternehmer die Getränke und Erfrischungen liefern sollte. Auch wurde eine gleichzeitig mit dem Bürgervereine und in demselben entstandene engere Gesellschaft von Holzschützen, an welcher nicht alle Glieder der Erstern Theil nahmen, für ihre Zwecke in besondern Sälen unterbracht.

Nachdem endlich die sämmtlichen Einrichtungsstücke der Bestellung gemäß für den Gesammtbetrag von 1157 Gulden und 23 Kreuzer Conventions-Münze in die Räume geliefert und geordnet worden waren, konnte der Verein seine Lebensthätigkeit beginnen, obgleich jener Betrag nur erst bis auf 558 Gulden gedeckt war, da außer der Einrichtungsgebühr zu 2 Gulden der ordentliche jährliche Vereinsbeitrag von den bereits beigetretenen 186 ordentlichen Mitgliedern nur erst für das erste Quartal eingezahlt worden war. Es geschah durch feierliche Eröffnung der Lokalitäten in der ersten vollständigen Generalversammlung am 1. November 1840, um 11 Uhr Vormittag.

Es dürfte den Geist, der diesen Verein vom Anfange an beseelte, deutlicher erkennen lassen, wenn wir die allgemeineren Theile der bei dieser Gelegenheit vom Vereinsdirektor gesprochenen Eröffnungsrede und den Schluß der Feierlichkeit hier mittheilen. Der Direktor sprach:

„Hochgeehrte Versammlung!"

„Nach den beim Zusammentreten des Vereins berathenen Statuten desselben ist heute der Tag angebrochen, an welchem eine Generalversammlung Statt zu finden hat. Durch Ihr mir so ehrenvolles Vertrauen für das erste Jahr zum Direktor des Vereins erwählt, erfülle ich mit innigem Vergnügen die mir obliegende Pflicht, diese Generalversammlung und mit derselben zugleich die Benützung sämmtlicher Vereinslokalitäten zu eröffnen.

Es hat nicht an den angestrengtesten Bemühungen von Seiten der geehrten Herren gefehlt, welche Sie zu Beamten und Ausschüssen des Vereins erwählt haben, um zu bewirken, daß die Lokalitäten des Vereins früher mit der nöthigen Einrichtung versehen und der Benützung geöffnet werden möchten. Allein die Schwierigkeiten, welche mit der Beischaffung der mannigfaltigen Erfordernisse verbunden waren, die Zeit, welche deren Fertigung erforderte, die nach dem Zwecke des Vereins in unserer Mitte und durch den Fleiß und die Kunstfertigkeit unserer Mitbürger erfolgen mußte, haben es unmöglich gemacht, dieses Ziel früher zu erreichen. Noch werden wahrscheinlich kleinere Mängel und Unzulömmlichkeiten in der ersten Zeit sich darstellen; allein es wird, nach den uns von Ihnen übertragenen Verpflichtungen unser eifrigstes Be-

streben sein, diese zu ergänzen und zu verbessern, und so am Ende unserer Wirksamkeit das Institut unsern Nachfolgern in möglichst vollendetem Zustande zu übergeben."

Nachdem hierauf der Direktor einen Abriß der bisherigen Ausschußverhandlungen und der Oekonomie des Vereins gegeben, fährt er fort:

„Und somit, hochgeehrte Versammlung, wäre nunmehr Alles zur ungehinderten Benützung sämmtlicher Lokalitäten des Vereins für die Zwecke desselben vorbereitet, und dieselben werden von heute Nachmittag angefangen täglich zu den bestimmten Stunden dem Besuche offen stehen. Ich erlaube mir zum Schlusse meines Vortrags nur noch Ihnen mit wenigen Worten meine Ansichten und Hoffnungen darzustellen."

„Gemeingeist und Gemeinsinn waren die starken und kräftigen Bande, welche unser Volk erhielten und erhoben, seit unsere Vorältern vor beinahe sieben Jahrhunderten in unser Vaterland einwanderten, um dessen Wüsteneien urbar zu machen, dessen Gränzen zu schützen. Mit echtem deutschen Sinne, mit unermüdeter Beharrlichkeit strebten sie, geschützt und begünstigt von weisen Herrschern, den Zweck ihrer Berufung zu erfüllen. Sie duldeten kein Vorrecht Einzelner: Jeder mußte seinen verhältnißmäßigen Antheil an den allgemeinen Lasten tragen. Was anderswo durch die Schätze einzelner Großen und Mächtigen entstand, war bei ihnen Werk des gemeinschaftlichen Strebens, des Gemeinsinns. So erhoben sich die Tempel des Herrn in unsrer Mitte, so die Burgen unsrer Dörfer, die Mauern unsrer Städte, welche in Zeiten der Gefahr nicht nur unsern Mitbürgern, sondern auch den uns verbündeten beiden Nationen Schutz und Zuflucht gewährten. Durch Gemeinsinn und gemeinschaftliche Bemühungen erblühten Handel und Gewerbe, entwickelten sich Wohlstand und Bildung; durch eben diese Mittel erhielt sich unsere Nation in den Perioden allgemeiner Noth, bis es ihr gelang, unter dem Schutze des allgeliebten österreichischen Kaiserhauses wieder frei zu athmen und die Wunden einer langen, unglückschwangern Zeit zu heilen."

„Dieser Gemeingeist, dieser Gemeinsinn schien in der letztvergangenen Zeit zu erschlaffen und der Egoismus mit seiner Wohlstand- und Patriotismus tödtenden Vereinzelung auch unter uns immer mehr Ausbreitung zu gewinnen: aber Dank sei dem Allmächtigen! Die tüchtige deutsche Natur beginnt den fremden Krankheitsstoff auszustoßen; sie wendet sich wieder auf den Weg, der unsern Vorältern zur Zufriedenheit, zum Wohlstande führte. Vereine mehrfacher Art bilden sich, um Wissenschaft und Gewerbfleiß, die geistigen und die materiellen Interessen, einträchtig zu fördern. Eine Frucht des neuerwachten Gemeinsinnes ist auch unser Verein. Uns in gemeinschaftlicher Unterhaltung zu nähern und enger zu verbrüdern, mit dem gemeinschaftlichen Vergnügen auch den allgemeinen Nutzen zu verbreiten, durch wechselseitige Mittheilung und Unterstützung Gewerbfleiß und Industrie zu fördern ist unser Zweck. Lassen Sie uns denselben stets unverrückt im Auge behalten, nie vergessen, daß wir Glieder eines Ganzen sind, die in harmonischer Wechselwirkung zu dessen Erhaltung und Erhebung beitragen müssen und fortwährend des Wahlspruches eines uns stammverwandten Volkes eingedenk sein: daß nur einträchtige Kräfte gedeihlich wirken: dann werden wir unter dem Schutze einer weisen wohlwollenden Regierung gewiß unsern Zweck erreichen; unser Verein wird wachsen und blühen, und unsere Söhne und Enkel werden uns noch in spätern Zeiten als würdige Nachkommen unserer biedern und thätigen Ahnen anerkennen, denen Siebenbürgen schon vor Jahrhunderten den Ruhm der gewerbfleißigsten und glücklichsten Provinz des ungarischen Reichs verdankte."

„Und so möge denn nun unter dem Schutze des Allmächtigen unser Verein in Wirksamkeit treten und seine Zwecke erfüllend, sich ausbreiten und gedeihen." (Fortsetzung folgt.)

Eine merkwürdige Lebensgeschichte.

Im Jahre 1817 wurde dem vermöglichen Eisenhändler W., der zu Essegg in Slavonien ein blühendes Geschäft führte, eine Tochter geboren, welche in der Taufe den Namen Maria erhielt. Sie blieb das einzige Kind des glücklichen Elternpaares, welches bei seinen günstigen Vermögensumständen im Stande war, der Tochter eine ausgezeichnete Erziehung geben zu lassen. Besondere Tüchtigkeit zeigte Maria im Klavierspiel, in welchem sie es bald zur Meisterschaft brachte und in mancher Soirée, in manchem Konzerte, das zu wohlthätigen Zwecken gegeben wurde, erntete sie zur Freude der Eltern enthusiastischen Beifall für ihre ausgezeichneten Leistungen. Innige Freundschaft verband die junge Person mit manchen noch jetzt in Essegg lebenden Mädchen und Frauen. Doch ihre unzertrennliche Gefährtin, an welche sie mit der zärtlichsten Zuneigung hing, war die Gesellschafterin, welche die Eltern der Tochter zu Liebe in ihr Haus aufgenommen hatten, die Tochter eines höhern Beamten, Josefine v. B.; hingegen schien Maria eine Abneigung gegen das andere Geschlecht zu empfinden und schlug manche vortheilhafte Partie, welche sich ihr bot, mit der Aeußerung aus, sie fühle sich vollkommen glücklich und gedenke niemals zu heirathen.

Wie jedoch das mit Talenten reich ausgestattete Mädchen heranwuchs, ließ sich in ihrem Aeußern eine merkwürdige Veränderung wahrnehmen. Ihr hoher Wuchs, ihre starken, man konnte sagen, männlichen Züge, der dichte Flaum, der trotz aller dagegen angewendeten Mittel ihre Lippen immer wieder beschattete, ließen sie fast wie einen verkleideten Mann erscheinen, ohne daß es jedoch Jemanden eingefallen wäre, dieser für ein Mädchen seltenen Gesichtsbildung eine weitere Bedeutung beizulegen. Um diese Zeit starben in kurzem Zwischenraume Mariens Eltern, und sie verkaufte das Geschäft an einen Kaufmann, welcher zur Zeit sich eifrig um ihre Hand beworben hatte, der aber, wie alle andern Freier, abgewiesen worden war. Sie selbst zog nach Pest, wo sie sich mit der von ihr unzertrennlichen Josefine etablirte. Hier jedoch entwickelte sich ihr Aeußeres solchermaßen, und der Gegensatz zwischen der weiblichen Kleidung, die sie trug, und ihrem Wuchs und Gesicht, wurde so groß, daß sie sich nicht mehr auf der Gasse sehen lassen konnte, ohne allgemeines Aufsehen zu erregen. Unter diesen Umständen fand sie sich bewogen, bei den Behörden ein Gesuch einzureichen, das von glaubwürdigen ärztlichen Zeugnissen unter-

stützt wurde, und in welchem sie bat, man möge ihr in Berücksichtigung dessen, daß ihr weiblicher Name und weibliche Kleidung durchaus nicht mehr zukommen, gestatten, von nun an männliche Kleidung zu tragen und einen männlichen Namen anzunehmen. Ihr Gesuch wurde in der That dahin erledigt, daß es der Bittstellerin gestattet sei, sich von nun an statt Maria W. — Karl Maria W. zu nennen, männliche Kleidung zu tragen und überhaupt die bürgerliche und gesellschaftliche Stellung eines Mannes einzunehmen. Nachdem Karl W. nun in aller Form Rechtens seinem bisherigen Geschlechte Lebewohl gesagt, bot er der Gesellschafterin Josefine von B. seine Hand zur Ehe.

Das seltene Brautpaar reiste nach Essegg, wo es, man mag sich vorstellen, unter welchem Zulauf von Menschen, in der dortigen Hauptkirche feierlich getraut wurde. Karl W. zog hierauf nach Wien, wo das Ehepaar glücklich und zufrieden eine Reihe von Jahren lebte. Nur bemerkte man bei Karl W. einen Hang zur Einsamkeit und ein scheues, fast ängstliches Ausweichen bei jeder zufälligen Begegnung einer Bekanntschaft aus früherer Zeit. Sein Aeußeres war das eines stattlichen Mannes. Das längliche Gesicht von etwas fahler Farbe, von einem wohlgepflegten starken blonden Vollbart umrahmt, wies angenehme Züge; seine Gemüthsart, sein sanftes, gefälliges Benehmen bot die deutlichste Spur der weiblichen Erziehung, die er durch seine halbe Lebenszeit genossen hatte.

Bedeutende Geldverlegenheiten, in welche Karl W. gerieth, und die Verpflichtung, binnen Kurzem die Summe von 4000 fl. zu zahlen, welcher er bei seinen zerrütteten Verhältnissen nicht nachkommen konnte, veranlaßten Karl Maria W. und seine Gattin in den Wellen der Donau ihr gemeinsames Grab zu suchen, was sie denn auch darin fanden.

Mannigfaltiges.

* Aus Ungarn wird berichtet, daß die erfolgten Regengüsse die ganze Vegetation aufs Neue belebt und die nächste Ernte gesichert sei. Die Getreidepreise sind gefallen und nun wird die Frage diskutirt, ob dieses ein Glück für Ungarn zu nennen wäre? Man glaubt dadurch würde die Industrie sehr viel leiden, indem Ungarn ein Getreideland und die Produzenten bei den billigen Fruchtpreisen keine Einkäufe zu machen in der Lage wären. Möge sich die Menschheit nicht versündigen!

* Wien, 11. Mai. Beim Finanzministerium finden gegenwärtig täglich commissionelle Berathungen über die Einführung des neuen Münzgesetzes bei Kassen und Aemtern statt. — In dem Befinden des seit längerer Zeit beurlaubten Banus von Croatien, Grafen Jellacic, ist, den letzten Nachrichten zufolge, bis jetzt noch keine Besserung eingetreten.

* Se. kais. Hoheit der Herr Erzherzog-Generalgouverneur des lombardisch-venetianischen Königreichs ist am 17. Mai mit dem Eilzuge nach Venedig abgereist. Die Frau Erzherzogin Charlotte bleibt noch einige Zeit in Schönbrunn und wird von ihrem Gemahl abgeholt, um dann nach Italien zurückzukehren und den Sommer und einen Theil des Herbstes in Monza zu residiren. — Der Herzog von Brabant ist in Wien auf Besuch erwartet.

* Der thörichte Scherz, Kinder am Kopfe in die Höhe zu heben und so mit ihnen zu scherzen, hat in diesen Tagen in Mailand zu einer herzerschütternden Katastrophe geführt. Ein Uhrmacher hob sein einziges sechsjähriges Söhnchen in der angezeigten Weise in die Höhe und lachte über die Angst des Kindes. Plötzlich hörte dieses jedoch auf zu schreien, die Augen traten aus den Höhlen hervor, der Mund verzog sich, das Kind war todt.

* Welche sonderbaren Anforderungen an die preußischen Abgeordneten eingehen, beweist u. A. der eben erstattete sechste Bericht der Petitions-Commission des Abgeordneten-Hauses. Ein Chirurgiegehülfe bittet, die Verhältnisse der Barbiere zu reguliren. Unter andern seine Petition unterstützenden Gründen weist Petent darauf hin, „wie das ohnehin nur kärglich nährende Barbiergewerbe seit neuester Zeit durch Einführung fataler Demokratenbärte auf eine inverantwortliche Weise noch mehr geschmälert werde, weßhalb er auf die schon längst verheißene Revision des obengedachten Gegenstandes anträgt.

* Der Kronprinz von Württemberg ist in Paris angekommen, während dessen die Frau Kronprinzessin Olga nach Rußland abgereist ist. Der Kronprinz begibt sich von Paris auch nach Petersburg, um seine Gemahlin von dort abzuholen. Man glaubt diesen Besuchen in Paris und Petersburg einen politischen Charakter beizulegen.

* (Stettin.) Wie eine unglückliche Liebe zum Mordversuch und dieser zur Ehe führen könne, lehrt folgende Geschichte, welche dem nächsten hiesigen Schwurgerichtshofe Stoff zur Verhandlung bieten dürfte. Die Tochter des Krügers Kreckow in Tantow unterhielt im vorigen Jahre mit dem Kutscher Schmidt in Radrensee ein Liebesverhältniß, das aber unglücklicher Weise durch die gerichtliche Bestrafung des Schmidt unterbrochen werden sollte. Dieser wurde nämlich genöthigt, im Gefängnisse einige Zeit lang andere als Liebesverhältnisse kennen zu lernen. Als er jedoch sein unfreiwilliges Pensum absolvirt hatte, versuchte er das frühere Verhältniß seiner Neigung wieder fortzusetzen. Da aber kündigte ihm dasselbe in Anbetracht seiner Bescholtenheit die Geliebte selbst auf. Die Folge davon war, daß der unglückliche Liebhaber eines Tages im Herbst vorigen Jahres der Kreckow auflauerte und einen Schuß auf sie abdrückte. Glücklicherweise jedoch streifte und verwundete der Schuß das Mädchen nur leichthin. Die verbrecherische That indessen verfiel der gerichtlichen Untersuchung. Während nun letztere noch schwebt, hat die Kreckow den gegen sie geführten Beweis einer treuen Liebe von Seiten ihres Geliebten für überzeugend genug gehalten, um diesen zu heirathen und bei der k. Staatsanwaltschaft demnächst beantragt, ihren nunmehrigen Gatten straflos ausgehen zu lassen. Es fragt sich jedoch nur noch, wie die Geschwornen darüber denken werden.

* Die Pariser Konferenzen sollen wegen den neuen Verwicklungen in der Türkei weiter vertagt werden. — Fuad Pascha ist es sehr übel genommen worden, daß er seine Reise über Wien genommen hat. — Zwei französische Kriegsschiffe sind bereits aus Toulon nach dem adriatischen Meere abgegangen. Diese Demonstration ist nicht nur gegen die Türkei allein gerichtet, aber bange machen gilt nicht!

* Aus der Schweiz wird gemeldet, daß der Kampf zwischen Kirche und Staat noch immer fortdauert. Die gemischten Ehen

sind Ursache daran. Die katholischen Geistlichen wollen solche Ehen nur nach Erfüllung gewisser Bestimmungen verkünden, aber die Regierung hat gegen jede verweigerte Eheverkündigung 50 Fr. Strafe festgesetzt, was zu fortwährenden Conflikten Veranlassung gibt. In Wallis ließ kürzlich der Bischof von Chur eine Kirche sperren, die Thüren versiegeln und den Geistlichen abberufen, weil die Gemeinde einen Streit wegen Zehntablösung unnützer Weise begonnen hatte. Das Volk riß die Siegeln ab, öffnete die Kirche und hielt ohne ihren gesetzlichen Pfarrer Gottesdienst. Die Regierung trat hierauf inzwischen und stellte den Frieden her. — In mehreren protestantischen Kantonen der Schweiz hat die Sektirerei arg überhand genommen und selbst in dem sonst so bedächtigen Kanton Bern geht man damit um, eine freie vom Staate unabhängige Gemeinde zu bilden. Das sind lauter Ueberspannungen, welche die Kultur nicht befördern!

Oeffentlicher Dank.

Ein Jahr ist vorüber, seit dem verhängnißvollen 18. April 1857, an welchem durch den von einem wüthenden Orkane angefachten und genährten Brand in wenigen Stunden 150 Wohnhäuser sammt Wirthschaftsgebäuden nebst dem evangelischen Kirchenthurme unserer Vaterstadt eingeäschert und das Hab und Gut mehrerer hundert fleißiger Hände ein Raub der Flammen wurde.

Nur rauchende Ruinen und wüste Trümmer waren am Morgen des 19. April v. J. traurige Zeugen von der entfesselten Wuth des Elementes, dessen verheerender Macht nur das freie Weichbild endlich Schranken gesetzt hatte. Obdachlos, ihres Vermögens beraubt, standen viele Familienväter von diesem Schlage ganz darniedergebeugt, rathlos ohne Hoffnung, ohne Aussicht auf eine bessere Wendung ihrer höchst bedauerlichen trostlosen Lage. — Aber auch über sie wachte die gütige Vorsehung.

Denn kaum war die Kunde dieses traurigen Ereignisses über die Grenzen unseres Vaterlandes gedrungen, als schon der namhafte Unterstützungsbetrag von 6000 fl. CM. von Sr. k. k. Apostolischen Majestät unserem glorreichen Herrn und Kaiser Franz Josef dem Ersten den Verunglückten allergnädigst zu Theil ward, durch deren sofortige Vertheilung die dringendste Noth wesentlich gelindert wurde. Diesem Akte kaiserlicher Huld und Gnade folgte bald darauf die Bewilligung eines unverzinslichen Darlehens von 50,000 fl. CM. zum Wiederaufbaue der abgebrannten Stadttheile. Auch geruhte Allerhöchst Sr. Majestät Kaiser Ferdinand der Gütige den Betrag von 500 fl. CM. und unser hochverehrte durchlauchtigste Landesgouverneur Karl Fürst zu Schwarzenberg ein Almosen von 500 fl. CM. den Abgebrannten gnädigst zu spenden.

In Folge der, nach erhobenem Schaden, welcher nahe an 300,000 fl. CM. sich belief, von dem hohen k. k. Ministerium des Innern bewilligten Almosensammlung in der ganzen Monarchie, des von dem hohen k. k. Statthaltereipräsidium ergangenen sehr beredten Aufrufes an sämmtliche Bewohner des Großfürstenthums Siebenbürgen, ferner der von Sr. Hochwohlgeboren dem verehrten k. k. Bistritzer Kreisvorstande mit inniger Theilnahme und Wärme unverzüglich eingeleiteten Sammlung an unentbehrlichen Lebensbedürfnissen und in Folge der Opferwilligkeit der vom Feuer verschont gebliebenen hiesigen Gemeindeangehörigen, langten täglich von nah und fern milde Gaben und Spenden ein, und es trugen die mit väterlicher Fürsorge getroffenen Vorkehrungen der hohen Verwaltungsbehörden reichliche Früchte.

Am Jahrestage des unheilvollen Ereignisses, am 18. April 1858, wo eine wiederholte Vertheilung sehr ansehnlicher Unterstützungsbeträge an die einzelnen Verunglückten erfolgte, betrugen die bis dahin eingeflossenen Almosen außer den Naturalien und Kleidungsstücken den namhaften Betrag von **27,967 fl. 48¾ kr. CM.**

Hierunter sind enthalten:

1.	Das Geschenk Sr. k. k. Apostolischen Majestät Franz Josef I. mit	6000 fl.	— kr.
2.	Das Geschenk Sr. Majestät des Kaisers Ferdinand des Gütigen mit	500 „	— „
3.	Das Geschenk Sr. Durchlaucht des Herrn Landesgouverneurs Karl Fürsten zu Schwarzenberg mit	500 „	— „
4.	Die Almosen aus den übrigen Theilen der Monarchie mit	2526 „	2¾ „
5.	Das Erträgniß der milden Sammlungen im Großfürstenthum Siebenbürgen . . .	18,441 „	45¾ „
	Zusammen	27,967 fl.	48¾ kr.

Von den im Großfürstenthume eingegangenen milden Beiträgen entfallen die ansehnlicheren auf die Kommunen: Hermannstadt, Kronstadt, Klausenburg, Maros-Vásárhely, Schäßburg, Broos, Mühlbach und S.-Regen, auf die Bezirke Hermannstadt, Mediasch, Mühlbach, — Kronstadt, Marienburg, Repß, Hosszufalu, S. Szt.-György, — Szekely-Udvarhely, Györgyo-Szt.-Miklos, Maros-Vásárhely, — Bistritz insbesondere mit Naturalien, Borgopraud an baarem Gelde und bedeutenden Baumaterialien, Bethlen — Dées, Magyar Lapos, Nagy Somkut, Hoes. — Thorda, Banffy-Hunyad, — Karlsburg, — Broos, Deva, Maros-Solymos und Hatzeg. — Diese vielfältigen Beweise von regem Mitgefühl und aufopfernder Theilnahme aus allen Theilen der Monarchie ohne Unterschied der Nationalität und Religion drängen uns daher zunächst zum allerunterthänigsten Danke gegen Se. k. k. Apostolischen Majestät unserem erhabenen Kaiser und Landesherrn Franz Josef I., gegen Allerhöchst Se. Majestät Ferdinand den Gütigen, gegen Se. Durchlaucht dem Landesgouverneur Herrn Karl Fürsten zu Schwarzenberg, sowie zum ehrfurchtsvollsten Danke gegen sämmtliche hohe k. k. Verwaltungsbehörden, und zum innigen Danke gegen alle edle und menschenfreundliche Spender. Mögen an Ihnen die Worte in Wahrheit sich erfüllen: „Wohlthun bringt Segen!“ —

Bistritz, am 1. Mai 1858.

Der Magistrat und Kommunität Bistritz im Namen der Verunglückten.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 30 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 61. Montag, den 24. Mai. 1858.

Oberst Felix.

Nach dem Französischen des Alphonse Aimée.

I.

Manche Menschen sind der Meinung, daß der Krieg nur eine ununterbrochene Kette von Lagern, Märschen, Belagerungen und Schlachten sei. Sie halten ihn für eine große Vernichtungsmaschine, die täglich in Bewegung gesetzt wird, um die eine oder andere Partei zu zerschmettern. Aber nichts ist unwahrer, als diese Voraussetzung. Im Kriege gibt es mehr Augenblicke der Ruhe, als der Kämpfe; diese letzteren gleichen den Windstößen auf dem glatten, weiten Meere, denen jeder Schiffer ausgesetzt ist, die sich aber nur von Zeit zu Zeit wiederholen. Wie ernsthaft auch der Kampf sein mag, jeder Feldzug hat Zeiten, in welchen die Waffen ruhen, die Leidenschaften schlummern, und selbst der Feind im Feinde den Menschen achten lernt.

Die Occupation der Pyrenäischen Halbinsel durch die französischen Heere, der furchtbarste Krieg der neueren Zeit, hat hiervon unzählige Beispiele geliefert, und ich meinestheils habe während der schrecklichsten Kriegsperiode fast das ganze mittlere Spanien durchstrichen, ohne je ernstliche Gefahr gelaufen zu haben.

Zwar diente mir meine Eigenschaft als Arzt zur Empfehlung; ich sprach ziemlich geläufig die Sprache des Landes, achtete die Sitten und Gewohnheiten der Einwohner, und verfehlte nie, mich in der Stadt unter den Schutz eines der Klöster zu stellen und dem Prior desselben meine Dienste anzubieten.

Durch das glückliche Resultat meiner Vorsichtsmaßregeln wurde ich ungemein kühn gemacht. Von Jaen aus, dem Standquartiere unsers Regiments, welchem ich als Ober-Wundarzt beigegeben war, hatte ich nach und nach Andujar, Granada und Cordua durchschweift, und beschloß endlich auch meine Ausflüge nach dem Westen auszudehnen. Ich nahm einige Tage Urlaub und wandte mich nach Murcia. Nachdem ich Palos, den Ort, von welchem sich Christoph Columbus zur Entdeckung der neuen Welt einschiffte, besucht, und mich in Carthagena und Alicante aufgehalten hatte, folgte ich dem Laufe des Mundo und nahm meinen Rückweg nach Jaen, Ziezar und Calaspara.

Eines Abends langte ich so ermüdet in der letzteren Stadt an, daß ich, statt nach meiner Gewohnheit mich nach einem Kloster zu erkundigen, beschloß, in der nächsten Herberge mein Nachtquartier aufzuschlagen. Hier war Alles in außergewöhnlicher Aufregung. Der Wirth schrie unverständliche Befehle aus dem Fenster, die Dienstboten liefen durcheinander, und der Hof war mit Husaren angefüllt, die ihre Pferde sattelten, während einige Livreebedienten eine elegante Caleiche in reisefertigen Stand setzten.

Ich war eben im Begriff einen der letzteren um die Ursache all' des Lärmes zu fragen, als ich zu meinem Erstaunen hinter mir meinen Namen nennen hörte. Rasch wandte ich mich um und erblickte einen Husaren, den ich früher in Jaen behandelt hatte.

— „Wahrhaftig, ich irre mich nicht," — rief er, als er mein Gesicht sah — „Sie sind Herr Lallemant, unser braver Doctor vom Achten."

— „Und Ihr seid der Wachtmeister Peter Gordier," erwiderte ich.

— „Ei, haben Sie wirklich meinen Namen behalten, Doctor? Das nenne ich mir doch noch ein Gedächtniß! O! ich, das ist eine andere Sache," — sagte der Husar — „ich habe einen einleuchtenden Grund."

Ich hatte ihm das eine Auge gerettet.

— „Fühlt ihr denn nichts mehr von Euerer Wunde auf der Stirn?"

— „Nicht mehr, als von meinen Milchzähnen; es war kein kleiner Dienst, den Sie mir geleistet haben .... Aber liegen Sie nicht mehr in Jaen in Garnison?"

— „Allerdings, noch immer."

— „Aber durch welchen Teufelszufall geriethen Sie denn hier in dieses Land der Wilden?"

Diese letzten Worte erinnerten mich an die Manier des würdigen Wachtmeisters, welcher, in der Vorstadt Saint-Marceaux geboren, fest glaubte, daß außerhalb Paris und seiner Bannmeile nur die Barbarei herrsche. Deßhalb antwortete ich ihm, indem ich das Wort betonte, daß ich gekommen sei, um die Schönheiten Murcias zu sehen.

— „Die Schönheiten?" — wiederholte er mit einer erstaunten Miene — „ach! Sie finden hier Schönheiten, Herr Doctor! Dann müssen diese einem andern Auge nicht sichtbar sein, denn ich will verdammt sein, wenn ich in den zehn Monaten, die ich hier bin, etwas Anderes gesehen habe, als nackte Gebirge, gelbe Weiber und ranzigen Käse."

— „Geht, Meister Cordier," — rief ich lachend — „Ihr seid ungerecht, Ihr haßt Spanien."

Er zuckte die Achseln mit einer unaussprechlichen Grimasse.

— „Ich?" — sagte er — „Armes Land! warum soll ich es hassen? Es ist klar, daß man außerhalb Paris kein gebildetes Volk antrifft; es ist hier wie überall; jedes Land hat seine Eigenthümlichkeiten und seinen Charakter. In Deutschland, wo ich früher diente, beurkundet das Bier, die blonden Frauen und der Ofen das wilde Volk, hier ist es der Geruch des ranzigen Oels."

— „Des ranzigen Oels?"

— „Der wahre Typus des Spanischen Volkes, Herr Doctor; es hat sich mit dem Spanischen Volke assimilirt, wie der Weinstock der Bourgogne, oder der Käse von Brie mit dem Pariser. Essen Sie ein Ragout, trinken Sie ein Glas Wein, gehen Sie bei einem Kloster vorbei, es ist immer derselbe Geruch. Ja, in diesem Augenblicke hat noch der Oberst einen Burschen abgeprügelt, der ihm ein Glas Milch brachte, welches diesen eigenthümlichen Landesgeruch an sich trug."

— „Ist ein Oberst hier?" fragte ich, durch die letzte Aeußerung aufmerksam gemacht.

— „Wie! Sie wissen es nicht?" — sagte Peter — „es ist der Vater Felix."

— „Der Baron?"

— „Ja, er kommt von der Visitation der Garnisonen der Provinz."

— „Und kehrt er nach Murcia zurück?"

— „Nein, augenblicklich bleibt er hier in der Nähe auf seinem Schlosse."

— „Was Teufel! hat der Oberst denn ein Schloß?"

— „Seine Frau hat ihm ja eines als Brautgabe mitgebracht."

— „So? — doch wahrlich, ich erinnere mich, von seiner Heirath mit einer reichen Spanierin gehört zu haben."

Cordier wandte den Kopf, sah sich vorsichtig um und dämpfte seine Stimme.

— „Ja," — sagte er — „der alte Eber hat seine Frau dieses Landes genommen. Begreifen Sie dieß, Herr Doctor?"

— „Warum nicht? man sagt, sie soll sehr schön sein."

— „Bah!" — sagte der Wachtmeister, in dem er mit der Unterlippe verächtlich zuckte — „sie gleicht allen Moresken dieser Gegend: kohlschwarzes Haar, und Augen, deren Blitze versengen oder erdolchen. Ich kann in Wahrheit weder die Philosophie der Spanierin, noch die des Obersten begreifen. Sie sind ein Philosoph, Herr Doctor, würden Sie sich verheirathen, wenn Sie 50 Lebensjahre, eilf Wunden und nur ein Auge zählten? Nicht einmal zu rechnen, daß die Moreskin ihn wider Willen und nur zur Rettung ihrer Familie, die in eine Verschwörung gegen die Franzosen verwickelt war, geheirathet hat."

— „War denn der Oberst zärtlich?"

— „Wie ein Tannzapfen."

— „Nun wohl," — erwiderte ich — „ein jeder nimmt das Leben von der Seite, wie es ihm gefällt; was kümmern den Baron Alter und Gebrechen, wenn er sich in seiner späten Verheirathung glücklich fühlt?"

— „Er?" — sagte Cordier, sich nochmals vorsichtig umsehend — „seit er verheirathet ist, verzehrt er sich vor Eifersucht, wie ein Pelikan."

— „Das ist unmöglich . . ."

— „Bei Gott! wir sehen es täglich zur Genüge. Das Bewußtsein, daß ihm jede Liebenswürdigkeit fehlt, um der Senora Beata zu gefallen, macht ihn wüthend wie einen tollen Hund. Er wirft sich täglich seine grauen Haare, seinen dicken Bauch und seine Einäugigkeit vor; dieses letztere ist namentlich seine schwächste Seite, und er ist so wüthend, nur ein Auge zu besitzen, daß alle Menschen, die sich zweier gesunder Augen erfreuen, seine ärgsten Feinde sind."

— „Und die Senora Beata?" fragte ich unwillkürlich durch die vertraulichen Mittheilungen Cordier's gefesselt.

Er wurde plötzlich sehr ernst.

— „O! sie," — sagte er — „sie hört, sieht und spricht nichts; was sie denkt, mag entweder der Teufel, oder — vielleicht Don Perez wissen."

— „Ist das ihr Freund?

— „Nein, ein Verwandter, welcher, wie man sagt in den Guerillas gedient hat, und von dem ich argwöhne, daß er noch geheime Verbindungen mit diesen ehrenwerthen Banditen unterhält. Er ist etwa seit acht Tagen hier und verläßt die Senora nicht."

— „Und duldet dieß der Baron?"

— „Er fürchtet die Senora zu erzürnen, wenn er den Cousin fortschickt, denn Beate setzt Alles durch, was sie will. So ihr gehorchend, knirscht er heimlich mit den Zähnen und gleicht einem gebändigten Tiger, dem die Moreskin gut thun würde nicht all zu viel zu trauen."

— „Was hat sie denn zu fürchten?"

— „Das weiß ich nicht; aber eines Tages wird Vater Felix sein einziges Auge öffnen, und wenn er dann was sehen wird.... so wird er wieder einmal den Capuciner spielen."

(Fortsetzung folgt.)

Mehemet Bey's Verrath.

Die halboffizielle Berliner Zeit, liefert einen Beweis von dem Treiben Rußlands, das selbst von der Benützung revolutionärer Individuen, falls diese seinen Zwecken entsprechen, nicht zurückschrecke. Nach neueren Mittheilungen ist der Renegat Bangya wirklich in russischem Sold gestanden. Der obengenannten Zeitung sind aus London wichtige Enthüllungen über Bangya zugekommen; welche die Zeit mittheilt, und die auch in österreichische Zeitungen übertragen wurden. Die Enthüllungen betreffen eigene Aussagen Mehmed Bey's (Bangya) und lauten wie folgt: „Ich diente im österreichischen Militär, in der ungarischen und siebenbürger Kanzlei, reiste mehrere Jahre, redigirte die Preßburger Zeitung bis 1848, nahm Dienste im 35. Honved-Regiment, stieg bis zum Oberst, capitulirte in Komorn, lebte seit 1851 in Paris, wo ich mit Personen der Regierung Verbindungen hatte, und correspondirte für Zeitungen. Ich kam am 22. Dezember 1853 nach Konstantinopel; am 27. trat ich zum Islam über; im Feber 1854 trat ich als Oberst in die türkische Armee.

Um diese Zeit erhielt ich häufig Briefe von K. in London; er empfahl mir, mich irgendwie den nach der cirkassischen Küste bestimmten Truppen anzuschließen, und nachdem mir das gelungen, jede offensive Bewegung der Cirkassier zu verhüten und jeden fremden Einfluß von dem Lande abzuwehren. Die Umstände begünstigten mich, und obgleich die Russen ihre Grenzen von Truppen entblößt hatten, so hatten sie nicht von erheblichen Einfällen der Gebirgsbewohner zu leiden. Ich schickte regelmäßige Berichte über meine geheime Aktion an meine politischen Chefs, deren Werkzeug ich war." B. fährt dann im Wesentlichen folgendermaßen fort:

Meine Wege durchkreuzte der englische Consul Longworth, der 6000 Cirkassier nach der Grimm geschickt haben wollte und von der Pforte lebhaft unterstützt wurde. „Ich erhielt einen Auftrag in demselben Sinne von der Pforte, aber zugleich von meinen geheimen Chefs den positivsten Befehl, alles mögliche zu thun, um die Mission des Consuls zu vereiteln. Ich bot dem Consul meine Dienste im Ernste an, wenn er mir eine Oberstenstelle in der englischen Armee oder 10,000 L. Kapital zusichern wolle. Er bot 50,000 Piaster und erklärte, als ich das Gebot ablehnte, die Sache selbst besorgen zu wollen. Ich arbeitete ihm nun entgegen, säete Mißtrauen und vereitelte sein Vorhaben. Im März 1856 wußte ich mich in die Deputation zu bringen, die nach Konstantinopel gehen sollte, um zu bitten, daß man Cirkassien förmlich in das türkische Reich inkorporire. In Erwartung von Instruktionen verzögerte ich die Abreise so lange als möglich, bis zum 17. April, aber vergeblich. Unterwegs jedoch, vor Sebastopol, trafen mich Briefe meiner geheimen Chefs, daß ich die Deputation so lange wie möglich hinhalten und jedenfalls es so einrichten sollte, daß ich nach dem Frieden im Cirkassien zurückbleibe.

Um das Letztere möglich zu machen, brachte ich in Konstantinopel die später auf dem Dampfschiff „Känguruh" verschiffte Expedition von Soldaten, Arbeitern, Bergleuten, Werkzeugen u. s. w. zu Stande. Um meine wahre Absicht wußten der Oberst Türr und der General Stein (Ferhad Pascha). „Bei mehreren unserer Konferenzen war der Kapitän Franchini, militärischer Sekretär des russischen Gesandten, zugegen. Die Absicht war, Cirkassien auf einem friedlichen, langsamen, aber sicheren Wege an Rußland zu bringen. Wenn das Land sich einmal unserer Führung (meiner und Stein's) anvertraut, so wäre unser Plan gewesen: 1. einen einheimischen Fürsten zu wählen, der das ganze Land unter sich vereinigte; 2) die Cirkassier zu überzeugen, daß sie weder von der Pforte, noch von irgend einer anderen Macht Beistand zu erwarten haben; 3) sie durch vorher arrangirte Niederlagen zu demoralisiren; 4) sie dahin zu bringen, daß sie den Czaren nominell als Oberherrn anerkennten, keinen Tribut zahlten, aber Garnisonen aufnähmen. Die Russen sollten sich unterdeß jedes Angriffes enthalten und uns durch Operationen in großem Maßstabe erst dann zu Hülfe kommen, wenn die Cirkassier schon zahm und traktabel gemacht wären. Die ins Land gebrachten Ungarn sollten in die Umgebung des Fürsten gebracht werden, die Fähigeren mit den wichtigeren Aemtern betraut, durch Oeffnung der Handelsverbindungen würde eine Konkurrenz entstehen müssen zwischen russisch-griechischen Händlern und den türkischen, und jene würden das Land überlaufen, wie diese jetzt. Cirkassische Soldaten, aus dem russischen Dienste heimkehrend, und die russischen Händler würden russische Ideen im Lande verbreiten. Friede, Handel, Luxus, kaiserliche Gunstbezeugungen, Geld und Orden würden das Uebrige thun, und in 12 bis 15 Jahren würden alle diese Einflüsse Cirkassien zu dem machen, was Georgien heute ist. Wir hatten die Hoffnung, für unsere Expedition die Mitwirkung mehrerer Cirkassier und Freunde ihrer Sache, in hohen Aemtern in Konstantinopel, zu gewinnen, und sie dadurch zu kompromittiren, so daß sie künftig nichts mehr für ihr Land thun könnten."

Am 22. September empfahl Ismail Pascha (Generalpostmeister, Cirkassier von Geburt) mir, einige hundert Polen zu engagiren, die in Scutari kasernirt waren und zu der Zamoiski'schen Legion gehört hatten, da der Haß der Polen gegen die Russen ihre Treue verbürge. Ich versprach, die Sache zu überlegen und theilte sie Stein mit. Der Vorschlag paßte gar nicht in unsere Pläne, war aber schwer abzulehnen. — Wir kamen überein, daß es am Besten sein würde, den Obersten Lapinski, jetzt meinen Richter, der mich kannte und mir vertraute, als Führer der Polen zu gewinnen und die Polen in Cirkassien nicht beisammen zu halten, sondern zu verstreuen. Lapinski stellte seine Bedingungen, die wir annahmen; Ismail Pascha versprach das Geld zur Ausrüstung. Ich berieth mit Stein, Franchini und Türr und wir beschlossen, daß Türr nach England gehen und Werkzeuge und Maschinen kaufen aber die Sendung von Waffen verzögern sollte."

Das Drängen Lapinski's, der nicht länger warten wollte, und das Gerede, das bereits entstanden war, nöthigten mich aufzubrechen, ehe ich nach Wunsch vorbereitet war, namentlich die beabsichtigte Anzahl von ungarischen Offizieren engagirt hatte. Stein der nicht viel Lust hatte mitzugehen, wurde dazu bestimmt, in Konstantinopel zu bleiben, alle ernste Bemühung für Circassien zu paralysiren und die Freunde des Landes zu compromittiren. Die ungarischen Offiziere sollten folgen. „Im Jänner erhielt ich Briefe und Instruktionen von Kossuth und meinen anderen politischen Freunden. Sie billigten meinen Plan und meine Verabredungen mit Stein, und versicherten mich, daß ich mir ebenso sehr den Dank meines Landes erwürbe, als ich dessen geheimem aber mächtigem Freunde einen Dienst leiste. Ich zögerte noch immer, um einige ungarische Offiziere mitzunehmen, aber Franchini erklärte, daß nicht ein Tag zu verlieren sei; alle Welt spreche von der Expedition, und wenn die russische Gesandtschaft nicht dagegen einschreite, werde man sie der Complicität beschuldigen." Am 15. Februar gingen wir in dem Känguruh unter Segel.

Lapinsky, der Eifersucht oder Verdacht gegen mich gefaßt, und mir bei dem Fürsten entgegengearbeitet, wurde mit einem Theil seiner Polen in Gelendschik, in einer exponirten Stellung, stationirt und von den Russen überfallen. Ich bestreite aber, diesen Ueberfall arrangirt zu haben. „Nach meinen Instruktionen sollte ich mich mit dem russischen General in Verbindung setzen. Lange Zeit konnte ich mich nicht dazu entschließen; aber endlich erhielt ich so präcise Anweisungen, daß ich nicht länger zögern konnte. Mein anonymer Brief, der sich in den Händen des Kriegsgerichts befindet, sollte eine regelmäßige Correspondenz einleiten; durch die Dummheit des russischen Commandanten ist er in eure Hände gefallen. Meine früheren Briefe an Philippson betrafen Dienstsachen, und

waren mit Vorwissen Sefer Paschas geschrieben. Eine Schwierigkeit entstand mir durch die Rückkehr des Naib (eines andern circassischen Häuptlings), den ich durch einen Mitarbeiter in Konstantinopel dort hatte festhalten und nach Damaskus in die Verbannung befördern lassen. Ich entschloß mich, ihm im Geheimen meine und der Polen Dienste anzubieten, ihm Hoffnung zu machen, auf diese Weise erster Häuptling an Sefers Stelle zu werden, gleichzeitig meinen Einfluß auf den letztern zu bewahren, so einen ganz an den andern auszuspielen und beide zu beherrschen. Die Verhaftung meiner beiden Vertrauten Keller und Römer, die ich an Naib abgeschickt, führte die Katastrophe herbei.

„Als Polen müßt ihr fühlen, daß ihr vor keinem Mittel zurückbeben würdet, eurem Vaterlande zu dienen."

Das Urtheil des Kriegsgerichs über Bangya, datirt Aderbi den 20. Jänner d. J., lautetet:

„Nach Einsicht des Geständnisses des Obersten Mehemet Bey (alias Johann Bangya d'Hosfalva), das in den Sitzungen am 2., 3., 4., 5., 6., 7. und 11. Jänner verlesen, nach Anhörung der Zeugen am 9., erklärt das Kriegsgericht in seiner heutigen Sitzung den Mehemet Bey auf sein Geständniß und auf die Zeugenaussagen hin für überführt des Landesverraths und der geheimen Correspendenz mit dem Feinde, erklärt ihn für infam, entsetzt ihn seines Ranges und verurtheilt ihn zum Tode, einstimmig. Johann Becker, Gemeiner. Philipp Turteltaub, Bombardier. Mathias Bebneizeck, Unteroffizier. Otto Linowski, Kanonier. Franz Stock, Unterlieutenant. Anton Krysckiewicz, Unterlieutenant. Leon Zawadzki, Kanonier. Stanislaus Tanczkowski, Gefreiter. Johann Hamanitzki, Unteroffizier. Alexander Michicki, Sergeant-Major. Casimir Wisocki, Unterlieutenant. Joseph Aranoski, Lieutenant. Peter Stankiewitz, Capitän. Theophil Lapinski, Oberst."

Auf welche Art Bangya seinen Richtern entging ist noch nicht bekannt.

Entstehung und bisherige Wirksamkeit des Hermannstädter Bürgervereins.

(Fortsetzung)

Der durch diese Rede angeregten Begeisterung ward von kunstliebenden Sängern der entsprechende Ausdruck gegeben, und zwar nach einer vom Kapellmeister Etler auf folgende Worte gesetzten vierstimmigen Weise:

Was unsre Ahnen einst geschaffen
Durch Macht des Fleißes, Macht der Waffen,
Noch hält es sich in voller Kraft.
Gemeingeist war's der sie belebte,
Der Enkel Glück zu gründen strebte,
Durch Sitte, Fleiß und Wissenschaft.
Laßt treu uns ihrem Vorbild handeln,
Auf ihrem Pfade fort uns wandeln,
Zum Guten festen Seins vereint;
Damit auch unsre Enkel sprechen,
Wenn unsres Fleißes Frucht sie brechen:
Sie haben's wohl mit uns gemeint!

worauf der damalige Stadt- und Stuhls-Bürgermeister Joseph von Wayda mit einigen kräftigen Worten über den Zweck des Vereins die Feierlichkeit schloß.

Hiemit war unser Bürger- und Gewerbeverein, dessen Statuten am 14. Dezember 1841 auch die landesherrliche Bestätigung zu Theil ward, auf wenigstens drei Jahre, denn für so lange hatten die Stammmitglieder desselben ihre Theilnahme unterzeichnet, ins Leben gerufen. Nun wollen wir sehen, welche Wirksamkeit dies Leben während den bisher abgelaufenen sechszehn Jahren, die durch die socialen Erschütterungen von 48 und 49 sich von selbst in zwei verschiedenen Zeitabschnitten darstellen, entwickelte.

Für den ersten negativen Theil des ausgesprochenen Vereinszweckes: Befreiung der hiesigen Industrie von den sie beengenden Hemmnissen, konnte der Verein mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln und unter den damaligen Verhältnissen unmittelbar nur durch Förderung von Unterricht, Belehrung und Bildung unter den Industriellen wirken, mittelbar durch Erregung von Wetteifer mittelst guter Werkmeister, Ermuthigung und Auszeichnung, wodurch zugleich eben auch auf den positiven Theil des Zweckes hingewirkt wurde. Der Ausschuß begann die Sorge hiefür mit dem, was sich am ersten darbietet, mit Vorlegen einer durch Zweck und Kräfte bestimmten Anzahl theils politischer, theils technischer periodischer Druckschriften und Tagesblätter auf die Lesetische. Auch erließ die Direktion sogleich nach Eröffnung der Vereinslokalitäten eine Aufforderung zur Aufstellung von Produkten der vaterländischen Kunst und von Modellen oder Zeichnungen neuer Erfindungen, welcher Aufforderung auch nach Möglichkeit entsprochen wurde. Da aber diese Gegenstände bei allem sonst sichtbaren guten Willen der Einzelnen nur durch wenige benützt wurden, so ward es bald klar, daß es bei den Meisten Gewerbsmännern an den nöthigen Vorkenntnissen fehlte, und daß die Leiter des Vereins ihr Bildungswerk tiefer unten bei Gesellen ja Lehrlingen zu beginnen hätten, bei welchen, da sie die Werktage zu ihrer gewerblichen Arbeit brauchten, das Versäumte nur in einzelnen Stunden des Sonntags einigermaßen gut gemacht werden konnte. Wenn der Verein nun auch die Verwirklichung des Gedankens: eine Sonntagsschule selbst zu errichten, mit Rücksicht auf seine geringen, aus den kleinen Jahresbeiträgen der obenerwähnten, die Zahl von 200 nicht erreichenden, ordentlichen Theilnehmer, und den nach kleinern, monatlich 20 Kreuzer betragenden, einiger Ehrenmitglieder bestehenden Geldkräfte, die er noch durch einige Zeit zur Nachzahlung für die angeschafften Einrichtungsstücke zu verwenden hatte, der Zukunft anheim stellen mußte, so suchte er dies Bildungsmittel wenigstens dadurch zu fördern, daß er einer andern kleinen, zur einstweiligen Erhaltung einer Sonntagsschule geschlossenen Gesellschaft seinen Spiel- und Gesprächsaal als Lehrzimmer für die Gewerbejungen überließ, und den in 19 Gulden C.-M bestehenden Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben des ersten von ihm veranstalteten Balles zur Anschaffung von Büchern für arme Zöglinge dieser Schule verwendete. Als später das Wegfallen andrer Ausgaben etwas mehr zu thun erlaubte, schien die unterdessen eröffnete öffentliche Gewerbeschule diese Hülfe unnöthig zu machen, bis die Letztere wirklich unzureichend ward, da denn (es war dies im April 1843) der Verein den Gedanken: eine Sonntagsschule für die in den nothwendigsten allgemeinen Kenntnissen zurückgebliebene Jugend der Gewerbetreibenden selbst zu errichten, ernstlicher als je erfaßte, jedoch wegen mancherlei Hindernissen und nach vielen Berathungen über den Plan, Herbeischaffung der Lehrmittel und Ernennung der Lehrer, besonders in den Generalversammlungen vom 29 Dezember 1844 und 5. Jänner 1845, die Schule selbst in seinen Räumen erst am 26. Jänner 1845 feierlich eröffnen konnte. (Fortsetzung folgt.)

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 62. Mittwoch, den 26. Mai. 1858.

Oberst Felix.

Nach dem Französischen des Alphonse Aimée.

(Fortsetzung.)

Ich konnte ein Lächeln bei dieser Anspielung auf den früheren Stand des Obersten nicht unterdrücken, denn dieser hatte vor der Uniform die Kutte getragen und verdankte diesem Umstande den Spitznamen: Vater Felix, unter welchem er in der ganzen Armee bekannt war. Seine Feinde klagten ihn an, daß er in seinen neuen Stand all' die Gewohnheiten der Härte, des Egoismus und der Falschheit seines früheren Klosterlebens mit hinübergebracht habe. Aber wenn er auch als Mensch einen nur zweifelhaften Ruf hatte, so war sein militärischer dagegen ohne Makel.

Man erzählte sich viel von seiner wunderbaren Tapferkeit, unermüdlichen Ausdauer und, wenn auch nicht glänzenden, doch umsichtigen Taktik. Daher hatte Napoleon, welcher seine Soldaten so trefflich zu benutzen aber auch zu beurtheilen verstand, vom Vater Felix gesagt: daß er ein Soldat sei, der den Teufel aus der Hölle holen würde.

Kaum hatte mir der Wachtmeister seine leise geflisterten Mittheilungen gemacht, als ein Diener auf der Schwelle der Posada erschien und den Befehl brachte, daß die Equipage des Barons vorfahren solle.

— „Befiehlt er die Abreise?“ fragte Cordier.

— „Nein, die Senora“, antwortete der Diener.

— „Dann schnell in den Sattel.“ — rief der Husar — „Senora Beata liebt das Warten nicht. Werden Sie nicht nach Schloß Lucar kommen, Herr Doctor?“

— „Nein, ich übernachte hier.“

— „Und morgen?“

— „Werde ich nach Jaen zurückkehren.“

— „Ich hoffe, wir werden uns doch noch wiedersehen.“

— „Das ist sehr unwahrscheinlich. Adieu, Cordier.“

— „Adieu, Herr Doctor; glückliche Reise und viel Vergnügen.“

Wir schüttelten uns die Hände und der Wachtmeister bestieg sein Pferd, indem er die Husaren sammelte.

Fast in demselben Augenblicke trat der Oberst aus der Herberge.

Ich hatte ihn noch nie gesehen; aber seine äußere Erscheinung stimmte genau mit der Vorstellung überein die ich mir von seiner Person gemacht hatte; ich erkannte ihn auf den ersten Blick. Sein kurzer, gedrungener Körper war mit einem Militär-Oberrock bekleidet, der das Eckige der Form überall sehen ließ.

Vom hohen Kasket herab wallte ein weißer Federbusch, der das fehlende Auge fast verdeckte. Eine hohe, steife Halsbinde, enge Stiefeln und unförmliche, gemslederne Handschuhe gaben der Figur des Barons ein gezwungenes Ansehen.

Er trat einige Schritte auf den Hof hinaus, stellte sich vor das Husaren-Peloton und durchmusterte es mit der Schärfe, die die Einäugigen ihrem Blicke zu geben wissen; dann, als er nichts zu erinnern fand, drehte er ihm den Rücken zu und beobachtete den Eingang der Posada, in welchem die Senora erschien, begleitet von ihrem jungen Verwandten.

Ihr etwas brauner Teint war mehr lebhaft als frisch, und dichte, seidene Wimpern bedeckten die Augen, die von Zeit zu Zeit gleich Blitzen funkelten. Ihre Körperformen waren schlank, aber fest und vom schönsten Ebenmaße. Es sprach sich mehr Energie als Sanftmuth und Zartheit in ihnen aus. Sie war eine jener Junonischen Schönheiten, die man mehr bewundern als lieben kann.

Als die Senora auf der Schwelle der Herberge erschien, hatte sie die eine Hand auf den Arm ihres Cousins gestützt; kaum erblickte sie jedoch den Obersten, als sie sie zurückzog, und allein, mit leichten Schritten, auf die Calesche zuging, die ihrer harrte.

Don Perez folgte ihr. Er war ein junger Mann von 25 Jahren, mit edlen Zügen und von schlanker Gestalt, dessen markiger, fast theatralischer Gang lebhaft an die Abkömmlinge des Cid erinnerte. Als er in die Calesche gestiegen war, wollte er den Vordersitz einnehmen, allein auf ein Zeichen der Senora nahm er an ihrer Seite Platz.

Der Baron, welcher inzwischen Cordier die letzten Befehle gegeben hatte, und zur Seite der Equipage stand, bemerkte dieses, runzelte die Stirn und zog seine Binde in die Höhe.

— „Sollen wir der Calesche von weitem folgen, Herr Oberst?“ fragte der Wachtmeister.

— „Warum von weitem?“ sagte Vater Felix rauh.

— „Verzeihen Sie! ich glaubte, weil der Oberst und seine Gemahlin — “

— „Nun?“ —

— „Ich dachte — es könnte geniren — wenn wir den Wagen umringten.“

Eine düstere Wolke bedeckte die Stirn des alten Capuciner.

— „Siehst Du den Cousin denn nicht, Kameel?“ schrie er wüthend.

— „O das ist wahr,“ — erwiderte ernst der malitiöse Pariser — „wir dürfen also neben den Wagenschlägen reiten?“

Der Baron warf auf ihn einen Tigerblick.

— „Thut Eure Pflicht als Chef der Eskorte, Meister Cordier,“ — sagte er — „und wenn Ihr sie vergessen habt, so will ich sie Euch in der Wachtstube lehren.“

Cordier senkte seinen Säbel, ohne zu antworten; der Oberst nahm seinen Platz ein, und schrie: „Vorwärts!“ und die Calesche, gefolgt von dem Husaren-Peloton, flog im Galopp davon.

Ich verfolgte sie mit meinen Blicken, bis sie auf dem Wege nach Lucar verschwand, dann trat ich in die Posada ein.

Ich hoffte, ein gutes Mahl und ein bequemes Bett zu finden, allein ich hatte, wie das Sprichwort sagt, die Rechnung ohne den Wirth gemacht. In dieser Redensart liegt, namentlich für Spanien, eine solche Wahrheit, daß sie gewiß ein zweiter weiser Sancho erfunden hat. Meine Vorgänger hatten in der Herberge von Calaspara alle Vorräthe aufgezehrt, und der Wirth, welcher mich allein sah, war nicht geneigt, mir eine solche Höflichkeit zu erweisen, wie sie ihm der Oberst und seine Eskorte abgezwungen hatten. Als ich ein Abendessen und ein Bette verlangte, erwiderte er mir kurz: daß sein Feuer ausgegangen und seine Kammer besetzt sei, und daß ich mich anderswo darnach umsehen müsse.

Anderswo umsehen heißt immer in der Sprache der Wirthe, daß man von ihnen nichts zu hoffen hat, oder daß man ganz allein auf sie beschränkt ist. Ich wußte auch in der That, daß diese Posada das einzige Wirthshaus in ganz Calaspara war, in welchem ein Franzose ohne Lebensgefahr übernachten konnte; denn es war schon zu spät, um ein Unterkommen in einem Kloster zu finden. Ich versuchte daher, meinen Wirth zu erweichen, allein alle Bitten, Versprechungen, ja selbst Drohungen waren vergeblich. Alles was ich dadurch erlangen konnte, waren einige Stücke eines höchst ungenießbaren Kuchens, und ein Platz auf einem hölzernen Feldbette, auf welchem man mehre wollene Maulthierdecken ausgebreitet hatte. Indessen war meine Müdigkeit doch so groß, daß ich auf diesem harten Lager sofort einschlief.

(Fortsetzung folgt.)

Entstehung und bisherige Wirksamkeit des Hermannstädter Bürgervereins.

(Fortsetzung)

Der Unterricht sollte in dieser Schule in Zukunft am 7. September anfangen und an allen Sonn- und Feiertagen mit Ausnahme der drei hohen Kirchenfesttage und der sechs Wochen betragenden Sommerferien, in den Begriffsgegenständen von 7 bis 9 Uhr Vormittags in zwei Abtheilungen von vier Lehrern, und im Zeichnen von halb 11 bis 12 Uhr von zwei Lehrern ertheilt werden; auch bot der Turnlehrer den Sonntagsschülern unentgeltlichen Turnunterricht während den Wintersonntagen von 4 bis 5 Uhr Abends an. Die Beweise der Fortschritte dieser Schüler wurden in öffentlichen im Sommer abgehaltenen Prüfungen gegeben, und fielen gleich das erste Mal so vortheilhaft aus, daß die Schule in Folge derselben bedeutend zunahm und schon im nächsten Jahre in der ersten Abtheilung 5 Gesellen und 60 Lehrlinge; in der zweiten 7 Gesellen und 48 Lehrlinge; und in der Zeichnenschule 64 Lernende zählte, von denen die Aermern mit Büchern Schreib- und Zeichnenerfordernissen unentgeltlich versehen wurden, und die Fleißigsten dergleichen als Prämien erhielten. In dieser Richtung wirkte die Schule bis zum Ende unsers ersten Zeitabschnittes wohlthätig fort.

Auf einem andern Wege suchte der Verein die Bildung des Gewerbestandes dadurch zu fördern, daß er während den Wintern der ersten Vereinsjahre an bestimmten Tagen im Vereinslokale das Vorlesen von Aufsätzen über gewerbliche Gegenstände, Erfindungen und Vervollkommnungen auf dem Gebiete derselben veranlaßte.

Noch ein anderes wirksames Mittel, die gewerbliche Thätigkeit der Industriellen, nicht allein Hermannstadts, sondern auch der übrigen Theile des Landes zu erhöhen, sah er in den, in seinen Räumen zu veranstaltenden vaterländischen Gewerbe- und Industrie-Ausstellungen, zu deren Beschickung er, sobald er sich im Besitz der nöthigen Geldkräfte fühlte, namentlich zu Anfang des Jahres 1843 sämmtliche Gewerbsleute und Künstler des Landes, besonders der sächsischen Kreise dringend aufforderte, indem er zugleich für Herbeischaffung silberner Preismedaillen zur Auszeichnung der gewerblichen Sieger sorgte. Zum Anfang der Ausstellung ward die Zeit des Hermannstädter Herbstjahrmarkts (14. September) gewählt, weil da die Gelegenheit zu den Einsendungen sich leichter darbot und auch eine viel größere Anzahl Besucher zu erwarten war. Zur Preisvertheilung ward der Spätherbst bestimmt, wo durch die Anwesenheit der sächsischen Nationalversammlung wohl eine Erhöhung der Feierlichkeit, wie auch ein neues Anregungsmittel für die Bewerber in Aussicht stand.

So ward denn wirklich die erste vom Bürgervereine veranstaltete Gewerbeausstellung vom Herbstjahrmarkte des Jahres 1843 an durch zwei Wochen gehalten, und wurden nach vorher festgestellten Beurtheilungsgrundsätzen drei Aussteller: Webermeister Schramm, Riemermeister Orendt und Tischlermeister Fabritius für je einer Preismedaille würdig erklärt, so wie über zwanzig Gegenstände der lobenden Anerkennung werth gefunden wurden namentlich: eine hölzerne Tabakspfeife aus Kaisd; silberne Eßlöffel von Lauterbach; Gurten vom Seiler Schnell; Seide von Baron Josika; Webereien von Reißenberger; Kämme von Leistingen; Gewöhnliches und Hosentuch von Göckel; Repsöl von Sigerus; Drahtweberei vom Siebmacher Kosatzki; eine Handfeuerspritze vom Glockengießer Gräf dem Jüngern; Leder von Theil; ein Schloß von Toth; Seide vom Reußmärkter Notär Reuß; eine Decimalwage vom Zeugschmidt Heß; Tischlerarbeit von Zacherides; Messer von Hack; Tuch von Hertel; ein Wandkorb vom Buchbinder Mitnacht; Schlosserarbeit von Ziegler, und von Haas und allen Fabricken. Die Preisvertheilung selbst ward, da die Medaillen

nicht zu gehöriger Zeit fertig geworden waren, bis nach der nächstfolgenden Ausstellung verschoben.

Da man im Vereine eine jährliche Ausstellung bezweckte, und da andrerseits im nächsten Jahre, gleich nach Pfingsten in Hermannstadt die Generalversammlung des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde gehalten werden sollte, so kündigte die Direktion, um auch von dieser Gelegenheit einerseits fürs Bekanntwerden der vaterländischen Gewerbserzeugnisse, andrerseits zu neuer Anregung für die Industriellen Nutzen zu ziehen, die nächste Ausstellung abermals für vierzehn Tage, ausnahmsweise auf Dienstag nach Pfingsten den 28. Mai an; und weil man in der ersten Ausstellung nur die gelungensten Gegenstände einsenden zu sollen geglaubt hatte, wodurch mancherlei Landesprodukte zum größern Theile unbekannt geblieben waren, so ward die Aufforderung diesmal bestimmt dahin ausgesprochen: Man möge durch Einsendung von Mustern aller gewerblichen Landeserzeugnisse eine Uebersicht des ganzen siebenbürgischen Gewerbewesens möglich machen. Die Ausstellung ging ordentlicherweise vor sich und es wurden der Auszeichnung durch Medaillen würdig erklärt: Tuchmacher Samuel Göckel; Uhrmacher Daniel Fritsch in Mediasch; Büchsenmacher Daniel Schuster und Kupferschmied Joseph Mös; und einer noch bedeutenderen Anzahl von Ausstellern, als das erste Mal, wurde als tüchtig, lobend anerkannt; worauf in einer am 22. September desselben Jahres im städtischen Ballsaale gehaltenen feierlichen Generalversammlung der Vereinsmitglieder in Gegenwart aller öffentlichen Behörden und der Vorsteher der Zünfte die Preise an die gewerblichen Sieger sowohl des Jahres 1843, wie des Jahres 1844 auf feierliche Weise durch den Grafen der sächsischen Nation vertheilt, wo auch die lobenden Anerkennungen ausgesprochen wurden.

In dieser Art ward denn für das Jahr 1845 die dritte Gewerbeausstellung ausgeschrieben. Da jedoch im letztgenannten Jahre wegen der offenbar zu schnellen Aufeinanderfolge dieser industriellen Wettkämpfe, bis zum Termine zu wenig Gegenstände eingeliefert worden waren, wurden diese den Ausstellern unbeurtheilt zurückgegeben und im Verein der Beschluß gefaßt: Aehnliche Ausstellungen von nun an nur jedes dritte Jahr zu veranstalten.

Diesem gemäß kam es denn hier in Hermannstadt erst im September 1847 wieder zum öffentlichen gewerblichen Wettstreite, bei welchem vier Preismedaillen: eine der hiesigen Tuchmacherzunft; eine dem Filzstoff- und Hutfabrikanten Joh. Georg Beyer; eine dem Lederermeister Friedrich Wolf; und eine den Musselinweber Johann Gürtler zuerkannt wurden; und lobende Erwähnung folgende 24 Aussteller sich verdienten: Tuchmacher Traugott Binder; Kunstblumenmacher Johann Bainotzi; Seifensieder Samuel Karl Zekelius; Tuchmacher Samuel Zacharias; Tischler Anton Pansdorf; Tuchmacher Johann Georg Hertel; die Ledererswittwe Mühlsteffen; Musselinweber Simon Schramm; Schneidermeister Simon Kokel; Schlosser Michael Ziegler; Rothgerber Johann Bordan; die hiesige Stearinkerzenfabrik (Karl Schobesberger); Drechsler Stephan Theiß; Schlosser Joseph Toth; Kammmacher Johann Leistinger; Büchsenmacher Daniel Schuster; Riemer Michael Orendt der Jüngere; die chemische Fabrik (Dr. Schur); Tischler Johann Miller; Tuchmacher Samuel Göckel; Silberarbeiter Daniel Kleinrath; Tischler Johann Georg Zacharides; Tischler Karl Göbbel; und Faßbinder Johann Borger. Die Preismedaillenvertheilung fand aus Ursachen, die zum Theil in den öffentlichen Verhältnissen lagen, erst am 12. März 1848, übrigens wie das frühere Mal in feierlicher Weise im städtischen Redoutensaale in Gegenwart aller Würdenträger und öffentlichen Behörden durch den Grafen der sächsischen Nation statt. (Fortsetzung folgt.)

Epigramme von Eduard Schiefer.

1. Die Stellung des Lehrers.

Ist es nicht unerhört: Dreihundert und fünzig Gulden,
Will ein Lehrer beziehn; niemand kann sagen wofür!
Schiebt er doch nicht schweißtriefend im Kothe am Wagen,
Leidet Jahr aus Jahr ein doch nichts von Regen und Schnee!

2. Beschränktheit des Könnens.

Einer kann nicht alles, und wenn er's behauptet, so lügt er,
Darum verlange zu viel niemals von dem Einzelnen.

3. Praktische Bildung.

Unser Jahrhundert bedarf vor allem praktischer Bildung!
Saget nur, wie ihr versteht das vielbedeutende Wort.
Praktisch gebildet heißt auch mitunter, wer sicher aus Gulden
Thaler zu machen versteht, wenn er ein Schurke gleich ist.

4. Neid und Kleinstädterei.

Neid und Kleinstädterei vergleich' ich dem Gardanzillo,
Der unter Eis und Schnee reichlich gedeiht in Peru.
Käme der Feind ins Land und drohte uns zu vernichten,
Wirkte ertödtend doch fort Mißgunst und Kleinstädterei.

5. Der sächsische Dialekt.

„Na, wie unsinni d'Lat hier z'Lande do plauschen!"
„Aes iß à garalilû Sprok!" setzte der andre hinzu.

6. So war's.

Männer versammelten sich aus des Landes entferntesten Gauen:
Hermannstadt, Mühlbach und Reps, Mediasch, Schäßburg, Leschkirch,
Neumarkt und Kronstadt und Schenk — sie waren alle vertreten,
Aber o Jammer, es war kein einziger Sachse dabei.

Mannigfaltiges.

* Die Kaiserin Witwe Karolina Auguste ist von den Masern befallen worden. Nach dem neuesten Bulletin hat die Krankheit einen normalen Verlauf. — Die k. k. Regierung hat einen Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Persien abgeschlossen, der für die österreichische Industrie sehr vortheilhaft werden kann. Namentlich gehen viele Tücher aus Böhmen seit der Pariser Industrieausstellung nach Persien. Es wäre wünschenswerth, wenn einige tüchtige industrielle Fachmänner nach Persien gingen und dort die Bedürfnisse des Volkes studierten, um für unsere Industrie daraus Nutzen zu ziehen und unsern Erzeugnissen neue Absatzwege anzubahnen. — Die Allgemeine Zeitung ist ein Organ der Südslaven geworden, und sie öffnet täglich den südslavischen Phantasien ihre Spalten. Sie arbeitet mit daran,

daß die Türkei in Trümmer geschlagen und ein neues Slavenreich darauf gebaut werde. Die Allg. Ztg. scheint kein deutsches Blatt mehr in der östlichen und österreichischen Politik zu sein, sagt die Ostdeutsche Post.

* Wie die „Religio" berichtet, ist zufolge einer neuen Anordnung Sr. Heiligkeit des Papstes für die Nonnenklöster in Ungarn die Bestimmung getroffen worden, daß Jungfrauen, die sich dem Kloster weihen, nicht vor zurückgelegtem 26. Lebensjahre das ewige Gelübde ablegen dürfen, während bisher dies schon im 25. Lebensjahre der Betreffenden geschehen konnte.

* Der plötzliche Tod der Herzogin von Orleans hat in Paris eine große Sensation erregt. Diese vortreffliche Frau hat ihres edlen Charakters wegen viele Sympathien in Frankreich. Viele Anhänger an die Orleans aus Paris sind zu ihrem Leichenbegängniß nach England gegangen. Selbst Offiziere aus den Reihen der Armee haben hiezu Erlaubniß erhalten.

* Die englische Regierung muß sich doch recht bittere Dinge sagen lassen. Mr. Roebuck, der radikalste Mann des Unterhauses, hat dem Toryministerium dieser Tage geholfen. Er sagte: Was soll das englische Volk davon erwarten, wenn die Regierung wieder an das Ruder kommen soll, welche unlängst kassirt wurde, weil sie die Ehre Englands vernachlässigte? Von der Politik jener Minister sei nichts zu erwarten, und wer dieses thun würde, täusche sich gewaltig. Die jetzige Regierung ist zwar eine sehr schwache, bemerkt der Redner, aber größerer Fortschritt in Allem, was das Volkswohl heischt, ist von dieser schwachen Regierung zu erlangen, als von dem Uebermuth der gestürzten. Mr. Roebuck glaubt, daß die Freiheit unter Lord Derby viel besser fuhr, als unter Lord Palmerston. Diese Rede hatte die Folge, daß Cardwell seine Tadelsmotion zurückzog. Die Radikalen und die Peeliten, sowie das Centrum der Hundert, welche von Palmerston nichts mehr wissen wollen, hat das Kabinet Derby gehalten.

* Daß deutsche Kraft und Gediegenheit überall anerkannt wird, wäre sehr erfreulich, wenn es nicht die traurige Wirkung hätte, daß deutsche Menschen immer mehr zur Waare für fremde Spekulationen werden. Soeben hat England wieder einen Vertrag mit einem Hamburger Hause geschlossen, um die deutsche Auswanderung nach Australien zu lenken. Ganz besonders ist es auf heiratsfähige Auswanderinnen abgesehen, da das schöne Geschlecht in Australien äußerst schwach vertreten ist. Familienvätern, welche ledige Töchter mitbringen, ist eine besondere Prämie zugesichert.

* Eine Senatorenwahl in Hamburg, welche jüngst stattgefunden, gibt einem norddeutschen Blatte Veranlassung den eigenthümlichen, noch ganz das Gepräge einer entschwundenen Zeit tragenden Hergang in folgender Weise zu schildern: Am Tage der Wahl, wozu sämmtliche Rathsmitglieder in großem Costüm, altbrabantische Tracht, mit Pluderhosen, Faltenüberwurf und Ringkragen, sich einfinden, werden im Rathszimmer durch das Loos zunächst vier „Vorschlagsherren" bezeichnet. Jeder derselben ist verpflichtet, eine wahlfähige Person zu bezeichnen, also für ein bisheriges juristisches Mitglied einen Juristen (Richter oder Advokaten), für ein kaufmännisches einen Kaufmann, wozu im Sinne der vorzunehmenden Wahl ein Geschäftsmann mit offenem Laden nicht gezählt wird. Ueber die in dieser Weise genannte Persönlichkeit wird debattirt, als ob sie durch Fähigkeit, Stellung, Gesinnung ꝛc. dem hohen Posten entspricht; wird sie abrotirt, so muß der betreffende Vorschlagsherr einen Andern bezeichnen und werden dann sämmtliche vier Namen in eine Urne und in eine andere Urne vier Zettel, von denen der eine mit dem Worte „gewählt" beschrieben ist, geworfen. Beide Urnen werden dem präsidirenden Bürgermeister gereicht, der die Zettel einzeln herausnimmt und nach deren Ausfall den Erwählten proklamirt. Diese Verbindung von Loos und Auswahl ist die Vorschrift des Gesetzes, und nicht bekannt, ob Abweichungen davon vorkommen. Während dies nun drinnen vorgeht, steht draußen vor dem Rathhause natürlich eine größere Menschenmenge, neugierig über den Ausfall des Wahlaktes; aber auch ein kleines Commando Militär, geführt von Platzadjutanten. Er ist der Erste, welcher die Wahl erfährt, um seine Soldaten in Sturmschritt zur Wohnung des neuen Rathsmitgliedes zu führen, als Ehrenwache, und noch mehr um vor der Wohnung unnöthigen Andrang abzuwehren. Zugleich tritt der bisherige jüngste Senator (der Wahl nach) unter die Thüre des Rathhauses und verkündet die getroffene Neuwahl mit den Worten: „N. N. Rathmann." Der Menschenstrom ist aber schon lange mit dem Commando Soldaten unterwegs, überholt es, und würde die getroffene Vorsicht nutzlos machen, wenn nicht auch er wiederum durch einige Polizeibeamten überholt worden wäre. Jetzt geht es an ein Suchen des Gewählten, der sofort, wo man ihn findet, mit Beschlag belegt und nach dem Rathhause geführt wird — ein Ablehnen der Wahl gehört zu den größten Seltenheiten, da daran Verlust des Bürgerrechtes geknüpft ist. Der neue Senator erhält ein interimistisches Amtskleid, wird in das Rathszimmer eingeführt, um dort den Eid zu leisten, sonstige Feierlichkeiten durchzumachen — und nun bewegt sich der ganze Zug der Senatoren im Wagen zur Wohnung des Gewählten, allwo bereits ein Haufe offizieller und nichtoffizieller Gratulanten sich eingefunden hat. Mit stadtmütterlicher Vorsorge hat der Senat schon am frühen Morgen eine ausreichende Quantität Kuchen, Chocolade und Weine bestellt, die jetzt schon in der Wohnung des neuen Senators dessen zahlreichen Gästen vorgesetzt werden können. Endlich entfernen sich die wachhaltenden Mannschaften, und entfernen sich die Besuche, nicht aber der neue Rathsherr, der nun mit Hausarrest belegt wird — bis zum nächsten Sonntag da, dem Gebrauch gemäß, sein erster Weg nach der Wahl der zur Kirche sein muß, und in den protestantischen Kirchen Hamburgs eben nur an Sonntagen Gottesdienst stattfindet; da er sich also dem aus alter katholischer Zeit stammenden Brauch an einem Wochentage nicht leicht fügen kann, so wird er erst wieder am nächsten Sonntage, wenn er die Kirche betritt, ein freier Mann, der seines Weges gehen kann, wie er will.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 63. Freitag, den 28. Mai. 1858.

Oberst Felix.

Nach dem Französischen des Alphonse Aimée.

(Fortsetzung.)

Die Ereignisse des verflossenen Tages verwebten sich in meinen Schlummer. Tolle Visionen und wunderbare Träume umschwirrten mich. Ich sah mich auf dem Marktplatze von Jaen bei einer Revue, ohne Beinkleider mit dem Degen an der Seite; der Oberst Felix zwang mich, harte, ungenießbare Küchenstücke zu essen, während der Wirth und die Senora damit umgingen, mich zu einem Capuciner zu machen.

Diese wüsten Bilder ängstigten mich ungemein, als ich plötzlich durch ein heftiges Klopfen an der Hausthür erweckt wurde. Mehre Personen sprachen laut auf dem Gange und ich hörte meinen Namen nennen.

— „Wer ist da? was wollt Ihr?“ rief ich, während ich instinctartig nach meinem Degen griff, der zur Seite meines Feldbettes stand.

— „Ich bin es, Herr Doctor,“ antwortete eine bekannte Stimme.

— „Peter Cordier?“

— „Ja, fürchten Sie nichts, aber öffnen Sie schnell.“

Ich beeilte mich, die Riegel wegzuziehen, und der Wachtmeister trat rasch in das Zimmer.

— „Was giebt's?“ sagte ich ein wenig beruhigt.

— „Ich komme in Auftrage des Obersten.“ — sagte er, indem er das Licht auf einen Stuhl stellte — „er wünscht sie sofort zu sehen.“

— „Ist ein Unglück auf dem Schlosse passirt?“

— „Nein!“

— „Was Teufel will er denn von mir?“

— „Ich weiß es nicht; vor etwa einer halben Stunde ließ mich der Vater Felix rufen. Ich fand ihn im Saale mit großen Schritten hin und her gehend, die Hände in den Taschen, gerade wie am Tage einer Schlacht. „Weißt Du einen Arzt?“ fragte er mich. Ich dachte sofort an Sie und sagte ihm, daß der Ober-Wundarzt vom Achten zu Calaspara sei. Dann antwortete er mir: „Geh', hole ihn mir!“ Ich ritt fort, und bitte Sie nun, mir zu folgen.

— „Ich sehe davon die Nothwendigkeit nicht ein,“ — erwiderte ich ihm — „wenn Niemand in Jucar krank oder verwundet ist, so hat es bis morgen Zeit.“

— „Nein! — schrie Cordier lebhaft — „er hat gesagt, ich soll sie holen, und ich muß es, bei allen Teufeln, Herr Doktor. Wenn Sie nicht kämen, würde er uns alle beide holen lassen; Sie wissen nicht, wozu ein Capuciner fähig ist. Rasch, ziehen Sie sich an. Ich habe ein Pferd für Sie mitgebracht.“

Seufzend begann ich mich anzukleiden, indem ich den Vater Felix in die Hölle wünschte, fest entschlossen, ihm meinen Unwillen nicht zu verhehlen, wenn er mich vielleicht ohne hinreichenden Grund in der Nacht aus dem Bette hätte holen lassen.

Kaum hatten wir die Straßen von Calaspara hinter uns, als der Wachtmeister sein Pferd in Galop setzte und mich zwang, ihm in gleicher Art zu folgen. Wir ritten durch ein Feld, welches von Steinhaufen, Gräben und tiefen Schluchten zerrissen war, in welche man bei jede Schritte hineinstürzen konnte. Kein gebahnter Weg leitete uns, und mein Pferd strauchelte unzählige Male, während ich die schrecklichsten Verwünschungen auf den Obersten, als den Urheber alles Unheils, schleuderte. Endlich mäßigte mein Führer den furchtbaren Lauf seines Pferdes.

— „Wir sind da,“ sagte er.

— „Da?“ — wiederholte ich, mit Erstaunen um mich blickend — „ich sehe nichts als Berge.“

— „Da unter uns, zu unseren Füßen, sehen Sie da nicht Etwas?“

— „Den schwarzen Punkt?“

— „Das ist Schloß Lucar.“

— „Was? — im Grunde dieses Schlundes?“

— „Wissen Sie nicht, daß in diesem gesegneten Lande die Felsen so kahl sind, wie die Tonsur eines Mönches? Will man Wasser und Grün sehen, so muß man hinabsteigen.“

— „Aber wie kommen wir von dieser Felsenkuppe hinunter?“

— „Hier ist ein Pfad, er ist steil, lassen Sie uns vom Pferde steigen und den Weg zu Fuß machen.“

Ich folgte dem Rathe Cordier's, welcher voranging und mich einen Fußsteig führte, der sich wie eine Wendeltreppe um den Felsenwand, und dessen Stufen in den Stein gehauen waren. Die Pferde, vorsichtig am Zügel geführt, folgten mit gesengten Köpfen,

und nach einem gefährlichen Marsche von zehn Minuten gelangten wir zu einem Plateau, auf welchem sich das Schloß erhob.

Nur ein Fenster war erleuchtet und ließ hinter seinen herabgelassenen Vorhängen einen Schatten sehen, der unbeweglich schien.

Cordier zeigte ihn mir, indem er sagte:

— „Das ist der Oberst, er wartet auf uns."

II.

Der Saal, in welchen mich der Wachtmeister führte, war mit Platten von schwarzem Marmor belegt, und die Wände schmückten seidene, silberdurchwirkte Tapeten. Er wurde durch eine silberne, gothische Lampe erhellt, deren Lichtstrahlen von einem geschnitzten Gesimse stand der Oberst, wie mir Cordier schon gesagt hatte, beide Hände in den Taschen, während zu seinen Füßen mehre Briefe und Karten zerstreut umherlagen. Zur Seite, mehr im Schatten, sah ich den Spanier Don Perez, gleichfalls stumm und unbeweglich.

Sobald die Saalthür geöffnet wurde, und der Wachtmeister mich ankündigte, wandten sich Beide um, aber der Baron trat allein vor.

— „Endlich!" — schrie er — „bei allen Teufeln! wo stecken Sie denn, Doktor?"

— „Ich?" — erwiderte ich, erstaunt über den Empfang und Vorwurf — „ich habe nirgends gesteckt, ehe ich hieher kam."

— „Hol' Sie der Satan! Sie haben sich Zeit genug genommen."

— „Nicht mehr, als um aufzustehen, Herr Oberst."

— „Waren Sie denn im Bette?"

— „Dieß ist meine Gewohnheit während der Nacht."

Er betrachtete mich mit stutziger Miene; allein er war zu übeler Laune, um die Herrschaft über sich behaupten zu können.

— „Es thut mir leid, Sie gestört zu haben," — erwiderte er mit aufgeregtem Tone — „allein ich habe nothwendig mit Ihnen zu reden."

— „Ich bin ganz Ohr, Herr Oberst."

Er machte Cordier ein Zeichen hinauszugehen, schloß die Thür und trat dann zu mir.

— „Ich kenne Sie nicht, Doktor," — fuhr er fort, einen halb ernsten, halb ironischen Ton erkünstelnd — „aber der Wachtmeister versichert, daß Sie einer der tüchtigsten Aerzte der Armee sind."

— „Ich fürchte, er hat mehr gesagt, als er zu beurtheilen versteht, Herr Oberst," erwiderte ich.

— „Er behauptet, daß Sie ihm das Auge gerettet haben."

— „Das ist allerdings wahr."

— „So sind Sie Augenarzt?"

— „Es ist mein Lieblingsfach."

— „Und haben Sie die nothwendigen Instrumente bei sich?"

— „Hier sind sie," erwiderte ich, indem ich meine Verbandtasche hervorzog, und dieselbe mechanisch auf dem Gesimse ausbreitete.

— „Wohlan denn, halten Sie sich bereit," — einen Schritt zurücktretend — „wir werden Ihre Geschicklichkeit auf die Probe stellen."

Diese Worte und diese Bewegung riefen mir plötzlich Cordier's Worte in's Gedächtnis zurück, und ich glaubte einen Lichtstrahl zu erblicken.

— „Verzeihung," — sagte ich, indem ich wider Willen lächelte — „aber ich glaube, der Herr Oberst haben eine falsche Ansicht von meiner Kunst."

— „Warum?"

— „Weil ich nur unter gewissen Bedingungen Hilfe zu bringen vermag. Der Koch, welcher einen Braten liefern soll, verlangt Wild; der Augenarzt, welcher dem Auge Licht geben soll, muß auch ein Auge vorfinden."

— „Gut! wozu soll das?"

— „Das soll sagen, daß wo kein Auge überhaupt mehr da ist, jede Operation unmöglich ist, und daß keine Wissenschaft Ihnen Herr Oberst, ein Auge wiedergeben kann, das Sie verloren haben. (Forts. folgt.)

Entstehung und bisherige Wirksamkeit des Hermannstädter Bürgervereins.

(Fortsetzung)

Die gesellschaftlichen Unterhaltungen bestanden die ganze Zeit hindurch, besonders in den Abendstunden, ordnungsmäßig und ungestört in geselligen Spielen, namentlich Billard- und Kartenspielen, freien Gesprächen und mehren jährlich abgehaltenen Vereinsbällen.

Die vorhin erwähnte Preismedaillenvertheilung vom 12. März 1848 war der letzte noch ganz friedliche Vereinsakt. Denn schon am nächsten Tage begann in Wien jene furchtbare Staatserschütterung, die schnell auch diesem Lande sich mittheilend, auch diesen kleinen Verein in eine fieberhafte Spannung und Aufregung versetzte, die wenn auch seine Sonntagsschule bis zur unvermeidlichen Auflösung noch fortgeführt, ja die Prüfung in ihr im Juli desselben Jahres noch gehalten wurde, ihn doch für ein volles Jahr einem Clubb ähnlich machte, in den man zur bestimmten Stunde mit klopfendem Herzen nur ging, um die jüngsten Neuigkeiten gewöhnlich immer Uebles, zuletzt Gräuelthaten zu erfahren, unentschiedenen Rath zu hören, um Vater Benigni sich drängend einigen Trost zu theilen und geängstigter, als wie man gekommen war, nach Hause zu wanken, bis mit dem Schrecken bringenden 11. März des Jahres 1849 die zeitweiligen Bezwinger dieser Stadt einen Theil der Vereinsmitglieder zur Flucht in die Walachei, den andern zur strengsten Zurückgezogenheit in den Wohnhäusern nöthigten, und einige dieser Bezwinger die mörderische Hand an den unermüdlich thätigen, in den letzten Tagen kranken Vereinsdirektor legten, und in der Jahreswiederkehr jenes Sonntags, an dem dieser durch die von ihm geleitete Feierlichkeit der letzten Preismedaillenvertheilung seinen schönsten und letzten Triumph gefeiert, seinen gemeinnützigen Wirken gewaltsam und für immer ein Ziel setzten.

Nach der am 22. Juli desselben Jahres eingetretenen Wiederbefreiung der Stadt kehrte der geflüchtete Theil ihrer Bewohner wieder zum heimischen Herd, und nach und nach erschienen denn auch die Mitglieder des Bürgervereins wieder in den Räu-

men desselben. Aber lange merkte man es, daß die belebende Seele aus dem Körper gewichen war, und erst am 24. Oktober ward unter der Leitung des Vicedirektors Traugott Binder wieder eine ordnende Ausschußversammlung gehalten. Die Verhältnisse hatten sich so, wie für alle andern Bewohner der Stadt, auch für die Vereinsmitglieder in der kurzen Zeit dieser Wirren wesentlich und zwar nachtheilig geändert und änderte sich in Folge derselben in den nächsten Jahren noch mehr. Viele hatten durch den Bürgerkrieg, die lange ununterbrochene Verpflegung der massenhaften Truppenabtheilungen der einheimischen wie der russischen Heereskörper und der Aufständischen, durch viele damit zusammenhängende Lieferungen, besonders aber durch die Occupation der Stadt von Seite der Letzteren, unmittelbar oder mittelbar großen Schaden erlitten, und waren einerseits entmuthigt, andererseits lange unfähig sich wieder aufzurichten. Dazu kamen das Verschwinden aller klingenden Münze und die Entwerthung der Banknoten, ja Mangel an Geld und an Credit überhaupt. Der Kampf, an welchem die Jugend aller Berufsstände mehr oder weniger Theil genommen, und seine Folgen hatten diese versprengt, und die Treuvergessenen waren in die Reihen des stehenden Heeres gebannt worden. So sahen sich die gewerblichen Meister bleibend ohne Gehilfen und die wenigen der Letzteren, welche nach und nach herzuwanderten, stellten bei der großen Nachfrage um sie die übermüthigsten Forderungen und zeigten sich häufig durch große Entsittlichung unverwendbar. Die fernere Entwickelung der obigen Verhältnisse führte auch in den hierauf folgenden Jahren eine bedeutende militärische Besetzung, ja in Folge der großen politischen Bewegungen im Orient in den Jahren 1854 und 55 auch das Hauptquartier der dritten Armee nach Hermannstadt, wodurch für die Bürger derselben die Nothwendigkeit eintrat, nicht nur einen Theil der Truppen in ihren Häusern aufzunehmen, sondern auch ihre Wohnungen und die sonst zum Gewerbe verwendeten Räumlichkeiten mitunter bedeutend zu beschränken. Alle diese Umstände wirkten hemmend und störend auch auf die Thätigkeit des Vereins.

Dies zeigte sich gleich an seiner Behausung. Die für ihn ganz passenden und ausreichenden Räume im von Hannenheimschen Hause, die er vertragsmäßig noch durch ein volles Jahr hätte benützen dürfen, sah er sich gedrängt zur Herrichtung als Kaserne an die Kommune zu überlassen und einstweilen in die beschränkten Lokalitäten des ersten und zweiten Stockwerks des über der k. k. liegenden Brücke gestandenen höchst baufälligen, nun bereits abgetragenen von Rosenfeld'schen Hauses zu übersiedeln, welches am 22. Jänner 1850 geschah. Und da hier für die Länge durchaus nicht zu bleiben war, kaufte der Ausschuß, zum Erwerbe einer eigenen Vereinsbehausung von der Generalversammlung ermächtigt, für ratenweise zu zahlende 5000 Gulden in Conventions-Münze ein, die mittägige Seite der Sagstiege begränzendes, eben so wenig geräumiges Haus, welches, nachdem die für die Vereinszwecke nothwendigste Herrichtung darin durchgeführt worden war, der Verein gegen Ende März 1851 bezog. Leider aber zeigte sich schon nach vier Jahren, daß dies Haus, wo möglich, noch baufälliger war, als das zunächst Verlassene, und daß es offenbar den Einsturz drohe, was den Ausschuß von Anfang Oktober 1855 an in keine geringe Verlegenheit setzte, da weder das Gebäude nach dem einstimmigen Urtheil der Kunstverständigen einer baue dürfen Wiederherstellung fähig erkannt, noch eine passende Lokalität zur Miethe aufgefunden werden konnte, bis auf Antrag des Ausschusses die Generalversammlung vom 24. Februar 1856 beschloß: mittelst Anwendung der nothwendigsten Unterstützungsmittel das schwache Gebäude wenigstens solange emporhalten zu lassen, bis der Ausschuß Zeit gewinnend unter Erwägung aller Umstände und Aufbieten neuer Mittel den Verein auf eine entsprechendere und anständigere Art auf die Dauer werde unter Dach bringen können.

Diese Umstände wirkten denn zunächst auf Lösung des Verhältnisses des Bürgervereins zu den Volzschützen, die im von Rosenfeld'schen Gebäude noch, wenn auch spärlichen Platz gefunden hatten, bei der Uebersiedlung des Erstern aber in das angekaufte Haus, sich von ihm trennen mußten. Sie wirkten auch auf die vom Vereine erhaltene Sonntagsschule, der auch noch im von Rosenfeld'schen Hause, wo der Verein auch der städtischen Gewerbeschule für die Wochentage Zimmer zum Zeichnenunterricht überlassen hatte, ein beschränkter Raum angewiesen werden konnte, was aber im angekauften Hause sich durchaus nicht thun ließ. Ja es mußte sich der Verein, der nun für eine Reihe von Jahren bedeutende Zahlungsverpflichtungen mit dem Hause übernommen hatte, für die Dauer derselben darauf beschränken, das Sonntagsschulwesen, dessen Leitung er der ordentlichen Schulbehörde anheim stellte, nur mit einem vierten Theile seiner reinen Einnahmen zu unterstützen.

Nachdem unser Bürgerverein im ersten Zeitabschnitte selbstständig regelmäßige Gewerbeausstellungen veranstaltet hatte, sah er sich in diesem aus der oben angeführten Ursachen und auch, weil in Folge der vorläufigen Aenderungen in der gesetzlichen Stellung des Gewerbewesens vom Jahre 1851 mehre Industriellen ihre Werkstätten aufgegeben hatten, genöthigt zu beschließen: für solange bis sich die Verhältnisse im Allgemeinen günstiger stellen mit dem Veranlassen eigener Industrie-Ausstellungen einzuhalten und sich darauf zu beschränken: zur Beschickung der außer Siebenbürgen veranstalteten großen Nationalen- und Welt-Ausstellungen anzuregen, dafür zu belehren, sie zu erleichtern und mitunter selbst durch eignen Kostenaufwand zu vermitteln. So nahmen diejenigen des Hermannstädter Gewerbestandes, denen auch unter diesen ungünstigen Umständen die Kräfte dazu ausreichten, Antheil — und zwar nicht ohne Ehre und Auszeichnung — an der Wiener Nationalen, an der ersten Weltausstellung zu London, wie auch an dem Münchner deutschen Nationalweltstreit: und wenn auf der jüngsten Weltausstellung zu Paris vom Jahre 1855, der schon während den Vorbereitungen dazu der Ruf des Höchsten vorherging, nur zwei Aussteller dieser Stadt erschienen, so lag dies außer den obigen Ursachen, auch in der hier verbreiteten irrigen Meinung, man könne nur mit seinen Gegenständen irgend eines Faches mit Erfolg daran Theil nehmen. Diese letztere Schattenstellung ward jedoch dadurch einigermaßen gut gemacht, daß der Eine dieser Aussteller, das Vereinsmitglied Rothgärber Friedrich Wolf der Jüngere der auch von Jenseits des Oceans, von New-York her die Gewerbsprämie sich verdient hatte, zugleich auch als von der k. k. österreichischen Ausstellungs-Commission in Paris für sein Fach ernannter Berichterstatter daselbst wirkte; auch war vorher schon

dem Vereine selbst als Solchem, zum Beweise der öffentlichen Anerkennung seiner Verwendung für Beschickung der Londoner Weltausstellung die bronzene Medaille sammt dem Diplom und ein Prachtexemplar der Londoner Weltausstellungsbeschreibung verehrt worden. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Aus Hermannstadt wird uns geschrieben: das vor einigen Tagen aufgeführte ungarisch-humoristische Volksschauspiel „der alte Infanterist" für die Hermannstädter Bühne von Bohussy bearbeitet hat ungemein angesprochen und wurde mit großem Beifall aufgenommen. Frau Karoline Deutsch hat die ungarischen Tänze arrangirt und einen wahren Beifallssturm dafür eingeerntet. Der Verbunkos von Hrn. Uhlich und 5 Dilettanten in Husarenuniform getanzt, fand ebenfalls lauten Beifall. Das Stück dürfte wie der Betyar ein Kassenstück werden. — Der Circus Francais der Gebrüder Krembser amüsirt die Hermannstädter recht vorzüglich. Im Saale des „römischen Kaisers" wird ein Mädchen gezeigt, welches mit Wolle auf dem Kopfe geboren wurde, welche nach Form, Geruch und Elastizität der Wolle der Widder der Berberei und Persiens, der sogenannten Merinos, ganz gleich ist. Ihre Wolle ist von der schönsten ins Blonde spielenden Farbe, glänzend und hat die Länge von 52 Centimeters, sie wächst gleich den Bäumen und bildet Büsche und Aeste voll Ueppigkeit. Das Mädchen besitzt eine edle Physignomie, ist schlank, proportionirt, von weißer Haut und conversirt sehr lebhaft in einigen Sprachen.

* Die Leibärzte des Königs von Preußen haben ein Consilium eingerufen, um zu bestimmen, in welchem Bade die Sommerkur für Sr. Majestät stattfinden soll.

* Die Kreuzzeitung und die Neue Hannoveranische Zeitung liegen im Hader, wegen ihren gegenseitigen Ansichten. Die Hannover'sche Zeitung ist ultrakonservativ und zieht gegen die Kreuzzeitung wegen ihrem liberalen Conservatismus zu Felde. Jene erwidert: „Wer, wie die Han. Ztg. glauben kann, daß die Throne heute dadurch gestützt werden, daß man mit großem Getön die Staatsdiener in königliche Diener umnamt't und Alles einschnürt durch polizeilich-bureaukratischen Absolutismus, der hat nach unserer Meinung von den Zeichen dieser Zeit gar wenig verstanden.

* Die Köln. Ztg. hat sich in der Frage der Montenegriner entschieden gegen Frankreich gewendet und klagt dieses an, es buhle eifriger denn jemals um das Wohlwollen der russischen Regierung. Die russische Regierung sei jetzt von einem Ende bis zum andern mit ihren innern Reformen und der Befreiung ihrer Leibeignen in Anspruch genommen und in allen Fragen so zurückhaltend, daß ihre wahre Meinung kaum aufgefunden werden kann. Frankreich sei jetzt der Vorkämpfer der russischen Interessen in der Türkei. Der mit so vielen Opfern der Türkei gewährte Schutz sei in das Gegentheil umgeschlagen, die Spannung der Lateiner gegen die Griechen vergessen und England, das durch Indien gelähmt sei, schließe sich diesem Schutze an. Welchen Sinn, bemerkt die Köln. Ztg., kann dieses Mannöver haben als den, Rußland um jeden Preis zu verpflichten und einen Anspruch auf Gegenleistungen für andere Zeiten und andere Zwecke zu erwerben? Ein Krieg gegen Oesterreich sei die letzte Aushülfe, zu der die beängstigte Regierung Frankreichs greifen könne, wenn Rußland seine stille Einwilligung dazu gäbe! (Ja warum denn Krieg? Weder haben die Franzosen noch die Russen einen solchen nöthig!) Den deutschen Bund würde man dann in die Mitte nehmen und zur Neutralität zwingen. Das sind lauter ungekochte Ideen, welche die Deutschen sich sehr merken sollten. Der Sekretär des Fürsten Danilo ist in Paris erwartet. Danilo steht in ununterbrochener Korrespondenz mit dem Kaiser Napoleon.

* Nach dem „Nord" haben die Subskriptionen-Orsini in Italien bereits die Ziffer von 1,700,000 Fr. ergeben. Für Lamartine sind noch keine 200,000 Fr. gezeichnet.

* (Die Gärten von Zarskoje.) Der „W.-Ztg." wird aus St. Petersburg geschrieben: Zarskoje ist der Lieblingsaufenthalt des Kaisers von je gewesen und mit dem Beginn der schönen Jahreszeit, die seit Ende April mit der nur in unseren Gegenden gewöhnlichen Schnelligkeit und Entschiedenheit eingetreten ist, in der That ein überaus reizender Aufenthalt. Peterhof hat allerdings den Vorzug des unmittelbaren Seeufers, aber auch die Nachtheile desselben bei schlechtem Wetter. Zarskoje dagegen liegt vor den rauhen Winden so ziemlich gesichert und bietet in seinen meilenlangen Gärten die schönsten Spaziergänge, die so sauber gehalten werden, daß man kaum begreift, wie diese bis zum Exzeß getriebene Sauberkeit erreicht wird, da die Pflege eine fast unsichtbare ist. Ueberall stecken Wärter in den Gebüschen, die sofort jede Kleinigkeit auffegen, wenn irgendwie die Wege beschmutzt werden. Man erzählt sich eine bezeichnende Anekdote mit Bezug auf diese Sauberkeit der Kieswege, welche fast an einen gebohnten Fußboden erinnert. Als Großfürst Michael, Bruder des Kaisers Nikolaus, eines Tages mit dem Intendanten des Schlosses und der Stadt Zarskoje, General Sacharscheffski, im Wagen durch die Gärten fuhr und der General mit Stolz auf die Sorgfalt und Pflege hinwies, durch welche er den Gärten diesen Glanz erhielt, — blieb der Großfürst immer ernst, schüttelte den Kopf und schien unzufrieden. Sacharscheffski kam in die größte Verlegenheit, und da all sein Rühmen und Aufmerksammachen auf die Schönheiten nichts half, so fragte er endlich: „Vermissen Eu. kais. Hoheit noch irgend etwas?" — „Allerdings, und etwas sehr Nöthiges!" lautete die Antwort. „Und was wäre das?" „Spucknäpfe!" Die Anekdote klingt sonderbar; wenn man aber Zarskoje gesehen hat, versteht man sie vollkommen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 64. Montag, den 31. Mai. 1858.

Oberst Felix.

Nach dem Französischen des Alphonse Aimée.

(Fortsetzung.)

Der alte Capuziner richtete sich auf wie eine Kerze.

— „Wollen Sie mich beleidigen, Herr?“ schrie er, bleich vor Zorn.

— „Wie, Herr Oberst,“ — erwiderte ich bestürzt — „es ist von Ihnen nicht die Rede?“

— „Wer spricht von mir, mein Herr? Glauben Sie, daß ich Sie deßhalb hier habe herholen lassen, damit Sie mir sagen, ich sei einäugig? Meinen Sie, daß ich das nicht weiß, daß ich das nicht empfinde, daß Alles mich nicht genugsam daran erinnert?“

— „Entschuldigen Sie mich, Herr Oberst; aber weil Sie sich nach meiner Geschicklichkeit als Augenarzt erkundigten, so glaubte ich, daß Sie diese in Anspruch nehmen wollten.“

— „Und darin haben Sie sich nicht betrogen.“

— „Aber geschieht es nicht in der Hoffnung, Ihr Auge wieder zu erhalten?“

— „Nein, mein Herr.“

— „Aber zu welchem Zwecke dann, Herr Oberst?“

— „Um diesem Menschen ein Auge zu nehmen,“ sagte er, indem er auf Don Perez zeigte.

Ich fuhr mit einem Ausruf des Schreckens zurück; der Spanier machte keine Bewegung.

— „Das ist der Zweck, warum ich Sie habe rufen lassen,“ — fuhr der alte Soldat fort — „und das war der Grund meiner Fragen.“

— „Bei Gott!“ — unterbrach ich ihn mit Verachtung — „es lohnte sich wohl der Mühe, einen ermüdeten Menschen mitten in der Nacht im Galop durch diese Berge zu führen, um mit ihm einen Fastnachtsstreich zu spielen.“

— „Ah! Sie halten dieses für einen Fastnachtsstreich.“ — schrie er, indem eine blutige Röthe sein Gesicht durchzog. — Soll ich Sie davon überzeugen, daß es mein bitterer Ernst ist, Herr? Beim Blute des Teufels! habe ich das Ansehen eines Narren?“

Der Ton des Barons hatte etwas so Entsetzliches, daß ich unwillkürlich erbebte. Seine Züge waren entstellt, sein einziges Auge glühte schrecklich, und auf seinen bebenden Lippen stand ein leichter Schaum.

— „Ah! ich scherzen!“ — fuhr er fort, indem er mit seinem Finger auf die Briefe zu seinen Füßen zeigte — „nein, Don Perez, dies ist kein Fastnachtsstreich, sprechen Sie mit dem Doktor.“

Don Perez schritt vor mit entsetzlich bleichem Antlitze. Er sprach zu mir in französischer Sprache, langsam und als wenn er nach Worten suche:

— „Erfüllen Sie den Wunsch des Barons; ich will es.“

— „Sie wollen einäugig werden, wie er?“ sagte ich auf Spanisch zu ihm.

— „Ja, wie er,“ antwortete Don Perez mit Nachdruck.

— „Aber dies ist Wahnsinn!“

— „Es ist die Nothwendigkeit, mein Herr.“

— „Sie willigen nur gezwungen ein?“

— „Nein, es ist mein freier Wille .... es muß sein.“

— „Aber warum muß es sein?“

— „Das ist nicht Ihre Sache.“

— „Sind Sie bald zu Ende?“ unterbrach uns der Oberst, dem dies gespräch in spanischer Sprache, das er nicht verstand, wenig behagte.

— „Ich weiß nicht, ob ich den Vorschlag, den Sie und dieser Herr mir gemacht haben, ernsthaft nehmen darf; aber auf jeden Fall ist meine Antwort leicht.“

— „Und sie ist? ....“

— „Daß ich Alles verweigere.“

Der Baron, welcher den Saal mit hastigen Schritten durchmessen hatte, blieb vor mir stehen.

— „Hören Sie, — sagte er — „lassen Sie uns offen sprechen; dieses Geheimniß überrascht, erschreckt Sie vielleicht. Sie fürchten die Verantwortlichkeit einer Handlung, die man von Ihnen fordert; ich habe das vorausgesehen, aber sehen Sie!“

Damit reichte er mir, nebst einer Rolle, ein Papier her, auf welchem der Spanier erklärt hatte: daß der Oberst nur auf seinen ausdrücklichen Wunsch und mit seinem Willen gehandelt habe.

— „Hat dieses Don Perez selbst geschrieben?“ fragte ich, im höchsten Erstaunen.

— „Ja, mein Herr,“ antwortete dieser.

— „Und diese Rolle?"

Ich warf sie auf das Gesimse.

— „Das ist zu viel für eine Leistung der Kunst, und zu wenig für ein Verbrechen;" — sagte ich ernst — „Don Perez und Sie, Herr Baron, mögen sich einen anderen Arzt suchen."

— „So wollen Sie Ihre Kunst nicht ausüben?" schrie der Letztere.

— „Meine Kunst, Herr Oberst, besteht darin, die Gebrechen der Menschen zu heilen, nicht aber, ihnen neue zuzufügen."

— „Wohlan! Gehen Sie zum Teufel!" — rief er in Wuth — „es wird auch ohne Sie gehen. Ich wollte nur für Don Perez die Gefahr einer rohen, kunstlosen Blendung vermeiden. Da Sie ihm aber diesen Dienst verweigern, so muß er ihn selbst thun."

— „Ich selbst?" sagte der Spanier.

— „Empfinden Sie vielleicht Furcht?" fragte der Baron, indem er ihm starr in's Gesicht sah.

— „Herr Oberst!" schrie Don Perez in furchtbarster Aufregung.

— „Ah! ich ahne den Zusammenhang," — fuhr der alte Soldat mit verächtlicher Stimme fort — „Sie wollen die Weigerung des Doktors benutzen, um sich aus der Affaire zu ziehen."

— „Ich?"

— „Sie denken, daß ich Sie nicht mit Gewalt zwingen kann, Ihr Wort zu halten; und da Ihr Muth mit Ihrer Ehrenhaftigkeit gleichen Schritt hält, so glauben Sie auf diese Art die Bezahlung Ihrer Ehrenschuld zu umgehen."

„Sie lügen!" schrie Don Perez.

Und damit sprang er nach dem Gesimse, ergriff ein Instrument aus meiner Verbandtasche und bohrte es sich in das linke Auge.

Diese Bewegung war so rasch und so unerwartet, daß ich nicht Zeit hatte, ihn daran zu verhindern. Ich stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Kaltblütig reichte er mir die Lanzette und sagte:

„Es ist geschehen, mein Herr."

— „Hat er sich wirklich geblendet?" rief der Oberst, unbeweglich vor Erstaunen.

— „Sehen Sie es nicht?" erwiderte ich, indem ich das Blut zu stillen suchte, welches in Strömen über Don Perez' Gesicht floß.

— „Aber vielleicht ist das Auge nur verwundet."

— „Es ist verloren, mein Herr, verloren!" antwortete ich, nachdem ich den Stich untersucht, der den Augapfel in der Mitte gespalten hatte.

Der Baron stieß ein Freudengeschrei aus und lief nach der Eingangsthür, die er rasch öffnete.

— „Wo ist die Senora Beata?" fragte er.

— „Hier," antwortete eine Stimme.

— „Sie soll kommen!" (Fortsezung folgt.)

Entstehung und bisherige Wirksamkeit des Hermannstädter Bürgervereins.

(Fortsezung.)

Uebrigens befaßte sich derselbe gerade in diesem Zeitabschnitt: mit der Frage über direkte Beseitigung der die Landesindustrie hemmenden Hindernisse, und veranlaßte zur Beantwortung derselben den Zusammentritt mehrer seiner Fach- und andrer einsichtsvoller Männer mit gewerblichen Abgeordneten verschiedener sächsischer Städte, namentlich von Schäßburg, Sächsisch-Reen, Mediasch und Broos in seinen Räumen, übertrug die Zusammenstellung der einzelnen Erhebungen einer, aus seiner Mitte gewählten Commission und legte die sich hierauf beziehenden Gutachten, Wünsche und Bitten der hohen Regierung vor. Ferner war er thätig in Erhebung und Einlieferung von gewerblichen Daten verschiedener Art, besonders auf Veranlassung der bei der neuen Gestaltung der innern politischen Verhältnisse des ganzen Staates und so auch dieses Landes von den hohen Regierungsbehörden öfter gestellten, auf Industrie und Handel sich beziehenden Fragen, die er unter Verwendung verschiedener seiner Mitglieder und unter Beiziehung aller Zunftvorsteher mit möglichster Genauigkeit und Ausführlichkeit zu beantworten bestrebt war.

Aus den oben angeführten störenden Ursachen waren auch die Vorlesungen über gewerbliche Gegenstände in diesem Zeitabschnitte fast ganz unterblieben; und es erscheint als eine Ausnahme hierin, daß der Kronstädter Rathsherr Peter Lange mehre, auf eigne Erfahrung und Praxis gegründete lehrreiche Anweisungen über den Seidenbau in Siebenbürgen in einer Ausschußsitzung mittheilte.

Im Punkte der geselligen Unterhaltungen ging es zwar im Allgemeinen wie früher; es wurde gelesen, theilweise gesprochen, Billard und Kartentische sah man an den Abenden meistens besezt, auch die Vereinsbälle mit numerisch erhöhten Preisen wurden veranstaltet; doch fehlte dem Ganzen die frühere Frische und Heiterkeit; fast auf Allen Theilnehmern lastete der Druck der Zeit.

Ungeachtet dieser mißlichen Umstände endlich nahm dieser Verein zu jeder Zeit an allen allgemeinen Schritten zur Förderung des öffentlichen Wohles so vielen Antheil, als es nur immer seine beschränkten Kräfte gestatteten. Er entbehrte willig einen Theil seiner Gerächtschaften für die, während dem Dasein des Hauptquartiers einzurichtenden Kanzleien, betheilte sich an Nationalanlehen — abgesehen von dem patriotischen Wirken aller seiner einzelnen Mitglieder in dieser Sache, — und opferte mit Eifer für andere gemeinnüzige Unternehmungen z. B. er trug jährlich 10 fl. zum Ankauf der Stellenschaft zoologische Sammlung für den hiesigen Verein für Naturwissenschaften bei. Auch ist zu erwähnen, daß er nicht nur einen Beitrag zu den Kosten für das seinem ersten verdienstvollen Direktor und Kämpfer und Märtyrer für das Wohl dieser Stadt, Joseph Benigni von Mildenberg zu errichtende Denkmal geliefert, sondern daß selbst der Gedanke hiezu in ihm zuerst ausgesprochen worden, und das die Verwirklichung des Gedankens leitende Comité in ihm sich gebildet hat und fortwirkt.

Nach diesem kurzen geschichtlichen Umriß der bisherigen Wirksamkeit unsers Bürgervereins sollen noch jene seiner Mitglieder,

Digitized by Google

die für die Vereinszwecke dauernder thätig gewesen so wie eine summarische Zusammenstellung der Thätigkeits-Gesammtakte, endlich auch fremde Personen und Gesellschaften, die unser Vereinswesen gefördert, dankbar hier genannt werden.

Im ersten Zeitabschnitte steht oben an der unverdrossene, unermüdete erste Vereins-Direktor, k. k. Feldkriegssekretär Joseph Benigni von Mildenberg der durch 9 Jahre, das ist, vom Entstehen des Vereins bis zu seinem Märtyrer-Tode die Gesellschaft rühmlich geleitet hat und in den mehr als 87 während dieser Zeit gehaltenen Berathungsversammlungen sich nie vertreten ließ. Ehre und Dank seinem Andenken!

Seifensieder Daniel Czekelius, der erste Vereins-Vizedirektor, bekleidete dies Amt drittehalb Jahre und saß drei andere Jahre im Ausschuße;

Hutfabrikant und Communitäts-Orator Johann Georg Beyer war 5 Jahre Ausschußmitglied und 3 Jahre Vizedirektor;

Tuchmacher Johann Georg Hertel war 7 Jahre Ausschußmitglied und ein Jahr Vizedirektor;

Wundarzt Karl Finke war 4 Jahre Vereinskassier und 4 Jahre Ausschußmitglied;

Kaufmann Johann Thalmayer wirkte 2 Jahre als Ausschußmitglied;

Wundarzt Joseph Mangesius war durch 1 Jahr Kassier, durch 1 Jahr Ausschußmitglied;

Kaufmann Johann Primes durch 2 Jahre Kassiers-Ersatzmann und durch 3 Jahre Ausschußmitglied;

Stadtrathsherr Joseph Mathias wirkte durch 6 Jahre im Ausschuße;

Gymnasial-Rektor Friedrich Phleps ebenfalls durch 6 Jahre im Ausschuße;

Realschullehrer Joseph Seitz war 7 Jahre Ausschußmitglied;

Magistrats-Obernotär Wilhelm Conrad war dasselbe durch 2 Jahre;

Magistrats-Obernotär D. A. Zay dasselbe durch 3 Jahre.

Als manipulirende Vereinsbeamten der frühern Zeit erscheinen:

Kaufmann Generisch durch 3 Jahre als Kassiersersatzmann und Kassier;

Weißbäcker Schäffer durch 8 Jahre als Oekonomsstellvertreter und Oekonom;

Magistrats-Präsidialsekretär Friedrich Wolf durch 1 Jahr Sekretärsersatzmann und 4 Jahre Sekretär;

Comitial-Revisorats-Aktessist Johann Hintz durch 3 Jahre Sekretärsersatzmann.

Mehr oder weniger in beiden Zeitabschnitten wirksam erscheinen folgende Mitglieder:

Tuchmacher und Communitätsorator Trangott Binder wirkte verdienstvoll durch 4 Jahre im Ausschuße des frühern Zeitabschnittes, durch 3 Jahre als Vizedirektor in der Uebergangszeit und durch 6 Jahre die bis an seinen Tod als Vereinsdirektor in der neuesten Zeit;

Kaufmann und Communitäts-Vizeorator Friedrich Schneider wirkte verdienstlich im frühern Zeitabschnitt je durch ein Jahr als Oekonom und Kassier und durch 2 Jahre im Ausschuße, in der neuern Zeit durch 6 Jahre als Vizedirektor;

Seifensieder Peter Platz wirkte durch 16 Jahre d. i. die ganze Zeit des Vereinsbestandes hindurch als Ausschußmitglied;

Seifensieder Johann Georg Hertel eben so lange und in derselben Stellung;

Seifensieder Johann Platz förderte die Vereinszwecke durch 2 Jahre als Oekonom und durch 9 Jahre als Ausschußmitglied;

Buchdrucker und Buchhändler Samuel Filtsch durch 2 als Oekonom und durch 8 Jahre als Ausschußmitglied;

Webermeister Simon Schramm war durch 8 Jahre im Ausschuße;

Augenarzt Stephan Kast wirkte durch 3 Jahre als Kassiersersatzmann und 6 Jahre im Ausschuße;

Gymnasial-Direktor Joseph Schneider durch 8 Jahre als Ausschußmitglied;

Auch noch 2 andere würdige Männer erscheinen, obgleich vereinzelt, in beiden Zeitabschnitten im Ausschuße durch je 2 Jahre, Schulrath Johann Karl Schuller und Sparkassadirektor Friedrich Michael Herberth. (Schluß folgt.)

Eine Geschichte aus Frankreich.

Die Franzosen sind wahrlich nicht zu beneiden über ihre Zustände, und den ehrlichsten und bravsten Leuten kann es geschehen, daß sie in der Nacht verhaftet, eingesperrt und nach Algerien oder Lambessa transportirt werden. Vielen ist es bereits so ergangen und unter andern auch einem sehr beliebten Arzt in einer Provinzialstadt Frankreichs, dessen Verhaftung wir seiner Zeit gemeldet haben. Der Transportirte schreibt über sein Schicksal an eine hohe Dame in Paris aus Oran unter dem 7. April: „Madame, ich habe endlich die Erlaubniß erhalten, an Sie zu schreiben und über meine Erlebnisse zu Ihnen zu sprechen, Erlebnisse, die so unerwartet kamen, daß ich zu träumen glaube, wenn ich darüber nachdenke. In der Nacht zum 25. Februar um 3 Uhr Morgens hörte ich Schritte; im Glauben, daß es Kranke seien, eilte ich schnell herbei und wurde auf der Stelle verhaftet und in eine Postchaise gesetzt, ohne vorher mit irgend Jemandem sprechen zu können. Ich wurde darauf in das Gefängniß von S . . . gebracht und 28 Tage lang unter geheimen Verschluß gehalten. Zehn Tage später besuchte mich der Generalsekretär der Präfektur und sagte mir wörtlich Folgendes: „Wir wissen, daß Sie sehr bekannt, sehr geachtet und sehr einflußreich sind; Sie könnten in einem gewissen Falle gegen Ihren Willen zur Fahne werden, um welche sich das Volk schaaren würde. Wir wollen aber nicht, daß dem so sei. Deshalb sollen Sie verbannt werden. Wir wissen, daß bei Ihnen keine geheime Gesellschaft existirt und daß Sie niemals Mitglied einer solchen gewesen sind." — Ich antwortete: „Sie haben mich Armenarzt genannt und es ist nicht zu verwundern, daß ich als solcher populär geworden bin." — „Das ist wahr," erwiederte Jener, „es ist peinlich, aber Sie müssen fort." — Seit damals habe ich keinen Menschen gesehen, aber ich habe erfahren, daß, als nach meinem Verschwinden eine Bittschrift aufgesetzt worden war, man auf der Präfektur sagte, ich sei nicht verhaftet worden, eine solche Kundgebung könnte indeß eine Verhaftung zur Folge haben. „Ich erfuhr ferner, daß schon vor langer Zeit der Bürgermeister

von D. zu dem Bürgermeister von P. sagte, ich sei zu einflußreich, um nicht gefährlich zu sein. Jeder weiß, daß ich mich nicht einen Augenblick mit Politik beschäftigt habe, sondern ganz eingezogen lebte. Ich versichere Ihnen, Madame, daß alle Verbannte, welche in Marseille und anderswo gesehen, ehrenhafte, ruhige und friedliche Leute sind, meist Familienväter, die nur verjagt wurden, weil sie bekannt und geachtet waren. „Nach 28tägiger strenger Haft in S. mußte ich mit M. N. (den ein gleiches Schicksal getroffen hatte) in einen jener schrecklichen, für die Galeerensklaven bestimmten Zellenwagen steigen, in den gerade so viel Luft einströmte, um die Insassen vor dem Ersticken zu bewahren. Wir waren 12 in jedem Wagen. Nach einer gräßlichen Fahrt von drei Tagen und zwei Nächten kamen wir halbtodt in Marseille an. Man brachte uns in die Kasematten des Fort St. Nikolas, auf ein von Ungeziefer zerfressenes Lager. „Am Montag, den 1. April, wurden wir, 56 an der Zahl, nach Oran eingeschifft. Die Ueberfahrt war schlecht. Am Ostertage kasernirte man uns in Mer-Sel Kebir wie Soldaten ein; gestern endlich wurde uns der Ort unserer Bestimmung angekündigt und wir erhielten die Erlaubniß nach Oran zu gehen, um für Transportmittel zu sorgen. Freitag soll ich in meinen Verbannungsort gelangen. Was werde ich in dieser kleinen Stadt anfangen? Es leben dort bereits drei geächtete Aerzte. In unserer Schaar von 56 Männern befanden sich 3 Aerzte, 10 Advokaten, Kaufleute ꝛc. und nur 4 Arbeiter. Alle Altersstufen waren vertreten von 25 bis 70 Jahren. „Ich sage es Ihnen offen Madame! Hätte ich nicht hochbetagte Eltern, denen ich die Augen zuzudrücken hoffe, eine geliebte Familie und zahlreiche arme Patienten, denen Trost zu bringen ich für meine Pflicht halte, ich würde mich nicht allzu sehr darüber grämen, daß ich das Land verlassen muß, um in weiter Ferne zu leben und vielleicht auch zu sterben. Dieser Gedanke ist eine Folter, eine schreckliche Vermehrung der bereits erduldeten Leiden, und müßte mich von allen politischen Sünden freisprechen, wenn ich jemals mir solche habe zu Schulden kommen lassen." — — (Mrg. Post.)

Mannigfaltiges.

* Der Hr. Herzog von Brabant hat die Festung Posen und die Festung Königstein besucht, und von diesen Bauten spezielle Kenntniß genommen. Es heißt, die belgische Regierung habe die Absicht, die Stadt Antwerpen in einen großen und festen Waffenplatz umzuwandeln.

* (Erdbeerenkur.) An die Weintraubenkur reiht sich jetzt eine Erdbeerenkur, die im „Journal de Medicine et Chirurgie" als ein wundersames Heilmittel gegen verschiedene Krankheiten, besonders gegen die Gicht angerühmt wird. Dies erinnert an den großen Linee, dessen Biograf schreibt, daß derselbe gegen Ende Juni 1750 durch Genuß von Erdbeeren von der Gicht befreit wurde.

* Ueber die Liebe des Engländers zur Natur im Freien und in geschlossenen Räumen, und über die überraschende Fülle von Grün, die dem Besucher vom europäischen Continent so anheimelt, wenn er die Kreidefelsen Albions betritt, finden wir in einem Briefe aus London folgende interessante Reflexionen: Obgleich sich auf dem theuren Pflaster Londons mehr Menschen drängen, als ganze Königreiche Einwohner zählen, und die Häuser sich zu Tausenden von Straßen zusammenschieben und winden, hat man doch nicht die Natur daraus ganz verdrängen können. Zehn- bis fünfzigmal kleinere „große Städte" auf dem Kontinente können sich keiner solchen Berücksichtigung des Naturwüchsigen rühmen. Die Polizei und der Magistrat lassen dort sogar das bescheidene Gras, das sich in stillen Sack- und Nebengassen manchmal zwischen den Steinen hervordrängt, sorgfältig auspicken, damit kein Schein des Grünen und Natürlichen die polizeilich beaufsichtigte Civilisation und Städtischkeit störe. Durch London hindurch ziehen sich geräumige Parks und Hunderte von grünen kleinen Parks oder Squares. Außerdem hat jedes Haus in den äußeren Stadttheilen seinen Vor- und Hintergarten oder wenigstens letzteren. Das ganze Land außerhalb Londons verparkidasirt sich überall aus den Städten heraus in urbanisirtes, botanisirtes ländliches Leben. Villa's und und Cottages verzetteln und verkriechen sich überall auf Höhen und in Thälern des welligen Bodens hinter Epheumauern und Gärten, zwischen lebendigen Hecken und Gräben und Viehweideverschlägen und Parks, durch welches Gehege und Gewinde von so bekleideten Hügelwellen und Senkungen sich bald hier, bald da Eisenbahnzüge räthselhaft, bald auf Brücken, bald durch Tunnels, hindurchfinden. Diese Physiognomie der Boden-Oberfläche bleibt sich durch das ganze mittlere England ziemlich gleich und gibt ihm wenn man es erst kennt, den Charakter einer verworrenen Einförmigkeit, die sich nur nach dem Süden hin abebnet und nach Wales und dem Norden hin zu wirklichen Bergen und Thälern, Felsen und grünen Tiefen erkühnt und so diese Ueberfülle von Einförmigkeit mit scharfen Kanten und Konturen bricht. Dörfer und Städte verschwimmen und verschieben sich in einander. Man sieht nie recht, wo eine Ortschaft aufhört und die andere beginnt. Ueberall, selbst in den dichtesten Straßen, sucht die Natur noch sich geltend zu machen, und die Aristokratie und Gentry, der wohlhabende Mittel- und Kaufmannsstand wohnen überall, oft viele Meilen von ihren Geschäften, in und mitten in üppiger Natur, die selbst von den feinsten Ziergärten nicht gestört werden darf. Wald und Wiese, Parke und riesige Bäume, kleine murmelnde Gräben und lebendige Hecken, mit weidenden Kühen und Pferden dazwischen, erhalten überall das Gepräge natürlichen Waltens der Natur aufrecht. Man treibt zum Theil sehr kostspielige Kunst, um das eigentliche Naturgepräge in den künstlerischen Anlagen zu erhalten oder sich bilden zu lassen. Damit ist man aber selten zufrieden. Die Natur muß sich üppig in Epheu und allerhand Schlinggewächsen zu den Fenstern hinein- und bis zu Schornsteinen und Thurmspitzen hinaufranken. Damit noch nicht zufrieden, zaubert man auch Pflanzenbilder der entferntesten Zonen in die Parks und Gärten, in Grün- oder Treibhäuser, in Staatszimmer und Blumenfenster.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 65. Mittwoch, den 2. Juni. 1858.

Oberst Felix.

Nach dem Französischen des Alphonse Aimée.

(Fortsetzung.)

Don Perez errieth ohne Zweifel die Absicht des Obersten, denn er machte einige Schritte nach der entgegengesetzten Thür zu, allein die Kräfte fehlten ihm, und er sank erschöpft in einen Sessel. Ich eilte zu ihm. In diesem Augenblicke erschien die Senora auf der Schwelle.

Sie stutzte, und warf einen flüchtigen Blick in den weiten Saal, wo die Dunkelheit sie verhinderte, Perez zu unterscheiden.

— „Kommen Sie," schrie der Oberst, indem er sie bei der Hand ergriff, und sie einzutreten zwang.

— „Was gibt es?" — fragte sie mit scharfer Stimme — „warum hat man mich geweckt, warum mich gerufen? was will man von mir?"

Der Baron führte sie zu dem Gesimse.

— „Kennen Sie diese Briefe, Madame?" fragte er.

Die Senora zitterte, eine flüchtige Röthe überflog ihre Züge, dann wurde sie blaß; aber ihr Haupt blieb erhoben, ihr fester Blick auf den Obersten gehestet.

— „Ich kenne sie," antwortete sie kurz.

— „Und Sie wagen es noch, sie anzusehen?"

— „Warum sollte ich das nicht?"

— „Warum?" — wiederholte der Baron, vor Wuth bebend — „weil es die Briefe einer Ehrlosen sind, Senora Beata, und diese Ehrlose sind — Sie!" —

— „Der einzige Ehrlose" — erwiderte sie kalt — „ist der, welcher ein junges, schwaches Mädchen zwang, ihm gegen ihren Willen ihre Hand zu geben."

— „So gestehen Sie Alles ein," — fuhr der Oberst Felix fort, indem er mit den Zähnen knirschte — „und vertheidigen sich nicht einmal? so sind Sie aller Ehre und Rücksicht baar und rühmen sich noch Ihres Verraths? — Und fürchten nicht, Madame, daß ich Sie unter meinen Füßen zermalme? — Aber Sie wissen nicht, daß ich sie alle gelesen habe, diese Briefe, angefüllt mit Verachtung gegen den alten einäugigen Gatten, und voll von Liebe für den schönen und jungen Liebhaber? Sie glauben nicht, daß meine Rache Sie und ihn treffen wird!"

— „Wen, Don Perez?" wiederholte die Spanierin, die von diesem Gedanken aufgeregt zu sein schien.

— „Ich hatte das Recht, ihn zu tödten," — erwiderte der Oberst — „und ein Spanier würde es gethan haben, aber wir Ausländer sind anders, wir kennen den Meuchelmord nicht. Ich habe eine andere Rache genommen, die ewig dauern wird. Ich ließ ihn kommen, ich mischte diese Karten und er mußte mit mir spielen."

— „Um sein Leben?" unterbrach ihn die bebende Beata.

— „Nein, um sein Auge, und ich habe es gewonnen. Schauen Sie her, Madame."

Er ergriff die Lampe und näherte sich rasch Don Perez, den ich zu beleben suchte. Beata, welche bis jetzt ihren Geliebten noch nicht gesehen hatte, stieß einen Schrei der Ueberraschung und einen zweiten des Schreckens aus.

— „Ah! das haben Sie nicht erwartet," — sagte der Oberst mit dämonischem Lächeln — „Sie sehen, ich habe Don Perez als Freund behandelt, ich habe mein zweites Ich aus ihm gemacht; jetzt sind wenigstens die Chancen zwischen dem einäugigen Franzosen und dem einäugigen Spanier gleich."

Beata antwortete nichts, sondern stürzte auf Don Perez, der sie in seine Arme schloß und mit Küssen bedeckte.

Bei diesem Anblicke veränderten sich die Züge des Barons; seine triumphirende Freude schwand vor dieser kühnen Liebe, die selbst seiner Gegenwart spottete. Fast wahnsinnig, stieß er das Gebrüll eines Tigers aus, stürzte auf einen Tisch los, und ergriff ein Paar geladene Pistolen. Mit ausgebreiteten Armen warf ich mich vor ihn.

— „Weg, Doktor!" schrie er, toll vor Wuth.

— „Sie sollen keinen Meuchelmord begehen, Herr Oberst," erwiderte ich.

— „Ich will diesen Erbärmlichen tödten!"

— „Bedenken Sie," — rief ich — „daß er Ihnen die geforderte Genugthuung gegeben hat, und daß er jetzt unter dem Schutze Ihrer Ehre steht."

Der Baron zögerte, dann senkte er die Pistolen.

— „Er mag sofort abreisen," — murmelte er gebrochen —

„und ſich mit ſeinen alten Kameraden, den Banditen, wieder vereinigen.“

— „Ich gehe,“ ächzte Perez, dem Beata eine Thür geöffnet hatte.

Und er verſchwand.

Der Oberſt warf die Waffen wieder auf den Tiſch, aber da ihm die eine Urſache ſeines Zornes entſchlüpft war, ſo warf er jetzt ſeine ganze Wuth auf die Senora.

— „Jetzt zu Ihnen!“ — ſagte er mit bebenden Lippen — „treten Sie näher, Madame, und antworten Sie!“

Ich ſuchte in dieſem Augenblicke eine Erklärung zu verhindern, allein er unterbrach mich ſchon beim erſten Worte.

— Sie ſoll reden!“ — rief er mit Wuth — „ich will Alles wiſſen, Alles hören. Treten Sie näher, Senora, und nehmen Sie Ihren Muth zuſammen, denn meine Geduld iſt bald zu Ende. Dieſe Briefe hier ſind alle an Don Perez gerichtet; wo haben Sie die Antworten? wo ſind ſie?“

— „Verbrannt,“ antwortete Beata lakoniſch.

— „Lügen!“ ſchrie der Oberſt.

Sie betrachtete ihn mit verachtungsvoller Miene und ſchwieg.

— „Lügen!“ — wiederholte er — „ich will ſie ſehen! ich will meine ganze Schande wiſſen; Sie ſollen mir ſagen, wann dieſe Liebſchaft angefangen, und wie lange ſie gedauert hat. Antworten Sie; ſo antworten Sie doch, Madame! Zeigen Sie, daß Sie mich hören, daß Sie noch empfinden können. Aber Dein Herz iſt von Erz; Du kannſt weder erröthen, noch weinen; auf Deine Knie, Unglückliche, auf Deine Knie!“ (Schluß folgt.)

Entſtehung und bisherige Wirkſamkeit des Hermannſtädter Bürgervereins.

(Schluß.)

Dem neuen Zeitabſchnitte gehören an:

Doktor der Medizin Joſeph Wächter mit 7 Jahren im Ausſchuſſe;

Kupferſchmied Michael Fabritius mit 5 Jahren;

Stadthopner Johann Georg Klein, Webermeiſter und geweſener Theilamtsbeiſitzer Heinrich Stähler, Sächſ. Univerſitäts-Protokolliſt Stephan Adolph Bergleiter, k. k. Profeſſor der hieſigen Rechtsakademie Heinrich Schmidt und Wollenweber Samuel Fritſch und Oekonom Friedrich Bachner wirkten durch je 3 Jahre im Ausſchuße.

In den manipulirenden Aemtern haben ſich im neuern Zeitabſchnitte ausgezeichnet:

Karl Schobesberger durch 5 Jahre als Oekonomserſatzmann, Kaſſiersersatzmann und Kaſſier und durch 2 Jahre als Ausſchußmitglied;

Thierarzt Johann Göbbel durch 6 Jahre als Oekonom;

Realſchullehrer Leopold Hüttenmayer durch 5 Jahre als Sekretär;

Realſchullehrer Friedrich Schuſter durch 3 Jahre als Kaſſier;

Rothgerber Friedrich Wolf der Jüngere durch 3 Jahre als Kaſſiersersatzmann;

Kreisamts-Aktuar Traugott Binder durch drei Jahre als Sekretärsersatzmann.

Die Vereinsthätigkeit aller dieſer Perſonen zeigte ſich, außer dem vereinzelten Wirken, während den 9 Jahren des erſten Zeitabſchnitts in wenigſtens 87 berathenden Verſammlungen, nämlich 14 General- 72 Ausſchuß-Verſammlungen und einer außerordentlichen gemiſchten Verſammlung; während den 7 Jahren des zweiten Abſchnittes in 71 berathenden Verſammlungen, d. i. in 8 General-, 59 Ausſchuß- und 4 außerordentlichen gemiſchten Verſammlungen.

Ferner haben für die Zwecke des Vereins verdienſtlich mitgewirkt:

Joſeph Seitz durch, in der erſten Zeit gehaltene abendliche Vorleſungen; eine ungenannte Geſellſchaft und Hofagent Franz Konrad durch Spende je eines gedruckten Werkes; die Kronſtädter Handels- und Gewerbekammer, die Wiener Handelskammer, der niederöſterreichiſche Gewerbeverein durch Mittheilung ihrer Verhandlungen; das k. k. Miniſterium für Handel und Gewerbe durch Mittheilungen aus dem Gebiete der Statiſtik und anderer wichtigen Schriften; verſchiedene Gewerbsfreunde durch Mittheilung kleinerer Druckſchriften, und ganz beſonders in der jüngſten Zeit der Hermannſtädter Sparkaſſa-Verein durch Widmung zweier Kapitale zuſammen von 2800 fl. C. M. für den Bau eines neuen Gewerbe-Vereinshauſes.

Zunächſt für die Zwecke der Sonntagsſchule des Vereins wirkten:

Gymnaſiallehrer Michaelis durch freiwillige Lehraushülfe in der erſten Zeit; Lithograph Bielz durch Anerbieten zu unentgeltlichen Sonntagsunterricht im Zeichnen und Karl Badewitz zu ſolchem Unterricht im Turnen; Brukatſch, Hüttenmeyer, Schwarz und Reiſſenberger als ordentliche Lehrer in den Begriffs-Elementargegenſtänden; Glatz und Trenk als Lehrer im Zeichnen. Endlich haben dieſe Schule gefördert: Oekonom Thür durch Geldſpenden für Bücher- und Zeichnen-Prämie; Schneider durch einen Beitrag von 2 fl., Späth durch einen ſolchen von 10 fl., ein ungenannter Freund der Volksbildung durch 20 fl, die ehrſame Weberzunft durch 23 fl. W. W., der Sparkaſſaverein durch Beitrag eines Reſtes von 73 fl. 20 kr. C. M., welchen ein wohlwollendes Vereinsmitglied zu 100 fl. C. M. ergänzte; und wieder der wohlthätige Sparkaſſa-Verein durch einen Geldbeitrag von 257 fl. 15 kr. C. M.

So viel über die Vergangenheit unſers Gewerbe-Vereins. Ehe wir uns der mehr entſprechenden Gegenwart und Zukunft deſſelben zuwenden, wollen Sie mir erlauben noch den letzten Geſammtüberblick auf das immer mehr der verdüſternden Ferne zueilende Feld zu werfen.

Wenn wir alle Verhältniſſe und Umſtände in den vom Verein bereits zurückgelegten Jahren, die vielfältigen Beſtrebungen und Gegenbeſtrebungen, die politiſchen und nationalen Kämpfe unter den Elementen dieſes Landes, unter denen der Verein entſtand und ſich entwickelte, die Stürme, in denen er um ſeine bloße Erhaltung zu ringen hatte und beſonders die geographiſche und ſoziale Fernſtellung des Landes vom Weltverkehre und von alledem, was innerhalb dieſem von Volk zu Volk, wie von ſelbſt angeregt, dargeboten und empfangen wird, nicht außer Berechnung laſſen, ſo dürfen wir wohl das Dafürhalten ausſprechen: daß Beſtrebung und Haltung dieſes Vereins in Beziehung auf das vorgeſteckte Ziel

wenn auch nicht glänzend, so doch ernst und würdig gewesen und daß, wenn er die Richtung auf der Letztern nicht immer im Auge gehalten, dies durch den Kampf seiner Mitglieder mit widerstrebenden übermächtigen Gewalten billigerweise zu entschuldigen sei.

Viele der Wackern, die diesen Kampf mannhaft mitgekämpft, sind seither zu Grabe getragen worden, ohne die großen Veränderungen unserer Tage gesehen, ja ohne sie auch nur geahnet zu haben: Viele dagegen stehen noch in frischer Mannskraft da. Die Erstern tragen wir mit verdienter, gerechter Dankbarkeit in ehrendem Andenken: den Andern rufen wir zu: Vereinigung dieser noch frischen Kräfte mit Vertrauen, Liebe und Muth, damit der Stamm die Krone und alle Zweige dieses Vereinsbaumes fortwachsen, fortgrünen und blühen und schönere Früchte tragen möge, als es bisher geschehen ist und geschehen konnte.

Hermannstadt, am 31. März 1856.

Protokoll

über die Sitzung der Oberverwaltung des siebenb.-sächs. Landwirthschafts-Vereines vom 4. Mai 1858.

Vorsitzer: Obervorsteher B. Conradsheim.
Schriftführer: Vereinssekretair B. Bedeus.

1. Herr Dr. Eugen v. Trauschenfels erklärt sich zur Führung der Agenturgeschäfte bereit.

Herr Ferd. Roth in Schäßburg lehnt jedoch dies Geschäft mit Rücksicht auf seine dermaligen Verhältnisse ab und es wird sonach der Oekonom und gewesene Steuereinnehmer Herr Wilhelm Aleſius zur Uebernahme der Agentur in Schäßburg aufgefordert.

Herr Franz Obert berichtet, daß sich in Mediasch eine so erfreuliche Theilnahme an den Interessen des Vereines kundgegeben habe, daß er einen Aufruf zur Abhaltung einer Versammlung auf alle innliegenden Ortschaften geschickt und daß am 15. April diese Versammlung wirklich stattgefunden habe. Es traten bei dieser Gelegenheit 27 neue Mitglieder dem Vereine bei und den Vereinsstatuten gemäß wurde die Wahl einer Bezirksverwaltung vorgenommen. Hiebei wurden gewählt:

zum Vorsteher: Hr. Karl v. Heidendorf.
„ Kassier: „ Joseph Folberth.
„ Sekretär: „ Franz Obert.
zu Beisitzern: „ Joseph Hammer, em. Senator.
„ „ „ Karl Auner, Magistratsrath.
„ „ „ Franz Ziegler, k. k. Hauptmann.
„ „ „ Friedr. Haner, em. Senator.
„ „ „ A. Gräser, ev. Pfarrer.
„ „ „ Joh. Jekeli, ev. Pfarrer in Elbesdorf.

Ueber diesen Bericht wird Hr. Obert der Agentur enthoben, und ihm der gebührende Dank für seine erfolgreiche Thätigkeit ausgesprochen, die Durchführung der in letzter Zeit an ihn erlassenen Aufträge aber der Bezirksverwaltung übertragen.

Herr Lani, Agent in Bistritz übersendet die eingehobenen Aktienbeträge der im v. J. neu beigetretenen vier Mitglieder.

2. Eingelangte Druckschriften:

a. Probeblatt der Zeitschrift: Die Homöopathie, Volksblätter für homöopathisches Heilverfahren, erscheint monatlich zweimal zu Sondershausen, Preis eines Jahrg. 1 Thlr. 10 Sgr.

b. Preiscourant der Dach-Papp-Fabricken von Stelling u. Ziem in Berlin, Breslau, Görlitz und Barge bei Sagan in Schlesien mit der Beschreibung über die Verwendung der Steindach-Pappen zum Eindecken der Dächer und ihre Vortheile.

3. Die Berichte über das Ernteergebniß des v. J. welche eingelangt sind, werden der h. Statthalterei zum weiteren Gebrauche vorgelegt.

4. Schriftführer macht darauf aufmerksam, wie wichtig die Verbesserung des unter der Landbevölkerung gewöhnlichen Hanf und Flachsrösteverfahrens und wie nachtheilig das Einlegen des Hanfes und Flachses, namentlich auch für die Gesundheit der Landleute ist. In gleichem Sinne spricht sich Beisitzer Häner aus und erklärt, daß eine angemessene Belehrung nebst Vorweisung geeigneter Geräthschaften guten Erfolg haben würde. Es wird sonach beschlossen von auswärtigen Sachverständigen die nöthigen Auskünfte über das unsern Verhältnissen entsprechendste verbesserte Rösteverfahren einzuholen und das Modell einer Vorrichtung zum Rösten des Flachses nach belgischer Art nebst Röstekasten aus Hohenheim zu beziehen.

5. Der mit Benützung der vorliegenden Statuten ähnlicher in- und ausländischer Vereine ausgearbeitete Entwurf neuer Vereinsstatuten wird der hiezu bestimmten Commission zur Berathung vorgelegt. Da wesentliche Aenderungen der bestehenden Vereinssatzungen nicht beantragt wurden und die Organisation der Gesellschaft im Allgemeinen nicht berührt werden soll, wurde der Entwurf im Ganzen angenommen und nur dessen einzelne Bestimmungen eingehend besprochen. Namentlich die Begrenzung der Aufgaben der Bezirksvereine, welchen ein Feld selbstthätiger Wirksamkeit eröffnet werden muß, und die Feststellung der Jahresbeiträge, von welchen ein Theil den Bezirksvereinen zur freien Verwendung zugewiesen werden soll, war Gegenstand dieser Berathung. Der revidirte Entwurf ist der Generalversammlung in Agnetheln zur Schlußfassung vorzulegen.

Mannigfaltiges.

* Der preußische Hauptmann Baron v. Ende hat am 25. Mai eine Gewehr-Prüfungs-Kommission und ein Scheibenschießen abgehalten. Jeder Mann erhielt 5 Patronen. Ein Mann hatte seine 5 Patronen insgesammt verschossen, jedoch hatte dem Hauptmann das Zielen des Mannes nicht gefallen und er befahl ihm, sein bereits weggestelltes Gewehr zur Hand zu nehmen, versuchsweise ihm gerade auf's Auge zu zielen und loszudrücken. Der Soldat that nach Befehl. Unglücklicherweise aber ergriff er ein falsches noch geladenes Gewehr, zielt und drückte los. Der Schuß ging dem Hauptmann v. Ende gerade durch den Kopf; er war augenblicklich eine Leiche. Der willenlose Thäter kam in einen Zustand der Verzweiflung.

* Das Haus, in welchem Dr. Martin Luther kopulirt wurde, soll von dem Pfarrer Thyssen aus Köln angekauft worden sein, und auf dieser Stätte eine katholische Kirche und ein katholisches Pfarrhaus erbaut werden.

* Ueber das von uns gemeldete Unglück auf der egyptischen Eisenbahn bei dem Nilübergang sind nähere Mittheilungen eingegangen. Da bis jetzt noch keine Brücke über den Nil führt, werden die Waggons mittelst einer Vorrichtung durch ein von Dampfkraft bewegtes Floß von dem einen Ende der Bahn zu dem andern befördert. Die Schienen dieses großen Floßes laufen parallel mit denen der Bahn, so daß die Waggons zu vier, in zwei Reihen neben einander, ohne große Mühe hinaufgeschoben und wenn sie am andern Ufer angelangt sind, wieder abgerollt werden können. Bei dieser Manipulation sind jedoch meistens Araber verwendet, deren gleichgiltiges langsames Wesen bekannt ist; auch werden mehrentheils blos Güterwaggons übergesetzt, während die Passagiere auf einem bereit stehenden Dampfboot befördert werden. Die Herren Pascha's und ihre Diener, welche verunglückten waren zu bequem auszusteigen, und es wurde befohlen sie in den Waggons überzusetzen, und sie wurden zuerst auf das harrende Dampffloß geschafft. Sei es aus grenzenloser Nachlässigkeit der dienstthuenden Araber und ihrer Vorgesetzten oder in Folge anderer Zufälle, kurz man hatte vergessen den hölzernen Balken, der das Abrollen der Waggons verhindern sollte, vorzuschieben, und so stürzten die drei ersten Waggons mit ihrem ganzen Inhalte, welche aneinander gekettet auf das Floß gebracht wurden, auf der andern Seite mit fürchterlichem Krachen rettungslos in den etwa 40 Fuß tiefen Abgrund. Der nächste Erbe des egyptischen Thrones Achmed Pascha, der Polizeiminister, mehrere Standespersonen und eine Anzahl Diener verloren bei dem fürchterlichem Sturze das Leben. Halim Pascha rettete durch einen kühnen Sprung in den Nil sein Leben; er ist ein guter Schwimmer und rettete auch einen Mameluken, den er in der Bestürzung für den Thronfolger gehalten hatte. Ali Bey sprang ebenfalls aus dem Waggon und rettete eine Französin. Etim Pascha kam mit dem Verlust einer Zehe davon. Als die Waggons stürzten ergriffen die arabischen Arbeiter die Flucht; europäische Maschienenarbeiter dagegen eilten hinzu. Ihnen gelang es auch Halin Pascha zu retten. Ein deutscher Kondukteur, Wild, rettete durch rasches Oeffnen einiger Waggonsthüren ein Anzahl Menschen. Er beklagte sich wiederholt wegen dem Fehlen der Aufhaltskette, die gestohlen worden war, aber die nachlässige egyptische Administration nahm keine Notiz davon. — Als Said Pascha von dem Unglück Nachricht erhalten hatte, bestieg er sogleich einen Wagen und jagte im Karriere nach dem Bahnhof. Eine Eskadron Kavallerie folgte ihm mit solcher Geschwindigkeit, daß eine Anzahl Reiter stürzten und mehrere todt auf dem Platze blieben. Die Indignation über die schmähliche Verwaltung der egyptischen Eisenbahn ist allgemein. Die Administration ist faul und nachlässig. Der zu Grunde gegangene Thronfolger war ein energischer Mann von 34 Jahren, welcher die Agrikultur in Egypten sehr gehoben hat. Er besaß ein Vermögen von 40 Millionen Thaler und hatte 4000 Diener. Der nunmehrige Thronfolger wäre Ismael Pascha, ein Mann von dessen Charakter wenig Gutes zu erwarten sein soll. Nubar Bey, soll zur Rechenschaft gezogen werden. Er trägt die Schuld des Unglücks, aber ein paar arme Teufel werden die Zeche zahlen müssen. Nubar Bey hat durch seine Intriguen alle tüchtigen europäischen Administrationsbeamten fortgebracht, um seine genialen Landsleute und faulen Araber zu plaziren.

* Die junge Königin von Portugal ist am 5. Mai Abends im Hafen von Lissabon angekommen. Der König, umgeben von seinem Hof- und Generalstab und allen Großen des Landes, hat seiner Gemahlin einen Besuch abgestattet. Alle Glocken wurden geläutet und die Batterien donnerten. Am 6. stieg die Königin an das Land und begab sich in Begleitung des Königs in die Kirche St. Domingo, wo die Ehe ratifizirt wurde. Die junge Königin in holder Anmuth strahlend, hat auf die ungeheuere Volksmenge den günstigsten Eindruck gemacht. Fünf Festtage werden stattfinden, worauf der König und die Königin sich nach dem schattigen Cintra begeben werden. Die Königin hatte eine stürmische Ueberfahrt und das Schiff war gezwungen, in den Hafen von Corruna einzulaufen.

* Bei den Indianern Nordamerika's wendet man, um Krankheiten zu beschwören oder zu mildern, um die mit dem Tode Ringenden noch dem Grabe zu entreißen, oft die Trommel an. Wenn alle Mittel des Arztes erschöpft sind und der Kranke den letzten Augenblicken nahe ist, nimmt man noch seine Zuflucht zu dem magischen Einfluß der Trommel und des Tanzes. Die Familie versammelt sich um den Sterbenden, die ihm am nächsten stehende Person, der Vater, die Mutter, der Gatte, die Frau oder das älteste der Kinder beginnt zu jammern und zu schluchzen, indem die Stimme immer mehr erhoben wird, bis man in ein wahrhaftes Verzweiflungsgeheul ausbricht. Da wechselt plötzlich der Tambour seinen ernsten, langsamen Takt, in einen lustigen Tanz-Rhythmus übergehend; es bildet sich ein Kreis; die Person, welche die Trauer leitet, heult und schluchzt und die Uebrigen in der Runde murmeln Gebete. Bei solch einem äußersten Falle werden dann alle andern Heilmittel beiseite gelassen und der Kranke vollständig sich selbst und der wunderbaren Macht der Trommel und des Tanzes überlassen. Die Verwandten müssen den Glauben daran besitzen, der Kranke ebenfalls, kurz Alles hängt vom festen Glauben ab. Wenn der Patient ein Kind ist, nimmt es die Mutter von Zeit zu Zeit auf den Arm und tanzt mit ihm weinend und klagend im Kreise herum. Ist er ein Erwachsener, Mann oder Frau, den man heilen will, so wird es als ein Hauptpunkt betrachtet, ihn aufrecht zu halten und so weit als möglich am Tanze theilnehmen zu lassen, wobei es natürlich zumeist geschieht, daß er mehr geschleppt wird als selbst tanzt. In dem Maße, als der Kranke schwächer und schlechter wird, steigt der Enthusiasmus und die Lebhaftigkeit, und die Trommel wird mit aller Kraft gerührt; das Schluchzen und Klagen theilt sich ansteckend der ganzen Versammlung mit und nimmt endlich einen solchen entsetzlichen Maßstab an, daß es dem Brausen eines Sturmes nicht unähnlich. Und dies nennt man medizinischen Tanz.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit, erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 66. Freitag, den 4. Juni. 1858.

Oberst Felix.

Nach dem Französischen des Alphonse Aimée.

(Schluß.)

Er ergriff sie gewaltig bei der Hand und warf sie zu seinem Füßen.

— „Sprich jetzt!“ — schrie er außer sich — „was hast Du mir zu sagen?“

— „Nur das Eine,“ — erwiderte sie — „daß Sie sich an Don Perez wie ein Henker gerächt haben und mich wie ein Niederträchtiger behandeln.“

Der Oberst stieß ein Wuthgeschrei aus und ballte gegen die Spanierin beide Fäuste, aber er zog sie sofort wieder zurück.

— „Führen Sie mich fort, Doktor,“ — stammelte er, wie von seinem Zorn überwältigt.

Ich ergriff ihn bei der Hand und führte ihn aus dem Schlosse; auf dem Hofe fand der alte Soldat seine Sprache wieder.

— „Ein Henker, ein Niederträchtiger!“ — wiederholte er — „das sind zwei Worte, die nur durch Blut ausgelöscht werden können.“

— „Wenn sie ein Mann gesagt hätte;“ — antwortete ich — „aber wer wollte darauf achten, wenn sie aus dem Munde eines schwachen, gereizten Weibes kommen!“

— „Aber sahen Sie nicht den Blick, mit welchem sie diese Worte aussprach?“ — erwiderte er — „sie, die Schuldige, wagt noch zu drohen. Sie verachtet mich, sie haßt mich, sie wünscht meinen Tod, ja sie arbeitet vielleicht schon an ihm!“

— „Was sprechen Sie, Herr Oberst!“

— „O, Sie kennen sie nicht so, wie ich! Die Seele dieses Weibes ist eine Hölle! Sie wissen nicht Alles, was vorgegangen ist; Sie glauben vielleicht, ich habe den Verrath durch meine eigne Härte herbeigezogen. Nein, Herr Doktor; ich war ihr mehr als Vater, als Freund, als Liebhaber; ich habe mich ihr gefügt, wie ein Hund den Launen seines Herrn, froh wenn ich sie nur lächeln sah! Ich habe alle ihre Wünsche erfüllt, ihre Vorurtheile geachtet, ihre Eigenheiten vergöttert; und während sie mich zu ihrem Sklaven macht, opfert sie mich einem Elenden; sie lacht meiner Schwäche und macht jedes meiner Gebrechen zu einem Triumph, zu einem Hohn ihres Buhlen.“

Bei diesen Worten hielt er ein und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen — er weinte.

Dieser Schmerz ergriff mich. Diese Liebe, die den früheren Mönch bewältigt hatte, der aus der Strenge eines düsteren Klosters in die eines wilden Kriegers getreten war, zeigte die Gewalt, wenn auch nicht die Zartheit einer ersten Jugendliebe. Es war dieses eine jener späten Verbindungen, worüber man so oft lacht, und die dennoch oft die ganze Summe der Gefühle eines Greises in Anspruch nehmen. Der Baron, dem die Verzweiflung das Herz geöffnet hatte, vertraute mir jetzt Alles an; er sprach mit mir von seiner Heirath, von seinen vergeblichen Versuchen, die Liebe Beatens zu erwerben, von seinem Verdachte und von seiner Entdeckung.

Ich verschwendete meine ganze Beredsamkeit, um ihn etwas zu beruhigen und zu trösten.

— „Was ist nun zu machen?“ — rief er, nachdem er meine Gründe angehört hatte — „was soll ich mit dieser Frau anfangen?“

— „Diese Frage ist allerdings schmerzhaft und nicht leicht zu beantworten!“ — erwiderte ich — „aber wenn Sie, Herr Oberst, meinen Rath wünschen —“

— „Ah! reden Sie, Doktor.“

— „So glaube ich, bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als eine Scheidung.“

Der Baron wechselte seine Züge.

— „Beata verlassen!“ — schrie er — „das ist unmöglich, mein Herr. — Nein, ich werde meine Schande nicht veröffentlichen. Das würde der Senora einen Dienst erzeigen heißen und ihren Verrath belohnen; meine Abwesenheit würde ihr freies Spiel mit ihrem Buhlen geben, während meine Gegenwart doch stets ein Hinderniß sein wird.“

— „Aber wird die Senora vergessen können?“

— „Wie?“

— „Der Herr Oberst sprachen noch vor wenig Augenblicken Ihre Besorgnisse darüber aus.“

— „Vor wenig Augenblicken“ — sagte er verwirrt — „war ich noch außer mir — ich werde mich besser beherrschen, und wer weiß, nun Perez fort ist, kann sich Alles ändern. — Ich werde

Beata beruhigen. Ohne Zweifel liegt auch einige Schuld auf meiner Seite, ich werde mich künftig mäßigen und Alles wird gut gehen."

Ich betrachtete den Baron mit einer Miſchung von Erſtaunen und Mitleid. Der einzige Gedanke, Beata zu verlaſſen, ließ ihn Alles vergeſſen, er fürchtete nichts mehr, er wünſchte nicht mehr; er klagte ſich ſelbſt an, um ſie zu rechtfertigen. Die Liebe des Greiſes war ſtärker, als die Vernunft des Menſchen und die Entrüſtung des Gatten.

Er mochte meine Gedanken errathen, denn er erröthete und ſagte rauh:

„Das ſind Sachen, die zwiſchen mir und der Senora geordnet werden; es liegt mir nur noch ob, Sie, Herr Doktor, wegen der Unbequemlichkeiten, die ich Ihnen verurſacht habe, um Verzeihung zu bitten, und dafür zu ſorgen, daß Sie nach Ihrem Gaſthofe zurückkehren können. Doch halt, dort kommen ſchon die Pferde!"

Der Wachtmeiſter führte in der That die Pferde herbei und ich wollte mich von dem Oberſten verabſchieden, als er mich einen Augenblick zur Seite zog:

„Ich halte es für unnütz, Doktor Lallemant, Ihnen die ſtrengſte Geheimhaltung der Vorfälle dieſer Nacht anzuempfehlen; die geringſte Indiscretion wäre Verrath und Beleidigung."

— „Ich werde ſchweigen, Herr Oberſt."

Er dankte mir durch eine Verbeugung ſeines Hauptes, und drückte mir die Hand. Ich ritt nach Calaspara, von wo ich nach Jaen zurückkehrte.

Einige Tage nach meiner Rückkehr erfuhr ich, daß das Schloß Lokar Nachts durch Verrätherei von einer Bande Guerillas überfallen, der Oberſt Felix und ſeine Huſaren ermordet, und die Senora hinweg geführt ſei.

Die Depeſche, welche dieſe Nachricht beſtätigte, fügte hinzu, daß die Bande von einem unbekannten, jungen, ſchlanken Manne angeführt wurde, deſſen linkes Auge mit einer ſchwarzen Binde bedeckt war. —

Aphorismen von Eduard Schiefer.

Die Wirklichkeit mit ihren Irrthümern und Vorurtheilen gleicht dem Witze gegenüber jenen Rohrbüſchen in den Niederungen des Miſſiſſipi, deren Verbrennen mit einem Geräuſch verbunden iſt, das dem Getümmel einer Schlacht gleicht, in der unaufhörlich tauſende von Gewehren abgefeuert werden. So wie hier die Indianer den Rohrbuſch anzünden, um ſich daran zu beluſtigen, ſo iſt es dort der Witz, der den zündenden Funken hineinwirft und dadurch die Zerſetzung und das damit verbundene Geräuſch hervorbringt, nur mit dem Unterſchied, daß das Geräuſch weniger von den zerſetzten Irrthümern als von jenen ausgeht, die der Zerſetzung mit den Augen des Geiſtes zuſehen. — Der Witz iſt der kämpfende Zeus, der die Titanen, die verworrenen Geſtalten des Vorurtheils und ſtarr gewordener Geiſtesſchwäche mit ſeinen Blitzen vernichtet. Unerbittlich und rückſichtslos iſt ſein Zorn. Wo immer ihm der Widerſpruch entgegentritt, da ſchleudert er die leuchtende Fackel hin, und beleuchtet den wunden Fleck. Nichts iſt ihm zu hoch und zu erhaben als das Erhabene ſelbſt und deſſen ewige Eigenſchaften: Wahrheit und Schönheit. Dieſen gegenüber erheitert ſich das zürnende Antlitz des Blitzeſchleuderers; er wird zum Kind und fühlt weich und zart wie dieſes. Siehe Börne und Jean Paul. —

In den Gebilden einer großen Phantaſie liegt eine unendliche Sehnſucht nach Befriedigung, nach Objektivirung. Pygmalion entbrennt in Liebe für das von ſeiner Hand geformte Bild. Raphael kann nicht ſchlafen, das Bild ſeiner Madonna läßt ihm keine Ruhe. Hölderlin und Lenau finden kein Objekt für die Gebilde ihrer Phantaſie und gehen daran zu Grunde. Grabbe verzehrt ſich an der Unfähigkeit, den Geſtalten ſeiner Phantaſie Leben und Form zu geben, er konnte, wie Hebbel ſagt, nicht gebären. J. Franklin läuft ſchon als Schulknabe bis an die drei Meilen entfernte Seeküſte, blickt in den endloſen Ocean und wirft ſich in die tobenden Wogen, um, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, „ſeine Seele von der Sklaverei des bloßen Phantaſiebildes frei zu machen."

Die Griechen machten ihre Helden zum Gegenſtand des Epos, die Engländer behandeln ihre Geſchichte dramatiſch. Bei den Griechen lehnte ſich das nationale Bewußtſein an mehr oder weniger mythiſche Charaktere, und es konnte die Phantaſie Geſtalten aus ihnen bilden, die dem Ideale entſprechen, das dem griechiſchen Geiſt in unvergleichlicher Schönheit von jeher innewohnte und jede ſeiner Thaten mit dem Hauche des Ewigen beſeelte. Ganz anders bei den Engländern. In ihrem, namentlich in den Shakespear'ſchen Dramen, bildet eine rein hiſtoriſche Wirklichkeit die Baſis des nationalen Bewußtſeins und die Vertreter desſelben ſind unter einander ſelbſt im Kampfe begriffen. Die Phantaſie kann über dieſen Conflikt nicht in ungetrübter Ruhe hinweggehen zur Geſtaltung des in ſich befriedigten Ideals. Wo aber das nationale Bewußtſein in Kampf und Widerſpruch gegen ſich ſelbſt begriffen iſt, da iſt der dramatiſche Conflikt unvermeidlich, und dieſer kann nicht Gegenſtand der epiſchen Poeſie ſein, — er muß in der dramatiſchen gelöſt werden.

Freilich gehört die gewaltige Geiſteskraft und das koloſſale dichteriſche Genie Shakespear's dazu, um mit den Strahlen des Ideals Geſtalten zu beleuchten, die von der Geſchichte mit klaren und wahrheitsgetreuen Zügen gezeichnet ſind, ohne dieſer nahe zu treten. Darum eben iſt Shakespeare der größte Dichter aller Zeiten, weil er das Weſen der Kunſt, die Wirklichkeit im Gewande des Idealen und das Ideale im Gewande der Wirklichkeit zu zeigen, am tiefſten gefühlt und mit der größten Meiſterſchaft verwirklicht hat. Darum ſind ſeine Charaktere für alle Völker und für alle Zeiten genießbar. Mag ſein, daß ſich in manchen derſelben das engliſche Nationalbewußtſein erkennt, daß Geſtalten Shakespear'ſcher Dramen ihres geſchichtlichen Hintergrundes wegen den Engländer mit nationaler Begeiſterung erfüllen, für uns haben ſie einen nicht geringeren Werth durch ihr rein menſchliches Intereſſe, durch ihre äſthetiſche Größe.

Göthe war vielseitig, fast zu vielseitig, aber hat's ihm geschadet? Keineswegs. Warum? Weil er das Eine von dem Andern weise zu trennen wußte. Man zeige mir einen zweiten, den die Eitelkeit nicht verlockt, überall zu zeigen, daß er überall zu Hause ist. Man lese Max Waldau. An ihm kann man lernen, daß zu viel wissen nicht gut ist, wenn man Eigenliebe genug besitzt, alles auf einmal auskramen zu wollen. Man lese Göthe's Prosa. Wie ist sie so streng objektiv. Das ist Styl. Man lese einen der Neueren. Da findet man Blumen, Anspielungen, Reminiscenzen, Anklänge aller Art. Das thut Göthe nie. Und wahrlich, wenn einer die Fähigkeit dazu hat, stand sie ihm vermöge seines außerordentlich reichen Wissens zu Gebote.

Der Kampf der Tories gegen die Whigs in England.

Lord Disraeli hat den Whigs den Handschuh hingeworfen und diese zu einem Kampf auf Leben und Tod herausgefordert. Der neue englische Schatzkanzler beschuldigt Palmerston und die Whigs, sie hätten eine Verschwörung angezettelt und mit dem Auslande sich verbunden, dem freien England die französische Musterherrschaft aufzudringen, und es deßhalb stets mit äußerer Politik und mit Krieg beschäftiget. Der Schatzkanzler erklärt auch der Times den Krieg und nennt sie corrumpirt. Das Cityorgan sei immer bereit gewesen jeder neuaufgehenden Sonne zu huldigen, aber mit dem neuen Kabinet habe sie geschmollt, weil sie nicht an seinen Bestand geglaubt habe. Die Times erhalte ein fortwährendes Feuer gegen die Regierung und gegen das Parlament. Disraeli läutet nun auch Sturm. Er ruft das Land auf, die Augen zu öffnen, um zu sehen, daß seine Institutionen, seine Freiheit in Gefahr seien. Er deckt die Sünden der Whigs schonungslos auf und bemerkt, Palmerston und seine Gesinnungsgenossen seien Pharisäer, welche um ihre Stellen zu erhalten, die Freiheit und das Wohl Englands zu opfern bereit gewesen seien. Ein Krieg mit Frankreich war nahe! Disraeli fordert die Times auf, ihre stumpfen Geschosse abzufeuern, und erklärt: das Parlament aufzulösen, das Land zu Hilfe zu rufen und seine Freiheit zu retten. Die Wähler von Buckingham haben ihren Deputirten Disraeli und Dupre ein großes Festmahl gegeben, dem 500 Personen beiwohnten. Viele Fahnen waren in dem Saale aufgepflanzt, welche die verschiedensten Devisen erhielten. „Disraeli und volksthümliche Einrichtungen!" — „Disraeli und Schutz für den heimischen Gewerbfleiß!" — „Dupre und Unabhängigkeit!" u. s. w. Die Toaste galten den conservativen Principien. Dupre sprach die Befürchtung aus, wenn die jetzige Regierung verdrängt würde und die radikale Partei ins Amt käme, würde nicht nur dem Staat und der Kirche, sondern selbst dem Throne Gefahr drohen. — Disraeli erklärte auf den Toast, welchen die Vorsitzende, Herzog von Bukingham, ausbrachte, daß bei dem Regierungsantritte der Torys eine Kriegsfrage am Horizont gestanden, und daß es nur auf Stunden angekommen sei, so wäre der Krieg fertig gewesen. Aber dem Tory-Kabinet, dessen Stellung so schwach war, sei es gelungen die Nationalehre sowie den Frieden zu wahren, unglückliche Landsleute, die Monate lang in den Kerker Neapels geschmachtet hätten, zu retten. Das Derby-Ministerium habe die Klippe der Finanzverlegenheit umschifft und in der indischen Frage anstatt den Weg der Rache jenen der Verzeihung betreten. Die Tory's wollten keine Politik der Metzeleien und Confiscationen in Indien. Englands Politik müsse auf Achtung von Privateigenthum, Duldsamkeit gegen die Religion und anständige Rücksicht auf die Sitten und Gebräuche des Volkes basiren. Disraeli erklärt in seine Rede, das Kabinet Derby habe alle diese Elemente ernstlich und glücklich festgehalten. (Schluß folgt.)

Harzseife.

Dieser Tage wurde mir vom hiesigen Seifensiedermeister Hr. Friedr. Scherg sen. eine Stange Seife mit der Bitte übergeben, solche einer chemischen Untersuchung zu unterziehen, indem diese Seife als ein neuer Industriezweig von ihm aus Harz angefertigt sei. — Das Resultat dieser meiner Untersuchung fühle ich mich verpflichtet der Oeffentlichkeit umsomehr zu übergeben, als ich es im Interesse des Publikums halte auf diese Harzseife aufmerksam zu machen, weil solche vermöge ihrer vorzüglichen Eigenschaft, jede andere Seife ersetzt, und dabei bedeutend billiger zu stehen kömmt als eine Talgseife. Die Seife ist eine Vollseife, braun gefärbt, hart, löst sich im kalten Wasser vollständig unter Hervorbringung eines weißen Seifenschaumes auf, die Saponifikation mit dem Harz und Sodalauge ist der Art erfolgt, daß diese Seife zur Reinigung der Wäsche sowohl als des Körpers nichts zu wünschen übrig läßt.

Schnell.

Mannigfaltiges.

* Die Auswanderungen aus Tirol nach Rio Janeiro haben noch immer nicht ihr Ende erreicht. Aus Hamburg wird gemeldet, daß in den letzten Tagen des Maimonds ein Schiff voll tiroler Familien nach Brasilien abgeht. Die vorangegangenen Landsleute dieser Tiroler sollen nicht ganz redlich zu Werke gehen, daß sie ihre daheimgebliebenen Brüder zur Auswanderung in jene Menschenfressenden Landstriche verleiten. Die Auswanderung der Deutschen nach dem Cap der guten Hoffnung hat einen größeren Umfang genommen.

* (Statistische Notizen.) In Preußen welches 17½ Millionen Einwohner zählt gibt es 69 Klöster mit 513 Nonnen und 308 Mönchen. In der Stadt Neapel welche 500.000 Einwohner hat, gibt es 1509 Mönche und 1038 Nonnen in 54 Klöstern. Rom besitzt 200 Klöster und Convikte mit 2213 Mönchen und Ordensgeistlichen und 1919 Nonnen, die 1226 Weltpriester nicht gerechnet. Rom zählt 175.000 Einwohner darunter 5358 Geistliche. Es kommen auf je 30 Seelen ein Geistlicher. Freilich kommen diese nicht nur aus Rom, den päpstlichen Staaten und dem übrigen Italien, sondern aus allen Gegenden der Erde. Alle Volkstracten werden hier gefunden. — In Rußland kommen auf 370 Seelen ein Geistlicher, in Oesterreich auf 450 einer, in Frankreich auf

460 einer, in Preußen auf 1228 einer und in England auf 1250 Seelen ein Geiſtlicher.

* An Gallataxen ziert den Arm der Königin Viktoria von England ein Bracelet, welches zu den bedeutſamſten Mementos gerechnet werden dürfte, auf die je unter dem Glanze ſtrahlender Feſte und dem Jubel begeiſterter Huldigung königliche Augen fielen. Aus dem feinſten Golde geſchmackvoll gearbeitet, ſchmücken dieſe Armſpangen noch vier der ſeltenſten Diamanten, welche an Schönheit des Waſſers mit einander wetteifern, ihr höchſtes und eigenthümliches Intereſſe aber haben ſie durch die Beſitzer erhalten in deren Händen ſie ſich früher befanden. So gehörte der erſte und größte von ihnen der wegen ihrer hohen weiblichen Tugenden und liebenswürdigen Eigenſchaften dem britiſchen Volke unvergeßlichen Prinzeſſin von Wales, Charlotte Auguſte. Der zweite und dritte Diamant waren einſt in dem Beſitze der unglücklichen Königin von Frankreich, Maria Antoinette, und der vierte und ſchönſte von allen prangte einſt an der weißen majeſtätiſchen Stirn eines gefeierten königlichen Hauptes, das einem gleichen Geſchicke, wie Jene, verfiel: er gehörte der ſchottiſchen Königin Maria Stuart und ſpäter einem Könige, deſſen Macht zugleich mit der ſeines Bruders erloſch: Joſeph Napoleon. Wohl kann man fragen: „Umſchloſſen je einen Frauenarm in leichtem, zierlichen Ringe inhaltsſchwerere Erinnerungszeichen?“

* In Brüſſel hat ſich eine Anzahl junger, eleganter Leute zu einer Vereinigung zuſammengethan, die als eine höchſt induſtriöſe Unternehmung angeſehen werden darf. Ihr Geſchäft beſteht darin, daß ſie ſich täglich zur Zeit, wo die Eiſenbahnzüge ankommen, auf die verſchiedenen Perrons vertheilen und dort ihr Augenmerk auf ankommende junge, ſchöne Damen richten. Sobald ein ſo Aufgeſtellter eine artige, hübſche Perſon weiblichen Geſchlechts anſichtig wird, eilt er auf dieſelbe zu, um ſie als eine erwartete Anverwandte herzlich zu umarmen und zu küſſen. Erſt nachdem dies geſchehen, wird er natürlich ſein Verſehen gewahr, und zieht ſich dann mit tauſend Entſchuldigungen zurück. So galant und luſtig dieſe Kußinduſtrie nun aber auch iſt, dennoch, ſcheint es, wird die Polizei ſie auf die Länge nicht dulden können und die Stammvereinigung auflöſen müſſen.

* Die Geſellſchaft der Taubenfreunde, die ſich unter dem Namen Philoperiſteron-Society vor einigen Jahren in London bildete, iſt von großem Einfluß auf die Erhaltung koſtbarer und auf die Erzeugung neuer Taubenarten geweſen. Sie beſteht aus etwa zwanzig Mitgliedern, welche ſich allmonatlich verſammeln und ihre beſten Tauben unter einander austauſchen oder dieſelben zur Fortpflanzung von ſeltenen oder zur Kreuzung von urſprünglichen Arten ſich gegenſeitig leihen. Die Luxustaubenzucht iſt in England ſeit einigen Jahren ein Modezeitvertreib geworden, beſonders unter den Damen. Die dadurch veranlaßten zahlreichen Nachfragen haben den Preis ſeltener Tauben ſehr geſteigert. Dies hat wiederum zur Gründung neuer Vereine von Taubenfreunden geführt und zu öffentlichen Taubenausſtellungen ermuntert. Die „Philoperiſteron-Society“ hat in denſelben Gelegenheit gehabt, die Vorzüge ihres Syſtems aller Welt vor Augen zu bringen. Eines ihrer Mitglieder hat bereits zwanzig Preiſe, ein andres, der Thiermaler Harriſon Weir, außer zahlreichen Preiſen, drei ſilberne Becher gewonnen. Unter den Tauben, deren Seltenheit die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, ſtehen obenan die gelben Tauben eines Herrn Wicking, welche einen roſenfarbenen Kopf haben. Nicht minder merkwürdig ſind deſſen Eulentauben, ferner die Mandeltauben des Herrn Lucy, die ſcheckigen Springtauben des Herrn Esquiloint, die Wandertauben des Herrn Huyer. Die Taubenzucht erfordert wenig Ausgaben, wenn die erſten Ankäufe gemacht ſind; auch iſt die darauf zu verwendende Sorge nicht groß. Aus dieſem Grunde iſt auch keine Art des Geflügels verbreiteter und beliebter als die Tauben. Dazu kommt, daß die Taube durch die faſt unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Formen und Farben dem Freunde der Natur nicht nur immer neues Vergnügen gewährt, ſondern ihn auch zu immer neuen Beobachtungen und Studien treibt. Sonderbar iſt es, daß in der Stadt London, obgleich dort viele Tauſende von Tauben gezogen werden, die Zucht doch wenig Ausgezeichnetes liefert. Die „Philoperiſteron-Society“ ſchreibt das der Unkenntniß der Taubenzüchter zu und hat deshalb auch monatliche Ausſtellungen angeordnet, um die Züchter zu beſſeren Leiſtungen anzuſpornen.

* Auch wir haben gemeldet, das Haus in welchem Luther kopulirt worden, ſei zur Errichtung einer katholiſchen Kirche und eines Pfarrhauſes angekauft worden. Aus Wittenberg wird dieſes Gerücht dementirt. Man ſchreibt: Nachdem der Gottesdienſt für die an Zahl äußerſt geringen Katholiken Wittenbergs ſeit einigen Jahren alle 3—4 Wochen in einem Betſaale abgehalten worden, welchen man in dem Hintergebäude eines Hauſes der Bürgermeiſtergaſſe eingerichtet hatte, iſt vor etwa einem Vierteljahre dieſes Haus vom biſchöflichen Commiſſarius käuflich erworben und zunächſt das Erdgeſchoß zu einer Pfarrwohnung eingerichtet worden, mit dem Vorbehalte, den Platz vielleicht ſpäter zum Bau einer vollſtändigen Kapelle zu benutzen. Andererſeits iſt hiſtoriſch beglaubigt, daß Dr. Martin Luther am 13. Juni 1525 im Hauſe des Stadtſchreibers M. Philipp Reichenbach, „ſo in der Bürgermeiſtergaſſe gewohnet“, mit ſeiner Katharina kopulirt worden iſt. Es handelt ſich alſo nur noch um die Kleinigkeit, ob das Reichenbach'ſche Haus mit dem Vordergebäude des katholiſchen Betſaales identiſch ſei, ja nur identiſch ſein könne. Dieß zu behaupten, iſt bis jetzt aber noch keinem evangeliſchen Wittenberger eingefallen; der Beweis für ſolche Behauptung würde auch um ſo ſchwerer fallen, da nach dem zuverläſſigen Zeugniß alter Wittenberger das jetzt vom Biſchof erworbene zu den erſt nach dem Bombardement vom 13. Okt. 1760 gebauten Häuſern gehört, wie denn in jener Gegend der Stadt notoriſch nur ein einziges Haus (aber eben ein anderes) jenen Schreckenstag überdauert hat.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronſtadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 67. Montag, den 7. Juni. 1858.

Züge aus dem Privatleben des Feldmarschalls Suwórow*).

Immer um 12 Uhr in der Nacht begann Suwórow sein Tagewerk; in Kriegs- oder anderen für den Staat wichtigen Zeiten stand er noch früher auf, und da er sich dieses zur Gewohnheit gemacht hatte, die niemals eine Ausnahme duldete, so hatte er seinen Kammerdienern den Befehl gegeben, der also lautete: „Im Fall Suwórow um 12 Uhr in der Nacht nicht aufstehen will, so faßt ihn beim Fuß und zieht ihn mit Gewalt von seinem Lager." Suwórow's Bett war ein ziemlich hohes Heu- oder Strohlager; seine Decke bestand aus einem feinen Leintuch. Gleich nach dem Aufstehen ging er eine volle Stunde förmlich nackt und taktmäßig in seinem Zimmer umher (war er im Lager, so geschah dies in seinem Zelte), und lernte laut türkische, tatarische und korelische Wörter auswendig. Um sich in der korelischen Sprache recht zu üben, hatte er immer einige Korelen, seine Leibeigene, bei sich (die Korelen sind ein Stamm der Finnen). Wenn er seine Lektion gelernt hatte, wusch er sich. Gewöhnliches Waschgeräth hielt er nicht, zwei Eimer Wasser und ein großes messingenes Becken wurden in sein Zimmer gebracht und in Zeit von einer halben Stunde hatte er sich den größten Theil dieses Wassers ins Gesicht geplätschert, das noch übrige ließ er sich sodann auf die Schultern gießen, daß es über seine ausgestreckten Arme an den Ellbogen zur Erde träufelte. Diese Art sich zu waschen, sagte er, sei für die Augen wie für den ganzen Körper sehr wohlthätig.

Es war gewöhnlich zwei Uhr nach Mitternacht, wenn Suwórow mit Waschen fertig wurde, und in dieser Zeit trat der Koch ein, den Thee zu bereiten. Von Niemand anderem wollte er den Thee gekocht haben, und es mußte dies in Suwórow's Gegenwart geschehen. Hatte der Koch eine halbe Tasse eingeschenkt, so kostete Suwórow den Thee, ob er nicht zu stark oder zu schwach sei. Er trank keinen andern, als vom besten chinesischen schwarzen Thee, und er mußte, ehe er abgebrüht wurde, gut gesiebt werden, damit das Feine, welches er „Staub" nannte, nicht in die Kanne kommen konnte, sonst sagte er: „der Thee ist verdorben!" — Er trank in der Regel nur zwei Tassen und niemals aß er Etwas dazu. In den gebotenen Fasten trank er ihn ohne Sahne. Beim Theetrinken schrieb er auf, was er in jener Stunde gelernt hatte und gab sich auch seine Lektion für die künftige Lehrstunde auf. Nach dem Thee fragte er den Koch: „Was werden die Gäste heute zu Mittag essen?" Der Koch sagte ihm das. „Aber was wirst Du heute für mich kochen?" fragte er darauf. War es in den Fasten, so antwortete der Koch: „Fischsuppe!" war es an keinem Fasttage, so sagte er: „Kohlsuppe mit Braten!" — Backwerk aß er nicht und auch keine Saucen. Wenn viel Gäste zur Tafel geladen waren, bestand das Mittagsessen aus 6 bis 7 Gerichten. War die Unterredung mit dem Koch geendigt, so setzte Suwórow sich, noch immer nackt, auf's Sopha und begann sein Morgengebet, das in heiligen Gesängen bestand, die er nach Noten sang. Er hatte eine gute Baßstimme und war ein großer Freund vom Singen.

Nach dem Morgengebet warf Suwórow sich in die Kleider und in Zeit von fünf Minuten stand er völlig angekleidet da. Jetzt wusch er sich die Hände und Gesicht nochmals mit eiskaltem Wasser. Darauf trat sein Adjutant ein und überreichte ihm die schriftlichen Berichte. Der Oberst D. D. Mandrúkin war lange sein Adjutant.

Es war im Sommer noch nicht 7 Uhr in der Frühe, wenn Suwórow zur Wachtparade ging. Hier sagte er immer zu den Soldaten: Kinder! seid hübsch munter, kühn und tapfer, übt euch in den Waffen, so wird euch Ruhm und Sieg! Eine Kugel sei auf drei Tage,

„Den ersten und zweiten Feind erschlagt!
Und dem dritten die Kugel durchgejagt!"

Ein geübter und disciplinirter Soldat vermag mehr, als zehn nicht geübte und nicht disciplinirte.

Nach der Wachtparade, wenn Suwórow keine besonders wichtigen Geschäfte zu verrichten hatte, ließ er den Obersten Falkon zu sich kommen, der ihm dann deutsche und französische Zeitungen vorlesen mußte. Der Graf verstand beide Sprachen. Wenn ihn die Neuigkeiten in den Zeitungen nicht interessirten, rief er plötzlich: „Ist das Essen fertig?" — Die zur Tafel geladenen Gäste

*) Diese Züge aus dem Privatleben des berühmten russischen Feldherrn Suwórow (geb. 1730, gest. 1800) entlehnen wir dem interessanten Werke von Johann Philipp Simon: russisches Leben in geschichtlicher, kirchlicher, gesellschaftlicher, staatlicher und commerzieller Beziehung. Berlin, bei A. Martens 1858. D. Red.

hatten ſich um dieſe Zeit auch ſchon eingefunden, und man ſetzt ſich um 8 Uhr in der Frühe zu Tiſche, um zu Mittag zu ſpeiſen. Wenn ſehr vornehme Perſonen zur Tafel geladen waren, ſpeiſ'te man um 9 Uhr. Vor dem Eſſen trank Suwórow ein Gläschen Kümmel, niemals ein zweites; war er unpaß, ſo trank er ein Glas Fuſel mit Pfeffer. Bei Tiſche trank er ſehr mäßig Ungarwein oder Malaga; aber an Feſttagen Champagner. Aus Früchten und anderem Naſchwerk machte er ſich wenig; nur als Abendbrot aß er ein mit Zucker gewürztes Scheibchen Citrone oder drei Theelöffel voll eingemachter Strauchbeeren. In Friedenszeiten ſpeiſ'te Suwórow nie allein, ſeine Tafel war immer für 15 bis 20 und mehr Perſonen gedeckt. Bei Tiſche ſaß er niemals an dem Orte, wo der Wirth des Hauſes zu ſitzen pflegt, er ſaß an einer Ecke zur Rechten. —

Sein Tiſchgedeck war von dem der Gäſte verſchieden. Er aß nie mit einem ſilbernen Löffel, ſondern mit einem zinnernen, der aber ganz die Form eines ſilbernen hatte. Wenn ihn Einer der es wagen durfte, fragte, warum er einen zinnernen Löffel einem ſilbernen vorzöge, antwortete er: Alles Silber enthält Gift!" Sein Tiſchmeſſer und auch ſeine Gabel hatten elfenbeinerne Griffe; auch ſeine Gläſer waren von denen der Gäſte verſchieden. Nie ſtand eine Schüſſel mit Speiſen auf dem Tiſche, das Eſſen wurde von der Kochheerde zur Tafel gebracht und den Gäſten ihrem Range nach dargereicht. Seinem eigenen Befehle gemäß mußte Suwórow es ſich gefallen laſſen, daß alle Speiſen für die Gäſte an ihm vorbeigetragen wurden, ohne daß er hätte zugreifen dürfen, und wenn ihm auch der Mund nach Etwas wäſſerte, ſo durfte er doch nichts davon eſſen, denn er mußte mit ſeiner Fiſchſuppe oder mit der Kohlſuppe und dem Braten fürlieb nehmen. Weil er einen ſo ſehr ſchwachen Magen hatte, war er überaus mäßig bei Tiſche, und überdies ſtand auch noch ſein erſter Kammerdiener, Procher Dúbaſſow, den er „Proſchki" nannte, hinter ſeinem Stuhle und paßte auf, daß Suwórow ja nicht zu viel eſſe. Es geſchah einige Male, daß der Graf von den Speiſen der Gäſte etwas haben wollte, aber Proſchki nahm ihm flugs den Teller weg, und da half kein Bitten, Schelten noch Drohen, der Teller wurde nicht wieder hingeſetzt. „Nun, ſo laß mich nur von dieſem da ein wenig koſten!" ſagte er. Aber Proſchki antwortete: „Es kann nichts gereicht werden, Gräfliche Erlaucht!" Und wenn er auch Gott weiß was gethan hätte, Proſchki hätte nicht nachgegeben, denn er hatte eine gerechte Urſache, ſo unerbittlich in dieſem Stücke zu ſein: fühlte Suwórow ſich nach dem Eſſen unpäßlich, ſo wurde Proſchki zur Verantwortung gezogen, und alle ſeine Entſchuldigungen wurden verworfen. „Du allein biſt Schuld, daß Suwórow krank iſt! warum haſt Du ihm ſo viel zu eſſen gegeben?" hieß es dann.

Er hatte es gern, wenn die Gäſte ſich bei Tiſche ziemlich laut unterhielten; trat ein Schweigen ein, ſo rief er plötzlich: „Brüder, ſprecht doch ein Wort!" Wurde er von irgend einem Großen zur Tafel gebeten, ſo mußten ſein Koch und ſein Kammerdiener auch mit eingeladen werden, damit jener die Speiſe für ihn kochen und dieſer hinter ſeinem Stuhle ſtehen konnte. Es ereignete ſich einige Male, daß Beide zu Hauſe blieben. Suwórow ſaß traurig bei Tiſche und aß nichts. „Ja nje ſdarów!" (ich bin krank) ſagte er. (Forts. folgt.)

Der Kampf der Tories gegen die Whigs in England.

(Schluß.)

Disraeli geht zur Schilderung des Parlaments über, das er durch eine Captatio benevolentiae zu gewinnen ſucht. Gentlemen, ich muß erklären, daß wir uns über das Haus der Gemeinen nicht zu beklagen haben (Hört, hört!) Wenn ich bedenke, daß es unter den Auſpicien unſerer Nebenbuhler erwählt worden iſt und der allgemeinen Anſicht nach eine überwältigende Majorität gegen uns enthielt, als unſere amtliche Laufbahn begann, ſo muß ich ſagen, es iſt der Regierung mit großherziger Courtoiſie entgegen gekommen, und bei mehr als einer Gelegenheit hat es durch ſeinen geſunden Verſtand und Muth die unaufhörlichen Ränke und Umtriebe zu Schanden gemacht, mit denen die Regierung vom erſten Augenblicke an befehdet wurde. (Cheers.) Und, Gentlemen, dies bringt mich zum eigentlichen Schlüſſel der Situation, zum Wort des Räthſels, wie man zu ſagen pflegt. Es exiſtirt in dieſem Moment in England, was man ſeit den Tagen Karl's II. nicht mehr kannte, es exiſtirt eine „Kabal" (Cheers), eine geheime Verbindung, die keinen andern Zweck hat als die Regierung der Königin zu ſtürzen und durch die rückſichtsloſen Mittel zum Ziel zu gelangen. (Neue Cheers.) Nun, dieſe Kabale beſteht aus einigen fühlenden engliſchen Politikern und aus einigen ausländiſchen Intriguanten. (Hört!) Es ſtehen ihnen bedeutende Mittel zu Gebote; ſie haben mächtigen Einfluß in der Geſellſchaft, und ſie beſitzen Quellen politiſcher Information, namentlich in Bezug auf auswärtige Angelegenheiten, aber ſie ſind rückſichtslos und gewiſſenslos in der Art, wie ſie ihren Einfluß gebrauchen, und ſie verſchaffen ſich ihre politiſche Information auf nicht ſehr verfaſſungsmäßigem Wege. (Cheers.) Es iſt ihnen gelungen, was noch keiner Kabale in modernen Zeiten gelang; ſie haben die einſt reine und unabhängige Preſſe Englands in hohem Grade corrumpirt. (Lauter Beifall.) Die unſchuldigen Leute auf dem Lande (Gelächter), die in den Leitartikeln der Tageblätter Rath und Orientirung ſuchen, haben nicht die geringſte Ahnung davon — denn ſolches Wiſſen verbreitet ſich nur langſam — daß die leitenden Organe heutzutage die Stellenjäger der Kabale ſind (Cheers und Gelächter), und daß die vordem ſtrengen Hüter der Volksrechte in der entnervenden Atmoſphäre vergoldeter Salons mit albernem Lächeln umherſcherwenzeln. (Cheers und Gelächter.) Und daher kommt es, daß die unſchuldigen Leute im Lande, die leitende Organe leſen, des Glaubens ſind, daß wir eine nichtsthuende, ſchwache, keines Vertrauens werthe Regierung ſind. (Cheers und Gelächter.) Aber laſſen Sie nur die Kabale das Spiel gewinnen, und wir bekommen eine kriechende auswärtige Politik, im Innern eine allmälig immer mehr erſtarkende Centraliſation nach dem Vorbild jenes Staates, den die Kabale ſo ſehr bewundert und ſo oft das Land das Bedürfniß irgend einer wichtigen ſocialen, finanziellen oder verfaſſungsartigen Verbeſſerung erkennt, wird Eure Aufmerkſamkeit von dieſem con-

ſervativen Fortſchritt abgezogen werden durch unbegreifliche Kriege, geführt in weit entlegenen Weltgegenden, begonnen zu keinem Zweck auf Erden und beſchloſſen, wenn Eure Hilfsquellen vielleicht mitſammt Eurem Weltruf vergeudet ſind. (Laute Cheers.(Ihr habt nun zu wählen, und ich ſtehe hier um das Volk der Grafſchaft von Buckingham, um das Volk von England zu fragen, wollt Ihr die Regierung gegen die Kabale unterſtützen? (Cheers und „Ja, das wollen wir!“) Nun, Gentlemen, ſo verblendet war die Kabale, ſo unbedingt glaubte ſie den Leitartikeln, die ſie ſelbſt geſchrieben hatte (Gelächter und „Bob Lowe!“ hört, hört!), daß ſie ein Tadelsvotum gegen ein Miniſterium beantragte, das in drei Monaten ſo viel geleiſtet hat. (Beifall und „Pfui über ſie!“) Er geht nun in die detaillirte Skizirung der Intrigue über und wie die Kabale im Unterhaus einen braven Mann, den Mr. Cardwell, die Kaſtanien aus dem Feuer holen ließ. Im Oberhaus ließ ſich eine noch größere Berühmtheit herab, auf der irdiſchen Schaubühne zu erſcheinen (lautes Gelächter und Cheers), und gleich einem Phariſäer der Vorzeit rief er, mit breiten Gebetriemen auf der Stirne, (ſchallendes Gelächter) Gott ſelbſt zum Zeugen, daß er nicht ſei wie andere Menſchen (Gelächter), denn auf ihn hätten Parteimotive niemals Einfluß gehabt. (Cheers.) Aber ſie hatten ſich im Siegestaumel betrogen, der Patriotismus des Parlaments habe die Parteileidenſchaft überwunden, ſelbſt Gegner des Kabinets hätten ſich um dasſelbe geſchaart, die Niederlage der Kabale ſei eine der großartigſten in der Geſchichte geweſen. Nun ſchließt er mit einer der geiſtreichſten Schilderungen des Vorganges, der im Parlament am 22. d. ſtattfand; er hatte geglaubt, man werde um 4 Uhr Morgens abſtimmen, er werde um 2 Uhr noch ſprechen. Die Bänke ſtanden in der Schlachtordnung gegenüber, einander die Wage haltend, da erhob ſich plötzlich ein Roth- und Jammergeſchrei (Gelächter), aber nicht von uns kam er. (Neues Lachen.) Ich kann das Schauſpiel nur mit der bengaliſchen Meuterei vergleichen. Ein Regiment, ein Korps, ein General nach dem andern, alle erklärten, ſie könnten nicht durch Coventry marſchiren. Es war mehr wie ein Naturkampf als wie ein gewöhnlicher Vorgang im Menſchenleben (Gelächter); es war wie ein Erdbeben in Kalabrien oder Peru. (Gelächter.) Erſt ein Murren und Rumpeln (Gelächter), ein Seufzen und Stöhnen (Gelächter), dann ein Gekreiſch und ferner Donnerſchall. Kam es von unten oder oben? Niemand wußte es. (Gelächter.) Dann ging ein Riß, ein Spalt durch den Boden; dann verſchwand ein Dorf, dann purzelte ein hoher Thurm zuſammen, und dann wurden die Oppoſitionsbänke alleſammt ein großes Nebelbild der Anarchie. (Laute Cheers.) Sind das die Leute, von denen Ihr das Land regiert ſehen wollt?“

Diſraeli's Rede hat den Tory's einen ſchlechten Dienſt erzeugt. Die verſtändigern Männer des Kabinets Derby bedauern es, daß ihr Kollege ſich ſo weit hinreißen ließ, ihrer Sache Schaden zu thun. Das Kabinet Derby ſteht noch nicht feſt und wird nur durch die Zwiſtigkeit ſeiner Gegner gehalten. — Die „Poſt“ nennt den Schatzkanzler einen Nachahmer Daniel O'Connells und einen Sophiſten der altgriechiſchen Schule. Der „Advertiſer“ iſt ſehr komiſch-grob in ſeinem Eifer gegen Diſraeli. Er ſagt: „Am Tage ihrer Noth, der nicht fern ſein kann, werden ſie (die Derbyten) wieder winſeln, wie ein iriſcher Bettler, und den Schwanz zwiſchen die Beine nehmen, wie ein Wachtelhündchen, wenn es dem Herrn wegen einiger Krumen die Füße leckt; aber das darf auf die liberale Partei keinen Eindruck mehr machen. Wir müſſen ſie ſummariſch und ohne Umſtände aus Downing Street hinausſchmeißen, daß ſie heulend, wie eben ſo viele wohlgeprügelte Köter davon laufen.“

Die Kalenderfrage.

Mehrfach ward in neueſter Zeit, und beſonders da ſich das weite Rußland zweckmäßigen Reformen geneigt zeigt, die julianiſche und gregorianiſche Zeitrechnung erörtert. Durch nichts kann die Wahrheit, daß kleine Urſachen große Wirkungen haben, mehr erhärtet werden, als wenn man die weitgreifenden Folgen des Unterſchiedes dieſer Zeitrechnungen näher in's Auge faßt. Sie ſind namentlich für Oeſterreich von großer Bedeutung, und darum kann die Preſſe nicht genug darauf hinwirken, daß dieſe kleine und noch dazu wiſſenſchaftlich irrig erwieſene Urſache endlich ihre der Menſchheit verderbliche Kraft verliere.

Freilich wurde bisher dieſer Zeitrechnungs-Unterſchied als mächtiger Hebel für religiöſe Zwecke benützt, doch nur für Jene, die das unrechte Mittel auch für einen heiligen Zweck gebrauchen, und für Jene, welche die Religion als politiſchen Hebel mißbrauchen wollen; nur für ſolche wird die unrichtige Zeitrechnung eine nicht zu beſeitigende Frage bleiben. Männer des Wiſſens, der Wahrheit und des echt chriſtlichen Sinnes werden ſich ſtets einen, und darum iſt es zu wünſchen, daß dieſe Frage auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft gelöst werde.

Wir hoffen im Intereſſe des abſolut Richtigen, daß ſich auch in Rußland die Kreiſe erweitern werden, in denen die Wahrheit, daß 2mal 2 4 und nicht $3^{99}/_{100}$ ausmache, durchgreifen wird; denen aber, die da glauben, daß die orthodox-ruſſiſche Kirche darunter leiden würde, wenn ſie dem echten und wahren Wiſſen das Zeugniß gäbe, die mögen aufrichtig beantworten, ob die anglikaniſch oder proteſtantiſche Kirche darum weniger anglikaniſch oder proteſtantiſch iſt, weil ſie mit der römiſchen eine gleiche Zeitrechnung führe.

Wenn aber die Zeitrechnungsfrage in Rußland nur vom rein wiſſenſchaftlichen Standpunkt in Betracht zu ziehen iſt, ſo bildet ſie in Oeſterreich im volkswirthſchaftlichen Intereſſe eine hohe Wichtigkeit.

Es bedarf keiner Schilderung der vielen Uebelſtände in allen jenen Provinzen Oeſterreichs, wo ein Theil der Bevölkerung nach dem gregorianiſchen, der andere Theil nach dem julianiſchen Kalender arbeitet und feiert.

Dieſe Uebelſtände ſind ſo ernſter Art, daß ſie einer gleichen Beachtung und Abhilfe wie die Entfeſſelung des Bodens verdienen.

Rußland, Griechenland und die Türkei gebieten ihren chriſtlichen Unterthanen verſchiedener Confeſſion, ihre Zeitrechnung nach dem julianiſchen Kalender zu führen; warum ſollte Oeſterreich in ſeinem Reiche nicht auch ein Geſetz der gleichen, einheitlichen Zeitrechnung nach dem gregorianiſchen Kalender für all' ſeine chriſtlichen Confeſſionen erlaſſen, gleichwie es Geſetze für ein einheitliches Maß, für eine einheitliche Währung u. ſ. w. hat.

Digitized by Google

Ungarn, Dalmatien, Slavonien, Serbien, Siebenbürgen und Gallizien würden durch die Einführung der einheitlichen Zeitrechnung sehr viele Arbeitstage, mithin an materieller Kraft gewinnen, und wenn die gemischten Confessionen an gleichem Tage den heiligen Christtag oder Ostern ꝛc. feiern, sind eher und leichter die Gemüther zur Eintracht gestimmt, als wenn ein Theil der Bevölkerung der an und für sich wesentlich gemeinsam besitzenden Religionsübung müßig oder gar spöttisch demonstrirend zusieht — um nach 13 Tagen dieselbe religiöse Feier nur mit dem Unterschiede wahrzunehmen, daß die Müßigen und Demonstrirenden wechseln; daher auch in moralischer Beziehung der Nutzen eines Gesetzes für einheitliche Zeitrechnung im ganzen Kaiserthum Oesterreich nur zu sehr einleuchtet und in vielen Beziehungen zur Ruhe und zum Wohlstande seiner Völker führen wird.

Um den religiösen Frieden zu wahren, ist es freilich vortheilhafter, die Lösung der Frage früher mit dem griechisch-nichtunirten Clerus zu vereinbaren; aber bei der Unterhandlung muß das Ziel feststehen, das auch erreicht werden muß. Die Bevölkerung Oesterreichs selbst, die dem nichtunirten Ritus angehört, ist zu weit vorgeschritten, um hier nicht auf Seite der Regierung zu stehen.

Oest. Ztg.

Der Geist der Naturforschung unserer Zeit und ihre Resultate.

Dunkel- und Rückschrittsmänner haben sich in letzterer Zeit bemüht die Naturforschung und Naturlehre in den Gymnasien zu beschränken und damit dem strebsamen Geiste gleichsam einen Maulkorb anzulegen; weil sie die Aufklärung für ein böses Ding halten. Freiherr von Baumgarten, der Präsident der k. k. Akademie der Wissenschaften hat gegen die Anfeindung der Naturlehre in den Gymnasien in der Sitzung vom 31. Mai gegen die Beschränkung der Naturforschung seine Stimme erhoben und einen glänzenden Vortrag gehalten, welchem wir die nachfolgenden Stellen entlehnen:

„Die materielle Natur hat bereits die ganze Summe der ihr disponiblen Kräfte in Thätigkeit gesetzt. Darum sind ihre Erscheinungen, so neu sie uns auch vorkommen mögen, immer nur Wiederholungen von schon da gewesenen; die materielle Natur hat ihren Cyklus längst vollbracht und kann sich fernerhin nur mehr selbst copiren. — Ganz anders geht es in der geistigen Welt zu. Da gibt es nicht blos Wiederholungen, sondern steten Wechsel, immer und immer taucht Neues auf um von noch Neuerem überragt zu werden. Wir spinnen und weben nicht mehr wie ehedem; unsere Schiffe werden nicht mehr durch Menschenhände oder den Wind allein fortbewegt; unsere Geschosse nicht mehr durch schwache Sehnen fortgetrieben; wir stoßen Festungsmauern nicht mehr mit Holzblöcken um; wir zeichnen nicht mehr ausschließend mit Stift und Griffel, sondern wohl auch mit Lichtstrahlen. Wer möchte wohl im Ernste behaupten wollen, daß auch jetzt noch dasselbe Maß an geistiger Kraft thätig sei wie in uralter Zeit?"

„Doch ich breche ab, wiewohl ich noch Vieles gegen die Behauptungen des Materialismus vorbringen könnte, wenn ich mich auch, wie ich es bisher absichtlich gethan, auf solche Gründe beschränken wollte, die der Naturwissenschaft entnommen sind und die Unzulässigkeit des Materialismus darthun und daher nur indirekt für den Spiritualismus sprechen. Direkte Beweise für die geistige Natur des Menschen, eines Wesens, das einer höheren, moralischen Natur angehört und der Materie direkt gegenübersteht, müssen in der Wissenschaft des Geistes, der Philosophie gesucht werden; die Naturwissenschaft verkennt ihr Wesen und ihre Grenze, wenn sie solche zu liefern unternehmen will. Als Newton sich bemühte, die Bewegungsgesetze der Himmelskörper direkt zu beweisen, soll er ausgerufen haben: „O Physik, bewahre mich vor der Metaphysik!" Wer es unternimmt die Funktionen des Geistes in ihrem Grunde direkt zu erforschen, der mag sich ebenso an die Philosophie wenden, daß sie ihn von der Physiologie bewahre. Doch ist es nicht die Naturwissenschaft, die zum Materialismus führt, sondern die Anwendung ihrer Lehren auf ein unberechtigtes Gebiet. Für solchen Mißbrauch kann sie eben so wenig verantwortlich gemacht werden, als ein Messer für den Tod eines Menschen, der dadurch umgekommen. Es hat auch Philosophen, Historiker und selbst Theologen gegeben, die materialistische Ansichten genährt und den Grund dazu in ihrer Wissenschaft zu finden geglaubt haben. Wer es befremdend findet, daß der Materialismus als Doctrin immer von einer Wissenschaft ausgeht, mag sich auch darüber wundern, daß man immer nur im Wasser fischt und im Freien jagt. Dagegen vermag es vor Allem die Naturwissenschaft, die Widersprüche des Materialismus aufzudecken und seine Unhaltbarkeit zu zeigen, er mag auf dem Boden der Geschichte, der Philosophie oder einer andern Wissenschaft entsprossen. Dieses dürfte aber wohl hinreichen die Besorgnisse jener zu zerstreuen, welche das Studium der Natur als Gefahrbringend für die Jugend ansehen, und den Beweis liefern, daß dieses Studium recht geleitet, die beste und tüchtigste Schutzwehre gegen Verirrungen ist und mehr als jedes andere Wissen dahin führt, die ganze Natur als Tempel des Allmächtigen zu erkennen."

„Darum hat man auch überall, wo wissenschaftliche Fortschritte ernstlich gefördert werden sollten, für Erweiterung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse Vorsorge getroffen. Es gibt keine Akademie der Wissenschaften, die nicht eine besondere Klasse für Naturwissenschaften hätte und auch der erlauchte Stifter unserer Akademie hat gewollt, daß ein guter Theil der Gesammtkraft dieser Corporation an der Erweiterung der Wissenschaft der Natur arbeite. Vereint mit der andern Klasse, welcher die Kultur der Wissenschaften des Geistes zugefallen, soll sie dahin wirken, daß der große Kaiserstaat mit eigenen geistigen Strahlen leuchte, und daß im wissenschaftlichen Wechselverkehr nicht fernerhin die Einfuhr das Uebergewicht habe."

Ein beredtes Schweigen macht sich nach Beendigung dieses Vortrages bemerkbar und die Versammlung erhob sich ehrfurchtsvoll von ihren Sitzen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 68. Mittwoch, den 9. Juni. 1858.

Züge aus dem Privatleben des Feldmarschalls Suwórow.

(Fortsetzung)

Vor Tische betete er das Vaterunser laut und sehr andächtig. In den großen Fasten wurde in seinem Hause täglich Gottesdienst gehalten, wobei er das Amt des Diakonus versah; er verstand den heiligen Dienst besser, als mancher Dorfpope.

In der ersten Woche dieser Fasten aß Suwórow nichts als Speisen von Pilzen; in der Charwoche aber, in welcher er auch communizirte, genoß er nichts als Thee.

Am ersten Ostertage wohnte er der Früh- und Spätmesse bei, und nach geendigtem Gottesdienste stellte er sich in die Reihen der Priester und küßte sich mit ihnen, darauf küßte er Jeden, der sich in der Kirche befand. Seine Kammerdiener standen bei dieser Gelegenheit mit Körben voll gefärbten Eiern hinter ihm und gaben Jedem, der sich mit ihm geküßt hatte, ein Ei; er aber nahm — dem russischen Gebrauch zuwider — keines dagegen in Empfang.

Christi Himmelfahrt und Pfingstsonntag werden von den Russen mit gleicher Feier begangen. An diesen Tagen speis'te Suwórow gewöhnlich im Walde unter duftenden Birken, die mit allerlei farbigen Bändern geziert waren; an verschiedenen Stellen standen Sängerchöre, welche in die Feiertöne der militärischen Tafelmusik einstimmten. Nach Tische begann der Reihentanz, aber kein Frauenzimmer durfte Theil am Reigen nehmen: Suwórow tanzte mit seinen Soldaten und Offizieren.

In den Weihnachtsfeiertagen lud er viele Gäste zu Kränzchen und Bällen bei sich ein, wo auch Pfänderspiele üblich waren. Bei dieser Gelegenheit durften auch Frauen an Spiel und Tanz Theil nehmen, Suwórow war dabei überaus fröhlich; sobald aber seine Schlafstunde kam, schlich er sich heimlich aus der Gesellschaft, ohne daß dadurch Spiel und Tanz unterbrochen wurden. „Laßt sie springen und jubeln! ich will schlafen," sagte er zu seinem Kammerdiener. In der Butterwoche*) that Suwórow sich gütlich an den Blynij, rutschte von den Eisbergen und stimmte mit in den Jubel des Volkes ein.

Seinen Namens- und Geburtstag feierte Suwórow niemals; wohl aber den Namens- und Geburtstag seiner großen Czaarin **Katharina II**, des Kronprinzen **Paul** und des Großfürsten und nachmaligen Kaisers **Alexander I.**, welche Tage er mit großem Gepränge beging. Im vollen Ornate, mit allen seinen Großkreu-

*) Fast jeder Bewohner des christlichen Rußland's ißt in dieser Woche Blynij (Pfannkuchen aus Buchweizenmehl, Hirse und Butter). Die Vornehmen wissen sich die Blynij noch durch andere Zuthaten schmackhafter zu machen. Die Butterwoche und die Osterwoche werden in dem ganzen christlichen Rußland, vorzüglich aber in den beiden Residenzstädten, unter lauter volksthümlichen Vergnügungen verlebt. Auch die Reichen und Großen wissen diese Tage der Fröhlichkeit nach ihrer Art zu begehen. Es ist dies ein Ersatz für die Kasteiungen, denen sich die Rechtgläubigen in den sieben Wochen zu unterwerfen und die sie dann nach Ostern überstanden haben. Die Butterwoche aber soll sie für die sieben Wochen der Fasten vorbereiten. In St. Petersburg bieten diese Volksfeste dem Fremden ein höchst interessantes Bild dar. Auf dem schönen Platze, dem Winterpalaste gegenüber, wo sich Alt und Jung, Reich und Arm, Tugend und Laster u. s. w. versammelt, stehen die künstlichen Eisberge, Anhöhen, die aus Eisblöcken errichtet sind. Von diesen Eisbergen, die sich allmählich zu einer Ebene verlaufen und mit einer etwa einen Fuß hohen Einfassung versehen sind, rutscht man auf kleinen Schlitten, die Eisen auf den Läufen haben, pfeilgeschwind hinab. Das Volk steht rings um die Eisbahn herum, die einige Fuß breit ist, ergötzt sich an den Wetteifer der Schlittengleiter und bekommt Lust, ein Gleiches zu thun. Eigentlich sind diese Eisberge nur für das Volk errichtet; doch entschließt der Vornehme sich auch nicht selten zu einem solchen Rutsche. Suwórow war ein Liebhaber davon.

Zwischen der Eisbahn und der Seite des Winterpalastes ist für die Großen und Reichen, wie für Jedermann, der mit eigener oder gemietheter Equipage hin- und herfahren will, ein Raum gelassen. Alles was kostbar und theuer von Kutschen und Wagen ist, das kann man hier sehen. Neben der Eisbahn stehen die verschiedenartigsten Schaukeln und Buden. Speisenlanten haben schon, als man die ersten Eisenbahnen in Deutschland zu bauen anfing, ein Carrousel mit einer glänzenden Locomotive hier errichtet. Das Ding entwickelt Dampf und macht ein Geheul, daß die Fahrgäste nicht anders glauben, als sie befänden sich auf einer Eisenbahn. Krämer bieten hier ihre Waaren feil, Taschenspieler, Seiltänzer, Kunstreiter u. dgl. m. laden zu ihren Vorstellungen ein. Hier war es auch wo während eines solchen Festes die Bude des ausgezeichneten Kunstreiters Lehmann in Flammen aufging, wodurch einige hundert Menschen das Leben verloren. — Aber auch die raffinirtesten Diebe und Beutelschneider sind während dieses Festes thätig, und der Einheimische sowohl, als ganz besonders der Fremde, muß sehr auf seiner Hut sein, d. h. er darf nichts von wenigem Werthe in seinen Taschen haben, wenn er nicht Gefahr laufen will, von den russischen Dieben ausgebeutet zu werden, — die allergrößte Vorsicht schützt ihn nicht immer!

zen geschmückt, wohnte er an diesem Tage dem Hochamte bei; und nach Beendigung desselben ließ er noch eine Messe für das ganze kaiserliche Haus lesen, welchem Gottesdienste er vom Anfange bis zum Ende knieend beiwohnte. An diesen Tagen gab er auch immer große Tafel.

Suwórow pflegte sich auch nach dem Mittagessen mit kaltem Wasser zu waschen und zu pudern, worauf er ein Glas Porter trank, das durch ein mit Zucker geriebenes Scheibchen Citrone gewürzt sein mußte, dann ging er ein paar Stunden schlafen; dies nannte er sein Mittagsschläfchen. Ueber seinem Heu- oder Strohlager war ein grobes Segeltuch ausgebreitet, und das Segeltuch war mit einem feinen Bettlaken bedeckt. Zur Decke hatte er nichts als ebenfalls ein feines Leintuch; war es aber sehr kalt, so nahm er noch seinen Reisemantel zur Decke.

Sein Hauskleid bestand aus geschlitzten Beinkleidern und einer Jacke, beides aus Cannevas. Im Winter, selbst in der strengsten Kälte, trug er niemals ein Pelzkleid, ja nicht einmal eine Unterjacke, auch keine Handschuhe, selbst dann nicht, wenn er die größte Zeit des Tages in der Kälte zubringen mußte. So trug er auch in Schnee und Regen weder Mantel noch Oberrock. Die Kaiserin Katharina schenkte ihm einmal ein kostbares Winterkleid, das aus dem theuersten Sammet und dem seltensten Zobel bestand und mit goldenen Tressen und Quasten geschmückt war; sie schenkte es ihm mit der Bedingung, daß er nie anders als in diesem Kleide vor ihr erscheinen sollte. Sie dachte den alten berühmten Feldherrn auf diese Art an ein warmes Kleid zu gewöhnen. Aus Liebe und Ergebenheit zu seiner gnädigen und sorgsamen Kaiserin trug Suwórow auch einige Male das Kleid; er zog es aber erst dann an, wenn er aus dem Wagen stieg und in's Palais zur Audienz ging. (Forts. folgt.)

Noch 2 Wölfe weniger.

Freund! Wenn du bei Durchlesung meines offenen Briefes „Eine Wolfshetze" nicht gänzlich von erotischen Confustonen und Parforce-Jagden gefangen oder sonst mit einer gelinden Blindheit geschlagen warst: so mußte alsogleich der Gedanke in dir auftauchen: „Großschenk hat Männer, die den Wölfen gewachsen sind," und du hättest deiner Logik nur Ehre gemacht. — Ja, Großschenk beherbergt in seinen schon längst niedergerissenen Mauern famose Büchsenmänner, die ihre Moneten nicht auf krummes Pulver und neben das Ziel gehende Kugeln nutzlos verschleudern und etwa nur die Freude hätten, daß es von der Pfanne losgegangen und einen ordentlichen Kracher gemacht: Gott bewahre! das sind Männer, die mit ächter Tells-Schießfertigkeit nicht nur auf den verhängnißvollen Apfel hinzielen, sondern auch zur rechten Zeit losdrücken; — Männer, welche die ganze begrabene Generation von seligen Vätern und Großvätern weit übertreffen in der Kunst, die bestialischen Rinder- und Roßgourmands — ich meine die saubre Brut der Wölfe — zu dezimiren und ohne lange Schmerzen zu ihren Vätern — horribeln Andenkens! zu versammeln. — Dann, sage ich dir laut und vernehmlich, seit 30 Jahren sind die Wölfe oft und oft, bei Regen und Sonnenschein über unsere Felder da-

her ipaziert, haben dem Borsten- und Hornvieh manchen Angstschrei und Schweißtropfen ausgepreßt, doch habe ich in den Annalen von Großschenk nirgends finden können, daß man während dieser langen Zeit auch nur eine Wolfsklaue erbeutet habe. Wohl sind X-Triebjagden in dem Weichbilde Großschenk angestellt worden, doch der Gesoppte war nicht der alte Feind der Wiederkäuer, sondern die Treiber und pechigen Schützen. Natürlich, sie hatten sich die Errungenschaften der Jahre 1848 und 1849, wo das Hetzen und Gehetztwerden so recht an der Tagesordnung war, nicht zu Nutzen machen können — doch meine Männer aus der Gegenwart wissen besser, wo der Has' im Pfeffer liegt! Sobald der Isegrim seinen ungeheuerlichen Rachen nur aufthut, um zu heulen oder nach einem lebendigen Schafskopfe zu schnappen oder auch nur sich zu zeigen erkühnet, flugs sind sie ihm auf der Ferse mit Blitz und Donner, Bomben und Granaten. Nun, ungläubiger Thomas, Thatsachen, blutige Thatsachen sollen die Wahrheit meiner obigen Behauptung constatiren. Lies und verstumme in gerechter Bewunderung unserer Büchsenmeister und Büchsenspanner!

Es war im Jahre Christi 1858, den 14. Mai nach gregorianischer Zeitrechnung, als eine bürgerliche Estaffete aus der benachbarten Gemeinde Mergeln um 8 Uhr Morgens in Großschenk vom Pferde stieg und unserm lorbeerreichen Ober-Jägermeister G. die Meldung machte, daß 3 Stück hungriger Wölfe im Mergler- und Goßschenkerwalde — diese Beiden bilden nämlich ein Ganzes — ihre Wohnung aufgeschlagen, die Heerden ungerechterweise gebrandschatzt, ein Füllen sammt der Stutte ohne alle Veranlassung den finstern Mächten der Unterwelt überliefert, kurz, durch Gewaltthätigkeit und unordentliches Wesen den Haß und die Verfolgungssucht der guten Mergler gegen sich heraufbeschworen hätten, so daß die Gemeinde mit seltener Uebereinstimmung den Beschluß gefaßt habe, nicht eher zu ruhen, bis sie nicht an den obbesagten Freibeutern das jüdische Vergeltungsrecht: „Aug um Aug; Zahn um Zahn" vollzogen habe. Unser Ober-Jägermeister schien den tiefgewurzelten Haß der Mergler gegen die angeklagten „Störenfriede" zu theilen, denn noch denselben 14. Mai ordnete er auf 1 Uhr Nachmittag die erbetene Treibjagd an. Ungefähr 30 Treiber und 18 Schützen machten sich auf den Weg nach der ¾ Stunden entfernten „Reitschwart," wo die Wölfe campiren sollten. Alles nahm in gehöriger Stille seinen Posten ein, und harrte des großen Augenblickes. Endlich erdröhnte der Signalschuß — die Treiber mit 30 gesunden Kehlen schlugen Apell, der in unartikulirten Tönen weithin im Walde erschallte. — Eine kurze Pause und einzelne Schüsse aus der Schützenlinie verkündeten, daß die verschiedenen Waldbewohner aus ihrer Lethargie erwacht seien; und wirklich marschirten einzelne Füchse und Hasen im forcirten Sturmschritte daher und dahin, alle schußsicher für heute, weil sie nicht auf der Liste der in die Reichsacht erklärten Thiere standen. — Die Treiber lärmten immer näher — die gehetzten Wölfe näherten sich mit jedem Schritt dem Grabe. — Ein todesmatter Fuchs der so echauffirt war, daß er blutige Thränen weinte, bildete die Avantgarde von einem stattlich ausgewachsenen Wolfe, der in Angst und Schrecken bald rechts, bald links defilirte und zuletzt wie besessen dem besten Schützen entgegenstürmte. Puff! Puff! da lag das Ungethüm, von 9 Wunden durchbohrt, und

hauchte sein ruchloses Leben aus. Es wurde unter zeitgemäßen Jubiliren zu den Wägen geschafft, wohin Alles eilte. Auf die Frage, was denn Alles gesehen worden sei? antwortete ein Stern erster Größe unter den Schützen Großschenks: Er habe auf einen viel größern und brauner ausschauenden Wolf, als der zu Fall gebrachte sei, geschossen und derselbe sei auf den Schuß etwas zusammengenickt. Zum Beweise des Gesagten zeigte Er ein mit frischem Blut geröthetes Büschel Blätter vor. Es war also jedenfalls ein zweiter Wolf zur Leiche gemacht worden. — Der betreffende Schütze kehrte mit einigen Treibern in den Wald zurück zur Verfolgung der Blutspur, die andern Schützen mit der gemachten Beute eilten nach Hause. Vor Großschenk wurden zwei gelungene Salven in die Luft geschossen, im Paradeschritt mit Sang und Klang der erlegte Meuchelmörder durch die Gasse getragen und dem Helden des Tages ein Kranz von Flieder und brennende Lieb um den Hut gehängt und ich bin am Ende. Doch nicht! Nach ungefähr 8 Tagen fand man den gesuchten zweiten Wolf, schon halb in Verwesung. Der erste war eine Wolfsmutter mit 3 Jungen. Das Reich der Wölfe hat also aufs Neue einen herben Verlust von 5 Mitbürgern erlitten.

Ein Magnetiseur in Kronstadt.

Herr Doktor Malatides aus Pest verspricht bei dem bevorstehenden Markt durch eine kleine aber inhaltsschwere Annonze nach Anwendung des Galvano-Elektro-Magnetismus Heilung allen Leidenden, die u. a. mit Gicht, Hektik, Wassersucht, Krebs, schwarzen Staar, Stein, Vergiftung, Brüchen, Ueberbein, Skropheln, Dyskrasie, Bleichsucht, Unfruchtbarkeit, Lustseuche, Ausschlag u. s. w. behaftet sind. — Im Interesse der Wissenschaft und zur Wahrung des Credits, welchen sich die Elektrizität als Heilmittel in der Medizin mit Recht erworben hat, fühle ich mich veranlaßt auf jene vielversprechende Annonze des Herrn Malatides folgende Erklärung abzugeben:

Die weltberühmteste medizinische Lehr-Anstalt zu Wien erklärt die Anwendung des Magnetismus als Heilmittel für Marktschreierei. Dagegen wendet man an der Wiener u. a. medizinischen Lehranstalten die Elektrizität als Heilmittel mit Erfolg an bei Lähmungen, Krämpfen, Anästhesien, Neuralgien, Rheumatismus, Schwerhörigkeit u. s. w. — In eben nur diesen Fällen gebrauchen auch, mit der Anwendung der Elektrizität sich beschäftigende, rationelle Aerzte die Elektrizität als Heilmittel und auch ich wende dieselbe bei den letzteren Krankheitsformen mit Erfolg an, wobei ich den volta-elektrischen Induktions-Apparat nach Duchenne benütze, welcher auch an der Wiener medizinischen Lehranstalt Eingang gefunden hat.

Weder eine anerkannt medizinische Autorität, noch weniger aber die medizinische Wissenschaft hat jedoch in den vom Herrn Malatides angekündigten, obenbenannten Krankheitsformen die Anwendung der Elektrizität als Heilmittel anempfohlen, und Herr Malatides könnte, wenn seine Kunst nur einigermaßen sich bewähren würde, in London, Paris oder Wien durch die Heilung nur einzelner obiger Krankheitsformen mittelst der Elektrizität oder dessen Galvano-Elektro-Magnetismus mehr verdienen als in einer Provinzialstadt, wenn gleich sich auch hier mancher Patient findet, der in der Verzweiflung fünf Gulden C.-M. für Eine magnetisirende Sitzung bezahlt.

Kronstadt, den 6. Juni 1858.

Doktor Müller.

Mannigfaltiges.

* Dem deutsch-katholischen Geistlichen Pfarrer Hieronymi aus Darmstadt, welcher zugleich auch in Mainz jede zweite Woche predigte, ist die fernere Ausübung seines Amtes wegen seiner Schrift: „Die Wiederbelebung des Teufels in Darmstadt, ein Beitrag zur Lösung der alten Frage, Vernunft oder Glaube!“ — Die Ultraisten der Altlutheraner in Baiern wollten in Erlangen einen Kirchentag abhalten, was das Oberconsistorium, um jede Spaltung zu verhindern, nicht gestattete.

* Aus Kopenhagen ertönen laute Klagen über den schlechten Geschäftsgang der Gewerbe. Hunderte von Maurer, Tischler, Zimmerleuten sind Brot- und beschäftigungslos gerade während der günstigsten Jahreszeit. Man ist rathlos darüber was mit diesen Arbeitern geschehen soll.

* Als englisches Gegenstück zu der Pariser Duellgeschichte haben wir den Bericht einer Boxerei, einer Todtprügelei um Geld, aus der Nähe von Gravesend. Der Einsatz war 100 Pfd. St., und die löbliche Sippschaft der Faustkämpfer hatte sich von London per Eisenbahn auf den Schauplatz begeben. Es gibt keine Worte, um diese Barbarei, diese scheußliche Bestialität gebührend zu schildern. Einer der Helden ist todt, ein anderer soll am Sterben sein. Als die Schwiegermutter des Getödteten ihn im Spital besuchte, fand sie einen unförmlichen Wulst von Fleisch und Muskeln, grün und blau, gelb, schwarz und roth aussehend, alle gewöhnlichen Formen des Gesichts, des Kopfes und Halses ins unerkennbare verunstaltet. Der Getödtete hatte eigentlich mit der ersten Wette nichts zu thun. Einer der Vertragsfechter war zufällig verhindert; das „Volk“ murrte, und wollte sein Schauspiel haben, da ließ der junge Novize sich alberner Weise bereden in den Kreis zu treten und sich mit einem alten Boxer von Profession zu messen. Das Ende war, daß er seine Tollkühnheit mit dem Leben bezahlte. Noch ist der Thäter nicht ergriffen, aber er ist so „berühmt,“ daß er den Häschern schwerlich entgehen kann, und mag ein minder glorreiches Nachspiel zu gewärtigen haben.

* Rom, 26. Mai. Eine schamlose Betrügerei unter geistlicher Firma ist fast im ganzen Kirchenstaate betrieben worden, wobei sogar untergeschobene Cirkulare von Bischöfen ihre Rolle mitspielten. Eine Gesellschaft von Gaunern gab vor, vom Pater Generalis der Augustiner mit einer allgemeinen Geld-Collekte beauftragt zu sein, welche für die seit einiger Zeit angefangene Restauration der Ordenskirche verwandt werden solle. Die Emissäre der Gesellschaft machten überall gute Geschäfte, weil die genannte Kirche in Rom das Sanctuarum einer Madonna einschließt, welcher in ganz Italien die allgemeinste Verehrung gezollt wird.

* (Lieber nicht Französisch werden.) Die Schilderungen der gegenwärtigen Zustände Frankreichs, wie sie sich nun schon seit Jahr und Tag in der englischen Presse finden, scheinen nicht ganz

ohne Wirkung selbst in Irland geblieben zu sein, wo eine große Partei, alter Unbill eingedenk, so gerne die Partei Frankreichs gegen England nimmt, wo oft Freudenartikel abgefeuert werden, wenn England am Cap oder in Indien eine Schlappe erleidet. Selbst Smith O'Brien, einer der heftigsten irischen Kampfhähne, der erst kürzlich aus einer Verbannung wegen hochverrätherischer Umtriebe zurückgekehrt, sieht sich jetzt zu dem Geständniß veranlaßt, daß er für seine Person, trotz diesem und jenem, lieber ein englischer, als ein französischer Irländer sein will. Er gibt zu, daß Irland unter dem protestantischen England bei weitem freier ist als es unter dem despotischen Regimente im glaubensverwandten Frankreich je geworden wäre. Er hat — wie so erst heute, ist schwer zu begreifen — aus den Büchern der Weltgeschichte die Wahrheit herausgefunden, daß eine französische Eroberungsarmee den Irländern eben so wenig wie früher den Spaniern oder Italienern die „Freiheit" in's Haus bringen würde, und er gesteht, daß er sehr gerne 300,000 Irländer zu den Waffen greifen sähe, sollte es den französischen Obersten gelüsten, sich Irland zum Kampfplatz gegen England zu erlesen. Freilich müßte Irland für diese Hülfe in der Noth von England später sein altes eigenes Parlament zurückfordern. Unnöthig zu sagen, daß die Irländer in ihrer großen Mehrheit mit der Betheiligung am britischen Parlament sehr zufrieden sind.

* Die Mormonen in Utah sind von den Truppen des Gouverneurs Cummings überwältigt worden. Sie haben deshalb die Waffen niedergelegt, Utah geräumt und sind nach den weißen Bergen ausgewandert, um dort neue Niederlassungen zu gründen.

* Aus Madrid wird gemeldet, der Exrevolutionär Mazzini habe einige Tage in Madrid zugebracht, als ihm aber ein französischer Polizeiagent zu nahe an den Leib gekommen sei, habe er das Weite gesucht und sei spurlos verschwunden. — In Spanien hat man neue Verschwörungen entdeckt. Eine revolutionäre Gesellschaft hat sich gebildet. Man fürchtet einen Losbruch während des Aufenthaltes der Königin in Saragossa. In Valencia wurde eine Höllenmaschine entdeckt, aber den Verfertiger konnte man nicht erforschen. — Die Reise der Königin von Aranjuez nach Alicante ist ein wahrer Triumphzug gewesen. Das Volk empfing seine Monarchin mit großer Begeisterung.

* Baron Rothschild hat außer dem Haupttreffer mit 70,000 fl. der Graf Genois-Loose bei derselben Ziehung noch einen zweiten Treffer zu 3000 fl. gemacht.

* In der städtischen Verwaltung von Newyork sind kürzlich so grobe und offenbare Diebstähle der Behörden zu Tage gekommen, daß einem ehrlichen Manne der Verstand davor still stehen kann. Der Gesammtbetrag der Summen, die seit Jahren durch Konnivenz der Behörden aus der Stadtkasse gestohlen worden sind ist mit jährlich 2 Millionen Dollars eher zu niedrig als hoch angesetzt. Die Lokalpresse ergeht sich in den üblichen Superlativen der Entrüstung; da aber auch diese nicht ausreichen, meint die „Newyorker Abendzeitung", so thut man am besten, einmal den Standpunkt umzudrehen: „Man hat bisher im Allgemeinen angenommen", daß die städtischen Steuern einen Aggregatbeitrag zum gemeinsamen Besten vorstellen sollen. Dann müßte man freilich über jeden Dollar fluchen, der diesem Zwecke entzogen wird, um in die Taschen unredlicher Beamten zu wandern. Aber die richtige Auffassung ist wohl eine andere. Man muß jene Steuern in demselben Lichte betrachten, wie den Sundzoll und die Geleitgelder, welche die Raubritter des Mittelalters von friedlichen Kaufleuten und Gewerbetreibenden erpreßten. In diesem Lichte betrachtet, sind sie wahrhaftig nicht sehr groß. Sie sind alsdann ein an gewerbsmäßige Straßenräuber gezahltes Abstands- und Loskaufsgeld. Die Tausende und Zehntausende der verworfensten Individuen, der eigentlichen Lanzknechte und Armagnazen, welche die Heerschaaren unserer Handwerks-„Politiker" bilden, könnten, das ist ganz sonnenklar, einem so großen und reichen Gemeinwesen, wie die Stadt Newyork ist, alljährlich einen Schaden von vielen, vielen Millionen Dollars zufügen. Könnten diese Rotten bei der hier herrschenden vollkommen bürgerlichen Freiheit nicht gleich den Lanzknechten des Mittelalters hausen, die friedlichen Bürger brandschatzen und ausplündern nach Herzenslust? Gewiß. Nun gut, aber die Kondottieri, die Heerführer jener Banden, sorgen dafür, daß es nicht geschieht; sie lassen sich von den Bürgern der Stadt ein für allemal ein anständiges Lösegeld, eine Art von Sundzoll zahlen, befriedigen damit ihre Banden und der bürgerliche Verkehr bleibt ungestört. Die Generale erhalten Aemter, die ihre 30,000 bis 100,000 Doll. jährlich einbringen; die Stabsoffiziere Sekretärs- und Schreiberstellen, deren Einnahme sich immerhin in die Tausende beläuft; die Unteroffiziere werden Konstabler, Polizisten, Marktaufseher, Laternenanstecker, Glockenläuter ꝛc. und die Gemeinen werden mit zahllosen „Treats", mit Fässern Branntwein oder Bier, gelegentlich auch mit einer Handvoll Banknoten oder „small change" besoldet. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, sieht die Sache wahrlich nicht so schlimm. Die 4 oder 6 Millionen, welche die Bürger der Stadt Newyork jährlich mehr steuern, als zur Verwaltung der Kommune nothwendig ist, sind das „Geleitsgeld", welches an das permanente Raubrittertum bezahlt wird; eine Art von Versicherungsprämie gegen den Krieg Aller gegen Alle in seiner rohesten und ursprünglichsten Gestalt. Als solche angesehen, sind sie wirklich sehr wohlfeil, viel wohlfeiler als die im Mittelalter erhobenen Wegezölle und Tribute. Diese Auffassung der Sache klingt etwas zynisch, allein so viel ist ganz sicher, daß sie bei einem sehr großen Theile des Publikums, namentlich bei den wohlhabenden Kaufleuten herrscht, die sich grundsätzlich nie an einer Wahl betheiligen. Sie denken, daß das gezahlte Lösegeld im Grunde genommen kein drückend hoher Preis für eine so vollkommene bürgerliche und persönliche Freiheit ist, wie sie sonst nirgends in der Welt existirt."

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 69. Freitag, den 11. Juni. 1858.

Züge aus dem Privatleben des Feldmarschalls Suwórow.

(Fortsetzung)

Im Winter war in Suwórow's Schlafzimmer eine so große Hitze, wie sie nur in einem Schwitzbade möglich ist. Er ging immer nackt und taktmäßig in dieser Stube herum. Wenn er sich eine Sommerwohnung nahm, mußte auch ein Garten nebenbei sein; denn er war gewöhnt, in den Tagen des Sommers, vor und zuweilen nach dem Essen, eine Stunde im Grünen herumzuspringen. Bei dieser Motion trug er nichts als ein Paar kannevasne Beinkleider und Stiefeln. Geschah diese „wohlthätige Bewegung" nach dem Essen, so legte er sich darauf schlafen. Das Schlafzimmer seiner Kammerdiener mußte sich neben dem seinigen befinden. Die Bade- oder Schwitzstuben *) besuchte er viermal im Jahre, und da mußte eine solche Hitze Statt finden, wie sie nicht jeder Russe aushalten kann; er aber ertrug sie leicht und mit Lust.

*) Die Bade- oder Schwitzstuben sind ein großes Bedürfniß des Russen. Die Meisten besuchen sie einmal wöchentlich. Da ist fast kein Bauer, der neben seiner Hütte nicht eine Badestube hätte. Diese allgemeine Gewohnheit des russischen Volkes ist Ursache, daß der russische Soldat im Auslande, wo er dies Bedürfniß nicht leicht befriedigen kann, so manchen Krankheiten ausgesetzt ist. In allen Hauptstädten Rußlands, besonders aber in den beiden Residenzen, sind eine Menge solcher Badstuben errichtet und für Jedermann geöffnet, der für eine Kleinigkeit Geld baden und schwitzen will. Diese Bade- oder Schwitzanstalten bestehen in der Regel aus 3 Stuben. Die erste derselben ist zum Aus- und Ankleiden, in der zweiten, die nicht mehr als 20 bis 25 Grad Hitze enthält, befinden sich die Röhren mit kaltem und heißem Wasser und mehre Bänke mit hölzernen Kopfkissen, worauf man sich legt, wenn man sich den ganzen Körper mit einem Seifenwisch bestreichen lassen will. Zu diesem Dienste stehen die Banschtschiks bereit, Knechte der Anstalt, die Einen für ein besonderes Trinkgeld ganz gehörig einseifen und abstreichen. Die dritte Stube enthält den eingemauerten Kessel mit siedendem Wasser und einem Haufen Backen, die sehr heiß sind. Auf derselben Seite befindet sich das Lager aus Brettern, einer hohen Schuster- oder Schneiderpritsche ganz ähnlich, zu welcher 4 bis 6 Stufen führen. Je höher man hinaufsteigt, desto heftiger empfindet man die Hitze, und oben auf der Lagerstatt kann es nur ein starker und an's Schwitzen sehr gewöhnter Mensch aushalten. Der echte Russe kauft sich einen flachen Besen aus Birkenreisern mit dem Laube, geht in die dritte Stube und peitscht sich damit tüchtig durch oder er läßt es durch einen Banschtschik thun. Darauf ersteigt er die Pritsche und schwitzt, daß ihm das Wasser vom ganzen Körper rinnt. Einmal versuchte ich, oben auf der Lagerstatt zu schwitzen, es war eine furchtbare Hitze. Es kam noch ein Russe dazu, der sich auch oben niederlegte und dem es noch nicht heiß genug war, weßhalb er einem Banschtschik befahl, einen Eimer Wasser auf die fast glühenden Backen zu gießen. Plötzlich entstand eine Hitze, daß ich fast ohnmächtig wurde. Ich machte mich geschwind von dem Lager; der Kerl aber blieb oben liegen und sagte: „Ach, kak slawno" (ach, wie ist es herrlich hier)! Hat er nun genug geschwitzt, so geht er in die zweite Stube, läßt einen Banschtschik kommen und streckt sich auf eine der Bänke aus. Der Banschtschik nimmt einen Wisch aus Birkenrinde, die grobem Hanf ähnlich ist, tunkt ihn in warmes Wasser und reibt ihn mit Seife an. Und nun wird der Ausgestreckte nach Banschtschikart förmlich magnetisirt. Ist diese Handlung vollendet, so wird der Gewaschene mit einigen Eimern kaltem Wassers übergossen. Hat der Russe sich ein Erkaltungsfieber, eine Verrenkung der Glieder oder sonst ein Uebel zugezogen, so sagt er: „Man muß in die Badstube gehen!" Und das thut er auch, schwitzt und läßt sich tüchtig streichen. Diese Verfahrungsart hat größtentheils einen guten Erfolg; nicht selten jedoch auch einen schlimmen, denn nicht jeder Anfang einer Krankheit läßt sich durch Schwitzen und Reiben mit einem Seifenwisch unterdrücken.

Als Kaiser Paul i. J. 1798 Suwórow fragte, welche Streitkraft er haben müsse, um die Franzosen wieder aus Mantua zu vertreiben, antwortete er: „fünfzigtausend Kosackenkantschue." — Er saß auch auf einem kleinen Kosackenpferde, einen Kantschu in der Hand, als er in Mantua einritt.

Suwórow hatte vier Diener, die ihn zu Hause stets umgaben. Bei der Aufstellung von Suwórow's Standbild wurde sein erster Kammerdiener Procher Dúbassow in den Adelstand erhoben und ihm eine Pension von 1500 Rubeln jährlich ausgesetzt die er auch bis an seinen Tod genossen (er starb 1823 im 81sten Lebensjahre). Der zweite Kammerdiener war der Sergeant Iwan Sergéi, dem wir die Schilderung dieser Züge Suwórow's zu danken haben. Er trat im Jahre 1784 in des Feldherrn häuslichen Dienst, und befand sich später bei dessen Sohn, Arkadius Alexandrowitsch, der seinen Tod in demselben Flusse fand, welcher Ursache war, daß sein Vater den berühmten Beinamen: „Rymnikskij," erhielt, der dritte Kammerdiener war der Sergeant Sidrow, und der vierte war ein Wundarzt.

Suwórow schlief gewöhnlich auf dem Rücken liegend, eine Lage, die nicht selten Ursache seiner ängstlichen Träume war, von denen er gar oft heimgesucht wurde. Schrie er im Traume, so

Digitized by Google

mußte er augenblicklich aufgeweckt werden, weil er behauptete, daß auf diese Art schlimmen Folgen vorgebeugt werden könnte. Einmal fragte er den zweiten Kammerdiener, der gegen Mitternacht zu ihm in's Zimmer trat, seinen Herrn plötzlich aufzuwecken: „Habe ich denn geschrieen?“ — „Ja, Ew. Erlaucht!“ — „Warum hast du mich denn nicht sogleich geweckt?“ — „Es geschah ja sogleich, als Ew. Erlaucht zu schreien geruheten!“ sagte der Kammerdiener. Suwórow wollte jedoch dieser Aussage keinen Glauben beimessen, er behauptete das Gegentheil hiervon. Der Kammerdiener bestand aber auch auf seinem Rechte, er kannte seine Ordre und wußte, daß er seine Pflicht gethan hatte, deßhalb entstand ein heftiger Wortwechsel. „So rufe Tischtschénko hierher!“ sagte Suwórow. Tischtschénko, ein Kleinrußländer, der weder lesen noch schreiben konnte, war Adjutant bei ihm, und mußte in dergleichen Streitigkeiten den Schiedsrichter machen.

Suwórow war kein Freund von den gewöhnlichen Hausthieren, daher duldete er auch keins in seinem Gebiete; begegnete er aber einem solchen auf dem Hofe, so schmeichelte er ihm auf eigenthümliche Art. Sah er z. B. einen Hund, so bellte er ihn an, sah er eine Katze, so miaute er, und sah er einen Hahn, so krähete er. Suwórow ahmte die Laute dieser Thiere auf eine unglaublich natürliche Art nach. Einmal gab er vor einer Schlacht mit den Türken die Ordre, aufzubrechen, sobald der Hahn krähe. Da man damals das ausgezeichnete Krähtalent des Feldherrn noch nicht kannte, so wunderte man sich nicht wenig über solche Ordre, zumal in der ganzen Gegend kein Hahn vorhanden war. Man harrte jedoch mit der größten Aufmerksamkeit auf dieses Signal. Plötzlich krähte der Hahn laut und hell! — Suwórow war es, der da krähte.

Wie manchem Berühmten und Nichtberühmten gereicht es zum größten Vergnügen, wenn alle Welt sein Bildniß besitzt. Bei Suwórow fand man diese Eitelkeit nicht, denn Niemand konnte ihn bewegen, sich malen zu lassen. Doch endlich brachte es die Kaiserin Katharina II. dahin, daß er einem Maler saß, weil sie beschlossen, sich nach dem Portrait des berühmten Erstürmers von Rustschuk und Praga ein Brustbild anfertigen zu lassen, was denn auch geschah. So duldete er auch keinen Spiegel im Hause; kam er irgendwo hin, wo ein solcher hing, so mußte er augenblicklich verhüllt werden. „Gott soll mich behüten, einen zweiten Suwórow zu sehen!“ sagte er. Er war auch kein Liebhaber von Uhren, und nie hatte er eine Taschen-, Wand- oder Tischuhr. „Der Soldat muß ohne Uhr die Zeit wissen,“ pflegte er zu sagen. Im Winter wie im Sommer trug Suwórow keine andere als zwirnene Strümpfe. Ein Feind der Aerzte, sagte er zu kranken Offizieren, die sich bei ihm meldeten, um ins Hospital zu gehen: „Geht nicht in's Armenhaus, da gibt man Euch zwar am ersten und zweiten Tage gutes Essen und weiches Lager; aber am dritten Tage gibt man Euch einen Sarg. Vertraut Euch nicht den Aerzten an, es sind privilegirte Menschentödter! Ich aber weiß für Euch einen bessern Rath: wenn Ihr krank seid, so trinkt ein Glas Schnapps mit Pfeffer, darauf gehet, laufet, springet und wälzt Euch herum, so werdet ihr gesund.“

Während des Krieges mit den Türken und überhaupt auf langen beschwerlichen Märschen stieg Suwórow, wenn es Raststunde war, vom Pferde und wälzte sich im Grase herum; auf dem Rücken liegend und die Beine in die Höhe kehrend, sagte er: „Das ist die gesündeste Bewegung, so zieht das Blut aus den Füßen. Kinder, macht es auch!“ Die Soldaten folgten nun größtentheils seinem Beispiele.

Suwórow rauchte niemals Tabak, dafür schnupfte er aber sehr stark. An gewöhnlichen Tagen trug er eine einfache goldene Dose bei sich; an Sonn- und Festtagen trug er eine, die mit Brillanten und dem Bildnisse der Kaiserin geschmückt war, oder auch eine von denen, die ihm Kaiser Joseph und andere Monarchen geschenkt hatten. Er sah es sehr ungern, wenn Jemand eine Prise von ihm verlangte. Nur der Fürst Wolkónßkij, den er liebte, hatte das Vergnügen, mit ihm gemeinschaftlich zu schnupfen. Er pomadisirte sich gern, auch war er ein großer Freund von wohlduftenden Wassern, mit denen er täglich seine Kleider benäßte. In seinem Schnupftuche hatte er immer einen Knoten, der mit wohlriechendem Wasser angefeuchtet war. So lange Suwórow lebte, duldete er niemals ein Frauenzimmer in seinem häuslichen Dienste. Er starb im 71sten Jahre seines Alters zu St. Petersburg (1800), tief betrübt über die Ungnade des Kaisers Paul, in die er gerathen war. (Forts. folgt.)

Volkswirthschaftliche Rundschau.

†† Die Wiener Handelskammer hat sich bei dem österreichischen Konsul in Konstantinopel angefragt, auf welche Art und Weise neue und günstige Handelsbeziehungen mit der Türkei von Seite der Wiener Geschäftswelt angeknüpft werden könnten? Die Antwort des Herrn Konsuls, welche in den Wiener Handels- und Börsenzeitung enthalten ist, möge auch unseren siebenbürgischen Geschäftsleuten, deren Vorfahren, wie die Geschichte deutlich nachweist, jenen Handel ausschließlich in Händen hatten, als ein Fingerzeig dienen, das hier Gesagte nicht nur zu beherzigen, sondern auch zu befolgen. Die Ansichten des Herrn Konsuls über das Anknüpfen von Handelsbeziehungen mit der Türkei lauten folgendermaßen: Eine langjährige Erfahrung habe gezeigt, daß auf dem Wege der einfachen Musterzusendung und Verkaufs-Kommissions-Ertheilung in der Regel wenig Ersprießliches für den österreichischen Absatz nach dem Oriente erzielt wird. Der levantische Markt sei allerdings an und für sich lockend und lohnend; allein zur praktischen Ausbeutung der natürlichen Vortheile gehöre eine genaue Kenntniß der dortigen Verhältnisse, Vertraulichkeit mit dem Geschmacke der Konsumenten in Bezug auf Qualität, Facon, Farbe und Appretur der Waare, Gewandheit im Verkehr mit den dortigen schlauen Kaufleuten, Umsicht im Verkaufe, die bald zur strengen Beschränkung der Barverkäufe, bald zur Bewilligung ausgedehnten Kredites führt, Geduld und Beharrlichkeit bei den Inkassi, Vorsicht bei den Remittirungen: Kurz, wer im Oriente mit Vortheil arbeiten will, müsse sich persönlich oder durch vollkommen vertrauenswürdige Agenten orientiren, die dortigen Handelsplätze genau studiren, seine Verbindungen selbst anknüpfen, mit Kleinem anfangen, einzelne Verluste zu verschmerzen wissen, sich zur rechten Zeit schadlos halten. Auf diese Weise haben Engländer, Fran-

zosen und Schweizer in der Türkei trefflich rentirte Geschäfte gegründet, während die Oesterreicher sehr zurückgeblieben sind und viele ihrer bisherigen Versuche nur zu Verlusten, manchmal sogar zum offenbaren Ruin geführt haben, und zwar hauptsächlich deshalb, weil die Unternehmer auf unsichere Kommissionäre sich verlassen haben.

Die französische Regierung biethet alles Mögliche auf um durch den Aufschwung der Börse oder des Handels die Geschäfte wieder zu beleben und aus der allgemeinen Geschäftsstockung herauszukommen. Zu diesem Zwecke hatte der Minister des Innern, General Espinasse, ein Rundschreiben erlassen, alle Kapitalien welche von französischen Wohlthätigkeitsanstalten in Grund und Boden angelegt sind, in Rentenverschreibung umzuwandeln. Eine heftige Opposition ist gegen die Ansicht des Ministers aufgetreten und der Wunsch der französischen Regierung dürfte kaum realisirt werden. Auf die Börse hat das Rundschreiben Espinasse's die gewünschte Wirkung nicht gemacht, und die Flauheit hat noch wie vor an der pariser Börse die Oberhand behalten. Die französische Finanzpolitik wirft sich mit Hast auf einzelne Industriezweige um selbe zu heben und damit der Geschäftsstockung zu entgehen. Heute sind es die Eisenbahnen, morgen die Baumwollgewebe, übermorgen ein anderer Gegenstand, dem man aufhelfen will. Das klingt wohl alles recht schön, bleibt aber ein Fehler, weil Frankreich immer neue Fragen aufs Tapet bringt, die nothwendig einen allgemeinen Druck auf Börse nnd Handel ausüben müssen und die Welt trotz des Wahlspruches Napoleons: „Das Kaiserreich ist der Friede," die Welt nicht zur Ruhe kommen lassen. Ueberall will Frankreich regeln, ordnen, beschützen, man denke an die Türkei, an die Donaufürstenthümer, an Montenegro u. s. w. und man wird den Schlüssel leicht finden, warum sich die Geschäfte nicht beleben wollen und das allgemeine Vertrauen nicht zurückkehren will!

Der französische Gesandte in Konstantinopel, Hr. v. Thouvenel, hat die Hauptrepräsentanten des französischen Handelsstandes in Konstantinopel zusammengerufen und ihnen bekannt gegeben, sich in keine größere Geschäftsunternehmungen am Konstantinopler Platz einzulassen, und darauf bedacht zu nehmen, daß die Lage der Dinge jeden Augenblick einen Umschwung nehmen könnte. Solche Vorgänge sind gewiß nicht geeignet, der allgemeinen Geschäftskrise ein Ende zu machen.

Literatur.

Im Druck von Josef Drotleff in Hermannstadt erschien soeben, und ist zu haben in Commission bei Samuel Filtsch in Hermannstadt, Johann Gött in Kronstadt, Stein in Klausenburg: „Wohlgemeinte Rathschläge über den Nutzen der Segregation der Hutweiden, Wälder und Rohrschläge, des Forstpatentes und der Commassation vom Standpunkte der siebenbürgischen Landwirthschaft verfaßt und dem löblichen Klausenburger Landwirthschafts-Vereine hochachtungsvoll gewidmet von Karl Sigerus, Mitglied des Klausenburger Landwirthschafts-Vereins."

Nach einem fast an Auerbachs Dorfgeschichten erinnernden Eingang, der uns den Schauplatz, das vormalige unterthänige Dorf Dreistern, und die Sprechenden, nemlich den Ortspfarrer, Dorfrichter, die Aeltestgeschwornen u. s. w. kennen lehrt, wird in fortlaufendem Dialog das kaiserliche Patent vom 21. Juni 1854, womit mehrere Bestimmungen zur Durchführung der Aufhebung des Urbarial-Verbandes und der Entlastung des Grund und Bodens, so wie zur Regelung der hiedurch geänderten Beziehungen zwischen den ehemaligen Grundherren und ihren gewesenen Unterthanen und Grundholden und der diesfälligen gegenseitigen Besitzverhältnisse angeordnet werden, besprochen und Schritt für Schritt dasselbe erklärend durchgegangen. Das Schriftchen zeichnet sich nicht nur durch eine klare Auseinandersetzung des Gesetzestextes, sondern auch dadurch aus, daß die das Volk besonders angehenden Bestimmungen desselben deutlich hervorgehoben, lichtvoll gewürdigt, ja selbst die von den Bauern, man weiß oft nicht woher, geholten Einwürfe und Einwendungen sehr glücklich gezeichnet und siegreich beantwortet werden. Auch läßt sich aus dem kleinen Werke Manches über die Zustände der speziell siebenbürgischen Landwirthschaft ersehen. Es ist wünschenswerth, daß dasselbe die weiteste Verbreitung finden möge. Der Preis ist 30 kr. C. M.

Mannigfaltiges.

* Die Wiener Handelskammer schlagt eine neue Konkursordnung vor. . . . Es ist eine allbekannte Sache, sagt sie, daß die Rechnungen des Konkursmassa-Vertreters einen bedeutenden Theil des Krida-Vermögens verschlingen, und was auf die Gläubiger entfällt, ist in der Regel sehr wenig. . . . Donnerwetter, das ist abscheulich von der Kammer! Soll denn bei einer solchen Krida Niemand mehr etwas verdienen können?! (Neu-Wien.)

* Der Handels- und Gewerbverein in Hanau hat zwei Petitionen bei der kurfürstlich hessischen Regierung eingereicht, damit diese die Bestimmungen über den Zinswucher aufhebe und jeden Kapitalisten so viel Prozenten nehmen lasse, als ihm beliebt, und die Zunftverfassung abschaffe und Gewerbefreiheit einführe. Die Regierung hat erklärt, die Gesetze gegen den Zinswucher, sowie eine vernünftige Zunftverfassung sei dem Staate und seinen Bürgern sehr heilsam, und sie könne den Gesuchen keine Folge geben.

* Die preußischen Zeitungen nehmen einstimmig das Wort zu einer Vermehrung der preußischen Marine. Dieselbe soll auf eine der Nation würdige Art vermehrt und jede Knauserei aufgegeben werden. Auch die österreichische Marine muß tüchtige Fortschritte machen um jene der Seemächte zweiten und dritten Ranges einzuholen ehe es zu spät wird. Die k. k. Armee zu Land steht in erster Reihe aller Kriegsheere der Welt und jeder Patriot muß wünschen, daß es auch zur See so aussehen sollte.

* Der Zustand des Königs von Preußen scheint unheilbar zu werden. Es hat deshalb kürzlich ein Konsilium der renommirtesten Aerzte stattgefunden. Der Leibarzt Dr. Schönlein hat sich gerade darüber offen ausgesprochen, erregte aber mit seinem Urtheil einen großen Anstoß, weßhalb er seine Stelle als Leibarzt des

Königs niederlegt und sich nach Naumburg zurückzieht. Man glaubt Dr. Frerichs werde königl. Leibarzt werden. Alex. v. Humboldt ist auf ausdrücklichem Wunsch des Königs nach Potsdam übersiedelt, hat im Schlosse Wohnung genommen, um an der Seite des kranken Monarchen eine Zeit zu verbleiben.

* Ein Berliner Schneider ist von der Leidenschaft besessen, daß er die Mußestunden, welche ihm das Ausbessern alter Kleidungsstücke übrig läßt, dazu anwendet, allen Scharfrichterknechten, welchen er begegnet, unermüdlich von Straße zu Straße zu folgen, aber nicht etwa, um ihnen seine Zu-, sondern seine Abneigung auszudrücken. Eine besonders günstige Gelegenheit, diese seine „spezielle Malice" auszudrücken, bieten ihm die Wochenmärkte, welche bekanntlich von den Leuten des Scharfrichters observirt werden müssen, um alle Hunde, mit und ohne Maulkorb, welche dort umherlaufen, wegzufangen. Hier stellte er sich, sobald er einen solchen Knecht erblickt hat, und er kennt sie aus seinen vielfachen Beobachtungen sämmtlich von Person, mit verschränkten Armen vor ihnen auf, mißt sie von Kopf bis zu Fuß, und sucht durch seine Mienen das auszudrücken, was er bei ihrem Anblick empfindet, aber nicht auszusprechen wagt. Hat er dies Gelüste auf einem Wochenmarkte genugsam befriedigt, so wandert er nach einem anderen, um dort in gleicher Weise seine Antipathieen auszudrücken. Vor einiger Zeit brach sich diese sonst stumm bleibende Abneigung aber doch gewaltsam Bahn. Als nämlich einer jener Knechte einen der näschigen Vierfüßler auf einem Wochenmarkt umherlaufen und einem Schlächter ein Stück Fleisch stehlen sah, wollte er hinzuspringen, um den Räuber zu fangen; der Schneider aber, der nicht allein mit inniger Freude die Bewegung des Hundes verfolgt, sondern auch dessen Feind aufmerksam beobachtet hatte, verhinderte den Ueberfall, indem er rasch zwischen Verfolger und Verfolgten sprang, wodurch letzterer auch glücklich entkam, er aber durch das heftige Anprallen mit dem Knecht zur Erde stürzte. Hier hieß es also wie in jenem Liede: „wie der Hund mit der Wurst über'n Rinnstein sprang, der Schneider aber mit dem Knecht sich rang." Obgleich der Schneider damals nicht ohne Strafe davon kam, so setzt er seine Observationen der Scharfrichter doch ruhig fort und mußte erst diese Tage als müßiger Umhertreiber von einem der hiesigen Märkte entfernt werden.

* Der „Nord" bringt wahrhaft niederträchtige Korrespondenzen aus Paris gegen Oesterreich, und die Türkei wird von diesem Blatte mit Spott und Hohn behandelt; die Brutalitäten der Montenegriner werden auf eine schamlose Weise geläugnet, beschönigt und als eine glühende Vaterlandsliebe, als christlicher Unabhängigkeitssinn dargestellt. — Aus Paris wird der Klln. Ztg. geschrieben, außer der „Independance" soll auch die „Times" und die „Kölnische Zeitung", überhaupt alle Blätter in Frankreich verboten werden, welche gegen die jetzige Regierung Opposition machen. Damit wird die Sache der Regierung nicht gefördert.

* Wie die Allgemeine Zeitung berichtet, hat der serbische Senat der protestantischen Gemeinde in Belgrad zum Bau einer Kirche 1000 Dukaten und als jährliches Gehalt für einen Geistlichen 600 fl. C. M. bewilligt.

* Der Vizekönig von Egypten soll unlängst eine Ansprache an die Großwürdenträger seines Reiches mit den Worten geschlossen haben: „daß in Egypten — ihn und sein Pferd ausgenommen — Alles bestechlich sei."

* In Bern sind vom schweizerischen Konsul in Rio Berichte eingelaufen, welche ein grauenvolles Bild der Rechtlosigkeit der Ansiedler in Brasilien entwerfen. Ohne jeden triftigen Grund, ohne jedes gerichtliche Urtheil wurden Leute aus den Kolonien fortgejagt, weil sie sich gegen den Dr. Haußer, den Abgesandten der brasilianischen Regierung wegen seiner Uebergriffe beklagten. Dr. Haußer bricht seine Kontrakte auf gewissenlose Weise und führt die Leute ins Verderben. Der schweizer Konsul in Rio ist der Ansicht jede Auswanderung nach Brasilien zu verbieten, indem die Auswanderungsagenten schmähliche Leute wären und die Auswanderer ins Unglück führten!

* (Hitze und Hungersnoth in Ostindien.) Das Thermometer zeigt (den Times-Correspondenzen zufolge) gegenwärtig im Schatten bis zum 108 Grad F. (34 Grad R.) die heißen Windströmungen, welche sich täglich um ungefähr 10 Uhr Morgens einstellen, und bis Sonnenuntergang dauern, sind nahezu unerträglich, da sie Wolken von dichtem Staub mit sich führen, der in alle Poren eindringt, das Blut in Wallung setzt, jede Anstrengung außerhalb der Zelle peinlich und den Aufenthalt innerhalb derselben unleidlich macht. Man glaubt sich vor die Gluth-Esse eines Hochofens versetzt zu sehen, und findet sich überdies einem fortwährenden unausstehlichen Gestanke ausgesetzt, den der Wind von den mit verwesendem Stoff bedeckten Sand-Ebenen mit dem Staube vermengt herbeiführt. Dazu kommt noch, daß die Getränke und Lebensmittel, sehr schlecht und überaus theuer sind. Fades Bier wird zu 24 Sh. das Dutzend Flaschen, eine bessere Sorte zu 30 Sh. verkauft. Ein Dutzend Flaschen ordinären Franzbranntwein wird mit 140 Sh., Genever fast eben so theuer bezahlt; trinkbarer Wein ist für Geld gar nicht aufzutreiben. Ein kleines zinnernes Behältniß mit Schiffszwieback kostet 1 Lstr. Das von Calcutta für die Truppen gelieferte Bier war so schlecht, daß es zurückgewiesen werden mußte. Es mangelt sehr an Regen; seit 2 Monaten sind nur zwei Zoll gefallen. Die Ernte leidet schon sehr und die Eingebornen fürchten die Fortdauer der Dürre, welche einen wirklichen Mangel an Lebensmitteln, wie er seit 80 Jahren nicht dagewesen ist, herbeiführen würde. In Assam ist der Punkt der Hungersnoth bereits beinahe erreicht und ebenso in dem schlecht angebauten Bezirk von Burdwan. Die Eingebornen sagen die drohende Dürre daraus vorher, daß der Bambus geblüht hat, ein Phänomen, welches nur einmal in 40 Jahren einzutreten pflegt. Die Blüthe ist voller eßbarer Samenkörner, welche der Himmel nach der Meinung der Eingebornen dazu bestimmt hat, Ersatz für den mangelnden Reis zu liefern. In Calcutta ist der Thermometerstand Nachmittags 3 Uhr im Schatten 104° F. und in kühlen Häusern 96° Fr.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 F. mit Post 6, ins Ausland 6 F. 36 Kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 70. Montag, den 14. Juni. 1858.

Züge aus dem Privatleben des Feldmarschalls Suwórow.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wenn wir das Privatleben Suwórow's zum Gegenstand unserer Betrachtung machen, so sehen wir ihn fast von der Menschheit abgesondert. Wir finden aber auch in seinen Sonderbarkeiten ein großes Genie, das sich nicht von den Umständen regiren ließ, sondern sich dieselben zu unterwerfen wußte. Ihm schien die allgemeine Lebensordnung des Menschen seinen großen Unternehmungen hinderlich zu sein, daher schrieb seine Sonderbarkeit dieser Lebensordnung Bedingungen vor. Ja, in der That! die scheinbare Narrheit Suwórow's war von tiefer Bedeutung, sie hatte ein ganz anderes Ziel vor Augen, als den bloßen Sonderling zu spielen! Seine Hauptentfernung von der allgemeinen Lebensordnung des Menschen war die Gewohnheit, um Mitternacht aufzustehen und sein Tagewerk zu beginnen, dann sein stundenlanges nackt und taktmäßiges im Zimmer oder Zelte Umhergehen. Die andern Sonderbarkeiten waren zum Theil eine Folge der ersteren. So kann es uns z. B. gar nicht mehr befremden, daß ein Mensch, der um Mitternacht sein Tagewerk beginnt, schon um 8 oder 9 Uhr zu Mittag speist. Wer sich und und seine Kriegsgefährten lehren wollte, zu jeder Zeit bereit zu sein, dem Feinde Gegenwehr zu leisten, sowie sich zu nächtlichen und beschwerlichen Märschen geschickt zu machen, um den sorglos ruhenden Feind zu überfallen, der durfte nicht die gewönlichen Ruhestunden zu seiner Erholung wählen. Und dieß war es eben, was Suwórow sein Lebenlang vor Augen hatte, und so entstand die allgemeine Verwandlung der Lebensordnung in seinem Leben. Er weckte seine Soldaten in der frühen Morgendämmerung auf und seine schnellen Märsche gaben zu jenem Volksmärchen Anlaß, daß er überall und nirgends sei. Durch sein nackt im Zimmer, und Zelte Umhergehen gewöhnte er sich so sehr an Kälte, daß er ihr den heftigsten Widerstand leistete. Durch seine Gewohnheit, sich mit eiskaltem Wasser tagtäglich zu waschen und zu pudeln, hatte er seinen von Natur schwachen Körper dermaßen abgehärtet, daß er allen schädlichen Einflüssen der Witterung Trotz bot.

Einfach, furchtlos, ausharrend und aller Verzärtelungen größter Feind, war er der Liebling seiner Soldaten, die ihn nicht bloß wie ihren Vater, sondern fast wie ihren Gott liebten. Er lehrte sie durch sein Beispiel, wie man alle Beschwerden des Lebens ertragen kann und ertragen soll. Suwórow liebte jene Einfachheit, welche an die tiefste Armuth des Lebens grenzt. Zuweilen aber zeigte er sich auch im höchsten Glanze, namentlich an hohen Festtagen, wenn er in der Kirche dem Gottesdienste beiwohnte, wo er, das Nichts der Kreatur vor Augen habend, andächtig betete und sein altes graues Haupt bis tief zur Erde beugte. Durch dieses Beispiel entzündete und befestigte er den Glauben seiner Soldaten: sie hielten ihn für einen unüberwindlichen Helden und waren unüberwindlich mit ihm!

Als Suwórow einmal sah, daß alle Mühe und Menschenopfer vergeblich waren, eine Festung, an der ihm Alles gelegen war, einzunehmen, ließ er eine sechs bis sieben Fuß tiefe Grube graben, sprang hinein und schrie: „Scharrt ihn zu! scharrt den Suwórow zu!"*). Als man ihn nun dringend bat, er möge doch wieder aus der Grube steigen, antwortete er: „Nein! scharrt ihn zu! wenn Suwórow die Festung nicht haben kann, so will er lebendig begraben sein, und er kann sie nicht haben, darum scharrt ihn zu!" Wie ein Lauffeuer ging das durch das ganze Heer. Endlich versprach er, aus der Grube zu steigen, doch nur unter der Bedingung, daß die Festung genommen werde. Man nahm die Bedingung an. Nun währte es nicht lange und der Sieg war sein.

Suwórow, der Sohn eines gewöhnlichen Officiers, schätzte und liebte Jedermann, der sich durch eigene Verdienste und auf eine würdige Art Rang, Ruhm und Reichthum erworben; aber er verachtete Jeden in eben dem Maße, der sich durch Abenteuer, Schmeichelei u. dgl. dieß alles erworben, wodurch er sich aber, wie konnte es anders sein, nicht wenig Feinde machte. Seine glänzenden Thaten, seine unverbrüchliche Treue gegen das kaiserliche Haus und seine unvergleichliche Liebe zu seinem „heiligen Vaterlande" waren es, die ihn aus niederem Stande in den

*) Bekanntlich ließ er auf dem St. Gotthard, als sein von vielen Entbehrungen ermattetes Heer nicht mehr höher steigen wollte, eine Grube graben und verlangte von seinen Grenadieren lebendig begraben zu werden. Diese rissen nun Alles mit sich fort — und die ermatteten Soldaten fühlten neue Kraft und machten den denkwürdigen Uebergang über den St. Gotthard. Vielleicht, daß Suworow es auch früher vor der Einnahme einer Festung so machte, wie der Kammerdiener erzählt.

Anm. d. Uebersetzers.

Digitized by Google

Grafen- und Fürstenstand erhoben und ihm eine militärische Würde gaben, wie sie noch keiner seiner Vorgänger gehabt hatte, nämlich die Würde eines Generalissimus. Einig groß und herrlich wollt Suwórow, einer der größten Feldherren aller Zeiten, in der Russischen Geschichte bleiben. Nach dem Tode Katharina's II. suchten Suwórows Feinde seinen Ruhm zu vertunkeln und seine Verdienste um das „heilige Vaterland" zu schmälern, und allzubald fiel er in die Ungnade des Kaisers Paul. Doch hatte dieser Kaiser beschlossen, den großen Feldherrn, als er aus der Schweiz nach Rußland zurückkehrte, gar glänzend zu empfangen; durch Triumphbögen und Ehrenpforten mancher Art sollte er in St. Petersburg einziehen. Allein seine Feinde hatten es dahin gebracht, daß der Kaiser seinen Sinn änderte und alle Ehrenpforten wieder abreißen ließ, als der würdige Feldherr sich der Residenzstadt genähert hatte. Der greise Generalissimus zog nun, kränklich wie er war und tief gebeugt über die Ungnade des Kaisers, wie ein gewöhnlicher Privatmann in St. Petersburg ein, wo er von jetzt ab auch ganz eingezogen bei seiner Nichte lebte.

Als der Kaiser hörte, daß der alte Feldherr wirklich krank war, schickte er einen Kammerherrn zu ihm, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Dieser Kammerherr war früher Kammerdiener bei St. Majestät; wußte aber sich in dessen Gnade so sehr zu befestigen, daß der Kaiser ihn aus purer Gunst zum Kammerherrn ernannte und ihn auch in den Grafenstand erhob. Suwórow kannte den Grafen, der ohne eigentliche Verdienste und ohne Ahnen war, auf's Genauste; aber er that, als kenne er ihn nicht, und der Graf konnte annehmen, daß die Kränklichkeit und das hohe Alter des Feldherrn Ursache dieses schwachen Gedächtnisses seien. „Wen habe ich die Ehre bei mir zu sehen?" fragte er ihn. „Ich bin der Graf K ....w, Kammerherr Sr. Majestät des Kaisers", war die Antwort — „Ganz recht! jetzt erinnere ich mich," sagte Suwórow — „Sie haben bei der Gefangennehmung des Räubers Pugatschów tapfer mitgewirkt, und ich freue mich, die Gelegenheit nochmals zu haben, Ew. Erlaucht für diese Beihilfe zu danken." — „Ich bitte um Verzeihung, Ew. Durchlaucht! ich habe an dem Siege über den Räuber, der unser „heiliges Vaterland" einige Zeit mit Schrecken erfüllte, keinen Antheil", antwortete der Kammerherr. „Nicht?... Dann war es bei der Erstürmung von Rustschuk, wo ich sie sah!... Ja, ja, so ist es, es war bei Rustschuk!" — „Ew. Durchlaucht verzeihen, daß ich auch dieses verneinen muß, ich war nicht mit bei Rustschuk, habe keinen Theil an diesem glänzenden Siege", — sagte der Kammerherr. — „Aber mein Gott! wo hab' ich Sie denn gesehen? auf dem Schlachtfelde war es, wie mich dünkt.... War es nicht bei der Erstürmung von Praga?" — Ew. Durchlaucht verzeihen, ich war nicht mit bei Praga, habe also auch nicht den geringsten Antheil an diesem Siege und Ruhme des russischen Heeres." — Aber so bitte ich Ew. Erlaucht, wie zu sagen, bei welcher Gelegenheit es gewesen, als ich sah, wie Sie sich durch eine glänzende That auszeichneten.... War es nicht auf dem Schlachtfelde, so war es doch an einem andern Orte, wo Sie sich um das Vaterland verdient machten, daß Sr. Majestät der Kaiser Sie zum Lohne dafür in den Grafenstand erhob. Ist es nicht also?" fragte Suwórow. — „Ich bitte um Verzeihung! ich habe meinem Herrn und Kaiser, dem allerdurchlauchtigsten Herrscher, zwar treu und redlich gedient, aber ich kann mich nicht rühmen, das vollbracht zu haben, was man eine große und ruhmvolle That zu nennen pflegt. Ich bin durch die Gnade und Großmuth meines allergnädigsten Herrn und Kaisers in den Grafenstand erhoben worden!" entgegnete der Kammerherr und machte so viele Bücklinge, wie er sie bei Hofe zu machen pflegte.

„Ah, das ist etwas Anderes!" versetzte Suwórow und rührte die Klingel. Procher Dúbassow trat sogleich ein und fragte nach dem Befehl seines Herrn. Suwórow aber gab ihm ein paar Ohrfeigen, indem er sagte und auf den Grafen deutete: „Sirhe her, Balwán (Holzblock), dieser Herr war auch Kammerdiener und ist jetzt schon Graf. „A Tú Durák (und du Narrenkerl) bist noch immer wie vor zwanzig Jahren, Kammerdiener! Kannst du nicht auch Graf werden?" Procher verstummte über diese seltsame Zumuthung seines Herrn. Der Kammerherr aber machte über dieses Lob, daß er es vom Kammerdiener bis zum Grafen gebracht hatte, gar kein freundliches Gesicht, sondern ein ernstes und sehr langes, und hüpfte behend zur Thür hinaus. Er kam nie wieder, sich nach dem Befinden des kranken Feldherrn zu erkundigen.

Suwórow starb bald darauf an Aterschwäche und aus Gram über den traurigen Lohn, der ihm am Abend seiner Tage wurde.

Friede sei mit ihm! Er hat das Seinige zur Macht und zum Ruhme Rußlands gethan!

Er wurde in einer der Kirchen des Alexander-Newskij-Klosters begraben. Eine viereckige Marmorplatte deckt sein Grab und an der Wand steht auf einer messingnen Tafel seine Grabschrift wie er sie sich selbst machte: Sdes leschit Suwórow (Hier liegt Suwórow).

Das vorhin erwähnte Denkmal, welches Suwórow schon im andern Jahre seines Todes, am 15. Mai 1801, erhielt, trägt nach das Gepräge der Ungnade. In die der berühmte Feldherr gerathen war — denn es ist mit und seiner durchaus unwerth. Der Russische Hochdünkel hat den Plan zu diesem Standbilde entworfen und der Geiz und kein guter Geschmack haben es in's Dasein gebracht. Es steht am Ende des Marsfeldes, im Angesichte der Newa, umweit des Sommergartens. Die Statue aus Bronze, ein gewappneter Ritter zu Fuß, in Römischer Tracht, steht auf einem granitnen Zylinder, sie schwingt den Degen in der rechten Hand — fast wie ein Fechtmeister — und mit dem Schild im linken Arm deckt sie drei, ihr zu Füßen liegende Kronen, nämlich die Tiara des Papstes und die Krone Neapels und Sicilien's. Dieses Standbild in einiger Entfernung betrachtet, kommt einem vor, wie jener Ritter, denn die alten holländischen Ducaten auf der einen Seite haben, nur mit dem Unterschiede, daß die Statue im Sturmschritt begriffen und mit hochgeschwungenem Degen und Schild dasteht. Auf dem runden Fußgestell, das hier durchaus nicht an seinem Platze ist, befindet sich ein röthlicher Kranz und die Inschrift: „Fürst Italiiski, Graf Suwórow Rimnikij 1801."

Digitized by Google

Protokoll

über die Sitzung der Oberverwaltung des siebenb.-sächs. Landwirthschafts-Vereines vom 4. Mai 1858.

Vorsitzer: Obervorsteher B. Conradsheim.
Schriftführer: Vereinssekretair B. Bedeus.

1. Schriftführer berichtet, daß die von Graz verschriebenen Blind- und Wurzelreben zu Anfang des Monates eingetroffen und zu den Gestehungspreisen per 100 Stück Blindreben à 50 kr. und per 100 Stück Wurzelreben à 3 fl. 20 kr. (nach Einrechnung der Transportkosten) alsogleich vergriffen waren.

2. Eingelangte Druckschrift: Leichtfaßliche Anleitung zur Holzpflanzung, unentgeltlich vertheilt von dem Vereine zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung in Wien 1851.

3. Dr. Landau, Archivar in Kassel übersendet einen Aufruf des Gesammtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, worin zu dem Ziele einer Feststellung alter Volksstamm-Grenzen, Nachweisungen über die Anlage und Bauweise des Bauernhofes und über die Fluraufstheilung in den verschiedenen Landesgegenden verlangt werden. Demgemäß werden die Agenten und die Mediascher Bezirksverwaltung aufgefordert, entsprechende Mittheilungen zu sammeln und einzusenden.

4. Hohe Statthalterei übermittelt die Statuten des Vereins für die Beförderung der Pferdezucht in Schwaben, welcher sich die Verbreitung von fehlerfreien Stutten anerkannt guten Schlages und guter Zuchtfähigkeit zur Aufgabe stellt, und fordert zur Anregung ähnlicher Vereine auf. Nachdem die Grundzüge dieser Vereinssatzungen in Nr. 99 des „Siebenbürger Boten" veröffentlicht worden sind, so werden die Agenten auf diesen Artikel zur allfälligen Benützung aufmerksam gemacht.

5. Hohe Statthalterei empfiehlt die von C. E. Kleimann verfaßte Druckschrift: „Die Drainage nach eigenen Beobachtungen bei praktischer Anwendung, welche von Fachmännern als kurz, klar und faßlich anerkannt worden ist, wovon die Agenten verständigt werden.

6. Hohe Statthalterei übergibt eine Subscriptionsaufforderung auf 27 Abbildungen der schönsten Hornviehstücke verschiedener in- und ausländischer Racen, welche bei Gelegenheit der im Jahre 1857 in Wien veranstalteten landwirthschaftlichen Ausstellung photographisch aufgenommen und in naturgetreuem Farbendruck durch die k. k. Staatsdruckerei vervielfältigt worden sind. Der Preis dieser Abbildungen sammt ein Bogen Text ist 20 fl. C.-M. Hievon werden die Agenten zur Entgegennahme von Subscribenten in Kenntniß gesetzt.

7. Schriftführer legt die eingelangten Blätter der in Pest erscheinenden deutschen Zeitung für Landwirthe, herausgegeben von Jos. Janisch (erscheint wöchentlich, Preis ganzjährig 4 fl. C.-M.) vor und beantragt, es solle diese Zeitschrift, welche viele lehrreiche und auch auf unsere Verhältnisse anwendbare Aufsätze enthält, unserm landwirthschaftlichen Publikum empfohlen werden. Da alle Mitglieder der Oberverwaltung, welche von diesen Blättern Einsicht genommen haben, dieselbe gute Meinung darüber aussprechen, werden die Agenten zur Verbreitung dieser Zeitschrift aufgefordert.

8. Die, zur Bestreitung der Preise, bei der zu veranstaltenden Viehausstellung gesammelten freiwilligen Beiträge, welche bisher eingelangt sind betragen und zwar:

Die Sendung aus Kronstadt	34 fl.	C.-M. und 2 Ducaten.
Die Sendung aus Groß-Schenk	6 „	„
Die Sendung aus Klausenburg	10 „	„
Die Sammlung in Hermannstadt	60 „	„
Zusammen	100 fl.	C.-M. und 2 Dukaten

wozu noch die vom frühern Herrn Vereinsvorsteher und k. k. Landesgerichtspräsidenten Jos. Freiherrn v. Bruckenthal gewidmeten 5 Dukaten zu rechnen sind.

Nachdem die Zeit drängt und die nöthigsten Preise gedeckt sind, so wird die Ausschreibung der Viehausstellung auf den 24. August beschlossen und die zu erlassende Bekanntmachung festgestellt. Die nöthigen Vorbereitungen werden dem Groß-Schenker Agenten übertragen und die Marktgemeinde Agnethein um die bereitwillige Unterstützung der Sache gebeten. Nachdem der Tag der Jahresversammlung nunmehr auf den 24. August festgesetzt ist, so wird die Einladung hiezu durch die Zeitungen erlassen werden.

Hermannstadt, 1. Juni 1858.

Mannigfaltiges.

* Der k. k. pens. Thesaurariatsrath Müller von Millborn hat im Hinblick auf das freudenreiche Ereigniß, welches dem a. h. Kaiserhause und den Völkern Oesterreichs bevorsteht, dem Minister des Innern eine fünfperz. Staatsschuld-Verschreibung per 50 fl. für einen wohlthätigen Zweck zur Verfügung gestellt.

* An der Verwechslungskasse der Prager Bankfiliale wurden dieser Tage Falsifikate von Fünfgulden-Banknoten angehalten, die bei Kleinverkäufern ausgegeben worden waren. Die konfiszirte Menge soll bis jetzt an 30 Stücke betragen. Die Noten sind den echten sehr täuschend nachgeahmt und durch Plattendruck ausgeführt. Die beiden linken Köpfe sind gelungen gezeichnet, während die rechte Seite dem Kenner leicht auffällt. Die Ausführung scheint durch drei verschiedene Plattenabdrücke geschehen zu sein, indem von den angehaltenen Stücken sich dreiviertel Fabrikate unterscheiden lassen. Die Wasserzeichnung ist bei allen recht grell, die Noten meist noch neu. Die Serie ist sehr mannigfaltig als Z. J. Nr. 10150, G. D. 185525. Die k. k. Polizeibehörde traf sogleich die nöthigen Anstalten zur Erforschung und Habhaftwerdung der Fälscher. Es scheint übrigens, daß die Zirkulation dieser falschen Banknoten bisher auf Prag beschränkt war.

* (Tabak, Stempel und Gebühren.) Das Erträgniß des Tabakmonopols ist seit 10 Jahren um das Doppelte, das des Stempels und der Gebühren aber um das siebenfache gestiegen; denn während vor dem Jahre 1848 der Tabak etwa 14 Millionen und der Stempel im Durchschnitte nur 5 Millionen getragen, so hat gutem Vernehmen zufolge der Tabak nach der Bilanz des Jahres 1857 mehr als 28 Millionen, Stempel und Gebühren hingegen 35 Millionen Gulden ergeben. Beide Gefälle sind fortwährend im Steigen begriffen und die nächsten Bilanzen dürften vielleicht 70 Millionen Gulden als reines Erträgniß nachweisen.

Digitized by Google

* Der niederöſterr. Gewerbverein hat einen Konkurs für verdienſtvolle Werkführer und Altgeſellen ausgeſchrieben, um durch Belohnung ausgezeichneter und redlich geleiſteter Dienſte das Ehrgefühl und den Eifer zur Erlangung erhöhter Geſchicklichkeit unter der arbeitenden Klaſſe zu erwecken. Der Verein beſtimmt fünfzig ſilberne Medaillen, welche in der im Mai 1859 ſtattfindenden Generalverſammlung an jene Werkführer und Altgeſellen vertheilt werden, die, in Fabriken oder größeren Gewerben und Werkſtätten des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates angeſtellt, ſich die meiſten Verdienſte um die Induſtrie erworben haben, und behält ſich vor, für beſonders ausgezeichnete Leiſtungen, Erfindungen oder Verbeſſerungen der Medaille noch ein Geſchenk an Büchern, Werkzeugen u. dgl. beizufügen. Auf jede Medaille wird nebſt dem Namen des Preisnehmers auch noch jener der Fabrik oder der Werkſtätte, in welcher er angeſtellt iſt, gravirt und ihm außerdem noch ein Diplom, in welchem ſeiner beſondern Verdienſte erwähnt wird, eingehändigt werden. Die Geſuche um Theilnahme an dieſem Konkurſe können von den Bewerbern ſelbſt oder von ihren Arbeitsgebern ausgehen und ſind bis 31. Dezember 1858 abzugeben.

* Das Ueberhandnehmen von Brillentragen unter der Jugend iſt in letzterer Zeit mit Bedauern bemerkt worden. Dem Gebrauch der Operngucker und Lorgnetten, dem Bücherleſen bei Licht und im Zwielicht, den Werken der Neuzeit mit ſcharfen Lettern, feinem Druck und blendendhellem Papier, dem Gebücktſitzen beim Lernen u. ſ. w. wird dieſer Uebelſtand zugeſchrieben. Andere klagen das Rauchen an, beſonders der Zigarre dem Leſen und Schreiben. Freunde der Jugend wünſchen zur Abhülfe des Uebels, daß man bei jungen Leuten mehr für Bewegung im Freien und beſonders durch methodiſch geleitete Leibesübungen (Turnen, Schwimmen, Fechten, Ballſchlagen, Kegelſchieben, Schlittſchuhlaufen ꝛc. ꝛc.) für einen geſunden Blutumlauf und die rechte Miſchung der Säfte und damit zugleich für eine harmoniſche Aeußerung ihrer körperlichen und geiſtigen Kräfte beſorgt wäre? Wieviel könnte durch Beachtung dieſer körperlichen Bedingung für Unterricht und Erziehung bei uns gewonnen werden! Freilich dürfte man zu dieſen, nur als Aeußerung des Thätigkeitstriebes gedeihlichen Spielen unſere erwachſenere Jugend, die ja im Hinblick auf das Abiturientenexamen jetzt ohnehin mehr geſchult wird als früher, nicht recommandiren, die Spielſtunden nicht wie Schulſtunden behandeln, ſie den der Schulbank Entronnenen nicht als einen neuen Zuwachs an Arbeit, deren Gegengewicht ſie ja gerade bilden ſollen, aufbürden und eben ſo wenig die Leiſtungen auf dieſem Gebiete mit in die Zenſuren aufnehmen; aller nicht ſelbſtauferlegte Zwang müßte fern gehalten, nur dem Spieltrieb zu einer zweckmäßigen Form der Aeußerung verholfen, der Turnplatz nur als ein Luſtfeld (zur Entladung des Ueberſchuſſes der körperlichen Kraft) angeſehen werden, wobei nur auf einem alljährlich angeordneten öffentlichen Turnfeſte den beſten Turnern der Preis zuerkannt würde. Lampenlicht und Tabaksrauch ſind nicht die Geburtsſtätte eines weiten Geſichtes, und wer bis zu ſeinem zwanzigſten Jahr ſein Auge nur an Stubenwänden und Büchern erprobt hat, wird ſchwerlich einen Blick in die Ferne erhalten. Sorgt unſerer Jugend für die Liebe zur freien Natur, ſorgt für gymnaſtiſche Durchbildung ihrer Glieder; bildet nicht auf Koſten ihrer Sinne; ſie bedingen den geſunden Pulsſchlag des Herzens und ſind zu einer lebensfriſchen Aeußerung des Geiſtes unentbehrlich!

* Als General Outram im Monat März gegen Lucknow vorrückte, wurde eine der Heeresſäulen, welche er befehligte, zwiſchen Sultanpur und Fyzabad von einem ſtarken Inſurgentencorps überrumpelt, welchem ſie einen hitzigen Kampf liefern mußte. Der Brigadegeneral, welcher den Befehl führte, wurde rechtzeitig genug in Kenntniß geſetzt, um ſeine Anordnungen treffen zu können. Nachdem er ſeine Truppen aufgeſtellt hatte, ließ er auf einer günſtig gelegenen Anhöhe drei Mörſer aufſtellen, um die feindliche Flanke zu beſtreichen. Die Geſchütze, welche zu dieſer Batterie dienen ſollten, waren auf einen Elefanten Namens Kubadar-Moll II. geladen, ein Name, welchen ſeine Mutter bereits berühmt in Indien gemacht hatte. Nachdem die Mörſer abgeladen waren, wurden ſie aufgeſtellt, und der Elefant poſtirte ſich einige Schritte weiter hinten. Der Kampf begann; die Batterie eröffnete ihr Feuer und verurſachte dem Feinde großen Schaden. Da die Inſurgenten ſahen, daß ſie vereinzelt war, beſchloſſen ſie, dieſelbe zu nehmen, und rückten in Menge auf ſie vor. Die Engländer hielten ſich gut und ſetzten ihr Feuer fort, aber bald erlitten ſie durch das Kleingewehrfeuer der Inſurgenten ſchwere Verluſte. Der Elefant, welcher den Kampf aufmerkſam verfolgte, ſah, daß die Artilleriſten fielen und erſetzt werden mußten. Um ſich nützlich zu machen, nahm er aus dem Munitionswagen links von der Batterie die Kartuſchen und reichte ſie mit dem Rüſſel den Soldaten hin, welchen dieſe Hilfe ſehr gelegen kam. Der Feind rückte mittlerweile immer vor. Nichtsdeſtoweniger gelang es den noch übrigen drei Artilleriſten, die Geſchütze aneinander zu laden, worauf ſie warteten, um die Feinde mit einer Salve zu empfangen — als ſie alle drei tödtlich getroffen fielen. Der Kanonier, welcher die Lunte hielt, rief im Fallen: „Zu Hilfe, mein tapferer Kubadar!“ Der Elefant näherte ſich, faßte die Lunte mit dem Rüſſel und feuerte das erſte Geſchütz ab, wodurch die Inſurgenten ſtutzig wurden. Er war eben im Begriff, zum zweitenmale Feuer zu geben, als zwei Infanterie-Kompagnien, welche der Batterie zu Hilfe geſchickt worden waren, herbeikamen und nach einem heftigen Kampfe die Inſurgenten zurückdrängten. Dieſer Zug wird in einem Berichte des Generalkommiſſärs der engliſchen Armee über den Zuſtand des Militär-Transportweſens in Indien erzählt. Uebrigens widmet auch General Napier in ſeinem Werke über die indiſchen Kriege dem Verdienſte der Elefanten ein beſonderes Kapitel, und es iſt bekannt, daß Hyder-Alli, der Vater des berühmten Tippo-Saib, ſeine Rettung in einer Schlacht gegen die Mahratten im Jahre 1760 nur der Klugheit und dem Muthe eines ſeiner Elefanten verdankte.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronſtadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 71. Mittwoch, den 16. Juni. 1858.

Wort gehalten!

Eine seltsame Geschichte.

Frei nach dem Englischen von L. N.

1.

„Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde," — sagt Hamlet — „von denen sich Eure Weltweisheit nichts träumen läßt" — Dinge, die wir wahrnehmen, mit unseren Sinnen wahrnehmen, und die wir doch nicht begreifen können, und wenn wir auch das ganze Repertorium der Naturgesetze durchstöbern. Zu diesen Dingen gehört auch die nachfolgende Begebenheit, deren Wahrheit von noch lebenden und dabei betheiligten Personen verbürgt werden kann.

Es war an einem regnerischen Augustmorgen des Jahres 182. in einer süddeutschen Universitätsstadt. Die Collegia waren heute geschlossen worden und die Herbstferien begannen. Dicht vor dem alten, grauen Universitätsgebäude stand ein Trupp Studenten, die von einem ihrer Commilitonen Abschied zu nehmen schienen.

— „Du wirst also nicht mehr hierher zurückkehren, Arthur?" — sprachen sie — „Du willst wirklich unser schönes Deutschland verlassen und hinunter in das wälsche Land ziehen, wo in dunklem Laub die Citronen glühen?"

— „Ja," — sagte er — „Alles ist in Ordnung — mein Entschluß ist gefaßt, ich gehe nach Bologna. Ich habe das trockne Jus an den Nagel gehängt. Zum Henker mit Institutionen und Pandekten! Es lebe Hippokrates! Ich studire in Bologna Medizin."

Derjenige, der diese Worte sprach, war ein junger, blonder Mann von vielleicht zwanzig Jahren, mit langem, ihm bis auf die Schultern herabhängendem Haar. Sein Gesicht hatte einen angenehmen, oft aber melancholischen Ausdruck, der zuweilen durch eine gewisse innere leidenschaftliche Erregung verdrängt wurde. Seine grauen Augen waren groß und schön geschnitten, hatten aber einen matten, fast krankhaften Glanz, der auf ein heimliches Feuer, welches ihn verzehrte, schließen ließ.

— „Bravo, alter Junge!" — riefen seine Commilitonen, als sie den Entschluß Arthur's gehört — „es ist Recht, daß Du endlich aus diesem Zwiespalt zwischen Meinung und Pflicht heraus gekommen. Warum wollte auch Dein Vater Dich partout zu einem Aktenwurm machen! Indessen so wohlfeilen Kauf's kommst Du uns nicht von dannen. Heute Abend gibt's noch einen Satz auf der alten Stammkneipe im „Schwarzen Hammel." Noch einen Valet-Trunk, Arthur, und einen letzten Rundgesang und dann Dein Lieblingslied:

„Wohlauf nun getrunken den funkelnden Wein,
Ade nun, ihr Brüder, geschieden muß sein."

Und jetzt Adieu, alter Junge, besorge noch, was Du noch zu besorgen hast, nimm von der Liebsten Abschied, bezahle die Manichäer und dann zur Kneipe. Wann kommst Du?"

— „Es wird nicht früh werden," — meinte Arthur — „ich habe noch eine Menge langweiliger Kleinigkeiten zu besorgen, die mich bis spät in Anspruch nehmen werden. Vor zehn Uhr werde ich kaum kommen können."

— „Zehn Uhr! sei es denn," — riefen die Andern — „aber komme, denn ohne Abschiedscommerz Dich ziehen zu lassen, wäre wahrhaftig eine Schande."

Die Andern gingen; nur einer blieb bei Arthur, Ernst, sein Busenfreund, dem der Abschied besonders nahe ging.

Arm in Arm gingen die Freunde durch den Kreuzgang des alten Gebäudes nach dem botanischen Garten, welcher dicht hinter der Universität lag.

Es war, wie gesagt, ein trüber, kalter, nebeliger Tag, ein Vorläufer des nahenden Herbstes. Eine Zeit lang gingen die Beiden still neben einander, sich ganz dem schwermüthigen Gefühl welches die bevorstehende Trennung bei ihnen hervorrief, überlassend.

— „So sehr es mich freut, Arthur," — sprach endlich Ernst, das Schweigen brechend — „Dich einen Beruf verlassen zu sehen dem Du Dich nur mit innerem Widerstreben gewidmet, so bin ich doch etwas frappirt über die Wahl Deines zukünftigen Studiums. Wie kommst Du auf die Idee, Medizin zu studiren? Eher glaubte ich bei Deiner entschiedenen Vorliebe für die Musik, daß Du Dich dem Studium der Tonkunst widmen würdest. Was hat Dich bewogen, Galen und Hippokrates den Vorzug vor Mozart und Beethoven zu geben? Schon glaubte ich," — fuhr er in heiterem Tone fort — „Dich als Hof-Kapellmeister begrüßen zu können, um von Dir bei Aufführungen Deiner Opern ein Freibillet zu erhalten — und nun auf einmal dieser Sinneswechsel."

Digitized by Google

— „Die Musik, mein Freund, ist eine brotlose Kunst, das heißt, man kann bei aller Harmonie verhungern, wenn man nichts zuzusetzen, auf gut Deutsch, wenn man kein Vermögen hat. Die Medizin soll mir aber reiche Patienten und — reiches Honorar bringen. In meinen Mußestunden werde ich immer Zeit haben, meiner Neigung zu folgen und mit Mozart, Beethoven, Weber um die Siegespalme zu kämpfen."

— „Und Karoline?" — fragte Ernst zu einem anderen Gegenstande übergehend — „was wird sie dazu sagen, daß Du fort von hier nach Bologna willst, dort wo die glutäugigen, dunklen, italienischen Signoras ihre gefährlichen Netze nach den blonden, blauäugigen Söhnen Germanien's auswerfen?"

— „Oh, Karoline," — rief Arthur begeistert, indem dabei ein Ausdruck leidenschaftlicher Erregung seine Züge belebte und sein Auge in jenem fieberhaftem Glanze funkeln ließ — „Karoline wird nie an meiner Treue zweifeln — so wenig wie ich an der ihrigen! Unter uns gesagt, mein Freund, Karoline ist auch die Ursache, weßhalb ich heute Abend erst so spät zum Valetttrunke in den „Hammel" kommen kann. Ich werde diesen Abend bis zehn Uhr bei ihr zubringen — der letzte Abend vielleicht für lange Zeit lang. Und nun komm, mein Freund — gehe mit nach meiner Wohnung, ich habe Dir noch einige Angelegenheiten zur Besorgung aufzutragen."

Und die Beiden verließen Arm in Arm den botanischen Garten.

2.

Es war eine tolle, wilde, ausgelassene Szene, die sich dem Auge in der Stammkneipe der Alemannen, wie sich die Verbindung welcher Arthur angehörte, nannte, darbot. Dichte Tabaksrauchwolken füllten das Zimmer, in dessen Mitte eine lange mit Flaschen und Gläsern besetzte Tafel stand, um welche die lustige Schaar trinkend und singend saß. Eilf Uhr war vorüber und Arthur noch immer nicht da. Die Freunde wurden ungeduldig, man tobte, schrie, Einige wollten nach seiner Wohnung und ihn holen. — „Er kommt," — rief Ernst — „Ihr könnt Euch darauf verlassen — Arthur bricht nie sein Wort." Er hatte noch nicht vollendet, als sich die Thür öffnete und Arthur bewegt, aufgeregt hereintrat.

Ein donnerndes Hoch empfing ihn. Man reichte ihm einen schäumenden Humpen, den er leeren mußte, auf das Wohl seiner Freunde, die Alle mit ihm anstießen. Man sang alle möglichen Abschiedslieder, von dem „Muß ich denn, muß ich denn zum Städtle hinaus" bis zu dem „Bemoos'ter Bursche ziehe ich aus."

Man umarmte, küßte sich, schwur sich ewig Freundschaft und trank zur Bekräftigung dieser Schwüre mächtige Humpen Bieres aus.

Plötzlich rief Einer, der am angeregtesten durch die Dünste des Gambrinus war, und sprang dabei auf den Tisch:

„Freunde, Commilitonen, biderbe Alemannen! Solch' ein Tag oder vielmehr solche eine Nacht, wie die heutige, darf nicht spurlos hinabsinken in das weite unendliche Meer der grauen Ewigkeit!

Er darf nicht dahingehen, so ein Tag ohne bleibende Erinnerung! Freunde! Ich schlage Euch vor, daß wir uns heute über's Jahr genau um dieselbe Stunde — es ist eben Mitternacht — hier auf unserer Kneipe zum „Schwarzen Hammel" wieder zusammen finden. Wie uns auch das Schicksal auseinander weht, den Einen nach Süd, den Andern nach Nord, West oder Ost — heute über's Jahr allgemeines Rendezvous auf der Kneipe in unserem „Schwarzen Hammel!" —

— „Hurrah, Bravo!" — schrieen Einige — „das ist ein famoser Gedanke von Dir, altes Kneip-Genie — heute über's Jahr im Schwarzen Hammel!"

— „Aber Arthur," — warfen Einige ein — „er kann doch wahrhaftig nicht von Bologna hier her in den Schwarzen Hammel reisen, nur um einige Stunde mit uns zu trinken und zu singen."

— „Ah! bah, ihr langweiligen Gesellen," — entgegnete der Redner — „zu trinken und zu singen, als ob das der einzige Zweck unseres Rendezvous sein soll, als ob nicht ein höherer Gedanke darin liegt, der Gedanke, daß unsere Freundschaftsbündnisse, die wir, von gleicher Gesinnung beseelt, hier geschlossen, auch über die kurze Zeit des akademischen Lebens hinausdauern mögen! Und solcher Zweck ist auch wohl eine Reise von Bologna nach unserm Schwarzen Hammel werth."

— „Du hast Recht, Heinrich," — rief Arthur — „ich komme, trotz Alpen und Po, die zwischen Bologna und unserer guten Stadt hier, liegen."

— „Wohlan also," — rief Heinrich — „laßt uns ein Dokument aufsetzen, in welchem Jeder durch seines Namens eigenhändige Unterschrift sich verbindlich macht, heute übers Jahr zur selbigen Stunde hier im Schwarzen Hammel zu erscheinen. He! Hallo! Kellner, Papier her."

— „Und Tinte und Feder," schrieen Einige.

— „Nichts da von Tinte — zu solchen Dokumenten giebts einen besondern Saft — Ernst, reiche mir den Schläger dort von der Wand herunter."

Ernst gab ihm den scharfgeschliffenen Schläger, und der Kellner brachte Papier und Feder.

Nachdem Heinrich in würdigstem Kanzleistil den Akt aufgesetzt, ritzte er sich mit dem Schläger eine Wunde, taucht die Feder in das heruntertröpfelnde Blut und unterschrieb mit dem rothen Saft seinen Namen. Die Uebrigen, Arthur und Ernst inbegriffen, folgten seinem Beispiel.

— „Nicht Krankheit oder Tod" — lautete die verbindliche Klausel — „soll als Entschuldigung gelten, Jeder muß erscheinen, und sollte er auch aus dem Grabe heraus kommen."

Ein schallendes Hoch! begrüßte, als Heinrich das Dokument ablas, diese seltsame Klausel, die Gläser klirrten aneinander und wurden immer wieder gefüllt und geleert, Alles dem scheidenden Freunde zu Ehren, den die nächste Post hinunter nach dem Süden führen sollte.

Der Morgen graute, als man sich trennte — noch einmal das Versprechen wiederholend, sich über's Jahr wieder zur mitternächtlichen Stunde im Schwarzen Hammel zu treffen.

(Schluß folgt.)

Wodurch kann rationelle Bienenzucht am beſten befördert und volksthümlich gemacht werden?

Die Bienenzucht in unſerm Vaterland iſt ein wichtiger Zweig der Volkswirthſchaft und unter den Siebenbürger Sachſen wurde in früheren Zeiten dieſem Zweig eine große Sorgfalt gewidmet. Auch heute noch wird unter den Sachſen die Bienenzucht am ſtärkſten getrieben, aber nicht mehr in jener Ausdehnung wie früher, was jedenfalls im Intreſſe des Volkes zu wünſchen wäre. Wir haben nicht die Abſicht die Urſache des Verfalls unſerer Bienenzucht zu erörtern, aber wir möchten mitwirken dieſen Zweig der Landwirthſchaft wieder in Flor zu bringen, und bieten zu dieſem Zwecke die Spalten unſeres Satelliten auch in dizſer Richtung Jedermann der auf dem Felde der Bienenzucht etwas Nützliches zu ſagen weiß hiermit an. Bei Gelegenheit der vorjährigen landwirthſchaftlichen Verſammlung in Wien wurde die Bienenzucht von den Fremden dieſes volkswirthſchaftlichen Zweiges beſonders beſprochen und ihre Verbeſſerung angeſtrebt. Es wurde bei dieſen Berathungen hervorgehoben, daß im Herbſte viele Bienenſtöcke getödtet werden, um den Bienenwirthen durch den Verkauf der ſchweren Stöcke Nutzen zu ſchaffen. In Kärnthen werden die Bienen nicht getödtet, ſondern im Herbſte der ganze Bienenſtand gemuſtert, die ſtärkſten nnd die ſchwächſten Stöcke abgeſtochen, d. h. die Bienen werden mit Rauch vollſtändig aus den Stöcken getrieben, in die zu überwinternden Stöcke vertheilt und die Waben zur Benützung ausgeſchnitten. Aus dieſem Grunde werden in Kärnthen die Lagerſtöcke den Strohkörben vorgezogen. Der kärnthneriſche Lagerſtock läßt ſich ganz auseinanderlegen. Aus einem Strohkorbe iſt das Abtreiben der Bienen ſehr ſchwierig, und wenn derſelbe rund und oben geſchloſſen iſt, oft gar unmöglich. Die kärntneriſchen Lagerſtöcke werden von Herrn Apotheker Nachtmann ſehr empfohlen. Dieſe Lagerſtöcke können von jedem Bauer zuſammengenagelt werden, laſſen ſich leicht dizerzoniren, koſten wenig, laſſen ſich ſehr gut, wie kein anderer Stock transportiren, nehmen in der Hütte einen kleinen Raum ein, und ſind im Winter durch die Lagerung über und nebeneinander ſehr warm. Pfarrer Honiſchik aus Mähren erklärt das Stroh als das beſte Material zu jeder Bienenwohnung und Pfarrer Weywoda macht die Bienenzüchter darauf aufmerkſam nur volkreiche Stöcke zur Ueberwinterung zu nehmen und ihnen warme Wohnung zu geben, aber auch dafür zu ſorgen, daß der Stock hinreichend Luft habe. — Herr Stern hat Verſuche gemacht nur ſchwache Stöcke mit 2—3 Pfund Honig zu überwintern und hat ſelbe mit Kandis gefüttert. Die Ueberwinterung iſt ihm gelungen, die Stöcke haben wenig Brut angeſetzt, weßwegen er ſie Abends mit ſtarken volkreichen Stöcken verſetzte, und ſie dadurch zu guten Stöcken machte. Hr. Stern empfiehlt das Verſetzen der Stöcke überhaupt zur Verſtärkung ſchwacher Völker; dieſes muß jedoch ſtets gegen Abend geſchehen, weil die heimkehrenden Bienen matt ſind und die Vereinigung am leichteſten geſchieht.

Bangya's Verſchwörung.

Wir haben bereits von der Thatſache, daß der Renegat Bangya die Tſcherkeſſen durch Verrath an die Ruſſen überliefern wollte, Nachricht gegeben. Derſelbe Bangya hat in Konſtantinopel eine neue Verſchwörung eingeleitet, worüber der Oeſterr. Ztg. aus Pera unter dem 5. Juni das Folgende geſchrieben wird: Das Geſtändniß des Verräthers Bangya hat unter dem ehrliebenden Theil der hieſigen ungariſchen Emigration eine ſolche Senſation und Abſcheu erregt, daß ſich „einige“ von den in türkiſchen Dienſten befindlichen ungariſchen Offizieren entſchloſſen haben, bei der Regierung auf eine ernſte Unterſuchung dieſer Angelegenheit zu dringen, und zugleich ein Schreiben zu veröffentlichen, worin ſie erklären, daß die ſchurkiſche Handlungsweiſe jener Einzelnen durchaus nicht im Einvernehmen der ganzen hieſigen ungariſchen Emigration effektuirt wurde. Das Geſtändniß Bangya's iſt jedoch durchaus nicht der einzige Beweggrund zu dieſer Erklärung, vielmehr iſt es die Entdeckung, welche — aus Anlaß des Bangya'ſchen Bekenntniſſes — die Regierung erſt dieſer Tage gemacht hat. Dieſelbe iſt nämlich einer wohlorganiſirten Conſpiration auf die Spur gekommen, deren Mitglieder und Häupter größtentheils dieſer Emigration angehören. Im Ganzen dürfte die Sache jedoch eher lächerlich als ſeriös erſcheinen, und nur ſo fern einer tieferen Aufmerkſamkeit und Unterſuchung werth ſein, als es ſich bei dieſer Sache herausſtellt, daß die meiſten dieſer Emigranten, denen man großmüthig ein Plätzchen an irgend einem Conſulat in den Provinzen oder eine Stelle in der Armee verſchafft hatte, dieſe Stellen nur zum Scheine bekleideten, in Wirklichkeit aber im ruſſiſchen Solde ſtanden, und regelmäßige verrätheriſche Correſpondenzen unterhielten. Ein ſogenannter Muſtafa Aga, Adjutant in einem Kavallerieregimente, dann Mahmud Aga, alias Ex. Freund, Pole von Geburt, und Offizier im Generalſtabe von Ismail Paſcha, und ein gewiſſer Dr. Kultſchar ſollen die Hauptagenten und Verbündeten Bangya's und Genoſſen geweſen ſein. Dies iſt die ernſte Seite der Geſchichte; die ſpaßhafte aber nun iſt die, daß dieſe Maulfreiheitshelden ihrer Sache bereits ſo ſicher waren, und ſo großes Vertrauen in Rußlands Belohnungsverſprechen ſetzten, daß bereits fertige ungariſche Miniſterliſten unter ihnen cirkulirten, auf welchen ein hieſiger bekannter Titularoberſt als Miniſterpräſident, ein Exttrompeter als Kriegs- und ein fungirender Arzt als auswärtiger Miniſter figurirten. Der Cultusminiſter in spe, ſeit kurzer Zeit auf einer Rundreiſe in den Provinzen begriffen, ſitzt gegenwärtig des Betruges angeklagt in Galatz im Gefängniſſe. Geranten dieſer Ausſagen ſind einige Offiziere mit einem ungariſchen und einem deutſchen Arzte an der Spitze. — Der türkiſche Polizeiminiſter hatte ſein Hauptaugenmerk auf die Spelunke dieſer revolutionären Fanfarons, die ſich in Galata an einem Orte befand, wo ſie Niemand ſuchen würde. Bangya dürfte nun am Ziele ſeiner Umtriebe angelangt ſein.

Der Böslauer Schaumwein

iſt ein Getränk welches eine immer größere Beliebtheit erlangt und deſſen Fabrikation ſich mehr und mehr erweitert. Herr Schlumberger, welchem das Böslauer Etabliſſement ſein Emporkommen verdankt, kultivirt es von Jahr zu Jahr und zwar in ganz einfacher rationeller Weiſe. Der Böslauer Schaumwein wird ohne alle weitere Zuthat bloß durch das Zurückhalten des bei der erſten

Digitized by Google

Gährung sich entwickelnden kohlensauren Gases in sogenannten „Champagner“ verwandelt. Die Süße wird durch Traubenzucker erzeugt. Den Vorrath welchen Herr Schlumberger an Schaumwein besitzt, ist bedeutend, noch weit bedeutender aber sind seine Vorräthe an moussirenden Weinen. Hr. Schlumberger, Besitzer ausgedehnter Weinberge, verwendet vielen Fleiß auf die Kultur der Reben und die Kellerwirthschaft. Möchten doch unsre siebenbürgischen Weingärtenbesitzer sich mit dem Etablissement des Hrn. Schlumberger bekanntmachen und eine größere Veredlung des so vortrefflichen siebenbürgischen Rebensaftes anstreben, um dem Lande neue Geldzuflüsse zu eröffnen, was durch die Manufakte in so großen Massen außer Landes wandert.

Mannigfaltiges.

* Pest, 10. Juni. Heute Nachmittags sprach der Gerichtshof zu Ofen in Angelegenheit der Banknotenfälscher das Urtheil. Demzufolge wurden Szauer, Liptak und Johann Mesko zu lebenslänglichem schweren Kerker, Kontra, Boza, Csillik, Füllöp die beiden Tell, Girczy, Hajdu, Kökeny, Volnar, Torma zu schwerem Kerker von sechs bis sechzehn Jahren und Ersatz der Gerichtskosten, die Uebrigen theils zu minderen Strafen von einem Jahr und darunter verurtheilt, theils freigesprochen. Das Urtheil ist hiermit noch nicht rechtskräftig, da sowohl von Seiten der Verurtheilten gegen das Urtheil, als auch von Seiten des Staatsanwalts gegen die Freisprechung Einiger Berufung angemeldet wurde.

* Die ungarische Literatur erlitt am 7. d. M. einen großen Verlust, indem eine ihrer gelehrtesten Stützen, das ord. Mitglied der ungarischen Akademie, Gustav Szontagh, in seinem 65. Lebensjahre verschied.

* Die Bevölkerung von Wien zählte im Jahre 1754 nur 175,400 Einwohner, im Jahre 1856 dagegen 473,957. Diese gewaltige Zunahme ist nicht durch die Mehrgeburten, sondern durch die Zuzüge von Außen erfolgt. Böhmen und Mähren liefert das größte Kontingent zur Vermehrung der Wiener Bevölkerung.

* Unter den vielen jetzt in Wien anwesenden Fremden machen besonders zwei Russen Aufsehen. Der Eine besteht fast ganz aus Brillanten: Hemdknöpfe aus Brillanten, Manschettenknöpfe aus Brillanten, Gileknöpfe aus Brillanten, eine Nadel im Halstuch aus Brillanten. Gewiß eine brillantene Erscheinung. Man nennt ihn auch den Brillanten-Russen. Der andere Russe macht wieder mit Papier Geräusch. Er gibt als Trinkgeld nie weniger als 2 Gulden. Man kann sich wohl vorstellen, daß die Domestiken des Hotels diesem guten Herrn Bedürfnisse an der Nase ansehen, deren Befriedigung sie mit einer Hast und einer Leidenschaft besorgen, als hinge sein Leben daran, während er wahrscheinlich von manchem dieser Bedürfnisse bisher gar keine Ahnung hatte. Alles um 2 Gulden.

* In der evangelischen Kirche im Württembergischen ist man von der Einführung einer mittelalterlichen Kirchenzucht wieder abgegangen. Man will die Gemüther nicht erbittern.

* In Potenza und Sala im Neapolitanischen hat ein heftiges Erdbeben die Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzt. Zwei Bergmassen über dem letzteren Städtchen haben sich losgelöst und sind mit furchtbarem Getöse gegen den Eingang der Stadt gestürzt und haben alles verheert. — Der Vesuv ist zu einem fürchterlichen Ausbruch gekommen. Die Lava fließt nach mehreren Seiten; man fürchtet arge Verwüstungen.

* In Genua befinden sich gegenwärtig vier Geranten des Blattes „Italia del popolo“ im Gefängniß.

* Aus Janina wird unter dem 4. Mai geschrieben, daß der Mulah (oberster Richter) Halil des Distrikts Filiotis eine eben verheirathete junge Griechin aus dem Hause ihres Mannes habe rauben und in seinem Harem abführen lassen. Der alte Sünder begnügte sich damit nicht, sondern wollte die schöne Griechin zum Uebertritt in den Islam zwingen, was ihm aber nicht gelang. Die Geraubte wurde durch den Sekretär des Bischofs, einen jungen muthvollen Mann aus den Händen des alten Mulah gerettet. Der Generalgouverneur ließ den jungen Griechen wegen bewaffneten Eindringens in den Harem des Mulah unbehelligt, hat aber dem Bischof gerathen in Zukunft Aehnliches nicht mehr zu dulden. Die Griechin hat den Schleier genommen und ist in ein Kloster gegangen. Der Mulah blieb wegen seines Frauenraubes ungestraft, was neue Erbitterung gegen die Türken bei den Griechen erzeugte.

Kronstädter Nachrichten.

Die Vorstellungen der Operngesellschaft des Herrn Direktors Schulz nähern sich bei uns ihrem Ende und die Gesellschaft wird nächstens wieder nach der Landeshauptstadt Hermannstadt zurückkehren. — Nächsten Samstag wird zum Vortheil des Orchesters „Lucie di Lammermoor“ gegeben. Das Orchester und seine Leitung haben zum Gelingen der Vorstellungen sehr wesentlich beigetragen, was auch von Seiten des Publikums allgemein lobend anerkannt wurde, und als Belohnung des ausgezeichneten Fleißes des Orchesters dürfte die Benefizvorstellung ein volles Haus erwarten. — Die musikalische Soirée, welche nach wiederholter fruchtloser Ankündigung immer durch ein regnerisches, unfreundliches Wetter vereitelt wurde, hat am Montag Abend in den Gartenlokalitäten des Gasthofes zum „grünen Baum“ endlich bei günstigem Wetter stattgefunden. Die Regimentsmusik von Wallmoden-Uhlanen spielte ausgezeichnet und alle Piezen wurden mit rauschendem Beifall aufgenommen. Namentlich hat der „Veteranenmarsch“ ein Potpourri von Herrn Kapellmeister Hajek sehr gut gefallen und auf das einhellige Ersuchen der Gäste wurde die Pieze unter lautem Bravo und Bravissimo wiederholt. Auch die Variationen auf dem Flügelhorn erregten lauten Beifall. — Dem Vernehmen nach wird nächstens in dem schönen neugebauten Pavillon im Garten des Ludwig'schen Hotels Nro. 1 auch eine musikalische Soirée gegeben, und damit das ganz neu restaurirte Hotel und der geschmackvoll umgestaltete Garten desselben die Weihe erhalten.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 72. Freitag, den 18. Juni. 1858.

Wort gehalten!

Eine seltsame Geschichte.

Frei nach dem Englischen von L. R.

(Schluß.)

3.

Es war ein volles Jahr später. Die Thurmglocken der alten Universitätsstadt hatten die eilfte Abendstunde verkündet. In der Oberstube zum Schwarzen Hammel auf der alten Stammkneipe der Alemannen herrschte ein reges, munteres Leben. Gerade wieder wie vor einem Jahre saßen die Studenten um eine lange, mit Gläsern und Flaschen besetzte Tafel, wieder wie damals wirbelten dichte Tabaksdampfwolken empor, durch deren grauen Schleier die Kerzen matt hindurch leuchteten.

Alle waren da — nur Arthur fehlte noch.

Auf dem Tisch, in der Mitte der Tafel, lag ausgebreitet das seltsame Dokument mit den verblichenen, gelb gewordenen Blut-Unterschriften.

— „Wo er bleiben mag?“ — fragten Einige — „Ob er kommen wird?“

— „Ich glaube es kaum,“ — sprach ein Anderer — „der Weg von Bologna zum Schwarzen Hammel ist kein Katzensprung — und wer weiß, welche Abhaltung er hat.“

— „Er kommt — er hat sein Wort gegeben,“ — sprachen Ernst und Heinrich — „und Arthur hat stets Wort gehalten.“

— „Mag er kommen oder nicht,“ — riefen wieder Andere — „wir sind da und wir wollen unser Dasein feiern. Vivat die akademische Freiheit und Freundschaft! Vivat die Frauen, Vivat der Wein, und Vivat Arthur!“

In diesem Augenblick — eben schlug es Zwölf auf dem Thurm der alten Domkirche — strich ein kalter Luftzug durch das Zimmer, die Thür sprang auf und herein, still, lautlos, bleich, noch viel bleicher als früher, trat Arthur und setzte sich stumm an das oberste Ende der Tafel.

Ein seltsames, unheimliches Gefühl überfiel Alle bei diesem Anblick des todtenbleichen Arthur, aber Keiner redete ihn an, Keiner wagte sich ihm zu nähern, es war, als ob sich auf Alle eine eisige Erstarrung niedergesenkt, als ob sich das Blut in den Adern zu Blei verwandelt habe, zu schwerem Blei, welches jede Bewegung der Zunge und Muskeln lähmte. So vergingen fünf lange qualvoll lange Minuten. Da plötzlich war es, als löste sich der Bann, und wie aus einem Munde riefen Alle: „Arthur!“ „Arthur!“ hallte es wieder — aber der Platz, auf dem Arthur noch eben gesessen, war leer, nur derselbe kalte Luftzug, der vorher bei dem seltsamen Erscheinen Arthur's durch das Zimmer gestrichen, hauchte wieder alle Anwesenden mit seinem eisig-kalten Odem an . . .

— „Was war das?“ riefen die Studenten, sich bestürzt anblickend.

— „War das Arthur — oder sein Geist?“

— „Ah, bah, es wird ein schlechter Witz gewesen sein, den er sich unterwegs ausgesonnen — er wird wohl auf der Hausflur versteckt sein. Arthur — Arthur!“ Und der Sprecher öffnete die Thür und rief laut Arthur's Namen.

Aber kein Arthur kam und betreten blickten sich Alle an, nicht wissend, was sie von dieser räthselhaften Erscheinung denken sollten.

Die Lust am fröhlichen Gelage war dahin . . . Ein trübes, trauriges Gefühl ließ die frohen Gesänge verstummen und man trennte sich früher, als man bei'm Beginn des mit so heiterem Jubel begrüßten Wiedersehens geahnt haben mochte.

4.

Es war acht Tage später. Die Freunde saßen Alle wieder in der Kneipe zum Schwarzen Hammel singend, trinkend und plaudernd.

Da trat Ernst bleich und verstört mit einem erbrochenen, schwarz versiegelten Brief herein.

— „Hier,“ — sprach er mit tonloser Stimme — „hier habt Ihr Kunde von Arthur,“ und er legte das Schreiben auf den Tisch. Bebend ergriff es Heinrich und las:

„Bologna am 1. September 182.

In größter Eile die trübe Kunde von dem gestern Abend Schlag 12 Uhr erfolgten Ableben's Arthur's — ein Gehirnschlag machte seinem Leben ein Ende. Schon glaubten wir, daß eine glückliche Krisis seiner Krankheit eingetreten, da er gegen Mitternacht zusehends ruhiger wurde, als er sich — gerade als der Weiser auf 12 Uhr zeigte, im Bette krampfhaft empor

richtete und in die Worte ausbrach: Ich komme, Freunde, ich komme.

Einige Minuten später war er verschieden."

Lautlos blickten sich die Freunde an. Ernst aber murmelte tonlos:

„Und er ist gekommen — er hat Wort gehalten.

Zunft-Unfug.

In der Wiener-Presse Nr. 128, d. J. wird als ein Beweis, in welcher Blüthe das Zunftwesen in Siebenbürgen stehe, angeblich nach Klausenburger Blättern, angeführt:

In Dées habe der Besitzer eines ansehnlichen Hauses seine Zimmer wollen ausmahlen lassen. Als der herbeigerufene Zimmermahler einen ungebührlich hohen Preis verlangte, habe sich ein Dilettant erboten, die Räume gratis auszumahlen. Kaum im Beginn seiner Arbeit sei dieser jedoch (ein Baron) von der Zunft angefallen worden, und habe sich nur durch den Beistand des Hausherrn mit heiler Haut flüchten können.

Nun, wenn kleine, unscheinbare Provinzial-Blätter dann und wann mistifizirt werden; so ist dieses nicht gerade auffallend, da ihr Gesichtskreis, ihre Mittel, und was ihnen sonst zu Gebote steht, beschränkter Natur ist; — wenn aber ein vielgelesenes, mächtiges und umsichtig redigirtes Blatt der Reichs-Hauptstadt, wie die Presse eines ist, sich solche Bären anbinden läßt, und seinen Lesern so plumpe Lügen auftischt; so muß dieses in der That Wunder nehmen. — Denn es wäre selbst in Wien, von kürzester Hand, leicht zu erfahren gewesen, daß in ganz Siebenbürgen nie eine Zimmermahlerzunft existirt hat, sondern daselbst dieses Gewerbe in der unbeschränktesten Freiheit ausgeübt wird. —

Sollen denn auch solche Mittelchen die Aufhebung der so sehr verpönten Zünfte etwa beschleunigen helfen? —

— ••• —

Ein chinesischer Minister.

Als einer der furchtbarsten Tyrannen der chinesischen Geschichte gilt der Kaiser Li-wang, welcher von 818 bis 827 v. Chr. in der Hauptstadt Loyang am mittleren Hoangho herrschte. Seine Regierungsweise hatte die natürliche Folge, daß allenthalben Klagen, Drohungen und Widerstand sich zeigten. Um sie zu unterdrücken, gebrauchte er die äußerste Gewalt, und brachte es in der That zuletzt dahin, daß das Volk nicht mehr wagte, eine Klage laut werden zu lassen. In den Straßen der Hauptstadt herrschte eine Todesstille und aus Furcht vor dem Henkerschwert wagte man zuletzt kaum mehr, sich gegenseitig anzusehen. Entzückt darüber, sprach einst der Kaiser zu seinem Minister Schaokong, welcher ihn stets von seiner Regierungsweise abgemahnt hatte: „Nun, wer hat jetzt Recht? Wagt noch Jemand, den Mund aufzuthun?" Schaokong aber antwortete: „Wiß', o Herr, es ist viel gefährlicher, den Mund des Volkes zu schließen, als die Wasser eines Stromes aufzuhalten. Denn hemmt man dieselben, so strömen sie über und richten mehr Schaden an, als in ihrem natürlichen Bette. Will man einen großen Strom unschädlich machen, dann muß man ihm ein möglichst tiefes Bett graben. Ebenso sollte der Herrscher die Freiheit der Rede dem Volke lassen. Man darf sagen, ein Kaiser versteht zu regieren, wenn er den Dichtern die Freiheit läßt, Verse zu machen, dem Volke die Freiheit, Komödien aufzuführen, den Geschichtsschreibern — die Wahrheit zu sagen, den Ministern ihre Meinung kund zu thun, den Armen — beim Steuerzahlen zu murren, und den alten Leuten — an Allem Etwas zu tadeln. Die Stimme des Volkes gleicht den Bergen und Flüssen, aus welchen die Reichthümer und zum Leben erforderlichen Dinge hervorgehen."

Mannigfaltiges.

* Das meteorologische Bulletin des Pariser Observatoriums, welches täglich telegraphisch vom Stande der Atmosphäre aus den bedeutendsten Städten Europa's unterrichtet wird, hat in diesem Monate die merkwürdige Wahrnehmung gemacht, daß fast beständig in Europa um 9 Uhr Morgens seit dem 1. Juni die Hitze zwischen 18 und 23 Grad in Paris, Madrid und Florenz variirt, dieselbe in derselben Zeit in Konstantinopel fast mit Petersburg gleich bleibt, nämlich auf 12 bis 14 Grad. Der Barometerstand erfuhr in dieser Zeit in ganz Europa und einem Theile von Asien kaum merkbare Veränderungen.

* Das von Edgar Quinet mitgetheilte Faktum, daß der Herzog von Alba den Ketzern die Zunge mit einem glühenden Eisen durchbohren ließ, „um sie am Fluchen zu verhindern," ein Faktum, das von gewissen Seiten geläugnet wurde, ist jetzt durch ein im Staatarchiv von Byern aufgefundenes, von Alba eigenhändig geschriebenes und unterzeichnetes Urtheil als wahrheitsgetreu gerechtfertigt.

Tagsnachrichten.

* Kronstadt. Die in Nr. 68 des „Satelliten" von Hrn. Dr. Müller ausgesprochene Ansicht über den Magnetiseur Hrn. Dr. Malatides aus Pest hat sich vollkommen bewährt. Der genannte Herr hat großen Zuspruch gehabt, viel Geld fortgetragen, aber nun nach dem die Leute ihr Geld hingegeben, finden sie, daß sie nach wie vor mit der Gicht, Hektik, Wassersucht, Krebs und wie das Heer von Krankheiten alle heißt mit welchem das arme Menschengeschlecht geplagt und gequält wird, behaftet sind und die inhaltsschwere Annonze von der Anwendung des Galvano-Elektro-Magnetismus keinen andern Erfolg hatte, als fünf, zehn und mehr Gulden in die Tasche des Hrn. Magnetiseurs wandern zu machen. Mit den Preisen nahm es der Heilkünstler auch nicht sonderlich genau. Ein armes Mädchen welches von heftigen Zahnschmerzen gequält wurde, erhielt von Hrn. Dr. Malatides die Aufforderung sich magnetisiren zu lassen; das Mädchen folgte, mußte auf Verlangen des Magnetiseurs zehn Gulden C. M. zahlen, aber die Zahnschmerzen existiren noch bis zur Stunde. Ein Mann aus

der Vorstadt mit der Wassersucht behaftet, ließ sich dreimal magnetisiren, zahlte jedesmal fünf Gulden C. M., aber leider ist seine Krankheit nicht gewichen. Auch nicht einen Fall haben wir in Erfahrung gebracht, wo sich die vielversprechende Annonze des Hrn. Dr. Malatides bewährt hätte. Möge dieses ein Fingerzeig sein, für ähnliche künftige Fälle. Unsere Stadt ist besonders bevorzugt mit ausgezeichneten Aerzten, mit Männern welche an den ersten medizinischen Hochschulen Europa's ihre Studien gemacht und als hier wahrhafte und anerkannte Ehrenmänner gewiß mehr Vertrauen verdienen als Leute welche Annonzen in die Welt senden und durch eine Art Zaubermittel alle Krankheiten kuriren wollen. Im neunzehnten Jahrhundert, wo die Heilkunde so große Fortschritte gemacht, sollte man es für gar nicht möglich halten, daß man marktschreierischen Affichen so viel Glauben schenkt!

* Professor Sintenis schreibt uns am Bord der „Atlandic" im Bremerhafen unter dem 10. Juni, wir möchten seine Freunde in Siebenbürgen und der Walachei in gefällige Kenntniß setzen, daß er noch an demselben Tage nach Amerika abgegangen sei. Er ist als Professor der deutschen Sprache und Literatur im College in New-York angestellt worden, und hat einen Kontrakt auf 3 Jahre abgeschlossen, erhält jährlich 2700 fl. Gage und freie Ueberfahrt erster Klasse auf der „Atlandic." Sintenis erinnert sich mit dankerfülltem Herzen an das schöne, herrliche Siebenbürgen und an all das Gute was er hier genossen; die Trennung von der theuren Transsilvania, welche er wohl nie wieder sehen werde, sei ihm sehr schwer geworden und ruft allen Freunden und Bekannten an der Grenze eines andern Welttheils ein herzliches Lebewohl zu. Ehe Sintenis nach Bremen abging, hat er noch in Leipzig doktorirt und hofft eine blühende Zukunft in der neuen Welt zu finden. Wir können den Worten Sintenis nur noch beifügen, möge er dem deutschen Namen in Amerika Ehre machen. Geistesgaben hat er genug dazu, möge ihm der liebe Herrgott auch die Geisteskraft dazu verleihen!

* Im Pester Lloyd wird eine Zuschrift von Mehemed Bey (Bangya) veröffentlicht, worin derselbe alle die Gerüchte welche über ihn rücksichtlich der Verschwörung verbreitet sind in Abrede stellt. Er will seiner Zeit der Welt beweisen, daß es nur böse Intriguen sind, welche ihn vor dem Forum der Oeffentlichkeit verdächtigen.

* Seiner Zeit ist viel darüber geschrieben worden, daß Franz Liszt in Pesth in den Franziskaner-Orden getreten sei. Man hat aber aus Unkenntniß der Sachlage die Thatsache selbst entstellt. Der Franziskaner-Orden (der seraphische Orden des heiligen Franziskus, Marianischer Provinz) in Pesth unter dem Provinzial Eugenius Koppan ernannte seinen Landsmann, den Freund und Wohlthäter seines Klosters, nachdem derselbe in Gran seine Festmesse, so wie auch in Pest hatte zur Aufführung bringen lassen, zum Ehrenmitgliede, Confrater des Ordens, und dies als ein Zeichen der Liebe und Pietät gegen den Aufgenommenen. Die vor uns liegende Aufnahme-Urkunde ist schon den 23. Juni 1857 durch den seligen Provinzial Eugenius Koppan vollzogen, und wurde dem Gefeierten am 11. April d. J. im Kloster selbst, nach feierlichem Gottesdienste, im Beisein der ersten Behörden der Hauptstadt Ungarns in herkömmlicher Form überreicht. Nachdem die in lateinischer Sprache gehaltene Festrede die Verdienste des neuaufgenommenen Mitbruders hervorgehoben und besonders den Werth seiner Festmesse gewürdigt hat, heißt es: „Wen wird es denn Wunder nehmen, wenn wir als Zeichen unserer tiefsten Verehrung und der Liebe, welche wir stets zu Dir hegten und für immer hegen werden, Dich mittels dieses Dokumentes in die Zahl unserer Brüder aufnehmen, indem wir Dir unsere besten Wünsche und frommen Gebete zusichern, so lange nur unser Orden am Leben bleibt." Die auf diese Weise dem Orden als Confratres Affiliirten sind durchaus durch kein Gelübde gebunden.

* In Prag hat einer der ersten Hotelbesitzer wegen elender 29 Gulden einen falschen Eid geschworen. Er schwor einem Gewerbsmann die genannte Summe für gelieferte Arbeit ab. Der Gewerbsmann konnte jedoch durch Zeugenaussagen die Richtigkeit beweisen und der Hotelbesitzer wurde wegen Meineid zu 5 Jahren Kerker verurtheilt.

* Der ehemalige Bankbeamte Theodor M. ist, wie wir bereits gemeldet haben, in Stuttgart angehalten und dem Wiener Landesgerichte übergeben worden. Die „Boh." bringt über M. folgende interessante Angaben: Die feine Dame, die M. auf seiner Wanderung begleitet hatte, war bereits früher von Dresden aus hier eingebracht worden. M. ward bereits zweimal verhört und soll ein vollständiges und umfassendes Geständniß abgelegt haben. Von dem veruntreuten Betrug soll M. etwa 4000 fl. in Gold in Amerika deponirt haben, der Rest ist ausgegeben. M.'s Vorleben bildet einen vollständigen Roman, der von einem gewissen Interesse ist. Aus einer achtbaren und angesehenen Familie stammend, erfreute er sich, trotz eines ziemlich bewegten Lebens, des Vertrauens bedächtiger und erfahrener Männer, das bis zum letzten Augenblicke unerschüttert dastand. M. hatte sich vor einigen Jahren in die Tochter eines hochgefeierten Sängers, der leider den Abend seines ruhmvollen Lebens in einem trostlosen Zustande verlebt, verliebt und diese Leidenschaft wuchs so mächtig in ihm, daß er die unübersteiglichsten Hindernisse mit Leichtigkeit überwand, um dem Gegenstande seiner Liebe näher zu kommen. Diese Periode seines Lebens erinnert in einzelnen Episoden an die schönsten Zeiten der Romantik, an die Ritter Toggenburg ꝛc. — endlich ward sein Sehnen erfüllt und er führte sein Mädchen zum Altare. Von diesem Augenblicke an soll jede romantische Regung wie erstorben gewesen sein. Ueber die Ursache dieses plötzlichen Umschlags weiß man nichts Positives. Bald begannen seine Beziehungen zu der vielfach erwähnten Dame. Der Betrug, den M. verübt, war bekanntlich in der raffinirtesten Weise ausgeführt. Er entwendete Koupons, die durchgeschlagen werden sollten, und schob in ein solches zu vernichtendes Packet eine Anzahl Koupons auf mindere Beträge, als die oben liegenden, hinein, so daß der kontrollirende Beamte die Anzahl der Stücke stets in Ordnung fand, da er es unterließ, auch den Werth jedes einzelnen Stückes zu untersuchen. Als eine Verheimlichung nicht mehr möglich war, entfloh M. und benützte hiezu den Paß eines seiner Freunde, dem er von Amerika aus das Dokument zurücksandte. Nach zweimonatlichem Aufenthalte kehrte er mit seiner Geliebten über London nach Deutschland zurück. Auf seine Auffindung war bekanntlich ein Preis von 2000 fl. gesetzt worden; es zirkuliren hier über den Umstand, wer

diesen Preis verdient, allerlei Angaben, die nicht näher erörtert werden können. Thatsache ist daß die ihn begleitende Dame früher als er angehalten und eingeliefert worden ist. Interessant ist hiebei die Erwähnung folgenden Umstandes: M. hat seinen Schwiegervater St. häufig im Irrenhause besucht und Letzterer hatte sich an diese Besuche so gewöhnt, daß er öfters, wenn dieselben ausgesetzt wurden, nach seinem Schwiegersohne fragte. Als der Geisteskranke in den Zeitungen den Bericht über M.'s Veruntreuung und Flucht las, kam der Name seines Schwiegersohnes nicht mehr über seine Lippen und selbst in unklaren Momenten erkundigte er sich nicht mehr wegen des Ausbleibens desselben. M.'s Prozeß wird schon im Juli zur Verhandlung gelangen können.

* Frankreich ist in Besitz der Wohnung wo Napoleon I. sein Leben beschlossen, so wie den des Grabes wo seine Asche ruhte, gekommen. Am 18. März 1858 hat ein Erlaß der Legislatur von St. Helena, der am 7. Mai von der Königin von England bestätigt ward, dem Kaiser der Franzosen und den Erben desselben auf ewige Zeiten das vollständige Besitzrecht der Domaine Longwood und des Grabes von Napoleon I. abgetreten; somit, sagt der Moniteur, sei Dank der englischen Regierung, diese heiligen Stätten, wo sich ein mit keinem anderen zu vergleichendes Geschick erfüllt hat, fortan Frankreichs Eigenthum. Der französische Hof hat auf Befehl des Kaisers Napoleon eine zwölftägige Trauer für die Herzogin von Orleans angelegt.

* Wir haben kürzlich von dem Gerücht Notiz genommen, es sei ein neues Attentat auf den Kaiser Napoleon beabsichtigt gewesen. Die Kölnische Zeitung erzählt die Ursache des Gerüchts in folgender Weise: Die Kaiserin wünschte die Kirmeß von Fontainebleau zu sehen und begab sich in Begleitung der Herzogin v. Cadore und der Madame de Labedoyere in einem bescheidenen Aufzuge, den Weg durch eine Hinterthür des Schlosses nehmend, auf das Volksfest. Sie wurde auch nicht erkannt. Als die Damen sich dem Schlosse näherten, sprang im Park ein Blousenmann auf Madame de Cadore los und umfaßte sie; die Damen schrieen auf, es kamen Gensd'armen herbei und faßten die Angreifer, welche sehr arg behandelt wurden, trotzdem die Damen für sie baten und ihre Befreiung zu erwirken suchten. Die „Blousenmänner" waren nämlich der Herzog von Cadore und zwei andere Herren vom Hofe, welche die hohen Frauen erschrecken wollten. Es scheint, daß einige Bewohner der Stadt dieser Szene beiwohnten, und dann das Gerücht von einem Attentate verbreiteten. Der Kaiser soll über den, allerdings schlechten Spaß, nur gelacht haben." (Wir bezweifeln diese Geschichte doch im hohen Grade, glauben auch nicht daß der Kaiser bloß gelacht hätte.)

* Der Erzrevolutionär Mazzini hat ein neues Anleihen eröffnet. Die Triester Zeitung erzählt, die betreffenden Scheine seien besonders malerisch ausgestattet. Man sieht darauf zwei Herren im Kampf, ein Kreuz mit einer Dornenkrone, gestützt auf eine Kanone und einen Sarg. Die dreifache Krone und eine Königskrone liegen zu Boden geworfen, und im Hintergrunde gewahrt man die Kuppel der Paulskirche. Zwei weiße Frauen und ein zur Abreise gerüstetes Pferd vollenden die Dekoration. Die Fonds bleiben in den Händen Mazzini's, der sie für die europäische Freiheit zu verwenden verspricht!

* „Auf den belebten Promenaden im Boulognerwäldchen bei Paris begegnet man seit zwei Wochen nur Trauerkleidern. Alles ist in tiefes Schwarz gehüllt." — Die Einen behaupten, man trauere um die Herzogin von Orleans, die Anderen sagen, man gehe bloß schwarz, um sich zu den gegenwärtigen Zuständen gleich auf der Straße gratuliren zu können.

* Die Ligurianer haben die Absicht sich zu Freiburg in der Schweiz niederzulassen. Die Herren Patres verrichten bereits in der Umgegend von Freiburg Missionen und erbauen das Landvolk mit Predigten.

* In Konstantinopel wird seit kurzer Zeit von türkischen Schauspielern und worauf namentlich großes Gewicht gelegt wird, von türkischen Schauspielerinen Theater gespielt. Das Stück ist betitelt: „Das schlechte Subjekt und der Heuchler." Ein türkischer Professor Hekin Serap Oglu hat es aus dem Italienischen ins Türkische übersetzt. Hierdurch fällt abermals eine große Schranke zwischen den sozialen Verhältnissen der europäischen und türkischen Nation. Auch im Tanzen versuchen sich die Türken. Genug es werden noch ganze Leute werden!

* Eine der Sultaninen des türkischen Kaisers hat eine Wallfahrt nach Mekka unternommen und war auf ihrer Reise in Damaskus angekommen und mit großem Pompe empfangen worden. Unter der weiblichen Suite der Sultanin befanden sich zwei Mädchen von ausnehmender Schönheit, welche sich stets an der Seite ihrer Gebieterin halten. Zu dem Transport des Gepäckes der Sultanin waren mehr als 200 Saumthiere und eine Anzahl Kameele erforderlich.

* Vor Kurzem hat der Gouverneur des Staates Mississippi einen Menschen, Namens Dyson, der wegen Meuchelmords nur zu 14jähriger Gefängnißstrafe, statt zum Tode verurtheilt war, vollständig begnadigt. Der zu Vicksburg erscheinende „Southern" klagt deswegen den Gouverneur aufs Heftigste an, weil Dyson „einer der infernalischsten Schurken, die jemals ungehängt umhergelaufen", sei. Zum Beleg dessen führt er an: „daß dieser Mensch schon vor dem Morde, wegen dessen er verurtheilt, resp. begnadigt wurde, einen Advokaten, Namens Moß, meuchlings von hinten todtgeschossen und sich dieser That öffentlich gerühmt habe, ferner, daß er drei von seinen eigenen Sklaven (darnach scheint er also ein reicher Niggerbesitzer zu sein, was wohl auch die Milde des Gouverneurs erklärt), ermordet habe, und zwar eine Negerin auf so grauenvolle Weise, daß die eigene Frau des Mörders vor Schrecken und Entsetzen darüber starb. Die Negerin wartete bei Tische auf, als Dyson über irgend etwas, was sie gethan oder unterlassen hatte, in Zorn gerieth, vom Stuhle aufsprang und mit einem Schnitt seines Bowiemessers ihr den Bauch aufschlitzte. Seine Frau fiel in Ohnmacht und als sie wieder erwachte, hatte das Scheusal mittlerweile der Ermordeten das Herz ausgeschnitten, auf sein Bowiemesser gespießt und hielt es seiner Frau ins Gesicht. Diese verlor abermals das Bewußtsein, fiel in Krämpfe und starb nach wenigen Stunden.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 73. Freitag, den 21. Juni. 1858.

Das Lotterie-Loos.

Aus dem Englischen.

In einem entlegenen Theile der Stadt Padua, in der Nähe der alten Kirche Santa Sofia, stand und steht wahrscheinlich noch ein altes Haus, von Mauern umschlossen, mit einer großen Pforte, welche aber selten offen war; der Zugang war gewöhnlich durch ein kleines Seitenpförtchen.

Das Haus sah von außen dunkel und finster aus, denn fast sämmtliche Fenster gingen nach einem inneren Hofe, der von allen vier Seiten von dem Gebäude umgeben war. Die offene Treppe war in einem Winkel des Gebäudes, und vor den verschiedenen Zimmern oberhalb der Treppe waren offene Galerien oder Balcons, nach der alten italienischen Mode. Wenige von den Gemächern hatten Kamine und nur selten sah man Rauch aufsteigen aus den trichterförmigen Schornsteinen, die in Padua und andern Oertern in der Nähe Venedig's gewöhnlich sind und eher für das Auffangen des Regens und Schnee's als für das Auslassen des Rauches geeignet scheinen.

Der Eigenthümer und Bewohner dieser stillen finstern Wohnung war ein ältlicher Mann, der ziemlich eingezogen und ärmlich lebte. Giuseppe Balducci — denn dies war sein Name — bekam von seinem Vater ein kleines Erbtheil, dessen Ertrag, wie man glaubte, seine Ausgaben weit überstieg. Seine Sparsamkeit nahm mit seinen Jahren zu und er ward allmählich aus einem ökonomischen Mann ein Filz. Er hatte nur wenige Freunde und selten kam ein Bekannter über seine Schwelle; sein Geiz war so verrufen, daß seine Einwohner, denen er die Miethequittungen gab, zu sagen pflegten, daß er, um die Tinte zu sparen, den Querstrich über den Buchstaben t und den Punkt auf dem i vergesse.

Zu der Zeit, wo unsere kleine Erzählung beginnt, bestand sein ganzer Haushalt aus einer Dienerin, die das reife Alter der fünfzig erreicht hatte. Bettina war von Balducci's Mutter erzogen und war nach dem Tode derselben in des Sohnes Hausstand übergegangen, wo sie als Köchin, Haushälterin und Hausmädchen ihre Schuldigkeit gethan und so weit das überhaupt bei ihrem Herrn möglich war, dessen Zutrauen erlangt hatte. Sie war thätig und fleißig; die lange Gewöhnung hatte sie mit der geizigen Lebensweise Balducci's vertraut gemacht, und sie hatte in ihres Herrn Augen noch einen großen Vorzug: sie war so häßlich, daß sich nie ein Liebhaber für sie gefunden, der ihn incommodirt hatte.

Balducci war nicht nachsichtiger gegen Bettina's weibliche Bekanntschaften, als er gegen ihre Liebhaber gewesen sein würde: er ließ keine in sein Haus, denn er hatte einen Schauder vor allem Geschwätz, weil er dessen Gegenstand zu werden fürchtete; aber Bettina erholte sich für ihr Schweigen und ihre Einsamkeit im Hause, durch einen tüchtigen Gebrauch ihrer Zunge und ihrer Ohren, wenn sie auf den Markt oder zur Messe ging und wieder zurückkehrte.

Eines Morgens ging Bettina aus, um auf dem Markt, der auf der Piazza vor dem Palast della Ragione, dem alten Rathhause in Padua, gehalten wurde, einzukaufen. Es war ein trüber Morgen, und gerade als sie ihre Einkäufe beendigt hatte, begann der Regen, der den ganzen Morgen gedroht hatte, herabzufallen.

Wenn es in Italien regnet, besonders im Herbst — und dies war im November — so regnet es ernstlich; das sind keine milden Regenschauer, nicht Tropfen, sondern Ströme, die Einen bis auf die Haut durchnässen, ehe man noch einen Regenschirm aufgeschlagen. Auf einen solchen Regen war Bettina nicht vorbereitet, sie hatte gehofft, noch vor demselben nach Hause zu kommen; denn sie konnte neben ihrem schweren Korbe nicht auch noch einen solchen dicken, mit Wachstuch überzogenen Regenschirm tragen, wie er bei den niederen Ständen in der Lombardei gewöhnlich ist. Das weiße Musselintuch, womit ihr Kopf bedeckt war, war kein Schutz gegen ein solches Wetter, wie dieses, und da ihre Schuhe mit den hohen Absätzen nur ihre Zehen, nicht auch ihre Hacken schützten, so mußten ihre reinen weißen Strümpfe bald mit Schmutz bedeckt werden.

An der Seite der Piazza, wo der Markt gehalten wurde, befanden sich Arcaden, die zu offenen Läden dienten. Bettina hatte eine Freundin, Monne Lisetta, die dort einen Tuchladen hielt; bei ihr suchte die Haushälterin Schutz vor dem Regen, sie wollte warten, bis derselbe aufhörte oder vielleicht ein Bekannter vorbei käme, der denselben Weg ginge und sie unter seinem Schirme mitnähme.

Monna Lisetta bot ihr einen Sitz in ihrem Laden an und fand auch Platz für den schweren Korb. Bald waren die beiden Frauenzimmer tief in der Unterhaltung. An Stoff fehlte es nicht

nachdem sie das Wetter und die Angelegenheiten ihrer Nachbarn abgehandelt hatten, waren noch die Waaren im Laden zu besprechen. Lisetta hatte manche schöne Kleider, die sie ihrer Freundin anpries; aber obgleich Bettina hübsche Sachen gerne besaß, hätte sie doch nicht Lust zu kaufen; sie schüttelte mit dem Kopfe und sagte, sie habe kein Geld.

— „Du brauchst nicht mehr lange arm zu sein, wenn Du es machst, wie Gian Sarpi;" — sagte Lisette — „wenn Du nur die Hälfte von seinem Glücke hast, so bist Du ein reiches Frauenzimmer."

— „Was hat er denn gethan und was für ein Glück hat er gehabt?" fragte Bettina, deren Neugierde rege ward.

— „Nun, er hat ein Lotterie-Loos gekauft und hat einen Gewinn von 20,000 Zwanzigern bekommen."

— „Wirklich? Er ist ein glücklicher Mensch!" sagte Bettina.

— „Warum versuchst Du Dein Glück nicht? Wenn Du einen Gewinn bekommst, so kannst Du Dir nicht nur dieses Kleid, sondern noch viele andere kaufen, welche Du willst."

Indem Lisette dies sagte, zeigte sie auf ein großes Plakat an der Mauer des Palastes della Ragione, welches in mächtig großen Buchstaben einige Nummern ankündigte, auf die in der Lotterie Gewinne gefallen, und daß noch Loose zu haben wären.

— „Ich denke selbst daran, ein Loos zu kaufen," — fügte Lisetta hinzu — „Sieh', da kommt Maso Ferrari aus dem Büreau heraus, der hat gewiß auch eins genommen; wir wollen ihn fragen." Sie winkte einem Manne zu, der darauf unter einem breiten grünen Regenschirm die Straße herüber kam.

— „Was habt Ihr da drüben gemacht?" fragte ihn Lisetta, als er seinen Schirm niederspannte und in den Laden eintrat.

— „Ich habe mir ein Loos gekauft," sagte er.

— „Dachte ich's doch, daß Ihr nicht würdet widerstehen können, nachdem Ihr von Gian Sarpi's Glück gehört. Ich denke auch mein Glück zu versuchen und ich möchte, daß Bettina dasselbe thäte."

— „Wenn ich wüßte, daß ich sicher wäre, einen Gewinn zu bekommen," sagte Bettina zweifelhaft.

— „Sicherheit hat man nicht," antwortete Lisette.

— „Zwei Gewinne, jeder von 100,000 Zwanzigern, müssen sehr bald herauskommen" — sagte Maso — „und wenn ich so glücklich wäre, einen zu erhalten," — fügte er mit vor Freude funkelnden Augen hinzu — „so wäre mein Glück gemacht; dann kann ich in meiner eigenen Kutsche fahren, statt diesen grünen Regenschirm über dem Kopf im Regen zu tragen und durch den Koth zu waten."

— „Und Ihr könnt für Eure Frau ein Kleid von diesem Stoff kaufen," — sagte Lisetta, die ihr Geschäft nie aus den Augen verlor — „ist das nicht etwas Schönes?" — und sie breitete das Kleid aus, nahm es dann in Falten und hielt es so in das beste Licht, dann wandte sie sich an Bettina.

— „Ja, gewiß, es ist hübsch." — sagte die Haushälterin — „ich möchte es sehr gern haben, aber ich habe kein Geld, um mir's anzuschaffen."

— „Ach, Du wirst anders sprechen, wenn Du einen Gewinn in der Lotterie bekommen hast."

— „Dummes Zeug! Unsinn! Ich denke nicht daran, ein Loos zu nehmen."

(Forts. folgt.)

Eine Handelskrise vor dritthalb hundert Jahren.

Aus dem niederdeutschen Tagebuche des Lübeck'schen Bürgermeisters Boies, in den Jahren 1603 bis 1620 geschrieben, findet sich folgende Stelle:

„In diesen meinen Tagen und Zeiten ist eine so unerhörte Stockung (Beschweringe) gewesen und unchristlicher Zinsfuß und Uebertheuerung im Handel und Geldverkehr, als bei der Welt Zeiten noch nicht dagewesen, und haben solchen Wucher die vornehmsten Bürgermeister und Rathsherren und Bürger getrieben, und die Herren in Holstein mit ihren Geldgeschäften (Umschlage), so daß viele Bürger durch ihre Unachtsamkeit, Stolz und Hoffart, sich mit fremdem Gelde groß sehen zu lassen und großen Handel zu treiben, indem sie Gott vergaßen und Gottes Zorn auf sich luden, zu ihrem großen Schaden sich nicht vorsahen, daß die Zinsen sie auffraßen und sie mitfraßen, bis das Verderben ihnen auf dem Nacken lag. Da hatten sie sich so untereinander, der Eine für den Andern, verbürgt und verschrieben (verlawet und versegelt), daß sie Alle dadurch verdarben und arm wurden, und mußten es verlaufen und betrogen manchen ehrlichen Mann, der für sie gebürgt und sich verschrieben hatte, so daß bezahlen mußte, wer konnte — wer nicht konnte, mit laufen und weichen mußte, ja Viele, die durch die Bürgschaften ruinirt wurden — junge Leute — von großen Herzenssorgen starben. Darum, meine Kinder und Erben, habe ich Dieß zu einem Spiegel und Exempel geschrieben, daß ihr Gott fürchtet und euch zur Demuth und fleißiger Arbeit haltet und nicht nach ausgebreiteteren Geschäften ausguckt, ehe Gott es euch geben will. Denn Die mit Gewalt und hastig reich werden wollen, bekommen gewöhnlich Armuth und Bankerott."

Dieser Spiegel, den jener Lübeck'sche Bürgermeister seinen Kindern und Erben vorhielt, zeigt er nicht auch das Bild der jüngsten Zeit in seinem Rahmen?

Mannigfaltiges.

* **Wien**, 13. Juni. Die hiesige kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat nachstehende philologische Preis-Aufgabe ausgeschrieben: Die Frage nach der Zeitfolge, in welcher Platon seine Dialoge abgefaßt hat, ist dadurch von eigenthümlicher Wichtigkeit, daß ihre verschiedene Beantwortung auf die Auffassung der einzelnen Dialoge und der gesammten Philosophie Platon's in mancher Hinsicht einen entscheidenden Einfluß gewonnen hat. Die epochemachenden Untersuchungen Schleiermacher's über diesen Gegenstand sind am umfassendsten und eindringendsten von K. F. Hermann bestritten, der, von einem wesentlich verschiedenen Prinzipe ausgehend, zu theilweise abweichenden Ergebnissen gelangt ist.

Das Prinzip und die Ergebnisse Hermann's haben bei mehreren geschätzten Forschern auf diesem Gebiete im Wesentlichen Beistimmung gefunden. Es werde erstens untersucht, ob für die Hermann'sche Anordnung der angeblich auf historischen Thatsachen beruhende Beweis wirklich geführt ist. Zweitens die Gefahr, unsichere Hypothesen in die Beantwortung dieser Frage aufzunehmen, entsteht besonders dadurch, daß jeder der platonischen Schriften ihre Stelle in der chronologischen Anordnung angewiesen werden soll. Es wird für einen sicheren Fortschritt dieser Untersuchung förderlich sein, den Anspruch auf ein Umfassen der sämmtlichen Dialoge Platon's zunächst aufzugeben und diejenigen herauszuheben, für welche sich die Abfassungs-Zeit an sich oder im Vergleiche zu bestimmten anderen Dialogen zu völliger Evidenz bringen läßt. Der Termin der Einlieferung ist der 31. Dezember 1859; — der Preis von 500 fl. österr. Währung wird in der feierlichen Sitzung am 30. Mai 1860 zuerkannt.

* In Bordeaux hat sich eine originelle Gesellschaft gebildet, welche sich die „Gesellschaft der Dreizehn" nennt und den Zweck hat, gewisse populäre Vorurtheile auszurotten. Die Sitzungen bestehen einfach in Banquets, welche jeden Freitag zu Dreizehn abgehalten werden. Die Mitglieder verpflichten sich feierlich, nur an einem Freitage ihre Unternehmungen und Reisen anzutreten. Ehe man sich zu Tische setzt, werden die Stühle auf einem Beine umgedreht und die Salzfässer umgeschüttet. Die Gesellschaft existirt schon seit fast einem Jahre, und noch ist Niemand verunglückt. Sie nimmt auch Korrespondenten auf, und wer in dem Rufe steht, einen „bösen Blick" zu haben, hat von Rechtswegen Anspruch auf diese Ehre.

* Wer hätte es wohl je gedacht, daß in Aegypten ein deutsches Journal erscheinen werde? In Alexandria ist am 9. v. M. ein deutsches Witzblatt ausgegeben worden, welches jede Woche einmal erscheinen soll, uns bis heute schon seinen Namen — vielleicht auch seine Farbe — gewechselt hat. Aus „Hummel Bummel-Bier-Zeitung" ist eine melancholische „Grille" geworden! Dieser Titel ist eine Grille des Redakteurs; besser wäre „Deutsche Heuschrecke" gewesen! Eine „Grille" ist eben so unschuldig, als langweilig, aber „Heuschrecke," dabei hätte man sich Manches denken können, was ganz für Aegypten paßt.

Tagsnachrichten.

* Am 7. d. wurde auf dem Klausenburger Friedhofe das Grabmonument enthüllt, welches die studirende Jugend des dortigen reformirten Kollegiums ihrem verstorbenen Lehrer, dem Professor der Theologie, Daniel Incze, der durch sein Werk „uj testamentomi magyarázatról" (über die neutestamentliche Exegele) sich auch in weiteren Kreisen einen Namen gemacht, setzen ließ. Auf der Spitze des schön gearbeiteten Monumentes befindet sich eine aufgeschlagene Bibel, über welcher das Symbol des heiligen Geistes angebracht ist, während auf den Blättern die Worte aus Mathäus zu lesen sind: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth." Unterhalb steht die Inschrift: „Daniel Incze, geboren 1808, gestorben 1857. Dem geistvollen und eifrigen Lehrer, dem biedern und edelgesinnten Menschen seine dankbaren Schüler." Ein stilles Gebet eröffnete die Enthüllungsfeier, zu der der ganze Lehrkörper und die Schuljugend sich eingefunden hatten, worauf einer der Studirenden eine Rede hielt.

* Dem „Werschetzer Gebirgsboten" wird aus Delta von der merkwürdigen Rettung eines Menschen von dem schrecklichsten aller Tode — des Lebendigbegrabenwerdens — mitgetheilt: Am 27. v. M. ungefähr 5 Uhr Nachmittags ritt der Knecht des dortigen Grundbesitzers P. L. die Pferde zur Hutweide, wobei sein Dienstherr ihm auftrug, in den auf dem sogenannten Ziegelplatze befindlichen Sandstätten eine Wagenladung Straßenschotters herauszuarbeiten. Da diese Arbeit kaum zwei Stunden in Anspruch nahm, mußte es auffallen, daß um 8 Uhr zur Abendzeit der Knecht noch nicht nach Hause kam. Als aber auch um 9 Uhr derselbe nicht erschien, ahnete seinem Dienstherrn alsogleich, es müsse seinen Knecht das hier leider nicht seltene Unglück des Verschüttetwerdens getroffen haben. Es war finster und regnete stark; dieß hinderte jedoch den braven Landmann nicht, mit seinem Weibe sich aufzumachen und seinem verunglückten, sonst fleißigen und treuen Knechte zu Hilfe zu eilen. Das Weib trug die Laterne, der Mann die nöthigen Werkzeuge, und da nach einstündigem, vergeblichen Suchen an verschiedenen Stellen der ganzen Strecke keine Spur sich zeigte begab sich das Ehepaar mit der Gewißheit des gefürchteten Unglücks wieder in den Ort, kehrte aber verstärkt durch Wachmannschaft aus dem Gemeindehaus und mehreren anderen Männern zurück, durchsuchten bei anhaltendem Regen sämmtliche bekannte Arbeitsstellen, und kehrten abermals nach Mitternacht erfolglos zurück. Der von Angst erfüllte brave Landmann fand jedoch weder Schlaf noch Ruhe, und mit dem beginnenden Grauen des Tages ging er zum dritten Male rüstig ans Werk. Da entdeckte er mit einem Male in der Nähe der Weingärten, an einer gesunkenen Uferstelle ein einige Zoll lang hervorragendes Stück eines Pferdehalfters, mit Angst näherk er sich dieser Spur, die Halfter mit Grund für die seinige haltend, horcht mit klopfendem Herzen und glaubt das leise Aechzen eines Menschen zu vernehmen. Hastig ruft er die in der Nähe befindlichen Pferdehalter herbei, und mit Eifer wird an die Ausgrabung geschritten. Nach kurzer anstrengender Arbeit, wobei die größte Vorsicht mit den Instrumenten gebraucht werden mußte, geriethen den Wegräumenden Haare in Hände. Nach Kurzem war der Kopf frei, Mund und Nase von dem haftenden Schutt befreit, und das Rettungswerk war vollendet; der Verunglückte athmete. Aber noch gab es Arbeit genug, denn er war in stehender Stellung vom einstürzenden Ufer überrascht worden, und mußte förmlich ausgegraben werden, da die völlige Erschöpfung jede Selbstbefreiung aus seiner schrecklichen Haft unmöglich machte. Neun Stunden war der arme Knecht im strengen Sinne begraben gewesen. Derselbe hat sich nach kurzem Krankenlager erholt, und ist jetzt vollkommen gesund. Seine Rettung dankt er einem, einige Zoll langen, Hanfstück der Pferdehalfter, welches der Verschüttung entgangen ist und als Signal über ihm emporragte.

* Aus Westfalen. Ein dieser Tage von dem Bischof Konrad von Paderborn ergangener Hirtenbrief bringt zur Kunde

der Diözesanen, daß der Papst sich gewogen gefunden, der ganzen Christenheit einen vollkommenen Ablaß in Form eines Jubiläums zu bewilligen, und schreibt die deßfallsigen Andachten und Lasten vor, daran die Mittheilung reihend, daß der heil. Vater dem Wunsche der deutschen Bischöfe, die Ablaßalmosen des Jubiläums in Deutschland dem Wiederaufbau der Kirche in der Diaspora zu gute kommen zu lassen, entsprochen hat.

* An dem Lager bei Neunkirchen und Ternitz wird bereits gearbeitet. Auch von Seite des Hofbauamtes werden Beamte daselbst erwartet, um Vorbereitungen für den Aufenthalt Sr. Majestät und des Allerhöchsten Hofes im Lager zu treffen und Zelte und Marstall einzurichten. Das Lager wird den 16. Juli beginnen und am 30. September beendet werden. Im Lager werden 4 Offiziers-Traiteries, jede in Verbindung mit einer Mannschafts-Marketenderei, acht Viktualienhandlungen und acht Baracken zum Ausschank geistiger Getränke eingerichtet. — Die Wiener Garnison exerzirt und manövrirt fast täglich vor Sr. Majestät. Am 10. Juni fand auf der Schmelz ein großes Artilleriemanöver statt, zu welchem sämmtliche Batterien der Wiener Garnison ausgerückt waren. Se. Majestät waren von Ihren kais. Hoheiten den Erzherzogen Ferdinand Max, Karl Ferdinand und Leopold begleitet.

* Unter der Studentenschaft zu Würzburg ist eine wahre Duellmanie ausgebrochen. Es vergeht kein Tag, wo nicht die Polizei ein beabsichtigtes Duell vereitelt oder die Gendarmerie die Theilnehmer von einem bereits im Gange befundenen abfaßt und an das Untersuchungsgericht einbringt.

* Leipzig, 14. Juni. (Ein Buch mit Beschlag belegt.) Heute Frühe wurde hier in der Verlagshandlung das vor länger als drei Monaten erschienene Buch: „Der Aufstand in der Stadt Braunschweig am 6. und 7. September 1830“ auf Requisition der Kreisdirektion provisorisch mit Beschlag belegt und zwar wegen eines darin angeblich vorkommenden Ausfalls auf den jetzigen Kaiser der Franzosen. Ob die Kreisdirektion aus eigenem Ermessen oder auf Antrag der französischen Regierung gehandelt hat, ist nicht gesagt worden.

* Der Oberagent der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft F. C. Ehloyber ist kürzlich in Salzburg gestorben, wo er einbalsamirt und nach Pest gebracht worden war. Am 15. Juni wurde er feierlich auf dem evangelischen Friedhof in Pest zu Grabe getragen.

* Von Hamburg sollen in den letzten Tagen eine Masse von Exemplaren einer Schrift, betitelt: „Reorganisation of the Nation“ per Post an Private nach England expedirt worden sein. Es werden in derselben als Reorganisations-Mittel empfohlen: Allgemeine Gleichheit, Abschaffung der Ehe, Emanzipation der Frauen, Erhebung der Philosophie zur Weltreligion u. s. w. u. s. w. Die Times warnen ihre Leser, diese Schrift von Briefträgern anzunehmen, nicht etwa ihrer gefährlichen Tendenz, sondern des theuren Portos wegen. Der Reorganisator frankirt nämlich seine Sendungen nicht.

* Am 2. Morgens fand in Pera ein großes Unglück statt, in einem Viertel, wo viele Griechen wohnen und für dieselben eine Kirche erbaut wird. Einstweilen haben sie in einem alten Gebäude in einem engen Saale Gottesdienst vor einem Altare gehalten, auf welchem die Bilder Konstantins und der h. Helena aufgehängt sind. Diesen Morgen nun war das Gebäude gedrängt voll und es stürzte unter der Menschenlast zusammen. Viele Quetschungen, Verwundungen, Arm und Beinbrüche verstehen sich von selbst, aber Mehrere blieben auch auf der Stelle todt.

* Neapel, 2. Juni. Dort oben im graustigen Kessel des Vesuvs kocht es furchtbar. Die Lava hat die Seitenwände des Kraters an vier verschiedenen Stellen durchbrochen, und Feuerbäche wälzen sich aus diesen neuen Oeffnungen thalabwärts. Ein großartiger, ein erhabener Anblick! Und wenn einer dieser rothglühenden Bäche langsam vorwärts schreitend sich einem Baume nähert, dann welkt die Hitze zuerst seine Blätter, trocknet sie, schrumpft sie knisternd zusammen, und bald darauf lodert der ganze Baum in hellen Flammen auf, bis er unter dem Gewicht der andringenden Masse zusammenstürzt, und von ihr verschlungen wird. Die Bewohner von Resina fangen bereits an zu fürchten daß der Hauptstrom sich der so reizend gelegenen Ortschaft mit ihren schönen Landhäusern und prächtigen Villen nähern könne. Daß der Vulkan ganz ausgehöhlt ist, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Kaum gehört es daher zu den Unwahrscheinlichkeiten, den obern Theil des Berges früher oder später in sich selbst zusammenstürzen zu sehen. Ist es doch ausgemacht daß frühere Ausbrüche seinen Kegel beträchtlich erniedrigt haben. Fortwährend strömt eine zahlreiche Menschenmenge zusammen um das prächtige Schauspiel ganz aus der Nähe anzustaunen. In den Eingeweiden des Berges pocht und poltert es schrecklich. Einer meiner Freunde, der ein Landhaus bei Torre del Greco hart am Fuß des Gebirges besitzt gesteht, er habe es dort nicht mehr auszuhalten vermocht. Obgleich vor der Lavaströmung vorderhand vollkommen sicher, sei ihm der rollende Donner tief unter seinem Hause, besonders zur Nachtzeit, zu graustig vorgekommen, weßhalb er es für zuträglicher erachtet habe das Weite zu suchen. Am Tag ist die ganze Südseite des Berges bis nahe nach Portici und Resina herunter in eine dichte Rauchwolke eingehüllt.

* Als Dr. Bernard im Gefängniß in London saß, erzählt der Herald, kam ein Brief mit freundschaftlichen Unterstützungs-Anerbietungen aus Frankreich an seine Adresse in London. Bernards Sachwalter, Herr Lewelson, hatte die Unvorsichtigkeit, den Brief, dessen Schrift dem Adressanten fremd war, zu näherer Erkundigung nach Paris zu schicken. Was geschah? Gleich nach Bernards Freisprechung erhielt der Schreiber jenes Briefes die „Einladung,“ Paris in vierundzwanzig Stunden zu verlassen, mit dem Bedeuten, daß er, ohne die Verwendung eines einflußreichen Freundes, nach Cayenne geschickt worden wäre.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 8 fl. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 74. Mittwoch, den 23. Juni. 1858.

Das Lotterie-Loos.

(Fortsetzung)

Bettina trat an den Eingang des Ladens und blickte nach dieser und nach jener Seite, um zu sehen, ob der Regen nachgelassen, hielt auch die Hand hinaus, um es zu fühlen.

— „Der Regen läßt nach," — sagte sie — „ich muß eilen, daß ich nach Hause komme. Wenn Ihr denselben Weg mit mir geht, so seid Ihr wohl so gut, mich unter Euren Schirm zu nehmen?"

„Mit Vergnügen," erwiderte Maso. Bettina nahm ihren Korb, sagte Lisetta Lebewohl, hob ihr Kleid über die Enkel auf, damit es rein bliebe, und ging mit Maso bis zur Pforte von Balducci's Hause; hier dankte sie ihm für seine Begleitung, ließ sich ein und verschloß die Pforte hinter sich.

Es war so spät geworden, daß Bettina Mühe hatte, das Mittagsessen zu rechter Zeit zu bereiten; als aber ihre Arbeit gethan war und sie sich nun zu ihrer gewohnten Abendbeschäftigung, die im Stricken baumwollener Strümpfe bestand, niedergesetzt hatte sie Muße, über das Lotterie-Loos nachzudenken. Die Hoffnung, plötzlich reich zu werden und mit einem Sprunge aus Armuth in Wohlstand versetzt zu werden, ist stets eine große Versuchung, und es gehört ein fester Sinn dazu, derselben zu widerstehen. Je mehr Bettina über das Lotterie-Loos nachdachte, desto glänzender und lockender erschienen ihr die Gewinne, die Nieten wurden vergessen. Warum sollte sie nicht eben so gut wie Gian Sarpi gewinnen? Sie wollte es versuchen. Aber wenn nun ihr Loos nichts gewinnen sollte? Nun, so hätte sie fünf Gulden verloren, und, Dank der Madonna und dem heiligen Antonio, das würde sie nicht ruiniren; fünf Gulden konnte sie schon verlieren. Sie wollte es also wirklich versuchen, und machte schon allerlei Pläne über die Anwendung des Gewinnes, dessen Erlangung ihr nun immer sicherer erschien.

Am nächsten Tage ging sie, ohne ihrem Herrn, sogar ohne Lisetta ein Wort zu sagen, nach dem Lotterie-Comptoir und kaufte sich ein Loos. Voll von Hoffnung kam sie wieder nach Hause, und wie sie ihren weißen Musselinshawl wieder zusammen faltete und weglegte, da umgaukelten sie glänzende Visionen von Gulden und Zwanzigern; sie that ihre Arbeit, wie gewöhnlich, aber alle ihre Gedanken waren bei dem Lotterie-Looſe.

Nun entschloß sich Bettina aber doch, ihrem Herrn zu sagen, was sie gethan, und sie wartete nur auf eine günstige Gelegenheit dazu. Eines Tages nach dem Mittagsessen, als Balducci einmal besonders freundlich war, wagte Bettina die Mittheilung. Aber eine solche Aufnahme ihrer Mittheilung hatte das arme Frauenzimmer nicht erwartet; es traf sie ein Strom von Vorwürfen über ihre Thorheit und Vergeudung ihrer Ersparnisse:

— „Ein Lotterie-Loos!" — rief er aus — „Du mußt toll sein, völlig toll! Kann ein vernünftiger Mensch sich ein Lotterie-Loos kaufen! Weißt Du, daß gegen jeden Gewinn Hunderte von Nieten sind? — daß die Aussicht auf einen Gewinn beinahe wie Tausend zu Eins gegen Dich ist? Meinst Du, daß die Regierung die Lotterie halten könnte, wenn die Zahl der Nieten nicht so viel größer als die der Gewinne wäre?"

— „Aber Einer muß doch gewinnen, und warum sollte ich es nicht sein?" bemerkte Bettina.

— „Viele müssen verlieren," — erwiderte Balducci, ihre Worte parodirend — „und warum solltest Du nicht eine von diesen sein?"

„Bettina's Miene trübte sich. Ihre Freunde hatten ihr nur die glänzende Seite des Gemäldes gezeigt, und einfach von Verstand, wie sie war, hatte sie deren Vorstellungen Glauben geschenkt. Balducci hatte in rauher Weise den Schleier von ihren Augen weggezogen und sie begann zu fürchten, daß sie nicht nur ihr Geld, sondern auch ihres Herrn Gunst verlieren könnte, denn sie hatte ihn nie so aufgeregt gesehen. Die Arme wagte kein Wort der Erwiderung; sie wollte eben aus der Küche gehen, wo ihr Herr sein Mittagsmahl einnahm, als Balducci sie zurückrief.

— „Welche Nummer hat Dein Loos?" fragte er.

— „4444," antwortete Bettina.

Balducci nahm ruhig ein Stück Holzkohle aus dem Feuer und schrieb die Nummer an die Kaminwand.

— „Weiter will ich nichts, Du kannst jetzt gehen; laß mich nie wieder von der unsinnigen Geschichte hören."

Bettina ging an ihre Arbeit. Wie verschieden waren jetzt ihre Gefühle von denen vor einer halben Stunde, wo sie voll Hoffnung ihrem Herrn ihren Kauf mitgetheilt hatte!

Sie wurde bei ihrer Arbeit durch einen ungewöhnlichen Lärm erschreckt, das Geräusch kam von der Speisekammer her. Sie eilte dahin, und Balducci, der es auch gehört hatte, folgte ihr

Bei'm Oeffnen der Thür ergab sich die Ursache bald. Bettina, deren Gedanken mit dem Lotterie-Loose beschäftigt gewesen, hatte, als sie in die Speisekammer ging, um die Reste des Mittagsmahles wegzusetzen, nicht bemerkt, daß die Katze — denn trotz seines Geizes hielt sich Balducci eine solche, sie mußte aber freilich meist von Mäusen leben — mit hineingeschlüpft und darin geblieben war. Die Katze hatte ihre Zeit gut angewandt, sie hatte ein Huhn gefunden und als sie mit ihrer Beute im Maule herabsprang, einiges Geschirr herabgerissen, worunter Balducci's Lieblingsschüssel war. Bettina und ihr Herr kamen noch zeitig genug, um das Huhn zu retten, aber die Porzellanschüssel lag in zwanzig Stücken zerbrochen da, kein Kitt, kein Niet konnte sie wieder zusammenfügen. Die Katze, die das Unglück angerichtet, entschlüpfte und wagte mehrere Tage nicht sich sehen zu lassen. Bettina war stumm vor Entsetzen, Balducci voll Wuth.

— „Elende Person, Spielerin, sorgst Du so für Deines Herrn Eigenthum? Habe ich darum das Huhn, das mich andert, halb Zwanziger kostet, mitgebracht, daß es von der Katze gefressen werden sollte? Ich werde das verwünschte Thier an dem Feigenbaum im Hofe aufhängen, zur Warnung für die ganze diebische Race. Aber meine Schüssel, meine schöne Porzellanschüssel, die mein Vater aus Indien mitgebracht hat, aus der er aß, so lange er lebte, und die ich seitdem immer gebraucht habe, sie ist unersetzlich und mußte von der Katze zerbrochen werden! Und Du, Verschwenderin und Spielerin, was soll ich zu Dir sagen, Närrin die Du bist! Das kommt Alles von Deinem Lotterie-Loose! Du sollst die Schüssel bezahlen, Du sollst auch das Huhn bezahlen. Geh' mir aus den Augen!" Er stieß sie fort und verschloß die Speisekammer.

Die Zeit ging hin, und allmählich ward der Friede in Balducci's Hause wieder hergestellt. Des Looses geschah von beiden Seiten, als ob sie es einander zugesagt hätten, nicht wieder Erwähnung. Balducci hatte es indeß nicht vergessen, und ging selten aus, ohne ein Auge auf die Anschläge zu werfen, welche die gezogenen Gewinne bekannt machten.

Eines Tages bemerkte er viele Leute um das Lotterie-Büreau her stehen; er ging hinan, um die Ursache zu erfahren, und sah angeschlagen, daß einer der Gewinne von 100,000 Zwanzigern gezogen war — die glückliche Nummer war 4144!

(Fortsetzung folgt.)

Bad Elöpatak.

Die Heilquellen von Elöpatak, welche nicht bloß an der Spitze der bekannten Eisensäuerlinge stehen, sondern vor allen andern derartigen Mineralwässern noch den großen Vorzug haben, daß sie lösende Salze besitzen, haben nicht nur in unserm Vaterlande, sondern auch in weiteren Kreisen und im Auslande durch zahlreiche schöne Erfolge eine hohe Bedeutung gewonnen. Um diesem so wichtigen Kurorte eine Zukunft zu sichern, sind in der jüngsten Zeit auch wesentliche Verbesserungen in den dortigen Kuranstalten getroffen worden, theils schon beantragt. Die von der hohen Regierung zur Leitung der Kurangelegenheiten aufgestellte Commission ist unablässig bemüht, den Kurort durch bessere Einrichtungen auf jene Stufe zu erheben, daß er den wichtigsten Kurorten des Inn- und Auslandes würdig angereiht werden kann. Durch die im vorigen Jahre bewirkte kunstgemäße Fassung des Stammbrunnens wurde nicht bloß die Ergiebigkeit desselben bedeutend erhöht, sondern es hat auch das Mineralwasser nach dem Zeugnisse der Aerzte und Kranken an Wohlgeschmack, Frische und heilkräftiger Wirkung namhaft gewonnen. Im heurigen Jahre erhielt der Kurort durch den Bau einer großen, geschmackvollen Colonnade mit einem anstoßenden Lesepavillon, in welchem mehrere inn- und ausländische Journale aufliegen, eine der schönsten Zierden. Die warmen Bäder sind restaurirt, ein neues zweckmäßig eingerichtetes und mit Allem nöthigen versehenes Sturzbad errichtet, die Promenadeanlagen sind erweitert, die Straße verbessert und die Communication mit Kronstadt durch den Bau einer neuen Brücke über den Altfluß, welche der Vollendung nahe ist, ganz besonders erleichtert. Ein geschmackvoller Ueberbau über den Stammbrunnen, so wie über den Neubrunnen, die Anlage eines kalten Vollbades (Lobogó), so wie andere Emeliorationen sind bereits für die nächste Saison beantragt. Das zur Versendung bestimmte Mineralwasser gewann durch die bei der Füllung und Verkorkung angeordneten Verbesserungen, und ist bereits ein wichtiger Handelsartikel. — Frische Molken sind im Kurorte jedes Jahr zu bekommen. Die Wohnungen für die Kurgäste werden von Jahr zu Jahr in einen bessern Zustand versetzt und bequemer eingerichtet. Zwischen Kronstadt und Elöpatak besteht eine direkte Postverbindung.

Der Aufstand auf der Insel Kandia.

Wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was griechische Zeitungen über den türkischen Statthalter von Kandia Vely Pascha schreiben, so ist der Aufstand der Kandioten, von welchem wir bereits Mittheilung gemacht haben, gerechtfertigt. Vely Pascha hat das Volk durch seine Erpressungen an den Bettelstab gebracht und hat eine schauerliche Willkürherrschaft ausgeübt. Wer ihm von den Kandioten nicht zu Gesicht stand, den schickte er auf die Galeere; andere zwang er zum Uebertritt in den Islam. Dem Kadi gab er das Recht beim Tode eines Christen sein ganzes Vermögen zu confisciren und Weib und Kind ins Elend zu schicken. Den Bischof Callistus von Cydonia hat Vely Pascha auf barbarische Weise ermorden lassen. Am 20. Mai versammelte sich bei Vely Pasche ein Rath, dem der Metropolitan-Erzbischof der Insel beiwohnte, welchen die Regierung von Konstantinopel ausdrücklich dazu bezeichnet hatte, ein schwacher seit lange von seinem Clerus und der ganzen christlichen Bevölkerung verachteter Mann. Von diesem Rath wurde der Bischof von Cydonia Callistus vorgeladen. Nachdem man ihn lange in einem Vorzimmer hatte warten lassen, wurde er in das Rathszimmer geführt. „Elender Caloiarti" (eine spottende Anspielung auf die Mütze der Griechischen Priester), sagte ihm Vely Pascha, „man nennt dich Callistus (vortrefflich), aber besser würde man dich Cakistus (böse) nennen. Die Christen sind es, welche sich zuerst empörten, und Du bist Schuld

daran. Ich werde Dich unter sie schicken, um die Steuern zu erheben und sie zu veranlassen, die Waffen niederzulegen. Wenn Du sie nicht zur sofortigen Unterwerfung bringst, so schicke ich Dich nach Konstantinopel, um gehängt zu werden." Gleichzeitig zeigte man ihm ein an die europäischen Consuln gerichtetes Schreiben, um sie abzuhalten, sich für die Insurgenten zu interessiren, worin man erklärte, daß es Räuber waren, die sich gegen ihren legitimen Souverän empörten und sich die abscheulichsten Excesse zu Schulden kommen ließen. Man versuchte es durch Todesdrohungen, ihn zu bewegen, die Schrift gleichfalls zu unterzeichnen. Der Bischof weigerte sich. Nun gab der Pascha Befehl, ihm die Bastonnade zu ertheilen, und der Metropolitan drohte ihm mit Excommunication. Callistus blieb fest trotz der Schläge, der Drohungen und der Schimpfworte seiner Henker. Nach einigen Minuten der Bastonnade jedoch schrie er um Gnade und fiel in Ohnmacht. Man hob ihn auf und reichte ihm eine Tasse Brühe. Kaum hatte er sie getrunken, als sich alle Symptome der Vergiftung einstellten. In diesem Zustande warf man ihn auf einen elenden Karren, um ihn nach Hause zu fahren, aber er verschied unterwegs. Man fügt bei, daß Vely Pascha, als er dies vernahm, zu seinen Offizieren sagte: „Sprengen Sie überall aus, daß ihn der Schlag rührte, damit das Volk nicht an etwas Anderes glaube." Am nächsten Tage, 21., um 2 Uhr Nachmittag, fand seine Beerdigung statt. Vely Pascha wollte, daß sie ohne Gepränge und im Geheimen vor sich gehe, und schickte seinen Kiaya, um darüber zu wachen. Aber die christliche Bevölkerung strömte in Menge herbei, und begleitete die Leiche mit allen Zeichen des Schmerzes und der Wuth. Gleichzeitig zogen die Consuln von Frankreich, Oesterreich, Rußland, der Vereinigten Staaten, Sardinien und Griechenland ihre verhüllten Flaggen zum Zeichen der Trauer auf und wohnten in Person der Beerdigung an, um dadurch gegen das Verfahren der Regierung zu protestiren.

Wahrlich, man kann sich nicht wundern, daß die Kandioten sich empören gegen diesen Vely Pascha, der sich für zivilisirt hält, weil er auf „Monsieur" hört und ein schlechter Muselmann ist.

Nach den neuesten Nachrichten aus Konstantinopel haben die aufständischen Bewegungen auf der Insel Kandia vollständig aufgehört. Die christliche Bevölkerung hatte ihre Beschwerden gegen die Lokalregierung den Kommissarien der Pforte vorgetragen und sich alsdann zurückgezogen.

(Nach Berichten der „Oester. Ztg." ist der Aufruhr auf Kandia durch äußere Einflüsse hervorgerufen worden. Die Beschwerden gegen Vely Pascha werden als grundlos erklärt. Die Besteurung per Kopf der Christen soll nur 40 kr. betragen. Die Toleranz der Türken gegen alle Christen soll wirklich nichts zu wünschen übrig lassen. Bei der kürzlich stattgefundenen Frohnleichnamsprozession hat die Pforte nicht nur eine Regimentsmusik commandirt, sondern auch türkische Truppen zur Honneurs ausrücken lassen. Die Söhne des Korans haben die Salven und andern Ehrenbezeugungen mit solcher Präzission ausgeführt, als würde es ihren eigenen Religionsgebräuchen gelten. Die Pforte beschämt durch die Freiheit, welche sie allen Religionen gestattet, das aufgeklärte Europa.)

Tagesnachrichten.

* Pest, 15. Juni. (Budget der Stadt Pest.) Das Budget der Stadt Pest für 1857/3, auf welches wir bereits hingewiesen haben, weist für das laufende Jahr einen nicht bedeckten Abgang von 42,886 fl. 37 1/2 kr. aus, das Gesammtdefizit der Einnahmen zu den Ausgaben beläuft sich aber auf 354,154 fl. 17 1/2 kr. wovon durch einen allgemeinen Zuschlag von 33 1/3 % auf den Steuergulden nach dem angenommenen Erträgniß vom vorigen Jahre beiläufig 311,267 fl. 40 kr. gedeckt werden. Geht man nun von den gewöhnlichen Finanzideen aus, so kann man die gegenwärtige Finanzlage im Vergleich mit der vergangenen Zeit eine verhältnißmäßig günstige nennen. Unserer Ansicht nach genügt es nicht, Mittel zu finden, den bezeigten Abgang von 42,886 fl. 37 1/2 kr. zu decken, sondern es handelt sich für die Finanzverwaltung unserer Stadt darum, den drückenden Steuerzuschlag von 33 1/3 % auf jeden Steuergulden herabzumindern. Hiefür aber sehen wir unter dem obwaltenden Regime unserer städtischen Finanzverwaltung noch durchaus keine Hoffnung vorhanden. Die Sünden vergangener Jahre rächen sich jetzt bitter. Von städtischen Grundstücken sind eine ziemliche Quantität verkauft, der Erlös mußte zum Theil zur Tilgung drückender schwebender Schulden verwendet werden, zum Theil wird er durch Bauten absorbirt, welche zwar in vieler Hinsicht nothwendig und wünschenswerth sind, für die sich in letzter spekulationsfreudigen Zeit jedoch auch Privatunternehmer gefunden hätten, wodurch der Stadt die Summen disponibel geblieben wären. Wollte man jedoch durch Baulichkeiten der Stadt neue Revenuen zuführen, weshalb wird nicht mit mehr Energie der Bau des Redoutengebäudes betrieben, dessen Summen durch die unvermeidlichen Reparaturen einen großen Theil des jährlichen Einkommens absorbirten? Hätte man anstatt den Kaibau aus Gemeindemitteln zu bestreiten, denselben Privatunternehmern überlassen und mit dem Kaibaukapital das Redoutengebäude neu hergestellt, so wäre der Stadt Pest ein Objekt erstanden, aus dessen Revenuen die Schuld der Stadt Pest bei der Wiener Sparkasse nebst noch andern Schuldposten auszugleichen gewesen wäre. Es liegt uns hier nicht ob, Vorschläge zu machen, wie und wo Ersparungen in den Ausgaben gemacht werden könnten, dazu halten wir uns aber verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß große Summen nutzlos ausgegeben werden, weil die dafür zu beschaffenden Arbeiten durchaus schlecht sind. Es sind z. B. für Communal-Canalbauten, für Wasserläufe und Canäle, endlich für Pflasterungen ꝛc. zusammen 86,900 fl. 30 kr. im Voranschlag angesetzt; so bedeutend eine solche Jahressumme für eine Stadt nun auch ist, so möchten wir darin doch keinen Anstoß nehmen, wenn die Arbeiten derart wären, daß man sagen könnte, sie seien gut. Man betrachte aber die hiesige Pflastererarbeit, man sehe zu, wie schleuderhaft rücksichtslos und nur aufs Auge berechnet, die Arbeiten gemacht werden und man muß unbedingt mit uns darin übereinstimmen, daß von dem dafür verausgabten Gelde ein großer Theil umsonst ausgegeben ist.

Soll nun aber, um eine Abminderung der Steuerzuschläge zu erreichen, das Ausgabenressort vermindert werden, so muß gleichzeitig auch darnach gestrebt werden, die stehenden Einnahmen zu heben. Pest ist eine Handelsstadt, nur der Handel, zu einer mög-

lichſt hohen Blüthe gebracht, kann den innern Wohlſtand der Stadt begründen. Daß nun aber, wenn nach dieſer Richtung eine nachhaltige Beſſerung herbeigeführt werden ſoll, für die Erleichterung des Handels Vieles geſchehen kann und geſchehen muß, dieſes liegt auf der Hand, namentlich muß für den Tranſitoverkehr mit Getreide etwas geſchehen, damit dieſe hauptſächlichſte Branche des ungariſchen Handels in Peſt ſtationär gemacht werde.

* In der Peſter Journaliſtik rumort es gewaltig. Die Journale magyariſcher Zunge werden merkliche Umgeſtaltungen in den Redaktionen erleiden, „Pesti Napló“ an der Spitze. Baron Kemény tritt wie es heißt, ganz vom journaliſtiſchen Felde zurück, er hat der Plackereien ſchon genug. Die deutſchen Blätter ſollen ondit's zu Folge Zuwachs erhalten, es hat noch Jemand zu viel Geld. Der Vertrieb der amtlichen Journale dürfte, wie die Wiener Zeitung ganz in die Regie der Regierung übergehen und denſelben auch in ſonſtiger ſtofflicher Beziehung eine Erweiterung gegeben werden. Jedenfalls machen ſie den Privatjournalen alsdann eine noch erheblichere Konkurrenz. (Ärd. Ztg.)

* Ueber den Bettel auf dem Lande enthält die Nr. 10 des „Wiener Wochenblattes“ einen beachtenswerthen Artikel. Derſelbe geht von dem, durch die Erfahrung längſt beſtätigten, aber leider vom Publikum immer noch wenig beachteten, Grundſatze aus, daß die ſchlecht angewandte Mildthätigkeit der Armuth nicht ſteuert, ſondern dieſelbe ärger macht. Die Landleute ſcheuen ſich theils aus Furcht, theils aus Aberglauben, ein Almoſen zu verſagen, während ſie am meiſten Mangel an Arbeitern haben und von den Tauſenden von Bettlern kaum ein Viertheil wirklich erwerbsunfähig iſt. Das Wochenblatt ſchlägt ganz richtig vor, daß das Publikum, daß die Gemeinden, ſtatt an den Staat zu appelliren, ſich ſelbſt helfen ſollten, wie es in Naſſau, Heſſen und andern Ländern geſchehen iſt iſt. Macht es ſich Jedermann zum Grundſatze, keinem Bettler etwas zu geben, ſo iſt der Bettel mit Einem Schlage abgeſchafft und von den Gemeinden können um ſo mehr Mittel zur Unterſtützung der wirklich Bedürftigen zur Verfügung geſtellt werden.

* Am 11. Juni wurde die Stadt Bochum von zwei ſo ſchweren Gewittern heimgeſucht, wie ſich die älteſten Leute dort keiner ähnlichen erinnern. Blitz folgte auf Blitz und Schlag auf Schlag mit einem eigenthümlichen Geraſſel, als ob die Wolken, eng an einander gepreßt, ſich vergeblich voran zu bewegen geſtrebt hätten. Dazu floß der Regen förmlich in Strömen nieder. Plötzlich flammte ein blendender Blitzſtrahl auf, und zugleich dröhnten zwei Donnerſchläge ſo gewaltig und eigenthümlich, daß man unwillkürlich zuſammenfuhr. Nicht lange, da lärmte die Brandglocke und bald darauf ſah man hoch aus der Spitze der ca. 200 Fuß hohen katholiſchen Kirche, dicht unter dem Kreuze, Rauch aufſteigen. Von allen Seiten ſtrömten die Bewohner Bochums herbei, aber wie helfen, da die Spritzen nicht zu dieſer Höhe reichten?! Doch ſchon nach wenigen Minuten ſah man aus den Thurmöffnungen hier und dort Köpfe hervortauchen, die ſich immer weiter empor zur Spitze bewegten. Jetzt ſteigt ſchon eine Geſtalt durch die höchſte Oeffnung hinaus, tritt auf die ſchon glühenden Zinkplatten, um ſie, bevor ſie zu ſchmelzen anfangen, abzureißen. Und ſiehe, es gelingt endlich nach unſäglicher, ausdauernder Mühe dem Manne, nämlich dem jungen Schieferdecker-Meiſter Heinrich Nüchtern, auf einer ſchwankenden Leiter, außerhalb der Thurmſpitze ſchwebend, die Zinkplatten an einzelnen Stellen loszubrechen. Der Maurermeiſter Gieſe wagte jetzt mit Lebensgefahr jenem Waſſer zu reichen, und nach etwa einer halben Stunde war der Brand gelöſcht, die ſehr große Gefahr für Bochum durch den Muth und die Beſonnenheit dieſer Leute glücklichſt beſeitigt.

* Poſen (Preußen), 14. Juni. Ein ſchrecklicher Vorfall hat ſich dieſer Tage hier ereignet. Der Buchhändler W. aus Grünberg machte mit Frau und Schwägerin, welche letztere ſich ſeit Kurzem bei ihm zum Beſuch aufhielt, einen Spaziergang in dem am linken Oderufer reizend gelegenen „Oderwalde.“ Als er ſich eine Cigarre anzünden wollte, fliegt beim Anſtreichen ein Stück Phosphor auf das Florkleid ſeiner Schwägerin — ein Augenblick und die junge Dame ſteht in Flammen. In ihrer Todesangſt beginnt die Brennende nach der Flamme zu ſchlagen und gleichzeitig einer vor befindlichen Damengeſellſchaft zuzulaufen. Bei ihrem ähnlichen Anzug fürchteten die Damen auch ein ähnliches Schickſal, und Alle fliehen vor der Unglücklichen. Ein Herr begießt ſich mit Waſſer und will ſich auf die Brennende ſtürzen, mit ſeinem Körper die Flammen zu erdrücken. Aber er kommt zu ſpät; mit einem Wehgeſchrei bricht die unglückliche Dame zuſammen. Ein grauenhafter Anblick! Das Fleiſch war von den Knochen der Arme heruntergebrannt und die Unglückliche wimmerte unter den gräßlichſten Schmerzen. Man zweifelt an dem Wiederaufkommen der Verſtümmelten; gelingt es jedoch, ſie zu erhalten, ſo müſſen nach dem Ausſpruch der Aerzte beide Arme amputirt werden.

* Im Fürſtenthum Schwarzburg-Rudolſtadt ſind bei allen Vergehungen gegen das ſechſte Gebot fortan von jedem der Sünder zwei Thaler Cenſur-Gebühren zu entrichten, und zwar auch in dem Falle, wenn Beide ſich ſpäter ehelichen, ja, das außer der Ehe erzeugte Kind erſt nach eingegangener Ehe geboren wird. Nennt aber die Geſchwächte den außerehelichen Schwängerer nicht, oder gibt ſie einen Unbekannten oder nicht zu erlangenden Fremden an, ſo hat ſie die Cenſur-Gebühr doppelt zu entrichten.

* Ueber die Fortdauer der Eruption des Veſuv liegen Nachrichten vor, die bis zum 9. d. M. reichen. Am 6. hatte die Lavaſtrömung, in der bereits ein Stillſtand eingetreten war, neuerdings begonnen; ein Strom namentlich, der die Breite einer halben neapolitaniſchen Miglie einnahm, ergoß ſich auch über fruchtbare Ländereien und richtete erheblichen Schaden an. Die übrigen Ströme fließen meiſtens über alte Lavalager und ergießen ſich in unwegſame Schluchten. In der Nacht vom 8. — 9. waren die Ausbrüche ſehr lebhaft. Zu dem auf einem Plateau des Berges errichteten Obſervatorium kann man nur auf ſteilen Umwegen gelangen. Der Berg wird fortwährend von eine Unzahl Neugieriger beſucht.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronſtadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 R. mit Post 6, ins Ausland 6 R. 36 Kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 75. Freitag, den 25. Juni. 1858.

Das Lotterie-Loos.

(Fortsetzung)

Balducci war wie vom Donner gerührt: es war die Nummer des von Bettina gekauften Looses. Wer hätte sich denken können, daß sie einen Gewinn, und einen solchen Gewinn bekommen würde! Nun war sie reicher als er. Es war wahrscheinlich, ja fast gewiß, daß sie ihn verlassen würde; denn mit einem solchen Vermögen würde sie seine Dienerin nicht bleiben wollen. Wo sollte er eine bekommen, die ihren Platz ausfüllte? Unter solchen Betrachtungen, deren letzter Grund stets sein liebes Ich war, ging er seinen Weg nach Hause. Da kam ihm plötzlich ein Gedanke: Wie, wenn ich Bettina heirathete! Dann würde ich nicht nur die Zwanziger mir sichern, sondern auch ihre Dienste. Es ist wahr, sie ist nur meine Dienerin, aber ich werde nicht der Erste sein, der seine Dienerin geheirathet hat. Ich werde alt und brauche eine Wärterin; eine Frau ist die beste Wärterin und Bettina wird mir eine gute Frau sein. Sie ist sparsam, läuft nicht aus, ist sehr gehorsam und behandelt mich immer mit dem gehörigen Respekt. Und heirathe ich sie nicht, so thut's bald ein Anderer, das ist nur zu gewiß. Ich will ihr sogleich den Antrag machen, wenigstens sobald ich mich vergewissert habe, daß ihr Loos wirklich gewonnen hat; ich habe ja die Nummer an den Kamin geschrieben. Unterdessen will ich die Sache geheim halten — es wird eine angenehme Ueberraschung für Bettina sein, wenn sie ihr Glück an unserem Hochzeitstage erfährt; denn daß sie meinen Antrag annimmt, ist kein Zweifel.

In diese angenehmen Gedanken vertieft, klopfte Balducci an die Thür, Bettina öffnete.

— „Ich danke Dir, meine Liebe," — sagte er sehr gütig, aber ohne einen Augenblick zu verlieren, ging er gerades Weges nach dem Kamin und sah ängstlich nach der angeschriebenen Nummer.

Es war wirklich 4444, Bettina war reich, und sollte seine Frau werden; er wollte sich den Gewinn sichern, ehe ein Anderer ihn nähme, ja ehe sie selbst von ihrem Glück wußte.

Im Laufe des Abends trug er seine Hand und sein Vermögen — das Herz hatte dabei nichts zu thun — Bettina an. Das Erstaunen der Haushälterin war gränzenlos; sie konnte kaum ihren Ohren trauen; in ihrer Niedrigkeit war sie ganz überwältigt von dankbarem Gefühl, daß ihr Herr, ein Mann aus einer achtungswerthen Familie, sich herabließ, ihr die Ehe anzubieten: sie konnte keine Antwort finden und bat ihn endlich, ihr zu erlauben, bis morgen diesen ihr so unerwarteten Antrag zu überlegen.

Bettina hatte eine schlaflose Nacht. Sie wandte sich in ihrem harten Bette bald auf die eine, bald auf die andere Seite, dachte und überlegte. Es dauerte lange, bis sie zu einem Entschlusse kam; denn wenn sie sich auch durch den Antrag sehr geschmeichelt fühlte, so war doch Balducci eigentlich nicht der Mann, den sie sich, wenn sie heirathen wollte, zum Gatten gewählt haben würde. Dann bedachte sie wieder, daß sie nicht mehr jung sei, und daß es, wenn das Alter komme, eine tröstliche Aussicht sei, anständig versorgt zu sein, das würde schon manches Unangenehme erträglich machen. Außerdem war sie wirklich ihrem Herrn zugethan, bei dem und bei dessen Mutter sie von ihrer Kindheit an gelebt hatte. Sie entschloß sich also, Balducci's Antrag anzunehmen, und als er bei'm Frühstück sie um ihre Antwort bat, theilte sie ihm ihren Entschluß mit.

Das nächste war nun, den Hochzeitstag zu bestimmen. Balducci, der seine Gründe hatte, die Sache zu beschleunigen, schlug einen der nächsten Tage vor. Bettina sah keine Ursache, die Verheirathung aufzuschieben, zumal da ihr Herr sie zu beeilen wünschte, und da der Bräutigam sechsundsechzig, die Braut über 50 Jahre war, so war allerdings keine Zeit zu verlieren. Es wurde also ein naher Tag bestimmt und die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden gemacht.

Diese waren sehr einfach. Balducci's Haus lag so nahe bei der Kirche, daß kein Wagen nöthig war. Verwandte waren von beiden Seiten nicht da, nur wenige Bekannte. Der einzige Gast, der zur Hochzeit geladen wurde, war der Priester, der in der Kirche Santa Sofia funktionirte und Balducci's und Bettina's Beichtvater war.

Der Hochzeitstag kam, und das Bündniß, das nur der Tod lösen soll, ward geschlossen. Bettina war Signora Balducci geworden. Die Eheleute gingen Arm in Arm aus der Kirche und wurden in ihre Wohnung eingelassen durch die neue Dienerin, welche auf Balducci's Befehl gemiethet war, um Bettina's Stelle einzunehmen. Ein gutes Mittagessen, wie es seit der Mutter Tode in dem alten Hause nicht auf den Tisch gekommen, war bereitet: Kohl und Kürbis-Suppe, reichlich gewürzt mit geriebenem Parme-

sam-Käse, ein Gericht gekochten Fleisches, ein Ragout, ein gebratenes Huhn, Trüffeln die in Oel schwammen, dann eine Schüssel Polenta, garnirt mit kleinen Vögeln, ein vorzüglicher Käse von Lodi. Auf diese Delicatessen folgte ein Dessert von Aepfeln, Feigen, mostarda dolce*), getrösteten Kastanien und Biscuit.

Bettina, in ihrer neuen Würde als Hausfrau führte die Oberaufsicht über die Einrichtungen zum Mahle, und als die Kirchenuhr die zum Mittagsessen angesetzte Stunde schlug, ward leise an die Thür geklopft und diese schnell geöffnet.

— „Pax vobiscum“**), ließ sich eine freundliche, wohltönende Stimme vernehmen, und der Pater Clemente trat in's Zimmer. Es war ein langer, rüstig aussehender Mann, der in jeder Gesellschaft für hübsch gelten konnte. Er hatte einen röthlichen Teint, eine Adlernase und das schöngeformte, etwas hervorragende Kinn, das den italienischen Gesichtstypus auszeichnet. Dunkelbraunes Haar umgab die Schläfen und kräuselte sich um die schwarze Kappe und weiße Stirn. Seine Augen blitzten von guter Laune und harmonirten mit dem gefälligen Ausdruck seines Mundes. Das lange schwarze Gewand nur halb zugeknöpft, verrieth die schöne Form des Körpers.

— „Pax vobiscum“, wiederholte er, indem er seine Kappe abnahm, die er aber gleich wieder aufsetzte.

— „Et cum vobis“***), antworteten Balducci und Bettina.

— „Meinen ehrerbietigen Gruß den Neuvermählten. Mögen Sie beide sich vieler glücklicher Jahre erfreuen“. — sagte Pater Clemente, indem er Beiden eine Hand reichte und die ihrigen herzlich drückte — „Ich hoffe, ich komme nicht zu spät.“

— „Wann käme wohl ein Priester zu spät zum Mahle?“ sagte Balducci, der in ungewöhnlich guter Laune war.

— „Ich nicht,“ — antwortete Pater Clemente — „und wenn ich die Stunde vergessen hätte, so hätte der liebliche Wohlgeruch, der aus ihrer Küche kommt und die Luft umher durchduftet, mich daran erinnert; er erfreut das Innerste meines Herzens.“

— „Meine Frau hat sich bemüht, unserem Gast und unserem Hochzeitstage Ehre zu machen. Aber nun dürfen wir auch nicht länger zögern, sonst riskiren wir, daß das was sie zugekocht, verdirbt.“

Sie setzten sich zu Tische und begannen zu speisen. Bettina präsidirte zum ersten Male als Hausfrau an dem Tische, bei dem sie früher aufgewartet. Sie konnte eine gewisse Furchtsamkeit und Schüchternheit, die aus ihrer neuen Lage hervorging, nicht verbannen; aber der heitere soziale Humor des Paters Clemente bewirkte endlich, daß sie sich ganz behaglich fühlte. Was Balducci betrifft, so war er so angeregter guter Laune, besonders nachdem er einige Gläser Wein getrunken — es war sehr guter Montmelian — daß Bettina beinahe zweifelte, ob es noch ihr alter Herr wäre.

Endlich war das Dessert aufgetragen und die Magd entfernte sich.

— „Meine Liebe,“ — sagte Balducci, der mit wundervoller Leichtigkeit sich in die Sprache der Eheleute hineinzufinden schien — „meine Liebe, ich habe eine kleine Ueberraschung für Dich, die Dir, denke ich, eben so viel Freude machen wird, als sie mir gemacht hat. Ich hatte diesen Morgen einen Weg in der Stadt zu machen und da bemerkte ich einen Anschlag mit der Nachricht, daß ein Gewinn von 100,000 Zwanzigern eben in der Lotterie gezogen, und die glückliche Nummer 4444 sei; wenn ich mich recht erinnere, ist das die Nummer Deines Looses.“

— „O heilige Jungfrau!“ — rief Bettina aus, indem sie ihre Hände zusammenschlug — „wie unglücklich bin ich!“

— „Unglücklich! meine Liebe; ganz im Gegentheil, Du müßtest es denn für ein großes Unglück halten, ein Vermögen von 100,000 Zwanzigern zu besitzen. Es ist kein Irrthum, ich bin in dem Hauptbureau gewesen um mich zu überzeugen.

— „Wohl ist's ein Irrthum, sagte Bettina, bleich vor Bestürzung. Balducci war etwas unruhig: — „Ein Irrthum? wie meinst Du das?“

— „Der Gewinn gehört mir nicht; ich habe das Loos verkauft“ — erwiderte Bettina mit stockender Stimme.

— „Das Billet verkauft!“ — kreischte Balducci, indem er vom Stuhl aufsprang und beide Hände auf den Tisch stemmte; er heftete seine Augen mit furchtbarer Heftigkeit auf die zitternde Frau — „das Billet verkauft! sagtest Du? wann? warum? — sprich, Weib!“ — schrie er, wild mit dem Fuß stampfend — „sprich!“

— „Halt, halt mein Freund,“ — sagte der Pater Clemente — „Sie erschrecken ja die Signora; lassen Sie ihr Zeit, die Fragen eine nach der andern zu beantworten.“ (Schluß folgt.)

*) d. h. Pflaumen und andere Früchte eingemacht mit Zucker und Senfkörnern.

**) Friede sei mit Euch.

***) Auch mit Euch.

Vaterländische Charakteristiken von Eduard Schiefer.

15. Der Tschoban.

Zwischen den Schafhirten Deutschlands, der in Pantelon und Cylinder am Waldessaum sitzend, Strümpfe strickt, und dem Knecht unsrer Schafzüchter in den südlichen Grenzgebirgen, dem Tschoban, welch ein Unterschied! Diese Wesen haben vielleicht nichts anderes mit einander gemein, als daß sie beide nicht Eigenthümer der ihnen anvertrauten Heerden sind. Alles andere trifft nicht zu. Wie verhältnißmäßig unabhängig ist z. B. der Tschoban. Er gebietet über die Hirtenknaben und dient, gleich seinen unmittelbaren Vorgesetzten, dem Batsch, nicht für Geld, sondern nach alter Nomadensitte, für einen bestimmten Antheil an dem Zuwachs der Heerde. In welch' innigem Verhältniß steht er zu seinem Herrn, der den letzten Bissen mit ihm theilt und ihm seinen trocknen Pelz leiht, wenn ihn während der Nacht Regen und Frost durchschauerte.

Wenn der Tschoban, auf seinen Hirtenstab gestützt, dasteht und mit hohlen Blick in das Labyrinth der Berge starrt; wenn

Digitized by Google

du ihn in dieſer Stellung unbeweglich verharren ſiehſt ſtundenlang, ſo meinſt du, in ſeinem Innern müſſe ein ähnlicher Stillſtand Platz greifen und zuletzt zur unumſchränkten Herrſchaft gelangen. Wahr iſt's! ſein Geſichtskreis iſt äußerſt beſchränkt; denn er erſtreckt ſich nicht weit über die Handthierungen des Melkens und der Käſebereitung. Der Tſchoban iſt ſelbſt in Zählen über 500 bis 600 nicht ganz feſt. Schriftzeichen hat ſein Auge kaum geſehen, ein Buch iſt ihm ein völlig unbekanntes Ding. Aber trotzdem beſitzt er einen Schatz von Lebenserfahrungen, der ihm täglich neuen Genuß gewährt. Der Tſchoban iſt ein weit gereiſter Mann. Er hat ſeines Herrn Heerde nicht nur ein- ſondern mehreremal über die Karpathen hinabgeführt in die Tiefebene der Walachei und weiter nach Bulgarien und in die Drobudſcha. Er ſah die blauen Gipfel des Balkan und in weiter Ferne den blinkenden Spiegel des ſchwarzen Meeres und hörte die Donau rauſchen bei Nikopolis.

An dieſen Erlebniſſen zehrt ſeine Phantaſie, wenn er die Heerde wieder auf den heimathlichen Gebirgen weidet, wenn er in der Stinne am praſſelnden Feuer ſitzt und in die Gluth ſtarrt, über welcher in tiefem Keſſel der Palukes brutzelt. Er denkt der köſtlichen Donaufiſche, die er verzehrte, und ſeine Augenbraunen ziehen ſich gewaltig zuſammen, wenn die Plackereien und Schindereien, mit welchen walachiſche und türkiſche Beamten ſeinen Herrn beläſtigten, vor ſeine Seele treten.

Der Tſchoban hat mehr phyſiſchen Muth, als man ihm auf den erſten Blick zutraut, wenn man ſeine abergläubige Natur kennen lernt. In finſteren Nächten, wenn ſich der Donner an den Felſenwänden bricht, der Blitz jäh das Dunkel erhellt und dadurch die Finſterniß noch grauenhafter macht; wenn der Sturm über die Kuppen der Berge durch das Tannendickicht fährt, beſchleicht den Tſchoban kein Angſtgefühl. Mutterſeelenallein wacht oder ſchläft er am ziſchenden Hirtenfeuer, neben ihm die treuen Gefährten, die Wolfshunde. Selbſt der Bär vermag ihm eine große Angſt nicht einzutreiben; denn er iſt ihm eine gewöhnliche Erſcheinung, ein faſt täglich wiederkehrender Gaſt, deſſen Schliche und Wege er genau kennt, und dem er, wenn nichts anderes übrig bleibt, eines oder mehrere Schafe Preis gibt. Denn den Kampf mit der „Gadine" allein aufzunehmen, dazu iſt er viel zu klug. Aber er wagt es unbedenklich, den Dorn aus des Bären Tatze zu ziehen, wenn dieſer, wie die Sage geht, ſich am Hirtenfeuer einfindet und ihm die blutriefende Pfote mit flehender Geberde darreicht.

Der Miniſterwechſel in Frankreich.

Die „Times" benützt die Abdankung des Generals Eſpinaſſe als Gelegenheit, um dem kaiſerlichen Regime wieder die Hand zur Verſöhnung zu reichen. Von dem Abgetretenen ſagt ſie bei Veranlaſſung:

Der General widmete ſich dem repreſſiven Theil ſeines Amtes; er überwachte die Verſchwörer, flößte den Republikanern ein heiliges Grauen ein, dezimirte die Mitglieder geheimer Geſellſchaften, und manchmal ſoll er auf dem Höhepunkt ſeiner Begeiſterung die Unſchuldigen geſtraft haben, um deſto nachdrücklicher die Schuldigen zu ſchrecken. Was er Gutes gethan haben mag, wiſſen wir nicht und werden es niemals erfahren; das Uebel, das er angerichtet hat, liegt klar zu Tage. Er hat während ſeiner kurzen Verwaltung ſich und der Regierung eine gewaltige Doſis Unpopularität zugezogen und den Bogen ſo ſtraff geſpannt, daß es unmöglich wird, ihn ſo geſpannt zu halten und ſehr gefährlich, ihn zu lockern. Mit lebhafter Befriedigung vernehmen wir daher, daß dieſer militäriſche Miniſter entfernt iſt und Mr. Delangle Platz gemacht hat, der obgleich ein nicht ſehr gewiſſenhaftes Werkzeug der kaiſerlichen Regierung, jedenfalls doch ein angeſehener Advokat und als ſolcher gewöhnt iſt, andere Prinzipien als Zwang und Schrecken anzurufen. Aenderung iſt eine kluge und wohlberathene, aber ſie iſt nicht einen Tag zu früh gekommen. Keine Regierung, ſo ſtark ſie auch ſein möge, hält den Geſchwindſchritt aus, den die Regierung Frankreichs ſeit ſechs Monaten ging. Wir warteten lange auf die Symptome einer Rückkehr zu jener Mäßigung und Verſtändigkeit, die wir einſt ſo glücklich waren, der franzöſiſchen Regierung nachrühmen zu dürfen, und wir erkennen in der Entlaſſung von Mr. Eſpinaſſe einen Schritt auf dem rechten Wege.

Wir hoffen, daß es nur der Vorläufer anderer Schritte iſt, die eben ſo leicht zu machen und eben ſo dringend nöthig ſind. Es kommt uns nicht zu, in die inneren Angelegenheiten Frankreichs einzugreifen, doch möge man uns die Bemerkung verzeihen, daß man einer Macht, die ſich weniger unabläßig und überwältigend fühlbar macht, eine längere Dauer verſprechen kann. Wir hoffen auch, daß die Rückkehr zu einem weniger repreſſiven Syſtem von einigen Anzeichen einer freundlicheren Geſinnung gegen England, als in letzter Zeit vorherrſchte, begleitet ſein wird. Wir hoffen in der That, man wird die Dinge auf den alten Fuß ſtellen, ſo wie ſie vor dem 14. Jänner ſtanden — und bis zu dieſer Stunde hätten ſtehen ſollen. Wir glauben, daß man in England in jeder Hinſicht geneigt iſt, die Handlungen des Kaiſers der Franzoſen auf das Beſte auszulegen. Wir geben uns nur zu gern dem Glauben hin, daß er unſer guter Freund und getreuer Alliirter iſt, und gern heißen wir ein Ereigniß wie die Entlaſſung des Generals Eſpinaſſe willkommen als einen Anfang zur Verwirklichung unſerer Ueberzeugungen und Beſtätigung unſerer Hoffnungen. Und ſo wie das Schwert in der Civilregierung eingeſteckt worden iſt, ſo vertrauen wir, daß wir bald auch eine Rückkehr zu einer friedfertigen Haltung von Seiten Frankreichs erleben und uns der unangenehmen Nothwendigkeit überhoben ſehen werden, in einer Zeit des tiefen Friedens zu rüſten.

Mannigfaltiges.

* Schiller hatte bekanntlich während ſeiner Studienzeit an der Karlsſchule die Gewohnheit, eben erſt vollendete Poeſien ſeinen Collegen vorzuleſen. Trotz der vielen bekannten Unannehmlichkeiten, welche ſich der Dichter durch das Vorleſen, ja durch das Dichten ſelbſt zuzog, fand ſeine Beſchäftigung mit der Poeſie Nachahmung unter den Karlsſchülern. Namentlich war einer unter ſeinen Collegen, der es ſich in den Kopf ſetzte, ebenfalls Dichter zu werden, und ſich alle Mühe gab, auch Verſe zu ſchweißen; aber

er war keiner von Jenen, die in Arcadien geboren. Die Muse gesellte sich gewöhnlich im Gewande eines Evapopeya singenden Mütterchens zu ihm, und die Begeisterung kam in Gestalt eines traumerfüllten Halbschlummers über ihn. Genug, so oft er ein Gedicht im schweiße seines Angesichts zu schmieden begonnen, schlummerte er über der Arbeit ein. Eines schwülen Sommernachmittags saß der Karlsschüler vor seinem Pulte, während die Sonne ihre brennenden Strahlen auf das Papier warf, damit beschäftigt, ein sehr zeitgemäßes Gedicht an die Sonne zu schreiben. Aber Helios verhütete die ihm angedrohte Verunglimpfung. Große Schweißtropfen rollten von der Stirn des nach Gedanken und Formen ringenden Musenstiefkindes; schon hatte er folgende Zeilen:

Die Sonne sendet ihre Strahlenspitzen
Bis auf des Meeres tiefsten Grund,

auf das Papier gesetzt, als ihn ein sanfter Schlumer überfiel. Regimentsmedicus Schiller, der sich in der Stube befand, bemerkte es und schritt leise auf seinen Collegen zu. Ihm den Schweiß von der Stirne wischend, durchflog er über seine Schulter weg die Zeilen und leise, ohne daß der Schlummernde geweckt wurde, fügte er zwei andere hinzu. Als der Karlsschüler erwachte, fand er seine Zeilen folgendermaßen ergänzt:

Die Fische fangen an zu schwitzen,
O Sonne treib' es nicht zu bunt.

Der Karlsschüler war von diesem Augenblicke an, auch ohne den Zuchtstock des „Landesherrn", für immer von dem Versemachen curirt. Das Autograph — die ersten zwei Zeilen von des Karlsschülers, die letzten von Schillers Hand — sowie ein darauf Bezug habender eigenhändiger Brief der jüngeren Schwester Schillers, befindet sich in der großartigen Sammlung eines bekannten Autographenfreunden zu Regensburg.

Tagesnachrichten.

* Graf Emerich Miko hat dem ungarischen Leseverein in Bukurest 148 Stück Bücher, dann der Bukuresters reformirten Kirche 20 Stück Dukaten zugehen lassen.

* Ueber die von einem Pester Blatte gebrachte Notiz, eine Bereisung des Grenzgebirges gegen Siebenbürgen betreffend, ist die O. P. Z. in der Lage folgende Mittheilung zu machen: Die Munifizenz des h. k. k. General-Gouvernements und des h. k. k. Ministeriums des Innern hat die wissenschaftliche Bereisung einer der weniger bekannten Gegenden unseres schönen Vaterlandes ermöglicht. Dieses Unternehmen wird nicht allein geologische Zwecke verfolgen, sondern es haben sich dazu nachbenannte Herren für folgende Fächer vereinigt: Professor Körner für Botanik und Zoologie, Professor Wastler (beide von der Ofner Realschule) für Geodäsie, Professor Peters von der Universität für Mineralogie und Geologie, Professor Schmidl vom Josephs-Polltechnikum in Ofen für Geographie, Meteorologie u. s. w. Die Expedition wird mit neuen, allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechenden Instrumenten ausgerüstet, die vollen 2 Monate August und September ihrer Aufgabe widmen. Das Gebirgsland von der Maros bis zur Theiß ist das Objekt ihrer Forschungen; nach Maßgabe äußerer günstiger oder ungünstiger Umstände werden die Herren Professoren ein größeres oder kleineres Terrain ausbeuten. Wir wissen, daß dieselben mit eingehenden und umfassenden Vorstudien beschäftiget sind, und haben die Absicht deren Vollendung abzuwarten, ehe wir unseren Lesern über dieses interessante Unternehmen umständlich berichten, wollen aber durch diese vorläufige Mittheilung allfälligen Mißverständnissen vorbeugen. Die Resultate der Unternehmung kommen in einem größeren, mit Karten und Plänen ausgestatteten Werke zur Publikaton; Prof. Schmidl hat uns aber zugesagt, unmittelbar von der Reise selbst über die interessantesten Vorkommnisse Mittheilungen zu machen. Wir sind überzeugt, daß dieses Unternehmen das allgemeine Interesse erregen wird und hoffen von einem Vereine so rühmlich bekannter Fachmänner ein Werk zu erhalten, welches den Anforderungen der Wissenschaft und der Vaterlandskunde entsprechen und eine fühlbare Lücke unserer Literatur ausfüllen wird.

* Die „Aut. Korr." meldet: Vor einiger Zeit war das Porträt eines Mädchens in dem Aufstellungsrahmen eines Photographen eingereiht. Ein reicher Gutsbesitzer aus der Walachei, der vor Kurzem in Wien verweilte, verliebte sich in das Porträt der Schönen, suchte dieselbe auf und heirathete sie. Beide sind vor wenigen Tagen in die Heimat des Gatten abgereist, wohin auch die Eltern der glücklichen Gattin, die ein kleines Pfaidlergeschäft betrieben, folgen werden.

* Kalifornische Blätter erzählen von einem merkwürdigen Pferderennen. Jack Powers, ein berühmter Roßkamm, hatte gewettet, auf Pferden von unvermischtem kalifornischen Blute 150 englische Meilen nacheinander in 8 Stunden zurückzulegen. Er hat die Wette gewonnen, ja er gelangte in 6 Stunden und 43 Minuten an's Ziel und hatte dazu 24 Pferde gebraucht. Die ersten 60 Meilen legte er in 2 Stunden 30 Minuten zurück und keines der Pferde ritt er mehr als 4 Meilen. Wollte er wechseln, so sprang er aus dem Sattel lief ein paar Sekunden, um seine Beine zu strecken, dann schwang er sich auf ein frisches Pferd. So legte er wohlgemuth 130 Meilen zurück. Dann aber fing er an schwindlig zu werden. Er konnte nicht mehr gerade im Sattel sitzen, klagte über Unterleibsschmerzen und begann Blut zu spuken. Rasch stiegen jetzt die Wetten gegen ihn, bis sie die Summe von 10,000 Pfd. St. erreicht hatten. Aber von diesem Augenblicke an war Powers kerngesund. Der Scheim hatte nie Blut gespuckt, sondern blos eine kleine, mit Ziegenblut oder Bordeaux-Wein gefüllte Blase angestochen, um zu Hexen-Wetten zu verlocken. So gewann er 10,000 Pfd. St. und machte sich obendrein anheischig, auf englischen Zuchtpferden dieselbe Strecke in 5 Stunden zurückzulegen. Es fand sich Niemand, der die Wette angenommen hätte.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Götz's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 76. Montag, den 28. Juni. 1858.

Das Lotterie-Loos.

(Schluß.)

Bettina war aufgestanden, instinktmäßig blieb sie hinter dem dem Stuhl stehen, der ihr zum Schutz gegen den wüthenden Eheherrn dienen sollte.

— „Wo ist das Loos?“ rief Balducci.

— „Ach leider, ich weiß es nicht; — sagte Bettina — „ich hab's verkauft.“

— „Wann? wo? warum?“ fragte Balducci.

Der Pater Clemente legte seine Hand auf den Arm des Tobenden: — „Ich will sie fragen; überlassen Sie es mir.“ Dann wandte er sich zu Bettina und sagte freundlich: „Will die Signora mir wohl sagen, was sie über das Loos weiß?“

— „Mein Herr“ — antwortete Bettina, die wieder in die früher gewohnte Redeweise verfiel — „mein Herr wird sich erinnern, daß er, als ich ihm erzählte, daß ich ein Loos genommen, mir Vorwürfe machte, wegen meiner Thorheit, und mir die geringe Wahrscheinlichkeit, einen Gewinn zu bekommen, vorstellte und daß ich fast sicher sein könne, mein Geld zu verlieren.“

— Und warum sagtest Du mir nicht, was Du gethan? fragte Balducci heftig.

— „Ruhig, sanft!“ unterbrach ihn der Pater, der Friedenstifter, seinen Arm berührend. Dann wandte er sich wieder zu Bettina: — „Will die Signora so gut sein, zu sagen, warum sie nichts von dem Verkauf des Looses erwähnt hat?“

— „Weil mein Herr mir verboten hatte, je wieder davon zu sprechen.“

— „Sie sehen, daß die Signora kein Tadel trifft,“ sagte der Pater.

— „Ich Thor, ich Schöps, ich Pinsel!“ — rief Balducci — „mich so durch meine eigne Dummheit von einen Weibe täuschen zu lassen. Meinen Sie, daß ich würde geheir . . . ? — er hielt plötzlich inne, sich erinnernd, daß seine Beweggründe, Bettina zu heirathen, nicht rein genug wären, um das Tageslicht zu vertragen. Es trat eine Pause ein. Bettina's Augen waren mit zitternder Angst auf ihn gerichtet; ihr Schicksal schien an seinen Worten zu hängen. Er schlug sich vor die Stirn. „Ich bin ein ruinirter Mann!“ rief er.

— „Nicht so;“ — sagte der Pater Clemente — „wenn Sie in der Lotterie einen Gewinn eingebüßt haben, so haben Sie dafür in der großen Lotterie des Lebens einen gewonnen. Ein gutes Weib, wie ich überzeugt bin, daß Bettina es sein wird, ist mehr werth als 100,000 Zwanziger.“

— „Ich will sie für die Hälfte lassen,“ — sagte Balducci mit Bitterkeit — „ja, ich will sie Jedem, der sie haben will, zum Geschenk machen, sogar noch etwas Hübsches zulegen, um sie los zu werden: sie ist so häßlich wie die Sünde und so alt, wie die Santa Sofia-Kirche selbst.“

Statt etwas zu erwidern nahm der Pater Bettina's Hand und führte sie an die Thür. „Gehen Sie, Signora,“ — sagte er — „gehen Sie in Ihr Zimmer für eine kurze Zeit; er wird bald vernünftig werden.“

Er schloß die Thür hinter ihr und setzte sich wieder. Balducci rannte wie ein Toller im Zimmer auf und nieder. Der Pater wartete ruhig, bis seine Wuth erschöpft war; er hätte es eben so gut versuchen können, den Fluß Brenta, wenn er vom schmelzenden Alpen-Schnee angeschwollen, in seinem Laufe zu hemmen, als dieses Mannes Wuth zu dämpfen. Er füllte sein Glas wieder, und das des Wirthes. — „Trinken Sie,“ sagte er — Sie nöthigen mich, die Honneurs zu machen; der Montmelian darf nicht verduften.“ — Balducci nahm mechanisch das Glas und leerte es.

— „Und nun reichen Sie mir gefälligst einmal die Feigen her.“

Balducci reichte ihm schweigend den Teller. Einige Zeit sprachen Beide nicht — endlich sagte Balducci, als spräche er mit sich selbst:

„Wenn ich das nur gestern gewußt hätte!“

— „Was dann?“

— „Nun, dann hätte sie hinter meinem Stuhle gestanden, statt an meinem Tische obenan zu sitzen.“

— „Am Ende“ — sagte der Priester, gleichfalls als spräche er mit sich selbst — „ist die Sache für die Signora doch am Schlimmsten.“

— „Wie wollen Sie das beweisen?“ — sagte Balducci, sich aufrichtend. — „Habe ich nicht meine Dienerin geheirathet, indem ich dachte, eine Frau mit einem Vermögen von 100,000 Zwanzigern zu bekommen?“

— „Sie brauchen das Geld nicht — Sie haben immer

mehr Geld gehabt, als Sie ausgeben können. Was hätte es Ihnen denn genützt, eine so große Summe im Kasten liegen zu haben, bloß um sie anzusehen? Sie hätten doch nicht das Herz gehabt, einen Gulden davon auszugeben. Jetzt, indem sie eine Person heirathen, die Ihnen so lange und so treu gedient hat, wie die Signora, haben Sie, wenn sie Ihre Frau nur mit der gewöhnlichsten Artigkeit behandeln, sich die liebevollen Dienste Derjenigen gesichert, deren Anhänglichkeit an ihre Familie und an Sie persönlich unzweifelhaft ist. Aber was für Aussichten hat Bettina? Sie ist mit einem Manne verheirathet, dessen Stand von dem ihrigen verschieden ist, der offen erklärt hat, daß er sie wegen ihres angenommenen Vermögens geheirathet und der am Hochzeitstage seine Leidenschaft und seinen Aerger auf eine so erschreckliche Weise gegen seine unschuldige Frau ausgelassen hat. Mit dem Verkauf ihres Looses hat sie nur so gehandelt, wie sie glaubte, daß Sie selbst es wünschten."

Balducci setzte sich wieder und barg sein Gesicht in seine Hände.

— „Es ist wahr," sagte er endlich.

— „Bemühen wir uns denn, die Dinge zu nehmen wie sie sind und unser Haupt vor der Weisheit des Höchsten zu beugen. Der Mensch denkt, Gott lenkt: sein Name sei gepriesen!" — sagte der brave Priester, indem er seine Kappe abnahm, und sie dann wieder aufsetzte. — „Warum sagen Sie nicht Amen, mein Sohn?"

— „Amen," — erwiderte Balducci und bedeckte wieder sein Gesicht mit seinen Händen.

— „Bekennen Sie Ihre Sünde und bitten Sie um Vergebung, mein Sohn," sagte der Priester, mit der ganzen Würde seines Amtes. Er führte ihn zu einem kleinen Tische am andern Ende des Zimmers. Balducci, gewohnt seinem Beichtvater zu gehorchen, folgte, kniete nieder, beichtete dem Priester und empfing die Absolution unter dem Versprechen, die vom Pater aufgelegte Buße zu üben.

Diese war nicht streng, obwohl sie Achtsamkeit auf sich selbst von Seiten Balducci's erforderte: der Pater verlangte, daß er seine Frau mit Artigkeit und Aufmerksamkeit behandeln solle.

— „Wollen wir nun die Signora wieder hereinrufen?" fragte der Priester. Balducci bejahte es. Der Pater verließ das Zimmer und kam nach kurzer Zeit mit Bettina zurück, deren bleiches Gesicht und verweinte Augen von der Aufregung zeugten, die sie bestanden hatte.

Balducci reichte ihr seine Hand und bat wegen seines leidenschaftlichen Betragens herzlich um Verzeihung.

— „Nun laßt uns auf Vergessenheit des Vergangenen und auf Glück für die Zukunft trinken," sagte der Pater.

— „Von ganzem Herzen." — erwiderte Balducci — „Komm', Bettina."

Sie nahmen ihre Plätze am Tische wieder ein.

— „Die Flasche ist leer;" — sagte der Pater Clemente, indem er sie aufnahm und gegen das Licht hielt. — „Sie müssen bei dieser Gelegenheit noch eine hergeben. Ein Hochzeitstag kommt nicht oft mehr als einmal im Leben eines Mannes."

— „Laß mir ein Licht bringen, Bettina," sagte Balducci, indem er aufstand und den Keller-Schlüssel nahm.

Das Licht ward gebracht und Balducci ging um noch eine Flasche Wein zu holen.

Nach wenigen Sekunden hörte man ein lautes Geräusch, als ob Etwas fiel. Der Pater und Bettina eilten zur Thür hinaus, dahin, woher der Schall kam.

— „Heilige Jungfrau Maria," — rief Bettina — „der Herr ist die Kellertreppe hinunter gefallen!"

Die Treppe war dunkel wie die Nacht, aber ein tiefes Stöhnen, das von unten herauf tönte, zeigte, daß sie Recht hatte. In derselben Minute hatte sie ein anderes Licht angezündet und flog hinunter. Balducci lag schwer verletzt am Fuß der Treppe; sein Kopf, hart getroffen, lehnte gegen die Kellerthür. Der Pater war ein starker Mann, mit Bettina's Hilfe trug er den Verwundeten und beinahe Bewußtlosen die Treppe hinauf und legte ihn auf das Sofa in dem Zimmer, wo sie gespeis't hatten. Es wurde nach einem Arzt gesandt, der bald erschien und untersuchte, wo sich denn ergab, daß nicht nur der Kopf verletzt, sondern auch ein Bein gebrochen war. Das Bein ward eingerichtet, der Kranke in's Bett gebracht und der Wartung und Pflege Bettina's übergeben.

Länger als sechs Wochen mußte Balducci das Bette hüten. Bettina's Güte und Fürsorge war unabläßig; sie war eine unübertreffliche, nie ermüdende Wärterin. Auch Pater Clemente besuchte ihn regelmäßig; seine Fröhlichkeit erheiterte den Kranken, während seine Frömmigkeit ihn Ergebung in den göttlichen Willen lehrte. Balducci erstand von seinem Krankenbette als ein besserer und klügerer Mann; er hatte erfahren, daß es noch etwas Wünschenswertheres gebe als Reichthum.

— „Wollen Sie nun noch Ihre Frau für 50,000 Zwanziger weggeben?" fragte der brave Pater, als Bettina ihrem Manne die Krücken hielt und ihm half, sich auf dieselben zu stützen.

— „Nein," — antwortete Balducci — „nicht für 100,000. Ich habe gelernt, ein gutes Weib über Alles zu schätzen, und den Gewinn, denn ich in der Lotterie des Lebens gezogen, jedem vorzuziehen, den die Lotterie darbieten kann."

Wo ist Abhülfe zu suchen?

Das alte deutsche Sprichwort: „Handwerk hat goldenen Boden" hat längst seine allgemeine Bedeutung verloren. Denn wenn wir den Zustand und die Verhältnisse der Gewerbtreibenden auch nur oberflächlich betrachten, so müssen wir bald die Wahrnehmung machen, das der Boden des Handwerks mit mehr Schweiß gedüngt wird, als der Boden der Landwirthschaft, und daß ersterer selten dieselben Früchte, denselben goldenen Lohn trägt, wie letzterer. Ja wir sehen die meisten Gewerbe in steter Sorge und Arbeit um das tägliche Brot, um die anständige Existenz, und die geringste ungünstige Konjunktur, mag sie in einer Stokkung des Verkehrs, oder in dem steigenden Preise der Lebensbedürfnisse, oder in einer zeitweiligen Arbeitsunfähigkeit bestehen, versetzt den Handwerker in die größte Verlegenheit, aus der er sich nur spät, und oft gar nicht wieder befreien kann. Ein Boden

aber, der solche Früchte trägt, kann nicht mit Recht ein goldener, genannt werden.

Es ist aber durchaus nicht schwer, die Ursache dieser unerquicklichen Erscheinung zu ergründen; denn täglich hören wir die Klage, daß die leidige Konkurrenz die Existenz des Einzelnen stets mehr bedroht. Die Konkurrenz der Gewerbgenossen in der Stadt, die Konkurrenz der auf ungesetzlichem Wege sich häufenden Landmeister, die Konkurrenz der Märkte, der Fabriken und deren alle Winkel aufsuchenden Geschäftsreisenden wird von den meisten Gewerben mehr oder minder tief empfunden und man kennt dafür nur ein Heilmittel, nemlich in der massenhaften Produktion, in immer größerer Billigkeit der Preise, um dem Gegner die Spitze bieten und durch einen mäßigen sich oft multiplizirenden Verdienst einen Gewinn ersetzen zu können, der in früherer Zeit durch einen weit geringeren Aufwand von Zeit, Kraft und Geschicklichkeit erzielt werden konnte.

Man ist zwar gerne geneigt, Hülfe und Rettung von Außen zu erwarten, und insbesondere von der Umsicht und Wirksamkeit der Regierungen die Beseitigung der drückenden Uebelstände zu verlangen. Aber die Regierungen können, wenn ihnen auch das Wohl des achtbaren und wichtigen Handwerkstandes am Herzen liegen sollte, doch nicht Alles thun; sie können die Gewerbtreibenden ermuntern und fördern, sie können Anstalten zur Belehrung und Fortbildung errichten, einzelne Genossenschaften erforderlichen Falles mit pekuniären Mitteln unterstützen und Schutzmaßregeln zur Wahrung ihrer Interessen ergreifen; sie können aber nicht für dieselben auf den Kampfplatz treten oder gar im Speziellen überwachen und leiten. Wie in so vielen Verhältnissen des menschlichen Lebens, ist auch der Gewerbtreibende in dem Betriebe seines Geschäftes auf seine eigene Einsicht, Kraft und Fähigkeit hingewiesen und er muß in sich selbst die Quelle einer bessern Gestaltung seiner Verhältnisse aufsuchen und unterhalten. Versuchen wir einige dieser Heilquellen näher zu bezeichnen.

Vor Allem ist bei dem Gewerbsmanne die größte Selbstbeherrschung in der Genuß- und Bequemlichkeitsliebe erforderlich. Es ist nicht zu läugnen, daß in unserer Zeit die Neigung zu ungeeignetem Aufwande, zu einem steten Ueberschreiten der von den Verhältnissen vorgezeichneten Schranken besonders auch den Gewerbsstand mächtig ergriffen habe. Niemand wird in seinen Anforderungen so rücksichtslos strenge sein, irgend einer Klasse von Mitbürgern, besonders aber einem Stande, der eine stete Kraftanstrengung und unverdrossene Hingebung erheischt, die nöthige Erholung und Zerstreuung zu mißgönnen. Aber dennoch ist wohl kaum in Abrede zu stellen, daß hierin selten das rechte Maß beobachtet wird.

Der Putzsucht, der Genußsucht, der Eitelkeit und Bequemlichkeit wird in nicht zu rechtfertigendem Grade gefröhnt; man glaubt das Leben in vollen Zügen genießen zu müssen und keine Gelegenheit von öffentlichen Festen und Schauspielen vorübergehen lassen zu dürfen, ohne dabei sich auf das Thätigste zu betheiligen und es seinen Bekannten und Genossen gleich zu thun. In Kleidung und Aufwand will besonders die weibliche Hälfte der Familie nicht zurückstehen und so sieht man wöchentlich Summen verausgabt, die sich am Ende des Jahres als ein ansehnliches Kapital herausstellen müssen. Würde die nöthige Ueberwachung der Neigungen, die mögliche Beschränkung in den nicht durchaus nothwendigen Ausgaben die Entsagung und Selbstbeherrschung in den Vergnügungen und Zerstreuungen bei dem Gewerbstande in größerem Maße vorherrschen, so würde gewiß seine Lage eine behaglichere sein, und er wäre durch Ersparung überflüßiger Ausgaben leichter im Stande, die Zeiten der Krisen und Heimsuchungen zu bestehen.

Eine zweite Anforderung, die der Gewerbtreibende an sich selbst zu stellen hat, ist das rastlose Streben nach Fortbildung und Vervollkommnung in seinem Fache. Oft schon ist über eigensinniges oder nachlässiges Beharren bei hergebrachten Manipulationen und Formen geklagt worden; man hat schon häufig auf den beliebten Schlendrian in dem langgewohnten Betriebe des Geschäftes hingewiesen; — ein Verhalten, das zwar zu keiner Zeit löblich und förderlich, gewiß aber nie nachtheiliger sein kann, als in der Gegenwart, die mit jedem Tag Neues schafft, neue Formen ausdenkt und neue Hilfsmittel und Verfahrungsweisen ausfindig macht. Wenn man nun da beim Alten stehen bleibt und nicht Theil nimmt an den Ergebnissen und Förderniſſen des Erfindungsgeistes, so wird man nimmermehr mit Erfolg den Wettstreit bestehen oder gar die Konkurrenz der Fabrikthätigkeit aushalten können. — Gelegenheit zur weiteren Fortbildung wird aber der strebsame Meister überall finden; nicht nur hat der Staat zu diesem Behufe Schulen und Institute mannigfaltiger Art gegründet, sondern in jeder nur einigermaßen bedeutenden Stadt bestehen Vereine, die sich die Hebung und Förderung der Gewerbe zur Aufgabe gemacht haben und kein Opfer scheuen, das den Gewerbtreibenden von Erleichterung und Nutzen sein kann. (Schluß folgt.)

Kronstädter Nachrichten.

♂ Kronstadt, den 26. Juni. Es sind immer schöne und erquickliche Stunden, die man in der Umgebung heranwachsender Jugend zubringt, und man Zeuge der jugendlichen geistigen Entwicklung und Vervollkommnung sein kann. Und so begrüßten wir auch heuer wieder mit Freuden die Zeit, welche Eltern und Erziehern, so wie allen Jugendfreunden die Gelegenheit bietet, den Schulprüfungen beizuwohnen.

Unsere volkreiche Stadt liefert ein bedeutendes Kontingent für die Schulen sämmtlicher hierortlicher Konfessionen, und wir müssen leider nur bedauern, daß wir bei den diesjährigen öffentlichen Prüfungen nicht überall zugleich gegenwärtig sein konnten.

Am 24. und 25. d. M. fanden die öffentlichen Prüfungen an dem hiesigen röm. kath. Gymnasium statt, und wir haben mit großer Befriedigung wahrgenommen, daß die Leitung dieses Institutes tüchtigen und achtbaren Männern anvertraut, und der Lehrkörper größtentheils seinem hohen Berufe gewachsen ist. Daß man überdies unablässig bemüht ist, das Gedeihen dieser Anstalt zu befördern — verdient alle Anerkennung, um so mehr, wenn man erwägt, daß in Betreff der Sprachverschiedenheit der Schüler so wie des seit mehreren Monaten empfindlichen Abganges des 6. Lehrers keine unbedeutenden Schwierigkeiten zu überwinden waren.

Vorschriftmäßig soll der Lehrkörper eines Untergymnasiums aus 6 Lehrern bestehen, und trotz des erwähnten Mangels ist im Fortgange der Studien nicht die geringste Störung eingetreten.

In den Vortrag der lat. und deutschen Sprache theilten sich Herr Gymnasial-Direktor Maroschan, so wie die Herren Professoren Andraschi, Pap und Dr. Otroban; das Griechische lehrte Herr Pap; Geometrie und Mathemailk Herr Both; Geographie, Geschichte und Religion Herr Andraschi; endlich die Naturwissenschaften Herr Dr. Otroban. Aus den meisten im Sinne des Org. Entw. vorgeschriebenen Lehrgegenständen wurden Disputationen zwischen je zwei Schülern veranstaltet, welche besonderes Interesse erweckten. Vorzüglich dienen diese trefflichen Uebungen zur Gedächtnißschärfe, Gedankenerfindung, Auffassung, Uetheilsfällung, Sprachübung, Wortfügung u. s. w. Höchst anziehend waren auch die Experimente in der Physik, Botanik, welche die Schüler leicht und sicher ausführten, was auch bei den übrigen Lehrgegenständen der Fall war, die wir hier nicht alle anzuführen in der Lage sind, wohl aber noch die vorzüglichen Leistungen in der Schönschreibe- und Zeichenkunst, so wie die befriedigende Gewandheit in den für das Gymnasium vorgeschriebenen Sprachen, hervorzuheben uns veranlaßt finden. Aus dem vorliegenden Kathaloge konnte man entnehmen, daß der Schulbesuch, zwei bis drei Krankheitsfälle ausgenommen, ein höchst zufriedenstellender zu nennen ist, und auch kein einziger Fall das Jahr hindurch verkam, welcher wegen leichtsinniger Versäumniß oder bedenklicher Ausschweifung zu ahnden gewesen wäre. Auch hat die Schüleranzahl gegen voriges Jahr um ein Beträchtliches zugenommen. Der k. k. Herr Kreishauptmann v. Grüner, so wie eine große Anzahl anderer Standespersonnen aus allen Konfessionen beehrten die Prüfungen mit ihrer Gegenwart, und gewannen die Ueberzeugung, daß sämmtliche Leistungen in den Lehrgegenständen dem Org. Entw. des h. Unterrichtsministerums in allen Theilen entsprechen, welches sich in lauten Aeußerungen der Anwesenden kundgab. Möge die Belohnung der an dieser Anstalt thätigen, und sich gänzlich ihrem Berufe widmenden Männer von keiner Seite ausbleiben. Von Seite der hohen Landesbehörde wurde erst kürzlich dem gesammten Lehrkörper des röm. kath. Gymnasiums ein sehr schmeichelhaftes Belobungsschreiben zuerkannt.

Kurz nach Beendigung der öffentlichen gymn. Prüfungen langte der hochwürdigste Herr Abt und k. k. Schulrath Karl von Festl an, welcher wegen Unwohlsein auf seiner längern beschwerlichen Rundreise und anhaltenden ungünstigen Witterungswechsel an den bestimmten Prüfungstagen einzutreffen gehindert war, dessenungeachtet sich aber von den Fortschritten der Schüler in den verschiedenen Lehrzweige persönlich überzeugen wollte. Der resp. Lehrkörper versammelte sogleich am 26. d. M. Vormittags sämmtliche Schüler der bestehenden 4 Gym.-Klassen im Prüfungssaale, wo von den betreffenden Lehrern wiederholt einzelne Fragen gestellt wurden, an welchen sich auch der hochwürdigste k. k. Herr Schulrath betheiligte. Das Resultat war, daß diese so zu sagen improvisirte Universalprüfung, welche nicht nur einen eigenen Reiz für die anwesenden Zuhörer, sondern auch einen großen Nutzen für die jüngeren Schüler gewährte — zur größten Zufriedenheit ausfiel. Der hochwürdigste Herr Schulrath setzte an demselben Tage Nachmittag seine Visitationen in den Klassen der röm. kath. Normalhauptschule mit gleichem Erfolge fort.

Zu den wichtigsten Zeitfragen der Gegenwart gehört unstreitig die zeitgemäße Gestaltung der Volksschule. Man erkennt die große Nothwendigkeit, die untersten Schichten des Volkes durch einen zweckmäßigen Volksunterricht zu heben, und es ist nicht zu läugnen, daß gerade die Volksschulen nicht blos in Oesterreich, sondern in ganz Europa eigentlich nur den Namen nach bestanden. Die Gegenwart mit ihren unermeßlichen Reformen, scheint auch die Volksschule als Faktor der Staatswohlfahrt in der That wirksam machen zu wollen. Die Realschulen sind in jeder größern Gemeinde zum absoluten Bedürfniß geworden, um die heranwachsende Jugend aus dem Handels- und Gewerbestande zu ihrem Berufe wenigstens tauglicher als bisher, heranzubilden, oder für die Zweige der Politechnik, oder aber für die fernern Studien für irgend eine Handelsakademie vorzubereiten. Dem Vernehmen nach geht man mit dem sehr löbl. Plane um, in Verbindung mit dem Unter-Gymnasium eine Unter-Realschule zu errichten, welche schon mit Beginn des nächsten Schuljahres ins Leben treten soll. Vederemo!

Tagesnachrichten.

* Die schwedischen Frauenzimmer, welche in die katholische Kirche übergetreten und dadurch des Landes verwiesen worden, haben sich in Kopenhagen häuslich niedergelassen.

* Aus Paris wird geschrieben: Im Allgemeinen ist die Lage, die öffentliche Stimmung eine höchst gedrückte, aller Handel und Wandel stockt jetzt mehr als in den schlimmsten Tagen des Jahres 1848. Das Vertrauen ist durch und durch erschüttert, weil sich alle Welt jeden Moment auf den Eintritt eines unverhofften Zwischenfalls gefaßt macht. Es ist daher für den kleinern Kaufmann eine bare Unmöglichkeit, Zeitgeschäfte zu effektuiren oder selbst einen Waarencredit mit drei- bis sechsmonatlicher Zahlungsfrist zu erlangen. Ein solcher Zeitraum dünkt jetzt jedermann ein Jahrhundert zu sein, und hat sich daher allgemein das Axiom gebildet, daß nur eine große Veränderung, gleichviel in welcher Richtung immer, das verkümmerte Vertrauen wieder herstellen könnte. Nicht wenig trägt auch zur Vermehrung der Unruhe die Besorgniß bei, daß die großen Bau-Unternehmer wegen Mangel an Fonds die begonnenen Arbeiten einstellen müßten und somit plötzlich einige tausend Arbeiter unbeschäftigt in den Straßen von Paris umherirren würden, die wie begreiflich nicht so leicht von hier weggeschafft werden könnten.

Unter der Verantwortung des Verlegers.
Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 3 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 77. Mittwoch, den 30. Juni. 1858.

Vaterländische Charakteristiken von Eduard Schiefer.

16. Der Schweinehändler.

Ich rede hier von dem Schweinehändler, der sein nicht wenig einträgliches Gewerbe im Kleinen, aber mit ungewöhnlicher Vorliebe betreibt, vom Zigeuner, dessen eigentliches und einziges Hausthier das Schwein ist. Ihm wendet er seine ganze Sorgfalt zu; es ist sein rechtes Herzblatt. Bei der letzten Ueberschwemmung rettete, nach dem Bericht eines Augenzeugen, ein Zigeuner zuvor sein Schwein; dann erst kehrte er zurück, um sein Weib abzuholen. Der Zigeuner pflegt seinen Grunzer mit solcher Hingebung und Aufopferung, daß er oft seine Kinder darüber vergißt. Nicht selten liegt das borstige Ungethüm gesättigt vor der Lehmhütte oder vor dem zerzausten Zelt, während drinnen die zahlreiche Familie nichts zu beißen hat. Kein Weg ist dem von Natur bequemen Zigeuner zu weit, wenn er Futter für seinen Liebling holt. Er unterzieht sich selbst in den Hundstagen den schwersten Feldarbeiten, um einige Maß Kleien oder Kukuruzmehl für das unersättliche Ungeruhsam zu verdienen.

Und solcher Pflege kann es denn auch nicht fehlschlagen! Es ist Thatsache, daß der Zigeuner die bestgenährten Schweine zu Markte bringt. Leider aber sind diese so sehr an seine Küche gewöhnt, daß sie selten mit Erfolg völlig ausgemästet werden können. Die Zigeunerschweine sind Gourmands, die bald nach diesem, bald nach jenem Verlangen tragen.

Der Zigeuner hält die Preise seiner Schweine hoch und feilscht halbe Tage lang mit dir, wenn er bemerkt, daß dir an seiner Waare gelegen ist. Jeder Groschen muß einzeln erobert werden durch begründete Ausstellungen an dem käuflichen Objekt. Zehnmal in einer Viertelstunde betheuert der Zigeuner auf Ehre und Seelenseligkeit, daß sein Schwein das beste auf dem ganzen Markte sei. Er preist in den schwungvollsten Ausdrücken seine Zahmheit, seine Jugend, oder nach Befinden auch sein Alter, und die empfehlendste Eigenschaft desselben: seine beispiellose Gefräßigkeit. Er ruft das Schwein beim Namen, wirft ihm Kukuruzkörner, Unkraut und verdorrte Brotkrumen aus seinem Tornister vor, um dir dessen Gefräßigkeit zu veranschaulichen.

Ist endlich der Kauf abgeschlossen, ist ein Trunk Wein und Bissen Brot als Zugabe zugesagt, hat er das Schein in deinen Stall gebracht, so beginnt die Bettelei. Erst gibt er dir Verhaltungsmaßregeln, Fütterungswinke und thut dabei so geheimnißvoll, als legte er dir seiner reichen Erfahrung reichste Schätze zu Füßen. Dann gehts ans Bitten um einen neuen Trunk, um etwas Speck oder um irgend ein altes Kleidungsstück für seine Kinder, die armen. Dazwischen versichert er immer und immer wieder, sich beim Handel übereilt zu haben: so billig sei noch nie ein Schwein gekauft worden.

Hat er endlich vom Liebling seiner Seele rührenden Abschied genommen und sich entfernt, so wagt ers nicht, mit dem wiederholt abgezählten Kaufschilling im Gürtel, unmittelbar nach Hause zu gehen, aus Angst, unterwegs überfallen und seines Schatzes beraubt zu werden. Er sucht vielmehr eine Kneipe auf, um sich gütlich zu thun. Und da beginnt ein Trinken, daß dem Trinker so wohl wird „als wie zehntausend Säuen." Es kümmert ihn nicht, obs da draußen regnet oder schneit. Singend und jubelnd macht er sich auf den Heimweg und durchzieht die Straßen der Stadt mit großem Skandal. Oft übereilt ihn die Dunkelheit der Nacht unterwegs, oft findet ihn der nächste Morgen an der Stelle, wo er sich am Abend hinlegte, um die Tiefe des Straßengrabens zu messen.

Noch interessanter ist sein Anblick, wenn er, „wonnig berauscht," den Rückweg in Begleitung eines nicht veräußerten Lieblings und verfolgt von den Scheltworten seines halbnüchternen Weibes antritt. Scham ist beiden ein gleich unbekanntes Ding. Vor aller Welt thun sie sich die größten Schändlichkeiten an und lassen sich durch nichts in ihren, mit unerschöpflicher Zungenfertigkeit geführten Verhandlungen stören, als durch die Seitensprünge des von Hunger gequälten Ungeruhsams. Wenn sie so durch die Straßen ziehen, hat es den Anschein, als ob Mann und Frau sich absichtlich noch thierischer geberdeten als der Rausch mit sich bringt. Beide wollen berauschter scheinen, als sie wirklich sind. Denn um sich zu berauschen, muß man Geld ausgeben; je größer also der Rausch, mit einer desto größern Geldausgabe kann der Berauschte prahlen. Und der Zigeuner ist ein geborener Prahlhans!

Digitized by Google

Wo ist Abhülfe zu suchen?

(Schluß.)

Es handelt sich meistens nur darum, die dargebotene Gelegenheit zu ergreifen und auszubeuten. Oft aber steht hier Gemüthlichkeit und Gewohnheit hindernd im Wege; man hat nur Sinn für das, was nur mittelbar zum Ziele führt, was den Schönheitssinn bildet, den Geschmack läutert, die Kenntnisse erweitert, und den Geist kräftigt. Anders ist dies in denjenigen Ländern, die auf der Höhe der Gewerbsproduktion stehen; — in England, Belgien, Frankreich. Da sieht man in den Winterabenden ergraute Meister in den Zeichnungssälen, in den technischen Auditorien, in den mechanischen Conservatorien, und sie dünken sich weder für zu alt noch für zu weise um Leitung und Belehrung in ihrem Fache überall entgegen zu nehmen, wo sie sich ihnen darbietet.

Endlich ist der Mangel einer zweckmäßigen Buch- und Rechnungsführung eine Hauptursache, daß viele Gewerbtreibende selbst bei einem befriedigenden Geschäftsgange nicht recht auf einen grünen Zweig kommen können. Ich habe schon oben darauf hingedeutet wie zahlreiche Gewerbe nur durch eine größere Produktion die Existenz fristen und die Conkurrenz aushalten können. Viele Handwerker müssen dermalen durch eine Masse von Gehilfen gleichsam fabrikartig betrieben werden, und dieser Betrieb erfordert eine umsichtigere Behandlung und eine tiefer eingehende Rechnungsführung. Denn nicht nur kommen die Kosten des Rohmaterials, die Dauer der Arbeit, die Ausgaben an das Hilfspersonal, sondern auch die Abnützung der Werkzeuge und der Zinsenbetrag der in dem Geschäftsbetriebe verwendeten Gelder in Betracht, wenn man die Ergebnisse der Gewerbthätigkeit und den dabei erzielten oder zu erzielenden Nutzen gehörig ermitteln will. Dazu kommt, daß die Gewerbe von den Chancen des Handels stets mächtig berührt werden; der Gewerbtreibende muß daher einigermaßen selbst kaufmännische Kenntnisse besitzen, wenn er Nutzen daraus ziehen oder Nachtheile dabei abwenden will. — Zudem wird er bei einer streng geregelten Buchführung stets die gehörige Linie zwischen Ausgaben und Einnahmen einhalten. Er wird sich durch den häufigen Eingang von Geldern für Erzeugnisse, deren Rohstoffe er etwa auf Credit erhalten hat, nicht zu unnöthigen, oder gar luxuriösen Ausgaben verleiten lassen; er wird der Verlockung zu Genüssen, die für ihn mit Opfern verbunden sind, leichter widerstehen, und sich vor Allem hüten sich Verpflichtungen aufzubürden, deren Erfüllung ihn bei eintretendem Termine in die größte Verlegenheit versetzen könnten. Denn dann kommt er nicht leicht in die Mißlichkeit, zu Pfand- und Leihhäusern seine Zuflucht nehmen zu müssen und dadurch leicht in Verfall zu gerathen. Eine geordnete Buchführung und geeignete Berechnung in dem Geschäftsbetriebe des Gewerbsmannes ist so wichtig und von so eingreifenden Folgen, daß ich mir vorbehalte in einem spätern Artikel auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Hermannstadt im Juni 1858. W.

Omer Pascha in Bagdad.

Wer mit ungetrübtem Auge die bisherige Thätigkeit Omer Pascha's beobachtet, kann nicht umhin anzuerkennen daß dieser Renegat seit 18 Jahren der Hort der Pforte gewesen, ja der einzige sogar; es ist in dieser Zeit unter den Türken kein einziger fähiger Kopf hervorgetreten, obwohl viele in den Schulen von Paris, London, Berlin und Wien erzogen worden. Diese letztern waren bald nach ihrer Rückkehr wieder, was alle Türken sind: arbeitsscheu, sorglos und unbekümmert um das Zukünftige, nur der Gegenwart und ihren Genüssen lebend. Omer Pascha beweist eben durch seine rastlose Thätigkeit und Unermüdlichkeit daß er nicht aus türkischem Blut ist, er verräth darin täglich sein Renegatenthum. Wir finden ihn zuerst als einzigen Generalstabsoffizier, wozu er von Admiral Stopford ernannt war, in dem letzten syrischen Feldzug gegen Mehemed Ali Pascha. Bald darauf, auf Empfehlung Stopfords, zum Brigadegeneral befördert, wurde er zum Gouverneur des Libanon ernannt, wo er sehr bald die Ruhe zwischen Drusen und Maroniten herstellte. Die Unterdrückung des Aufstands in Kurdistan unter Bederhan Bey, und die Gefangennehmung des letztern war allein das Werk Omer Pascha's. Wir sehen ihn dann im Jahr 1843 in Adrianopel, wo ein Korps von 25,000 Mann Landwehren zusammengezogen war, um sie durch einen Handstreich in reguläre Truppen umzuwandeln; diese ziemlich gefährliche Maßregel gelang vollkommen und ohne Blutvergießen, in Folge der guten Anordnungen welche Omer Pascha an der Spitze von vier Bataillonen Regulären getroffen hatte. Die Unterdrückung des Aufstands der Albanesen im Jahr 1844 und der Bosniaken im Jahr 1852 war ganz allein das Werk des Renegaten. Er hatte in diesen Aufständen seine große Fähigkeit den kleinen Krieg zu führen glänzend ans Licht gestellt. Seitdem sind auf ihn alle Augen in der Türkei gerichtet gewesen, als auf den Retter in der Noth. Für die Regelung der Angelegenheiten der Walachei wußte man daher unter dem Troß der Paschas keinen geeignetern zu finden als Omer Pascha. Endlich, um den Krieg gegen die Russen zu führen, gab es keine Auswahl für das Generalcommando, der Renegat war der einzig mögliche. Und obwohl dieser Krieg zu Ende gegangen ohne daß die türkische Armee große Schlachten geschlagen, so ist doch Omer Pascha niemals besiegt worden. Erwägt man außerdem die ungeheuren Schwierigkeiten welche dem Pascha durch seine eigene Regierung bereitet waren, indem diese in ihrer gewohnten Sorglosigkeit von dem Dasein einer im Felde stehenden Armee kaum eine Notiz zu nehmen schien, weder für Geld, noch Lebensmittel, noch für Kleidung sorgte, so begreift man kaum wie Omer Pascha bei dem gänzlichen Mangel eines Commissariats so vielen Anforderungen genügen konnte. Freilich wurde die von der Armee besetzte Gegend, wenigstens die Christen derselben, aufs furchtbarste ausgesogen. Doch gewiß ist daß, wenn er auch im übrigen gar keine militärische Verdienste um die Türkei hätte, die Rettung der türkischen Armee vom gänzlichen Untergang, durch Klima und Hunger, allein schon die Türken ihm zu ewiger Dankbarkeit verpflichten würde; ohne ihn hätte es am Ende des Feldzugs keine türkische Armee mehr gegeben. Wir glauben daß er für so viele Mühen und Aufopferungen vom Sul-

tan auch reichlich belohnt worden; wir wiſſen beſtimmt daß das türkiſche Volk nur auf ihn blickt, und bei der geringſten politiſchen Calamität nur von dem Renegaten Rettung erwartet.

Folgen wir nun dem Paſcha nach Bagdad, ſo erſehen wir aus authentiſchen Briefen wie auch dort der ehemalige öſterreichiſche Feldwebel in wenigen Monaten außerordentliches geleiſtet, und namentlich auch an dieſem Punkt des weiten türkiſchen Reichs die Autorität der Pforte hergeſtellt hat. Die Gegenden nördlich und ſüdlich vom Euphrat, alſo Meſopotamien und Arabien, obwohl auf der Karte als unter türkiſcher Hoheit befindlich angegeben, waren in der That bisher ohne alle Beziehung zu der türkiſchen Regierung, und niemals hatte ſie eine Autorität darüber. Man wußte nur daß dieſe Gegenden, im übrigen völlig unbekannt, von nomadiſirenden Araberſtämmen durchzogen werden, welche, unter ſich völlig unabhängig, oft mit einander in Krieg verwickelt ſind, ohne daß die Pforte auf ſie auch nur den geringſten Einfluß ausgeübt hätte. Dieſe Stämme, unter denen die Eneſé der zahlreichſte, hauſten bisher während des Winters an den Ufern des Euphrat; jedes Frühjahr begaben ſie ſich nach Syrien, wo ſie dann während des Sommers den ganzen Rand der Wüſte von Haleb über Scham (Damaskus) bis Gor hinunter einnahmen. Nur durch ihre Vermittlung und gegen Empfangnahme bedeutender Contributionen durften Karawanen oder Reiſende ſich durch die Wüſte wagen. Die Communication zwiſchen Konſtantinopel und Bagdad war nur über Diarbekir und Moſſul möglich, auf dieſem Wege gehen die Poſten, alle Regierungsbeamten und Truppen. Omer Paſcha, auf ſein Verlangen zum Gouverneur von Bagdad ernannt, entſchloß ſich die alte Route aufzugeben, und, gegen den Rath aller, ſich einen neuen Weg mitten durch die feindlichen Araber zu bahnen. In der vollſtändigſten Unkenntniß der Hinderniſſe und Schwierigkeiten welche ſich ihm darbieten konnten — denn Omer Paſcha's Kenntniſſe ſind ſehr gering — beſchränkte er ſich darauf von Konſtantinopel zwei Bataillone Jäger à 700 Mann, eine Neunpfünder-Kanone und eine fünfzöllige Haubitze mit ſich zu führen. In Aleppo angekommen, ſtieß ein reguläres Kavallerieregiment in der Stärke von 500 Mann zu ihm. Die in Aleppo über den Stand und die Geſinnungen der Araber erhaltenen Nachrichten beſtimmten den Paſcha ſein kleines Corps mit 300 Mann irregulärer Kavallerie, Baſchi Bozuck, zu vermehren; zum Transport des Gepäcks und aller für einen längern Aufenthalt in der Wüſte nöthigen Gegenſtände, wohin namentlich Nahrungsmittel und Brennmaterial gehörten, waren 1800 Kamele erforderlich.

Mit dieſen Mitteln ausgeſtattet, marſchirte das Corps am 2. Januar von Aleppo ab, und erreichte nach einem ſehr beſchwerlichen Marſch durch Regen und Koth am 13. den Euphrat bei Balis. Von hieraus hielt er dann die Ufer des Fluſſes bis auf die Höhe von Bagdad. Die erſten Märſche wurden unbehindert von den Arabern zurückgelegt, jedoch bei dem Ort El Deir machten die Bewohner Miene der Colonne den Weitermarſch ſtreitig zu machen. Die Bewohner von El Deir, einer Stadt von 2000 Häuſern, verweigerten zunächſt den Truppen die nöthigen Lebensmittel, und antworteten auf wiederholte Aufforderung mit Flintenſchüſſen; zugleich zeigten ſich auf den das Lager umgebenden Höhen einzelne Reiter. Eine flüchtige Recognoszirung des Orts und der Umgegend gab die Ueberzeugung daß es ſich hier darum handelte den combinirten Widerſtand der Bewohner von El Deir im Verein mit 4000 arabiſchen Reitern, welche jenſeits des Orts über den Fluß ſetzten, ſchnell niederzuwerfen, bevor die Kräfte des Feindes ſich geſammelt hätten. Die Thore des Orts waren verrammelt, die äußere Häuſerreihe bildete eine ununterbrochene Umfaſſungsmauer, überall mit Schützen beſetzt. Der Paſcha befahl ungeſäumt den Angriff mit einem Theil der Infanterie, während die Baſchi-Bozucks die arabiſchen Reiter beſchäftigten. Nach einem kurzen Gewehrfeuer von beiden Seiten, wobei der erſte Adjutant des Paſcha's, Nuri Bey, in der Schläfe getroffen und acht Soldaten getödtet wurden, war der Ort mit ſtürmender Hand genommen. Die Vertheidiger desſelben retteten ſich größtentheils durch Schwimmen über den Euphrat, 500 Gefangene in Waffen und 85 Todte zurücklaſſend. Von den Gefangenen ſteckte der Paſcha 100 Mann in ſeine Infanterie, den Reſt ließ er frei. Die erſchreckte arabiſche Kavallerie wagte nicht ferner Stand zu halten; der über den Euphrat gegangene Theil zerſtreute ſich ſüdlich in die Wüſte, die übrigen zogen den Euphrat hinunter, um ebenfalls eine Furt zum Ueberſetzen zu erreichen; dies zu verhindern ſandte der Paſcha ſeine ganze Kavallerie vor, mit dem Befehl alle Punkte bis Hillah, wo ein Uebergang möglich ſei, zu beſetzen, um ſo die Araber in Meſopotamien feſtzuhalten.

Die Nachrichten welche in El Deir über den Ort ſelbſt eingezogen wurden, ſetzten den Paſcha in nicht geringe Verwunderung; dieſer Ort El Deir iſt nämlich der Hauptſitz einer kleinen Republik am Euphrat, von deren Daſein bisher Niemand eine Ahnung gehabt, obwohl ſie ſeit Jahrhunderten beſteht. Sie enthält außer El Deir die Städte Miadin mit 1200 und Bſchara mit 800 Häuſern, mit dem Diſtrikt Subka es Zor, alſo den ganzen Landſtrich zwiſchen Zenobia und Zirzeſium; das Ganze unter zehn Scheiks, ebenſovielen Muftis und Kadis, welche den großen Rath bilden. Dieſe Republik war ſtets zwiſchen den ſich bekämpfenden Araberſtämmen, den Schamans, welche nördlich des Euphrats bis Diarbekir und Moſſul hinauf campiren, und den ſüdlich und mehr öſtlich hauſenden Eneſés, neutral geblieben. Die Einwohner von El Deir ſcheinen wohlhabende Leute zu ſein, welche ſich mit Handel, Ackerbau, Viehzucht und mancherlei Gewerben beſchäftigen; namentlich mit Weberei, Gerberei und Anfertigung verſchiedener Eiſeninſtrumente.

Nachdem der Paſcha dieſe kleine Republik unter die Autorität des Sultans zurückgeführt, ſetzte er ſeinen Marſch nach Bagdad ungehindert fort, wo er wohlbehalten, und von den Einwohnern freudig begrüßt, am 10. Februar eintraf. Die Infanterie wurde größtentheils zwiſchen Bagdad und dem Euphrat auf Piket zurückgelaſſen; durch dieſe Maßregel, vereint mit der Beſetzung aller Furten längs des Euphrats, waren in der That die Araber in Meſopotamien eingeſchloſſen, und ihnen die Wanderung nach Syrien unmöglich gemacht; ſie hatten nur die Wahl den Sommer hindurch in Meſopotamien zu verbleiben, und ihre ſämmtlichen Pferde und Kamele zu verlieren, oder ſich zu unterwerfen. Sie zogen das letztere vor, und erſchienen in Maſſe vor dem Paſcha, ihre völlige Unterwerfung und ſich den freien Abzug nach Syrien

mit Uebergabe von 3000 Kamelen, 15,000 Schafen und 1500 Pferden erkaufend.

So war also durch diesen kühnen Zug mit einmal die Ordnung in dieser seit tausend Jahren so unabhängigen wilden Araberwelt hergestellt, und sie zum Gehorsam geführt! Zum erstenmal seit der Chalifenzeit athmen die Bewohner Bagdads wieder frei auf, und wagen sich aus den Thoren der Stadt; die fruchtbaren Ufer des Euphrat und des Tigris sehen mit Sicherheit einer Wiederbelebung und dem Aufblühen der Kultur entgegen; denn die Furcht vor dem herumstreifenden, raubenden Araber ließ bisher keine stätige Bodenkultur zu; die Landbauer der Provinz lebten in Zelten, welche sie dort aufschlugen wo sie sich vor den Arabern sicher glaubten, bebauten ein Stückchen Land, nur eben hinreichend für ihre Nahrung, und verließen einen solchen Ort bei der Annäherung der Gefahr überfallen zu werden. In welchem Zustand sich unter solchen Verhältnissen die Landwirthschaft in jenen Gegenden befinden mußte läßt sich leicht ermessen, und welche Revenüen die Regierung daraus zu ziehen im Stande war, ist nicht schwer zu beurtheilen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* Fantus, ein Ungar, der sich seit 1852 in Amerika aufhält und jetzt in Californien als topographischer Ingenieur angestellt ist, veröffentlichte kürzlich ein Buch in ungarischer Sprache, darin er nicht blos das Privatleben der Yankee's, sondern auch das Treiben und die Sitten mehrerer Indianerstämme in pitoresker Weise schilderte.

* (Unerwarteter Gang der Begebenheiten.) Nicht selten geschieht das Gegentheil von dem, was Diejenigen beabsichtigten, welche für die ersten Urheber der Ereignisse gehalten werden. — Als Heinrich VIII. König von England, von seiner rechtmäßigen Gemahlin geschieden sein wollte und die Gesetze der katholischen Kirche seinen Neigungen entgegen standen, kam es vorzüglich auf die Klugheit Clemens VII. an, um ein Schisma zu verhüten, das dem Protestantismus neue Nahrung zu geben versprach. Der Papst faßte sein Verhältniß zu England richtig genug ins Auge, um zum Nachgeben bereit zu sein, und Heinrich, der dies wußte, sandte den Grafen Witschin in dieser Angelegenheit nach Rom. Der Graf war ein Freund von Hunden. Diese begleiteten ihn auf seiner Reise. Als er die erste Audienz beim Papste haben sollte, folgte ihm sein Lieblingshund in den Saal, ohne daß er es bemerkte. Der Papst reichte dem Gesandten den Fuß zum Kusse dar. In diesem Augenblick fuhr der Hund, an dergleichen Ceremonien nicht gewöhnt und für seinen Herrn fürchtend, auf den Papst los und biß ihn in die große Fußzehe. Clemens erschrickt, die ganze Versammlung geräth in Aufruhr, die Audienz wird aufgehoben, der Gesandte kehrt unverrichteter Sache nach London zurück, die Freundschaft ist zerissen, und Heinrich stiftet die Anglikanische Kirche.

(Zeit. f. d. eleg. W.)

* Allzuviel ist ungesund! Die Frau eines wohlbekannten Herrn in Berlin schenkt ihrem Gatten zum Geburtstag einen Schlafrock, den sie bei Louis Landsberger gekauft hat. Der angenehm Ueberraschte probirt ihn an und siehe da — es findet sich, daß der Schlafrock um mindestens 8 Zoll zu lang ist! In der Nacht bricht ein heftiges Gewitter aus — die besorgte Hausfrau steht auf und macht Licht, während der Gatte ruhig weiter schläft. Um nicht unbeschäftigt zu sein, nimmt Madame Zwirn, Scheere und Schlafrock zur Hand und kürzt letzteren um 8 Zoll. Als das Gewitter ausgetobt, begibt sie sich wieder zur Ruhe. Nun zählt zu der Familie auch eine sehr thätige Schwägerin, die sehr frühzeitig aufzustehen und die Wirthschafts-Angelegenheiten zu besorgen pflegt. Auch am nächsten Morgen ist das Fräulein zeitig auf dem Platz, sieht den Schlafrock hängen und, beeifert, ihrem Schwager eine Freude zu machen, kürzt sie den Schlafrock um weitere 8 Zoll. Das Frühstück ist vorbei, die beiden Damen sind zum Einkauf nach dem Markt gezogen, und der Eheherr will sich gerade auf sein Bureau begeben, als ihm der Schlafrock einfällt, und ohne weiter danach zu sehen, befiehlt er der Köchin, ihn zu einem Flickschneider ins Haus zu tragen, um 8 Zoll daran zu kürzen. Nachmittag beim Kaffee bringt der Schneider den Schlafrock wieder — o Jammer, es war nur noch eine Jacke mit Schößen!

* (Brüsseler Spitzen.) Das Spinnen des feinen Fadens, der zu diesen kostbaren Spitzen angewendet wird, ist eine Operation, die einen so hohen Grad von Sorge und wachsamer Aufmerksamkeit erfordert, daß es unmöglich ist, daß sie je den menschlichen Händen genommen und durch Maschinen ausgeführt werden könnte; nur belgische Finger sind in dieser Kunst geübt. Die feinste Sorte dieses Fadens wird in Brüssel in feuchten, unterirdischen Kellern gemacht, denn er ist so außerordentlich zart, daß er in der Berührung der trockenen Luft über der Erde brechen würde; nur in einer feuchten Atmosphäre unter der Erde kann er gearbeitet werden. Es gibt eine Menge alter belgischer Arbeiter, die, wie Spinnen, den besten Theil ihres Lebens beim Spinnen in Kellern zugebracht haben. Eine solche Beschäftigung kann natürlich nur einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit üben; daher werden die Leute, um sie zu vermögen, sich derselben hinzugeben, mit hohen Preisen bezahlt.

* (Ein Wunder.) In Cincinnati war ein armer Teufel der Trigamie angeklagt. Bei der Untersuchung jedoch stellte es sich heraus, daß die ganze Beschuldigung blos ein Complott der drei Klägerinen gegen den Dreifachgeliebten war. Das Mirakulöse der Geschichte besteht darin, daß drei Evastöchter, einen und denselben Gegenstand liebend, so lange einig zu handeln vermochten.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 78. Freitag, den 2. Juli. 1858.

Omer Pascha in Bagdad.

(Schluß.)

Der Pascha hat nach der Entfernung der Araber seine erste Sorgfalt auf den Hauptzweig, (die Hebung der Landwirthschaft), des öffentlichen Wohlseins gerichtet; er hat den Bewohnern des flachen Landes aufgegeben während dieses Sommers sich Plätze auszuwählen wo sie die Landwirthschaft betreiben wollen, mit dem Befehl sich dort dauerhaft niederzulassen, d. h. die Zelte zusammenzulegen und Häuser zu bauen. Dies ist natürlich der erste und nöthigste Schritt zu einer möglichen Bodenkultur. Er hat zugleich Anordnungen getroffen um die erforderlichen Sämereien namentlich Mais, an diese angehenden Landwirthe zu vertheilen; es wird alles geschehen um die Baumwolle, die Seidenwürmer, den Indigo und das Zuckerrohr in der Provinz Bagdad einheimisch zu machen.

Die Zivilverwaltung und die Wehrkraft des alten Chalifenstaats waren bisher in kläglicher Verfassung; der Pascha hat den Augiasstall der alten Administration zu reinigen begonnen, und sucht alle Stellen mit energischen, loyalen Männern zu besetzen, welche das Vertrauen der Bewohner zu stärken, und die bisher in Furcht und Angst lebenden Gemüther zu beruhigen geeignet sind.

Nicht minder thätig ist der Pascha in der Reorganisation der Wehrkraft. Man weiß daß das sechste türkische Armeecorps oder das Corps von Irak in Bagdad garnisonirte; dieses Corps ist indeß während des ganzen russischen Kriegs eine Mythe geblieben; es wurde oft gefragt: aber wo bleiben denn die Truppen aus Bagdad? Hierauf wurde von türkischer Seite immer geantwortet: diese sind in Bagdad nöthig — vielleicht gegen Perser, Beduinen oder sonst einen imaginären Feind. Wir wissen jetzt was das Corps von Irak damals war. Bei der Ankunft Omer Pascha's in Bagdad fand sich die Stärke der Bataillone auf 100 Mann reduzirt, die beiden Kavallerieregimenter hatten zusammen nur 250 Pferde, die Artillerie war ganz ohne Pferde mit geringer Mannschaft, so daß das ganze reguläre Corps sich kaum auf 1200 Mann belief, statt der normalmäßigen 22,000! Es fand sich jedoch ein irreguläres Corps, bestehend aus 5000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferd, welches lediglich dazu diente das Land zu plagen, und den Leuten das zu nehmen was ihnen die herumstreifenden Araber gelassen — diese Irregulären, schlecht bezahlt, befanden sich in elendem Zustande. Der Pascha hat ohne Zögern die Reorganisation dieser Wehrkraft in die Hand genommen, und in drei Monaten eine Truppe geschaffen die durch Haltung, Kleidung und Ausrüstung den besten türkischen Truppen nichts nachgibt, die man freilich nicht mit europäischen Soldaten vergleichen muß. Mitte Mai bestand das neue Irak-Corps schon aus 6 Bataillonen, à 700 Mann, eine vollständige bespannte reitende Batterie und zwei dergleichen Fußbatterien nebst zwei Regimentern Kavallerie, à 600 Mann, vollständig beritten. Die Mannschaften für sechs neue Feldbatterien und für zwei neue Kavallerieregimenter waren schon vorhanden, indem die Rekrutirung ohne Widerstand ausgeführt werden konnte. Aus den alten Irregulären wurden drei Kavallerieregimenter zu je 600 Pferden neu formirt, und der übrige Troß entlassen. Außerdem sind die Araberstämme dergestalt gewonnen, daß sie sich verpflichtet haben 10,000 ausgewählte Reiter immer zur Verfügung der Regierung zu halten. Für die kurze Zeit sind diese Erfolge höchst bedeutend zu nennen, und sie beweisen nicht blos Michael Lattas' große Anlagen, sondern sind auch sprechende Belege für die Energie des jetzt 49 Jahre alten Pascha's.

Ein Wort

im Interesse der vaterländischen Geschichte*).

Keine der neun Musen des klassischen Zeitalters zählte so viele Verehrer in unserem kleinen Vaterlande, als Klio, die ernste Muse der Geschichte. Und die Zahl dieser Verehrer hat auch in unseren Tagen nicht abgenommen. Und dennoch läßt es sich fragen: Haben wir schon eine Geschichte unseres Vaterlandes?

*) Anmerkung der Redaktion. Der Herr Verfasser hat diesen Aufsatz bereits in ungarischer Sprache in Magyar Kulár Nr. 227 veröffentlicht. Die darin niedergelegten Ansichten schienen uns schon damals so beachtenswerth, daß wir an die Aufnahme desselben in unser Blatt dachten. Bei näherer Prüfung fanden wir jedoch die Grundlage, auf der das ganze Gebäude beruht, so unzweckmäßig, daß uns die Ausführung rein unmöglich schien. Wir glauben durch die ganze Haltung unseres Blattes, durch die Beachtung, die wir der ungarischen Literatur widmen, von dem Vorwurf nationaler Absonderungssucht oder gar Gehässigkeit gesichert zu sein, wenn wir uns zu bemerken erlauben, daß die Idee auf den Generalversammlungen des Ver

Graf Joseph Kemény, dieser bevorzugte Günstling unserer Muse sagt: „Die Aufgabe unserer Zeitgenossen kann in dieser Hinsicht nur die fleißige Ansammlung des Materials sein, der Meister, der das erhabene Gebäude einer vaterländischen Geschichte aufzuführen berufen ist, wird der Sproße fernerer Zeiten sein. Und diesem Berufe des Sammlers hat sich Niemand wackerer unterzogen, als eben er. Was die Begeisterung, die ununterbrochene Thätigkeit eines Menschenlebens vermag, das hat er geleistet.

Hat er, der sich auf das ungeheure Meer der siebenbürg. Geschichte wagte, wohl auch Nachfolger? Ja; seine Stimme verhallte nicht in der Wüste. Vereine und Einzelne sammeln mit unermüdetem Fleiße die Materialien zu jenem Prachtgebäude. Genügt aber das, so auf diesem Gebiete bis nun geschah? Auf den Dank des ganzen Vaterlandes haben sich die Hefte des Grafen E. v. Miko einen Anspruch erworben; werthvoll sind die jährlich erscheinenden Bände des Archivs des Vereines für siebenbürg. Landeskunde, lobenswerth die Forschungen der Herren M. Ackner, Fr. Schuler, K. Schuller, G. D. Teutsch und Anderer; doch was ist dies in Betracht der ungeheuren Aufgabe? Siebenbürgens Alterthümer, die Bearbeitung irgend eines speziellen Zweiges der Kirchengeschichte, selten über die Grenzen der Parteilichkeit sich erhebend, die Geschichte eines einzelnen Volkes: ist Alles, was wir bisher aufzuweisen haben. Wo ist die pragmatische Geschichte aller Nationen Siebenbürgens? Wo die Werke, die alle Phasen der verschiedenen Confessionen darstellten? Wer hat die Beziehungen unseres Vaterlandes zum Auslande und insbesondere zur Türkei ergründet? Befinden wir uns im Besitze Alles dessen, was die Trennung Siebenbürgens von Ungarn betrifft? Ich behaupte nicht, daß dies Alles uns eine terra incognita sei; aber auf Vollständigkeit kann kein Zweig unserer Geschichte Ansprüche machen.

Was ist nun zu thun?

Unserer unmaßgeblichen Meinung nach wäre es nothwendig: 1. Die in öffentlichen und Privatarchiven vorfindigen Urkunden in ausgedehnterem Maaßstabe dem Publikum zugänglich zu machen. 2. Die auf Landtagen und Synoden gefaßten Beschlüsse der verschiedenen Confessionen Siebenbürgens sammeln und herausgeben. 3. Den Verein für siebenbürgische Landeskunde zu einem in der That allgemeinen Vereine zu erheben, in dessen alljährigen Versammlungen die deutsche, ungarische und — als vermittelnde — die lateinische Sprache als Vehikel dienen würden. 4. Aus der Mitte dieses Vereines mehrere Zweigvereine nach dem Muster des zu Schäßburg zu gründen. 5. In die Jahrbücher des Vereines alle in den gedachten Sprachen verfaßte Abhandlungen aufzunehmen. Die Geschichte unseres Vaterlandes ist ja meist in diesen drei Sprachen geschrieben, es kann daher die Kenntniß derselben auch künftighin wohl kein Geschichtschreiber entbehren. —

Eine unserer Mitnationen ist uns auf diesem Wege schon in mancher Hinsicht vorangeeilt. Aus sicherer Quelle ist uns bekannt geworden, daß das evangelische Oberconsistorium das historische Material, das in den evang. alten Synodal- und Kirchenvisitationsartikeln, Kirchengesetzen, Kapitelsinstitutionen und anderen Literarien in Archiven vorhanden liegt zu sammeln angeordnet und Herrn Teutsch mit der Redaktion eines Codex ecclesiasticus betraut habe. So hat sich der Statthalterei Sekretair Herr Ranlcher der Ausarbeitung eines Kirchenrechtes für die evangelische Kirche mit Bereitwilligkeit unterzogen. Siehe da die theilweise Verwirklichung unseres zweiten Punktes. Und wo wären jene Zweigvereine zu errichten? An den Orten unserer höheren Lehranstalten, namentlich: in Klausenburg, Kronstadt, M.-Wascharhely, Bistritz, in der Csik, in Karlsburg und Schäßburg. —

Und wenn der Verein auf diese Art zu einem allgemeinen Landesvereine erhoben, dessen Ausschuß in Hermannstadt residirend die deutsche Sprache als Geschäftssprache beibehalten würde, was könnte dem im Wege stehen, daß das zu Klausenburg zu gründende Museum ein Landesmuseum mit ungarischer Geschäftssprache werde? Ein doppeltes Band der gegenseitigen, schönsten, weil geistigen Annäherung würde hiedurch die wackersten, weil intelligenten Söhne des Vaterlandes umschlingen. **Apulensis.**

eins für siebenbürgische Landeskunde die ungarische und lateinische Sprache neben der deutschen zur Verhandlungssprache zu erheben uns mindestens, so gut sich auch des geschätzten Verfassers Begründung lesen läßt, in der Wirklichkeit ebenso unpraktisch ist, als die Herausgabe der Vereinsschriften in den genannten drei Sprachen. Wir sind noch lange nicht da, daß jeder Sachse der ungarischen Sprache mächtig genug wäre, um einem Vortrag oder einer Debatte in diesem Idiom zu folgen, und umgekehrt haben auch noch lange nicht alle Gebildeten des ungarischen Brudervolks die deutsche Sprache derart inne. Wohl muß jeder siebenbürgische Geschichtsforscher oder sollte wenigstens alle drei Sprachen verstehen, aber zwischen verstehen und einem Vortrag folgen oder gar selbst mitreden ist ein gar großer Unterschied. Und dann — der Herr Verfasser will, der Verein solle sich thatsächlich über das ganze Land erstrecken — da gehören die Romänen ja auch dazu und können die Gleichberechtigung ihrer Sprache ebenso fordern. Böten so die Generalversammlungen nicht ein ganz anschauliches Bild der babilonischen Sprachverwirrung? Wo fände sich der Verleger, der diese polyglotten Vereinspublikationen auf seine Gefahr und Kosten in Druck legen würde? — — Möglich, daß wir zu schwarz sehen, daß diese Hindernisse sich leichter ebnen lassen, der Vorschlag seine Lebensfähigkeit praktisch bewährt. Es wird Niemanden mehr freuen, als uns, wenn jetzt wo die Union der ehemaligen drei ständischen Nationen nur mehr der Geschichte angehört, das festere Band der Geistesunion unsern zu gemeinsamen Schicksal verbundenen Volksstämme neuerdings dauernd und in durch keine politische Umgestaltung aufzuhebender Weise vereinigt. —

Ein Beitrag zur Erziehungs-Geschichte der Jugend in England.

Von einem Deutschen in England.

In dem gewaltigen Häuser- und Straßenmeere — London genannt — giebt es unter Anderem — und was gäbe es nicht in London — gewisse Büreaus, deren Geschäft darin besteht, Schullehrern Stellen zu verschaffen. Zur Zeit der Quartal-Abschlüsse, Ostern, Johannis, Michaelis und Weihnachten, sind diese Büreaus oft bis zum Erdrücken mit Supplikanten angefüllt, die daselbst ihre Anliegen vorbringen. Engländer, Deutsche, Franzosen, Italiener; Sprachlehrer, Mathematiklehrer, Singlehrer, Fecht- und Tanzlehrer, kurz, alle Sorten von Lehrern treffen da zusammen, und die Clerks haben alle Hände voll zu thun, diese Träger der Wissenschaft gehörig zu klassifiziren und zu kategorisiren. Ein Jeder gibt den oder die verschiedenen Unterrichtszweige an, denen

er vorzuſtehen beabſichtigt, unterzeichnet ſodann einen Revers, worin er ſich verpflichtet, nach erlangter Beſtallung fünf Prozent ſeines Jahrgehaltes als Kommiſſionszahlung zu entrichten, und erhält dafür gewöhnlich eine ganze Liſte voll Namen und Adreſſen ſolcher die ſich an das Büreau behufs der Herbeiſchaffung eines alſo qualifizirten Individuums gewendet haben. Auf jener Liſte figuriren die Namen von Vorſtehern allerhand großer und kleiner, öffentlicher und privater Erziehungs-Anſtalten in der Stadt wie auf dem Lande, vor Allem aber wimmelt dieſelbe von Reverends, d. h. „ehrwürdigen“ Geiſtlichen, die ihr kleines Einkommen durch das in England ſehr einträgliche Erziehungs-Geſchäft zu vermehren bemüht ſind. Der Supplikant hat dann weiter nichts zu thun, als ſich ſchriftlich oder mündlich an jene Adreſſen zu wenden, und enthält dann in der Regel von ihnen die Weiſung, entweder ſeine Zeugniſſe, Empfehlungen ꝛc. ꝛc. einzuſenden oder — und dies iſt das Gewöhnlichere — ſich an einem beſtimmten Tage und zu einer beſtimmten Stunde behufs einer mündlichen Beſprechung im Büreau wieder einzuſtellen.

Dieſe Rendez-vous ermangeln nicht des Intereſſes, obgleich ſie etwas ſtark an unſere deutſchen Geſindemärkte erinnern. Die Herren Pädagogen muſtern hier mit ſcharfſichtigen Blicken die verſchiedenen ihnen zur Dispoſition geſtellten Kandidaten, dabei nicht ſelten die ſonderbarſten Proben ihrer Menſchenkenntniß an den Tag legend. Wer ſich als Lehrer der franzöſiſchen Sprache zu verdingen wünſcht und keinen ſchwarzen Schnurrbart trägt, der braucht ſich keine weitere Mühe zu geben, der ſcharfſichtige Blick des muſternden Pädagogen ſieht ihm die Unfähigkeit zu ſolcher Leiſtung gleich an der Naſe an, und wenn der Betreffende wirkliches Mitglied der pariſer Akademie wäre. Wer alte Sprachen oder philologiſche Wiſſenſchaften zu doziren geſonnen iſt, muß dagegen ſehr glatt raſirt ſein und ein möglichſt langweiliges und gelangweiltes Geſicht zu ſchneiden verſtehen, er kann dann mit Zuverſicht darauf rechnen, den Kennerblick irgend eines Paſtors zu feſſeln. Dieſe äußerlichen Bedingungen des Gelingens ſind überdies wenigſtens allen denen bekannt, die nicht zum erſten Male jene Büreaus beſuchen, und es ſucht deshalb ein Jeder die erforderliche Firma aufzuſtecken. Der Fechtlehrer, den rechten Fuß leicht und natürlich vorgeſtreckt, ſtreicht ſich den Schnauzbart und ſieht etwas verwegen in die Welt hinein; der Tanzmeiſter, den Frack eng zugeknöpft, wechſelt oft ſeine Poſition und entwickelt Beweglichkeit und Grazie in ſeinen Bewegungen; der Mathematiklehrer ſchaut ſehr ernſt und gemeſſen darein und ſpricht äußerſt langſam und deutlich. Vorzugsweiſe verſtehen es die Franzoſen, die ihnen innewohnende Fach-Wiſſenſchaft auch äußerlich kundzugeben, und gewöhnlich laufen ſie daher auch dem Deutſchen den Rang ab, der in dieſer Beziehung noch etwas zu lernen hat, häufig etwas linkiſch und ſchüchtern ausſieht und zu ſehr ſpricht, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. Indeſſen gibt es auch mitunter recht erfreuliche Ausnahmen. Ich habe ſelbſt bei einer ſolchen Gelegenheit neben einem anderen Landsmann geſtanden, der für franzöſiſche Sprache notirt war, er hieß Frédéric Hausman, wußte, wie er mir ſelbſt vertraute, außer der Speiſekarte kein franzöſiſches Wort auswendig, trug aber einen famoſen pechſchwarzen ſorgfältig kultivirten Schnauz- und Backenbart und entging dem ſcharfſichtigen Blick des Direktors einer Erziehungs-Anſtalt nicht, der ihn ſofort mit 50 Pfund Sterling jährlichem Gehalt engagirte. Mein Landsmann, dem, beiläufig geſagt, das Meſſer ein Bischen an der Kehle ſtand, da er — wie er meinte — ſeit länger als einer Woche ſchon gänzlich auf dem Trockenen ſitze und nicht wiſſe, wie er ſeine Gaſthofsrechnung bezahlen ſolle, ſetzte mich in nicht geringes Erſtaunen, als er ganz kaltblütig bemerkte, er müſſe ehe er acceptiren könne, noch eine Bedingung machen. Er ſei ein ſtarker Raucher und verlange in dieſer Beziehung plein pouvoir. Der Pädagog rümpfte zwar anfänglich etwas die Naſe, meinte aber doch endlich, daß er nichts dagegen einwenden wolle, wenn Monsieur auf ſeinem Zimmer eine Cigarre oder Pfeife rauchen wolle. Monsieur verneigte ſich lächelnd, den ſchwarzen Schnurrbart zärtlich ſtreichend und mich dabei von der Seite anblickend, und jetzt ſchmaucht er ſeine Pfeife in Brighton, der dort heranwachſenden Generation Britannia's die zum alltäglichen Leben unentbehrlichſten Dinge, als: potage, gigot, mouton, boeuf etc. etc., in der Mundart Frankreichs einpaukend. Ich gratulirte dem wackeren Schwaben von Herzen und wünſchte uns ein paar Millionen ſolcher Deutſcher. Wir wären wenigſtens ſicher dabei, etwas weniger ins Hintertreffen zu kommen, den Briten und Franken gegenüber, die ſich ſo unverſchämt auf platter Erde entwickeln. (Forts. f.)

Aphorismen von Eduard Schiefer.

Die Alten verkörperten abſtrakte Begriffe zu göttlichen Geſtalten, ſie legten den beſſeren Theil ihres Seins, das Bewußtſein, in die Außenwelt. Die Neueren thun das Gegentheil. Die moderne Welt beſitzt das Bewußtſein der Perſönlichkeit in ſo hohem Grade, daß die Natur dem Philoſophen Fichte nur ein Schein war.

Die Republik Liberia beſchämt mit ihren einfachen, freien Einrichtungen das hochciviliſirte Europa, wie oft ein Schulknabe ſeinen hochweiſen Lehrer beſchämt. Dieſer Staat iſt eine der ſchönſten Apologinen des Chriſtenthums; denn dieſes war ſeine Amme. Nur ein ſolcher Baum konnte ſolche Früchte tragen. Die Freiheit iſt doch kein leerer Wahn, nicht einmal die politiſche.

Was gibt den Ausſchlag im Urtheil über die Größe des Charakters? Nicht blos was der Menſch gethan und wie er's gethan, ſondern auch was er gewollt. Necho und die Durchſtechung der Landenge von Suez, Heinrich IV. und die Völkerrepublik, Napoleon auf dem Kongreß in Erfurt! —

Es gibt Herzen, die in ihrer Bekümmerniß jenen Dachſtuben großer Städte zu vergleichen ſind, zu welchen die Sonnenſtrahlen nur wenige Tage des Jahres hindurch gelangen und dann nie mehr, bis die Erde wieder in jene Stellung zurückkehrt.

Gewiſſe Kritiker treiben's wie die römiſchen Soldaten, die bei Triumphzügen Spottlieder auf den Triumphator ſangen. Sie bedachten wohl: wenn ihr den Triumphator gar nicht ſchlecht macht, ſo bewilligt das Volk am Ende keinen Triumphzug mehr, um den makelloſen Triumphator nicht zu beleidigen, und ihr habt den Schaden davon. So denken jene Kritiker: machſt du ihn gar nichts ſchlecht, ſo wird man glauben, das Beſte ſei ſchon geleiſtet, und dann haſt du wenig mehr zu kritiſiren, du mußt immer nur auf das bereits Geleiſtete verweiſen.

Das beißendſte Epigramm auf alle Idioten in Kunſtſachen ſind die Worte des römiſchen Konſuls Mummius, die er bei Plünderung der Stadt Korinth in ſoldatiſch-ſtrengem Tone jenen zurief, durch welche er die geraubten Kunſtſchätze der eroberten Griechenſtadt nach Rom bringen ließ: „verderbet nichts daran, ſonſt müßt ihr's wieder machen laſſen!“

Alſo in den höheren Schichten der Geſellſchaft, deren ſittliche Armuth notoriſch bekannt, iſt Bildung und feiner Geſchmack zu Hauſe? Nun ja, Venus war zwar auch die Gattin Vulkans, des Häßlichen; aber nur Momus, der Gott des Spottes, hatte ſie ihm zugeſprochen. Es iſt angezeigt, Bildung und feinen Geſchmack den höheren Schichten der Geſellſchaft allein zu vindiciren, wenn man Bildung und Geſchmack ſelbſt verhöhnen will.

Der Bithynierkönig Pruſias machte einſt im weltbeherrſchenden Rom einen Beſuch in Sklavenkleidern und küßte die Thürſchwelle, ehe er in den Senat trat. Machen's die Speichellecker von heute beſſer?

Kindern immer nur gute Lehren und Ermahnungen geben iſt ebenſo naturwidrig und erfolglos, wie wenn jemand nichts anderes trinken wollte als Genthneriſche Tropfen. Beide ſind nur für kranke Organismen da.

Wer alles, was ihm vorkommt, zuſammenlieſt, und ſo raſch als möglich verſchluckt, ohne es gehörig zu kauen, beſitzt nicht mehr geiſtigen Geſchmack als die körnerfreſſenden Vögel körperlichen.

Eine ungeſchickte Bewegung, ein unſchöner, täppiſcher Fehltritt kann oft einen ſonſt bedeutenden und einflußreichen Mann unverhältnißmäßig großen Nachtheil bringen. Da heißt es dann mit einer geſchickten und ſcharfſinnigen Wendung bei der Hand ſein wie Alexander, als er ſeinen Fall bei der Landung an Afrika's Küſte mit den Worten beſchönigte: „Afrika, ich habe dich!“

Mannigfaltiges.

* Leipzig, im Juni. Das Börſenblatt für den deutſchen Buchhandel vom 23. Juni enthält einen „Aufruf zur Gründung einer Verlags-Buchhandlung auf Aktien,“ einer „Allgemeinen deutſchen Verlags-Anſtalt,“ welche mit einem Stamm-Kapital von 500,000 Thlrn., in Aktien zu 50 Thlr., zu begründen wäre. Unterzeichnet iſt dieſer Aufruf, dem ein vollſtändiger „Statuten-Entwurf“ beigefügt iſt, von einer Reihe geachteter Schriftſteller, Profeſſoren, Rechts-Anwalte ꝛc. Ein auch nur flüchtiger Blick in die Statuten dieſer projektirten Aktiengeſellſchaft überzeugt uns, daß wir es hier mit einem Unternehmen zu thun haben, deſſen Zweck ein ſehr edler ſein mag, deſſen Ausführung jedoch auf unendliche Schwierigkeiten ſtoßen dürfte. Wie die früher vielfach entſtandenen und wieder aufgelöſ'ten ſogenannten „Gelehrten-Buchhandlungen“ meiſtens daran ſcheiterten, daß die Unternehmer und Leiter derſelben die Natur des Handels mißverſtanden und über die eigentlichen Grundlagen des buchhändleriſchen Geſchäftsweſens im Irrthum waren, ſo ſcheint uns eine beſonders ſchwache Seite des neuen Projektes darin zu liegen, daß z. B. die betreffenden Autoren ſtatt Honorar Aktien erhalten und damit in die Geſchäfts-Gemeinſchaft eintreten ſollen.

* Am vorletzten Sonntag iſt es zu Lipperode in Weſtfalen beim Schützenfeſt zwiſchen den Einwohnern und einer Anzahl Huſaren aus Lippſtadt zu einem blutigen Streit gekommen. Die Huſaren zogen die Säbeln und die Bauern attakirten mit Heu- und Miſtgabeln. Es ſind auf beiden Seiten ſehr erhebliche Verwundungen vorgekommen, Trunk, Liebe und Eiferſucht veranlaßte den Spektakel.

* (Neuenburg.) Der „Neuch.“ berichtet den Tod eines merkwürdigen Mannes. In Valangin lebte ein alter Mann, Namens H. L. Jeannert, welcher während ſeines Lebens manche nützliche Entdeckung in der Uhrenmacherei gemacht hatte. Seit 15 Jahren beſchäftigte er ſich mit der Aufgabe, eine Pendule herzuſtellen, auf welcher man in Einem Blick ſehen ſollte, wie viel Uhr es auf allen Punkten des Erdballs ſei. Trotz allerlei Hinderniſſen, welche ihm theils die Gebrechlichkeit des Alters, theils Mangel an Mitteln bereiteten, gelang es endlich ſeiner Ausdauer und der Unterſtützung wohlwollender Leute doch, das Ziel zu erreichen. Sechs Stunden vor ſeinem Tode erfuhr er, daß das Werk gehe; da ſtarb er zufrieden mit dem Ausruf: „Gott ſei gelobt!“

* Die franzöſiſche Zenſur hat fünf Lehrbücher der Geſchichte welche bisher in den Schulen im Gebrauch waren auf Befehl des Kultusminiſters verboten.

* Im nördlichen England und auch in Frankreich werden Verſuche gemacht das Lama zu akklimatiſiren. Das Thier iſt als Laſtthier ſehr brauchbar; es kann in einem Tag bequem 30 engliſche Meilen zurücklegen; ſein Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft und ſeine Bedürfniſſe im höchſten Grad einfach. Dieſes nützliche Hausthier wäre für die Walachei ſehr zu empfehlen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronſtadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 79. Montag, den 5. Juli. 1858.

Ein Beitrag zur Erziehungs-Geschichte der Jugend in England.

(Fortsetzung.)

Meine Besuche in den betreffenden Büreaus — und ich frequentirte deren einen ganzen Monat hindurch nicht weniger als acht — blieben lange Zeit erfolglos, und ich fing schon an, ernstlich an die Akquisition des unfehlbaren Talismans — eines schwarzen Schnauzbartes und einer dito Perrücke — zu denken, als endlich das milde Auge eines Landgeistlichen auf meiner germanischen Physiognomie haften blieb. Der Mann hatte Bunsen's „Zeichen der Zeit" in einer englischen Uebersetzung gelesen und besaß eine große Vorliebe für meine Landsleute, von deren neuester Literatur er eine so umfassende Kenntniß erlangt hatte. Meine Empfehlungen erschienen ihm vollständig genügend, ich unterschrieb einen Revers, worin ich mich zur Beobachtung der Hausordnung und zur Uebernahme des französischen, geographischen, historischen und Gott weiß was noch alles für Unterrichtes verpflichtete und dagegen Kost, Wohnung und die baare Summe von 35 Pfund Sterling jährlich zu beanspruchen habe. „Nach Verlauf von vier Wochen sind die Weihnachtsferien zu Ende, und dann hoffe ich, Sie bei mir zu sehen," meinte mein Pastor im Weggehen, und ich war demnach wohlbestallter Haus- und Hülfslehrer bei einem englischen Geistlichen.

Vier Wochen Ferien in London, wenn man mit der Kasse nicht besser bestellt, als mein Freund, Monsieur Frédéric Hausman, sind eben kein beneidenswerthes Loos, und ich wünschte mich manchesmal zurück in die nordamerikanischen Urwälder, die ich erst vor wenigen Monaten verlassen hatte und woselbst der Mangel des Geldes doch zum mindesten durch die gänzliche Unmöglichkeit, dasselbe ausgeben zu können, in etwas compensirt wird. Ich schlug mich indeß, so gut es ging, durch die Kalamität hindurch, die vier Wochen gingen vorüber, ja sogar noch zwei andere dazu, um welche die Ferien verlängert worden waren — eines Scharlachfiebers in seiner Familie wegen, wie mir der Herr Pastor brieflich mittheilte, und am Morgen des 1. Februar stieg ich endlich in den Dampfzug, der in die östlichen Grafschaften Englands hineinbrauste, bald die unermeßliche Nebelwolke hinter mir lassend, die Englands Metropole einhüllt.

Norwich! brüllte der Condukteur, als wir nach sechsstündiger Fahrt die hundert Meilen zurückgelegt hatten, die Norfolks Hauptstadt von London trennt. „Hôtel de l'Univers, Sir?" — „No, Sir, British Hôtel!" — „Here you are, Sir, Norwich House, Sir! first rate. Sir!" — „Cab, Sir?" — Where are you going, Sir!" — „Luggage, Sir?" — und hundert ähnliche Fragen, von einigen Dutzend dienstbeflissenen Kellnern und Droschkenkutschern hastig ausgestoßen, amüsirten mich nicht wenig, obgleich ich sie schon zu verschiedenen tausend Malen in der alten wie in der neuen Welt vernommen hatte. Sollte der fromme Pastor nicht an sein Schaf gedacht haben? fragte ich mich und musterte prüfend die in Batterie aufgefahrenen zahllosen Kutschen und Karren. Richtig, da stand ein magerer Pony, und der Mann, der ihn am Zügel hielt, fixirte jeden neuen Ankömmling mit prüfenden Blicken. Du bist mein Mann, dachte ich, auf John Bull zuschreitend, und ihm auf die Schultern klopfend, fragte ich ihn: „From Mr. David in Shinderford-Hall?" — „All right, Sir!" meinte der Ponybändiger, lud meinen Koffer auf, half mir in den Karren, knallte dem mageren Pony, der etwas unwillig mit dem Kopfe schüttelte, die Peitsche um die Ohren und fort ging es, so schnell, als der Pony laufen wollte. — Wir fuhren zuerst ein wenig in der Stadt herum, woselbst mein Fuhrmann allerhand Einkäufe zu machen hatte, die er endlich mit dem Ankauf einer Flasche Whisky und eines Viertelpfundes Rauchtabak schloß. „Ist das für Mr. David?" fragte ich ihn. „Oh dear me, no Sir, that's only for me, don't mention it at all to Mr. David!" Und weiter ging es auf hartgefrorener Chaussee an kahlen Feldern und kahlen Wiesen vorüber, auf denen noch der Rauchfrost des kalten Wintermorgens lag. — Wir mochten etwa eine Stunde gefahren sein, als Shinderford mit seinen sechs oder acht Häusern vor uns lag. Vor einem der letzteren standen ein paar junge Männer — Brüder, wie es hier schien — die mich mit neugierigen Blicken musterten, und als der Pony dicht hinter dem Chausseehause von der Straße ab rechts in einen Nebenweg einbog, der direkt nach der Hall führte, hörte ich hinter mir ein schallendes Gelächter. Ich wandte mich um, die Heiteren waren die beiden Brüder, die sich beide den Bauch vor Lachen hielten: der Gegenstand ihrer Heiterkeit aber war offenbar ich, was ich zur Zeit ganz und gar nicht begreifen konnte. In der Hall kam uns die Geistlichkeit entgegen und geleitete mich in die mir angewiesenen Appartements, welche in einer Bodenkammer bestanden, die ein Bett, ein Stuhl und ein etwas gebrechlicher Waschtisch so ziemlich ausfüllte. Ich war hier eben

nothdürftig mit meiner Toilette zu Stande gekommen, als die Klänge einer großen Glocke die Bewohner der Halle zu Tische riefen. Diese — nämlich Mr. David, Mrs. David, Miß David und noch eine andere junge Dame, Miß Cali, nebst meiner Wenigkeit — die jungen Gentlemen waren noch nicht eingetroffen — versammelten sich in der Schulstube, die gleichzeitig als Speisezimmer diente, und hier hatte ich Gelegenheit, meinen neuen Prinzipal etwas sorgfältiger ins Auge zu fassen. Der Mann war noch jung, höchstens 32 Jahre, aber ganz so mild sah er nicht aus, wie er mir beim ersten Anblick erschienen war. Das spitze Kinn, die hervorstehenden Unterkiefer, die dünnen Lippen gaben dem unteren Theile des Gesichtes einen ziemlich gemeinen Ausdruck, während die kurze Stirn auf der oberen Hälfte desselben nicht gerade viel Einnehmendes verlieh. Das Haupthaar erregte dagegen meine volle Bewunderung, es war auf das sorgfältigste gescheitelt, frisirt und pomadisirt. — Miß David, ein kleines, ramassirtes Frauenzimmer, war sein leibhaftiges Konterfei und schien weit eher aus einer Rippe ihres Bruders geschaffen, als dessen Frau, die wenig Aehnlichkeit mit ihm hatte, der aber die Landluft gut zu bekommen schien, denn ihre Backen sahen so roth aus, wie eine Stange Siegellack Prima-Qualität. Von Miß Calf vermag ich jetzt, nachdem ich zwei Monate lang täglich zweimal neben ihr bei Tische gesessen habe, nicht mehr zu sagen, als an dem Tage, wo ich sie zum ersten Mal erblickte. Sie ist und bleibt mir ein Räthsel. Sprechen habe ich sie nie gehört, außer in der Kirche, wo sie die Gebete sehr laut und vernehmlich nachsprach.

(Fortsetzung folgt.)

Festgruß

Sr. Hochwürden, dem Herrn Bischof der evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen

Georg Paul Binder,

zum fünfzigjährigen Jubiläum

seines Eintrittes in den Dienst der

Schule und Kirche

dargebracht von dem

Lehrercollegium des Schäßburger Gymnasiums.

Wenn im verzehrenden Brande der heißen
Gestirne des Sommers
Glücklich am Abend des mühevollen Tages
Die Ernte geborgen,
Flammten den gnädigen Göttern des Feldes
Im Land der Hellenen
Reichlich auf grünenden Rasenaltären
Die Opfer des Dankes.
Vor den Altären im Schmucke der Aehren,
Die sie ihm gespendet,
Flehte der Priester, die Hände zum ew'gen
Olympos erhoben.
Und in die Worte des innigen Dankes
Für reichliche Gaben
Flocht er vertrauend die sorgende Bitte
Um künftige Ernten,
Daß der vergeßliche Mensch im Genusse
Die Götter nicht kränke,
Stätig erwerbe und weise genieße,
Um nimmer zu darben;
Denn in den ruhigen Kreislauf der Monde,
Die Saat zu vernichten
Eh' noch der Sichel ein liebliches Opfer
Sie golden gereifet
Oder den Menschen der irdischen Schwere
Auch einmahl zu mahnen,
Greifen sie leicht sonst aus heiterem Himmel
Mit zürnenden Händen.

Schwerer als irdische Saat in dem Boden
Des nährenden Feldes
Reift auf dem Acker der menschlichen Seele
Der Saame des Lebens.
Spät, mit dem Schweiße der Edeln befruchtet,
Nur keimet das Saatkorn;
Selten erblicket der Sämann noch lebend
Die fröhliche Ernte.
Doppelt und mehr noch beglückt von den Mächten,
Die über uns walten,
Mag er sich glauben, dem hier es vergönnt ist
Noch selbst zu genießen,
Doppelt und mehr noch, wer hier an dem Abend
Des thätigen Lebens
Seiner Gedanken Unsterblichkeit schauet
Im Streben der Jugend.
Wie eine Schaar von Kindern umwogt ihn
Die Frucht seines Geistes,
Und aus dem Ringen der rollenden Jahre
Erwuchs eine Welt ihm.

Edler, zu dessen verehrtem Gedächtniß
Heut Feste wir feiern,
Würdest Du tauschen den Schmuck deines Namens
Mit Schätzen des Staubes?
Würdest du tauschen mit Kön'gen der Erde
Auf goldenen Thronen,
Jetzt bei dem schwankenden Sinnen der Völker
Gebrechlichen Stützen,
Wenn Du sie sieheſt die Frucht deiner Arbeit
So hoch in den Halmen
Dort auf dem Acker der Schule, der Kirche,
Der Ernte gewärtig,
Hier in den Herzen der Schüler und Freunde
Im festlichen Saale,

Digitized by Google

Alle die Deinen durch Streben, Geburt und
Durch herzliche Liebe? —
Siehe so eben erglänzten zum Himmel
Die Thränen des Dankes,
Siehe sie beten und flehen für Dich um
Noch längeres Leben.

Ein französischer Katechismus von 1809.

„Meine Wanderung durchs Leben," ist der Titel eines Buches von Dr. Eilers, preußischem Regierungsrathe, welches manches Interessante, besonders aus der Zeit der französischen Herrschaft in Deutschland enthält. Der Autor war damals Schulmann, und verbreitet sich deshalb mit besonderer Vorliebe über die Schulangelegenheiten, wie sie sich in seiner Zeit gestalteten. Unter Anderem erzählt er, daß zur Zeit Napoleons in Kreuznach eine französische Sekundärschule bestanden hat, wo in französischer Sprache eine oberflächliche Bildung gelehrt, vor allem aber französische und kaiserliche Gesinnung nach dem „Katechismus zum Gebrauch aller Kirchen des französischen Reichs" (1809, Trier) eingeschärft wurde. Aus diesem theilte der Verfasser eine Stelle mit, die wir unsern Lesern ihrer Eigenthümlichkeit wegen nicht vorenthalten zu dürfen glauben:

Frage: „Warum sind wir schuldig, diese Pflichten gegen unsern Kaiser Napoleon I. zu erfüllen?

„Antwort: Erstens weil Gott, der die Staaten errichtet und nach seinem Wohlgefallen austheilt, unsern Kaiser sowohl im Frieden als in Kriegszeiten reichlichst begnadigt, ihn zu unserem Oberhaupt eingesetzt und zum Diener seiner Macht, ja zu seinem Bild auf Erden aufgestellt hat. Wenn wir also den Kaiser ehren, und ihm dienen, so ehren und dienen wir Gott selbst.

Frage: „Gibt es nicht besondere Beweggründe, welche unsere Ergebenheit gegen unsern Kaiser Napoleon I. noch um vieles verstärken sollen?

„Antwort: Ja, denn er ist derjenige, den Gott der Herr unter den schwierigsten Umständen erweckt hat, die öffentliche Ausübung der heiligen Religion unserer Väter wieder herzustellen und der Beschützer derselben zu sein; er hat durch seine tiefe und thätige Weisheit die öffentliche Ruhe und Ordnung wieder hergestellt und erhalten; er ist der Vertheidiger des Staates durch die Kraft seines mächtigen Armes, und durch die heilige Salbung, welche er aus den Händen des Pabstes, des Oberhaupts der allgemeinen Kirche, empfangen hat, ist er zum Gesalbten des Herrn geworden.

Frage: „Was soll man von denjenigen halten, die gegen unsern Kaiser Napoleon I. treulos handeln?

Antwort: Sie machen sich nach der Lehre des heiligen Apostels Paulus der ewigen Verdammniß schuldig."

Soweit diese Stelle aus dem alten französischen Katechismus, deren Fassung uns wieder einen Einblick in die merkwürdige Natur jenes Mannes gewährt, welcher durch alle möglichen Mittel sich die Herrschaft über Länder und die Geister Europas sichern wollte. (Morg. Post).

Aphorismen von Eduard Schiefer.

Menschen, die jeden bekritteln, den sie zufällig persönlich oder vom Hörensagen kennen, gleichen den Schlangen, die ihre Opfer begeifern, um sie dann leichter verschlingen zu können. Solchen Menschen kommt alles darauf an, niemand über sich zu dulden; sie ziehen alles in sich hinein; sie sind die wahren, weil nicht die materiellen, sondern geistigen Egoisten. Was kann gegen solche Menschen Schutz gewähren? Wer ist ihnen gegenüber unverwundbar im Kampfe? Wer das Gegengift für ihre Angriffe bescheiden in sich selbst trägt wie das kleine Ichneumon, dem kein Schlangengift schadet, dessen ganze Construktion ein Gegengift für Schlangenbisse ist. Das aufgeklärte Bewußtsein, die ganze Beschaffenheit seines Innern sei dem Menschen das Gegengift für Verleumdungen. Es gibt kein anderes.

Viele Menschen, namentlich Dichter, nehmen Dinge und Menschen nicht wie sie sind, sondern wie sie ihnen erscheinen, welchen Eindruck sie auf sie machen. Das könnte für ihre Seelenruhe nur ganz ungefährlich sein, wenn sie immer mit guten Menschen und angenehmen Dingen in Berührung kämen, wenn sie den angenehmen, ästhetisch befriedigenden Eindruck, den diese Dinge hervorbringen, festhielten und das immer unvollkommene Bild in der Phantasie zum Ideal ergänzten. Wie aber, wenn das Gegentheil eintritt? Wenn sie mit Dingen und Menschen in Berührung kommen, die sie unangenehm berühren? Dann geschieht, weil durch denselben Seelenprozeß der häßliche Eindruck festgehalten wird, was geschehen muß: solche Menschen und Dinge werden ihnen vollkommen zuwider, vollendete Gestalten des Häßlichen oder Bösen. Sie beurtheilen solche Dinge und Menschen eben so falsch wie die ersteren. Der Unterschied besteht lediglich darin, daß es hier mit, dort ohne Gefahr für ihre Seelenruhe geschieht.

Mannigfaltiges.

* Ein fürchterlicher Brand fand am 25. v. M. zu Dunna-Földvár statt. Um 5 Uhr Nachmittags wurde die Feuerglocke in Bewegung gesetzt, und bei einem heftigen Orkane waren schon in der ersten Viertelstunde 10 bis 15 Häuser buchstäblich in Asche verwandelt; der Wind, welcher Anfangs südöstlich seine Richtung nahm, drehte sich dann nach Westen; und trotz aller Hilfeleistung konnte dem verheerenden Elemente kein Damm gesetzt werden; der Wirbelwind trieb die Staubmassen haushoch in die Höhe und man konnte nur mit schwerer Mühe auf der Straße bleiben. Dieser schreckliche Brand verwandelte nahe an 800 Häuser, Preßhäuser, viele Vorräthe und Vieh in Schutt und Asche; die alte Kirche ist eine ausgebrannte Stätte; leider sind auch Menschenleben zu beklagen. Erst um Mitternacht, als der eine Theil der Stadt ganz abgebrannt und das verheerende Element keine Nahrung mehr fand, konnten die armen Verunglückten, die ihre wenigen Habseligkeiten auf die Felder, in Keller u. s. w. in Sicherheit bringen wollten, sehen, wie viele an den Bettelstab geriethen. Es sollen die versicherten Schäden gegen 100,000 fl. betragen, die nichtver-

sicherten dürften die vierfache Summe erreichen. Das Feuer ist durch die Unvorsichtigkeit einer Frau entstanden, welche mit dem Schmalzsieden für die Zubereitung eines Salats beschäftigt war. Das Feuer griff mit rasender Schnelligkeit um sich und war bei der orkanartigen Gewalt des Sturmes jede Hilfe vergeblich. Menschenleben sind 8 zu beklagen. Neben der Pfarrkirche sind an öffentlichen Bauten noch das Spital, das Salzamt, das ärarische Herrschaftsgebäude und zwei katholische Schulhäuser eingeäschert.

* In Kaschau wird mit 1. Oktober d. J. die neugegründete Oberrealschule eröffnet. Die Unterrichtssprache in dieser Lehranstalt ist deutsch. Jeder Schüler hat beim Eintritt eine Aufnahmstaxe von 2 fl. ein- für allemahl und jährlich ein Schulgeld von 8 fl. zu zahlen. — Ueber die Ernteaussichten im Kaschauer Bezirk wird bitter geklagt. Die anhaltende Trockenheit, die abwechselnde Kälte und Hitze hat die Felder ruinirt und wenn auch die Kraut- und Erdäpfelfelder, die noch einige Hoffnung bieten, zu Grunde gehen, dann steht hier eine große Noth bevor.

* Der Redakteur der serbischen Zeitung „Srbski Dnevnik" Hr. Daniel Medakovits hat in einem Leitartikel die Ereignisse in Montenegro und den anliegenden türkischen Provinzen unter leidenschaftlicher Bekämpfung jener Wiener Blätter, welche eine andere Auffassung vertreten, freundlich beurtheilt. Die Sprache der „Srbski Dnevnik" ist gegen die Aufrechthaltung der Autorität der Pforte über ihre christlichen Unterthanen und eine solche Haltung eines in Oesterreich erscheinenden Journals gegen eine, mit der kaiserlichen Regierung befreundeten Macht, wird nicht geduldet und da Hr. Medakovits das Streben an den Tag legt, durch Entstellung und tendenziöse Gruppirung der Fakte die öffentliche Meinung irre zu leiten, so wurde er zum zweiten Male gewarnt. Folgt eine dritte Verwarnung, so wird das Blatt unterdrückt.

* Unter der Ueberschrift „Unsere Schlachtfelder" erläßt Joseph Fürst zu Colloredo-Mannsfeld in der „Militär-Zeitung" einen Aufruf, das Schlachtfeld von Aspern, auf welchem die fränkischen Eisenpanzer an den Männerquadern Oesterreichs zerschellten, auf welchem der glorreiche kaiserliche Feldherr, weiland Erzherzog Karl, einen Truppen, die Fahne in der Hand, selbst auf der Siegesbahn voranschritt, in irgend einer entsprechenden Art zu bezeichnen. Hiezu soll im Wege der freiwilligen Theilnahme auf dem Schlachtfelde von Aspern eine Fläche von wenigen Jochen erstanden, mit jungen Eichen bepflanzt und das Ganze mit einem einfachen Eisengitter in zweckentsprechender Form umgeben werden. Erlauben es die Mittel, ein kleines Wohnhaus hinzustellen, in welchem ein Veteran untergebracht werden könnte, der die Verpflichtung hätte, diesen „Hain von Aspern" zu beaufsichtigen und zu pflegen, dann wohl und gut! — Der Zweck dieser Bezeichnung einer geheiligten Stelle dürfte ein großer werden und nicht auf diesen einen Ort beschränkt bleiben, denn Oesterreich zählt ja viele ruhmreiche Orte, welche bald wie das Schlachtfeld von Aspern ein Denkmal für ewige Zeiten tragen würden. — Der erlauchte Einsender des zitirten Artikels sieht in dem 50jährigen Jubelfeste des Schlachttages von Aspern 21. Mai 1859) eine passende Gelegenheit zur Ausführung seines Gedankens. Damit aber alle Jene, welche sich an diesem Unternehmen betheiligen wollen, einen Vereinigungspunkt finden, wird die Redaktion der „Mil. Ztg." die diese Angelegenheiten betreffenden Zuschriften in Empfang nehmen und das Weitere seiner Zeit bekannt geben.

* Bekanntlich hat sich eine Gesellschaft baierischer Capitalisten zur Erwerbung von Ländereien und Waldungen in Kroatien gebildet, und einen Bevollmächtigten abgesandt, um an Ort und Stelle die raschesten Erhebungen zu machen. Dieser Bevollmächtigte hat nun das Resultat seiner Reise in ein Promemoria niedergelegt. Nach diesem hat er in Kroatien durchwegs einen Boden gefunden, der zu dem fruchtbarsten der Welt gehört, der aber trotz aller Bemühungen der Regierung zur Hebung der Kultur, entweder noch vollständig brach liegt, oder so primitiv bearbeitet ist, daß ein Land, welches die Kornkammer für ganz Europa sein könnte, kaum für den Bedarf der eigenen Bevölkerung hinreichend produzirt. Dabei befinden sich dort Eichenwaldungen von einem Umfange und Bestand, wie sie das übrige Europa kaum mehr kennt. Das Promemoria empfiehlt schließlich aufs dringendste den Erwerb von dortigem Grundbesitz und werden zunächst die Besitzungen des Grafen Erdödy in Vorschlag gebracht.

Kronstädter Nachrichten.

Die Schaustellung und Kunstproduktion des Hrn. Brunsaut im Gasthofe zur „goldenen Krone" sind ebenso interessant als lehrreich und verdienen alle Aufmerksamkeit. Es ist staunenswerth welche herrliche Gebilde aus dem spröden Glase durch des Künstlers Hand hervorgehen und welche prachtvolle Toilettegegenstände Madame Brunsaut wundervoll flechtet. Die gesponnenen Fäden Glas sind so fein wie Seide und fliegen in die Luft wie Federflaum. Die Toilettegegenstände für Damen übertreffen alles an blendender Weiße, selbst den frischgefallenen Schnee. Es befindet sich unter den Kunstgegenständen auch ein vollständiges Taufgewand, welches man für die allerfeinste Kunstweberei hält und doch ist es aus Glas durch Hrn. Brunsaut's Meisterhand gefertigt. Und viele andere Gegenstände: Damenhüte, Brochen, Körbchen, Leuchter, Schmucksachen u. s. w. befriedigen den Besucher in hohem Grade. Wir halten es für eine Pflicht alle Kunstfreunde und ganz besonders unsere liebenswürdige Damenwelt auf das Ateliers des Herrn Brunsaut's aufmerksam zu machen und zum Besuche einzuladen. Wie uns der Künstler mittheilte, wird er nur noch bis zum nächsten Sonntag hier weilen und dann seine Reise fortsetzen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 80. Mittwoch, den 7. Juli. 1858.

Das Gregoriusfest bei den Siebendörfer-Ungarn*).

In den sieben Dörfern bei Kronstadt in Siebenbürgen haben sich zwei Schulfeste aus dem Mittelalter bis heutigen Tag fast mit allen dabei üblichen Ceremonien erhalten. Das eine von diesen Schulfesten ist das Blasius-, das andere das sogenannte Gregoriusfest, ersteres wird seltener, letzteres alljährlich am Gregoritage (12. März) begangen. Das Blasiusfest hat an sich etwas wildbachantisches, das mit der Anschauungsweise der Jetztzeit nimmer vereinigt werden kann, und es ist mithin der Grund, warum dasselbe seltener geworden, ja an vielen Orten gänzlich in Vergessenheit gekommen ist, leicht zu begreifen. Von viel milderer und anziehenderer Form ist das Gregoriusfest, das, obwohl alt und ursprünglich rein katholisch, sich dennoch sogar bei den Protestanten erhalten hat, und bis heute zu den bedeutendsten der Dorfschulfeste gehört.

Das Gregoriusfest wurde vom Papste Gregor IV. zu Ehren des Papstes Gregor des Großen gestiftet und am Tage des heiligen Gregor, am 12. März jeden Jahres gefeiert. Gregor der Große galt nämlich für einen Schutzheiligen der Schulen, wahrscheinlich deshalb, weil er sich um die Hebung der Liturgie und des Kirchengesanges, die zum mittelalterlichen Schulwesen in naher Beziehung standen, verdient gemacht hat.

In Deutschland pflegte die Schuljugend verkleidet, mit Musik und Gesang, in den Straßen umherzuziehen; ein Knabe stellte gewöhnlich den Bischof vor, die andern folgten ihm als Mönche, Handwerker u. dgl. Aus den Häusern, vor denen sie sangen, wurden ihnen Geld und Lebensmittel verabreicht. Abends schloß das Fest gewöhnlich mit einem gemeinsamen Mahle. Die Verkleidung kam allmälig ab, im Uebrigen jedoch ist die Feier des Festes bis in die neuesten Zeiten die altherkömmliche geblieben.

Ob dieses Schulfest auch bei den Siebendörfer Ungarn, bevor sie zum Protestantismus übergetreten sind, in gleicher Weise wie in Deutschland gefeiert worden, läßt sich mit Gewißheit nicht ermitteln. Die Verkleidung in einen Bischof, in Mönche und Handwerker ist schon wegen der fortwährenden Armuth und Unterdrückung dieser Untergebenen, die dazu bald von Tartaren, Türken und Walachen, bald von Kuruzen geplündert und ausgeraubt wurden, nicht anzunehmen. Gegenwärtig tragen am Gregoriusfeste alle Knaben, die sich daran betheiligen, so auch alle Mädchen unter sich gleichförmige Kleidung, und ihr Zug hat nicht das Ergötzen der zahlreichen Zuschauer und Begleiter zum Zwecke, sondern das Anspornen zum Schulbesuche, was ersichtlich ist aus dem Liede, das diese kleinen Engel in allen den Häusern singen, wo sie schulfähige Kinder wissen.

Bereits mehrere Wochen vor dem Gregoriusfeste bestimmt der Dorflehrer diejenigen seiner fleißigeren Schüler und Schülerinnen, die den Zug mitmachen werden; es sind deren der Zahl nach gewöhnlich 12—14 Knaben und stets eben so viele Mädchen. Mit diesen übt nun der Lehrer das in jenen Gegenden wohlbekannte Lied zu Ehren St. Gregor's so gewissenhaft ein, daß es jeder Schüler nicht blos im Chore, sondern auch für sich allein ganz fehlerfrei herabsingt. Diese gewissenhafte Einübung geschieht nicht ohne Absicht. Der Zug geht nicht allein im Geburtsorte umher, sondern besucht auch die benachbarten Dörfer, und so kommt es, daß in einem und demselben Dorfe oft mehrere Züge sich treffen, wo dann derjenige von ihnen begünstigt wird, der sich durch äußere Haltung und Präcision im Gesange als der tüchtigste bewährt. Am Ruhme des auf diese Weise bewährten und begünstigten Zuges hat auch der betreffende Lehrer einen nicht geringen Antheil, ein Umstand, der ihm bei Beförderungen in reichere Gemeinden Ansprüche erlaubt und große Hoffnung gestattet.

Der festliche Anzug eines Knaben besteht im Folgendem: Auf dem Kopfe sitzt ein gewöhnlicher schwarzer Bauernhut, noch in ganz gutem Zustande, und ist mit Bändern aller Farben, die von der Krämpe ungefähr noch eine Spanne weit herunterhängen, reichlich verziert. Ist die Witterung kühl, so wird über das reine Hemd noch die Zeke (ein Bauernkleid aus weißer Wolle) angezogen, von den Achseln wallen gleichfalls bunte Bänder herab. Ist indessen die Witterung milde, so werden über dem Hemde blos zwei dünne Tücher derart um den Oberleib gebunden, daß sich dieselben unter beiden Armen kreuzen; an die Achseln werden auch in diesem Fall die bunten Bänder angebracht. Das fast bis zu den Knien langende Hemd wird durch einen rothen, ledernen Gürtel, der mit kleinen Eisenketten und Knöpfen geschmückt ist, in der Gegend der Hüften an den Leib geschlossen. Die Füße umhüllt eine enge weißwollene Hose, deren beide Enden in die Stiefel-

*) Nach der „Pest-Ofner-Zeitung."

Digitized by Google

röhren laufen. In der Hand hält jeder Sänger einen csákány (Streithammer), woran ein rothes Seidentuch befestigt ist.

Die Mädchen tragen am Kopfe für gewöhnlich grüngefleckte blaue Tücher, ebenso auch in der Hand. Letzteres dient zum Abwischen des Schweißes vom Gesichte. Ihren Oberleib verhüllt stets die weiße Zeko, deren unterer Saum sich an den schwellenden schwarzen Kittel schmiegt. Ihr schneeweißes Hemd ist an der Brust und den beiden Enden der Aermel mit rother Seide gestickt.

Das Volk betrachtet diese Kinder in ihrem eben beschriebenen Anzuge als Engel und hält fest am Glauben, dieselben würden von den Nachstellungen des Teufels bedroht. Es habe sich schon öfter zugetragen, meint es, daß entweder der schönste Knabe oder das schönste Mädchen mitten aus dem Zuge vom Teufel geraubt und nie wieder gesehen wurde. Um diesem gräßlichen Unglücke vorzubeugen, hat der Aberglaube ein einfaches Mittel erfunden, dessen sich die Eltern der schöneren Kinder stets mit vieler Pünktlichkeit bedienen. Dieses Mittel besteht aus gelbem Honig, womit die Lippen, die Nasenspitze, die Augenbrauen und der Streif am oberen Theile der Stirne, wo der Haarwuchs beginnt, zart eingestrichen werden. Bei einem Kinde, dessen erwähnte Gesichtstheile auf diese Weise versüßt worden, sind dann selbst die angestrengtesten Versuche des Teufels fruchtlos und die Eltern lassen ihr liebes Kind mit voller Beruhigung an der Feier des Tages Antheil nehmen.

Die kleine Engelschaar versammelt sich bereits in aller Früh des Gregoriustages in der Schule, woher dann nach mehrmaligen Proben aus dem Gregoriusliede und nach einigen Rathschlägen und Mahnungen des Lehrers der Umzug seinen Anfang nimmt. Die Schaar wird außer einer Menge neugieriger Leute noch von einigen Trägern mit Körben, in welchen die Gaben verforgt werden, von Haus zu Haus begleitet.

In einem Hause angelangt, stellt sich die Schaar nach der Länge des Zimmers Paar zu Paar so auf, daß jedem Knaben ein Mädchen gegenüber zu stehen kommt. Die Knaben lassen ihre csákány's vor sich auf dem Boden ruhen, als wollten sie sich darauf stemmen; die Mädchen lassen beide Hände, mit denen sie ihr Tuch fassen, vor sich hängen und alle beginnen dann, anfangs mit ängstlicher Stimme und verschämten Gesichtes, den feierlichen Gesang. Die Zuhörer verhalten sich ganz ruhig und unterziehen jedes einzelne Glied der Schaar einer genauen Beobachtung, um demjenigen, der sich brav gehalten, bei dem Abzuge aus dem Hause Lob zu spenden und demselben, so wie den Uebrigen dadurch Muth und Entschlossenheit für die nächsten Auftritte einzuflößen.

Es ist nicht uninteressant, uns mit einigen Zeilen des Gregoriusliedes bekannt zu machen. Ob der ungarische Text das Originalwerk eines eifrigen Volkserziehers aus früher Vergangenheit, oder ob das Ganze eine Nachahmung oder Uebertragung eines lateinischen, vielleicht auch eines deutschen Textes sei, kann ich aus dem Grunde nicht festsetzen, weil mir über das Gregoriusfest im Auslande fast gar keine Daten vorliegen. Wie ich bereits erwähnt, hat das Gregoriusfest bei den Siebendörfer Ungarn den Zweck, die Kinder zum Schulbesuche, wozu sie in älterer Zeit gesetzlich nicht verpflichtet waren, moralisch anzuregen. So beginnt denn auch das Gregoriuslied mit einem Aufrufe, woran sich eine Reihe von Beweisen aus der Natur und dem gewöhnlichen Leben anschließen. Das Lied führt den Titel; „Sz. Gergely éneke" (d. i.: Das Lied des heil. Gregor) und seine Anfangsstrophen lauten in deutscher Uebersetzung:

An dem Tag St. Gregors, des berühmten Lehrers
Und Gelehrten
Gehen wir nach altem Brauch und gottgefällig
In die Schule.
Sehet, auch die Vögel, um sich zu vermehren,
Kommen wieder
In dem schönen Lenze, singend viele, schöne
Melodien.
Denn an diesem Orte, wie in einem Garten
Junge Bäumchen,
Wird durch Gott die Jugend, Kinder, brave Söhne,
Auferzogen.
Hier auch werden Kaiser, Könige und Junker
Unterrichtet,
Auch die armen Waisen, die verlass'nen Kinder
Unterwiesen.
u. s. w. u. s. w.

In dieser Weise wird das Lied fortgesetzt, bis es sich herausstellt, ob die Hausleute ihr Kind zum Schulkameraden geben oder nicht. Geben sie es nicht, so folgt die darauf passende Strophe:

Wenn ihr nicht könnt geben uns einen Studenten
Aus dem Hause,
Gebet auf Papier uns eine kleine Gab' von
Euren Gütern;
Damit Gottes Segen und sein heil'ger Friede
In dem Hause
Ewig bleibe, bleibe bis zum jüngsten Tag auf
Eurer Habe.

Geben jedoch die Hausleute eines oder mehrere ihrer Kinder durch das Versprechen hin, so passen hierauf folgende Zeilen:

Theure, die ihr werdet uns're Kameraden,
Kommt mit uns nun,
Brav ist unser Lehrer, möge ihn Gott segnen,
Er harr't unser.

Hierauf hält der ganze Chor der Sänger eine Pause, alle reinigen sich das Gesicht vom Schweiße und werfen fragende Blicke auf einander. Diese Zeit benützt die Hausfrau zum Darbringen von Gaben, die aus einigen weißen Eiern, aus Speck und Geld bestehen. Eier und Speck kommen in den Korb der Träger, das Geld jedoch übernimmt der vorderste Knabe, der als Führer des Zuges zugleich auch die Kassa bei sich trägt. Bei dem Darreichen des Geldes dankt die Hausfrau für die Ehrerweisung und belobt den Zug wegen seiner wackern Haltung. Der Uebernehmer des Geldes richtet gleichfalls einige (bereits in der Schule eingelernte) Worte des Dankes an die Geberin, worauf das erste Paar der Thüre zuschreitet. Demselben folgen alle Uebrigen in schöner Ordnung, indem sie folgende Zeilen als Schlußzeilen des Gregoliedes singen:

Und nun Gott behüt euch, die ihr nicht mitkommt
In die Schule.

Später werdet ihr doch kommen müssen zu der
Heil'gen Stätte.

Mit diesem Liede beehrt der Zug zuerst die reicheren Häuser des Geburtsortes, dann begibt er sich in die benachbarten Dörfer und kehrt erst bei später Nacht zuerst in's Schulgebäude, woher er ausgegangen. Auch die Körbe werden, so oft sie voll sind, von den Trägern allemal hieher transportirt. In den benachbarten Dörfern werden blos Geldspenden gemacht.

Gegen Abend, noch vor der Rückkehr des Festzuges, begeben sich die Mütter der kleinen Engel mit Flaschen voll süßen Branntweines oder guten Weines und mit einem frischen Brote ins Schulhaus zum Lehrer und übergeben diese Flaschen und das Brot als Zeichen ihres Dankes, weil derselbe ihre Kinder so gut unterrichtet habe. Zugleich buten sie tausendmal um Entschuldigung, da sie die Dankbarkeit ihrer Armuth wegen blos durch solch einfache Gaben an den Tag legen müßten.

Hierauf wird im Schulzimmer ein großes Feuer angelegt, die Mütter werden Köchinnen, schaffen große Dreifüße herbei, zerschneiden die erforderliche Quantität Speck in kleine Theile, lassen dies in den Dreifüßen schmelzen, decken die Schultische auf und richten die ungeheuren Portionen von Eierspeisen zum Nachtmahle in schönster Ordnung her. Alles ist in voller Erwartung.

Da schallen plötzlich aus der Ferne Freudenrufe herüber, es rücken die kleinen Sänger heran und immer näher und näher ertönen die Hurrah's bis endlich die ermüdeten Engel, in heißhungrige Menschenkinder verwandelt, ins Schulhaus in die Arme der harrenden Mütter stürzen. Nun kostet es die größte Mühe, die kleinen Weltbürger vom Essen so lange abzuhalten, bis auch der erschienen ist. Mit dem Eintreten des Lehrers hat schon jeder Gregoriussänger seinen Platz am Tische gefunden, und alle erwarten mit Schmerzen den Augenblick, wo der Lehrer nach Beendigung der Grüße sich zu Tische setzet und den ersten Bissen zum Munde führt, was ihnen als ein Zeichen gilt, um der Eierspeise mit spitzen Gabeln in unglaublich schneller Zeit den Garaus zu machen. Die Mütter setzen sich gleichfalls neben ihre Kinder, nehmen wenige Bissen zu sich, und ermahnen ununterbrochen ihre Lieben, schön und anständig zu essen, sonst würden sie ihren und den Zorn des Herrn Lehrers erregen.

Unterdessen finden sich auch einige der Väter ein und die Kinder begeben sich mit ihren Müttern nach Hause, um sich von den Mühen des Tages auszuruhen. Bevor jedoch dies geschieht, übergibt der Kassier die Gelder dem Lehrer, der das Uebernommene vor der ganzen Gesellschaft zusammenzählt und die Kinder mit der Aufgabe, zu berechnen, wie viele Kreuzer jeder von ihnen bei gleichmäßiger Austheilung morgen erhalten werde, entläßt.

Nachdem die Kinder und Mütter das Schulzimmer geräumt, setzen sich die Männer zu Tische. Der Schullehrer holt die Flaschen mit Branntwein und Wein hervor, und nun geht eine Zeche an, die, weil sie sich alljährlich bloß einmal wiederholt, mit Recht eine Jahreszeche genannt werden kann. —

Dies ist ungefähr der Verlauf des Gregoriusfestes bei den Siebendörfer Ungarn.

Im Auslande hat es an Gelehrten nicht gefehlt, welche behauptet haben, das Gregoriusfest sei eine Identification der Bachanalien; was eben so gut klingt, wie wenn ich behaupte, Árpád sei ein Jude gewesen, denn er hat sein Volk aus Scythien nach Ungarn geführt, gleichwie Moses das seine aus Egypten nach der gelobten Lande.

Zajzoni.

Aphorismen von Eduard Schiefer.

Sonderbar passen Anfang und Ende der Kreuzzüge zu einander. Dieselbe Macht, in deren Namen die Kreuzzüge angeordnet wurden, belegt Friedrich II. und die heilige Stadt selbst mit dem Bann. So kommt nicht selten erst im Verlaufe einer That die ihr zu Grunde liegende Intention an den Tag. Das Papstthum hat die Kreuzzüge nicht aus rein religiöser Begeisterung unterstützt; seine Motive waren von jeher weltlicher Natur, sein Reich war, im Gegensatz zu dem des Heilands, ein Reich von dieser Welt.

Die Phantasie hat es mit dem Möglichen zu thun. Darum ist sie der Wohnsitz des Ideals. Der Verstand beschäftigt sich mit der Wirklichkeit, die Vernunft mit der Nothwendigkeit. Diese ermittelt das, was Menschen und Dinge nach den ihnen innewohnenden Kräften und Fähigkeiten sein sollen. Sie entwickelt aus den verschiedenen Einzelnen das Ganze nach seinen Kräften und Eigenschaften, aus denen sie auf die Bestimmung desselben schließt. Vernunft und Phantasie haben demnach das mit einander gemein, daß sie bei den wirklichen Dingen nicht stehen bleiben, sondern zu einem Ganzen fortschreiten, das in handgreiflichen Sinnen allerdings nicht wirklich ist. Aber der Unterschied besteht darin, daß jenes Nichtwirkliche der Vernunft, weil diese sich auf das Wesen der den Dingen innewohnenden Kräfte und Eigenschaften stützt, also nur der Zusammengefaßte und nach Zweck und Bestimmung genau begrenzte Inhalt der Dinge selber ist, auf den Namen Nothwendigkeit Anspruch hat, während das Nichtwirkliche der Phantasie sich mit dem Namen des Möglichen begnügen muß. Die Vernunft schaut ihr Nichtwirkliches, die Nothwendigkeit, aus den Dingen heraus, die Phantasie schaut es hinein. Doch weil die Phantasie höher beschwingt, weil ihr der ganze Ballast der Dinge nicht hinderlich ist, weil sie in großen Geistern instinktiv das Rechte trifft, stimmt sie in ihren Endresultaten, d. h. in den ethisch-ästhetischen Anforderungen in Bezug auf die Bestimmung und den Werth der Dinge und Menschen mit der Vernunft überein, obschon sie diese Resultate in anderer Form ausspricht, als die Vernunft, obschon ihr diese Resultate nicht ein mit Bewußtsein erreichter Zweck sind. Darum eben ist die Speculation der Vernunft nicht hinderlich oder schädlich. Göthe beweist's.

Mannigfaltiges.

* Für Gehör-Leidende bietet sich jetzt eine gute Gelegenheit dar, einen in den genannten Krankheiten erfahrenen tüchtigen Arzt zu Rathe zu ziehen. Es ist dieß der königl. sächsische Medizinalrath Dr. Ed. Schmalz aus Dresden, welcher sich

seit 30 Jahren ausschließlich der Behandlung von Gehör- und Sprachkranke, sowie der an dem so lästigen Ohrbrausen, Sausen Rauschen, Singen, Klingen u. dgl. Leidenden gewidmet hat, und wegen der Herstellung vieler früher für unheilbar gehaltene Uebel in ganz Europa — (in Oesterreich bereits seit 1845) — ausnahmsweise die Bewilligung zur Ausübung seiner Kunst erlangt hat. Derselbe ist schon in sehr entfernte Länder gerufen worden. Zufolge der Bekanntmachung hält er sich aber eine kurze Zeit in Siebenbürgen auf. Möge sein Aufenthalt recht vielen Leidenden ersprießlich sein.

* Die feierliche Vermählung J. k. Hoheit der Prinzessin Helene, Herzogin in Baiern, mit dem Erbprinzen Maximilian von Thurn und Taxis wird, wie nun bestimmt ist, Ende Juli stattfinden und in der Schloßkapelle zu Possenhofen vollzogen werden. Eine große Anzahl hoher fürstlicher Gäste wird zur Vermählungsfeier in Possenhofen eintreffen.

* (Mauth-Freiheit.) Se. k. k. apostolische Majestät haben mit allerhöchstem Handbillete anzuordnen geruht, daß der Rayon, innerhalb dessen sämmtliche von Abtheilungen ein und desselben Truppenkörpers belegte Stationen des nämlichen Kronlandes liegen, als Regiments-Bequartirungsbezirk zu gelten haben, und daß die in Uniform reisenden Militärs auch in den nicht von ihrer Truppe belegten, jedoch innerhalb des Rayons liegenden Zwischenstationen von der Mauthentrichtung befreit sind.

* Der „Konstitutionnel" bringt aus Triest (?) einen Klagebrief über die Stellung der Pforte und Oesterreichs gegen Montenegro. Der Brief ist offenbar von einem jener „kaiserlichen Korrespondenten" geschrieben, von deren Dasein neulich der „Konstitutionnel" die Welt in Kenntniß gesetzt hat. Dieser Korrespondent will aber offenbar kaiserlicher sein als der Kaiser selber. Er beklagt und tadelt es drohend, daß die Pforte fortwährend Truppen sammle. Das Kabinet der Tuilerien kann dies unmöglich tadeln. Erst neulich hat der „Moniteur" die Streitkraft Montenegro's illustrirt und die militärische Statistik durch die Entdeckung bereichert, daß Danilo über ein Heer von 15,000 Mann verfüge, deren jeder ein geborner Held sei. Dabei wurde mit Nachdruck hervorgehoben, daß es für Danilo ein Leichtes wäre, die ganze Herzegowina zu erobern.

* Im Beisein von mehreren Hundert Pariser Eisenhändlern und Limonadiers wurde am 23. Juni in der Rue du Louvre ein öffentlicher Versuch mit einer Eismaschine gemacht, „welche in 20 Minuten ein Erzeugniß liefert, das bisher mehrstündige höchst ermüdende Arbeit erforderte." Die Versuche gelangen vortrefflich.

* Aus Paris wird geschrieben, daß Louis Napoleon in diesem Jahre mit seiner Gemahlin sein Schloß Arenenberg in der Schweiz besuchen werde. Bekanntlich hat seine Mutter Hortense dort längere Zeit gewohnt.

* Algier, 18. Juni. Am 17. Früh sollte ein zum Tode verurtheilter Araber erschossen werden. Am Orte der Exekution angekommen, zog er unter seinen Kleidern plötzlich ein Messer hervor, stieß es einem neben ihm stehenden Korporal in den Leib und verwundete einen Gendarmen. Nachdem man den Wüthenden entwaffnet hatte, weigerte er sich aufrecht zu stehen, um seine Strafe zu erdulden, man mußte ihn am Boden liegend erschießen.

* Petersburg, 19. Juni. Mehrere Blätter haben die Mittheilung gebracht, daß man damit umgehe, in Rußland die Gregorianische Zeitrechnung einzuführen. Die „Akademie-Zeitung" hält es für ihre Pflicht, „mit Erlaubniß sowohl der geistlichen als bürgerlichen Zensur" zu erklären: daß weder die orthodoxe Kirche, noch die Regierung jemals daran gedacht haben, noch jetzt daran denken, die Gregorianische Zeitrechnung in Rußland einzuführen."

* Die Wuth des Tabakrauchens ist nirgends größer, nirgends allgemeiner verbreitet, wie in Chili. Dort raucht alle Welt, Vornehm und Gering, Alt und Jung, Mann und Weib, zu allen Tageszeiten und an allen Orten. Die Zigaretten von wohlriechendem Tabak sieht man nicht nur auf der Straße, in den Kaffeehäusern, in den Gesellschaftssälen, sondern sogar in der Kirche brennen und nicht blos bei den Gläubigen, sondern sogar bei den Priestern, die mit ernster Miene die Zigarette auch während des heiligen Amtes nicht aus der Hand legen und zwischen jedem Verse eines Psalms eine Tabakswolke von sich blasen. Die Zigarette verlöscht nur, wenn der Priester die heilige Hostie hochhebt, doch sobald der Priester den Kelch wieder auf den Altar gesetzt hat, ertönt durch den ganzen Tempel das Geklapper der Feuerstähle, welche dem Feuersteine Funken entlocken und der Rauch des Tabaks vermischt sich mit dem Weihrauch. Eine traurige Unsitte!

* Von der schwedischen Westküste ist seit 50 Jahren der Häring verschwunden. Eine Sage unter dem Volke behauptet, er werde nach 50 Jahren zurückkehren. In der That haben sich in den letzten Monaten in dem tiefen Wasser vor den Scheeren bedeutende Häringszüge gezeigt, die in frühern Jahren nicht bemerkt wurden. Man hofft, daß dieselben zum Laichen mehr und mehr in den flacheren Meerbusen hereinkommen werden. Nachdem vor 50 Jahren der große Häring die Küste verlassen hatte, wurde dieselbe alljährlich von Zügen eines sehr kleinen Härings besucht. Die Zoologen behaupteten, es sei der nämliche Häring, nur nicht ausgewachsen, und die Züge des großen würden wieder erscheinen, wenn der Fang einige Jahre eingestellt würde. Die Fischer bestritten dieß und behaupteten, es sei eine Art kleiner Häringe, die nicht größer würden, und es sei nutzlos, auf den Fang derselben zu verzichten. Die Regierung erklärte sich zuletzt für die Ansicht der wissenschaftlichen Autoritäten und dekretirte, es solle von einer festgesetzten Zeit ab die Strafe geboten sein, sich zum Häringsfang nur solcher Netze zu bedienen, deren Maschen weit genug wären, den kleinen Häring entschlüpfen zu lassen. Dieses Dekret ist seit circa drei Jahren in Kraft und man glaubt, daß es zur Wiederherbeiziehung des großen vollgewachsenen Härings beigetragen hat.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 81. Freitag, den 9. Juli. 1858.

Der Handwerksbursche von Parchim.

1. Der Lehrbrief.

Freundlich schien die Mittagssonne durch das kleine Fenster einer dürftig ausgestatteten Dachkammer, in welcher wir einen bleichen jungen Mann beim Anzuge erblicken. Es war Fritz, Lehrbursche des wohlhabenden, aber harten und geizigen Bürgers und Schuhmachermeisters O. in Parchim, der auch zugleich die Würde eines Altermannes seiner dortigen Gewerksinnung bekleidete und sich auf Letzteres nicht wenig einbildete. Ein Freudestrahl blitzte heute aus den sonst so trübe und traurig blickenden Augen des Schuhmacherburschen; eine eigene, sonst nie an ihm wahrzunehmende Glückseligkeit war über sein ganzes Wesen ausgegossen, in allen seinen Zügen und Bewegungen ausgeprägt. Und gewiß, er hatte auch Ursache, froh und glücklich zu sein. Eine schreckliche Zeit lag hinter ihm; denn heute sollte er endlich nach überstandener fünfjähriger, harter und schwerer Lehrzeit zum Gesellen seines Gewerkes erklärt werden.

Früh schon hatte Fritz die Eltern verloren; zuerst raubte ihm der Tod die beste Mutter und bald darauf auch den bravsten der Väter. Verlassen, vater- und mutterlos, eine Waise, stand er von jetzt an da, so ganz allein auf Gottes weiter Welt. Sein Vater, ein biederer und guter Bürger der Stadt, hatte in früheren Jahren durch Krieg und Plünderung und sonstige Unglücksfälle oft und viel gelitten, trotzdem aber durch Fleiß und Geschicklichkeit immer hinreichend Brot für sich und die Seinen erworben, und so kam es denn, daß, als der Tod denselben in den besten Jahren dahinraffte, er seinem geliebten Kinde kein Vermögen hinterlassen konnte, wohl aber einen ehrlichen und rechtschaffenen Namen. Ja verlassen stand der arme Knabe da; besaß er auch wohl im Orte einen reichen und kinderlosen Onkel, so war ihm dieser doch stets fremd geblieben. Derselbe hatte sich nie um Fritzens Eltern bekümmert, nie mit denselben verkehrt und Umgang gepflegt; denn er war ein gefühlloser und geiziger Mann und schämte sich seiner so rechtlichen, aber armen Verwandten.

Natürlich war es also, als Fritz zuletzt schluchzend am Sarge des heißgeliebten Vaters stand, er seinen reichen Onkel kaum von Ansehen kannte; doch bald sollte er ihn näher kennen lernen. Der hochweise Rath erklärte nämlich den kinderlosen und vermögenden Mann für gesetzlich verpflichtet und verbunden, seinen verwaisten Neffen sofort zu sich zu nehmen, denselben bis zur Konfirmation bei sich zu behalten und bis dahin für ihn zu sorgen. Trotz alles Protestirens wurde der reiche Geizhals gezwungen, sogleich den Befehlen des hohen Rathes zu gehorchen und den Knaben zu sich ins Haus zu nehmen. Aber welch ein Leben begann hier für denselben; der Kontrast gegen früher und jetzt war in der That ein zu schrecklicher. Die roheste und liebloseste Behandlung wurde ihm hier zu Theil, nie wurde ihm ein freundliches Wort oder Blick; stets nur gab es Schelte und Schläge, ohne sie verdient zu haben, und dabei karge, elende Kost und selten nur so viel davon, um satt zu werden. Wie oft wurde ihm von dem herzlosen Oheime vorgeworfen, daß er ein Betteljunge sei; wie oft mußte er die schändlichsten Verwünschungen und niedrigsten Anschuldigungen gegen seine seligen, so guten und braven Eltern: daß sie faul gewesen, nichts gespart hätten u. s. w., hören, und zerriß es ihm auch das Herz, er mußte stets schweigen und Alles mit Geduld für sich allein tragen; denn ach, er hatte ja Niemanden, keine Seele, der er sein Leid klagen durfte und konnte.

Als Fritz das 14. Jahr zurückgelegt und konfirmirt worden war, kam er, wie wir schon gehört, bei dem Meister O. in die Lehre. Auch jetzt hatte er es um kein Haar besser, wie bei dem Onkel; denn auch hier gab es kein gutes Wort, wenig und schlecht zu essen, viel Schelte, Schläge und Arbeit, und so war denn auch nun sein Leben während der schweren Lehrjahre, eine Kette von Angst und Leiden, in ähnlicher Weise dahingeflossen. —

Eben hatte Fritz das letzte Stück seines neuen Anzuges, den er am Morgen erst vom Schneider bekommen und den er sich selbst so mühsam hat anschaffen müssen, für den Ertrag der kleinen, jahrelang aufgesparten Trinkgelder, die er mitunter von den Kunden des Meisters, wenn er ihnen ein neues Stück Arbeit gebracht, erhalten, mit Wohlgefallen angelegt und war schon oben im Begriffe, so angeputzt sein Kämmerchen zu verlassen, als er nochmals zurückkehrte. Noch einmal tritt er vor seinen Toilettenspiegel (ein kleines Stückchen Spiegelglas, welches er früher so glücklich gewesen war, auf der Straße zu finden, und das nun seitdem die Stelle eines solchen versah); zufrieden lächelnd betrachtete er sich nochmals von allen Seiten in demselben, ordnete zum letzten Male noch hier und dort bei dem Anzuge, um dann endlich zu gehen. Ach wie behaglich fühlte sich der arme Junge jetzt; ihm wars so wohl und so weh um Herz, denn seit dem Tode der Eltern hatte

Digitized by Google

er ſich ja nur mit Lumpen bedecken und kleiden können. Da plötzlich ertönen ſchwere Tritte; Fritz erbleicht, ſchnell drückt er noch den neuen Hut auf den Kopf und eilt aus der Thüre. Wie er vermuthet, traf er ſeinen böſen Meiſter ſchon auf der Treppe an, von welchem er ſofort mit einem Schlage in das Geſicht empfangen und mit einer Fluth Scheltworte und bitterer Vorwürfe: daß er, der dumme „Lumpenjunge," ſich ſo lange putze u. ſ. w., überhäuft wurde. Wie immer, ſchwieg Fritz auch jetzt und folgte zitternd ſeinem Meiſter in das Amtslokal des Gewerkes. Hier wurde er nun, ſowie noch einige andere, ebenfalls jetzt ausgelernt habende Schuhmacherlehrlinge, vor „geöffneter Amtslade" und ſämmtlich verſammelten Meiſtern, den beiden Alterleuten und dem Herrn Patrone der „ehrbaren und löblichen" Schuhmacherinnung, nach altem Gewerksgebrauche „ausgeſchrieben und losgeſprochen" und darauf unter dem üblichen Zeremoniel, durch Ueberreichung des betreffenden Diploms, ſeines ſog. „Lehrbriefes," feierlichſt als „ehrſamer" Schuhmachergeſelle proklamirt.

2. Das Gefängniß.

Munter und vergnügt ging es am Abende dieſes Tages auf der Schuhmachergeſellen-Herberge her. Fritz hatte auch hier erſcheinen müſſen, um nach altem Brauche ebenfalls von der verſammelten Geſellſchaft begrüßt und als neuer Genoſſe aufgenommen zu werden. Er fühlte ſich hier ſo recht wohl und frei, wie ſchon lange nicht mehr in ſeinem Leben; auch durfte er ja von nun an jeden Geſellen als Kameraden betrachten und ihn wieder duzen, konnte ungehindert rauchen und, ſtatt der Mütze, jetzt einen Hut tragen, was ihm früher als Burſche Alles nicht erlaubt war. Und ſo beſchloß er denn, nun auch einmal recht vergnügt mit zu ſein.

Zu Abend wurde in plano flott geſpeiſet, dabei auch gehörig der Flaſche zugeſprochen, aufs Wohl der neuen Geſellen angeſtoßen und dieſen ſcharf zugetrunken. Und ſo kam es, daß auch Fritz etwas mehr trank, als er ſich vorgenommen, und nach und nach immer luſtiger und aufgeregter wurde. Nach aufgehobener Tafel ſtellten ſich die „Liebchen" der verſchiedenen Geſellen ein und mit ihnen auch noch andere tanzluſtige Mädchen aus dem Orte. Nach kurzer Zeit erſchallten dann auch aus dem nahen Tanzſaale die heiteren Melodien eines Walzers, und in frohеſter Laune drehte ſich bald Alles nach dem Takte der Muſik umher. Auch unſer, ſonſt ſo blöde Fritz hatte ſich in einer feurigen Weinlaune dreiſt ein Mädchen geholt und tanzte nun ebenfalls ſo gut es gehen wollte. Dem erſten Tanze folgte ein zweiter, ein dritter und noch viele nach; dazwiſchen wurde getrunken und mit der neuen Bekanntſchaft angeſtoßen, und ſo eilten denn die Stunden ſchnell und im Fluge dahin und ſchon hatte Fritz das Gebot ſeines Meiſters vergeſſen, „nicht zu ſpät nach Hauſe zu kommen," als er zufällig durch das Fenſter blickt und zu ſeinem nicht geringen Schrecken gewahrt, daß Mitternacht längſt vorüber und der neue Morgen bereits zu dämmern beginnt. Schnell greift er nach Hut und Stock, um ſich möglichſt raſch zu entfernen, wird aber von ſeinen Kameraden bemerkt und zurückgehalten. Er erzählt dieſen die ſtrenge Weiſung ſeines Meiſters, was er für Folgen zu erwarten, und bittet wieder und wiederum, ihn gehen zu laſſen; aber Alles lacht über ſeine Aengſtlichkeit und verſperrt ihm den Ausweg. Auch der rieſenhaft große Altgeſelle (eine bedeutende Autorität) trat jetzt herzu und erklärt dem Fritz mit ſeiner Stentorſtimme, daß er jetzt kein Burſche mehr, ſondern Geſelle ſei, ſein Meiſter ihn auch anders als früher behandeln werde und müſſe. Wenn derſelbe aber dennoch ſich mehr herausnehmen, ja wohl gar thätlich gegen ihn werden ſolle, dann müſſe er ſich wehren, das erfordere die Ehre eines braven Schuhmachergeſellen, und damit Punktum! Fritz blieb alſo, tanzte und trank mit den Andern weiter fort, und verließ mit ihnen erſt die Herberge, als ſchon der helle Morgen angebrochen war. Recht aufgeregt und angetrunken, klopfte er bald darauf an die Wohnung des Meiſters. Schäumend vor Wuth trat ihm dieſer entgegen, packte den Armen ſofort bei der Gurgel und ſchleuderte ihn fluchend und ſchimpfend, in die Ecke. Unſer Fritz, noch zu erregt und eingedenk der Worte des Altgeſellen, greift nach einem in ſeiner Nähe liegenden Stücke Holz und wirft es gegen den Kopf des Raſenden, den er unglücklicher Weiſe ſo gut traf, daß derſelbe ſofort beſinnungslos hinſtürzte. Der große Lärm hatte eine Menge Menſchen vor dem Hauſe zuſammengelockt und dieſe erregten wieder die Aufmerkſamkeit der Polizei. Gerade traten zwei Polizei-Sergeanten auf die Hausflur, als Meiſter O. zu Boden geſtürzt und regungslos dalag. Von dem großen Schrecken plötzlich nüchtern geworden, ſtand Fritz todtenbleich und wie vom Schlage gelähmt da und ließ ſich willig und ohne Widerſtreben von den Dienern der Juſtiz in das Gefängniß führen.

Einen ſchrecklichen Tag, eine gräßliche Nacht verlebte Fritz in der düſtern Strafzelle. Am Mittage des folgenden Tages hieß ihm der Gefängnißſchließer mitkommen, um vor den Gerichtsſchranken zu erſcheinen. Mechaniſch dem Voraufgehenden folgend, wird er in den Gerichtsſaal geführt. Fritz zitterte vor Angſt und Furcht; er hatte noch nie an einem ſolchen Orte geſtanden. Aller Augen richteten ſich auf ihn; nicht allein ſämmtliche Juſtizbeamte, welche ihn ernſt und ſtreng anblickten, ſind verſammelt, auch ſein harter Lehrmeiſter, mit verbundenem Kopfe, wüthende Blicke auf ihn ſchleudernd, iſt zugegen. Das Verhör war kurz; Fritz wagte kaum auf die ihn vorgelegten Fragen zu antworten. Deſto mehr aber ſprach ſein Meiſter, der nicht allein ſich ganz unſchuldig hinſtellte, ſondern auch Fritz noch allerlei Schlechtigkeiten beſchuldigte und die ſchändlichſten Unwahrheiten und Uebertreibungen gegen ihn anbrachte. Wagte er nun auch zuletzt noch, aufs Tiefſte über die Frechheit des Meiſters empört, den wahren Sachverhalt, ſeine damalige Aufgeregtheit, vielleicht Unzurechnungsfähigkeit, zitternd, mit einigen abgeriſſenen, unzuſammenhängenden Worten und Lauten anzuführen, er wurde nicht weiter gehört und zu acht Tagen Gefängniß, bei Waſſer und Brot, und hundert Stockprügeln verurtheilt. Zugleich wurde ihm noch weiter zudrekretirt, nach überſtandener Strafe ſofort die Stadt zu verlaſſen, ſeine dreijährige Wanderzeit anzutreten und ſich vor Ablauf derſelben nicht wieder in Parchim ſehen zu laſſen.

Als Fritz ſein Urtheil vernommen, ſank er laut ſchluchzend in die Knie; in demſelben Augenblicke packten ihn aber auch

Digitized by Google

schon die nervigen Fäuste des rohen Schließers. Unbarmherzig wurde er fortgeschleppt und in ein noch grausigeres Gefängniß als das frühere, gestoßen.

(Schluß folgt.)

Aphorismen von Eduard Schiefer.

Wie es kommen mag, daß man zu Menschen, mit denen man in politischen Dingen übereinstimmt, schon deshalb größeres Vertrauen hat als zu jenen, welchen man in dieser Beziehung entgegengesetzt ist? Weil man die politische Ueberzeugung für ein Resultat reifer Ueberlegung und für zusammenhängend mit der Aufgabe und Bestimmung der Menschheit und des Einzelnen nimmt. Wie wenige aber entsprechen dieser an sich ganz berechtigten Annahme. Wie häufig steht politischer Radikalismus neben dem grassesten Geiz, neben der engsten Engherzigkeit? Der Widerspruch ist kaum zu begreifen, aber er ist vorhanden. Auf der andern Seite gibt es wieder eine Unzahl oft gutmüthiger Menschen, denen der möglichst größte Rückschritt das einzige Heil der Menschheit einzuschließen scheint.

Es gibt keine menschliche Macht, die das Leben des Einzelnen und die Geschicke der Nationen zu lenken vermag, als die richtige Einsicht in das wahre Wesen der Dinge, gepaart mit dem Willen, dem Diener der vernünftigen Einsicht. Aber es gibt Verhältnisse, in welchen sich dem vernünftigsten Willen Hindernisse in den Weg stellen, die ihn in der Ausübung des Guten stören, und die er wegzuräumen die Macht nicht hat. In diesem Falle bleibt nichts anders übrig als zu resigniren. Die Resignation ist die negative Seite der Ueberzeugung, deren positive zur That treibt. Aber es liegt auf der Hand, daß die Resignation auch eine That, wenn auch nur eine innerliche, im Subjekt selbst vorgehende, und daß zu dieser That dieselbe, wenn nicht eine weit größere Willenskraft gehört als zur That im weiteren Sinne des Wortes. Die Resignation ist darum nicht Feigheit oder Kleinmuth, sie kann das Merkmal der Charaktergröße sein. Der Humor, die viel gepriesene Lösung aller Widersprüche des sub- und objectiven Lebens, ist im Grunde auch nichts anderes als Resignation. Wie resignirt wird, darin allein besteht der Unterschied, aber daß in beiden Fällen resignirt wird, ist gewiß. Der Weise resignirt mit Thränen im Auge, mit Wehmuth im Herzen, der Humorist mit lächelnder Miene. Beide stehen über den Widersprüchen, indem sie dieselben subjectiv, in sich, aufheben, der erstere mit Bewußtsein, der letztere unbewußt, instinktiv.

Mannigfaltiges.

* Eine Korrespondenz der „P. U." aus dem Hatzegerthale in Siebenbürgen enthält eine förmliche Rundschau von Raub- und Mordgeschichten, die sich in jüngster Zeit in jener Gegend zutrugen. Im verflossenen Winter wurde in der Ortschaft Klopotiva ein vermöglicher Müllermeister in finsterer Nacht von mehreren Räubern in seinem Hause überfallen, und so lange mißhandelt, bis er sein ganzes Geld, 1000 Gulden K.-M., herausgab, worauf die Unmenschen den Gemarteten mit einer eisernen Heugabel auf den Boden aufspießten, und spurlos verschwanden. Kaum zwei Wochen darauf überfielen acht Räuber das Haus des Kendeffy'schen Güterinspektors Ladislaus Enyedy, dem es jedoch gelang, durch ein Fenster zu entfliehen, worauf die Räuber über dessen Schwester herfielen, und dieselbe so lange mißhandelten, bis sie die große Kassatruhe ihres Bruders vorwies, in welcher das Geld enthalten war; da die frechen Eindringlinge die Truhe nicht öffnen konnten, so erbot sich das gefaßte Mädchen, ihnen eine Hacke bringen zu wollen, wodurch sie Gelegenheit fand, aus dem Hause zu entkommen und Lärm zu machen, der die Räuber zum Rückzuge veranlaßte. Die Kasse wurde jedoch mitgeschleppt, und später auf dem Felde erbrochen, wo sie auch ihres aus 800 fl. K.-M. bestehenden Inhaltes beraubt, aufgefunden wurde. Nach einigen Tagen gelang es indeß, drei der Räuber einzufangen, die ihre Verbrechen eingestanden. In derselben Gegend erfolgte im heurigen Frühjahre ein Aufstand der Bauern aus Klopotiva gegen die Grundherren, die die ihnen noch zukommenden Zehentleistungen forderten; nur einer größeren Militärmacht gelang es, die Exzedenten zu bändigen. Kaum war dies vorüber, als die großen, zahlreichen Waldungen, heute hier, morgen dort zu brennen anfingen, von ruchlosen Händen in Brand gesteckt; menschliche Hilfe war da unmöglich und volle zwei Wochen spiegelte sich das Firmament im hellen Widerscheine der lodernden Forste, bis endlich ein ausgiebiger Regen den Flammen Einhalt that. Am letzten Mai wurden dem Pfarrer aus Boldogfalu zwei werthvolle Pferde gestohlen; das Nonplusultra aber lieferten zwei gewandte Pferdediebe, von welchen der Eine auf öffentlichem Markte sich auf das Pferd eines Romänen schwang, und vor dessen Augen ganz gemüthlich davon galoppirte; der verblüffte Romäne, der die Sache anfangs für Scherz hielt, sah Roß und Reiter niemals wieder; während der Andere dieser kühnen Strauchritter das Pferd des Richters aus Nekóra, welches dieser im Hofe des Posthauses angebunden hatte, um während einiger Augenblicke einen Brief aufzugeben, behende bestieg und davon jagte. Endlich schließt die Korrespondenz mit einer wirklich entsetzlichen That, die Anfangs Juni in der Ortschaft Urika verübt wurde, woselbst eine reiche Bäuerin in Abwesenheit sämmtlicher Hausgenossen von acht Räubern überfallen, mißhandelt und endlich mit einem glühenden Eisen so lange gefoltert ward, bis sie ihr Geld, 2000 fl. K.-M., herausgab.

* (Der schöne Karl) Von unserem verstorbenen Landesgouverneur Fürsten Karl Schwarzenberg erzählt man folgende interessante Anekdote. Als derselbe als Oberst das Infanterie-Regiment Hoch- und Deutschmeister befehligte, nannte man ihn seines blühenden Aussehens wegen nicht anders als „der schöne Karl." So gut dieser Ausdruck der Bewunderung nun auch gemeint war, glaubte der Fürst doch, daß sich derselbe nicht wohl mit der Disciplin vereinigen ließe und entschloß sich, in einem Regimentsbefehle diese seiner Persönlichkeit dargebrachte Huldigung auf das strengste zu untersagen. Bald darauf stand der Fürst Abends beim Thor der Kaserne und mußte hören, wie der dort aufgestellte Posten einen schlecht adjustirten Kameraden mit den Worten zurückwies: „Na, wenn Dich „„der schöne Karl"" in dem Glüftl sieht, wird's Dir gut gehen!" Erzürnt trat der Fürst auf

den Mann zu und fragte, weshalb er seinem Befehle zuwider handle. Dieser stellte sich rasch in Positur und erwiderte: Durchlaucht, wenn's mir auch fünfundzwanzig runterhauen lassen, für mich bleiben's doch halt der schöne Karl!" Der Fürst maß den Kühnen mit einem strengen Blick aber sein Zorn war entwaffnet und nur mit Mühe konnte er die Heiterkeit zurückhalten, welche die treuherzige Antwort des Mannes in ihm hervorgerufen hatte. Der brave Deutschmeister wurde nicht nur nicht bestraft, sondern bei der nächsten Gelegenheit ließ ihn der Fürst zum Unter-Offizier avanciren.

* Man schreibt uns aus Csakowa, daß das Kupfergeld von den Landleuten aus Mißverständniß der hierüber erlassenen Verordnungen gar nicht mehr angenommen und größentheils im halben Werthe an die Handelsleute abgegeben wird. Das Gold und Silber kommt allgemach zum Vorschein und wird bei Zahlungen ohne Agio abgegeben. — Vor einigen Tagen ließen in Csakowa einige junge Leute zur Nachtzeit einen Luftballon steigen. Am darauf folgenden Tage verbreiteten die Hirten des nahe gelegenen Dorfes, welche den Ballon sahen, das Gerücht, es sei ein großer Stern vom Himmel gefallen, was nun von den abergläubischen Landleuten steif und fest als ein böses Vorzeichen betrachtet wird.

* Die „Brünn. Ztg." theilt nachstehenden Fall zur Warnung mit: Ein Ansasse in Wlachowiz, ein dem Trunke ergebener Mann, kam am 29. März d. J. spät Abends berauscht nach Hause, wo er in seiner Wohnstube ein einjähriges Kalb, welches kränklich war, eingestellt hatte. Als er in der Finsterniß an dem Thiere vorüberging, um sich zu Bette zu legen, wurde er von demselben gestoßen, was ihn in seinem Zustande so erzürnte, daß er, seiner nicht mächtig, einen Stein holte und damit auf das Thier unbarmherzig losschlug, bis er seine Wuth befriedigt hatte. Am andern Tage war das Thier schlechter und der Eigenthümer beschloß, es zu schlachten. Ohne hievon dem Ortsvorstande Meldung zu machen, wurde die Schlachtung im Hause vorgenommen, bei welcher Gelegenheit ihm zwei andere Ansassen behilflich waren. Nachdem die Eingeweide herausgenommen worden waren, nahmen die beiden letzteren die Milz abwechselnd in die Hände, sie bei der Besichtigung umdrehend. Da beide zufällig unbedeutende Ritze an der Hand hatten, so theilte sich ihnen der Giftstoff von dem am Milzbrande erkrankten Thiere mit; beide bekamen bedenkliche Milzbrand-Pusteln an den Händen und sind lebensgefährlich erkrankt. Der Eigenthümer des Thieres, der von dem Fleische etwas genossen hatte, erkrankte am 2. April und starb am 6. Juni um 1 Uhr Nachts an Blut-Vergiftung durch Milzbrand. Die beiden anderen Ansassen sind durch die rechtzeitig herbeigeholte ärztliche Hilfe und dadurch, daß die Milzbrandpusteln an den Händen durch ein glühendes Eisen bis in die Tiefe zerstört wurden, nach einem längeren Kranksein vom Tode errettet worden. — Dieses traurige Ereigniß möge den Landwirthen zum warnenden Beispeile dienen und sie bestimmen, nie Schlachtungen kranker Hornviehstücke ohne Herbeirufung eines Sachverständigen vorzunehmen, noch weniger aber das Fleisch derselben leichtsinnig zum Genusse zu verwenden.

* (Der Prozeß des „Comité révolutionaire de Lyon." Am 22., 23. und 24. Juni kam vor dem Zuchtpolizeigericht zu Lyon die Angelegenheit einer geheimen Gesellschaft unter dem Namen „Comité révolutionaire de Lyon" zur Verhandlung. Bereits im November 1857 wurde die Aufmerksamkeit der Behörde durch unvorsichtige Aeußerungen erregt. Man wußte, daß zwischen dem 2. und 10. Dezember zu Paris sich etwas ereignen solle und daß Emissäre Lyon und die benachbarten Departements durchzogen. Das Attentat vom 14. Jänner zeigte die Nothwendigkeit einzuschreiten. Mehrere Personen wurden verhaftet und die mit Beschlag belegten Korrespondenzen und Papiere ergaben die beabsichtigte Gründung eines revolutionären Comités in Lyon. Die Untersuchung dauerte fünf Monate und endete mit Verweisung von 13 Individuen vor das Zuchtpolizeigericht. Mehrere konnten nicht aufgefunden werden und entkamen wahrscheinlich ins Ausland. Die Ueberführungsstücke sind zahllos; man sieht Pistolen, Säbel, Kugeln, Pulver, Kapseln, Bücher, Broschüren, Journale. Mehrere dieser Pamphlete haben eigenthümliche Titel: Der Soldat-Währwolf; Individualismus und Communismus; wie enden die Armen; Geschichte der Insurrection von 1848; die Geheimnisse des Volks; die Arbeiter. Unter den Journalen bemerkt man: „Den Unerbittlichen," „die Schlangenzunge," „das Volk"; unter den Bildnissen; die Porträts von Ledru-Rollin, Raspail, Barbès, Cabet, Proudhon u. s. w. Nach Vernehmung der Zeugen und Verhör der Angeklagten nahm der kaiserl. Procurator das Wort und forderte in seinem vier Stunden langen Requisitorium strenge Bestrafung der Männer, deren Glauben die Revolution, deren Gottheit Anarchie ist. In der Audienz vom 24. erfolgte die Verurtheilung von 11 der Angeklagten zu sechs Monat bis zwei Jahr Gefängniß, 100 Fr. Geldbuße und fünfjähriger Verlust der bürgerlichen Rechte. Zwei wurden freigesprochen.

Kronstädter Nachrichten.

Die Eilfahrten des k. k. Herrn Postmeisters Franz Körner von Kronstadt nach Bukarest sind seit gestern von vier- auf fünfmahl wöchentlich ausgedehnt worden, was unsern Verkehr mit der Walachei wesentlich verbessert. Das Aufnahmsbureau befindet sich in der Altstadt Nro. 2 fest neben dem Gasthaus zum „braunen Hirschen." Die Reisenden äußern sich lobend über Hrn. Körners Anstalt und empfehlen selbe.

Aus Elöpatak wird uns geschrieben, daß Sonntag den 11. Juni die feierliche Eröffnung der Wandelbahn stattfindet. Die Wandelbahn wird an diesem Abende geschmackvoll dekorirt und in ein Balllall umgewandelt, und ein brillanter Ball daselbst gegeben werden. Die renomirte Klausenburger Musikkapelle unter Pongracz's Leitung wird auf dem Balle spielen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 82. Montag, den 12. Juli. 1858.

Der Handwerksbursche von Parchim.

(Fortsetzung.)

3. Der Eidschwur.

Ein kalter Wind, schwere Regentropfen mit sich führend, blies aus Nordost und brauste, dichte Staubwolken und falbe Blätter in die Höhe wirbelnd, durch die heute so öden Straßen der Stadt Parchim. Es war einer der trüben, naßkalten Herbsttage, wie sie um diese Zeit — Ende September — im Norden Deutschlands schon so oft und häufig vorkommen. Wer jetzt nicht nothgedrungen auf der Straße zu thun hatte, blieb daheim im traulichen Stübchen, und hatte sich Jemand draußen befunden, so eilte er mit verdoppelten Schritten über das Straßenpflaster dahin, um möglichst bald die schützende Behausung zu erreichen.

Eben so düster und trübe, als da draußen, sah es auch jetzt in dem Gemüthe eines armen Gefangenen aus, der in dem Stadtgefängnisse seiner heutigen Entlassung entgegenharrte. Ausgestreckt, tief athmend liegt der schwergeprüfte Fritz — denn er war es — auf dem wenigen, halbverfaulten Stroh in seinem engen Kerker da. Kein Tisch, kein Stuhl befindet sich in demselben, nur ein Krug mit Wasser steht auf dem Boden, ein Stück hartes, verschimmeltes Schwarzbrot liegt dabei, — die Kost des Gefangenen. — Sein thränenfeuchtes Auge drückt tiefen Seelenschmerz und Zerknirschung, seine eingefallenen, bleichen Wangen und scharf markirten Gesichtszüge Entbehrung, Kummer und Gram aus. Sein neuer, schöner Anzug, den er sich so unendlich mühsam erworben, wofür er so lange, lange gespart, ist durch den Aufenthalt in dem engen, schmutzigen Gefängnisse abgescheuert und zerrissen und durch die erhaltenen Stockhiebe mit Blut getränkt. — Das kleine Fenster, hoch oben an der Decke, mit starken Eisenstäben fest vergittert und, wie der ganze übrige Raum der schaurigen Zelle, mit Spinngeweben über und über bezogen, läßt kaum am hellen Mittag das Tageslicht hineinfallen. Jetzt aber, wo es draußen auch so trübe und schon zu dunkeln beginnt, ist hier bereits völlige Nacht eingebrochen.

Da ertönt vom nahen altehrwürdigen St. Georgenkirchthurme, mit ernsten, weithin schallenden Schlägen, die fünfte Stunde des Abends; Fritzens Strafzeit geht mit ihr zu Ende, bald war er wieder frei. Seine Kerkerthüre öffnet sich, konvulsivisch schreckt er zusammen; doch schon packen ihn wiederum die Fäuste des Schließers und zerren ihn mit sich fort an das Tageslicht. Nachdem er nun noch den Rest der ihm zuerkannten Stockhiebe auf entblößtem Leibe, so arg und erbarmungslos vom Schließer ausgetheilt, daß auch jetzt wieder das Blut darnach heruntertropfte, erduldet, wird er von zwei Polizei-Sergeanten in die Mitte genommen und, gleich dem gemeinsten Verbrecher, hinaus zum Thore transportirt. Zerknirscht, vernichtet, bis zum Tode erschöpft, geht der Arme zwischen seinen Begleitern einher, er wagt nicht, sein Auge aufzuschlagen; ob er hätte vor Scham und Schimpf in die Erde sinken mögen, ach selbst die Steine mußten ihn ja jetzt anblicken. — Plötzlich aber weckt ihn teuflisches Hohngelächter aus seiner Lethargie; es kam von seinem Lehrmeister O., an dessen Hause sein Weg gerade vorüberführte. „Glückliche Reise, in Teufelsnamen, schändlicher, undankbarer Betteljunge!“ kreischt der Wüthende und spuckt ihm dabei seinen Geifer in das bleiche Angesicht. Vor Zorn und Empörung knirscht Fritz mit den Zähnen; aber ungerächt muß er weiter schreiten, spotteten und höhnten seiner doch selbst die ihn begleitenden Polizeimänner. So wird er noch eine Strecke weiter zum Thore hinausgebracht; nochmals wird ihm hier der Befehl, vor Ablauf dreier Jahre nicht zurückzukehren, wiederholt und er dann von seinen Begleitern verlassen.

Allein und von aller Welt gemieden, zitternd vor Kälte und Schwäche, steht Fritz jetzt da, in Regen und Wind, auf öder einsamer Landstraße. Geschunden und beschimpft mußte er die Vaterstadt verlassen; herzlos stieß man ihn hinaus, ohne Geld und sonstige Hilfsmittel, elend und rathlos, hinaus in die weite, weite Welt. Alles hat man dem Aermsten geraubt; selbst sein größtes Kleinod, die Ehre, sein guter Ruf und Namen ist dahin. — Nur sein neuer Anzug, so schwer und mühsam verdient, ist ihm geblieben, und auch der ist jetzt verdorben und zerrissen. — O hatte Fritz das Alles, hatte er eine solche Behandlung verdient!? — — — Bis ins Innerste der Seele erbittert und vernichtet, steht er jetzt da; Wuth, Haß und Rache tobt in seinem Herzen.

Unwillig stampft er mit den Füßen, krampfhaft ballen sich seine Fäuste, seine Pulse klopfen und vibriren. Gottes Fluch und und Rache ruft er herab über seine Verfolger und Peiniger, und mit gräßlichen Eiden schwört er, niemals wieder Parchim, die Stadt, wo er so unendlich viel erduldet und gelitten, zu betreten. Was sollte und konnte ihn auch wohl wieder dahin zurückziehen?

Digitized by Google

— Ach! die guten Eltern lebten ja nicht mehr, und seit diese der stille Grabhügel deckte, hatte er keine frohe und glückliche Stunde mehr erlebt. Alles war stets hart und gefühllos, ja grausam und ungerecht gegen ihn gewesen; keine Seele lebte in dem Orte, die ihn lieb, die Mitleid und Erbarmen mit ihm gehabt, die gut und freundlich gegen ihn gewesen war. — Und nochmals schwur er, nie wiederkehren, nie wieder seinen Fuß über die Thorschwelle der Vaterstadt setzen zu wollen.

Der Mensch aber soll nie unüberlegt, nie in seinem Zorne schwören, so lautet Gottes heiliges Gebot! denn des Herrn Wege sind unbegreiflich und wunderbar sind Seine Fügungen, und wehe dann dem Uebertreter des zweiten Gebots! —

(Schluß folgt.)

Ein Beitrag zur Erziehungs-Geschichte der Jugend in England.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen weckte mich ziemlich früh die Hausuhr. Da man nicht für gut gefunden das kleine mir zugewiesene Kämmerchen, in dem eben nur ein Bett und mein Koffer Platz finden konnten, zu heitzen, so beeilte ich mich in das Speise- und Schulzimmer zu gelangen. Hier fand ich bereits den Pastor und zehn junge Gentlemen meist im Alter von 11—14, nur an Mr. Martin's Kinn zeigten sich die ersten Spuren eines Bartes, versammelt und leider auch um den Ofen des mäßig erwärmten Zimmers postirt. Nachdem daher die gegenseitigen Vorstellungen stattgefunden, fand ich es gerathen in den Garten hinabzugehen und durch Spazierrennen meine erstarrten Glieder zu erwärmen.

Die Glocke rief mich bald wieder in den Speisesaal, in den nun bald auch die Damen des Hauses und die sämmtliche Dienerschaft eintrat. Nachdem die Damen den Gentlemen die Hände geschüttelt und Mrs. David jeden einzelnen um sein Befinden gefragt, las der Pastor einige Kapitel aus der Bibel vor, führte uns hierauf recht eindringlich zu Gemüth, daß wir allzumal Sünder seien und schloß mit einem endlosen Gebet. Hierauf entfernte sich die Dienerschaft und das Frühstück begann. Was wir tranken, darüber konnte ich nicht recht in's Klare kommen, auffallend war mir die unbezweifelte Geschwindigkeit mit der die aufgetragenen Butterbrote verschwanden und durch neuerliche Zufuhr ersetzt werden mußten. Auf das Frühstück folgte wieder ein Gebet, worauf sich die Damen zurückzogen.

Und nun begann der Unterricht. Zwei der Zöglinge wurden mir zur Ueberhörung ihrer französischen Lektion zugewiesen, andere zwei versuchte der Pfarrer in die Geheimnisse der lateinischen Sprache einzuweihen, während die übrigen immer zu zwei und zwei mit Mathematik, Griechisch u. s. f. beschäftigt wurden d. h. thatsächlich allen erdenklichen Muthwillen hinter des Pastors Rücken trieben. Ich hielt diese Eintheilung für eine Folge der verschiedenen Bildungsstufe der Gentlemen, bis mir, als nach einer Stunde der Pastor mit den mir zugewiesenen Zöglingen dieselben Gegenstände durchmachte, die er in der vorhergehenden Stunde von zwei anderen Schülern tradirt hatte, klar wurde, daß diese Klassenbildung nur dem Umstande ihre Entstehung verdanke, daß für jedes Lehrfach eben nur ein Handbuch vorhanden war. Die Handbücher waren in der sokratischen Methode abgefaßt. Als ich mir erlaubte meine Fragen selbst zu stylisiren und die Antworten mit den eigenen Worten der Zöglinge zu verlangen, empörten sich diese nicht wenig über eine derartige Zumuthung, und der Pastor selbst verwies mir diese Neuerung.

Von Stunde zu Stunde wurden die Klassen abgelöst und dieselbe Routine von neuem begonnen, bis ich endlich mit einiger Satisfaktion mit dem Glockenschlage 1 Uhr den weiblichen dienstbaren Geist mit einem großen weißen Tischtuch erscheinen sah, welches bald die Schultafel statt der griechischen, lateinischen und französischen Grammatiken und mathematischen Leitfaden bedeckte. — Mein Peloton truppirte wiederum am Kaminfeuer, und ich schritt abermals zum Lustbade. Diesmal kam mir der Geistliche nachgeschritten, und als wir beide den Garten betreten hatten, vertraute er mir, daß es in England unter Gentlemen die größte Beleidigung sei, Jemanden einen „Esel" zu nennen, und daß ich deswegen ja recht sorgfältig auf mich achten möge, da außerdem unfehlbar die jungen Herren bei ihren Eltern zuhause Beschwerde über mich führen würden, welches eine Unmasse von Unannehmlichkeiten aller Art nach sich ziehen könne. Ich schaute den Mann ganz frappirt an; er sah aber völlig ernsthaft aus und schien nichts weniger als scherzen zu wollen. — „Du armes Deutschland!" dachte ich bei mir, „wie bist du noch zurück! Wie manchen deiner Söhne habe ich einen Esel geheißen, während der vier Jahre, die ich auf der Militärschule Unterricht ertheilte, und die Eltern haben es mir sogar später Dank gewußt!"

Die Glocke unterbrach meine Betrachtungen. Diesmal rief sie zur Mittagstafel, um welche wir alsbald, ich selbst an Miß Calf's Seite, Platz nahmen, nachdem der Geistliche vorher dem Geber alles Guten in einem kurzen Gebete für die in Aussicht stehenden Erfrischungen gedankt hatte. Die nöthigen Formalitäten zur Erlangung der letzteren waren im Grunde einfach genug und deshalb auch für einen mit den Sitten des Landes noch wenig vertrauten Fremden schnell genug erlernbar. Mr. David, nachdem er auf den ihm dargereichten Teller ein Stück Braten gelegt hatte, fragte sodann dessen Eigenthümer: „Any gravy, Sir?" worauf derselbe antworten mußte: „If you please, Sir!" — Der Teller, also mit dem Braten und der dazu gehörigen Sauce beladen, machte sodann die Reise um den Tisch zu Mrs. David, welche ihrerseits fragte: „Any potatoes, Sir?" worauf der Eigenthümer zu erwiedern hatte: „If you please, Mam!" — worauf sie — also ermächtigt — dem Gehalte des Tellers eine Kartoffel beifügte, diesen selbst an seinen Besitzer zurückgebend, der sich ungesäumt an die Arbeit machte. Diese beiden vierzehnmal mit demselben Resultate wiederholten Fragen des an beiden Enden der Tafel sich gegenüberstzenden Ehepaares bildeten eine um so angenehmere Unterbrechung der im Schul- und Speisezimmer herrschenden Stille, als sie jedenfalls im Verein mit dem Geräusch von Messer und Gabel die einzigen waren und blieben. Nach dem Braten erschien der Pudding, zu dessen Vernichtung seinen Theil beitragen zu wollen sich auf vorheriges Befragen wiederum jedes Gemeinde-Mitglied in der gebräuchlichen Weise bereitwillig

erklärt hatte. Nach dem Pudding bedankte sich der Pastor abermals in einem kurzen Gebete für die nunmehr wirklich verabfolgten Erfrischungen, und die Tafel war aufgehoben, von welcher Thatsache sich selbst mein ungläubiger Magen zu überzeugen genöthigt war, als der Pastor, gleich darauf sich zu mir wendend, sagte: „Please to take these boys out for a walk.“

Ich trommelte demzufolge mein Peloton zusammen und rückte ab. Beim Weggehen gewahrte ich aber noch auf einen flüchtigen Augenblick den weiblichen dienstbaren Geist mit einem von einer weißen Serviette bedeckten Servirbrette versehen im Studirzimmer des Pastors verschwindend. „Sie trinken heimlich Wein und predigen öffentlich Wasser.“ — Wenn der fromme Mann sich auch für diese unoffiziell einzunehmenden Erfrischungen jedesmal beim Allerhöchsten bedankte, so hatte er in der That viel zu thun.

Mein Peloton marschirte im Laufschritt, sobald wir das geistliche Territorium verlassen hatten, und zwar schlug es die Richtung nach dem nämlichen Chausseehause ein, an dem ich erst gestern vorübergefahren war. Nicht weit von demselben ward ich wiederum jener beiden Brüder ansichtig, denen mein Anblick Tages zuvor so reichlichen Stoff zu Heiterkeit gewährt hatte. Nun, ich läugne gar nicht, daß es mir stets Freude macht, zum Vergnügen meiner Mitmenschen beitragen zu können, aber ich muß doch auch andererseits gestehen, daß es mir etwas ungemüthlich vorkömmt, so ohne alle bewußte Zuthat von meiner Seite ein solch unbegrenztes Gelächter zu erregen, wie dasselbe gestern mein Trommelfell erschüttert hatte, und ich warf deshalb den beiden jungen Leuten einen Blick zu, der wenig Aufmunterung zu einer Wiederholung der gestrigen Szene enthielt. Diese nun lachten mir zwar diesmal nicht geradezu ins Gesicht, aber sie schmunzelten doch Beide recht behaglich, als sie mich vorher eine Weile wie prüfend vom Kopf bis zur Zehe betrachtet hatten. Es lag dabei etwas in ihren Gesichtern, was mir ganz und gar unverständlich erschien, und mich kurz umwendend und Beide etwas scharf ins Auge fassend, fragte ich ziemlich barsch, was ihnen denn eigentlich an mir so heiter erschiene. — „Oh, begging your pardon, Sir!“ hieß es. Es ist ganz und gar nichts; wir haben nur schon so viele von Mr. David's Hülfslehrern kommen und gehen sehen, daß wir immer ein bischen neugierig auf jeden neuen geworden sind.“ — Diese Entschuldigung, mit Mienen und Geften begleitet, an denen die unzweideutigste Absicht unverkennbar war, mich nicht ärgern, sondern mich im Gegentheil aus einem mir unbekannten Grunde lieber bei gutem Humor erhalten zu wollen, war in der That nur geeignet, mir einigen Stoff zum Nachdenken zu geben.

Im Chausseehause fand ich mein Peloton vollzählig versammelt. Dasselbe saß um einen runden Tisch und speiste, und zwar diesmal ohne alle Zeremonien. Der Chaussee-Einnehmer war nämlich gleichzeitig auch Grocer und handelte mit Pfefferkuchen, Zwieback, Bisquits, Orangen, Aepfeln, Gingerbier, Sodawasser und ähnlichen Erfrischungen. Der Einfall war nicht schlecht. Ein Amerikaner würde ihn sogar „smart“ genannt haben. Soviel frappirte mich augenblicklich an demselben, daß er auf die genaueste Lokalkenntniß begründet war und ein überraschendes spekulatives Talent in dem wackern Chaussee-Einnehmer beurkundete. Später, als ich dessen Frau zu Gesicht bekam, ward ich versucht, dieser anfänglichen Meinung untreu zu werden und ihr — der Frau nämlich — die Ehre des Einfalls zu vindiziren. Dem sei indeß, wie ihm wolle, das Geschäft war kein schlechtes, und das Taschengeld der jungen Gentlemen von Shinderford Hall bildete eine regelmäßige Einnahme des wackeren Ehepaares, in dessen Schublade auch noch ein recht ansehnlicher Theil meiner eigenen Monatsgage wanderte.

Der Spaziergang selbst, der nach im reichlichsten Maße eingenommenen Erfrischungen alsbald seinen Anfang nahm, gab mir eine nicht unerwünschte Gelegenheit, die jungen Herren in etwas freieren Verhältnissen und dem Auge ihres Seelensorgers entrückt zu beobachten. Ich freute mich, zu finden, daß die menschliche Natur sich doch nie gänzlich verkrüppeln läßt und also hier ihre ewigen Rechte geltend machte. Etwas Scheinheiligkeit bei Einigen und etwas Schläfrigkeit bei allen abgerechnet, benahmen sich die jungen ebenso, wie alle Jungen thun, d. h. sie balgten sich, sie warfen sich mit Steinen, sprangen über Gräben, sie neckten und foppten sich gegenseitig und gaben sich hierbei mitunter Namen, die Mr. David sicherlich noch gar nicht gehört hatte in England, sonst hätte er meinen „Esel“ von heute Morgen schwerlich für die größte Beleidigung erklärt. Was würde der fromme Mann gesagt haben, wenn er gehört hätte, wie der bärtige Martin, der am Morgen so sanft aussah, als er Mrs. David über seinen Gesundheitszustand beruhigte, den Mr. Hardwick senior einen „d — bloody fool“ nannte, als derselbe ihm — ich weiß nicht mehr womit — der Quere kam.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen von Eduard Schiefer.

Die starrsinnigen Bekämpfer der freien Entwickelung des religiösen Lebens, die Hyperorthodoxen und Altlutheraner, sind am Organismus der Kirche Christi das, was Nagel und Haare am menschlichen Körper. Sie können wie diese abgeschnitten werden oder abfallen, der Organismus verliert nichts dabei. Die sind über diesen wie die Nägel über die Finger hinausgewachsen und taugen nichts.

Fiel der junge Manlius mit Recht als ein Opfer des von seinem Vater ausgegangenen Verbotes, sich mit den Latinern in keinem Kampf einzulassen, ehe das Zeichen zum allgemeinen Angriff gegeben worden sei? Keineswegs. Zwar handelte er gegen den Wortlaut des Verbotes, aber 1. wurde er zum Kampfe herausgefordert, und konnte von dem feurigen jungen Ritter nicht verlangt werden, ruhig zu bleiben; 2. baten alle Soldaten für ihn, und konnte daraus ersehen werden, daß sie seinen Fehltritt erkannten. Das exemplum statuere war darum überflüssig. Der Held mußte sterben, um zu beweisen, daß den Römern alles niedriger sei als das Gesetz. Ein allerdings zweideutiges Lob.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

* Der ungarische Landwirthschaftsverein in Pest entwickelt einen thatkräftigen Patriotismus. Der Verein, welcher seine Wirksamkeit mit 300 Mitgliedern begonnen hat, zählt bereits 813. In allen Zweigen der Volkswirthschaft wird energisch gewirkt und durch Preise das Forstwesen und die Landwirthschaft in allen Richtungen befördert. Von allen Seiten fließen freiwillige Beiträge ein, um die enormen Auslagen aufzubringen und Großes und Gutes zu schaffen. Möge doch unserm Landwirthschaftsverein, der ein gleiches Ziel erstrebt, eine den Verhältnissen angemessene Theilnahme zugewendet werden! Auch die ungarische Assekuranz macht große Fortschritte. — Die Stadt Nyiregyház, welche 12 Mühlen besaß, verpachtete dieselben wie es allerwärts geschieht, zu Gunsten der Gemeindekasse; leider aber ging der Pachtschilling zum großen Theil auf die Unterhaltungskosten auf. (Gerade so wie bei uns!) Nun wird man die Mühlen zu andern gewerblichen Zwecken verkaufen und eine Kunstmühle errichten, welche so viel Mehl liefert, als die bisherigen 12 Mühlen. Bei dieser Kunstmühle soll ein Getreidesparmagazin errichtet werden. (Wie wir vernehmen hat unsere Kommune eine ihrer Mühlen in der obern Vorstadt an einige industrielle Männer verkauft, die hier ein großes Industrie-Etablissement gründen werden, welches uns schon lange fehlt, verkauft.) In Kumanien und im Barscher Komitat hat der Hagel große Strecken verwüstet.

* Aus Wien wird bitter geklagt, daß die dortigen Bühnen bald mehr Gäste als einheimische Mitglieder zählen werden. Namentlich kommen die Tänzerinnen aus allen Ecken und Enden der Welt, und fast jede Woche künden die Plakate eine erste Hoftänzerin des Theaters in Madrid an. Die spanische Hofbühne muß schon Filialanstalten besitzen, wo sie ihre überzähligen Bajaderen und Sylphiden unterbringt. Es ist schauerlich, welche Masse solcher Springerinnen auf ihrem Europaabgrasungszuge die Wiener belästigen. Auch an Wunderkindern fehlt es nicht, welche die Wiener langweilen. Und manche von diesen Wunderkindern haben bereits ihr Jugend hinter sich, aber sie wollen noch immer Wunderkinder sein.

* Das Loos, welches 250,000 Gulden bei der Kreditanstalt gewonnen hat, ist wie schon gemeldet in Triest verkauft worden. Der Glückliche machte den Treffer mit vier Gulden. Er kaufte einen Spielschein von dem Lottokollektanten Weißenfeld. Der Gewinner ist ein Schiffsmakler, unbemittelt, aber Vater von vielen Kindern. Wenige Tage vorher wurde wegen 800 Gulden ein Personalarrest gegen ihn erwirkt. Er hat jetzt seine Gläubiger gezahlt und vertheilte 3000 Gulden unter die Armen von Triest. Der Schiffsmakler, welchem Fortuna so hold lachte, wird als ein braver Mann geschildert, und es heißt das Glück habe diesesmal den rechten Mann gefunden.

* Auf sämmtlichen österreichischen Eisenbahnen sind im Jahre 1857 78 Millionen Nutzmeilen zurückgelegt worden, wobei auf 39 Mill. ein getödteter und auf 26 Mill. ein verwundeter Passagier kommt. Ueberhaupt sind im Jahre 1857 durch Unglücksfälle 51 Passagiere (darunter 8 durch eigenes Verschulden) umgekommen, und 50 (darunter 17 durch eigenes Verschulden) verwundet worden.

* Infolge einer großartigen Schlägerei zwischen den Breslauer Burschenschaften und einigen Korps (Märkern und Preußen) ist durch Beschluß des akademischen Senates die Bruderschaft aufgelöst worden, formell wegen Hausfriedensbruches, nachdem sie jedoch, dem Vernehmen nach, wegen ihrer anderweitigen Tendenzen bereits mehrmals verwarnt worden war. Ein Burschenschafter ist relegirt, ein zweiter exkludirt, ein dritter zur Unterschrift des consilium abeundi veranlaßt worden. Die Bruderschaft rekrutirte sich vornemlich aus der philosophischen Fakultät, insbesondere aus den Philologen, den künftigen Gymnasiallehrern. Auch die drei Bestraften sind Philologen, die beiden ersteren auch Mitglieder des philologischen Seminars.

Kronstädter Nachrichten.

(Eingesendet.) Ich war gestern nach 1 Uhr bei Herrn Montaldo, und habe mir zur Einweihungsfeier seines Elisiums Karten gelöst für die Abfahrt Punkt 4 Uhr. Etwas vor dieser Stunde angekommen, fand ich den Omnibus bereits davon und mir blieb nichts übrig als der Wunsch, Herr Montaldo möge in seinem eigenen Interresse und mit delikater Rücksichtnahme für das Publikum die angegebenen Stunden, weder früher noch später, genau einhalten und insbesondere den bereits vorgemerkten Personen das unbestreitbare Vorrecht auf deren Sitze zukommen lassen. Möglich, daß Herr Montaldo von diesem Umstande nichts weiß; um so lieber ist es mir, ihn bei seiner bekannten Zuvorkommenheit darauf aufmerksam machen zu können. Gut und dem Publikum jedenfalls erwünscht wäre es, wenn die Wagenfahrt des Herrn Eigenthümers des Elisiums so eingerichtet würde, wie dies bei den Eisenbahnen der Fall ist, nämlich: Punktuelle Abfahrt zur Stunde, was auf den Abfahrtsmarken genau anzugeben sein müßte, und die Aufstellung einer Person am Wagen, welche dieselbe in Empfang zu nehmen hätte, weil, wenn dies nicht geschieht, immer derjenige der oft wiederrechtlich Bevorzugte ist, welcher zuerst im Wagen sitzt. Dieselbe Einrichtung hätte auch bei der Heimfahrt statt zu finden, um jede mögliche Reibung hintanzuhalten. Mit einer derartigen Ordnung wird Jeder zufrieden sein, jene Elisiumsgegend wird oft besucht werden, und somit Herr Montaldo sich selbst den größten Dienst erweisen. Indem ich Herrn Montaldo's Streben, geselligen Sinn zu fördern und zu heben, mit Achtung anerkenne, kann ich ihn versichern, daß viele Herren sammt Damen gleiches Los mit mir hatten.

Heinrich Mauß.

— Die Glaskunstausstellung im Gasthofe zur goldnen Krone, Zimmer Nro 1 ist den geehrten hiesigen Kunstfreunden noch einige Tage geöffnet.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 83. Mittwoch, den 14. Juli. 1858.

Karl Fürst zu Schwarzenberg,

gefürsteter Graf zu Sulz und Landgraf im Kleggau, Ritter des goldenen Vließes, Ritter des kaiserlich österreichischen Ordens der eisernen Krone 1. Klasse, Kommandeur des kais. österreichischen Leopoldordens, Besitzer des kais. österr. Militär-Verdienstkreuzes, Ritter des kais. russischen St. Stanislaus-Ordens 1, und des kais. russischen St. Annen-Ordens 2. Klasse, Großkreuz des päpstlichen Pius-Ordens, k. k. wirkl. geheimer Rath, Feldzeugmeister, Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 19, Kommandant des 12. Armee-Korps, Landes-Gouverneur und kommandirender General im Großfürstenthum Siebenbürgen ꝛc. ꝛc.

Den 21. Januar 1802 zu Wien geboren, trat der junge Fürst nach einer sorgfältigen Erziehung in seinem 19. Jahre (den 14. Februar 1821) als Kadett in das Infanterie-Regiment Graf Colloredo-Mannsfeld Nr. 33 und rückte von Stufe zu Stufe, so daß er es bereits den 17. April 1834 zum Obersten und Kommandanten des Infanterie-Regimentes Hoch- und Deutschmeister Nr. 4 gebracht hatte. Den 12. Oktober 1840 zum Generalmajor und Brigadier in Brünn ernannt, war Schwarzenberg in dieser Eigenschaft seit 1842 in Prag, hatte im Laufe dieser seiner Dienstjahre den kaiserlich russischen St. Stanislaus-Orden 1. und den St. Annen-Orden 2. Klasse erhalten und es war ihm im Jahre 1847 das vakante Infanterie-Regiment Hessen-Homburg Nr. 19 verliehen worden.

Mit allerhöchster Entschließung vom 18. Januar 1848 als Qua-Divisionär nach Italien bestimmt, rückte Fürst Schwarzenberg daselbst den 7. Februar desselben Jahres zum Feldmarschall-Lieutenant in seiner Anstellung vor, und war beim Ausbruche der Revolution mit 3 Bataillonen Infanterie, einer Division Kavallerie und einer 6pfündigen Fußbatterie in Brescia.

Hier nun war es, wo der Fürst im Drange der Ereignisse seine hohe militärische Befähigung durch seine zweckmäßigen Vorkehrungen und seine kühne Entschlossenheit zu beweisen Gelegenheit fand. Die drohende Gefahr einer allgemeinen Erhebung des Landes längst erkennend, hatte der Fürst bei Zeiten für die Wegräumung der im Arsenal vorhandenen bedeutenden Waffenvorräthe, sowie für die Verproviantirung des dortigen die Stadt beherrschenden Kastelles gesorgt und alle zur augenblicklichen Verwendung der Truppen geeigneten Maßregeln getroffen.

Als die Gährung in der Bevölkerung ungeachtet aller Versuche, dieselbe zu beruhigen, bedeutend zunahm, verlegte Schwarzenberg am 20. März Morgens sein Hauptquartier in die Kaserne St. Giulia, und als er am 21. März 1848 durch den Erzherzog Sigismund die ersten verläßlichen Nachrichten über die Ereignisse in Mailand und über den immer drohendern Charakter des sich allgemein verbreitenden Aufstandes erhalten, faßte er den kühnen Entschluß, mit seinen Truppen dem Feldmarschall entgegen zu rücken, obwohl dies die schwerere und gefährlichere Aufgabe war; denn Brescia zu halten wäre ein Leichtes gewesen, da er hiezu vorbereitet war, und bequemer hätte er mit seinen Truppen zur Verstärkung der näher gelegenen Garnisonen von Verona, Mantua und Peschiera rücken können, während der Marsch nach Mailand, durch ein im vollen Aufstande begriffenes Land, ihn allen Chancen eines nachtheiligen Kampfes im ungünstigsten Terrain entgegen führen mußte. Diese seine Wahl wurde auch vom besten Erfolge gekrönt, wie es die meisten Operationen im Kriege sind, welche die gewagtesten und gefährlichsten scheinen.

Am 22. um 10 Uhr Morgens ließ der Fürst die zur Versammlung der Truppen auf dem Allarmplatze auf der Piazza Torrelunga bestimmten drei Signalschüsse geben, und ritt selbst dem Bataillone von Graf Haugwitz Infanterie entgegen, welches sich längs den Basteien mit den übrigen Truppen vereinigen sollte. Dem Hauptmann Hofer dieses Bataillons war es gelungen, 4½ Kompagnien beisammen zu halten und dem Fürsten entgegen zu führen 1½ Kompagnie aber hatten leider ihre Fahne treulos verlassen und Major Wimpfen war in Gefangenschaft gerathen. Um eine fernere Nachahmung des bösen Beispieles zu verhindern, ergriff Fürst Schwarzenberg die Fahne des Bataillons, hielt sie hoch in die Luft, und rief der bisher treugebliebenen Mannschaft zu: „Kennt Ihr den Adler, welchen ich hier in der Hand halte, den Ihr geschworen habt zu vertheidigen und nie zu verlassen? — Wollt Ihr ausharren als brave Soldaten bei ihm und mit uns? — Wollt Ihr treu bleiben dem Kaiser, den man verleumdet? — Wollt Ihr erhalten den guten Namen des Regimentes, dem Ihr angehört? — Wer nicht mit uns will, trete aus, er gehe ganz ohne Furcht, er ist frei! — Geht Keiner?“ — „Nein! Nein! wir bleiben alle!“ antwortete die brave Mannschaft und so rückte das Bataillon mit klingendem Spiele in seine Aufstellung. Unter den nöthigen Vorsichtsmaßregeln und Zurücklassung von einer Besatzung

Digitized by Google

von 2 Kompagnien des Infanterie-Regiments Prinz Hohenlohe Nr. 17 im Kastelle, wurde um halb 11 Uhr der Marsch gegen Orzinovi angetreten, und am 24. rückte Schwarzenberg mit seinen Truppen in Crema ein, wo er sich mit der im Rückzuge befindlichen Armee des FM. Graf Radetzky vereinigte.

Fürst Schwarzenberg befehligte hierauf eine Division bei dem 1. Armeekorps, fand in der Schlacht bei St. Lucia Gelegenheit zur Auszeichnung, wurde jedoch auch von einer Gewehrkugel leicht verwundet. In dieser sowie in allen folgenden Relationen des Feldmarschalls Graf Radetzky finden wir den Fürsten nach jedem Kampfe unter den Ausgezeichneten genannt, was auch die Verleihung des Militär-Verdienstkreuzes außer den: Eingangs erwähnten hohen österreichischen Orden und des päpstlichen Pius-Ordens zur Folge hatte. Im Jahre 1849 befehligte Fürst Schwarzenberg eine Division beim 1. Reserve-Armee-Korps.

Mit allerhöchster Entschließung vom 20. Juni 1849 zum Truppen-Kommandanten des Observationskorps in Vorarlberg ernannt, kam Fürst Schwarzenberg den 16. Oktober desselben Jahres als Statthalter und Civil- und Militär-Gouverneur nach Mailand, bei welcher Gelegenheit ihm auch die k. k. geheime Rathswürde verliehen wurde.

Dieses seines Postens, in welchem er sich die Achtung und Verehrung aller Gutgesinnten zu erwerben wußte, enthoben, erhielt er am 18. Dezember 1850 das Kommando des 10. Armeekorps, bis ihn am 29. April des darauffolgenden Jahres das Vertrauen seines Monarchen zur hohen Stellung eines Civil- und Militär-Gouverneurs von Siebenbürgen berief. In Anerkennung seiner Verdienste hatte Se. Majestät demselben am 16. Dezember 1852 durch die Verleihung des Ordens des goldenen Vließes einen erneuerten Beweis allerhöchster Zufriedenheit gegeben.

Von regem Diensteifer und ächtem militärischen Geiste beseelt ließ sich der Fürst vor Allem das Wohl des Landes angelegen sein, welches sein kaiserlicher Herr ihm anvertraut hatte und er wußte mit der Strenge des Dienstes jene Formen von Humanität zu verbinden, welche ihm die Liebe und Hochachtung der gesammten Bevölkerung sichern, so wie er auch durch seine würdevolle äußere Haltung und sein wohlwollendes liebevolles Benehmen die Herzen Aller gewonnen hat, die mit ihm in nähere Berührung gekommen sind.

Unter seiner eben so kräftig durchgreifenden als umsichtig vermittelnden Verwaltung ist das Land aus den Nachwehen des unheilvollen Umsturzes in die feste Bahn der Ordnung und Gesetzlichkeit gehoben und in den neubelebenden Organismus des einheitlichen Staatsverbandes, aus dessen Wechselwirkung Glück und Segen auf das Land zurückströmt, eingegliedert worden. Vieles ist schon geschehen: die Verwaltung geordnet, die Gesetzgebung für Alle gleich geregelt, der Grund und Boden entlastet, die Straßen von Grund aus hergestellt, neue Verkehrswege und früher nie gekannte Verkehrsmittel nach allen Seiten hin geschaffen, Schulen und Bildungsstätten, aus Staatsmitteln vermehrt, in regem Aufschwunge. Anstalten für die leidende Menschheit theils erweitert, theils neu errichtet, gemeinnützige Vereine für Landwirthschaft und zur Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen in verjüngter Thätigkeit, die Bevölkerung, so verschieden nach Sprache und Abstammung, in versöhnlicher Ruhe und, was der schönste Ruhm des Landes ist, die Kirchen so vieler Bekenntnisse in christlichem Frieden, jede gleichmäßig in ihrem Rechte geschützt, nicht eine vor den andern bevorzugt, alle als Pflanzstätten des göttlichen Reiches auf Erden mit gleicher Gerechtigkeit unterstützt und geachtet, wie es die Gesetze des Landes erheischen und des Kaisers erhabener Wille gebietet.

Auf den Grundlagen, welche unter des Fürsten weisem Regimente theils geschaffen, theils befestigt wurden, wird das große Werk der verjüngenden Neugestaltung Siebenbürgen gesichert weiter schreiten und so manches Denkmal dieses Fortschrittes, das noch erstehen soll, in seinen Anfängen auf die Zeiten zurückführen, wo mit vielen Schwierigkeiten die Bahn geebnet und still und unbemerkt der befruchtende Saame für die Schöpfungen der Zukunft gestreut worden ist. —

Man halte nur Umschau über Alles, was seit Mai 1851 im Lande geschehen ist, man blicke vergleichend zurück auf die Vergangenheit vor dieser Zeit, man erwäge in ruhiger Betrachtung die eigenthümlichen Verhältnisse, die oft auch die edelste Absicht in der Ausführung begrenzen, und ein reines Auge wird von dem höhern Standpunkte des Ganzen, der vielfach erfüllten Verheißung dankbar gedenken, mit welcher ein begeisterter Sänger aus patriotischem Herzen den Fürsten begrüßte, als er am 24. Mai 1851 unter dem Jubel der Bevölkerung in Hermannstadt einzog:

Ein Sämann ziehest du herein in der Karpathen
Begabtes Segensland, ein Sämann, dessen Saaten
Der Nationen friedlich Glück entspringt;
Ein Engel nahst du uns, der Oestreichs fernem Sohne
Der neuen Schöpfung Hort vom Kaiserthrone,
Des Rechtes starke Wehr und Waffe bringt.

Das Gedenkbuch, welches der k. k. Herr Vize-Präsident, Heinrich Freiherr von Lebzeltern, des Fürsten kräftigste Stütze und treuer Rathgeber, der sein vollstes Vertrauen besaß, in dem jetzt so wehmuthsvoll gewordenen Augenblicke in Anregung brachte, als der Fürst zu Ostern d. J. Hermannstadt — leider für immer — verließ, wird der Reihe nach die Thaten und Bausteine aufnehmen, damit des Fürsten Bild, nach seinem Leben, Schaffen und Wirken gezeichnet, fortlebe in der Geschichte des Landes, dessen Bewohner sein Andenken segnen.

Aus Karlsbad nach Wien zurückgekehrt, hat ein rascher Tod am 25. Juni 1858 den Fürsten ereilt, mitten in der Fülle gereifter männlicher Kraft in seines Lebens 57. Jahre. Siebenbürgen fühlt, was es verloren hat; allgemein ist die Trauer und mit wehmuthsvollem Schmerze blicken die Völker des Landes zu dem geliebten Monarchen, in dessen rührendem Handschreiben an die Fürstin-Witwe sie in der höchsten Anerkennung, welche die Verdienste des Verewigten um Kaiser und Vaterland gefunden haben, zugleich einen wohlthuenden Beweis der unausgesetzten Sorgfalt verehren, mit welcher Franz Joseph, unser allerdurchlauchtigster Kaiser und Herr, sein treues Siebenbürgen beglückt.

Der Verewigte war mit Josephine Marie, Gräfin Wratislaw von Mitrowitz, Sternkreuzordens- und Palastdame, in glücklicher Ehe vermählt. Sein einziger Sohn, Fürst Karl, geboren am 5. Juli 1824, k. k. Major, vermählt mit Wilhelmein Fürstin

Digitized by Google

von Oettingen-Wallerstein, Palastdame Ihrer Majestät der regierenden Kaiserin, übernimmt mit der Herrschaft Worlik, dem Stammgute der fürstlich Schwarzenbergischen Sekundogenitur, das Erbe des Vaters.

Ruhe sanft, Du Edler, Du Gerechter! Du warst, wie Dein Kaiser und Herr Dir nachgerufen, Deines berühmten Namens würdiger Träger im Kriege wie im Frieden. — (Transsilvania.)

Der Handwerksbursche von Parchim.

(Schluß.)

4. Die unerwartete Kunde.

Viele Jahre sind vergangen; aus dem blassen Jünglinge war ein hübscher und kräftiger Mann geworden. Schon manche Stadt hatte Fritz gesehen, schon vieler Herren Länder durchwandert und allenthalben, wo er in Arbeit gestanden, sich durch Fleiß und Solidität die Achtung und Liebe seiner Meister erworben. Wenn auch gerade wohl keine Schätze, so hatte er doch immer so viel verdient und erübrigt, um sich ordentlich und anständig kleiden zu können, und war es dann Sonntag oder sonst ein Feiertag und Fritz ging aus, so sah man es ihm kaum an, daß er nur ein schlichter mecklenburgischer Schuhmachergeselle sei.

Da kam, — Fritz arbeitete gerade im Böhmerlande, — eines Tages ein großer Brief, mit einem mächtigen Wachssiegel, für ihn an. Ganz verwundert, einen solchen zu bekommen, besieht er das Dings von allen Seiten, ehe er es wagt zu öffnen. Wohl zehnmal liest er die Aufschrift, es war richtig, sie lautete an ihn. Jetzt buchstabiert er auch bei dem Namen des Poststempels, Parchim kommt heraus! Wie ein Blitz fährt es ihm durch die Seele. „Aus meiner Heimath!“ ruft er aus, „ich habe ja keine Seele dort; — meine Eltern sind todt; — was kann das bedeuten!“ „„Aber so öffnen Sie doch und lesen!““ sprach der nicht weit von ihm sitzende, schon ganz neugierig gewordene Meister. Fritz öffnet endlich und liest; doch bald entsinkt das Papier seinen Händen. Der Rath der Stadt Parchim zeigte dem Fritz darin an, daß sein Onkel plötzlich und ohne Testament verstorben. Da derselbe keine weiteren legitimen Erben, als ihn, hinterlassen, so sei er, nach mecklenburgischen Erbgesetzen, alleiniger Erbe des ganzen, nicht unbedeutenden Vermögens des Verstorbenen. Um nun aber sicher seine Identität feststellen zu können, sei es nöthig, vor Ablauf zweier Jahre sich persönlich sub poena praeclusionis (bei Strafe der Ausschließung) vor dem hohen Rathe der Vaterstadt zu stellen.

Unvermuthet und schnell, vom Schlagflusse plötzlich getroffen, war der Onkel verschieden; sein hinterlassenes Vermögen betrug mehrere tausend Thaler, nach damaligem Geldwerthe eine sehr bedeutende Summe, ein wahrer Krösus-Reichthum.

5. Die Vergeltung.

Einige Wochen vor Ablauf der vom Rathe festgesetzten Frist begegnen wir, an einem heißen Sommer-Nachmittage, einem einsam wandernden Handwerksburschen auf der nach Parchim führenden Landstraße. Nachdenkend, mit zur Erde gesenktem Haupte schreitet er langsam daher, in kurzen, abgebrochenen Sätzen vor sich hinsprechend: „Ich habe aber einen Eid geschworen, nicht wieder meinen Fuß über die Thorschwelle der Stadt setzen zu wollen; — — es geschah dieß jedoch in meiner großen Erbitterung, in jugendlicher Unbedachtsamkeit und Uebereilung und Gott wird mich deßhalb nicht strafen können; er hat mir das gewiß schon lange verziehen. — Aber dennoch — — wenn ich in die Stadt gehe, bin ich dann nicht meineidig? — — und doch, ich will, ich muß hinein! — Sobald ich mein Geld habe, will ich auch sogleich wieder fortreisen und nie, nie wiederkehren. Weit, weit von hier werde ich mir eine Heimath gründen; ich kann das gewiß, ich bin ja reich und allenthalben wird man mich dann gerne aufnehmen!“

So sprach der Wanderer, in welchem der freundliche Leser gewiß schon unsern Fritz wieder erkannte. Unschlüssig steht er oft stille, und doch ging er immer weiter fort auf der Landstraße, sich immer mehr der Vaterstadt nähernd. Er kämpfte einen schweren Kampf; in seinem Innern stritten zwei feindliche Gewalten, Furcht und Hoffnung, Habsucht und Gewissen, das Gute mit dem Bösen. —

Die Sonne, die den ganzen Tag klar und heiß geschienen, verschleiert sich nach und nach, schwere, düstere Wolken thürmen sich auf am Firmamente, ein lauer Wind erhebt sich und schon beginnen einzelne Tropfen die Erde zu feuchten. Erst jetzt bemerkt Fritz die Nähe des Unwetters; mechanisch verdoppelt er seine Schritte.

Mehr und mehr zieht sich das Gewitter zusammen, der Regen wird stärker, dumpf rollt in der Ferne der Donner und zuckende Blitze zertheilen das dunkle Gewölk. Ohne Rast und Ruhe eilt Fritz dahin. Schon sieht er aus der Ferne, durch die Dämmerung, die wohlbekannten Thürme der Stadt blinken; nicht lange mehr und er wird sie erreicht haben.

Immer ärger wird das Wetter. Rabenschwarze Nacht senkt sich hernieder auf die empörte Natur, wild brausend tobt ein Orkan daher, in Strömen stürzt der Regen vom Himmel, schrecklich brüllt der Donner, Blitze auf Blitze kreuzen die Lüfte, Schlag auf Schlag folgt; die Erde scheint in ihren Grundfesten zu erbeben. Dem Fritz vergehen fast die Sinne; war er auch sonst nicht furchtsam, jetzt wars ihm doch so unendlich beklommen, so ängstlich in der Brust.

Wiederum erhellt ein zischender Blitzstrahl mit geisterhaftem Lichte die ganze Gegend. Unwillkürlich wendet der Wanderer den Kopf zur Seite; ha, welch ein Anblick! Er befindet sich gerade dem Kirchhofe gegenüber; schaurig beleuchtet liegt derselbe da mit seinen Leichensteinen und Grabkreuzen; — es war der Gottesacker vor den Thoren der Stadt, wo auch die Gebeine seiner braven Eltern ruhten, an deren Gräbern er so oft geweint. — Eiskalt rieselt es ihm durch Mark und Bein, und durch das Tosen der Elemente tönen ihm jetzt die warnenden Worte entgegen: „Geh' nicht hinein, gedenke deines Schwurs! Aber es ist zu spät; der Dämon der Habsucht und des Mammons hatte Fritzens Sinne bereits umgarnt und das Gewissen zum Schweigen gebracht.

Digitized by Google

Schneller und ſchneller eilt der Verblendete dem Stadtthore zu, wo er Schutz zu finden hofft. Endlich hat er es erreicht; ermattet ſinkt er hin auf einen dort liegenden Stein. Da, — o gräßliches Schauſpiel, o rächende Nemeſis — da erreicht Gottes Zorn, Gottes Gericht den Meineidigen! Ein furchbarer Donnerknall, ein grauſig leuchtender Blitzſtrahl, ein ſchrecklich gellender Angſtſchrei, und mit geſpaltenem Schädel ſinkt Fritz zu Boden, eine gräßlich entſtellte Leiche liegt er da, auf der Thorſchwelle der Vaterſtadt.

Zur Erinnerung an vorſtehende Tragödie und zur Warnung für Jedermann wurde die Szene, als der Handwerksburſche auf einem Steine unter dem Thore ſitzend, gerade im Begriffe, den Riemen einer ſeiner Schuhe feſter zu ziehen, plötzlich vom Blitze getroffen wird, in Oelfarben gemahlt und dies Bild über dem innern Eingang deſſelben, das „wocker" Thor genannt, befeſtigt. Daſſelbe, zwar ſchon ſehr beſchädigt, dennoch aber recht gut zu erkennen, habe ich ſelbſt noch vor etwa zwölf Jahren an Ort und Stelle geſehen. Wie man denn damals auch noch in der Nähe benannten Thores einen Stein des Straßenpflaſters, mit einem großen runden Loche in der Mitte, zeigte und von dieſem behauptete, daß der Blitzſtrahl, nachdem er den Handwerksburſchen erſchlagen, hierdurch in die Erde gefahren ſei.

Vor einigen Jahren ſind indeß die ehemals bedeutenden, nach und nach verfallenen Feſtungswerke der Stadt und mit ihnen zugleich auch die dazu gehörenden alterthümlichen „wocker" Thorgebäude gänzlich abgetragen und zu friedlichen, ſchönen Promenaden umgewandelt worden. Exiſtirt alſo auch jetzt Bild, Thor und Stein nicht mehr, ſo wird doch die alte Sage „vom eidbrüchigen Handwerksburſchen" gewiß auch ferner noch fortleben, deren Moral, nicht leichtfertig und unüberlegt zu ſchwören, Jeder beherzigen möge!

Mannigfaltiges.

* Die im Auftrage Sr. Majeſtät des Kaiſers Franz Joſeph I. von Fernkorn in Wien für die Vorhalle des Speyerer Domes angefertigten Bildhauerarbeiten, nämlich die Statuen der acht deutſchen Kaiſer und Könige, welche im Dom ihre letzte Ruheſtätte gefunden, ſowie zwei größere hiſtoriſche Reliefs ſind vollendet und dürfen in Bälde in Speyer erwartet werden. Der Transport geſchieht zu Waſſer und zwar auf dem Ludwig-Donau-Main-Kanal ohne Umladung in direkter Sendung von der Hauptſtadt des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates.

* In Baiern erzählt man ſich nachſtehende intereſſante Epiſode aus dem Leben des Vaters unſerer allergnädigſten Kaiſerin Eliſabeth: „Es iſt bekannt, daß der Herzog Max in Baiern einer der ausgezeichnetſten Zitherſpieler iſt. Eben ſo bekannt iſt es, daß der Herzog es liebt, wenn er im Sommer auf dem Lande lebt, unerkannt in ſchlichter Tracht in den Gebirgen umher zu wandern, wobei er meiſtens die Zither mitnimmt. Im vorigen Jahre im Herbſte ſetzte er ſich eines Tages auf einen Baumſtumpf und gefiel ſich, ein Echo zu wecken, um ſich von dieſem ſekundiren zu laſſen. Der Herzog glaubte ſich unbeachtet, allein mehrere Bauern zogen über das Gebirge und lauſchten den wundervollen Tönen des Zitherſpiels. Als der Herzog zu Ende war und ſein Inſtrument über die Schulter hing, trat ein Bauer auf ihn zu. „Du," ſagte er zu dem hohen Herrn, den er nicht kannte, „du kannſt es gar ſo ſchön; komm' mit uns, da unten iſt ein Wirthshaus, ſpiel' uns ein Paar Tänz' auf; wir zahlen dir ſo viel Bier, als du trinken magſt." — „Ich habe keinen Durſt, ich will aber doch mit Euch gehen." Die Bauern führten ihn in ihr Gaſthaus. Der Wirth erkannte den hohen Herrn; aber dieſer winkte ihm, ſein Inkognito nicht zu verrathen. Nun mußte Herzog Max ſpielen. Die Bauern waren vor Entzücken außer ſich, als ſie die lieblichen Weiſen hörten. Sie ſangen, ſie ſprangen, ſie jauchzten und verlangten immer neue Tänze. Nachdem der Herzog über eine Stunde muſizirt hatte, wollte er aufbrechen. „Kinder," ſagte er, „laßt mich nun nach Hauſe gehen, ich habe noch weit, und der Abend bricht heran." „Ei was," ſagte einer der Bauern, „du ſpielſt uns noch den Tanz vom Herzog Max, das iſt der ſchönſte, dafür kriegſt du ein 24-Kreuzerſtück und verſprichſt uns, daß du auf den nächſten Sonntag wiederkommſt." Der Herzog verſprach wieder zu kommen, ſteckte das 24-Kreuzerſtück ein und ſpielte den Walzer vom Herzog Max. Die Bauern jubelten neuerdings, dann ließen ſie den herrlichen Zitherſpieler ziehen. Als der Herzog fort war, trat der Wirth herzu. „Um Gotteswillen!" ſagte er, „wie toll und roh war't Ihr! Wißt Ihr, wer der war, den Ihr ſo keck behandeltet? Das war der Herzog Max ſelbſt! Iſt es Euch denn nicht eingefallen, daß kein Menſch in unſeren Bergen die Zither ſo ſpielen kann, wie er?" Die Bauern erſchracken. „Laufen wir ihm nach," ſagte der Eine, „bitten wir ihn um Verzeihung." „Ja, ja!" ſchrien die Andern und im Fluge holten ſie den Herzog ein. Sie baten ganz demüthig um Vergebung. Der Herzog lachte, „Ihr habt mir mehr Freude gemacht, als ich Euch," erwiderte er, „ich werde auch ganz gewiß am nächſten Sonntag wiederkommen und Euch die heiterſten Tänze aufſpielen; wenn Ihr aber meint, daß ich Euch das 24-Kreuzerſtück zurückgebe, das Ihr mir bezahlt, ſo ſeid Ihr im Irrthum; dieſes Geld behalte ich, denn es iſt das erſte Geld, das ich mir mit meiner Zither verdient habe."

* Unter den franzöſiſchen und den römiſchen Soldaten ſind in letzter Zeit häufige blutige Raufereien vorgefallen, wobei Leute auf beiden Seiten gefallen ſind. Am 20. Juni fand in Rom ein neuer Streit ſtatt; der römiſche Pöbel machte Miene, auf Seite der römiſchen Soldaten zu treten, was aber verhindert wurde. Der franzöſiſche Oberkommandant hat ſtrenge Befehle ausgegeben, um den Raufereien ein Ende zu machen. Die franzöſiſchen Soldaten ſind zur Hälfte in den Kaſernen konſignirt. Nach dem Tagesbefehl des Generals Goyon wird jeder Soldat, welcher ſeinen Säbel im Streite zieht, kriegsrechtlich erſchoſſen!

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronſtadt.

Digitized by Google

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 84. Freitag, den 16. Juli. 1858.

Ein Beitrag zur Erziehungs-Geschichte der Jugend in England.

(Fortsetzung)

Es war fast 5 Uhr, als ich mit meinem Peloton wiederum in Shinderford Hall einrückte, was dem Geistlichen Veranlassung gab, mir für die Zukunft kürzere Spaziergänge anzuempfehlen, da eine so anhaltende Bewegung den jüngeren der jungen Gentlemen nachtheilig sein möchte. „Auch eine sonderbare Ansicht über Erziehung," dachte ich bei mir, oder wollte der fromme Mann etwa damit nur andeuten, daß er nicht wisse oder wissen wolle, daß die jungen Herren vorher so ziemlich eine Stunde lang im Chausseehause frische Kräfte geschöpft hatten?

Um 5 Uhr ertönte die Glocke abermals, und wir saßen alsbald wiederum in der nämlichen Rangordnung um die Schultafel wie am Morgen und Mittag. Derselbe große Kessel, den ich bereits am Morgen zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, stand vor Mrs. David, die dessen Inhalt wiederum in dieselben kleinen Tassen füllte, diesmal aber meine Neugierde bezüglich dessen chemischer Zusammensetzung zu meiner nicht geringen Satisfaktion schon im voraus durch die mit anerkennungswerther Gewissenhaftigkeit an jeden von uns gerichtete Frage befriedigte: „Will you take some tea, Mr. —? Das darauf zu erwiedernde Schlagwort war: „If you please, Mam," welches wir denn auch Alle abgaben. Mit alleiniger Ausnahme der chemischen Verschiedenheit der dargereichten Flüssigkeit bot überdies unser Theetisch ganz das nämliche Bild dar, wie am Morgen der Kaffeetisch. Auch die drei Teller mit den bestrichenen Brotscheiben wurden ganz in derselben Weise geleert und von dem weiblichen dienstbaren Geiste wieder befrachtet, um alsbald wieder geleert zu werden.

Nach der leiblichen folgte die geistliche Nahrung. Die jungen Zöglinge — diesmal in fünf Klassen vertheilt — wurden wiederum mit wissenschaftlichen Lehrbüchern versehen und begannen aus denselben paarweise mit dem schon am Vormittage von mir wahrgenommenen Eifer die Früchte wahrer Weisheit einzusammeln. Der Geistliche, am oberen Ende der Tafel Platz nehmend, leitete das Selbststudium der jungen Leute mittelst von Zeit zu Zeit an einzelne derselben gerichtete aufmunternde Worte: „You are doing nothing, Mr. Martin." „I am astonished at you, Mr. Everitt!" — „You are wasting your time, Mr. W. Hardwick!" „Really, Mr. Ketton, you are very slothful!" — Dank diesen Bemühungen des frommen Mannes war auch wirklich etwa nach Verlauf einer halben Stunde über dem Tische so ziemliche Geschäftslosigkeit eingetreten, und die jungen Leute hielten sich für den ihnen auferlegten Zwang unter demselben schadlos. Sobald aber der Herr Pastor kurz darauf das Zimmer verließ, ward die Szene alsogleich eine umgekehrte. Die jungen Gentlemen zogen sich nicht mehr gegenseitig bei den Beinen, sondern warfen sich mit Brotkugeln, die mir aus den so räthselhaft rasch vom Kaffee- und Theetisch verschwundenen Brotschnitten fabrizirt zu sein schienen. Anfänglich erschien mir diese Art des Selbststudiums etwas befremdend, und ich glaubte im Sinne meines Prinzipals zu handeln, wenn ich die zerstörte Disziplin wiederum und zwar auf meine Weise restaurirte. Ich begann also damit, Mr. Martin den Bärtigen und noch zwei oder drei andere Jungen beim Kragen zu nehmen und nolens volens zur Thür hinauszuwerfen, wobei ich nicht vergaß, ihnen die vorgelegten Leitfaden nachfolgen zu lassen. Das hierdurch verursachte Geräusch mußte den Herrn Pastor herbeigezogen haben, denn er erschien alsbald mit sämmtlichen Inkulpaten wiederum im Schulzimmer und versicherte mir, daß die jungen Gentlemen ihm betheuert hätten, an der eingetretenen Störung gänzlich schuldlos gewesen zu sein. Es erschien mir aus verschiedenen Gründen überflüssig, diese irrthümliche weltliche Ansicht des geistlichen Herrn zu berichtigen, und ich beschloß nun, mich fortan als gänzlich objektiver Zuschauer bei ähnlichen Vorkommenheiten zu verhalten. Der Eintritt des frommen Mannes stellte überdies alsbald die während seiner Abwesenheit unterbrochene Geschäftigkeit unter der Tafel wieder her, und als die jungen Gentlemen ihren Bestrebungen dergestalt im Ganzen etwa eine Stunde lang überlassen worden waren, händigte mir der Pastor ein gedrucktes Frag- und Antwortbuch ein und ersuchte mich, die Herren daraus die entsprechende Lektion in der Geographie und Geschichte zu überhören. Er selbst schickte sich an, mit einem zweiten Exemplare desselben Werkes ausgerüstet, das nämliche Verhör mit den übrigen Klassen im Religionssache, in der Naturgeschichte und in der Mathematik vorzunehmen. Ich mußte unwillkürlich über die gehabten Bedenken lächeln, mit denen ich mich sechs Wochen vorher in jener Scholastic-Office zur Uebernahme des geographischen und historischen Unterrichts verpflichtet hatte. Mein Fach waren, außer lebenden Sprachen, immer nur die sogenannten Militär-Wissenschaften gewesen, und ich hegte nicht geringes Bedenken ob meiner

Digitized by Google

Qualifikation zu den, wie ich mir gestehen mußte, etwas leichtfertig übernommenen Unterrichtszweigen. Diese Bedenken verschwanden jetzt, mein Gewissen war beschwichtigt; ich hätte nach der von meinem Pastor adoptirten Lehrmethode ganz gelehrt Transcendental-Philosophie oder Sanskrit vortragen können.

Wie das Verhör ausfiel, wird sich Jeder denken können, der meiner Schilderung des Selbststudiums der jungen Leute gefolgt ist. Aber für so unwissend, wie ich die Jungen sammt und sonders, und sogar in der Geschichte und Geographie ihres eigenen Landes, fand, hätte ich sie doch nicht gehalten. Aus der konstitutionellen Monarchie ihres Vaterlandes eine Republik und aus deren Königin, für die sie doch wöchentlich viermal in der Kirche beten mußten, einen Präsidenten zu machen, war ihnen eine ebenso große Kleinigkeit, als die Rocky Mountains von dem Gestade des Stillen Ozeans an die Ufern der Themse zu verlegen; der Grund zu welchen seltsamen Verwechselungen mir erst dann einleuchtend wurde, als ich die vorausgehende Seite meines mit ihrem Leitfaden korrespondirenden Frag- und Antwortbuches aufschlug und daselbst die Ueberschrift „United States" erblickte. — Die armen Jungen, sie thaten mir aufrichtig leid. Es waren ein paar Söhne ganz unbemittelter Eltern darunter, die also ihren Weg durch diese harte Welt dereinst selbstständig zu fechten hatten. Arme Jungen, wie werden diese damit zu Stande kommen! Ich traf auch Einige, namentlich unter den Jüngeren, an, die wirklich gesunde Anlagen hatten und mir weniger eingeschläfert — slothful, wie der Pastor meinte — erschien als der Rest. Bei richtigerem Verfahren konnte vielleicht aus manchem rohen Kieselsteine Edelstein geschliffen werden, so aber waren die armen Jungen einem unvermeidlichen Schicksal verfallen, und die braven Eltern, nicht wenig stolz darauf, ihre Nachkommenschaft von einem ehrwürdigen Pastor für 60 Pfund jährlich erzogen zu wissen, hatten, ohne es zu ahnen, eine schwere Verantwortung auf sich geladen. Der Mathematik-Unterricht war überdies bei weitem das Seltsamste, was mir noch jemals in meiner pädagogischen Laufbahn erschienen ist. Der Herr Pastor besaß einen Schlüssel zu den im Leitfaden der jungen Leute eingestreuten Exempeln, und er begnügte sich, diesen mit den von jenen aufgefundenen Resultaten zu vergleichen. Dabei kam es vor, daß er hin und wieder die mit Nummern zu den korrespondirenden Aufgaben versehenen Auflösungen verwechselte, und nicht selten erklärte er ein Resultat für falsch, das ich, als die Jungen sich später bei mir Rath holten, um der Würde der Wissenschaft nicht zu nahe zu treten, für richtig zu befinden genöthigt war.

Der Abend-Unterricht wurde in der beschriebenen Weise bis nach ½ 8 Uhr fortgesetzt, nur artete die letzte Stunde, die der Herr Pastor in der Regel auf seinem eigenen Zimmer zubrachte, gewöhnlich in eine Abend-Unterhaltung aus, von deren Themata der fromme Mann sich gewiß wenig träumen ließ. Um halb neun Uhr ward die Sitzung aufgehoben, und die Schultafel unterlag einer abermaligen Verwandlung. Statt der Geographie und Geschichtsbücher ward sie mit holländischem Käse, gesottenen Aepfeln und anderen derartigen Leckerbissen bedeckt, an welchen partizipiren zu wollen sich auf vorherige Befragung die jungen Gentlemen abermals bereitwillig erklärt hatten. Als das Supper geendet war, ertönte zum letzten Male für heute die große Glocke, und herein trat im Prozessionsschritt mit vorgehaltenen Stühlen der Chor der Dienerschaft. Nachdem Vorlesung, Ermahnung und Gebet wie am Morgen stattgefunden, begann die Operation des Händeschüttelns ganz in der nämlichen Weise wie am Morgen, wobei sich Miß David durch Tapferkeit und Entschiedenheit auszeichnete, und hierauf verschwanden die zehn jungen Gentlemen nebst den übrigen Bewohnern der Hall, um Tages darauf dasselbe Spiel ganz in derselben Weise zu wiederholen.

(Fortsetzung folgt.)

Radetzky für die Reorganisation der österreichischen Armee.

Vor wenigen Tagen ist eine Denkschrift*) vom verewigten Feldmarschall Grafen Radetzky erschienen, worin sich ein Aufsatz befindet der nachfolgenden Titel führt: „Wie kann man gute und große Heere mit wenig Kosten erhalten? Geschrieben Ende Dezember 1854." Diese Denkschrift — als solche scheint sie damals höchsten Orts überreicht worden zu sein, meint die „Ost-Deutsche Post": zeigt uns den praktischen, tiefblickenden und selbstständigen Geist Radetzky's in seiner eigensten Gestalt. Wir wissen Alle, welch eine große kräftige und organische Umwandlung das österreichische Heer in den letzten acht Jahren erfahren hat. Die österreichische Armee ist ein verjüngtes Institut geworden, über dessen lebensvolle Organisation auch im Auslande die höchste Achtung ausgesprochen wird. Wie interessant, ja überraschend ist es nun für uns, in einer Denkschrift, die vor 24 Jahren geschrieben, die Hauptumrisse gezeichnet zu finden, welche in der neuen Organisation zur Ausführung kamen. Mit eben so bescheidenen als festen und klaren Worten schildert Radetzky die Mängel und Reformbedürfnisse der damaligen Armeezustände, so lebensvoll, so frisch, daß sie noch heute vom höchsten Interesse sind. Wir lassen diesen merkwürdigen Aufsatz hier beinahe vollständig folgen und erlauben uns nur, zumeist für unsere ausländischen Leser, einige Noten anzuhängen, in denen wir, soweit wir es als Laien im Stande sind, die seit jener Zeit eingetretenen vollständigen Aenderungen kurz angeben.

Ende Dezember 1834.

Die Lage von Europa ist dermalen von einer Art, daß man mit keiner Bestimmtheit auf eine ruhige Zukunft rechnen, daher auch nicht eine allgemeine Entwaffnung vornehmen kann.

Ganz besonders ist Oesterreich jene Macht, welche, seit dem Beginn der unglücklichen Epoche, in der wir uns befinden, dem allgemeinen Wohl, besonders aber der Sicherheit von Italien und der Ruhe von Deutschland die schwersten Opfer brachte. Deshalb scheint es auch nicht wahrscheinlich, daß man von dem einmal angenommenen Prinzip in Zukunft abzuweichen bereit sein werde.

*) Der vollständige Titel des Buches lautet: „Denkschriften militärisch-politischen Inhalts aus dem handschriftlichen Nachlaß des k. k. österr. Feldmarschalls Grafen Radetzky. Stuttgart und Augsburg, J. G. Cotta'scher Verlag. 1858."

Digitized by Google

Allein dieser Zustand ist ungemein drückend für die Finanzen, und dabei doch nicht zureichend für den Fall eines Krieges ....

In welcher Art diesen Konflikten auszuweichen sei, vermag nur die Staatsbehörde an höchster Stelle selbst zu entscheiden. Da mir aber die Klagen über die großen Kosten des Heeresunterhaltes zur Genüge bekannt sind und lange Erfahrung, verbunden mit vieljährigem Nachdenken über diesen Gegenstand bei mir Verschiedenes zur Reife gebracht haben, so glaubte ich vorzugsweise darauf sinnen zu müssen, eine Armeeorganisation zu entwerfen, wodurch, bei einer Streiterzahl von 500,000 Mann, der großen Aufgabe Oesterreichs würdig entsprochen werden könne, ohne die bisher für den Armeeunterhalt festgesetzte jährliche Dotationssumme von vierzig Millionen Gulden überschreiten zu müssen.

Die Aufgabe, um welche sich dermal jede Armeeorganisation dreht, liegt lediglich in der einfachen Frage: „Wie kann man gute und große Heere mit wenig Kosten erhalten?"

Oesterreich hat leider die günstigsten Momente zur Reorganisation seiner Militärmacht ungenützt vorübergehen lassen. Das Jahr 1806 öffnete den Preußen die Augen. Wir aber zogen keine Lehre aus den Unfällen der Jahre 1805 und 1809. Seit dieser Zeit verstrichen weitere fünfundzwanzig Jahre ungenützt. Und jetzt, wo uns die Verhältnisse ernster denn je mahnen, im Militär zweckmäßige Verbesserungen vorzunehmen, ist der Augenblick ungünstiger wie nie. Wollte man Reformen dieser Art, so müßte bei seltener Umsicht doch nur ein theilweiser Zweck zum Grund gelegt werden.

Will man die ganze Stärke des Wehrstandes in ein Landwehr- oder Reservsystem legen, so muß nothgedrungen die Landwehr das eigentliche Heer bilden, die Armee aber bloß die Schule für die Landwehr abgeben. In diesem Fall möchte aber selbst eine achtjährige Dienstzeit zu lang sein.

Wir wollen übrigens in diese Auseinandersetzungen nicht weiter eingehen, sondern uns darauf beschränken, die wesentlichsten Fehler und Mißgriffe unseres dermaligen Militärsystems nach langjähriger Ueberzeugung anzuführen Diese sind:

1. Ungleiche und allzulange Dienstzeit.

Eine Ungleichheit ist unbillig. Die allzulange Dienstzeit aber wirft dem Staat eine Unzahl von Invaliden an den Hals, deren Erhaltung große Summen kostet. Auch macht eine vierzehnjährige Dienstzeit jedes Landwehrsystem rein unmöglich. Das Wort Landwehr hat bei uns gar keine Bedeutung. Wir haben keine Landwehr. Denn die zehn oder zwanzig alten ausgedienten Kürassiere, Dragoner, Sappeure, Artilleristen u. dgl. in ein sogenanntes Landwehrbataillon gesteckt, das aus lauter neu ausgehobenen jungen Leuten, also aus Rekruten besteht, tragen wahrlich nicht dazu bei, den guten Eindruck auf den jungen Soldaten zu erhöhen. Und überdies füllen sie auf Märschen die Spitäler.*)

2. Komplizirte und dennoch fehlerhafte Kriegsverwaltung.

Selbe verzehrt einen großen Theil des Militärbudgets. Es ist unrecht, daß Gegenstände auf dasselbe geschlagen werden, die unter keinem Betracht dahin gehören. So z. B. geht das Remontirungsdepartement die Armee gar nichts an. Denn die Verbesserung der Pferdezucht ist ein Industriezweig, gehört also zum Ministerium des Innern und so ließe sich noch Manches nachweisen.

Das Armeebudget muß also von allem Fremdartigen gereinigt werden, damit sich herausstelle, was eigentlich die Armee selbst koste. Es liegt am Tag, daß sich der Hofkriegsrath nichts aus den Händen nehmen lassen will. Wenn daher der Finanzminister gegen daß Militärbudget seine Stimme erhebt und behauptet, solches nicht länger bestreiten zu können, so muß die Armee selbst das Mittel liefern, das Defizit zu decken, d. h. man greift zu Reduktionen. Allein wenn man auch das Heer um 100,000 Mann vermindert, so bleibt die Administration dennoch stets dieselbe. Sie bleibt dieselbe bei 200,000 wie bei 500,000 Mann. Alles fällt auf den eigentlichen streitbaren Stand, gleichsam als ob die Armee wegen ihrer Administration und diese nicht wegen der ersteren da wäre. Ich habe nicht blos ganze Regimenter reduziren, sondern mehr als dieses, ich habe fast die ganze Armee auflösen sehen, ohne daß jemals in dem Heere von Beamten auch nur die geringste Verminderung eingetreten wäre. Im Gegentheil, die Departements wurden noch vermehrt und im Zivile schafft man täglich neue Stellen.*)

3. Montursystem.

Der österreichische Soldat ist (war) in ganz Europa am schlechtesten gekleidet und dennoch kostet die Bekleidung und Bewaffnung des Heeres unserm Staate unermeßliche Summen. Ich würde mich unbedingt für gänzliche Auflösung der bestehenden Oekonomiekommissionen aussprechen. Es ist lächerlich, bei uns Dinge für unmöglich zu halten, die anderwärts bei den kleinsten wie bei den größten Heeren nicht die mindeste Schwierigkeit machen. Aber auch hier ist es wieder der Hofkriegsrath, welcher die Mißbräuche in Schutz nimmt. Selbe kommen ihm zu Statten, weil sie seinen Einfluß erweitern. Wenn die Oekonomie-Kommissionen wegfallen, so gäbe es ein hofkriegsräthliches Departement weniger.**)

(Forts. folgt.)

*) Die Dienstzeit ist wie bekannt bereits seit mehr als zehn Jahren bei allen Truppengattungen auf 8 Jahre festgesetzt und das System der Landwehr ist durch ein anderes viel zweckmäßigeres ersetzt worden.

*) Die Kriegsverwaltung wurde seit einigen Jahren vereinfacht; zur Aufmunterung der Pferdezucht werden erst neuerdings bedeutende Geldprämien bestimmt und dieselbe wird in allen Ländern von der Natur so bevorzugten Provinzen mit Erfolg kultivirt. Es darf nicht unbeachtet bleiben, daß der Bedarf an Pferden in den Jahren 1848—49 und 1853—54 durch Ankäufe im Innern vollkommen gedeckt wurde, während in Frankreich, wo die Militär- und Privat-Gestüte schlecht kultivirt sind, die Remonten im Auslande gekauft werden müssen.

**) Die Montur-Oekonomie-Branche hat in den letzten Kriegs- und Kriegsbereitschafts-Jahren eine harte Feuerprobe zu bestehen gehabt der Läuterungsprozeß hat die wesentlichsten Mißbräuche zum Theile beseitigt.

Korrespondenz.

** Hermannstadt, im Juli. Bei allen zivilisirten Völkern wird das Vermögen, aus dessen Erträgnissen Wohlthätigkeits- und andere Humanitäts-Anstalten, Spitäler u. s. w. erhalten

werden, für unantastbar heilig gehalten. Selbst bei den so tief korrumpirten Zuständen des heutigen Frankreichs erstand noch eine öffentliche Stimme gegen die beabsichtigte Umwandlung der unbeweglichen Güter der Humanitäts-Anstalten in flüssige Rente. Auch bei uns würde sich die öffentliche Meinung nicht passiv verhalten, bei einem Angriffe auf Stiftungsvermögen. So z. B. wenn sich ein Spitals-Verwalter, altersschwach und arm, von seinem Posten zurückzöge, so würde man ihm sicher gern eine Pfründnerstelle in dem von ihm früher verwalteten Spitale zukommen lassen; wenn aber dieser Spitals-Verwalter als reicher, ja als bedeutend reicher Mann von seinem Amte abträte, wenn er bei dieser Gelegenheit eine Pension von 300 Gulden anspräche, wenn diese Pension ihm bewilliget würde, so daß jene 300 Gulden den armen Pfründnern, für welche sie eigentlich gestiftet wurden, entzogen, und ihm, dem reichen Manne, zugewendet würden; wenn dieses Alles geschehen sollte, so könnte ein solcher Vorgang nicht verfehlen, eine gerechte Entrüstung bei allen ehrlichen Leuten hervorzurufen! —

— Dem energischen Eifer des Barons Sigmund Szent-Kereßti ist es, wie unsern Lesern bekannt, vor Kurzem gelungen, in der Háromßék einen Landwirthschaftsverein zu [illegible]ben, dessen Hauptzweck die Führung einer Musterwirthschaft ist. Hierzu stehen dem Verein jährlich 3000 fl. zur Verfügung, nebst einem Pachtgut, das bereits gewählt ist. Es ist das eine für die Förderung der Oekonomie in Siebenbürgen höchst erfreuliche Thatsache; unerfreulich ist dabei nur, daß der kleinere Provinzverein eher zu Stande gekommen ist als der viel früher angeregte Landesverein für Siebenbürgen. Dem lockenden Beispiel zufolge dürften sich nun mehrere kleinere Vereine bilden, und hierdurch die Kräfte zersplittert werden, deren Beisammenbleiben zur Bildung eines Landesvereins nöthig ist. Und doch würde dieser nach einer ungefähren Berechnung des „Kol. Közl." nur ein Kapital von 50,000 fl. beanspruchen, die in Aktien à 100 fl. aufzubringen wären. Der erwähnten Berechnung liegen folgende Ziffern zum Grunde: der Pachtzins für ein Gut in der Enyeder oder Marosvásárhelyer Gegend, das aus 300 Joch Ackerfelder, 100 Joch Wiesen, 50 Joch Weingärten und 150 Joch Wald besteht, würde 2000 fl. betragen; zur Bezahlung der Verwalter und Dienstleute braucht man 4000 fl., zum Fundus instructus 30,000 fl. und ausschließlich noch 14,000 fl. zur Bestreitung der ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben in den ersten zwei Jahren, deren Einkommen nicht in Anschlag gebracht wird. Das reine Einkommen wäre später, da der Landesverein eine Oekonomieschule zum eigentlichen Zweck hätte, zur Erhaltung und Aufmunterung der ärmeren und fleißigeren Praktikanten zu verwenden. — Bei der unabweisbaren Nothwendigkeit, welche heutzutage allenthalben in der Einführung der industriellen Landwirthschaft liegt, wäre das baldige Zustandekommen des Vereines und seiner Landwirthschaftsschule allerdings zu wünschen.

— Wie rührig der Straßenbau in Siebenbürgen betrieben wird, geht aus einer soeben erschienenen ämtlichen Kundmachung hervor, wonach die Siebenbürger k. k. Statthalterei für den Ausbau der Straße von der Ortschaft Stolzenburg, bis in die Bukowina hinein die bedeutende Summe von 183,347 Gulden C.-M. bestimmt hat; die Ausführung dieses Baues wird an Privatunternehmer überlassen.

Mannigfaltiges.

* In Petersburg wirft man gegenwärtig mit Millionen um sich, wo man früher bei Hunderten schon bedenklich war; selbst die alten Geldkaufleute sind von der Beweglichkeit des Geldes ergriffen, und was das Auffallenste bei der Sache ist, der wirkliche Handel und Verkehr in Rußland war nie so flau und schlecht als eben jetzt. Die Newa ist leer, in den Speichern herrscht eine förmliche Stockung und Geschäftslosigkeit. Alles wendet sich den Eisenbahnaktien zu, ob sie kaiserlich garantirt oder nur auf Vertrauen basirt sind. Jeden Tag tauchen neue Projekte auf und es werden goldene Berge versprochen. Der Katzenjammer wird aber schon vorausgesagt. — Der russische Finanzminister hat kürzlich 60 Millionen Rubel Papiergeld verbrennen lassen; diesem Akte folgte aber zugleich auch eine neue Anleihe, was den Leuten nicht recht in den Kopf will.

* Nach Briefen aus Alexandrien ist daselbst die Pest ausgebrochen.

Friedrichshaller Bitterwasser.

Wir erstatten die geziemende Anzeige, daß die Füllung des Friedrichshaller Bitterwassers bereits begonnen hat und Bestellungen darauf in jeder Quantität sofort ausgeführt werden können. Die wunderbare Wirkung dieses Wassers als kühlendes, eröffnendes und ableitendes Mittel bei akuten Krankheiten und als auflösendes, umstimmendes und stärkendes Mittel bei so vielen chronischen Krankheiten und der besondere Umstand, daß man bei seinem Gebrauch weder in seiner gewöhnlichen noch in seiner Lebensweise etwas zu ändern braucht, haben ihm das Vertrauen und die Zuneigung der Aerzte und der Laien im In- und Ausland in solchem Maße errungen, daß jede weitere Anempfehlung ganz überflüssig erscheint.

Uebrigens findet sich eine genaue Beschreibung der Eigenschaften, Wirkungen und Gebrauchsweise desselben in Dr. Eisenmanns Schrift über das Friedrichshaller Bitterwasser, von welcher 1856 die zweite Auflage in englischer, französischer und italienischer Uebersetzung erschien sind. Außerdem sind gedruckte Gebrauchsanweisungen bei allen Verkäufern des Friedrichshaller Wassers unentgeltlich zu haben.

Die Brunnen-Direktion.
C. Oppel u. Co.
Friedrichshall bei Hildburghausen. Herzogthum Sachsen-Meiningen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 85. Montag, den 19. Juli. 1858.

Ein Beitrag zur Erziehungs-Geschichte der Jugend in England.

(Fortsetzung)

Mir ward, ich muß es gestehen, etwas schwer ums Herz, als ich daran dachte, wie manchesmal die liebe Sonne noch auf und untergehen müsse, ehe der Quartal-Abschluß herangerückt sei. Das Kaminfeuer im Schulzimmer glimmte nur noch matt und verdrossen und war dem gänzlichen Verlöschen nahe. Müde und abgespannt suchte auch ich mein Lager auf, nachdem ich vorher — der Hausvorschrift gemäß — den jungen Leuten das Nachtlicht weggenommen hatte. Ich fand sie auf den Beinen, sie jagten sich wie junge Katzen zwischen und unter den Betten herum. Im Weggehen rannte ich fast mit Mrs. David zusammen, die eben zur Thür hereinwollte, aus der ich herauszuschreiten im Begriffe stand. Sie flötete den jungen Gentlemen zu, daß sie ihre Kinder aufwecken würden, wenn sie soviel Lärm machten. Als ich mich wieder umwandte, lag mein Peloton auf den Knieen und betete inbrünstig.

Ich weiß nicht, durch welchen Zufall sich meine Gedanken meinem Freunde, Monsieur Frédéric Hausman aus Schwaben, zuwandten, als ich mich endlich in meine Kammer zurückgezogen und bereits in meine Decken gewickelt hatte, aber das weiß ich, daß durch eine naheliegende Ideen-Association mir plötzlich meine kurze Meerschaumpfeife einfiel, die ich vor einem halben Jahre noch in den einsamen Urwäldern Minnesota's geschmaucht hatte. Ich sprang daher rasch wieder auf, holte den Tröster in mancher trüben Stunde aus seinem alten Futterale hervor, lud ihn mit dem Reste meines Kird's-eye von Wishart & Lloyd — Haymarket, London — und mich wiederum in meine Decken hüllend, begann ich die blauen Wolken in meine kalte Kammer hineinzublasen, mich dabei im Geiste weit weg von Shinderford-Hall in ferne Länder und Zonen versetzend, bis sich endlich der milde Engel des Schlafes mitleidig meiner erbarmte.

Der nächste Tag, ein Mittwoch, verging genau so wie der vorhergegangene und — ein für allemal sei es gesagt — wie alle folgenden Wochentage — bis zum Quartal-Abschluß. Am Morgen kam mir indeß gleich nach genossenem Frühstück der Pastor in den Garten nachgeschritten, woselbst ich wiederum meine Gliedmaßen behufs deren Erwärmung exerzirte, und ersuchte mich dringend, mich ja des Rauchens gänzlich zu enthalten. Er theilte war für seine Person das Vorurtheil gegen selbiges keineswegs; ja, er habe sogar einen Seemann zum Schwager, der ein sehr starker Raucher sei, aber er wisse, daß die jungen Gentlemen hierüber an ihre Eltern Bericht erstatten würden, und daß es Einigen unter diesen Anstoß geben könne. Ich war erst ganz überrascht und wußte nicht recht, ob ich dem Manne etwa diejenige Eigenschaft zuschreiben solle, die doch, wie ich ihn selbst beim gestrigen Religions-Examen hatte berichtigen hören, nur dem höchsten Wesen innewohnt — die Allwissenheit nämlich, als er, meine Veränderung gewahrend, mir auseinandersetzte, wie der Tabaksrauch sich aus meiner Kammer über die ganze Hall verbreitet und darin so festgesetzt habe, daß er bis zur Stunde noch nicht habe daraus entfernt werden können, obgleich er alle Fenster und Thüren habe öffnen lassen. „Schade, daß Wishart & Lloyd unser Zwiegespräch nicht hören," dachte ich bei mir, sie hätten Ursache, stolz auf die ihrem selbst fabrizirten Kraute innewohnende Intensität zu sein." „Geschieht dir aber schon recht," raisonirte ich weiter, „wer heißt dich, nicht einmal soviel Witz haben als Monsieur Frédéric Hausman? Was nutzen dir jetzt deine offiziellen und nichtoffiziellen Zeugnisse über vierjährige Professur an einer königlichen Militär-Akademie? Der schwäbische Oberkellner mit dem schwarzen Schnurrbarte gibt dir zur Zeit gewiß für den ganzen Plunder auch nicht eine Unze Bird's-eye."

Die Tage vergingen einer nach dem anderen, und ich athmete etwas freier, als endlich auch der Sonnabend zu Ende war und ich für den kommenden Tag doch einer kleinen Abwechselung entgegensehen durfte; dabei war ich nicht wenig auf die Predigten begierig, an denen der Herr Pastor die ganze Woche lang so emsig gearbeitet hatte. Als ich mich am Abend wie gewöhnlich im Schlafzimmer der jungen Gentlemen einfand, gewahrte ich zu meinem Erstaunen daselbst die Anwesenheit zweier weiblicher Wesen aus dem Chore, welche damit beschäftigt waren, den jungen Herren die Beine zu waschen und abzutrocknen. „'Tis washing day on Saturdays," meinte Mr. Martin der Bärtige, sein nacktes Bein aus dem Wasserfasse herauslangend und dem jungen Dienstmädchen überreichend, welche sich beim Abtrocknen desselben nicht eben sehr zu übereilen schien, während Mr. Martin diese Operation mit größter Geduld an sich vollziehen ließ. — Nun, dem Reinen ist Alles rein, dachte ich.

Der ersehnte Sonntag brach endlich an, aber ich sollte bald Ursache finden, die Ungeduld zu bereuen, mit der ich ihn erwartet hatte. Die Wochentage waren eine wahre Erholung im Vergleich

mit der Strafe, des frommen Mannes eigens fabrizirte Predigten am Vor- und Nachmittage mit anhören zu müssen. Ich hoffe, sie wird mir zugute geschrieben irgendwo. Die Kongregation war überdies wenig zahlreich und bestand in ihrer größeren Hälfte aus den Bewohnern der Hall. Unser Chor hatte hier buchstäblich die Rolle des Chores zu übernehmen, nämlich die vorgeschriebenen Gebete nachzusagen, worin derselbe eigentlich nur von Miß Calf kräftig unterstützt ward, da die übrige Gemeinde sich schon bei diesem Theile des Gottesdienstes ziemlich schläfrig erwies. Die Predigten des frommen Mannes anlangend, so sollte ich bald gewahren, daß ich dem Vaterlande stilles Unrecht abzubitten hatte. Ich hatte immer geglaubt, die kirchliche Reaktion beklagen zu müssen, die in den letzten Jahren über uns gekommen und vor der es hieß, daß sie Deutschland um die schwer erkämpften Früchte seiner Reformation bringen werde. Hier saß ich aber mit einem Male mitten im blühendsten Mittelalter mit all seinen Teufeln und Gespenstern, und die donnernden Zornesworte eines Dr. H., die so beredt von dessen Lippen flossen und die ich noch vor zwei Jahren als das non plus ultra orthodoxer Auffassung betrachtet hatte, erschienen mir jetzt wie vom Lichte der Aufklärung umstrahlt im Vergleich mit der Philippika, die Rev. David von dem nämlichen Papiere ablas, welches er die Woche über so emsig bearbeitet hatte. Der milde Mann, mit den heute wo möglich noch sorgfältiger gescheitelten Haaren, rief nicht nur die ewige Verdammniß herab auf all die unglücklichen Millionen armer Menschenkinder, die sich statt des Holy Prayer-book etwa eines andern Katechismus — wie des Korans oder Talmuds, zu bedienen angewiesen waren, sondern die Wucht des Zornes traf auch diejenigen irrenden Schafe der eigenen Mutterkirche, die sich dem verderblichen Wahne hingaben, den Tag des Herrn etwa gar in Schlafrock und Pantoffeln am eigenen Kamine feiern zu können. Es verging eine geraume Weile, ehe ich mich nach beendigter Predigt wieder im Geist in das neunzehnte Jahrhundert zu versetzen vermochte, und ich muß es Mr. Martin dem Bärtigen Dank wissen, daß er mich bei diesem Uebergange einigermaßen unterstützte. Ich gewahrte nämlich beim Herausgehen aus der engen Kirchenthür, wie derselbe sich dicht hinter das junge Dienstmädchen drängte, daß ihm gestern den beschriebenen Liebesdienst erwiesen hatte, und es kam mir vor, als ob er sich in der Geschwindigkeit dafür wenigstens vorläufig insoweit erkenntlich erwies, als es die hierzu wenig geeignete Lokalität gestattete. „Oh don't, don't, Mr. Martin!“ hörte ich dieselbe flüstern, als wir ins Freie traten.

(Schluß folgt.)

Ueber das Versetzen der Bienenkörbe zum Zwecke der Verstärkung schwacher Völker.

Aus den Mittheilungen im „Satelliten“ zur „Kronstädter Zeitung“ vom 16. Juni 1858 Nro. 71 entnehmen wir unter mehrern beachtenswerthen Erfahrungssätzen auch eine Empfehlung des Versetzens der Bienenstöcke als Mittel zur Verstärkung schwacher Völker. Diese Maßregel ist zwar nicht neu und mag sich in der Erfahrung des Herrn Stern wahrscheinlich bewährt haben; da jedoch der Lichtseite jedes Gegenstandes nothwendig auch eine Schattenseite entgegensteht: so erlaube ich mir im Interesse der Bienenzucht aus meiner Erfahrung die Aufmerksamkeit für Letztere in Anspruch zu nehmen.

Das Mittel der Versetzung entspricht dem Zwecke ohne schädliche Nachwirkung nur unter der Bedingung, daß der volkreiche Bienenstaat, dessen scheinbare Uebervölkerung man für den Volksarmen ausbeuten will, nicht gerade zur Zeit viel junge Brut enthalte. Ist dies der Fall, so verliert die junge Brut an den Auswanderern ihre unentbehrliche Bedeckung und Ernährung, was dann Faulbrut, die volkverheerende Pest des Stockes zur Folge hat. — Denn einzelne durch das Ausbleiben der betreffenden Ammen verwaiſete Brut wird wohl durch die nächsten Zellen-Nachbarn entweder gepflegt oder ausgetragen und die geleerte Zelle gesäubert, was aber bei massenhaft verlassener Brut nicht möglich wird. — Daß dies so geschieht und zwar auch aus andern Ursachen als der Versetzung geschehen kann, mögen zwei Beispiele anschaulich machen.

1. Ich hatte einen Bienenstand hinter einer 15 Schuh hohen Mauer, das Feld außer der Mauer lag aber viel tiefer. Meine Bienen erhoben sich Morgens über die Mauer und ließen sich in die Niederungen der Fruchtfelder und Wiesen nieder oder zogen in leichtem Fluge zu dem ¼ Meile entfernten Wald, und gediehen so durch mehrere Jahre vortrefflich. Wenn in dieser Zeit ein plötzlicher Sturm oder Gewitterregen sich ergab, beobachtete ich oft von der Mauer herab, wie die heimkehrenden Bienen vom Staub betäubt oder vom schweren Regen niedergehalten, sich nicht bis zur Höhe über die Stadtmauer emporschwingen konnten und an derselben anprallend ermattet niederfielen, von denen manche denn auch nicht mehr heimkehrte. Nach jedem solchen Ereignisse sah ich dann, wie folgenden Tags die verlassene Brut aus den Körben ausgetragen wurde, doch ohne daß eine Abnahme der Bevölkerung bemerkbar war. Da kam ein Sommer, wo Stürme und Gewitter so häufig sich wiederholten, daß die vom stundenlangen Sonnenschein und dem Bedürfnisse zum Ausfluge verlockten Bienen auf obbeschriebene Art fast täglich in Massen umkamen und meine Stöcke dermaßen entvölkert wurden, daß ihre Kräfte zum Austragen der verlassenen jungen Brut nicht mehr hinreichten, und ich bemerkte, daß, wenn schon eine Menge ausgetragener Brut vor den Körben lag, das Volk immer träger wurde, der sonst dem Bienenfreund so angenehme Wachsgeruch in einem Stock nach dem andern sich in einen widrigen Gestank, den die Faulbrut verursacht, verwandelte, und binnen kurzer Zeit mehr als die Hälfte meiner Stöcke als sogenannte Böcke zu Grunde gingen, nachdem ich zu spät das Mittel des Ausschneidens der faulen Brut, auch nur mit theilweisem Erfolge, angewendet hatte.

2. Ein Freund von mir hatte für seinen Bienenstand eine günstigere Stellung mitten im flachen Felde, wo keine Mauer den Stürmen zum Verderben der Bienen Vorschub leistete, so daß er weniger Entvölkerung, also auch die obbeschriebenen schädlichen Folgen der Faulbrut nicht erlitt. Jedoch im folgenden, dem Schwärmen der Bienen sehr günstigen Sommer klagte mir derselbe, daß einige seiner Stöcke, und zwar der besten, an Faulbrut zu Grunde gingen. Nach der über die Ursachen gemeinschaftlich angestellten Untersuchung ergab sich, daß die drei an der Faulbrut erkrankten

Stöcke gerade solche waren, welche von ihrem Stand an entlegenen Ort versetzt worden waren um mit ihrem vermeintlichen Volksüberfluß schwächere zu verstärken. Ihre zu starke Entvölkerung zeigte sich in der oben beschriebenen Erscheinung der Unzulänglichkeit ihrer Kräfte zur Austragung der unbedeckten Brut, woraus denn die überhandnehmende Fäulniß und sodurch das Verderben des ganzen Stockes erfolgte.

Diese meine Erfahrungen mögen genügen — nicht dem Versetzungs-Prinzip geradezu entgegenzuwirken — sondern auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, bei Anwendung jenes Mittels die entsprechende Vorsicht zu gebrauchen.

Ein Bienenfreund.

Bericht

über die eilfte General-Versammlung des Kisder Kapitels Witwen- und Waisen-Pensions-Institutes zu Schäßburg am 24. Juni 1858.

An diesem Tage hatten auf den Ruf des Instituts-Vorstandes, des Hrn. Dechanten und Stadtpfarrers A. C. in Schäßburg, M. G. Schuller, im gastfreundlichen Pfarrhause dieser Stadt zweiundzwanzig Mitglieder des genannten Pensions-Institutes — darunter 2 aus dem benachbarten Bogeschdorfer Kapitel — als diesjärige General-Versammlung sich eingefunden, welche von dem Vorsitzer in den freundlichsten Worten begrüßt und unter der unverkennbaren Theilnahme aller Anwesenden mit Auflesung und Bestätigung des Protokolls der letzten General-Versammlung sofort eröffnet wurde.

In Sachen der Pensionsanstalt hatte der leitende Ausschuß in diesem Verwaltungsjahre drei Sitzungen abgehalten (am 16. September 1857, am 24. Februar und 22. Juni 1858) und gab nun der General-Versammlung Rechenschaft über seine Thätigkeit durch Auflesung seiner bezüglichen Protokolle, welche zur beifälligsten Kenntniß genommen und bestätigt wurden.

Nachdem die von dem Ausschusse vorläufig durchgesehene und unterzeichnete Instituts-Rechnung pro 185⁷/₈ von der hiezu ernannten Kommission, bestehend aus den Instituts-Mitglieder Pfarrer Wilhelm Berwerth und Stadtprediger Karl Fabritius nochmals geprüft, mit den vorliegenden Dokumenten verglichen und vollkommen richtig befunden worden war, erstatteten diese Herren hierüber den schriftlichen Bericht und es wurde auf Grund desselben auch von dieser General-Versammlung die Rechnung gutgeheißen und darauf mit vielem Danke dem Kassier das bezügliche Absolutorium ertheilt. — Die Ergebnisse der Rechnung waren auch diesmal sehr erfreulich und bestehen in Folgendem:

Die wirklichen Einnahmen betrugen	888 fl.	32 kr.	C.-M.
„ „ Ausgaben „	731 „	34 „	„
Darnach stellt sich der Baarfond auf	156 „	58 „	„
Die angelegten Kapitalien bestehen in	6697 „	10 „	„
Die vom Kisder Kapitel bestimmten	2000 „	— „	„
„ sonstigen Aktivrückstände	242 „	8 „	„
Somit stellt sich das Instituts-Vermögen auf	9096 „	11 „	„
Die vorjährige Rechnung wies aus	8729 „	59 „	„
Es stieg also das Instituts-Vermögen mit	366 fl.	12 kr.	C.-M.

Werden von dem Instituts-Vermögen	9096 fl.	11 kr.	C.-M.
abgerechnet die Pensions-Dividenden mit	364 „	39 „	„
so bleiben als Aktivum für 185⁸/₉	8741 „	32 „	„
Das vorjährige Aktivum betrug	8428 „	25 „	„
es stieg somit das Aktivum mit	313 fl.	07 kr.	C.-M.

Dazu kommt noch, daß wir allen theilnehmenden Freunden unserer Anstalt das nicht minder erfreuliche Steigen der Pensionen auch in diesem ersten Jahre des 2. Lustrums, seit dieselbe Pensionen zahlt, mitzutheilen im Stande sind. Es besteht nämlich dermalen die Pension für eine Witwe in 44 fl. 20 kr., — während die vorjährige nur 37 fl. 41 kr. betrug — und für vaterlose oder ganz elternlose Waisen in gleichfalls ebenmäßig gesteigerten Beträgen, so daß dieses Jahr 354 fl. 39 kr. C.-M. d. i. 53 fl. 5 kr. C.-M. mehr als im vorigen Jahre zur Vertheilung kommen werden. Dazu hat nun der Umstand mitbeigetragen, daß im Sinne des 26 §. der Statuten eben heuer nicht mehr, wie bis jetzt, ¹/₃, sondern nur ¼ der Jahreseinkünfte kapitalisirt zu werden brauchte.

Zu den frühern 70 Mitgliedern unseres Institutes traten bei Gelegenheit dieser General-Versammlung noch die Herren Gymnasiallehrer Friedrich Mich. Ernst und Georg Schuller, dann der Elementarschullehrer Andreas Unberath in Schäßburg hinzu, so daß sich dermalen die Gesammtzahl derselben auf 73 gehoben hat. Verlust in dieser Beziehung brachte das zu Ende gegangene Verwaltungsjahr dieser Anstalt — Gott sei Lob und Dank! — keinen.

Die der jährlichen Wahl unterliegenden drei Stellen unter den Ausschußmitgliedern wurden von der Versammlung einstimmig wiederum mit denselben Personen besetzt, so daß auch für das eben beginnende Verwaltungsjahr 185⁸/₉ der ganze frühere Ausschuß unverändert fortzubestehen und zu fungiren hat.

Es diene schlüßlich allen verehrten Mitgliedern unseres Pensions-Institutes, welche der diesjährigen General-Versammlung persönlich beizuwohnen verhindert waren, zur angenehmsten Nachricht, daß am 25. d. M. sämmtliche hier anwesende Mitglieder d. A. an der wahrhaft erhebenden Feier des Schäßburger evang. Gymnasiums zu Ehren des hochw. Bischofs der evangelisch-protestantischen Landeskirche in Siebenbürgen, Herren G. P. Binders, welcher in den nächsten Tagen unter Gottes gnädiger Obhut das 50. Jahr einer vielgesegneten Wirksamkeit in Schule und Kirche vollendet und zugleich das betagteste Mitglied des Kisder Kapitular-Witwen- und Waisen-Pensions-Institutes ist, gerührten Herzens Theil genommen haben, in Ehrfurcht und Dankbarkeit einstimmend in die einhelligen Wünsche zahlreicher Festgenossen, daß der Herr des Lebens mehren und mehren wolle die irdischen Tage des hochw. Jubelgreises zum Frommen Aller, deren geistliche Leitung von dem großen Erzhirten ihm anvertraut worden ist!

Trappold, am 30. Juni 1858.

Im Auftrage des Ausschusses
Johann G. Traug. Kraus,
ev. Pfarrer und Schriftführer d. K. Pens.-Anstalt.

Ein Lebehoch

zur Feier des fünfzigjährigen Dienstjubiläums

Sr. Hochwürden des Bischofs der evangelischen Landeskirche A. C.

Georg Paul Binder,

dargebracht bei dem Festmahl in Medwisch am 12. Juli,

von Johann Oberth.

Zu treuem Dienste eng und fest verbunden
Sind Kirch' und Schule manches hundert Jahr.
So haben wir es unter uns gefunden,
So mög' es finden später Enkel Schaar!
Wo Kirch' und Schule sich die Hände geben,
Da sehn die Völker wir zum Höchsten streben.

Sie wollen beide Eines nur erreichen,
Zum Ewigen die Menschheit auferziehn.
Erliegt die Kirche unter Feindes Streichen,
Wird auch der ächten Schule Geist entfliehn,
Und was zum wahren Wohl gereicht der einen,
Das hat die andre nimmer zu beweinen.

Geht edle Jugend aus der Schule Räumen,
Geziert mit Kenntniß, Sittsamkeit und Zucht:
Demnächst erwächst von diesen jungen Bäumen
Der Kirche neuer Segen, neue Frucht;
Denn wo die Schule guten Grund gegraben,
Sehnt sich das Herz auch nach der Kirche Gaben.

Hat nun ein Biedermann mit Kraft und Liebe,
Mit seltner Einsicht und mit hohem Glück
Im Dienst der Schule manche neuen Triebe
Gezogen und gepflegt, und Herz und Blick
Der lernbegier'gen, hoffnungsvollen Jugend
Erfolgreich zugekehrt Gott und der Tugend;

Dankt eine wackre Schule seiner Leitung
Ein frisches Leben, neuen Schwung und Geist,
So daß ihr Ruf in weitester Verbreitung
Als seines Waltens Blüthe sich erweist;
Hat er durch tiefen Einfluß auf die Geister
Als ächter Lehrer sich bewährt und Meister;

Und hat er drauf als Hirte frommer Seelen
Am Wort des Lebens treuen Dienst gethan,
So daß auch dort die Kränze ihm nicht fehlen
Auf seiner zweiten schönen Segensbahn, —
Da man den Edelstein gar bald erkannte
Und ihn zur Krone seiner Kirch' verwandte. —

Hat er sodann in prüfungsvollen Zeiten
Mit Opferwilligkeit und Muthesmuth
Das Kirchenschiff geführet durch Schwierigkeiten
Und wohl bewahrt das anvertraute Gut:
Wer will uns dann, wer kann es uns verwehren,
Daß innig wir den theuren Mann verehren?

Und welches Glück ist ihm von Gott beschieden!
Er darf begehn sein goldnes Jubeljahr,
Seine Auge sieht die Ernte schon hienieden,
Sieht, wie sein Streben vollgesegnet war.
Von Lieb' und Ehr' und Dankbarkeit umgeben,
Ließ Gott das schönste Loos ihn froh erleben.

So bring' ich denn in unsrer Schule Namen
Ein herzlich Hoch dem würd'gen Gottesmann.
Es steht sein Bild in unsrer Herzen Rahmen,
Daß keine Zeit es uns verwischen kann.
Human in allen Zügen seines Lebens,
Bleibt er uns stets ein Vorbild edlen Strebens.

Noch lange wolle Gott uns ihn erhalten
Zum Frommen unsres kirchlichen Vereins,
Und seinen Abend heiter ihm gestalten
Und reich an Freuden menschlich schönen Seins,
Und unter uns von Kind auf Kindeskinder
Vererbe sich der Ruf: Hoch Bischof Binder!

Bad Zaizon betreffend.

Die „Temeswarer Zeitung" enthält folgende Mittheilung aus Bukurest vom 9. Juli: Es ist ein altes Wort: der Prophet gilt in seinem Lande nichts. So geht's auch dem lieben Badeort Zaizon, nahe bei Kronstadt. Ueber die schon oft beschriebene herrliche Lage dieses freundlichen Ortes, über das gesunde Klima desselben ist kein Wort mehr zu verlieren. Zwar läßt es sich nicht läugnen, daß die Heilquellen in Elöpatak namentlich für Leberleidende kräftiger sind, aber wir machen darauf aufmerksam, daß das Bad Zaizon insbesondere für Brustleidende und skrophulöse Kranke, vorzüglich aber für Kinder ganz vorzugsweise zu empfehlen ist. Es ist eigen, daß dies gerade von den walachischen Aerzten mehr und mehr anerkannt wird, während die größere Menge siebenbürgischer Badegäste nach Elöpatak entsendet wird. Sollte das wirklich an den Krankheiten liegen, so ist also das Leberleiden in Siebenbürgen häufiger vorkommend, als in der Walachei. Wir glauben gerade umgekehrt, und bitten den eigentlichen Gründer des Badeortes Zaizon, den hochverdienten Herrn Physicus Dr. Joseph v. Greissing in Kronstadt, in diesem Blatte einmal die Heilkraft des Zaizoner Wassers näher besprechen zu wollen.

Mannigfaltiges.

* Vom Herrn Erzherzoge Maximilian d'Este, welcher am 14. d. M. seinen 76. Geburtstag feiert, dürfte folgender Charakterzug interessiren. Er musterte in seiner Jugend eines Tages ein Regiment. Ein alter Soldat murrte halblaut: „Es ist doch ärgerlich, wenn alte Leute von einem jungen Menschen sollen exerziren lernen." — Der Erzherzog hörte es, schwieg, ließ ihn aber mit noch andern acht Graubärten heraustreten, und das Exerzitium des ganzen Regiments nachmachen. Die Veterane machten es natürlich vortrefflich. „Das war Dein Glück, Alter," sagte Maximilian zu dem Murrkopf, „hier hast Du zwölf Dukaten, und Du bist Korporal, aber in Zukunft nimm deine Zung besser in Acht."

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 86. Mittwoch, den 21. Juli. 1858.

Ein Beitrag zur Erziehungs-Geschichte der Jugend in England.

(Schluß.)

Woche um Woche verging. Die Fastenzeit brach an, und wir durften jetzt auch jeden Mittwoch zweimal in die Kirche gehen, unbeschadet der auch an diesen Fasttagen vorzunehmenden häuslichen Uebungen im Gottesdienst. Der Chausseewärter schaffte sich nach einiger Zeit noch ein Schwein und bald darauf auch eine Kuh an, die beiden Brüder nebenan betrachteten mich täglich beim Vorübergehen mit einer Aufmerksamkeit, die mehr und mehr Zeichen von Ungeduld zu verrathen schien und ich entsinne mich während der ganzen zwei Monate nur einer einzigen Abwechselung, welche das über die halbe Erde sichtbare Phänomen einer Sonnenfinsterniß in Shinderford-Hall verursachte. Der Herr Pastor bemühte sich nämlich am Abend, die Ursachen dieses merkwürdigen Ereignisses seinen Zöglingen in einer improvisirten Abhandlung auseinanderzusetzen, die mir indessen nur wenig Licht über dieses Phänomen der Finsterniß zu verbreiten geeignet erschien, obgleich er seinen mündlichen Erklärungen durch die sichtbaren Bilder einer laterna magica zu Hülfe kam. Während des Vortrages hatte sich Mr. Martin Erlaubniß erbeten, den Hörsaal auf einige Augenblicke verlassen zu dürfen, welcher, um die Wirkung der laterna magica zu erhöhen, vom Geistlichen in völlige Finsterniß versetzt worden war, zu nicht geringer Erbauung der jungen Gentlemen, die sogleich auf allen Vieren in demselben herumzukriechen begannen. Ich entfernte mich kurz darauf ebenfalls, um etwas frische Luft im Garten zu schöpfen, und war nicht wenig überrascht, durch die daselbst herrschende kimmerische Finsterniß hinter einer Hecke etwas Weißes schimmern zu sehen. Als ich nach einer Weile langsam auf den schimmernden Gegenstand zuschritt, ergriff derselbe zwar die Flucht, welches Verfahren auch von einem zweiten, etwas dunkler aussehenden Gegenstande gleich darauf beobachtet ward, aber auch ein weniger geübter und nicht in Minnesota's Urwäldern geschärfter Blick als der meinige hätte, glaube ich, diese Gespenster zu identifiziren vermocht. Als ich kurz darauf das Schulzimmer wieder betrat, war dasselbe in der gewöhnlichen Weise erleuchtet, und die jungen Gentlemen waren in ihre Lehrbücher vertieft; nur bemerkte ich, daß Mr. Martin etwas erhitzt und sein Anzug etwas beschmutzt aussah, ein Umstand, der dem Scharfblicke des frommen Mannes entging, sonst hätte er sich gewiß mit Theilnahme nach dessen Ursache erkundigt.

Meine Vorlesungen über den bestimmten und unbestimmten französischen Artikel — weiter kam ich nämlich nicht — neigten sich ihrem Ende, der heißersehnte Quartal-Abschluß rückte heran, und am Morgen des 31. März betete ich noch einmal um ein gebrochenes und zerknirschtes Herz. Die jungen Gentlemen rüsteten sich zur Ferienreise und nahmen unter kräftigem Händeschütteln von der Familie Abschied, und ich verfügte mich in das Studirzimmer des Herrn Pastors, die Früchte meiner Thätigkeit in Empfang zu nehmen. Er bemerkte mir bei deren Einhändigung, daß er zwar nicht umhin könne, mir seine volle Zufriedenheit mit meiner Lehrmethode im Allgemeinen auszudrücken, daß er aber noch immer Besorgnisse hege wegen des „Esel," den ich Mr. Hardwick senior geheißen habe, da er fest überzeugt sei, er werde nach den Ferien Beschwerde darüber hören müssen. Ich war einen Augenblick versucht, dem frommen Manne noch einen anderen Titel beizulegen, als denjenigen, den er mir als die größte Beleidigung in Englands Gauen bezeichnet hatte, doch unterließ ich dies nach einigem Bedenken und erklärte ihm nur, daß ich ihn dieser Gefahr nicht aussetzen wolle, und deshalb beschlossen habe, ihm meinen Abgang hiermit anzuzeigen. Der fromme Mann war hiervon etwas überrascht und meinte, daß er in der That nicht wisse, was er hierzu sagen solle. Ich versicherte ihm indeß, daß dies auch völlig überflüssig sei, wünschte ihm einen guten Morgen, packte meine sieben Sachen zusammen, kehrte der Hall den Rücken und entfernte mich mit einem Herzen, das bei jedem Schritte leichter und leichter wurde, bis sich dessen Entzücken zuletzt in einem wahren Jubelgeschrei Luft machte, worin selbst die Lerchen einstimmten, die über mir im blauen Raum verloren ihr Morgenlied in die milde Frühlingsluft hineinschmetterten.

Auf meinem Wege zum Chausseehause begegnete mir der Chausseewärter, der sich recht theilnehmend nach dem Gesundheits-Zustande der Familienglieder des geistlichen Herrn erkundigte. Er meinte, es sei schon schlimm genug für ihn, daß er in den bevorstehenden vier Ferienwochen gar keinen Absatz habe, wenn nun aber noch Masern und Scharlachfieber dazu kämen und die jungen Herren wieder ein paar Wochen später eintreffen müßten, so möchte er dies wenigstens gern voraus wissen, damit er sich darauf einrichten könne. Ich beruhigte ihn so sehr ich konnte und fragte

Digitized by Google

ihn, ob er nicht eine Fuhr-Gelegenheit nach Norwich wiſſe. Er wunderte ſich, naiv genug, daß mir Mr. David nicht ſeinen eigenen Wagen nebſt Pony zur Verfügung geſtellt habe, und meinte, daß die beiden Brüder neben ihm Wagen und Pferd hätten und von Gelegenheits-Fuhren lebten. — Mir ging jetzt mit einem Male ein Licht auf, und von Herzen ſtimmte ich diesmal in das humoriſtiſche Gelächter der beiden jungen Leute ein, das ſie alsbald anhoben, als ſie meiner anſichtig wurden und ich ihnen ſchon von weitem zurief: „Come on, boys, there is a job for you!“ Sie erklärten mir überdies, daß ſie mich ſchon faſt aufgegeben hätten, daß es ſo lange noch Keiner dort ausgehalten habe und daß der Letzte — auch ein Deutſcher — ſchon nach drei Tagen zu ihnen gekommen ſei. Im Nu war der Wagen eingeſchirrt, und die Dioskuren jagten im Galopp der Hall zu, um meinen Koffer daſelbſt aufzuladen, und in der nächſten Viertelſtunde ſaßen wir alle Drei im Wagen neben einander und rollten, unſere Pfeifen rauchend, der Stadt zu. Die verſchiedenen Gaſthäuſer, an denen wir unterwegs vorüberkamen, wurden natürlich unſererſeits mit einem kurzen Beſuche beehrt, dabei auch auf das Wohlergehen und die baldige Erlöſung meines unbekannten Nachfolgers in Shinderford-Hall getrunken, und wir kamen eben noch knapp zur rechten Zeit an der Eiſenbahn-Station an, um den nächſten nach London abgehenden Zug nicht zu verſäumen. Ich dankte meinem Schöpfer, als ich endlich in dieſem Platz genommen hatte, und nach herzlichem Abſchiede von dem Brüderpaare, das eine ſo einträgliche Revenue von dem Hilfslehrer-Wechſel in Shinderford-Hall zog, brauſte ich einem neuen Schickſal entgegen.

Unterwegs aber fiel mir eine Szene ein, der ich verfloſſene Weihnachten in einem der zahlreichen Nachweiſungs-Büreaus beigewohnt hatte, mit denen ich damals behufs der Erlangung meiner eben wieder aufgegebenen Anſtellung korreſpondirte. Der Chef dieſes Bureaux nämlich, ein langer, hagerer Mann mit weißem Haar, ſcharf markirten Geſichtszügen und etwas ſtechenden grauen Augen, hielt gerade bei meinem Eintritt in ſeinem Lokal Abrechnung mit einem ältlichen Herrn, der ſehr fromm ausſah und eine ſanfte, ſalbungsvolle Stimme beſaß. Bei dem Geſchäfte ſelbſt geriethen die beiden Herren jedoch in Uneinigkeit, und der Geiſtliche — denn ein ſolcher war der frommblickende Mann — ſagte mit einer ſanften Stimme: „Why, that is really an ingratitude which human nature ought to be ashamed of.“ Der Bureauchef erwiederte, daß er ſich ganz und gar nicht ſchäme, und als Jener darauf behauptete, er habe ihn um 1 Pfund 10 Shillinge geradezu betrogen, meinte der Letztere: „Look in your account, man, and get out of the room, you are a d — liar and a hypocrite as almost all parsons are.“ — Der fromme Mann hob den Regenſchirm und holte wie zu einem Schlage aus, aber die noch immer kräftige Rechte des hageren Bureaucheſs hielt den erhobenen Arm des Mannes wie in einem Schraubſtock feſt, und mit der anderen Hand die Thür öffnend, ſchwenkte er den proteſtirenden Prieſter ohne alle Zeremonie zur Thür hinaus, ihn bedeutend, daß er ſogleich einen Policemann holen laſſen würde, wenn er ſich unterſtehen ſollte, wiederzukommen.

Der lange Chef erſchien mir damals etwas raſch und jähzornig, und in meinem Herzen regte ſich wie eine Stimme des Mitleids mit dem milden Prediger, der ſo unſanft auf die Straße geſetzt ward. — Jetzt begann ich etwas anders über den Vorfall zu denken, und das wahrſcheinlich aus Erfahrung geſprochene Urtheil des langen Bureaucheſs: „a liar and a hypocrite as almost all parsons are,“ kam mir nun um etwas weniger ungerecht vor als vor einem Vierteljahre.

Ich muß den langen hageren Mann einmal aufſuchen in London, ſobald ich Zeit dazu habe. G h.

Die Gräuelthaten in Gedda.

In Nro. 84 der „Kronſtädter Zeitung“ haben wir telegraphiſch die Bluthaten in Gedda gemeldet. Der „Progreſſo di Egitto,“ welcher in Alexandrien erſcheint, enthält über die verübten Gräueln von einem Augenzeugen folgenden Bericht: „Zwei Brüder beſaßen ein Schiff, welches die engliſche Flagge führte. Der Eine fand für gut, die engliſche mit der türkiſchen Flagge zu verwechſeln. Der andere Bruder proteſtirte dagegen bei dem engliſchen Konſul, und dieſer begab ſich mit 15 Matroſen vom „Cyklops“ an Bord des beſagten Schiffes und ließ die Flagge ſeines Landes aufhiſſ.n. Nach einer andern Verſion wäre das Schickſal einer Sklavin die Veranlaſſung des Aufruhrs geweſen. Das Mädchen hätte ſich auf das engliſche Konſulat geflüchtet, dort Schutz geſucht und gefunden.

Was aber auch für ein Vorwand angegeben werden mag, die Bewegung war ſeit lange vorbereitet und hervorgerufen durch die großen Schiffseigenthümer, welche über die neue Dampfſchiffahrts-Linie der Medſchidie erbittert waren. Man ſagt auch, ein indiſcher Agent habe die Hand im Spiel gehabt.

Die Zahl der Aufſtändiſchen war über 5000, und der Kaimakam hatte kaum 100 Soldaten. Der engliſche Konſul wurde buchſtäblich in Stücke zerhauen, zwei Dragomans und ein indiſcher Diener wurden niedergemetzelt. Der franzöſiſche Konſul wurde mit Meſſerſtichen und Säbelhieben getödtet. Seine Gemalin wurde von einem Dolchſtich in die Bruſt getroffen, nachdem ſie einen Hadramiten getödtet und einen verwundet hatte. Ihre Tochter erhielt eine leichte Wunde am Halſe. Das Kammermädchen blieb unverſehrt. Der Konſulatskanzler trug mehrere Stiche davon. Dieſe drei letzten Perſonen ſind nun hier (in Alexandrien) angekommen.

Im Hauſe der Herren Sava u. Komp. wurden 12 Perſonen getödtet oder vielmehr maſſakrirt, darunter die drei Brüder Sava. Die Geſammtzahl der Opfer iſt 23, die der auf dem „Cyklops“ entflohenen Perſonen beträgt 24.

Als der Paſcha, welcher während des Aufruhrs in Mekka war, nach Gedda zurückkam und keine Chriſten mehr im Orte waren, ſtellte ſich die Ruhe wieder her. Der Kapitän des engliſchen Dämpfers zog ſeine Flagge auf, welche wie immer ſalutirt wurde. Es ſollen auch zahlreiche Verhaftungen vorgenommen worden ſein. Häuſer und Magazine waren geplündert.“

Die „Tr. Z.“ bringt gleichfalls einen ausführlichen, mit obigem im Weſentlichen übereinſtimmenden Bericht über das Gemetzel in Gedda. Wir theilen das Folgende über das Schickſal des Handlungshauſes Sava als Ergänzung mit, weil es zugleich

Digitized by Google

zu bestätigen scheint, daß eigentlich politische Gründe den Erzeß nicht veranlaßt haben dürften.

Im Handlungshause Sava, das von Einheimischen 60—80,000 Thlr. zu fordern hatte und unter englischem Schutze stand, wurden die Chefs, drei Brüder, der Kassier, der Buchhalter, ein Magazinier und zwei Sklavinnen umgebracht; ein kleines Mädchen, die Tochter eines der Brüder, verkaufte man um 5 Thaler. Die Kasse wurde zertrümmert und die Wechsel verbrannte man auf dem Bauche des ältesten der Brüder, worauf man ihn in Stücke hieb. Auch die Archive des englischen und des französischen Konsulats wurden verbrannt und die Möbeln zertrümmert. Gegen 20 Griechen und Levantiner retteten sich nur dadurch, daß sie vor dem Kadi schwuren, sie seien gläubige Muselmänner. In Mekka (dessen Ofil ebenfalls der Anstiftung des Blutbades beschuldigt wird) wurde am zweiten Tage darauf ein großes kirchliches Fest (Muled oder Tedeum) zur Danksagung gefeiert, zu dem man auch den Gouverneur einlud.

Protokoll

über die Sitzung der Oberverwaltung des siebenb.-sächs. Landwirthschafts-Vereines vom 6. Juli 1858.

Vorsitzer: Obervorsteher B. Conradsheim.
Schriftführer: Vereinssekretair B. Bedeus.

1. Infolge des von der h. Statthalterei ausgeschriebenen Konkurses um Bewerbung zur unentgeltlichen Aufnahme siebenbürgischer Jünglinge in eine Ackerbauschule der obern Kronländer sind sowohl bei den k. k. Bezirksämtern, als auch bei der Vereinsverwaltung mehrere dokumentirte Gesuche sächsischer junger Leute eingelaufen, welche mit der entsprechenden Empfehlung rechtzeitig an das h. Statthalterei-Präsidium vorgelegt wurden. Da übrigens dem Vernehmen nach auch einige vermögliche Landwirthe aus verschiedenen Gegenden des Sachsenlandes gesonnen sind, ihre Söhne auf eigene Kosten an die landwirthschaftliche Lehranstalt zu Lützschena bei Leipzig zu senden, wenn jedem einzelnen die Gewißheit würde, daß sein Sohn, mit andern ehrbaren jungen Landsleuten zusammen die Anstalt besuchen und dadurch in jeder Beziehung einen Halt haben könne, so wurden die Vereinsagenten aufgefordert, zu berichten, welche junge Leute mit Anfang Oktober l. J. nach Lützschena gehen werden, damit dieselben schon vorläufig von einander Kunde erhalten und vielleicht schon zu gemeinsamer Reise verbunden werden können. Der Grund, welcher bei der Wahl der Lehranstalt auf Lützschena führte, ist hauptsächlich der, daß dort der Lehrkurs nur ein Jahr dauert, während er in Altenburg und Liebwerda 2—3 Jahre in Anspruch nimmt. Ueberdies bietet aber Lützschena und die Umgebung die günstigste Gelegenheit zur vielseitigsten Ausbildung und die Organisirung der Anstalt selbst läßt für die sittliche Ueberwachung der jungen Leute das Beste erwarten. Die Zöglinge wohnen in der Anstalt und speisen am Tische des Direktors, wofür sie, das Frühstück und Abendbrot eingerechnet, 12 Thaler monatlich zu zahlen haben. Das Lehrhonorar beträgt 75 Thaler für den ganzen Lehrkurs; das Wintersemester beginnt am Montag nach dem 1. Oktober, das Sommersemester am Montag nach dem 1. April; doch müssen die Anmeldungen zum Eintritte wo möglich einen Monat vor Beginn des Kurses gemacht werden.

2. Die eingelangten Berichte der Agenten über die heurigen Ernteaussichten und den Stand der Feldfrüchte wurden der h. Statthalterei vorgelegt und in der Kronstädter Zeitung veröffentlicht.

3. Nachdem durch eingegangene Erkundigungen sich ergeben hat, daß das, im Druck verbreitete Gutachten über die Art, wie Grundbesitzer bei den, in Betreff der Katastralarbeiten im Zuge befindlichen Reklamationsverhandlungen vorzugehen haben, nur wenig bekannt und benützt worden ist, so wurden die Agenten wiederholt aufgefordert, für die entsprechende Verbreitung dieser Belehrung Sorge zu tragen.

4. Der Mühlbächer Agent macht die erfreuliche Mittheilung, daß die dortige Kommune ein dicht an der Stadt gelegenes Grundstück von sehr guter Beschaffenheit und etwa zwei Joch Ausdehnung zur Anlage einer Rebenpflanzschule bewilligt habe und die Erledigung dieses Aktes nur von der Ausarbeitung des dem Oekonomate aufgetragenen Brouillons abhängig sei.

Zur Errichtung einer Rebenpflanzschule in Mediasch sind nach einem Berichte der dortigen Bezirksverwaltung die dringendsten Schritte ebenfalls eingeleitet worden.

5. Die Rechnung über die Vereinsauslagen des abgelaufenen Quartals an Postportis und Schreibrequisiten im Betrage von 5 fl. 32 kr. C.-M. wird mit der Zahlungsanweisung versehen dem Vereinskassier übergeben.

6. Das von Hohenheim eingelangte Modell einer Einrichtung zum Rösten des Flachses nach belgischer Art wird vorgezeigt und die zur Belehrung über das Röstverfahren beiliegenden Druckschriften von Dr. von Babst und F. S. Kurtz nebst einigen Nummern des Hohenheimer Wochenblattes werden eingesehen; ferner die Anschaffungs- und Transportkosten pr. 11 fl. C.-M. angewiesen und die Berichterstattung über den Gegenstand bei der Generalversammlung in Agnetheln dem Großschenker Agenten übertragen.

7. In Beantwortung einer Anfrage bezüglich der Dzierzonschen Bienenwohnungen übersendet der Präsident des Vereins zur Hebung der Bienenzucht Böhmens, Pfarrer Joh. Nep. Oettl in Puschwitz (nächst Podersam) seine Schriften: „Klaus der Bienenvater aus Böhmen" und die Bienenkönigin und ihr Ministerium oder aus welchen Ursachen wird die Bienenzucht noch zu wenig beachtet und betrieben?" nebst den Statuten der dortigen Bienenzucht-Stiftung für Schullehrer, äußert sich über die Preise des theilbaren dzierzonisirten Strohstockes und der Maschine zur Anfertigung desselben und stellt mehrere Fragen über die Bienenzucht in Siebenbürgen.

Hierüber wird beschlossen, den Kronstädter Bienenverein unter Zusendung der erhaltenen Druckschriften zur Beantwortung dieser Fragen aufzufordern und auch vorläufig dem Herrn Pfarrer Oettl den Dank für seine Sendung und die zugesagte Bereitwilligkeit auszusprechen.

8. Schriftführer trägt darauf an, es solle das evangelische Ober-Konsistorium A. B. um die Mittheilung ersucht werden, ob nunmehr bei allen Volksschulen und Lehrerseminarien den mehr-

fachen Verordnungen gemäß Baumschulen angelegt worden sind? und ob diese Baumschulen entsprechend eingerichtet, erhalten und benützt werden? dann welche Volksschullehrer für die Baumzucht besonders thätig gewesen und einer öffentlichen Belobung würdig sind? damit bei der Generalversammlung hierüber Bericht erstattet werden könne. Aus dieser Rücksicht wird der Antrag zum Beschlusse erhoben und zugleich der weitere Vorschlag angenommenen, 50 Exemplare des Unterrichtes in der Obstbaumzucht zum Gebrauche für die Landjugend, verfaßt von J. Bamberger, herausgegeben von der k. k. patriot. ökonomischen Gesellschaft in Böhmen (Prag 1835. gebunden a 16 kr. C.-M.) auf Vereinskosten anzuschaffen und dem Oberkonsistorium zur entsprechenden Vertheilung mit dem Beifügen zu übergeben, daß dieser zweckmäßige und wohlfeile Leitfaden zum Gebrauche in den Volksschulen zu empfehlen sein dürfte.

9. Mittels Schreiben ddto. Berlin 25. Mai 1858 ersucht der geheime Registratur bei dem k. preuß. Landesökonomie-Kollegium Böttcher um Mittheilung bestimmter Nachrichten über die im Lande bestehenden land- und forstwirthschaftlichen Lehranstalten und landwirthschaftlichen Vereine zur Benützung bei Bearbeitung der landwirthschaftlichen Chronik für den, von Mentzel und Lüdersdorff redigirten landwirthschaftlichen Kalender; demgemäß sollen die erforderlichen Auskünfte erstattet werden.

Mannigfaltiges.

* (Eine ungleiche Heirat.) Vor wenigen Wochen ist in Berlin ein ganz absonderlicher Ehebund geschlossen worden. Eine 61jährige Dame, eine hoffnungsvolle Witwe, etwa 3 Cent. schwer, deren Mann, ein steinreicher Holzhändler ꝛc., schon vor einer Reihe von Jahren gestorben war und seiner kinderlosen Ehehälfte circa eine halbe Million hinterlassen hatte, empfing, da sie sehr auf reiche, äußere Erscheinung hält, häufig Sendungen eines großen hiesigen Modewaaren-Magazins. Mit der Ueberbringung, resp. der Empfangsnahme der Bestellungen war ein junger, hübscher Kommis von etwa 21 Jahren betraut, dessen höchst empfehlenswerthe Außenseite einen tiefen Eindruck auf das noch jugendliche Herz der Witwe machte. Die bestellten Geschäftsbesuche des schwarzgelockten Jüngers des Merkur wurden immer häufiger und länger, die sanft flötende Witwe immer theilnehmender für die Zukunft des jungen Kaufmanns, dem sie endlich ein beträchtliches Erbtheil, behufs eigner Etablirung, zinsenfrei anbot. Noch einige Tage später erklärte die entflammte Witwe, daß sie Jemanden bedürfe, der die Verwaltung ihres großen, weit zerstreuten Vermögens mit kundiger Hand leite, daß dieser Jemand Ihr ganzes Vertrauen genießen und stets in ihrer Nähe sein müsse. Das war deutlich! Der arme merkantilische Schlucker überlegte sich die Sache, und nach drei Tagen bestellte die freudetrunkene Witwe, die ganz bequem die Großmutter des Bräutigams abgeben konnte, das Aufgebot, versteht sich: ein für alle Mal. Trauung im festlich geschmückten Prunksaal, in Gegenwart nur zweier Zeugen, der Reisewagen vor der Thür! ... Jetzt verschwärmt das Pärchen die Flitterwochen in der romantischen Schweiz, wohin sie Jäger, Kammerdiener, Kammerzofe und Gesellschafterin begleitet haben. Was der junge Ehemann an Brillantnadel, Ringen und Knöpfen, Ketten und Uhr ꝛc. von der freigebigen jungen Frau erhalten, ist einem Berliner Hof-Juwelier mit ungefähr 2300 Thlrn. bezahlt worden.

* (Charakteristisch für die Praxis) im preußischen Eherecht ist der folgende von dem „Publizisten" mitgetheilte Fall: Ein Gutsbesitzer war von seiner Frau wegen schlechter Behandlung rechtskräftig geschieden worden. Seiner Absicht, sich wieder zu verheiraten, trat aber der betreffende Geistliche mit Hinweis auf die bezüglichen Konsistorialbeschlüsse entgegen. Konsistorium und Oberkirchenrath wiesen den Petenten gleichfalls ab, und erklärte letztere Behörde, die Ehe bestehe trotz des richtigen Erkenntnisses noch fort, da die angeführten Scheidungsgründe keine biblischen seien. Mittlerweile war die geschiedene Frau außerehelich schwanger geworden. Der Gutsbesitzer bat nun nochmals beim Konsistorium, da seine geschiedene Frau Ehebrecherin sei, um endliche Gestattung der Wiederverheiratung. Das Konsistorium wies den Petenten an die Gerichte, um jetzt auf Grund des Ehebruchs von Neuem klagbar zu werden; das Gericht wies ihn aber ab, und machte ihm bemerklich, daß eine schon rechtskräftig getrennte Ehe unmöglich noch einmal gelöst werden könne.

* Die russische Leibeigenschaftsstatistik hat soeben einen wichtigen Zuwachs in einer amtlichen Publikation des Ministeriums des Innern erhalten. Danach gibt es in Großrußland 30,000 wirkliche Sklaven, d. h. Leibeigene, deren Besitz nicht an gewisse Ländereien geknüpft ist. Sie gehören 5000 Herren, haben diesen, im Fall sie nicht von ihnen selbst beschäftigt werden, mindestens zwei Fünftel ihres Erwerbs zu zahlen und können persönlich verkauft werden. Am drückendsten ist die Lage der Weiber in dieser Klasse, welche „Ludi bassemelei" („Leute ohne Land") heißt. Grundbesitzer, die einen bis zwanzig Leibeigene haben, gibt es 49,709 mit einer Gesammtzahl von 742,420 Leibeigenen. Ihre Lage ist übler als die der vorgenannten Klasse, weil sie der Ausbeutung unvermögender Eigenthümer überantwortet bleiben. Die Grundbesitzer, die 21 bis 100 Leibeigene haben, sind 36,024 mit einer Gesammtzahl von 3,271,648 Seelen. Das Los dieser Klasse soll das der vorhergehenden nicht übertreffen. Vermögende Grundbesitzer, die 101 bis 1000 Leibeigene haben, werden 19,808 mit einer Gesammtzahl von 7,807,000 Seelen gezählt. Reiche Grundherren im Besitz von 1001 bis 2000 Seelen gibt es 2468 mit einer Gesammtzahl von 3,230,268 Seelen. Sehr reiche Grundherren, die über 2000 Leibeigene besitzen, sind 1447 mit einer Gesammtzahl von 6,567,066 Seelen. Der erwähnte Bericht schließt mit der Angabe, daß von 23½ Millionen Leibeigene, welche dem Adel gehören, mehr als 13 Millionen der Krone für Darlehen bis zum Betrag von 297,879,459 Rubel verpfändet sind.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 87. Freitag, den 23. Juli. 1858.

Radetzky für die Reorganisation der österreichischen Armee.

(Fortsetzung.)

4. Verpflegssystem.

Dieses lähmt die Beweglichkeit der Armee und bringt jede Voranleitung auf das Schleunigste unter das Publikum. Das bei uns beobachtete Subadministrationssystem ist nicht nur geeignet, den Spekulationsgeist zu heben, sondern befestigt auch ein Heer von Verpflegungsbeamten mit zwei hofkriegsräthlichen Departements auf ihren Posten. Die Detaileinmischung der Zentralstelle aber macht das Bestehen der Generalkommanden völlig überflüssig. Die lächerliche Methode der Mehlverführung anderseits kann die Staatsmittel nur noch mehr vergeuden.*)

5. Bezahlung der Offiziere.

Wo sollen Soldatengeist und Ehrgefühl aufleben, wenn man den Offizier zum Bettler herabwürdigt? Dieser Gegenstand kann hier nicht weiter erörtert werden. Es würde allzuweit führen. Die Mittel zur Abhilfe solcher Gebrechen sind übrigens in zweckmäßigen Ersparungen an der Administration geboten.**)

6. Fehlerhafte Einrichtung der obersten Kriegsstelle.

Man begreift die Kollegialverfassung bei einem gesetzgebenden Körper. Was um's Himmelswillen hat aber selbe mit einem Kriegsministerium zu thun, dessen Wirksamkeit nicht konzentrirt genug sein kann? Was soll das Votum eines Hofrathes, der vom Heer, seinem Geist und seinen Bedürfnissen so viel weiß als vom Divan des Sultans? Damit sich das Kriegsministerium keinen Akt der Willkür erlaube, dafür ist ja der Staatsrath des Monarchen mit seiner Militärsektion da. So, wie der Hofkriegsrath jetzt besteht, ist selber die unzusammenhängendste Kriegsstelle, welche je geschaffen wurde.***)

7. Im Allgemeinen fühlbarer und dem Dienst höchst nachtheiliger Mangel an Ausbildung, besonders in den höheren Graden.

Wie gerecht auch das System der Anciennetät sein mag, so darf solches bei Besetzung höherer Stellen und ganz besonders der Generäle dennoch nicht ausschließend befolgt werden. Nicht Jeder, der den Soldatenrock trägt, ist zum wahren Soldaten geschaffen. Der General muß Beruf zu seinem Stand fühlen. Er bedarf höherer militärischer Eigenschaften, ohne gerade ein Gelehrter zu sein. Er muß eine gewisse Bildungsstufe erreicht haben und vor Allem natürlichen Verstand, That- und Schnellkraft, verbunden mit klarer Umsicht, besitzen. Wem der Himmel diese Gaben versagt hat, der wird nie ein General wie er sein soll.*)

8. Gänzliche Umgestaltung des Generalquartiermeisterstabes.

Sie ist um so nöthiger, damit in diesem Korps an die Stelle eines theoretischen Pedantismus und der Ingenieurgeographen der Soldatengeist trete, und man die wahre Hilfe zur Führung und Leitung der Truppen erziele, anderseits auch den Uebelstand beseitige, durch willkürliche Besetzung der im Korps vakanten Stellen nachtheilig auf die Armee einzuwirken.

9. Verbesserungen bei den Grenadieren.

Ein langer Friede erheischt, daß hiefür besondere Grundsätze aufgestellt werden. Bei Verleihung der Grenadieroffiziersstellen sollten weder Gunst noch Dienstalter geltend gemacht werden, denn beide sind Ursachen des häufigen Wechsels. Eben so wäre ein Grenadierbataillon, das am Tag der Schlacht in entscheidenden Momenten zu wirken berufen ist, nur einem energischen und thätigen Kommandanten anzuvertrauen, aber nie in die Hände unbrauchbarer Obersten oder überhaupt wenig beholfener Stabsoffiziere zu legen.

10. Die Artillerietruppe

hat vielleicht mehr Gelehrsamkeit als selbe eigentlich bedarf. Aber

---

*) Das Verpflegssystem hat schon im Jahre 1850 eine Aenderung erlitten. Der taktische Aufmarsch von 180,000 Mann an die nordöstliche Grenze zur Zeit des russisch-türkischen Krieges, welcher als ein strategisches Meisterstück gilt, gibt ein glänzendes Beispiel von der Operationsfähigkeit der österreichischen Armee. Die dabei wahrgenommenen Mängel im Verpflegswesen wurden sofort abgestellt.

**) Die Gagen der Offiziere wurden bekanntlich erhöht.

***) Der Hofkriegsrath, über den von Prinz Eugen bis auf Graf Radetzky alle großen Feldherren der kaiserlichen Armee geklagt haben, gehört nunmehr der Vergangenheit an.

*) Die Militär-Bildungsanstalten in Oesterreich haben seit sechs Jahren eine ungemein fruchtbare Entwickelung erhalten und gehen Hand in Hand mit den eingeführten Reformen an den Gymnasien und Realschulen in der Monarchie. Außer den zahlreichen Militär-Erziehungshäusern, Schulkompagnien, Kadetten-Instituten hat Oesterreich drei Militär-Akademien, ein Militär-Lehrer-Institut, einen höheren Artillerie- und Genie-Kurs, eine Kriegsschule, eine administrative und medizinische Lehranstalt, Equitations-Institute u. s. w.

Digitized by Google

es mangelt ihr an Genie. Der Grund hievon scheint in der fehlerhaften Ergänzung der Offiziersstellen zu liegen. Fast alle unsere Artillerieoffiziere sind von der Pike auf befördert. Welch unermeßliche Zeit bedarf es aber, um aus einem böhmischen oder österreichischen Rekruten einen wissenschaftlichen gebildeten Mann zu machen. Deshalb ist auch der Gesichtskreis dieser Leute so eng, daß er sich nicht über den Lehrkurs des Bombardierkorps hinaus erstreckt. Die natürliche Folge hievon ist ein engherziger und wahrhaft handwerksmäßiger Zunftgeist, der dasjenige, was er weiß, und dessen Erlernen ihm so viele Mühe kostete, für den Kulminationspunkt des menschlichen Wissens hält und jeder Verbesserung schwer zugänglich ist.

Aber höchst sonderbar bleibt es, daß man nie militärisch erzogene, mit allen Vorkenntnissen ausgerüstete junge Leute aus unsern Militärakademien zur Artillerie übersetzt hat, wo selbe gewiß nach einer kurzen praktischen Dienstleistung gänzlich ausgebildete Artillerieoffiziere geworden wären. Meines Dafürhaltens ist Oesterreich die einzige Macht, welche ihrer Artillerie alle nöthigen Hilfen in sich selbst finden läßt. Und wenn man auch nicht in Abrede stellen will, daß in einem rohen Rekruten eben so gut der göttliche Funke des Genies zu schlummern vermöge, wie in einem jungen Menschen von Erziehung, so darf doch wohl nicht geläugnet werden, daß dessen Entwicklung, besonders bei einem etwas pedantischen Korps, so schwierig ist, um das Genie zu ersticken, bevor selbes noch in einer höhern Charge sich vollkommen zu entfalten und Früchte zu tragen vermag. Dies ist hier um so eher der Fall, als der Offizier meist schon in Jahren zu weit vorgerückt ist, und die durch mehrere Dezennien eingesogenen Vorurtheile eine allzugroße Macht über ihn erlangt haben. Doch gilt auch hier der Satz: Keine Regel ohne Ausnahme.

Was die im Material unserer Artillerie begründeten Mängel betrifft, so sind selbe viel zu bekannt, um hierüber auch nur Ein Wort zu verlieren. Gewiß ist es, daß selbst eine kleine Aenderung in diesem Zweig bei einer großen Armee zu außerordentlichen Kosten führt. Wenn aber die erzeugende Artillerie fortfähret, stets nach fehlerhaften Grundsätzen vorzugehen und ihre Magazine und Depots mit mangelhaft erzeugten Materialien anzufüllen, so ist nicht abzusehen, wie bei dieser Waffe jemals Verbesserungen eintreten können.

(Schluß folgt.)

Innerhalb der Grenzmarken unserer Dorfsgemeinden.

Unter dieser Ueberschrift bringt der „Wanderer" vom 17. Juli nachstehenden Artikel, der auch bei uns eine rücksichtsvolle Beherzigung verdient.

Wenn sich einerseits an die sehnlichst erwartete definitive Gemeindeordnung der lebhafte Wunsch knüpft, daß diese zu ihrer Hauptgrundlage außer einer möglichst großen Selbstständigkeit in der Verwaltung kommunaler Angelegenheiten die Gewährung einer wahren, nicht blos scheinbaren, Autorität der Ortsvorstände hinsichtlich der Unterstützung der Staatsgewalt in der Ausübung der Regierungsbefugnisse erhalte; so muß anderseits in den Gemeinden selbst das alte, so zu sagen eingeimpfte Prinzip, Alles und Jedes von oben angeordnet und befohlen zu sehen, völlig absterben. Dafür muß die, in genauer Befolgung bestehende Achtung vor dem Gesetze lebendiger werden; es muß an die Stelle des blos passiven Gehorsames die, das ganze Gemeinwesen durchdringende Ueberzeugung treten, daß die Ehre und das Interesse der Gemeinden am besten gewahrt werden, wenn innerhalb ihrer Grenzmarken die Einsicht und die Thätigkeit der Vorstände wie jedes einzelnen Gemeindemitgliedes „ohne hochobrigen Befehl" wirksam sind, wenn der eingeräumte Wirkungskreis bis auf den geringfügigsten Gegenstand so ausgefüllt wird, daß die ohnehin sehr in Anspruch genommene Staatsgewalt durchaus nicht veranlaßt ist, dort direkt einzuschreiten, wo das Gesetz blos von einer Oberaufsicht von einer Kontrolle spricht.

Wie wenig diese, die Ehre und das Interesse der Gemeinden im Auge habende, die Regierung so mächtig unterstützende Ueberzeugung namentlich am flachen Lande noch Eingang gefunden habe, ergibt sich aus einer Aufzählung von Uebelständen, deren Beachtung und Abstellung gänzlich den Gemeindeverwaltungen zustehen, die jedoch fort und fort einen Gegenstand der Anzeige der k. k. Gendarmerie an die Gemeindevorstände oder der Verhandlung an den Amtstagen der Bezirksbehörden bilden. Die am häufigsten beklagten Uebelstände („polizeiliche Gebrechen oder Uebertretung polizeilicher Vorschriften") dieser Art sind: Mangel an Sicherheitsgeländern bei Teichen, abschüssigen Straßen, Brunnen, Gruben und Stegen; fehlende Wegweiser auf Kreuzwegen, fehlende Hausnummern und Stege; fehlende oder verwischte Ortstafeln; fehlende Wirthshauszeichen; Nichtabraupen der Bäume; Alleebäume ohne Pfähle, deren Beschädigung; Aborte oder Mistpfühen nahe an den Straßen und Wohnungen; Unreinlichkeit in den Fleischbänken und Wirthshäusern; unverschlossene Glockenthürme; unverwahrte Kellerlöcher und Eingänge; Mühlsteine ohne eiserne Reifen; Verwendung der Schulkinder bei Treibjagden; sorglose, feuergefährliche Aufbewahrung der Zündhölzchen; Holz- und Flachstrocknen im Stuben- oder Backofen; hölzerne oder baufällige Rauchfänge; hölzerne Schläuche bei Oefen; schadhafte oder nicht vollständige Feuerrequisiten; Verunreinigung oder Verstellung von Straßen, Gräben und Kanälen; schlechte Vizinalwege; Schneeverwehung auf Straßen und Wegen; fehlendes oder unreines Wasser in öffentlichen Brunnen; nicht zimentirte Gefäße und Wagen bei Gewerbsleuten; gefahrdrohende Baufälligkeiten kleinerer Art u. s. w.

Alle diese wie andere hieher gehörige Uebelstände in und um die Wohnstätten der Dörfer haben seither nicht wenig zur vielfältigen Geschäftsvermehrung der an Arbeitskräften nicht eben reichen Bezirksbehörden beigetragen; sie haben vorläufige Untersuchungen, Zitationen und Strafen zur Folge gehabt, während es doch im eigensten, wahren Interesse der Gemeindemitglieder wie der Ehre der betreffenden Gemeinden gewesen wäre, sie zu beseitigen, ehe die exekutiven Organe der Staatsregierung die Aufmerksamkeit hierauf gelenkt, ehe die weiteren Anzeigen das Weichbild der Gemeinden verlassen hätten; mit einem Worte, es wäre einer guten Ortspolizei obgelegen, die Gebrechen wahrzunehmen und ihre sofortige Abstellung ohne Intervention zu bewirken.

Hoffen wir, daß der echte Gemeinsinn dort, wo er erst wenig oder nicht genug kräftig zu Tage tritt, unter dem Schutze einer erleuchteten Gesetzgebung mehr und mehr erstarke und fähiger werde, auf seine Gerechtsame „eifersüchtig" zu sein, d. h. es als seine heiligste Pflicht erachte, unter allen Umständen, betreffe es nun anscheinend unbedeutende oder folgenschwere Angelegenheiten, an sich selbst die strengsten Anforderungen zu stellen und sie pünktlich zu erfüllen, und zwar nicht blos der Kontrolle des Staates wegen, sondern auch wegen der Aufrechthaltung und der Wohlfahrt des gesammten Gemeinwesens.

Maria Theresia in Schönbrunn und Laxenburg.

„Aus dem Hofleben Maria Theresia's" ist der Titel des soeben bei Karl Gerolds Sohn erschienenen neuesten Werkes des fleißigen und strebsamen Geschichtsforschers Adam Wolf. Das Buch ist nach den Memoiren des Fürsten Joseph Khevenhüller bearbeitet, welcher der Kaiserin Maria Theresia durch dreiunddreißig Jahre als Oberstthofmarschall, Oberstkämmerer und Oberstthofmeister gedient hat. Das Werk bietet eine vielfach belehrende und sehr anziehende Lektüre und wird bei der hohen Verehrung, in welcher das Andenken Maria Theresia's steht, gewiß eine allgemein willkommene Gabe sein. Wir geben statt einer weitern Empfehlung aus dem Kapitel „Der Hof auf dem Lande" folgende zwei Skizzen:

I.

Schönbrunn.

Schönbrunn, mitten in der freundlichen Ebene bei Wien gelegen, zwischen Feld und Flur, am Saume der Reviere, die von so vielen festlichen Treibjagden aus den glänzenden Zeiten des Waidwerks erzählen können, dieser prächtige Kaisersitz mit seinen großen Sälen, breiten Treppen und grünen Gartenwänden ist, wie wir es kennen, ein Denkmal aus der Zeit Maria Theresia's. Aus einem kleinen Jagdschlosse erhob sich eine großartige Residenz, in deren Hallen der kaiserliche Hof seit Generationen weilt. Noch 1672 stand dort nur ein großes einförmiges Gebäude mit Mauern umgeben. Leopold I. ließ für den römischen König Joseph das Hauptgebäude bauen. Maria Theresia ließ das Schloß von Grund aus neu aufführen; sie hatte von Anbeginn ihrer Regierung eine Vorliebe für Schönbrunn, und man sagte, sie vertraue besonders dem Gnadenbilde der h. Maria in Hietzing. Der Bau wurde 1744 begonnen, 1749 vollendet. Der Plan ward mannigfach geändert worden. Manches wurde eingerissen und neu aufgeführt; daher kam es, daß das Schloß nicht nach einem Gusse entstand und bei den Zeitgenossen manchen Tadel erfuhr.

Maria Theresia und Franz I. ließen Jahr für Jahr neue Verschönerungen vornehmen. Der französische Garten mit seinen grünen Alleen, Ruinen, Glorietten und Statuen ist größtentheils eine Schöpfung des Kaisers. Die Sympathien eines jeden Oesterreichers knüpften sich an dieses kaiserliche Haus; die Wiener machten ihre Sonntagsfahrt heraus, um einmal ihre stattliche Kaiserin durch die grünen Gänge gehen zu sehen. Schon damals war der Eintritt für das Publikum frei, ja Maria Theresia hatte einem bürgerlichen Koche erlaubt, in einem Nebengebäude auszuschenken und auszukochen.

Der Hof übersiedelte gewöhnlich schon Ende April oder Anfangs Mai nach Schönbrunn und Laxenburg zur großen Verzweiflung der Hofherren, die es immer noch zu kalt fanden. Maria Theresia war so an Kälte gewöhnt, daß sie im Winter öfters bei offenem Fenster arbeitete; dafür war ihr die Hitze unerträglich. Im Hochsommer wohnte und speiste sie gewöhnlich zu ebener Erde, rechts gegen die Orangerie zu. Ihre Zimmer im ersten Stock waren sehr einfach möblirt, ihr Schlafzimmer aschgrau gemalt. In Schönbrunn waren bis zum gewaltsamen Eindringen des Bathe die Audienzen ganz frei. Hier berief sie die Konferenz und später den Staatsrath. Unermüdlich arbeitete sie, größtentheils bei der Nacht und früh Morgens nach dem Frühstück und nach der Messe. Keine frauenhafte Laune, keine Gesellschaft konnte sie fern halten, wenn sie sich von einem Minister vortragen ließ. Oftmals las und schrieb sie im Freien unter der Laube auf einem Tische, der ganz mit Akten und Briefen überdeckt war. Kaunitz durfte an jedem Tage, in jeder Stunde zu ihr kommen, nur nach 6 Uhr Abends nicht, wenn es sich nicht um eine besondere wichtige Angelegenheit handelte. Jedes Jahr wurde eine bestimmte Hofordnung gegeben. 1759, als der Hof schon am 28. April nach Schönbrunn kam, wurde der Sonntag für die öffentlichen, der Freitag für die privaten Audienzen bestimmt, jeder Minister erhielt einen Tag für den Vortrag seiner Geschäfte, am Sonntag und Donnerstag waren französische Komödien, am Freitag kleine Gesellschaft, wo die Damen en sac und die Herren in Hofkleidung erschienen. Das Zeremoniel wurde hier nicht so streng als in Wien eingehalten; dagegen feierte man die Galatage im größten Prunke, wie in der Stadt. Mehrmals in der Woche fuhr die Kaiserin in die Stadt, besonders zu religiösen Funktionen; nie unterließ sie es, der Frohnleichnams-Prozession beizuwohnen, so schwer es ihr fiel, stundenlang in der Sonnenhitze herumzugehen; bei den öffentlichen Gebeten zur Zeit des siebenjährigen Krieges erschien sie immer in der Kirche; sie kam zu Fuß hin. Fröhliche Familienfeste, die von dem Frieden und den Freuden des Hauses Zeugniß gaben, wurden hier gefeiert. Man konnte die Kaiserin eine glückliche Frau, eine glückliche Mutter preisen, wenn sie Sonntags zur Kapelle ging, neben ihr der Kaiser mit seinem heitern Gesichte, dann die Erzherzoge und Erzherzoginnen, jugendliche Gestalten mit hellen Augen, und rückwärts das Gewühle der Hofherren und Hofdamen, alte graue Herren und junge anmuthige Frauen.

Von Schönbrunn aus, machte der Hof häufig Besuche bei den adeligen Familien, die in der Umgegend von Wien gegen den Semmering und das Leithagebirge Schlösser und Landhäuser besaßen. Die Ebene bietet heutzutage ein verändertes Bild. Damals standen fast von Dorf zu Dorf kleine Schlösser, meist im Style des 17. und 18. Jahrhunderts gebaut, prächtig eingerichtet und bewohnt. Die meisten sind nun verfallen oder in fremde Hände gekommen; statt ihrer erheben sich riesige Fabriken, deren schwarzer Rauch sich über das dunkle Dach eines alten Hauses und über die breiten Ulmen vor demselben hinwälzt.

(Forts. folgt.)

Mannigfaltiges.

* In den Provinzen Padua und Rovigo verbreitete vor Kurzem die Kunde von dem Erscheinen einer zahlreichen Räuberbande Angst und Schrecken. Das Gerücht bezeichnete als Anführer den berüchtigten Stoppa, der wegen Raubmordes von dem Stadtgerichte zu Este in contumaciam zum Tode verurtheilt wurde. Die Bande sollte von jenseits des Po, aus der Romagna herübergekommen sein, und Einzelne behaupteten, sie seien von den Räubern angehalten und um Auskünfte, von Drohungen für gewisse Personen begleitet, angegangen worden. Die Sicherheitsbehörden stellten rasch die sorgfältigsten Nachforschungen an und entsandten einige Agenten in die beunruhigten Distrikte, welche jetzt außer Sorge sein können, da es der Umsicht dieser Organe gelang der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Diese besteht darin, daß einige Bauern geschickt diese allarmirenden Gerüchte ausgesprengt hatten, um einerseits die Grundbesitzer vom Besuche ihrer Felder und der Kontrole der Ernte abzuhalten, andererseits letztere vor der Plünderung zu schützen, mit welcher sie von den einheimischen Dieben heimgesucht zu werden pflegen. Das Manöver gelang vollkommen, denn der Schrecken und die Furcht vor dem Zusammentreffen mit der Bande bewirkte das Eine und das Andere; allein die ersten Verbreiter der falschen Nachricht, welche theilweise vor Gericht die unwahrscheinlichsten Angaben aufrecht erhalten wollten, wurden verhaftet und stehen unter der Anklage von Aussprengung falscher Gerüchte.

* Wie die französische Zensur mit den Stücken der Autoren umgeht, wird kein deutscher Theaterdichter glauben wollen. Sie hat u. A. dem Autor des Dramas „die Polarmeere" verboten, Lady Franklin auf die Bühne zu bringen. „Sie müssen sich mit der Schwester der Lady Franklin begnügen," sagte man ihm. — „Aber die Lady hat ja keine Schwester!" — „So müssen Sie ihr eine geben." — Der Autor ergab sich nicht und begehrte eine Audienz bei dem englischen Gesandten Lord Cowley. Als dieser seine Klage angehört hatte, antwortete er: daß er von all diesen Dingen, von Zensur und Zensoren, nichts wisse und verstünde und nicht begreife, warum Lady Franklin nicht auf die Bühne zu bringen sei. Wenn es irgend einem Possendichter einfiele, setzte der Lord hinzu, mich zu karikiren, so würde ich mit Lady Cowley mich in eine Loge setzen und Theil an der allgemeinen Unterhaltung nehmen.

* (Die Krinoline als Störer des ehelichen Friedens.) Mathilde ist eine junge Frau, auch hübsch von Gesicht, aber sie hat einen Kummer: ihr Gatte ist ein abgesagter Feind der Krinoline und will nicht dulden, daß sie sich den Reifrock um die Hüften legt. Lange hat sie diesen Kummer mit stiller Resignation getragen; da schenkte ihr der Gatte im vergangenen Rosenmonat ein neues Seidenkleid, und nun war's mit der Resignation zu Ende. Der Reiz, den prächtigen Stoff über den Reifrock sich blähen zu sehen, war stärker als der Gehorsam gegen den Willen dessen, der des Weibes Haupt sein soll. In aller Stille wurde eine Krinoline angeschafft, und damit der Mann sich nicht widersetzen möge, die Veranstaltung so getroffen, daß er, um mit einander einen Spaziergang zu machen, vorausging und Madame mit einer Freundin nachkam. „Er wird überrascht sein; er wird Anfangs schmollen, nachher wird er wieder gut sein, und ist nur die Mauer erst einmal durchbrochen, so wird er sich dann auch weiter nicht widersetzen." So philosophirte man. In der Wirklichkeit kam's aber anders. Der Gemahl war allerdings überrascht, er schmollte auch, und zwar so, daß er sich weigerte, seiner jungen Frau den Arm zu reichen; er wurde aber nicht wieder gut, sondern war so boshaft, als man sich in einem Konzertlokale niederließ, seinen Stuhl ganz heimlich auf das Kleid seiner Frau zu setzen und diese dann zum Aufstehen zu nöthigen, wovon die Folge war, daß das prächtige neue Kleid inmitten entzwei riß. Das hieß denn allerdings einer hübschen Frau ans Leben greifen. Es gab eine Szene, die sich jedenfalls daheim, in der ehelichen Klause, noch viel lebhafter fortgesetzt haben muß; denn am nächsten Tage zog Mathilde zu ihren Eltern und seitdem hat sie gegen ihren Gatten eine Klage auf Ehescheidung, wegen gröblicher Mißhandlung, eingeleitet.

* Der gegenwärtigen Damenmode ist ein neuer Feind, der Stockholmer Arzt Professor Cederschiöld, entstanden, der gegen Schnürbrust, kurze Mäntel und Krinolinen als Beförderer des Kindbettfiebers denunzirt. Er räth zu „wärmerer, enganschließender Bekleidung" und nennt die neue Mode eine verkehrte, bei der die Damen ihre Gesundheit riskiren, frieren und belacht werden.

Kronstädter Nachrichten.

Mit Ende dieses Monats Juli läuft der Termin für die Entrichtung der jährlichen Gebühr für die Kirchensitze in der Stadtkirche, sowie für Lösung der durch Todesfall erledigten Sitze, Grüften und Gräber ab.

Wie wir vernehmen, haben Manche die Gebühr und Lösung noch nicht entrichtet; wir machen hier darauf aufmerksam, damit sich späterhin Niemand beklage, wenn in Folge seiner Saumseligkeit über den betreffenden Sitz anderweitig verfügt wird oder er eine höhere Gebühr zu entrichten hat.

Am 15. August findet die feierliche Einweihung des neu erbauten Hohofens in Fillo statt. Wie wir aus sicherer Quelle wissen, werden zu dieser Feier außer den h. Behörden und einigen um die Errichtung des Werkes verdienten Privaten sämmtliche Betheiligte an der Eisen-, Kohlen- und Kupfergewerkschaft eingeladen. Jedoch sind auch alle andere Freunde und Gönner des Unternehmens von nah und fern bei dieser Feier gern gesehen und werden, wenn sie an derselben Theil nehmen wollen, nur die diesfällige Anzeige bei dem Comité, oder der Direktion zu machen haben.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 88. Montag, den 26. Juli. 1858.

Radetzky für die Reorganisation der österreichischen Armee.

(Schluß.)

11. Verbesserungen beim Fuhrwesen.

Diese würden zu großen Ersparnissen führen, und sind für die Armee im Allgemeinen, besonders aber für die Artillerie überaus wünschenswerth.*)

12. Ein ähnliches größeres oder geringeres Bedürfniß macht sich auch bei den übrigen Extrakorps der Armee geltend.

13. Zweckmäßige Remontirung und Remontentransporte.

Dieser Gegenstand verdient eine besondere Berücksichtigung. Ebenso auch der Verfall der Reiterei bei der Kavallerie.**)

14. Bei den meisten Regimentern, vorzüglich bei der Kavallerie, wird viel zu viel auf den äußern Glanz in jeder Beziehung, dagegen aber viel zu wenig auf dasjenige gesehen, was man vor dem Feind bedarf. Bei den Husaren ist der Vorpostendienst und der ihnen speziell zustehende kleine Krieg in gänzlichem Verfall. Sie sind schöne Linienkavallerieregimenter. Dies ist wahr. Aber diesem Ausspruch haben sie ihre eigenthümliche Widmung als Vortruppen zum Opfer gebracht. Sie sind keine Husaren mehr.

Eine von wenigen, aber leidenschaftlosen, erfahrenen, dem allerhöchsten Dienst mit voller Hingebung zugethanen Männern gebildete Kommission dürfte wohl die Möglichkeit finden, wenigstens einzelne Verbesserungen durchzuführen. Aus vielen kleinen Bächen aber bildet sich am Ende der gewaltige Strom.

Unser Militärsystem ist alt und wurde stets nur nach dem jeweilig gefühlten Bedürfniß ausgeflickt und verbessert. Nie wurde dabei ein bestimmt ausgesprochener Wille, ein ordentlicher Plan zum Grund gelegt. Dieses Gebäude ist nunmehr theilweise gänzlich morsch und bedarf großer Nachhilfe. Will man aber Hand anlegen, so muß man vor allen Dingen fragen: Was haben wir? Was wollen wir? Was können wir beibehalten? Was müssen wir abschaffen? Die Beantwortung dieser Fragen wird den Maßstab des Verfahrens an die Hand geben.

Nur so, glaube ich, könnten wir zu einer Reihe von Verbesserungen gelangen, die, ohne Uebereilung eingeleitet und gehörig gereift, unser Militärsystem zeitgemäß zu entwickeln und selbes auf jene Stufe zu heben vermöchten, die es einnehmen kann und muß, weil wir nur dadurch allein im Stand sind, ruhig in die ungewisse Zukunft zu blicken.

In wie fern nun diese meine oben vorgelegten Ansichten durchgeführt, modifizirt oder ganz unbeachtet bleiben sollen, so tritt nichts desto weniger als erstes Bedürfniß immer wieder hervor, eine kriegsbedürftige Friedensdislokation in den verschiedenen Provinzen der Monarchie und zwar in der Art auszumitteln, um die Truppen rasch in einzelne Korps sammeln zu können. Dadurch wird man jedenfalls, d. h. durch einen schlagbereiten Zustand, unsern Verbündeten höheres Vertrauen einflößen.

Um gegen Westen und Norden auf alle Kriegsvorfälle gefaßt zu sein, dürfte der Hauptantrag dahin gehen, daß:

für die Hauptarmee

fünf Armeekorps, jedes zu 25 Bataillonen und zwei leichten Kavallerieregimentern, nebst einer großen Infanterie- und einer Kavallerieresерve, gewidmet bleiben.

Für die sekundäre Armee in Italien wären: Zwei Armeekorps, jedes zu 21 Bataillonen und einem leichten Kavallerieregiment, dann eine große Infanterie- und eine kleine Kavallerieresерve anzutragen.

Nebstbei hätte noch ein Armeekorps für unvorhergesehene Fälle in Reserve zu bleiben.

An Artillerie würde erforderlich: für die Hauptarmee bei jedem Armeekorps 10 Batterien eingetheilt, dann noch für die Reserve 12 Batterien.

Für Italien: 39 Batterien.

Bei Ausmittlung der Friedensdislokation wäre auch vorzugsweise auf Verminderung der Wachposten hinzuwirken. Die Friedenswachposten sind der Gesundheit nachtheilig, weil der Soldat alle dritten Tag die Wache bezieht, sich an keinen geregelten Schlaf gewöhnt, die Montur vor der Zeit abnützt, seiner eigentlichen Ausbildung entzogen wird und endlich gleichgiltig und verschiedenen schlimmen Neigungen zugethan, seinem wahren Zweck entfremdet wird. Noch weit verderblicher aber sind die Friedens-Magazinsarbeiten. Darum muß eine Abhilfe geschehen.

In den Provinzhauptstädten müssen große Garnisonen be-

*) Das Alles ist bekanntlich anders geworden.

**) Wir bringen hier nur die Equitationsschule auf der Landstraße in Erinnerung.

stehen. Dadurch befördert man die Bildung der Offiziere, erleichtert die Aufsicht der Vorgesetzten, erhöht deren Einwirken und hebt somit den militärischen Geist. Auch kann man in größern Körpern exerziren. Dadurch bildet sich das Auge der Generale und Stabsoffiziere zur Führung größerer Körper, die Manövrirfähigkeit der Truppen wächst und die Mannschaft wird im Dienst mehr geschont.

Endlich komme ich noch zu einem militärischen Exkurs, der mir hier nicht an unrechter Stelle zu sein scheint.

Die unverschiebliche Sicherung des Oberrheins scheint um so dringender, als wir, selbst bei Einhaltung aller jener auf schleunige Mobilität abzweckenden Vorkehrungen, doch immerhin sechs Wochen benöthigen, um uns mit den süddeutschen Bundeskontingenten zu vereinigen und der feindlichen Invasion zu begegnen. Dieser Nachtheil ist um so größer, wenn man bedenkt, daß dadurch die große deutsche Armee, wenigstens momentan, sogleich auf die Defensive versetzt wird. Die Bundeskommission hat diesen Uebelstand vollkommen beherzigt und Alles aufgeboten, einem der vielen dahin einschlägigen Projekte gehörigen Eingang zu verschaffen. Aber noch ruhen diese Vorschläge im Bundesarchiv zu Frankfurt und die dazu gewidmeten Summen in den Kassen der verschiedenen deutschen Staaten.

Und dennoch steht die Schweiz drohend zwischen Deutschland und Italien. Deutschland ist von Straßburg aus jedem Einfall bloßgestellt. Nirgends findet sich ein sicherer Stütz- und Sammelpunkt für die süddeutschen Bundeskontingente. Rastatt, Offenburg und Freiburg würden, falls man selbe befestigen wollte, am zweckentsprechendsten sein. Da bis jetzt noch gar nichts zu Stande kam, auch die Kosten für alle drei Punkte vielleicht unerschwinglich sind, so bin ich bei der obwaltenden Dringlichkeit der Ansicht, daß wenigstens Rastatt in diesem Sinn befestigt würde. Die süddeutschen Bundestruppen sind, wie leicht zu erachten, ohne einen festen Punkt viel zu schwach, um dem Feind bis zum Eintreffen der österreichischen Armee mit Erfolg die Spitze zu bieten. Und doch ist eben jetzt der Moment doppelt wichtig, um auf die Sicherheit des Oberrheins zu denken.

Den Niederrhein beschützt ein Festungsgürtel von Mainz bis Wesel. Die Festung Luxemburg wird verstärkt. Das verschanzte Lager bei Germersheim soll begonnen werden. Und je weniger Bürgschaft der gegenwärtige Zustand in Frankreich u. s. w. der künftigen Ruhe Deutschlands bietet, desto mehr müssen wir uns aufgefordert fühlen, solche Vorsorgen zu treffen, welche uns die Selbsterhaltung zur Pflicht macht und die allein im Stande sind, uns vor den Folgen von Gährungen in den Nachbarstaaten zu schützen.

Stempel und Taxen in Oesterreichischer Währung.

Mit kaiserlicher Verordnung vom 8. d. M., wirksam für alle Kronländer, werden aus Anlaß der Einführung der Oesterreichischen Landeswährung nachstehende Bestimmungen über die Entrichtung der in den Gesetzen vom 9. Februar und 2. August 1850 und und vom 6. September 1850 vorgeschriebenen Gebühren, der l. f. Taxen erlassen, welche Bestimmungen mit 1. November 1858 in Wirksamkeit zu treten haben.

1. Die Geldbeträge oder Werthe, nach welchen sich die durch die Gesetze vom 9. Februar und 2. August 1850 festgesetzten, nach dem Werthe des Gegenstandes wachsenden (Prozentual- und skalamäßigen) Gebühren zu richten haben, sind in Oesterreichischer Landeswährung zu bestimmen.

Dieß hat auch dann zu geschehen, wenn die Fälligkeit der Prozentual-Gebühr vor dem 1. November 1858 eingetreten ist, die Gebührenvorschreibung aber nach diesem Zeitpunkte stattfindet. In Absicht auf die skalamäßige Gebühr hat diese Bestimmung blos auf die nach dem 31. Oktober 1858 ausgestellten Rechtsurkunden Anwendung. Ist der Geldbetrag oder Werth, nach welchem die Gebühr sich zu richten hat, in den bezüglichen Urkunden und Schriften in einer anderen, als in Oesterreichischer Währung ausgedrückt oder durch Beziehung angegeben, so ist die Größe der Gebühr nach jenem Betrage zu bestimmen, welcher durch Umrechnung des Geldbetrages oder Werthes auf die Oesterreichische Währung entfällt. Ist die Währung in Urkunden und Schriften, welche nach dem 31. Oktober 1858 errichtet werden, nicht ausgedrückt, so wird die Oesterreichische Währung vermuthet.

2. Von dem in Oesterreichischer Währung angegebenen oder in dieselben umgerechneten Geldbeträge oder Werthe ist die Gebühr nach den, in den bezogenen Gesetzen bestimmten Prozenten und soweit es sich um die Bemessung skalamäßiger Gebühren handelt nach den der gegenwärtigen Verordnung angeschlossenen Stufenleitern (Skalen), welche an die Stelle jener der Gesetze vom 9. Februar und 2. August 1850 zu treten haben, in Oesterreichischer Währung zu bemessen.

3. Alle jene Geldbeträge oder Werthe, mit Rücksicht auf welche in den Gesetzen vom 9. Februar und 2. August 1850, verschiedene Gebühren festgesetzt, Befreiungen oder Begünstigungen zugestanden wurden, sind als in Oesterreichischer Währung festgesetzt anzusehen und unterliegen daher keiner Umrechnung.

In den vor dem 1. November 1858 begonnenen Rechtsstreiten, wie auch rücksichtlich der vor diesem Zeitpunkte fälligen Gebühren ist die Bemessung der Gebühr nicht über denjenigen Betrag zu erhöhen, welcher sich ergibt, wenn der in Konventions-Münze ausgedrückte Geldbetrag oder Werth, um den es sich handelt, als dem Nennbetrage in Oesterreichischer Währung gleich angenommen wird.

4. Die mit den Gesetzen vom 9. Februar und 2. August 1850 angeordneten festen (fixen) Gebühren sind nach dem Ausmaße zu entrichten, daß an die Stelle der bisherigen gesetzlichen Beträge von

1	Kreuzer	K.-M.	zu	treten	haben	2	Neukreuzer		
2	"	"	"	"	"	4	"		
3	"	"	"	"	"	6	"		
6	"	"	"	"	"	12	"		
15	"	"	"	"	"	30	"		
30	"	"	"	"	"	60	"		
1	Gulden	"	"	"	"	1	Gulden	Oesterr.	Währung
4	"	"	"	"	"	4	"	"	"
8	"	"	"	"	"	10	"	"	"
10	"	"	"	"	"	12	"	"	"

jene Beträge in Konventions-Münze mögen in dem Gesetze als Gebühr oder als mindestes oder höchstes Ausmaß der Gebühr vorgezeichnet sein.

5. Hinsichtlich jener Urkunden und Schriften, welche einer festen, mittels des Stempels zu entrichtenden Gebühr unterliegen, wird, wenn hinsichtlich derselben den gesetzlichen Anforderungen nicht Genüge geleistet wurde und die Uebertretung nicht schon zur Kenntniß der Gefällsbehörde gelangt ist, bis 1. November 1858 gestattet, ohne nachtheilige Folge für die Schuldtragenden die Gebühr nachträglich zu entrichten und zu diesem Zwecke die Urkunde oder Schrift sammt der Gebühr der Gefällsbehörde vorzulegen. Nach diesem Zeitpunkte ist nach dem in dieser Verordnung bestimmten Ausmaße nicht nur die Gebühr, sondern auch die im Gesetze bestimmte nachtheilige Folge oder Strafe zu verhängen.

6. Handels- und Gewerbsbücher und die Bücher der Notare und Sensale, welche vor dem 1. November 1858 auf Papiere mit dem bisher vorgeschriebenen Stempel begonnen wurden, können fortgesetzt, Urkunden und Schriften, welche mit dem zur Zeit der Ausfertigung oder des stempelpflichtigen Gebrauches vorgeschriebenen Stempel versehen sind, als Beilagen weiter verwendet werden, ohne daß der Unterschied zwischen den früheren und den durch diese Verordnung festgesetzten Gebühren nachträglich zu entrichten ist.

7. Die mit bestimmten Beträgen in Konventions-Münzen festgesetzten l. f. Taxen sind nach dem bisherigen Ausmaße mit einem 5proz. Zuschlage nach der kundgemachten Umrechnungstabelle mit Erhöhung jedes unzahlbaren Bruchtheiles auf die nächsthöhere zahlbare Größe in Oesterreichischer Währung zu bemessen. Bei Bemessung der l. f. Taxen, welche Prozentual- oder aliquote Gebühren sind, ist sich nach §. 1 der gegenwärtigen Verordnung zu benehmen.

8. Die durch das Gesetz vom 6. September 1850 und die Nachtrags-Verordnungen festgesetzten Gebühren von Spielkarten, Kalendern, Zeitungen und Ankündigungen sind nach folgendem Ausmaße zu entrichten:

für ein Kartenspiel mit . . .	15	Neukreuzern
für ein Stück Kalender mit . . .	6	„
für jedes Exemplar einer stempelpflichtigen Zeitschrift des Auslandes mit . . .	4	„
und des Inlandes mit	2	„
für jede stempelpflichtige Ankündigung, wenn das Quadratflächenmaß 180 Wiener Quadratzolle nicht übersteigt, mit	1	„
und sofern das Format des Papieres dieses Flächenmaß überschreitet, mit . . .	2	„
für die jedesmalige Insertion einer stempelpflichtigen Ankündigung oder Nachricht in eine inländische Zeitschrift mit	30	„

9. Gebühren jeder in der gegenwärtigen Verordnung begriffenen Art, die vor dem 1. November 1858 zu entrichten waren, jedoch nachträglich, ohne daß die §§. 1 und 5 der gegenwärtigen Verordnung zur Anwendung zu kommen haben, vorgeschrieben werden, sind nach dem bisherigen Ausmaße mit einem 5proz. Zuschlage nach der kundgemachten Umrechnungstabelle mit Erhöhung jedes unzahlbaren Bruchtheiles auf die nächsthöhere zahlbare Größe in Oesterreichischer Währung zu bemessen.

Stufenleiter (Skalen)

zur Bemessung der nach Abstufungen in dem Verhältnisse des Werthes steigenden Gebühr von Rechtsurkunden für alle Kronländer.

I. (Gebührensatz in Oesterr. Währung.)

				fl.	Neukr.
	bis	100 fl. Oesterr. Währung		—	5
über	100 „	200 „ „ „		—	10
„	200 „	300 „ „ „		—	15
„	300 „	500 „ „ „		—	25
„	500 „	1,000 „ „ „		—	50
„	1,000 „	1,500 „ „ „		—	75
„	1,500 „	2,000 „ „ „		1	—
„	2,000 „	4,000 „ „ „		2	—
„	4,000 „	6,000 „ „ „		3	—
„	6,000 „	8,000 „ „ „		4	—
„	8,000 „	10,000 „ „ „		5	—
„	10,000 „	12,000 „ „ „		6	—
„	12,000 „	16,000 „ „ „		8	—
„	16,000 „	20,000 „ „ „		10	—
„	20,000 „	24,000 „ „ „		12	—
„	24,000 „	28,000 „ „ „		14	—
„	29,000 „	32,000 „ „ „		16	—
„	32,000 „	36,000 „ „ „		18	—
„	36,000 „	40,000 „ „ „		20	—

Ueber 40,000 fl. ist von je 2,000 fl. eine Mehrgebühr von 1 fl. zu entrichten, wobei ein Restbetrag unter 2,000 fl. für voll anzunehmen ist.

II. (Gebührensatz in Oesterr. Währung.)

				fl.	Neukr.
	bis	20 fl. Oesterr. Währung		—	5
über	20 „	40 „ „ „		—	10
„	40 „	60 „ „ „		—	15
„	60 „	100 „ „ „		—	25
„	100 „	200 „ „ „		—	50
„	200 „	300 „ „ „		—	75
„	300 „	400 „ „ „		1	—
„	400 „	800 „ „ „		2	—
„	800 „	1,200 „ „ „		3	—
„	1,200 „	1,600 „ „ „		4	—
„	1,600 „	2,000 „ „ „		5	—
„	2,000 „	2,400 „ „ „		6	—
„	2,400 „	3,200 „ „ „		8	—
„	3,200 „	4,000 „ „ „		10	—
„	4,000 „	4,800 „ „ „		12	—
„	4,800 „	5,600 „ „ „		14	—
„	5,600 „	6,400 „ „ „		16	—
„	6,400 „	7,200 „ „ „		18	—
„	7,200 „	8,000 „ „ „		20	—

Ueber 8,000 fl. ist von je 400 fl. eine Mehrgebühr von 1 fl. zu entrichten, wobei ein Restbetrag unter 400 fl. für voll anzunehmen ist.

Ein Erlaß des Finanzministeriums vom 15. d. M. gibt nachstehende Bestimmungen bekannt:

1. Vom 1. November 1858 angefangen werden das noch im Gebrauche stehende Stempelpapier und die Stempelmarken gänzlich außer Gebrauch gesetzt und haben an deren Stelle neue Stempelmarken zu treten.

Die Verwendung des außer Gebrauch gesetzten Stempelpapiers und der außer Gebrauch gesetzten Stempelmarken, nach dem

Digitized by Google

31. Oktober 1858, ist der Nichtentrichtung der gesetzlichen Abgabe mit den in den bezogenen Gesetzen damit verbundenen Folgen gleich zu achten.

2. Das außer Gebrauch gesetzte Stempelpapier und die außer Gebrauch tretenden Stempelmarken werden, wenn die gesetzlichen Bedingungen vorhanden sind, vom 1. November 1858 angefangen bis 31. Jänner 1859 bei den Magazinsämtern gegen neue Stempelmarken in der Oesterreichischen Landes-Währung ausgewechselt wobei wenn die durch Umrechnung der auszuwechselnden Stempel auf Oesterreichische Währung nach der kundgemachten Umrechnungs-Tabelle sich ergebenden Unterschiede nicht schon durch Stempelmarken in Oesterreichischer Währung können ausgeglichen werden, der zur Ausgleichung mit Stempelmarken erforderliche Betrag bar aufzuzahlen ist.

Zu diesem Zwecke hat Jedermann, welcher die Auswechslung begehrt, dem Magazinsamte nebst den auszuwechselnden Stempeln (ohne Unterschied ob Papier oder Marken) einen Ausweis mit Angabe seines Namens, Charakters oder der Beschäftigung, dann des Wohnortes zu übergeben, in welchem dieselben verzeichnet, die Umrechnung des Gesammtbetrages auf Oesterreichische Währung angesetzt, die neuen Stempelmarken, welche er wünscht, nach Klassen und in der Gesammtsumme und endlich der Unterschied, welcher durch bare Aufzahlung auszugleichen ist, aufzuführen sind.

Die Stempelmarken-Verschleißer können ihre entbehrlichen Vorräthe an Stempelmarken in Konventions-Münze schon vor dem 1. November 1858 gegen die neuen Stempelmarken in Oesterreichischer Währung umtauschen.

3. Nach dem 31. Jänner 1859 findet weder eine Umwechslung noch sonst eine Vergütung für das Stempelpapier oder die Stempelmarken, welche außer Gebrauch gesetzt wurden, statt.

4. Die Stempelmarken für Ankündigungen, Kalender und ausländische Zeitungen werden nicht in den Verschleiß gesetzt. An den Orten, wo früher Stempelämter aufgestellt waren, wird der Stempel auf das zu den Ankündigungen bestimmte Papier und auf die Kalender unmittelbar aufgedrückt werden. An anderen Orten wird das Amt, welches von der Finanz-Landesbehörde bezeichnet werden wird, gegen Erlag der Gebühr die erforderlichen Stempelmarken erfolgen und dieselben, sobald sie von der Partei auf gebührenpflichtigen Gegenstand vorschriftmäßig befestigt worden sind, sogleich überstempeln.

Dasselbe Verfahren hat allenthalben bezüglich jener stempelpflichtigen Zeitschriften des Auslandes einzutreten, die nicht im Wege der k. k. Postanstalten bezogen werden.

Die Brände in Siebenbürgen.

In der letzten Zeit haben so viele und bedeutende Brände in einigen namentlich in den östlichen Kronländern stattgefunden, daß es nicht auffallen kann, wenn eine oder die andere Versicherungsgesellschaft größere Vorsicht bei dem Abschluß von Feuerassekuranzen zu üben anfing. Es war dies in einigen Distrikten Siebenbürgen's um so dringender geboten, als die dortigen Wirthschaftsgebäude jetzt fast noch ausschließlich mit Strohdächern gedeckt sind, nach obrigkeitlicher Verordnung aber in kurzem mit Ziegeldächern versehen sein müssen, und eben bei ihnen die Feuersbrünste am häufigsten vorkamen. Diese Umstände geben mit Recht der Vermuthung Grund, daß die meisten Brände ihren Ursprung mehr der Böswilligkeit und der Spekulation, als dem Unglück verdanken.

In einem solchen Fall hat aber der Versicherer wohl das Recht, und gegen sich selbst, wie im allgemeinen Interesse, die Pflicht, alle Anträge zurückzuweisen, die ihm nicht vollkommen frei von bösen Hintergedanken erscheinen. Ein Brand, als eine Zerstörung vorhandener Werthe, ist aber nicht blos ein Verlust für ihn, sondern, wenn er muthwillig herbeigeführt ist, zugleich ein der Gesammtheit zugefügter Nachtheil. So weit eine Versicherungsgesellschaft diesen verhüten kann, thut sie sehr recht daran.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, hat die hiesige **Riunione adriatica di Sicurtà** eine vertrauliche Mittheilung an ihren Agenten in Kronstadt gelangen lassen, und ihn aufgefordert, diejenigen Anträge *momentan* zurückzuweisen, die sich auf Verbesserung von Strohdächern bei Wirthschaftsgebäuden bezießen. Aus etwas zu großem Eifer hat der betreffende Agent aber die Mittheilung dahin interpretirt, daß er auch die bestehenden „Versicherungen auf Strohdächer aufheben und die Polizzen gegen Rückvergütung der noch übrigen Versicherungszeit zurückliefern" solle.

Eine solche Aufforderung ist nicht ergangen, und *wir sind von der* Riunione adriatica di Sicurtà *selbst ermächtigt, dem auf das Bestimmteste zu widersprechen.* Die Aufhebung kontraktlicher und legal bestehender Verhältnisse *kann nicht in der Absicht irgend einer Gesellschaft liegen.* Die Riunione *wird fortfahren, nach wie vor ihren einmal eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen;* aber sie kann sich, wie das jede andere Gesellschaft auch thut, vor dem ihr, durch böswillig angelegte Brände zu verursachenden Schaden dadurch schützen, daß sie die ihr angebotenen Versicherungen für den Augenblick zurückweist. Dies allein ist der Inhalt einer Mittheilung rein interner Natur an den Agenten in Kronstadt gewesen, und, wie bereits gesagt, ein Mißverständniß ist Schuld, wenn eine auf irrthümlicher Auffassung beruhende Ankündigung in die „Kronstädter Zeitung" gekommen ist.

Mannigfaltiges.

* Neulich wollte eine Dame am Stationsplatze *Brunn* in einen Waggon 2. Klasse zur Fahrt nach Wien Platz nehmen, blieb aber in der engen Wagenthüre mit den Stahlreifen der Krinoline stecken und mußte einen Theil der Fahrt schwebend zurücklegen bis es dem Kondukteur nach längerer Anstrengung gelang, den Reif zu biegen um die Geängstigte aus ihrer fatalen Stellung zu befreien.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post C. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 89. Mittwoch, den 28. Juli. 1858.

Maria Theresia in Schönbrunn und Laxenburg.

(Fortsetzung.)

II.

Laxenburg.

In jedem Jahre, so lange der Kaiser lebte, pflegte der Hof einige Wochen im Frühjahr oder Herbst in Laxenburg zuzubringen. So anmuthig und sonnig liegt die Sommer-Residenz in der weiten Ebene bei Wien, welche die ungarischen Höhen und der Schneeberg einschließen, umgeben von freundlichen Dörfern und damals von einer Reihe Landhäuser und Schlösser des österreichischen Adels. Ein ganz eigener Zauber verbindet sich mit diesem alten Sommersitz der Habsburger; ungeachtet der Veränderungen, die Laxenburg im vorigen Jahrhundert und in unserm, besonders unter Kaiser Franz I. erfahren, leben hier die reichsten historischen Erinnerungen auf. Die schattige Allee von Rüstern und Linden, welche von Wien bis zum Schloßthore in Laxenburg führt, wurde schon von Leopold I. angelegt, der hier so gerne mit seiner ersten Frau, der jungen Margarethe Therese aus Spanien, verweilte und zugleich die schwerste Zeit seines Lebens daselbst zubrachte. Damals bestand das Schloß aus einem Hauptgebäude mit zwei Thürmen, ringsherum war ein breiter Wassergraben, über den eine hölzerne Brücke führte. Weiter hinaus standen die Nebengebäude. Hier verweilte Maria Theresia so gerne in stiller Zurückgezogenheit, die nur unterbrochen wurde von Ministern und Gesandten; hier entfaltete sich das engste Familienleben des Hofes. Von Jahr zu Jahr nahmen die Kaiserin und ihr Gemahl Verschönerungen vor. 1753 wurde am Ende des Hofgartens, gegenüber dem Sinzendorfischen Hause, ein neues Theater gebaut; das grüne Lusthaus wurde errichtet und war oft der Versammlungsort einer fröhlichen Gesellschaft. 1754 hatte der Kaiser, um die Kaiserin, die in diesem Jahre schon Anfangs Mai nach Laxenburg übersiedelte, zu überraschen, insgeheim den Garten vergrößern lassen; Springbrunnen, ein Thiergarten, Lustwäldchen waren angelegt und das Ganze mit Alleen und Pavillons geziert. 1755 wurde die Kapelle restaurirt. Da in Laxenburg wenig Platz war, so blieben die älteren Kinder gewöhnlich in Schönbrunn, die jüngeren in Hetzendorf. Es war für Alle eine Freude, wenn sie eines Tages nach Laxenburg kommen und dort übernachten durften.

Für den Aufenthalt in Laxenburg war immer nur eine ausgewählte Gesellschaft bestimmt. Die Kaiserin traf von Jahr zu Jahr selbst die Wahl der Gäste und nahm dabei nur die Rücksicht, wie sie den Adel verbinden, den Kaiser unterhalten und jede unanständige Gesellschaft fern halten konnte. Es wurde immer als eine große Gunst angesehen, in diesen engen Kreis mit aufgenommen zu werden. Die Hofherren gingen sehr gerne nach Laxenburg und die jungen Damen drängten sich wegen der mannigfachen Unterhaltung dazu. Mehrere hatten sich Häuser im Markte gekauft oder erbaut. Ulefeld besaß ein Haus in der nächsten Nähe des Schlosses, das noch heute das Ulefeld'sche Haus heißt. Rudolph Chotek und Schwarzenberg waren dort ansässig. Dem Grafen Anton Colloredo, dem zweiten Sohne des Reichsvizekanzlers, damals Chef der Garden, schenkte die Kaiserin 1758 ein Haus, das sie von der Witwe des böhmischen Hofkanzlers Graf Kollowrat gekauft hatte. Ebenso besaßen Hans Adam Auersberg und seine schöne Frau ein Haus in Laxenburg. Die Kaiserin hatte zwei Jahre widerstanden, die Auersperg nach Laxenburg mitzunehmen; erst durch diesen Hauskauf, 1759, konnten sie sich an die Gesellschaft anschließen. — Für Schönbrunn wie für Laxenburg war eine eigene Hoftracht vorgeschrieben. Man kennt noch von den Bildern die Damen in schweren, seidenen, bauschigen, von Guirlanden umhangenen Kleidern, die Füße in seidenen Schuhen, die geschminkten Gesichter und hohen gepuderten Frisuren; ebenso die Kavaliere im französischen Hofkleid mit faltigen, bequemen Röcken mit Silber und Gold gestickt, die Weste mit Edelsteinknöpfen, mit Halsbinden von feiner holländischer Leinwand, seidenen Beinkleidern, Strümpfen und Schuhen. Seit 1758 erschienen die Damen in Laxenburg in rothen robes oder sac's, die mit Gold und Silber durchflochten und mit Blonden verbrämt waren. Die Männer hatten rothtuchene Fracks, goldgestickte Oberröcke, grüne Westen mit goldener Einfassung. Schon 1757 war diese Tracht vorgeschrieben, kam aber damals wegen der Kriegsereignisse nicht zur Ausführung. Maria Theresia hielt nach Frauenart viel auf Toiletten; sie selbst erschien immer auf das Geschmackvollste gekleidet. Sie sah sehr stattlich und schön aus, wenn sie in der Robe von Silberbrokat erschien, das Leibchen von blauer Seide, von Diamanten wie übergossen, und mit Diamantensternen, die in dem matten Schein der gepuderten Haare blitzten. Sehr gern trug Maria Theresia Perlen, und es war wohl keine Frau in Europa, die einen Schmuck derart besaß. Von ihren Hausperlen waren nur

25 an eine Schnur gereiht; in ihren Armbändern, in den Haaren trug sie Perlen, ihre Haubenzierde waren Perlen. Die Damen in Wien verfehlten nicht, den Geschmack der Kaiserin allgemein zu machen und Perlenschmuck zu tragen.

(Schluß folgt.)

Grausamkeiten der Montenegriner.

Die Greuelthaten der Bewohner der schwarzen Berge sind der Art, daß sicherlich in der neueren Kriegsgeschichte kein Beispiel für sie aufzufinden ist. In den letzten Tagen ist ein Transport von Verwundeten in Schanok Kalessi, dem Hauptpunkte der Dardanellenbefestigung, angekommen. Ein aus diesem Platze kommender europäischer Offizier in türkischen Diensten erzählt, daß er einen Soldaten gesehen, der ohne Nase und Lippen gewesen. Der Unglückliche hatte einen Schuß durch das Schlüsselbein nach dem rechten Arm zu bekommen, und konnte sich nicht mehr fortschleppen. Christliche Kannibalen überfielen ihn, als er in seinem Blute gebadet zusammen gesunken war, und verstümmelten ihn in der angegebenen Weise. Uebereinstimmend hiermit berichtet ein Korrespondent des „Journal de Constantinople" einen ähnlichen Fall aus dem Lazareth von Mostar. Ein junger Soldat war von den Montenegrinern zum Gefangenen gemacht worden. Er hatte zwei Handscharhiebe in den rechten Arm empfangen, drei Wunden in den linken Arm und einen tiefen Hieb in die Stirn. Ungeachtet dieses seines bemitleidenswerthen Zustandes wurden ihm von den brutalen Leuten, in deren Hände er gefallen war, Lippen und Nase abgeschnitten. Unerhört zu sagen: der Arme ist gerettet worden. Er mochte das Bewußtsein unter der Hand der Unmenschen verloren haben und diese ließen ihn auf dem Platze liegen. Wieder zu sich gekommen, schleppte er sich kriechend und ohne von seinen Armen (der Wunden wegen) Gebrauch machen zu können, indem er Gras wie ein Thier abweidete, sechs Tage hindurch fort und kam endlich in Brieki an. Bei der Untersuchung im dortigen Hospital erwiesen sich seine Wunden mit Würmern gefüllt. Nichtsdestoweniger ist der Unglückliche jetzt auf dem Wege der Besserung.

Es verdient hier bemerkt zu werden, daß durch einen Erlaß des Sultans aus der Zeit des letzten Krieges für die im Felde Verstümmelten ausgezeichnete Fürsorge getroffen ist. Ein Jeder, der eine Amputation erlitten hat, erhält eine lebenslängliche Pension von tausend (f) Piaster monatlich.

Die türkische Geldnoth.

Man schreibt aus Paris: Fuad Pascha hat bekanntlich unter andern Missionen auch die, eine Anleihe zu kontrahiren. Ueber die Ebbe in der Kasse des Sultans wird sich Niemand wundern, wenn es wahr ist, was in einer sonst gut unterrichteten Korrespondenz aus Konstantinopel erzählt wird. Die Kunstreiterbande des Herrn Soulier, welche der Sultan auf seine Kosten — und nachdem er 1000 Lstr. Schulden für sie gezahlt hatte — von Alexandrien nach Konstantinopel kommen ließ, um während der letzten Hochzeitsfestlichkeiten Vorstellungen zu geben, hat 150,000 Piaster erhalten, und das „Journal de Constantinople" zählt die reichen Geschenke auf, welche die Frau Soulier von den Bewohnerinnen des Harems empfangen hat. Das „Journal de Constantinople" hätte hinzufügen können, daß Mademoiselle Klementine Soulier in's Serail gerufen worden ist und daß sie dort einen Schmuck in Brillanten und 1000 Pfund Sterling erhielt. Der Wiederaufbau des Palastes Thiragan kostet fabelhafte Summen, und die Damen des Serails spreizen sich in Equipagen von 30-, 50-, und 100,000 Franken. Der Transport einiger dieser Wagen von Paris hat 9—10,000 Franken gekostet. Ein Dutzend Paläste, Kiosks und Kasernen sind im Bau begriffen. In das Theater, das der Sultan einrichten läßt, werden Millionen gesteckt; 1800 Kisten, welche die ganze Ausstattung dieses Theaters einschließen, sind aus Italien und Frankreich angekommen. Hr. Sechan, der Dekorateur der Oper, hat eine Abschlagszahlung von 1½ Million Franken erhalten. Diese Dinge zeigen zur Genüge, wie in Konstantinopel gewirthschaftet wird. Alles ist dort im Zustande der Ruine, die Finanzen nicht weniger als das Verständniß der öffentlichen Geschäfte, das Gefühl der moralischen Interessen eben so sehr wie das Gefühl der materiellen.

Kriegsskizzen aus Ostindien.

Anstatt die vielen neuen Gefechte von dem nun ebenfalls losbrechenden Pendschab bis nach Bengalen hinab und von Madras und Bombay bis nach Kaschmir hinauf aufzuzählen und den Leser mit einem Wust unaussprechlicher Namen und in Detail nicht zu beurtheilender Ereignisse zu überfüllen, entnehmen wir den letzten Nachrichten einige charakteristische Züge: So die Niederlage, welche der den Engländern ergebene Mahrattenfürst von Gwalior, der sogenannte Scindia, durch das Gros seiner eigenen abgefallenen Truppen erlitt. Von Calpi aus zogen letztere nebst Tamtia Topi, der Rani von Jhansi und dem Nawab von Banda zuerst nach Indurki, wo sich ihnen Kuer Dolut Singh und Rahim Ali mit ungefähr 1500 Mann und einigen leichten Geschützen anschlossen. Hierauf beschlossen sie, nach Gwalior zu marschiren, und führten diesen Entschluß so rasch aus, daß der Scindia nur wenig Zeit hatte, sich zu rüsten. Sie erreichten Gwalior am 1. Juni. Ihre Stärke wird auf 5000 Mann Infanterie und 800 Mann Kavallerie mit einigen Kanonen geschätzt. Der Scindia rückte ihnen mit 1000 Mann Kavallerie, 2000 Mann Infanterie und 30 Kanonen entgegen. Kaum jedoch hatte das Gefecht begonnen, als eines der Kavallerie-Regimenter des Scindia in Masse zum Feinde überging. Ein großer Theil des übrigen Heeres folgte seinem Beispiele, und der Rest stürzte in jäher Flucht davon, mit Ausnahme der Leibgarde des Maharadschah, die höchst tapfer kämpfte und den Scindia wohlbehalten vom Schlachtfelde wegbrachte, nachdem sie nicht weniger als 200 Mann eingebüßt hatte. Der Maharadschah floh mit seinem Dewar, Diker Ron und etwa 30 seiner Sirdars über Dholpur nach Agra, wo er am 2. Juni ankam. Seine Familie entkam nach Narwur: sein Palast aber ward geplündert, und das Fort soll sich in den Händen der Rebellen befinden. Die Hauptmasse der Truppen von Calpi ist nach Gwalior mar-

Digitized by Google

schirt. Sir Hugh Rose wird die Operationen leiten. Die Rebellen sollen den Nena zum Peischwa (eine Indische Fürstenwürde, die Nena legitim beansprucht und deren Verweigerung ihn zum Aufstande brachte) und den Tamtia Topi zu seinem Unter-Befehlshaber ausgerufen haben.

Aus dem Hauptquartier zu Futtighur, 29. Mai, schreibt der Times-Korrespondent W. Russell: „Vorgestern kam Hurdeo Bur (oder Bucus), ein großer Thakur aus Audh, der sehr vielen europäischen Männern, Weibern und Kindern das Leben gerettet hat, zu Sir Collin Campbell und bat ihn um Beistand gegen den Mulwi, der von ihm verlangt hatte, er solle ihm sofort Mannschaften, Geld und Vorräthe liefern und sich in seinem Lager einfinden. Für den Fall, daß er sich weigern sollte, hatte ihm der Mulwi furchtbare Rache angedroht. Ich fürchte jedoch, daß Sir C. Campell ihm nichts Anderes wird geben können, als schöne Worte und Versprechungen. Allein man glaubt, daß Hurdeo, der einer vornehmen Hindu-Familie angehört und große Besitzungen hat, im Stande sein wird, sich selbst zu vertheidigen, falls der Mulwi ihn wirklich angreifen sollte. Wir dürfen uns schmeicheln, daß Hurdeo Bucus die ostindische Kompagnie oder unsere Herrschaft liebt. Er soll vielmehr ausdrücklich erklärt haben, er sei durchaus von keinen freundschaftlichen Gefühlen beseelt gewesen, als er das Leben unserer Landsleute rettete. Im Gegentheil, er erklärte, unsere Regierung sei so schlecht wie möglich. Er habe aber, sagte er, in seinem Bezirke einen Engländer gekannt, der gerecht und edelmüthig gewesen sei und sich zwischen ihn und die Unterdrückung gestellt habe, und um dieses Mannes willen habe er dessen Stammes-Angehörige, wo er sie finden gekonnt, in der Stunde der Noth unterstützt."

Briefe aus Allahabad, wo sich der General-Gouverneur Lord Canning befindet, die bis zum 3. Juni reichen, schildern die ganze Umgegend als überaus unsicher. Die Kühnheit der Rebellen geht so weit, daß sie am 23. Mai die fünf neu erbauten europäischen Kasernen in Allahabad in Brand gesteckt haben, wobei mehrere Soldaten des 32. königlichen Regiments schwer beschädigt worden sind, und die sechste Kaserne, sowie die etwa 100 Yards entfernt liegende Behausung Lord Camming's selbst nur mit Mühe gerettet werden konnten. In Audh haben sich die Rebellen allmählich an Lucknow herangezogen und zeitweilig die Verbindung zwischen der Hauptstadt und Kaunpur unterbrochen. Am 30. Mai bedrohten die Bewegungen des Feindes Bunnih und Sir Hope Grant's Kolonne wurde aus der Nachbarschaft von Nabobdschundscha, wo sich große Haufen von Rebellen gesammelt hatten, dorthin vorgeschoben.

Der Bauernaufstand in Rußland.

Der Bauernaufstand in der Provinz Esthland ist vielfältig in den Zeitungen besprochen worden, aber dennoch konnte man sich kein klares Bild davon machen. Eine Korrespondenz in der „Kreuzzeitung" gibt nun folgenden nähern Aufschluß über diesen Aufstand. Der Zivil-Gouverneur von Esthland, Geheimrath Iwan Segorowitsch Grünwald wollte die Gemüther der Bauern auf die Erleichterung, welche ihnen in der Frohnarbeit zu Theil werden sollte, vorbereiten und befahl, daß 3 Sonntage hinter einander in allen Dorfkirchen ein Dank-Gottesdienst abgehalten werden sollte, ehe die offizielle Verkündigung der bewilligten Erleichterungen eintrat. Dies wurde sämmtlichen Pastoren mitgetheilt, um sich darnach zu richten. Durch ganz Esthland nehmen die Pastoren eine ganz eigenthümliche Stellung ein; entweder sind sie die Feinde des Gutsherrn oder der Bauern. Am häufigsten die der Gutsherren. So wurde denn zwar die Vorschrift wegen der drei aufeinanderfolgenden Sonntage pünktlich befolgt, auf einigen Gütern den Bauern aber sofort mitgetheilt, was im Werke sei. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich die Nachricht davon von Dorf zu Dorf. Wo die Pastoren nun genau dem erhaltenen Befehle folgten und nichts sagten, argwöhnten die Bauern Täuschung, und 45 Werst südlich von Reval begannen sofort die Zusammenrottungen. Die Bauern forderten nun nicht allein das, was wirklich schon gewährt war, sondern sehr viel mehr; denn die Gerüchte von der in Groß-Rußland bevorstehenden Aufhebung der Leibeigenschaft haben dort die Form angenommen, als wolle der Kaiser alles Land ohne Ausnahme den Bauern geben und alle Gutsbesitzer ein für allemal abschaffen. Natürlich begann es mit Drohungen und Gewaltthätigkeiten gegen die Gutsbesitzer, unter denen, wie überall, auch einige von ihren Bauern Gehaßte waren. Geplünderte Schnapsvorräthe steigerten das Uebel, und nun wurden von Reval aus Truppen gegen die Tumultuanten gesandt. Wie viele, habe ich immer noch nicht genau erfahren können; jedenfalls aber zuwenig, dieser Eventualität gegenüber. Die Bauern hatten nur Knüttel und Steine. Durchaus widersprechend lauten die Erzählungen von dem stattgefundenen Kampfe. Daß er aber heftig gewesen, beweist die Zahl von 60 niedergeschossenen Bauern, 10 verwundeten und 4 todten Soldaten. Uebereinstimmend wird nur der Kapitän Bagutzki als todt genannt. Die Sache ist vorüber und die Strafe wird nicht ausbleiben! Zehn Rädelsführer sind unter Kriegsgericht. Auffallend ist nur, daß die sogenannten Bessjrotschnüje, oder auf unbestimmten Urlaub entlassene Soldaten, sich bei dem ganzen Vorgange sehr bemerklich gemacht. Die Zahl derselben ist nach dem Kriege sehr bedeutend, und fast in jedem Dorfe dort, wie in ganz Rußland, befinden sich einer oder mehrere derselben. Wie immer sucht man einen vorzugsweise Schuldigen bei unangenehmen Vorgängen und die Vorwürfe konzentriren sich diesmal auf den Geheimen Rath v. Grünwald; seine Absicht war gewiß eine gute. Freilich sollte man jetzt bei mancher Regierungsmaßregel bedenken, daß sie auf den Boden einer Zunderbüchse fällt, weil unvernünftige Menschen auch die unvernünftigsten Konzessionen erwarten. Der Argwohn lag nahe, daß auch ein politisches Element dabei mit im Spiele sei, und man flüstert sich von Agenten des Londoner Flüchtlings-Komité's zu. Nun heißt es aber doch übereinstimmend, daß die sehr ernste und eindringliche Untersuchung nichts dergleichen herausgestellt. Nach und nach wird bekannt, daß sich die Bauern ganz unglaubliche Vorstellungen von den Dingen machen, die ihnen „geschenkt" werden sollen.

Mannigfaltiges.

* Kaschau, 20. Juli. Die Ernte ist jetzt auch bei uns eingetreten und die schlimmen Prophezeihungen über ihr Ergebniß sind nun zur unleugbaren Thatsache geworden. Die spärlichen Kreuze, welche auf den Korn- und Weizenfeldern zerstreut bemerkt werden, zeigen deutlich an, daß wir eine sehr mittelmäßige, wenn nicht gar schlechte Ernte haben und wem das nicht genügt, wird davon noch deutlicher belehrt, wenn er die kurzen Aehren in den Garben betrachtet. Die Sommersaaten sind wo möglich noch schlechter und gewähren das sonderbare Schauspiel einer Doppelfrucht, indem ein Theil bereits reif ist, während der andere erst in die Aehren zu schießen beginnt. Diese Anomalie rührt von den Witterungsverhältnissen her, da nämlich wegen der Trockenheit nur ein Theil der Saat zur rechten Zeit aufging, während der andere erst nach dem bei uns spät eingetretenen Regen aufsprießen konnte. Die Zips ist, wie man hört, von der Mißernte nicht betroffen, wohl aber ein großer Theil der übrigen Komitate des Kaschauer Verwaltungs-Gebietes, wo aber die Frucht gerathen ist, soll sie sich durch schwere Körner, reich an Nahrungsstoff auszeichnen. — Bei den fast allgemein ungünstigen Nachrichten über die heurige Ernte bleibt wohl nichts anderes übrig, als sich auf eine Theuerung der Lebensmittel für die nächste Zukunft gefaßt zu machen, und die Nähe von reichen Getreidegegenden, die auch bei dem gegenwärtigen Stand der Ernte ausführen werden, wird uns wohl wenig zu Gute kommen, da die Eisenbahnen den Absatz nach anderen Gegenden erleichtern, woher die Anfragen gewiß nicht ausbleiben werden.

* 100,000 fl. sind zu erwerben. Die Witwe des Stephan Marczibanyi von Pucho, geb. Majthenyi, hat in ihrem Testamente vom Jahre 1812 ein Kapital von 100,000 fl., dann mehrere Silbereffekten und Pretiosen zur Errichtung eines Fideikommisses bestimmt. Nachdem jedoch die Fideikommißerrichtung unterblieb, werden alle jene, welche aus was immer für einem Rechtsgrunde einen Anspruch auf dieses Kapital und die anderen Effekten zu machen gedenken, vom Pester Landesgerichte aufgefordert, sich binnen Jahresfrist zu melden.

* In Wien ist gegenwärtig ein Möbel besonders zu Ehren gekommen: es ist der Salonspringbrunnen, gewöhnlich ein zierliches Gefäß von kühlem Stein, mit bescheidenen Wasserstrahlen, die jedoch hinreichen, um die Temperatur eines Salons ebenso zu verringern, wie sie die Flamme des Ofens im Winter erhöht. Eine sehr sinnreiche Maschinerie treibt das Wasser in die Höhe; das Becken ist mit Grün und Blumen umrankt und es kann in der That keine schönere Zierde geben, als ein solches Gegenbild des Kamins.

* In Belgrad hat ein fanatischer Türke sich vor den Flaggenstock des preußischen Konsulats gestellt und die europäische Diplomatie öffentlich im Allgemeinen beschimpft. Der türkischen Regierung bereitet solcher Fanatismus nur immer neue Verlegenheiten.

* (Von der Stärke eines russischen Magens) erzählt man aus Berlin ein fast unglaubliches Stückchen. Ein kürzlich, auf der Durchreise nach Vichy, daselbst anwesender russischer Fürst führte unter anderer zahlreicher Dienerschaft auch seinen Leibkutscher mit sich. Dieser, dem Branntwein schwärmerisch ergeben, stürzte sofort nach der Ankunft im Hotel nach einem Materialladen und ruft dem gerade allein anwesenden Lehrling zu: „Geb' Sie Schluck, Schluck!" Der junge Mensch, über die absonderliche Erscheinung verblüfft, greift gedankenlos nach einer Flasche und gießt mechanchisch ein großes Glas der darin enthaltenen Flüssigkeit ein. Der Russe gießt es hinunter, wirft ein Geldstück auf den Tisch und ist im Nu wieder verschwunden. Der Lehrling steht noch ein Weilchen, jenem nachstarrend, die Flasche in der rechten Hand, das Geld in der linken. Nach einem Weilchen erst fällt ihm der penetrante Geruch auf, der aus dem Glase aufsteigt. Er riecht schärfer, entkorkt die Flasche, prüft gleichfalls — und Leichenblässe überzieht sein Gesicht, seine Knie schlottern. Er hat in der Eile eine falsche ergriffen und dem Gaste ein großes Glas rektifizirten Terpentinspiritus eingegossen!! — Den ganzen Tag über erwartet er in jeder Sekunde, einen Schutzmann eintreten zu sehen, um ihn abzuführen. Merkwürdigerweise geschieht dies aber nicht. Etwas beruhigter legt sich der arme Junge nieder. Am nächsten Morgen hat er kaum den Laden geöffnet, so stürzt der Russe von gestern wohlgemuth herein, mit: „Geb' Sie Schluck, Schluck!" — Der Lehrling bekommt fast die Maulsperre und greift mit großer Vorsicht nach der Kümmelflasche. Kaum hat der Moskowite aber den Inhalt des Glases hinuntergestürzt, als er denselben auch wieder mit größter Entrüstung von sich speit und von der „gestrigen Sorte" verlangte.

* Brüssel, 15. Juli. Ein Magnetiseur Prof. Dr. Regazzoni aus Bergamo, hält sich hier auf und hat großen Zulauf. Er bringt plötzliche Starrsucht und Gliederlähmung bei gesunden Personen hervor. Das lebende Wesen verwandelt er in einen unbelebten Leichnam und diesen Leichnam in ein Automat, das allen Eindrücken seines Willens gehorcht. Er benimmt ihm das Gehör, den Geruch, die Bewegung, lähmt es in partieller oder totaler Weise und schmettert es so zu sagen unverzüglich nieder. Auf die Zuschauer sollen die Experimente einen fürchterlichen Eindruck machen.

* Burry, in Frankreich, 12. Juli. Eine seltsame Geschichte ist dem hiesigen Post-Direktor begegnet. Als er aus dem Briefkasten die darin befindlichen Depeschen nahm, empfand er plötzlich einen Stich in der Hand. Er glaubte sich an einer Stecknadel verwundet zu haben, fand aber bei näherer Untersuchung, daß eine giftige Viper in dem Kasten verborgen war. Der Arm schwoll sogleich ungeheuer auf, die Aerzte hoffen jedoch die Gefahr abwenden zu können. Bei diesem Ereigniß muß schändliche Bosheit im Spiele gewesen sein, wie sollte man sich sonst die Gegenwart der Schlange im Briefkasten erklären.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 30 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 90. Freitag, den 30. Juli. 1858.

Maria Theresia in Schönbrunn und Laxenburg.

(Schluß.)

In Laxenburg war öffentlicher Kirchendienst, d. h. wo die Majestäten mit dem Gefolge zur Kirche gingen, nur an großen Feiertagen. Sonntags hörte die Kaiserin gewöhnlich die Messe in der Pfarrkirche; öfters fuhr sie nach Mödling zu den Kapuzinern und am Tage des h. Antons unterließ sie es nie. Der Kaiser fuhr Sonntags gewöhnlich nach Lanzendorf, wo er in der Franziskanerkirche Messe hörte. Alle religiösen Funktionen wurden gehalten; am Tag des heil. Johannes von Nepomuk und durch die ganze Oktav ging der Hof Abends zur Johannessäule in Laxenburg. Jede Woche fuhr die Kaiserin ein- oder zweimal in die Stadt und jedesmal, wenn der Staatsrath Sitzung hielt; öfters wurde dieser auch nach Schönbrunn und Laxenburg berufen. Maria Theresia war außerordentlich schnell in ihren Bewegungen: im Juni 1752 fuhr sie einmal früh in die Stadt, hörte Messe bei St. Anna, ging nach Schönbrunn, um die zwei älteren Erzherzoginnen abzuholen, war um fünf Uhr schon wieder in Laxenburg auf der Beize und Abends in der französischen Komödie.

Der Hof wie die gesammte Gesellschaft führte in Laxenburg ein angenehmes Landleben. Bei der Tafel bewegte man sich frei und führete die heitersten Gespräche; diese berührten nicht die Politik, sondern die Vorfälle des täglichen Lebens. Die Unterhaltungen fanden im engsten Kreise statt. So lange der Kaiser lebte, bestanden diese Vergnügungen in der Beize, im Theater, Jagd und Spiel.

Im Frühjahre und Herbste war die Beize mit den Falken, diese im Mittelalter so beliebte Jagd, die gewöhnliche Morgenunterhaltung. Noch war bei dem österreichischen Hofe ein Oberfalkenmeister, damals Graf St. Julien, und unter ihm die Falknerei, ein Chor von Jägern mit Falken und Hunden. Der Kaiser liebte diese Ritte in der Morgenfrische über die grünen Fluren sehr. Man nannte es nur „streifen." Es freute ihn, wenn der Falke in die Höhe stieg, mit seinen Klauen einen Reiher packte und herabschoß, wo ihn dann die Hunde in Empfang nahmen und dem Herrn brachten. Im Herbste streifte man auch auf Trappen und Kraniche. Wenn im Juni die Beiz geschlossen wurde, zogen die Falkner im Schloßhof mit Hurrahgeschrei auf, ließen die Hörner klingen und sagten ihren Dank. Es war Sitte, daß sie Geschenke erhielten; 1753 gab ihnen der Kaiser 200 Dukaten. Die alten Herren vom Hofe liebten diese Promenaden zu Pferde nicht sehr. Oft folgte die ganze Gesellschaft in Wägen; es wurden Loose gezogen und jeder Herr durfte eine Dame führen. Es ist aufgezeichnet, daß der Erzherzog Joseph, der erst später an den Vergnügungen Theil nehmen durfte, 1759 zum ersten Male bei diesen Gängen eine Dame führte. Maria Theresia ging von diesem Jahre an nicht mehr auf die Beiz; wohl aber nahm sie in diesem Jahre mit Männern und Frauen an einer Hirschpirst Antheil.

Eine der beliebtesten Unterhaltungen war das Theater in Laxenburg, besonders seit 1753, sei dem Baue des neuen Komödienhauses. Für das Schönbrunner Theater verwendete die Kaiserin noch 1767 20,000 fl., um es renoviren zu lassen. Gespielt wurde nur französisch; deßwegen war eine französische Truppe verschrieben. Nach dem Stück folgte gewöhnlich ein Ballet.

Vor der Zeit des siebenjährigen Krieges wurde häufig in Laxenburg Pharao gespielt, 1754 kam das Reversis und Lansquenet auf. Der Kaiser machte gerne nach Tisch seine Partie und die Gesellschaft versammelte sich dazu im grünen Lusthause. Oefters gab der Kaiser die Bank, meist Quinquin Esterhazy oder St. Julien. Es wurde sehr hoch gespielt. Die Fürstin Auersperg, welche besonders das Würfelspiel sehr liebte, verlor 1759 in zwei Spielen 4000 Dukaten. Khevenhüller verlor in zwei Jahren 10,000 fl. St. Julien gewann 1755 3000 Dukaten. Er hielt allein aus, als sich die Meisten zurückzogen. Schon 1758 hielt es schwer, eine Gesellschaft zusammen zu bringen, welche den Fond hergab, und 1764 brachte man gar keine reguläre Partie mehr zusammen.

Von Jahr zu Jahr wurden in Laxenburg fröhliche Feste gefeiert, die uns einen Einblick gewähren in die gemüthvolle Heiterkeit des Familienlebens am Hofe Maria Theresia's. Besonders war St. Julien erfinderisch für solche Unterhaltungen. Am 3. Juni 1755 fand in der neu erbauten, gesperrten Reitschule ein kleines Karroussel statt. Die Quadrille bildeten die Fürsten Auersperg und Trautson mit den Grafen Losi und Julien. Letzterer, der die Ueberraschung arrangirte, hatte sich ausgebeten, daß die Kammerfräulein Gräfin Goëß und Thierheim, der er seine Neigung zugewendet hatte, nebst ihren beiden Freundinnen, den

Digitized by Google

Hofdamen Salaburg und Schirnding, zugegen sein und den triumphirenden Rittern ein Degenband zum Preis übergeben sollten. Der Kaiser fügte es so, daß der zweite Preis, den die Thierheim auszutheilen hatte, dem Julien zu Theil werden mußte. Die Kavaliere gaben nach einiger Zeit mit Erlaubniß der Kaiserin den Damen gestickte Arbeitsbeutel mit dazu gehörigen ornirten Navetten.

In demselben Frühjahre gab der Kaiser ein Scheibenschießen mit Balastren bei Nacht, wo bei jedem Schuß ins Schwarze eine Rakete stieg; nur Preise gab er keine, wie dieß in Kittsee geschehen war. Auch komische Streiche kamen vor, die unsere ernste Zeit ganz verdammen würde. Der Kaiser ging einst zu Fuß mit Musik nach Hetzendorf und die Hetzendorfer Gesellschaft kam mit einem Dudelsack entgegen. Der junge Prinz de Ligne war als Dame verkleidet und Julien führte sie. Batthiany hatte geglaubt, es sei die Thierheim, mehrere ungarische Reiter sollten die Dame entführen, wurden aber durch Juliens Dienstleute verjagt.

Khevenhüller berichtet von einem Weinlesefest in Laxenburg am 22. Oktober 1758: „Gegen die Mittagszeit gingen wir à une petite fête de vendange, welche von Graf St. Julien angegeben und wegen des nassen Wetters bis auf heute verschoben war. Wir waren in Allem 15 Paare, meistens von der Schönbrunner Kompagnie, Alle in der Laxenburger Uniform, Kaiser und Kaiserin und die drei ältesten jungen Herrschaften mit eingerechnet. Er hatte meine Frau zur Valentine und sie den Erzherzog Joseph; meine Dame war die Frau des Oberststallmeisters. Das Lesen wurde im holländischen Garten angestellt, wo man verschiedene fremde Weinstöcke vom Cap und andere gepflanzt. Die Butten waren auf das Schönste verziert und wurden von Herren und Frauen in die Lauberhütten zur ferneren Lesearbeit getragen. Es wurde doch über einen halben Eimer rothen und mehr als zwei Eimer weißen Weines ausgepreßt. Im Rückweg zog man eine Lotterie, welche die Gesellschaft zusammengelegt hatte; Jeder bekam einen Preis, der aber nicht kostbar sein durfte, daher man auch geheim hielt, was Jeder gegeben hatte. Zum Schlusse speiste die sämmtliche Gesellschaft in der Uniform mit einander im gewöhnlichen Tafelzimmer und Abends gingen wir ins Theater."

Gerichtshalle.

Am 26. und 27. Juli l. J. wurde vor dem k. k. Kreisgerichte Kronstadt die Schlußverhandlung wider Josef Buzogány wegen Verbrechen des verübten und versuchten meuchlerischen Raubmordes und wegen des Verbrechens der Brandlegung abgehalten. —

In der Nacht vom 22. auf den 23. Oktober 1857, wurde das in der Háromszék, Kovásznaer Bezirk, gelegene Dörfchen Szatsva der Schauplatz eines vierfachen Raubmordes begleitet von dem Verbrechen der Brandlegung.

Am 23. Oktober 1858 noch vor Sonnenaufgang begab sich die Szatsvaer Landbäuerin Alberth Agnes verehelichte Berde Jozsef zu ihrem mitten im Dorfe Szatsva wohnenden Bruder Alberth Ferentz, um mit diesem wegen Wirthschaftsangelegenheiten Rücksprache zu pflegen. Bei ihrem Eintritte in den Hausflur ihres Bruders sah sie diesen mitten im Hofe, mit auf der Brust gefalteten Händen, am Boden liegend; näher tretend bot sich ihr ein entsetzlicher Anblick; der Kopf des am Boden Dahingestreckten, in der Kraftfülle des ersten Mannesalters stehenden wahrhaft athletisch gebauten 28jährigen Mannes, ruhte in einer Blutjauche. Die Länge des Gesichtes entlang lief eine große vom linken Augenwinkel bis zum Mundwinkel klaffende Wunde, und im Schädel in der rechten Schläfengegend steckte eine Axt.

Ueber das von Alberth Agnes sohin erhobene Jammern und Wehklagen versammelten sich mehrere Nachbarn im Hofe und im Hause des Alberth Ferentz, wo sich vor ihren Augen ein gräßliches Bild entfaltete.

Im Vorzimmer hinter der Hausthüre fand man noch lebend und röchelnd, mit vielen, hauptsächlich auf dem Kopf beigebrachten Verletzungen die 64jährige, seit ihrer Kindheit erblindete Tante des Alberth Ferentz Namens Alberth Rebeka, welche in den Händen des herbeigeeilten Wundarztes ihren Geist aufgab.

In der niedern kleinen Wohnstube lag in der rechten Ecke vis-a-vis dem Eingange die in Blut getränkte Leiche des 70jährigen ebenfalls erblindeten Onkels des Alberth Ferentz, Namens Alberth Lászlo — vor dem neben der Stubenthüre befindlichen Feuerheerde der 9 Monate alte Säugling Alberth Agnes mit eingedrückter Schädeldecke ebenfalls todt.

Im Bette links an der Wand neben dem Eingange lag Alberth Máris, Gattin des ermordeten Alberth Ferentz eine 26jährige Frau mit einer tiefen bis in die Mundhöhle dringenden Schnittwunde, über die ganze linke Gesichtshälfte, im bewußtlosen Zustande; nur zwei Kinder, das eine von 7 das andere von 3 Jahren, wovon das eine im Bette des Alberth Lászlo, das zweite im Bette der Alberth Rebeka in ruhigem Schlafe gefunden wurden, waren den mörderischen Angriffen entgangen.

Der Boden der Wohnstube war mit großen Massen vergossenen Blutes bedeckt, und unter den Kopfpolster im Bette der Alberth Rebeka, in welchem das 3jährige Kind schlief, steckte ein ausgeloschener Feuerbrand, welcher jedoch bereits ein Loch in den Polster gebrannt hatte.

Eine in der Stube befindliche Truhe endlich war durch Abreißen des Schließhackens gewaltsam geöffnet.

Dem Vorausgeschickten zu Folge war es zweifellos, daß das Haus des Alberth Ferentz der Thatort eines in der verflossenen Nacht verübten Raubmordes gewesen sei, und daß der Thäter um die Spuren seiner That zu vertilgen, zu einem zweiten Verbrechen seine Zuflucht nahm, und auch das Haus des Alberth Ferentz in Brand stecken wollte.

Die vorgenommene gerichtsärztliche Obduktion zeigte auch, daß die grauenvolle That kaum eine bis zwei Stunden nach genossenem Abendmahle verübt worden sein mußte, weil der Mageninhalt der Leichen noch wenig verarbeitet war, sohin der Verdauungsprozeß baldigst gestört worden sein mußte.

Alle Anhaltspunkte jedoch zur Verfolgung einer bestimmten Person, welche sich zu dieser That hatte bestimmen lassen, mangelten, und die ursprünglich gegen eine der Person des Alberth Ferentz feindlich gestimmte Person gepflogenen Erhebungen, stellten sogleich die volle Schuldlosigkeit derselben heraus.

Samstag den 24. Oktober endlich gelang es die schwer verwundete Alberth Máris zum Bewußtsein zu bringen, und durch diese wurde auf die Spur des mehrfachen Verbrechers in der Person des Josef Buzogány geleitet, da Alberth Máris angab, daß sich dieser zur Zeit der Verübung der That in ihrem Hause befunden, und Niemand anderer als er die That verübt haben konnte; auch ergab sich, bei weiteren Nachforschungen, daß aus der erbrochenen Truhe eine Baarschaft von 360 fl. C.-M. abhanden gekommen sei.

Auf Grund dieser Mittheilungen wurden die entsprechenden Maßregeln zur Habhaftwerdung des Josef Buzogány ergriffen, und derselbe am 27. Oktober Abends von der unermüdet Nachheilenden Gendarmerie-Patrouille in dem Postgebäude in Kronstadt, wohin derselbe von Kézdi-Vásárhely mit dem Male-Postwagen gelangt war, und nach Klausenburg weiter reisen wollte, betreten.

Buzogány war ganz neu bekleidet und in seinem Besitze fanden sich 151 fl. 19 kr. bis zum Betrage von 150 fl. in lauter B. N. à 10 fl., ein werthvolles Zigarren-Etui und seine Zylinderuhr.

Von dem Gendarmerie-Korporalen befragt, ob er Alberth Ferentz kenne und ob er Szatsva wisse, antwortete Buzogány, er kenne keinen Alberth Ferentz und wisse auch nicht wo Szatsva liege. —

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem indischen Kriegsleben.

Ein Lazareth.

Ein englischer Feldkaplan, welcher mit den brittischen Truppen die Belagerung von Delhi und Luckno mitmachte, hat nun ein Buch veröffentlicht, in welchem er seine Erlebnisse aufgezeichnet. Wir finden in diesem Werke manche interessante Skizzen aus denen wir unsern Lesern Einiges mittheilen wollen.

Von dem Lazareth in Luckno entwirft der Kaplan ein entsetzliches Bild. „Das Lazareth, schreibt er, war zu der Zeit stets überfüllt und das Schauspiel, das es darbot, wahrhaft herzzerreißend. Ueberall lagen die Offiziere und Leute umher, auf Betten, mit Blut bedeckt und oft voller Ungeziefer. Der Chirurgen, Krankenwärter, Diener hatten wir zwar viele und doch reichten sie nicht aus . . . und was das Wechseln der Wäsche anbelangt, wo hätten wir reines Linnen hernehmen sollen? Wir hatten ein oder zwei Dhobies (eingeborne Wäscher) das ist richtig, welche dann und wann zu fabelhaften Preisen wuschen, aber diese Leute waren mit Arbeit überhäuft und wollten sich auch nicht für uns anstrengen; außerdem besaßen wir keine großen Vorräthe an Wäsche . . .

Es gab nicht Bettstellen genug für Alle. Viele der Verwundeten lagen stöhnend und röchelnd blos auf Matratzen und Mänteln. Von allen Seiten ertönten Schmerzenslaute, klägliches Geschrei um Wasser und Beistand. Die Räucherungen, zu denen wir unsere Zuflucht nahmen, reichten nicht hin, den über der ganzen langen Krankenhalle lagernden, schrecklich lästigen Verwesungsgeruch zu bannen. Die Atmosphäre darin war erstickend pestartig. Des unaufhörlichen Feuers wegen mußten die Fenster verbarrikadirt werden, und so konnten Luft und Licht einzig nur durch die Thüren gegenüber der Residenz und der Baileywache in das Gebäude eindringen. Das obere Stockwerk war ganz unbewohnbar und wahrlich selbst der Aufenthalt in dem untern nichts weniger als gefahrlos.

Ein armer Bursche, der schon auf dem besten Wege zur Genesung war, ward, als er auf dem Bette sitzend eine Pfeife schmauchte, todtgeschossen und mehrere Kranke entrannen mit genauer Noth berstenden Granaten, welche bis hieher gedrungen waren. Zu einer spätern Zeit fiel eine Brandkugel mitten in unsere Verrammelungen und setzte nicht nur eine ganze Holzbarrikade in Flammen, sondern verzehrte auch einen großen Theil unserer Lazarethrequisiten. Wir konnten nur mit Mühe des Feuers Herr werden.

Ruhr und Durchfall steigerten die Krankenzahl nicht minder, als die Kugeln des Feindes."

Nicht minder schrecklich ist folgendes Bild von dem Spitalwesen in Delhi: „Das Gebäude lag auf dem äußersten linken Flügel unserer Aufstellung. Es war ein Jammer zu sehen, wie fast jeder Kranke in allen drei Spitalabtheilungen von der furchtbaren Seuche, der Cholera, ergriffen war und dahinsiechte; kaum ein einziger Spitalbewohner litt an einem anderen Uebel. Es erheischte wahrlich starke Nerven, den Anblick der Kranken in den beiden Lazarethen zu ertragen, ohne selbst davon krank zu werden. Die Patienten übergaben sich fortwährend und machten dadurch den Aufenthalt an diesem Orte höchst widerlich und fast unerträglich.

Die Fliegen, hier so zahllos wie der Sand an der Seeküste, flogen einem in's Gesicht und auf's Haupt, und krochen und krabbelten uns auf dem Rücken hinunter, indem sie durch die Oeffnung des Hemdkragens hindurchschlüpften, oder flogen einem wohl gar in den Mund, wenn man einem Sterbenden aus der Bibel vorlesen oder ein Gebet sprechen mußte."

Die Fliegenplage von der uns hier der Feldkaplan erzählt, war in Luckno nicht minder lästig. „Die Fliegen, schreibt er, nahmen dort von Tag zu Tag so heillos überhand, daß uns zuletzt das Leben durch diese Plagegeister mehr als durch irgend ein anderes unserer zahlreichen Bedrängnisse ganz und gar verleidet wurde. Luckno ist ohnehin längst wegen seiner Fliegen berüchtigt, aber zu keiner andern Zeit hatte diese Plage eine solche Höhe erreicht. Die Unmassen faulender Stoffe, welche, ohne daß wir's verhindern konnten, sich immer mehr anhäuften, der Regen, die Kommissariatsmagazine und das Hospital hatten ganz unglaubliche Schaaren dieser Insekten herbeigelockt. Die alten Egyptier können unmöglich unter ihrer Fliegen- und Mückenplage ärger gelitten haben, als wir. Sie schwärmen eben in Millionen, und wenn wir auch jeden Tag Hunderttausende von ihnen in die Luft bliesen, so schien dies ihre Legionen nicht um ein Millionteil verringert zu haben. Die Fußböden waren buchstäblich schwarz von ihnen und unsere Tische im wörtlichen Sinne bedeckt mit diesem verwünschten Geschmeiß.

Bei Tage ließen sie uns nicht schlafen; sie ließen uns kaum essen. Unser Rindfleisch, das wir einen Tag um den andern in

ziemlich winzigen Portionen bekamen, war gewöhnlich gespickt mit Fliegen; und wenn ich mein ärmliches Mahl mit Dall und Roti (Linsensuppe und ungesäuertes Brot) hinunter zu würgen mich abmühe, so fliegt ein Schwarm Fliegen mir in den Mund, oder läßt sich auf dem Teller nieder."

Mannigfaltiges.

* Ihre kaiserliche Hoheit die Frau Erzherzogin Elisabeth, Gemahlin Sr. kaiserlichen Hoheit des Herrn Erzherzogs Karl Ferdinand, ist am 21. Juli Nachmittags um 4 Uhr zu Selowitz in Mähren glücklich von einer Prinzessin entbunden worden. Höchstdieselbe und das neugeborne Kind befinden sich wohl.

* In Konstantinopel ist am 16. Juli der Tuchhändler Odibert, welcher vor 20 Jahren aus Pest kam, sich in Stambul etablirte und ein schönes Vermögen machte, in seiner Handlung mittelst eines Stockdegens erstochen und seine Kasse ausgeraubt worden.

** Die Zeitschrift „Presse" brachte vor Kurzem eine Notiz, nach welcher der Pariser Thierschutzverein in der letzten Generalversammlung Herrn von Lamartine mit der Vereins-Medaille ausgezeichnet sei. Dieselbe Auszeichnung, der erste derartige Fall in Oesterreich, wurde dieser Tage dem Kreisapotheker von Korneuburg, Herrn Franz Kwizda, dem Erzeuger des vielgenannten Korneuburger Viehpulvers, zu Theil. Es ist dies die dritte Medaille, welche dieser Herr von Thierschutzvereinen erhielt; außer der Wiener, wurde demselben auch die Münchener zugesendet, begleitet von einem eigenhändigen Schreiben Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Adalbert von Baiern.

* In Reichenbach fand am 4. Juli ein Begräbniß unter eigenthümlichen Verhältnissen statt. Die Verstorbene, verwitwete Kräuterei-Besitzerin H., war die älteste Bewohnerin der Stadt, nämlich fast 92 Jahre alt geworden. Sie hatte sich durch eine sehr dürftige Jugend zum Wohlstande emporgearbeitet und in seltener Weise für ein so hohes Alter ihre körperliche Rüstigkeit bewahrt. Schon seit längerer Zeit, und vorzüglich in ihren letzten Lebenstagen, war ihre Hauptbeschäftigung: die Anordnungen zu ihrem Begräbniß bis in die kleinsten Details zu treffen. Um Alles möglichst prunkvoll zu machen, setzte sie hierfür 300 Thaler aus und äußerte ihre Wünsche in folgender Weise: Das Begräbniß sollte Sonntags mit möglichst viel Begleitung und Musik stattfinden. Vielen besonders bezeichneten Honorationen sollte ein Tag nach dem Tode je eine Flasche Wein und ein Kuchen mit der Meldung zugesandt werden: „Eine schöne Empfehlung von der Frau H., sie ist gestern gestorben und schickt Ihnen dieß hier." Für jedes Schulkind, welches sich bei dem Begräbniß betheiligte, war ein Zwieback und ein Silbergroschen baar bestimmt. Eben so war die Honorirung der Geistlichen, Lehrer, Küster ꝛc. ganz genau theils in Naturalien, theils in baarem Gelde von der Verstorbenen bestimmt. Magistrat, Stadtverordnete und die Kirchen-Vorsteher sollten sich in corpore bei dem Begräbnisse betheiligen. Nach der Bestattung sollten sich die Theilnehmer in den besonders nach Rang-Klassen abgetheilten Zimmern versammeln und dort mit Schinken und Wein regaliert werden. Die Gäste sollten dort möglichst heiter sein. Die Bestattung ist in der angeordneten Weise auf dem evangelischen Friedhofe zu Reichenbach erfolgt, und nach dem Begräbniß wurde auch der Leichenschmaus nach dem Willen der Verstorbenen abgehalten.

* In den letzten Wochen des Juni bot der Vesuv ein seltsames Schauspiel dar. Es waren starke Regengüsse gefallen und auf dem Gipfel des Vulkans war sogar eine Wasserhose geplatzt. Da das Wasser seine gewöhnlichen Abzugskanäle, die augenblicklich durch die neulich ausgeworfenen Lavaströme verstopft sind, nicht fand, so ergoß es sich auf diese noch nicht abgekühlte Lava selbst, und dadurch entstand ein so dicker Dampf, daß die Einwohner der benachbarten Dörfer in der Meinung, der ganze Berg stehe in Feuer, in nicht geringen Schrecken geriethen. Doch war dies noch nicht Alles. Das durch die Lava erhitzte Wasser stürzte sich, in kochenden Cascaden über die Abhänge des Berges eilend, über die Felder und vollendete dadurch die Verheerungen, welche die Eruption des Vesuvs schon verursacht hatte. In Resina glaubte man, Mineralquellen hätten sich geöffnet, deren Wasser die Stadt überfluthen und sieden würde. Die Einwohner machten, daß sie davon kamen. Ein Kutscher hatte sich von einem der Flüchtlinge für seinen Wagen 36 Dukaten zahlen lassen, mußte aber auf das Geheiß der Polizei das Geld wieder zurückgeben.

* In den vormärzlichen Zeiten hatte man in Deutschland Zensur, d. h.: jede Zeile, die gedruckt werden sollte, mußte zuerst auf die Polizei gebracht werden, damit diese die Erlaubniß dazu ertheilte. Das war eine gut gesegnete Einrichtung der deutschen Einheit. Nun es kam alltäglich vor, daß die Polizei ganze Stücke strich, und was geschrieben wurde, erhielt Lücken, die Anfangs mit Gedankenstrichen ausgefüllt wurden. Aber die Einheit Deutschlands merkte bald, daß das Volk Gedankenstriche zu lesen versteht, und deßhalb wurde diese Ausfüllung von der Zensur verboten. Was geschah nun? Man ließ ohne Gedankenstriche drucken und zwar brach man die Betrachtungen mitten im Satze ab und fing einen neuen Satz an. Das aber war wieder schlimm. Das Volk sah richtig an solchen Stellen: hier fehlt Etwas, und nun las es erst recht hinein, was der Zensor herausgestrichen hatte. Da wurde Deutschland wieder einig und erließ eine Verordnung gegen solche andeutenden Verstümmelungen böswilligen Charakters. Und doch half es nichts! das Volk las immer besser als der Zensor! In Anbetracht dieser sehr merkwürdigen Geschichte der Vergangenheit wissen wir in der Verlegenheit der Gegenwart wirklich nichts Besseres zum Troste der Zukunft zu sagen, als: lernt lesen! und namentlich das Nichtgedruckte lesen! denn — ob Einigkeit oder Uneinigkeit — die Zeit kann immer noch kommen, wo das, was in der Zeitung nicht steht, wichtiger ist, als das, was darin steht.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 91. Montag, den 2. August. 1858.

Die Jubelfeier Sr. Hochwürden des evangelischen Bischofs Herrn Georg Paul Binder zu Birthälm am 25. Juli 1858.

Kronstadt, den 28. Juli. Gestern bin ich von Birthälm, wo auch ich ein warmer Theilnehmer an der überaus erhebenden Jubelfeier war, die dort den 25. d. M. zum Andenken an den Tag, an welchem vor 50 Jahren der hochwürdige und hochverehrte Bischof der evang. Landeskirche A. C. Herr Georg Paul Binder in den Dienst der Schule und Kirche getreten, begangen wurde, wieder heimgekehrt, und da drängt es mich, so lange noch die Erinnerung frisch und das Herz voll ist von den Eindrücken, die ich bei dieser Gelegenheit empfangen, den Freunden in der Nähe und Ferne einen kurzen Bericht über diese seltene und unvergeßliche Festfeier mitzutheilen.

Am 25. Juli um 8 Uhr Früh versammelten sich die von allen Seiten und aus allen Theilen des Vaterlandes herbeigekommenen Deputirten der verschiedenen Kirchenkapitel oder Sprengel und der fünf sächsischen Gymnasien, an welche sich noch zahlreiche Verehrer des hochwürdigen Jubilars aus der Nähe und selbst aus weiterer Ferne angeschlossen hatten, im Archive der Superintendentur, wo die ringsherum im Saale hängenden Bilder der bärtigen und ernsten Männer, welche seit den Zeiten der Reformation auf dem evangelischen Bischofstuhle gesessen, mit Verwunderung auf die fort und fort sich mehrende und mit herzlichem Willkommen begrüßende Versammlung herabzublicken schienen, aber auch ganz natürlich einen feierlichern Ernst über die ganze Versammlung verbreiteten. Mittlerweile war es 9 Uhr geworden, und da man wußte, daß der hochwürdige Herr immer mit dem Geläute der Sonntagsglocken auch den Gang zur Kirche anzutreten gewohnt sei, so stellte man sich im Hofe des Pfarrgebäudes zum Empfange des hochwürdigen Jubilars in zwei Reihen auf; auf der einen Seite standen die ordinirten Geistlichen, nach der Rangordnung der Kapitel geordnet, auf der andern Seite die Direktoren und Professoren der 5 Gymnasien, und wer sich sonst noch zu dieser Feier eingefunden hatte. So wie das Geläute zu Ende gegangen, trat der hochverehrte Greis aus der Thüre mit der gewohnten und zur Natur gewordenen Ruhe und Unbefangenheit, mit dem würdevollen Antlitz, auf dem keine wilde Leidenschaft oder unnatürliche künstliche Angewöhnung irgend eine widerliche Furche gezogen hat, sondern das durch den Sieg über sich selbst und durch den Geist der reinsten Humanität zu der Schönheit verklärt worden ist, welche so geheimnißvoll die Herzen anzieht, und in demselben Augenblicke ehrfurchtsvolle Scheu, in noch höherem Grade aber Vertrauen und Hingebung zu erwecken im Stande ist.

Der ehrwürdige Jubelgreis wurde vom Aeltesten aus der Versammlung, dem Herrn Pfarrer in Schellenberg J. Filtsch mit einem einfachen und gemüthlichen „guten Morgen" begrüßt, und es wurde zugleich im Namen aller Versammelten der Wunsch ausgesprochen, daß es gestattet sei, Seine Hochwürden in das Gotteshaus zu begleiten. Nun setzte sich der ansehnliche Zug der Festgenossen unter Vortritt des Herrn Bischofs durch die, von den Birthälmern in den frühesten Morgenstunden aus jungen Bäumen hergestellte Allee nach der Kirche in Bewegung, wo er beim Eintritt in das mit Blumen und grünen Reisern sinnig ausgeschmückte schöne Gotteshaus durch einen mit Instrumenten begleiteten Festgesang von der Orgel begrüßt wurde. Zu beiden Seiten des Chors nahmen die Abgeordneten der Kapitel und im Schiffe der Kirche der Kanzel gegenüber die Deputationen der Gymnasien und die übrigen von auswärts erschienenen Festgenossen Platz; der hochwürdige Jubilar nahm seinen gewöhnlichen Sitz unter den durch Blumen sinnig dargestellten Emblemen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung ein. Nach den gewöhnlichen Kirchengesängen, in welche die gesammte Versammlung mit tiefergriffenen Herzen einstimmte, bestieg Seine Hochwürden die Kanzel, und hielt eine, natürlich die heutige Jubelfeier nicht berührende, gediegene Predigt nach Anleitung der vorgeschriebenen Sonntagepistel (Römer 8, 12—17) über den „Unterschied zwischen dem knechtischen und kindlichen Geiste in der Religion." Es ist hier nicht der Ort und die Zeit über diese wahrhaft gediegene Predigt umständlich zu berichten, nur so viel müssen wir sagen, daß schon das Exordium oder der Eingang zur eigentlichen Predigt oder zur Erläuterung des Thema's durch seine Klarheit und das natürliche einfach schöne Fortschreiten der erhabensten Gedanken wunderbar ergreifend war, und daß überhaupt nur der hochverehrte Greis so zu reden und zu predigen im Stande ist. Nach der Predigt verfügten sich der hochverehrte Jubilar und sämmtliche Festgenossen wieder in den geräumigen Saal des bischöflichen Archivs, der sich nach und nach vollständig füllte. Da stand der ehrwürdige Greis wieder mit dem würdevollen verklärten Antlitz, auf dem auch nicht die geringe Aufregung oder Unruhe sichtbar war, in der Mitte der

hochansehnlichen Versammlung. Zuerst ergriff Seine Hochehrwürden Herr Samuel Kenst, Pfarrer zu Reichersdorf, im Namen des Mediwischer Kapitels (dem althergebrachten Range nach das erste Kapitel) das Wort, und brachte im Namen dieses und sämmtlicher Kapitel, oder im Namen der gesammten Geistlichkeit der evangelischen Landeskirche in einer der Würde des Tages angemessenen Weise, dem hochwürdigen Jubilar den tiefgefühltesten Dank dar für die vieljährige und so treue, immerdar vom Geiste der Weisheit und Liebe getragene Leitung und Führung der kirchlichen Angelegenheiten der ihm als treuem Oberhirten auch in schwerer Zeit anvertrauten Landeskirche, und knüpfte daran die aufrichtigsten und wärmsten Wünsche für das theure Leben, an welches Heil und Segen so vieler Tausende von Seelen geknüpft sei. Was und in welcher Weise der hochwürdige und hochverehrte Jubilar auf diese Anrede antwortete, wie er in der, so wundersam ergreifenden und so überaus treuen und wahren Bescheidenheit seines Herzens allen Dank von seiner Person ab- und dem Herrn und Vater alles Lebens zuwendete, in dessen Hand wir Alle ja nur Werkzeuge zur Erreichung seiner heiligen Absichten seien, wie deshalb aller Dank für die Erhaltung des Lebens, für die Stärkung und Kräftigung des Leibes und der Seele, und für Alles, was sich in irgend einem Menschen, wer er auch sei, etwa Gutes und Dankeswerthes finde, nicht dem eignen Verdienste dieses Menschen, sondern der Liebe und Sorgfalt seiner Aeltern, der Weisheit und Führung treuer Lehrer, der Verkettung und glücklichen Gestaltung aller Lebensverhältnisse, also am Ende einzig und allein der unverdienten Gnade Gottes gebühre, und wie er deshalb auch an dem heutigen Gnaden- und Freudentage alle verehrten Anwesenden auffordere mit ihm in ihren Gebeten nur ihm, dem Vater aller Gnade und Barmherzigkeit, zu danken; — — das und noch vieles Andere, was dem beredten Munde aus der Fülle eines reichen, vom reinsten Geiste der Wissenschaft und des Christenthums verklärten Herzens entströmte, — das Alles hier wieder in Worte zu fassen und wiederzugeben, ist wohl schwerlich auch einem Andern, dem Referenten aber rein unmöglich, weil derselbe an die augenblickliche Erregung ebenso wie die Andern, denen wie ihm die Augen mit Thränen sich füllten, hingegeben war, so daß es ihm bei den ernsten Momenten dieses Jubeltages nur den allgemeinen Eindruck nicht aber das Einzelne und besonders die vielen herrlichen, von so hochbegabten Rednern gesprochenen Worte in der Erinnerung fest zu halten, möglich war. Hierauf sprach der älteste von den einstigen Schülern des hochwürdigen Jubilars, als Rektors des Schäßburger Gymnasiums, der hochgeachtete und wahrhaft ehrwürdige Prodechan des Kaisder Kapitels Friedrich Theilmann, Pfarrer in Schaas, im Namen dieser Schüler. Kein Wunder, daß aus den Augen aller Anwesenden die Thränen sich reichlicher hervordrängten, und daß der Sprecher selbst die Rührung des Herzens kaum bemeistern konnte, als er, der Schüler mit dem unter Ehren grau gewordenen Haupte, vor dem greisen Lehrer da stand, und ihm dankte für die weise Führung und Leitung in den Tagen der Jugend wie in den Jahren des spätern Alters. Die Antwort des Jubilars auch auf diese Anrede war, wie sie nur von einem solchen Lehrer einem solchen Schüler und solchen Schülern gegenüber möglich ist. Nun folgte unter den Rednern der jetzige Dechant des Kaisder Kapitels, Hr. Stadtpfarrer in Schäßburg Michael Gottlieb Schuller. Er sprach im Namen des Kaisder Kapitels, dessen Mitglied und Dechant der hochwürdige Jubilar viele Jahre hindurch, zu rüstigem Fortschritt erweckend, anregend und begeisternd gewesen, und er sprach in solcher Weise, daß Referent nichts Anders sagen kann, als daß ihm fortwährend der Gedanke vorschwebte, den er vor Jahren schon ausgesprochen, wer diesen Mann einmal gesehen und gehört, muß sich fortwährend, von ihm angezogen fühlen, ihn verehren und lieben. Gewiß, einem solchen Vorredner vermochte nur ein Mann, wie der Herr Bischof. G. P. Binder würdig zu antworten und ihn noch zu übertreffen. Dann nahm das Wort der greise Pfarrer von Schellenberg, Johann Filtsch, der es trotz seines hochbejahrten Alters und körperlicher Schwäche nicht über sein noch so warmes und für alles Gute so empfängliches Herz zu bringen vermocht, zu Hause bleiben, sondern aus weiter Ferne mit dem treuen Freunde, dem ehrwürdigen Altmeister landeskundlicher Forschungen, Herrn Pfarrer von Hammersdorf, Michael Johann Ackner zum Jubel- und Ehrentage des Freundes gekommen war. Der ehrwürdige Greis brachte in seiner gemüthlichen herzgewinnenden Weise im Namen der Vergangenheit, im Namen und im Geiste der vielen bereits in die ewige Heimath abgegangenen Freunde und Verehrer dem hochwürdigen Jubilar die wärmsten Grüße und Glückwünsche dar. Das war eine Berührung der tiefinnersten Seite in dem Herzen des Jubilars und besonders der ältern unter den Festgenossen; die aber auch in allen Herzen der Jüngern fortklang und wehmüthig ernste aber gewiß auch erhebende Erinnerungen wach rief. Wohl gedachten gewiß Alle die Edlen und Trefflichen aus unserm Volke, die bereits heimgegangen, und der gewiß, wenn sie noch gelebt, an diesem Ehren- und Jubeltage in Birthälm nicht gefehlt hätten. (Schluß folgt.)

Gerichtshalle.

(Schlußverhandlung wider Josef Buzogány wegen Verbrechen des verübten und versuchten meuchlerischen Raubmordes und wegen des Verbrechens der Brandlegung.)

(Schluß.)

Die am 26. und 27. Juli l. J. gepflogene Schlußverhandlung ergab folgendes: Der vor den Schranken des Gerichtshofes stehende Josef Buzogány wurde im Jahre 1836 geboren, hatte durch 4 Jahre die Schule besucht; im Jahre 1849 verlor selber seinen Vater, worauf ihn sein Onkel ein Schuhmachermeister in Klausenburg in die Lehre nahm.

Nach ausgestandener Lehrzeit begab sich Buzogány auf Wanderung und kam im Jahre 1854 nach Kézdi-Vásárhely, wo er im Jahre 1855 wegen Verbrechen der Verfälschung öffentlicher Kreditpapiere in Untersuchung gezogen und am 10. Oktober 1857 mit Urtheil des k. k. Kreisgerichtes Kronstadt wegen Mangel hinreichender Beweismittel freigesprochen und aus dem Verhafte entlassen wurde.

Die äußerliche Erscheinung des Angeklagten bietet nichts Auffallendes. Derselbe ist von schlankem Körperbau, mehr schwächlicher Konstitution, selber verräth jedoch sehr viel Scharfsinn und glückliche Geistesanlagen.

Nach seiner Entlassung aus dem dießgerichtlichen Verhafte am 10. Okt. 1857 gibt B. an, sich auf den Weg nach K.-Vásárhely gemacht, und vor der Blumenau am Wege eine in einem schreckigen Tuche eingewickelte rothe Brieftasche mit einem Inhalte von 298 fl. gefunden zu haben; B. will diese Baarschaft aus der Brieftasche genommen, dieselbe in sein eigenes Taschentuch gewickelt, sich dieses sodann u. z. um die Schulterblätter herum vorne auf der Brust gebunden und die Baarschaft in dieser Art bis 19. Okt. verwahrt behalten, die Brieftasche und das schreckige Tuch aber verloren haben. Schon des andern Tages 11. Okt. wurde B. wegen Mangel an Reise-Legitimation von dem Ortsrichter in Réty verhaftet, daselbst unter die Aufsicht zweier Dorfsdiener gestellt und am 12. Okt. von dem Ortsrichter selbst dem k. k. Bezirks-Amte in S.-Szt.-György übergeben, nachdem ihm der Ortsrichter über vieles Betteln und Jammern über seine Armuth 12 kr. C.-M. geschenkt hatte.

B. wurde bis zum 19. Oktober in S.-Szt.-György in Verhaft behalten. Nach seiner an diesem Tage erfolgten Entlassung übernachtete B. bei einem dortigen Gefangenwärter, dem er noch für ein Paar Grosschen Stiefel flickte und sich sodann auf den Weg nach Szatsva begab, wo er in Réty abermals von dem Ortsrichter angehalten wurde und über den Zweck seiner Reise befragt, angab, er gehe nach Szatsva um dort eine Schuld einzukassieren.

Abends 4 Uhr traf Buzogány in Szatsva ein, wo er von Alberth Ferentz und dessen Gatten gastfreundlich aufgenommen wurde, und nach der Angabe der Alberth Máris bis Donnerstag den 22. in der Früh verweilte. Buzogány will jedoch schon am 21. Nachmittags 4 Uhr Szatsva verlassen haben und Donnerstag früh 8 Uhr in K.-Vásárhely eingetroffen sein.

Zur Erklärung aufgefordert wie es komme, daß er zur Zurücklegung einer Strecke von 3 Meilen 16 Stunden gebraucht habe, weiß Buzogány keine Auskunft zu geben.

B. will vom 22. bis 27. Oktober, wo er nach Kronstadt abreiste K.-Vásárhely nicht mehr verlassen haben; insbesonders gibt er an Donnerstag Vormittag und bis 2 Uhr Nachmittags theilweise im Hause seines Meisters, theilweise auf Spaziergängen zugebracht zu haben.

Daß Buzogány Donnerstag den 22. wirklich um 8 Uhr Früh in K.-Vásárhely eintraf, dort seinen ehemaligen Meister besuchte und bis zwei Uhr in K.-Vásárhely gesehen wurde, ist richtig. Von der zweiten Nachmittagsstunde an jedoch bis andern Tags früh 5 Uhr bleibt B. die Nachweisung seines Alibi schuldig. B. will an diesem Nachmittage in ein Gasthaus am Platze in K.-Vásárhely gegangen sein, und als er selbes verließ, einen gewissen U. M. begegnet, mit diesem in dessen Wohnung gegangen und daselbst übernachtet haben.

Zu einer näheren Bezeichnung des Gasthauses, in welchem B. an dem fraglichen Nachmittage gewesen sein will, war selber nicht zu vermögen.

B. gesteht ferner von Freitag 23. bis 27. Oktober sich in K.-Vásárhely viel in Wirthshäusern herumgeschlagen, seine Kameraden bewirthet, sich neue Kleider, eine silberne Zylinderuhr und ein theueres Zigarren-Etui gekauft zu haben.

Die Frage warum er zur Reise nach Klausenburg eine, seinem Stande und seiner bis auf einen Betrag von 151 fl. 19 kr. herabgesunkenen Baarschaft sowenig angemessene und theuere Reisegelegenheit wie der k. k. Malepostwagen ist gewählt habe, da er doch viele andere bei Weitem billigere, jedoch weniger schnelle Fahrgelegenheiten zur Reise gefunden hätte und überdieß bei seinem ehemaligen Meister bereits Unterkunft gefunden hatte und auch hätte zuwarten können, beantwortet B. nur ausweichend.

Die Angaben B.'s über den Erwerb der bei ihm betretenen Baarschaft und über seinen Aufenthalt in der Nacht vom 22. auf den 23. Okt. stellten sich durch die Ergebnisse der Schlußverhandlung als gründlich erdichtet heraus.

Laut Mittheilung des Kronstädter Polizei-Kommissariates wurde bei selber um jene Zeit als B. den Fund von 298 fl. gemacht haben will, keine Anzeige über einen derartigen Verlust gemacht, was bei einer unter allen Verhältnissen so namhaften Summe gewiß von jedem Verlustträger geschehen sein würde, um wieder in den Besitz des verlorenen Eigenthums zu gelangen.

Der Ortsrichter von Réty, welcher B. am 11. Oktober bei seiner Verhaftung untersuchte, fand nichts an seinem Leibe. Die beiden Dorfsdiener, denen B. an diesem Tage von dem Ortsrichter zur Ueberwachung übergeben worden war, geben an, daß B., als er sich schlafen legte, sich vor ihnen bis auf Hemd und Gattye entkleidete und daß sie es bei dem schlechten Zustande seines Hemdes, welches insbesondere vorne auf der Brust offen war, hätten sehen müssen, wenn B. etwas um den Leib und insbesondere um die Brust herum, gebunden gehabt hätte. Eben so bestätigen drei Zeugen, welche mit B. in S.-Szt.-György vom 12. bis 19. Oktober in einem Arreste verhaftet waren, daß dieser sich vor ihnen ganz nackt entkleidete und nichts um den Leib gebunden gehabt hatte.

Alberth Máris endlich gibt an, daß B. Mittwoch den 21. ihr sein Hemd zum Waschen gegeben habe, sich hierbei vor ihr entkleidete, daß sie die Taschen seines Rockes untersuchte und nichts von Geld bei B. sah. B. selbst gesteht ohngeachtet er schon am 10. Okt. im Besitze von 298 fl. gewesen zu sein angibt, sich bis 23. Okt. — den Tag nach dem in Szatsva verübten Raubmorde — kümmerlich herumgeschlagen, vom 23. Okt. an aber auf die verschwenderischeste Art mit der angeblich gefundenen Baarschaft gebahrt zu haben.

Es geben ferner N. B., ehemaliger Meister des B. in Kézdi-Vásárhely, des Erstern Gattin und noch zwei Gesellen an, daß ihnen der Besitz einer so namhaften Summe in den Händen B.'s, sowie seine Einkäufe am 23. Okt. und den darauf folgenden Tagen aufgefallen seien und, daß sie deßhalb B. befragten, wie er sich so viel Geld erworben habe, worauf B. ihnen geantwortet habe das Geld im Arreste durch fleißiges Arbeiten verdient zu haben.

Den letzteren Angaben setzt B. entgegen, daß er auch diesen Personen gesagt habe, das Geld auf die mehr erwähnte Art gefunden zu haben.

Ferner gibt Alberth Máris an, ihr ermordeter Gatte habe ein Gut in Etsalva besessen und dasselbe an einen sicheren P. J. verkauft. Der Kaufschilling sei in Raten abgezahlt worden und die letzte Rate mit 360 fl. habe ihr Gatte etwa zwei Wochen vor dem Raubmorde von P. J. erhalten. — Am Abende des 21. Okt. habe während des Abendessens B. ihren Gatten aufgefordert, ihm

seine Banknoten zu zeigen, um nachzusehen, ob keine falschen darunter wären. P. J. bestätigt, am 8. Okt. dem Alberth Ferentz die letzte Kaufschillingsrate mit 360 fl. in Banknoten à 10 fl. und 5 fl. gezahlt zu haben und erkennt insbesondere eine der bei B. betretenen 10 fl. Banknote, als eine derjenigen, welche er dem gemordeten Alberth Ferentz bei Abstattung der letzten Kaufschillingsrate zahlte.

Alberth Máris gibt weiter an: Ihr Gatte sei am Donnerstag den 22. Okt. früh etwa 4 Uhr von Haus weggefahren — angebend er fahre nach Kisalva, um wegen des Gutsverkaufes mit P. J. die letzte Rücksprache zu pflegen. B. habe denselben, nachdem er, von den Hausgenossen Abschied genommen, begleitet und angegeben er reise auch nach Kézdi-Vásárhely. —

Nach Angabe des P. J. kam Alberth Ferentz an diesem Tage nicht nach Kisalva und es konnte nicht eruirt werden, wohin Alberth Ferentz an diesem Tage reiste, sowie überhaupt über das gegenseitige Verhältniß B. zu Alberth Ferentz ein mysteriöses Dunkel waltet.

Wider Vermuthen sei jedoch B. Abends zwischen 8 und 9 Uhr mit ihrem Gatten wieder nach Szatsva zurückgekehrt.

Sie hätten sich sodann zum Abendmahle gesetzt, während welchem ihr Gatte erzählte, B. habe sich auf der Reise nach Hause in den Wagen gelegt, sich mit einer Zeké zugedeckt und ihn Alberth Ferentz ersucht, falls Jemand fragen sollte, wen er auf seinem Wagen habe zu antworten: sein Kind.

Alberth Máris erzählt weiter, B. habe auch gar nicht in Abrede gestellt, diese Aeußerung zu Alberth Ferentz gemacht zu haben und habe noch beigefügt: er habe dieß deßhalb gethan, damit man nicht wisse, wer auf dem Wagen sei und daß er es sei.

Die Angabe Alberth Máris, daß ihr Gatte nicht allein nach Szatsva zurückgekehrt sei, bestätigte auch der Zeuge N. B., welcher angibt, er habe Abends den 22. Okt., als Alberth Ferentz zum Dorfe Szatsva hereinfuhr, diesen begegnet und bemerkt, daß Jemand auf dessen Wagen liege. Uber Befragen, wen er auf dem Wagen habe, habe ihm Alberth Ferentz geantwortet: ein Mensch.

Weiter gibt Alberth Máris an: nach genossenem Abendmahle habe sie sich auf ihr Bett gesetzt, ihr in der Wiege liegendes Kind an die Brust genommen, um selbes zu stillen und sei eingeschlummert. Plötzlich habe sie einen heftigen Schmerz im Gesichte verspürt, habe sogleich das Bewußtsein verloren, und wisse nicht mehr, was weiter geschehen sei.

Der 7jährige Kn. de Alberth Gergély, welcher in dem Bette des erschlagenen Alberth László schlief, erkennt in B. ganz jenen Mann, welcher sich durch zwei Tage bei seinen Eltern aufhielt — er gibt an in jener Nacht als sein Vater ermordet wurde — sei es ihm im Schlafe vorgekommen, als wenn B. seinen Groß-Onkel Alberth László mit einer Hacke auf den Kopf schlüge.

U. M. und dessen Eheweib, bei welchen B. die Nacht vom 22. auf dem 23. Oktober zugebracht haben will, geben übereinstimmend an: Donnerstag 22. Oktober Vormittags habe sie B. besucht und bei dieser Gelegenheit für die kommende Nacht um ein Nachtquartier ersucht, was ihm auch freundlich zugesagt wurde.

Auffallend ist hier, daß B., welcher bei seinem ehemaligen Meister R. G. in K.-Vásárhely so freundschaftlich aufgenommen wurde, und bei dem er sich auch vom 23. bis 27. Okt. aufhielt, gerade für diese verhängnißvolle Nacht bei dem minder bemittelten U. M. sich ein Nachtquartier bestellte. U. M. und dessen Gattin warteten aber Abends vergebens auf B., worauf sie sich zu Bette legten und einschliefen.

Selbe geben an, bei Anbruch des Morgens habe Jemand an das Fenster geklopft und um Einlaß gebeten und über Befragen geantwortet: er B. sei es, worauf U. M. demselben mit der Frage öffnete, wo er die Nacht zugebracht habe da es bereits Morgen sei, worauf B. antwortete, es sei erst 1 Uhr nach Mitternacht und er habe sich mit Kameraden unterhalten.

Bald darauf läutete jedoch die Morgenglocke und die U.'schen Eheleute überzeugten sich nun, daß B. sie über die Zeit täuschen wollte und daß es wirklich bereits Morgen sei.

Eine vorliegende ämtliche Bestätigung weist nach, daß die Entfernung von Szatsva nach K.-Vásárhely 3 Meilen betrage und es möglich sei auch auf kürzern Wegen in 4—5 Stunden von Szatsva nach K.-Vásárhely zu gelangen, so daß der Thäter des Raubmordes in Szatsva — welcher wie oben angeführt vor Mitternacht verübt wurde — um 4 Uhr früh in K.-Vásárhely sein konnte.

Endlich bestätigen alle Zeugen, welche B. vor dem in Szatsva verübten Morde sahen, daß dessen Beinkleid, welches vollkommen rein als corpus delicti vorliegt, damals voll mit Koth befleckt war, obwohl B. beharrlich in Abrede stellt dieses Beinkleid sowie auch sein Röckel selber gereinigt zu haben.

Die Sachverständigen und das Pester med. Professoren-Kollegium endlich erklären, daß auf dem Röckl, welches B. zur Zeit der Verübung des Mordes in Szatsva trug, und insbesondere auf dem rechten Aermel desselben ausgebreitete, theils reine, theils ausgewaschene Blutflecke sich fänden. — Eben so wurden auch in dem Sacktuche des B., welches er damals benützte ausgebreitete Blutflecke gefunden. — B. bleibt jede Rechenschaft schuldig wie diese Blutflecke auf die genannten Gegenstände kamen.

Nach geschlossenem Beweisverfahren faßte die k. k. Staatsanwaltschaft die Ergebnisse der Schlußverhandlung zusammen und wies die Schuld des Angeklagten J. B. aus dem Zusammentreffen der Umstände in der überzeugendsten Art in klarem und bündigem Vortrage nach und beantragte den Angeklagten J. B. des Verbrechens der versuchten und vollbrachten meuchlerischen Raubmordes und des Verbrechens der versuchten Brandlegung schuldig zu erkennen und denselben in Berücksichtigung der erschwerenden Umstände, welche die That begleiteten, zum lebenslänglichen schweren Kerker zu verurtheilen.

Die Vertheidigung machte alle jene Umstände geltend, welche sich gegen die gegen J. B. erhobenen Verdachtsgründe erheben ließen.

Sohin zog sich der Gerichtshof zur Fällung des Erkenntnisses zurück und verkündete nach einstündiger Berathung, in den Verhandlungssaal zurückgekehrt, J. B. für des Verbrechens des versuchten und vollbrachten meuchlerischen Raubmordes und des Verbrechens der versuchten Brandlegung schuldig und wurde hiefür zum lebenslangen Kerker verurtheilt.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 3 fl. mit Post 4, ins Ausland 6 fl. 30 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 92. Mittwoch, den 4. August. 1858.

Die Jubelfeier Sr. Hochwürden des evangelischen Bischofs Herrn Georg Paul Binder zu Birthälm am 25. Juli 1858.

(Schluß.)

Nach Herrn Pfarrer Filtsch trat Herr Pfarrer in Denndorf Friedr. Theod. Schmidt vor Seine Hochwürden und überreichte im Namen des Kaisder Kapitels und Schäßburger Gymnasiums eine Prachtbibel, das schöne Geschenk mit einigen passenden und tiefgefühlten Worten begleitend. Wie bedauert Referent auch hier, daß es ihm nicht möglich ist, die herrlichen Worte des Dankes, welche der tiefergriffene Jubilar mit der Handveste des protestantischen Glaubens, dem heiligen Bibelworte, in der Hand und mit zum Himmel erhobenem Blicke gesprochen; der Eindruk war gewaltig. Hierauf übergab gleichfalls im Namen des Kaisder Kapitels und Schäßburger Gymnasiums Herr Pfarrer in Trappold Johann G. Fr. Kraus „das Zehntrecht der evangelischen Landeskirche A. C. in Siebenbürgen. Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung von G. D. Teutsch 1858. Denk von Wallishausser, in Kommission bei Habersang in Schäßburg.“*) in prachtvollem Sammetbande, eine nach Inhalt und Form würdige Gabe und überaus passend zu dieser Jubelfeier, weil diese Gabe eine so schöne Frucht ist des ernsten Geistes wissenschaftlicher Forschung auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte, welcher Geist grade in dem Jubilar während seines Rektorates an der wackern Schule zu Schäßburg den mächtigsten Erwecker, Anreger und Förderer gefunden, und weil diese Gabe ganz besonders an den Steuermann erinnert, der das Schifflein unserer protestantischen Landeskirche A. C. in den Zeiten des Sturmes und der Bedrängniß und unter Mühen, Anstrengungen und Opfern, die nur Unkenntniß oder Vorurtheil übersehen kann, mit weiser, sicherer und muthiger Hand gelenkt hat, und so hoffen wir zu Gott und zum Gerechtigkeitsthun und huldvoll gegebenen Worte unseres erhabenen Kaisers und Herrn in den beruhigtern und sichern Hafen führen wird.“ — Als einen sichtbaren Beweis tiefgefühlter Dankbarkeit überreichte dann der Deutsch-Kreuzer Pfarrer M. A. Schuster im Namen der ehemaligen Schüler des hochwürdigen Jubilars auf dem Schäßburger Gymn. die Stiftungsurkunde zu einem „Stipendium Binderianum“ am Schäßburger Gymnasium, dessen Stiftungskapital eben diese Schüler aus der Nähe und Ferne durch ihre Liebesgaben bis zur Höhe von fast 1000 fl. C.-M. zusammen gebracht haben, und dessen fortwährendes Wachsthum durch einige Bestimmungen der Stiftungsurkunde sicher gestellt ist. Jezt trat als Sprecher der Gesammtheit unserer Gymn. der Gymn.-Dir. G. D. Teutsch aus Schäßburg vor und theilte dem hochverehrten Jubilar mit, daß auf Anregung und Bitte der siebenbürgisch-sächsischen Gymnasien die Hochschule zu Jena Seine Hochwürden und sich selbst bei dieser Jubelfeier durch Ausstellung des theologischen Doktordiploms geehrt habe. Mit der am hochwürdigen Manne so bewunderungswürdigen Bescheidenheit, in welchem der altbewährte Grundsaz doctissimus quisque est modestissimus so recht in die freundlichste Erscheinung getreten ist, bemerkte derselbe auch hier, wie er recht wohl wisse, daß diese höchste und so schwer zu erringende Auszeichnung im Stande der Theologen nur solchen Männern zu Theil zu werden pflege, welche durch schriftstellerische Werke von Bedeutung auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft zur Förderung dieser Wissenschaft beigetragen hätten, und daß bei ihm also diese Ausnahme von der Regel unverdienter Weise und mehr nur honoris causa und wahrscheinlich aus andern, nicht so sehr seine eigene Person als vielmehr das Interesse der deutschen Universitäten an den fernen Stammesgenossen und ihren religiösen und wissenschaftlichen Bestrebungen berührenden Rüksichten gemacht worden sei; indessen wolle er ja doch auch diese Auszeichnung als einen Beweis freundlicher Zuneigung der von ihm, in ihrer ganzen Bedeutung für die Kultur des geliebten Vaterlandes und die gesunde und naturgemäße Entwikkelung unserer theuren protestantischen Kirche erkannten und verehrten Gymnasien und als ein Geschenk der unverdienten Gnade Gottes annehmen. Der Direktor des Gymnasiums zu Hermannstadt Joseph Schneider überreichte die Stiftungsurkunde eines durch die Lehrer und Schüler des dasigen Gymnasium begründeten „Praemium Binderianum“ für brave Schüler am Hermannstädter Gymnasium. Der Direktor des Bistritzer Gymnasiums Gottlieb Budaker erklärte in seiner Anrede an den hochwürdigen Jubilar, wie auch das Bistritzer Gymnasium durch eine schriftstellerische Gabe, nämlich durch eine „Geschichte der Reformation im Nösnerlande“ diesen Jubeltag habe ehren wollen, wie aber durch einen unvorhergesehenen und bedauerlichen Zufall das Jubelschriftchen verhin-

*) Das Buch müßte wenigstens von jedem Presbyterium und jedem Geistlichen angeschafft werden. Die Red.

dert sei, die Presse zu verlassen; doch sei zu hoffen, daß diese ehrfurchtsvoll dargebrachte Gabe, in kürzester Zeit dahin gelangen werde, wohin sie bestimmt sei. Karl Brandsch, Direktor des Mediascher Gymnasiums legte im Namen des Kollegiums und der Schule zu Mediasch eine kalligraphisch ausgeführte Beglückwünschungsadresse in die Hände des Jubilars. Zuletzt trat der Direktor des Kronstädter Gymnasiums Samuel Schiel vor den Jubilar und sprach mit tiefer Bewegung, daß er ganz zuletzt vor Sr. Hochwürden erscheine, nicht ohne ein gewisses Gefühl von Beschämung, weil es ihm vor der Hand nicht vergönnt sei, wie die Andern ein sichtbares Zeichen der Hochachtung und Verehrung darzubringen. Doch habe auch er etwas zu diesem Jubel- und Ehrentage mitgebracht, und das sei ein treues, aufrichtiges und dankbares Herz, und die besten und wärmsten Wünsche vieler allezeit treuer, wackerer Herzen aus dem Burzenlande.*) Der hochwürdige Jubilar sprach beim Empfange einer jeden dieser Gaben und auf jede dieser Anreden eingehend, in einer Weise, welche die reiche Fülle seines Geistes und Herzens wieder auf das deutlichste und klarste offenbarte. Das war nicht blos Rethorik, die aus dem Kopfe, sondern wahre Beredsamkeit, die aus dem Herzen quillt, und welche das Band der Verehrung und Liebe, das bis jetzt schon um den gefeierten Greis und die Anwesenden geschlungen war, wenn möglich noch fester knüpfte.

Nachdem man sich hierauf etwa eine Stunde in den Gärten des Pfarrhofes ergangen hatte, vereinigte die hochverehrte und so überaus freundliche Frau Bischofin die ganze zahlreiche Gesellschaft zu einem solennen Festmahle im geräumigen Saale des Pfarrhofes. Auch bei diesem Akte des Jubeltages fehlte es nicht an erhebenden und erheiternden Momenten. Seine Hochwürden eröffneten das Mahl mit dem kindlichen Gebete, das seine Enkel bei Tische zu beten pflegten. — In einer so zahlreichen durch Wissenschaft und Bildung ausgezeichneten Gesellschaft konnte es an solchem Tage und bei solcher Veranlassung ganz natürlich an einer langen Reihe der geistreichsten Trinksprüche ernster, erhebender und erheiternder Art nicht fehlen. Wieder muß hier bemerkt werden, daß die geistige Bewegung und Erregung des Tages auch jetzt zu groß war, als daß es wenigstens dem Referenten möglich gewesen wäre, die vielen herrlichen Worte die auch bei dieser Gelegenheit gesprochen wurden, auch nur einigermaßen mit diplomatischer Genauigkeit seinem Gedächtnisse festzuhalten; es ist mehr nur der allgemeine Eindruck des Ganzen geblieben, und dieser wird sobald aus seiner wie aus der Erinnerung Aller, die an dieser Festfeier Theil genommen, nicht entschwinden. Den ersten Trinkspruch brachte der Jubilar selbst auf den aus, den uns der Herr aller Herren und König aller Könige zum Kaiser und Herrn eingesetzt habe, auf Se. Majestät Franz Joseph I. den gerechten und starken Schirm und Hort jeder Nation und jeden Glaubensbekenntnisses im weiten Umfange des einheitlichen Oesterreichs. Es rühmte der ehrwürdige Sprecher im Verlaufe seiner Rede, besonders auch die Huld und Freundlichkeit Seiner Majestät, welche er als Deputirter der evangelischen Landeskirche in Verbindung mit seinen geehrten Mitdeputirten in den letztern Jahren wiederholt und insbesondere auch bei der letzten Audienz zu erfahren das Glück gehabt habe; in welcher letzten Audienz der erhabene Kaiser und Herr die trostvollen Worte gesprochen: „Gehen Sie beruhigt in die Heimat, die Zehntangelegenheit ist jetzt in meinen Händen, ich werde die Sache durchstudiren, und ich kann Ihnen die Hoffnung mitgeben, daß sie nach Ihren Wünschen entschieden werden wird." Er, fuhr der Redner fort, habe also alle Ursache, sich dem vollen Vertrauen auf des Kaisers Wort und die endliche Entscheidung dieser so tiefgreifenden Sache nach Gerechtigkeit und Billigkeit hinzugeben, und er wünsche dieses Vertrauen auch in den Herzen aller Anwesenden, ja in den Herzen aller Mitglieder der evangelischen Landeskirche wach zu rufen und wach zu erhalten. In das „Hoch! auf Se. Majestät unsern erhabenen Kaiser und Herrn!" mit welchem der hochverehrte Sprecher seine Rede schloß, stimmte die Versammlung mit lautem Jubel ein, und das Musikchor der wackern Birthälmer, welches während der Tafel erheiternde Weisen aufführte, begleitete den Toast mit der schönen Melodie des Kaiserliedes. Hierauf las Rektor Teutsch aus Schäßburg die stattliche Beglückwünschungszuschrift zum heutigen Jubeltag von Seite des hochlöblichen Oberkonsistoriums vor, welche Herr Pfarrer Fritsch aus Schellenberg überbracht und dem hochwürdigen Jubilar überreicht hatte. Die Versammlung stimmte in die Wünsche des h. Oberkonsistoriums für Se. Hochwürden mit Begeisterung ein. Sodann erhob sich Herr Pfarrer Kenst aus Reichersdorf, und brachte in würdiger Weise den ersten Trinkspruch aus auf den hochverehrten Jubilar. Aus der wahren Fluth von Toasten, welche nun dem beredten Munde geistreicher Sprecher entströmte, sei es Referenten gestattet, nur einige, die sich seinem Gedächtnisse am meisten eingeprägt haben, wenn auch nur in ihren Hauptgedanken zu berühren. Herr Dechant und Pfarrer Schuller aus Schäßburg sprach begeistert und begeisternd über den Fortbestand und das Wachsthum der auf den Grund des Gotteswortes in der heiligen Schrift und auf das helle Licht der fortschreitenden Wissenschaft erbauten protestantischen Kirche überhaupt und insbesondere im theuren Vaterlande. Herr Direktor Teutsch brachte in seiner kernigen kräftigen Weise, die uns so oft schon zur Begeisterung fortgerissen hat, einen Toast aus auf die Fortdauer und Unauflöslichkeit des engen Bundes zwischen Schule und Kirche im evangelisch-sächsischen Volke

*) In Kronstadt hatte man beschlossen, bei der zuerst von Schäßburg aus angeregten Idee: „Begründung eines mit dem Namen des Jubilars zu benennenden Fondes, aus dessen Erträgnissen es von Zeit zu Zeit und abwechselnd in den verschiedenen Gymnasien und Realschulen der siebenbürgisch-sächsischen evangelischen Landeskirche einem praktischen Lehrer, der bereits einige Jahre gedient habe, möglich gemacht werde, eine pädagogische Reise nach Deutschland zu machen" — in bedeutenderm Maße zu betheiligen. Da nun aber jene Idee anderwärts fallen gelassen wurde, und man sich wegen der Kürze der Zeit in dieser Richtung mit den Freunden außerhalb Kronstadt nicht verständigen konnte, ja von einigen Orten nicht einmal die Mittheilung gekommen war, was man hier und dort zu thun beabsichtige, so war man in Kronstadt in eine gewisse Unentschlossenheit, wohl nicht in dem, daß Etwas gethan werden müsse, sondern darin, was gethan werden solle, hineingerathen. Kronstadt, wo das Jahr 1845 den Herrn Bischof in der großen Kirche sah und hörte, wird gewiß etwas thun, was den Namen des hochwürdigen Jubilars auch im Gedächtniß seiner Schule vor Vergessenheit bewahren wird. Schon vor dem 25. Juli war die Sache eingeleitet und nur noch nicht zu völligem Abschluß gekommen.

Digitized by Google

Pfarrer Schuster darauf, daß unsere protestantische Landeskirche vor den Verirrungen der Hyperorthodoxie und des liebeleeren Konfessionalismus, wie sie leider in manchen Theilen des deutschen Mutterlandes hervortreten, bewahrt bleibe, und daß sie fort und fort treu und fest halte, am wahrhaftigen Prinzipe des echten Protestantismus. Es war in der That erhebend für jeden warmen Freund des Schleiermacher'schen Grundsatzes: daß „Wissenschaft und Christenthum nicht auseinander gehen dürfen," wie dieser Grundgedanke in so vielen interessanten Variationen bei den Toasten, die an dieser Tafel ausgebracht wurden, wiederkehrte. Besonders war dieser Gedanke der rothe Faden, der sich durch die Reden der Direktoren der Gymnasien hinzog, und da bedauert nun Referent vornämlich, daß er den überaus geistreichen und schönen Toast, den Herr Direktor Schneider ausbrachte, hier nicht wieder zu geben im Stande ist, der aber an den Grundgedanken anknüpfte, daß der Buchstabe tödte; der Geist es aber sei, der da lebendig mache! — nicht vom Leben abgeschält solle der Glaube sein und gleichsam wie eine abgetrocknete Pflanze in einem Herbarium deponirt werden, sondern beleuchtet, erwärmt und belebt von der Sonne der Wissenschaft in den Herzen wurzeln, und sich wirksam erweisen in allen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft. Nicht etwa weil er es nach Inhalt und Form mehr als die andern Trinksprüche verdiente, sondern weil ganz natürlich über denselben am genauesten referirt werden kann, wird hier der Toast des Direktors S. Schiel aus Kronstadt mitgetheilt. Derselbe lautete: „Es sei mir erlaubt im Namen der Kronstädter Schule und der Stadt Kronstadt das Wort zu ergreifen, im Namen der Schule, welche Johannes Honterus gegründet, und in welcher seit dem Jahre 1845 mit seiner Schul- und Kirchenvisitation, welche der hochwürdige Herr heute in so ehrender Weise zu berühren die Güte gehabt, mit der in jenem Jahre begangenen Säkularfeier des Gymnasiums und dem Geburtstage unseres unbeschreiblich schönen und erbauenden Honterusfestes, ich kann es und muß es wohl sagen, der Geist des Honterus sich lebendiger und kräftiger zu regen wenigstens angefangen hat.*) Denn noch sind sie nicht entschwunden aus dem Gedächtnisse der damaligen Lehrer und vieler braver Schüler jener Zeit, die jetzt schon als wackere Lehrer in den Schulen Kronstadts und des gesammten Burzenlands arbeiten, jene Ehren- und Jubeltage mit ihrer Erweckung, Anregung und Begeisterung; — noch sind sie nicht verklungen in den Herzen der Bürger von Kronstadt jene so tiefergreifenden, ja erschütternden, aber auch so beruhigenden, tröstenden und begeisternden Worte, welche damals der hochwürdige Herr in der großen Kirche zu Kronstadt von der Kanzel des Honterus, im Geiste des Honterus, und beim Festmahl im Saale zur goldenen Sonne mit dem schönen Kelche, welchen die Bilder der Apostel des Herrn zieren, in der Hand gesprochen. Sie sind nicht vergessen jene Auferweckungs- und Liebesworte, sie haben fortgewirkt in Kronstadt und im ganzen Burzenlande bis auf den heutigen Tag, und sie werden noch fortwirken durch viele Geschlechter. So kann ich denn an dem heutigen Ehren- und Jubeltage nicht anders, als im Namen der Kronstädter Schule, und des gesammten Burzenländer Lehrerstandes, im Namen der protestantischen Bürgerschaft Kronstadts den wärmsten und tiefgefühltesten Dank aussprechen an den hochwürdigen Herrn Jubilar für jene Erweckung, Anregung und Begeisterung, und daran den aufrichtigsten Wunsch knüpfen, der Herr des Lebens wolle den treuen Arbeiter in seinem Weinberge noch lange nicht von seinem heiligen Tagewerke abrufen, er wolle dieses für so viele Tausende theure Leben noch lange erhalten, er wolle den Abend dieses Lebens, fast hätte ich gesagt vor Trübungen und Herabstimmungen bewahren, wenn ich nicht wüßte, daß ein Gemüth, in welchem sich Wissenschaft und Christenthum zu so schöner Harmonie verklärt haben, und in welchem die Liebe den Sieg davon getragen hat, einer dauernden Trübung und Herabstimmung nicht einmal fähig ist. Uns alle aber, meine hochverehrten Herren, die wir unser Leben und unsere Kraft dem Dienste der Schule und Kirche geweihet haben, fordere auch ich auf das dringendste auf, nach dem hellleuchtenden Vorbilde des hochwürdigen Jubilars treu und fest zu halten an dem Bunde der Wissenschaft und des Christenthums, und diesen Bund durch die Liebe, die da größer ist als aller Glaube und alle Erkenntniß, in unserm Leben und unserer Umgebung wirksam zu machen! Ich trinke auf die Gesundheit des hochwürdigen und hochverehrten Jubilars!" Es folgte noch eine schöne Zahl interessanter und geistreicher Trinksprüche auf das hochlöbliche Oberkonsistorium; auf die besonders in der jetzigen Zeit so dringend nothwendige Eintracht der Kapitel unserer Landeskirche; auf die Einigkeit und das Zusammenwirken der Gymnasien, deren 5 Direktoren die heutige Festtafel in treuer Freundschaft und Bruderliebe vereinigt sehe; auf den Herrn Schulrath J. K. Schuller, den ebenso durch Gelehrsamkeit wie durch Humanität ausgezeichneten obersten Lenker unseres gesammten Schulwesens; auf das Andenken St. L. Roth's, dessen Ruhestätte in der Nähe sei; auf den allezeit wackern und trefflichen Verfasser der Geschichte des Zehntrechts, D. Teutsch; auf Karl Maager, den thatkräftigen Mann, der nicht nur die materiellen Interessen des Vaterlandes, sondern auch als Presbyterialmitglied und Kirchenmeister der ansehnlichen und wackern Kirchengemeinde zu Kronstadt, die geistigen und ewigen Interessen seines Volkes zu fördern nicht müde werde; u. s. w. u. s. w. Auch an einer langen Reihe gemüthlicher und erheiternder Toaste fehlte es nicht, und diese Seite fand besonders im Herrn Pfarrer in Baiersdorf J. M. Budaker ihren interessantesten Vertreter. Er brachte unter andern einen sehr gemüthlichen Trinkspruch auf die Frau Gemahlin des Jubilars aus, auf welchen dann die hochgeehrte Frau in demselben Momente mit einem ebenso gemüthlichen Trinkspruch auf die Frauen aller Anwesenden und insbesondere

*) Der Herr Bischof war im Jahre 1845 zur Schul- und Kirchenvisitation und zur 3. Säkularfeier des Gymnasiums nach Kronstadt gekommen. Zweimal predigte er in jenen Tagen in der Kronstädter großen Kirche, das erstemal (am 10. Sonntag nach Trinit. Lukas 19, 41—48) über das Thema: „Das Christenthum die beste und sicherste Heilsanstalt für die Wohlfahrt und Erhaltung der Völker auf Erden." Das zweitemal am Tage der Säkularfeier. Die Kronstädter gedenken noch immer dieser Predigten, und unvergeßlich sind ihnen besonders auch die Worte, welche der hochwürdige Herr Bischof damals gesprochen, als ihm Advokat Elias Roth im Namen der Kronstädter Bürgerschaft einen schönen Kelch zum Andenken an Kronstadt überreichte. Diese Schul- und Kirchenvisitation hatte nun heute der hochwürdige Jubilar in seiner Antwort auf die Beglückwünschungsanrede des Kronstädter Gymnasial-Direktors berührt.

auch aller anwesenden Herren Pfarrer und Lehrer antwortete. Es entspann sich bisweilen ein förmliches Kreuzfeuer solcher gemüthlicher Trinksprüche, welche dem erhebenden Ernste des Tages zwar keinen Eintrag thaten, denselben jedoch einigermaßen mildernd die ganze Gesellschaft am Ende in die heiterste Stimmung versetzten. So flogen die Stunden des Tages, ohne daß man es merkte, dahin, und die Sonne war schon längst hinter den Rebenhügeln Virthälms hinunter gesunken, als sich die Gesellschaft trennte. Und es trennten sich die Festgenossen gewiß alle mit dem Gedanken, daß dieser Tag nicht nur ein wohlverdienter Jubel- und Ehrentag für den hochwürdigen Herrn Bischof, sondern auch ein Tag geistiger und gemüthlicher Erweckung, Erquickung und Erfrischung für alle Theilnehmer an dieser seltenen Feier gewesen. Referent aber schließt diesen Bericht mit dem Gedanken, daß es auch einer von den Tagen gewesen, die sich nicht mit bloßen Worten beschreiben lassen, sondern die aus vielen und vielen Gründen mit durchlebt werden müssen. 31. O.

Mannigfaltiges.

* Am 9. Juli hat der Hagel den Hattert der Gemeinde Losad und am 11. jenen der Gemeinde Königsberg in Siebenbürgen schwer getroffen.

* Am 27. und am 28. Juli wurde die Stadt Komorn von großen Feuersbrünsten schwer heimgesucht. Ueber 130 Häuser sind niedergebrannt. Das Militär hat das große Verdienst, daß nicht mehr Unglück geschehen und die ganze Stadt nicht in Schutt gesunken ist. Mit großer Aufopferung haben Offiziere und Mannschaft gelöscht. Das Feuer ist durch Unvorsichtigkeit entstanden. — Auch der Ort Aicha in Böhmen wurde am 28. Juli durch eine Feuersbrunst verheert.

* Aus Breslau und der Umgegend hat ein brasilianischer Oberstlieutenant, ein geborner Schlesier, an dreißig Mädchen im Alter 18 bis 30 Jahre für Brasilien geworben und nach Hamburg zur Einschiffung gebracht. Bis nach dieser Seestadt verdoppelte sich die Anzahl der geworbenen Mädchen. Als sie aber auf das Schiff gebracht wurden, mußte jedes Mädchen einen Schuldbrief für 110 Thlr. unterschreiben, mit der Verpflichtung bis zur Abzahlung dieser Schuld sich an jeden Miethsherrn zu überlassen. Auch eine Anzahl von jungen Männern wurden auf demselben Schiff, auf welchem die Mädchen waren, eingeschifft. Die ganze Sache scheint eine sehr faule zu sein und die Regierung wurde darauf aufmerksam gemacht.

* Wie zu Mekka, so ist die Nachricht vom Massakre in Dscheddah auch zu Medina, ebenfalls einer der drei heiligen Städte des Islam, in den Moscheen durch Absingung des Muled, des muhamedanischen Tedeum, begrüßt worden. Mehrere in diesen Städten ansässige Griechen, Unterthanen der türkischen Pforte, fanden Gelegenheit sich zu den Behörden zu flüchten, und so der Wuth der Bevölkerung zu entgehen.

* Ein schreckliches Ereigniß, erzählt die „Charente-Inférieure", war jüngst in La Rochelle Gegenstand der allgemeinen Theilnahme. Frau Lemoine, aus Paris, hielt sich in jenem Orte mit ihrer Tochter, einem Mädchen von 15 Jahren, auf, und kam auf ihren Spaziergängen auch in eine dort befindliche Windmühle. Sie wünschte das Innere derselben, welches nach einem vervollkommten System eingerichtet sein soll, zu sehen. Der Wind blies an diesem Tage gerade sehr heftig und der Müller warnte sie, ja sich in Acht zu nehmen, daß sie mit ihrer unmäßig weiten Krinoline nicht den Radzähnen zu nahe komme. Kaum hatte er die Warnung ausgesprochen, als sie eine Bewegung sich zurückzuziehen machte, die Röcke bauschten sich auf, wurden von den Radzähnen ergriffen und zogen sie mit über den Drehbaum. Ihr rechter Fuß wurde zermalmt und fast ganz vom übrigen Körper getrennt, während der linke bis hinauf ein wenig über das Kniegelenk zerfleischt wurde.

* Prinz Alfred, der zweite Sohn der Königin Viktoria, welcher nächstens nach Deutschland zur Vollendung seiner Studien gehen wird, ist bekanntlich ein lebenslustiger junger Mann. Wie man sich erzählt, wünschte er unlängst Argyle-room, einen bekannten Londoner Tanzplatz, wohin Damen aus dem Demi-monde gehen, zu besuchen. Nur fehlten ihm zwei Dinge, um das Vorhaben auszuführen: erstens die Erlaubniß von Seiten des Hofmeisters, und zweitens Geld. Die Erlaubniß bekam er billig, indem er sich dieselbe nahm: Geld verschaffte ihm ein Haarkünstler, der ihm auch einen allerliebsten Schnurbart lieferte. Der Prinz war soeben an einem sentimentalen Walzer betheiligt, als er von dem Herrn Hofmeister entdeckt und alsogleich nach Hause beordert wurde.

* Nachdem die Engländer ihren einheimischen Fuchs fast ganz ausgerottet, führen sie, um das Hetzvergnügen nicht einzubüßen, jährlich große Mengen fremder Füchse, meistens französischer, ein. Diese Ausländer sollen aber sich weniger zäh beweisen und darum der Jagd nicht den Reiz verleihen, wie das Alt-Englands eingeborne Füchse thaten. Es hat sich deßhalb ein Gutsbesitzer jetzt zur Probe acht lebendige Füchse aus Westphalen, sei es, daß ihm diese besonders gerühmt wurden oder der angelsächsischen Stammverwandtschaft wegen, verschrieben. Am 12. Juli wurden sie in einem dazu eingerichteten Kasten zu Lamen auf die Eisenbahn gebracht, um über Köln die Reise nach Britannien zu machen. Wenn die Reise gut ausfällt, sollen bedeutende Aufträge stattfinden.

* Der Erfinder der Papiermaschine, Robert, dem die Welt einem der nützlichsten Industriezweige verdankt, ist in Paris im Elende gestorben. Dessen Tochter ernährte sich kümmerlich in einer Mädchenschule, bis sie erkrankte und den Wohlthätigkeitsanstalten zur Last fiel. Es wurde für dieselbe nun in Paris eine Sammlung freiwilliger Beiträge eingeleitet.

* In Pforzheim in Großherzogthum Baden, ist am 27. Juli ein Theil der Fürstengruft eingestürzt. Dieselbe befand sich unter der Schloßkirche, welche seit dem 10. Jahrhundert schon steht. Seit 1830 ist die Fürstengruft geschlossen gewesen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 R. mit Post 6. ins Ausland 6 R. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 93. Freitag, den 6. August. 1858.

Ein genialer Scherz des Fürsten Kutusow.

Moskau war eingeäschert. In einem Anfangs geregelten Rückzuge, der nach und nach in wilde Flucht und verzweiflungsvolles Jagen ausartete, verließen die Schaaren des übermüthigen Eroberers in bedauernswerthem Zustande Rußlands Boden, den sie in stolzem Siegesmuth betreten hatten, und ihnen auf dem Fuße folgten drängend die Russen, geführt von ihrem berühmten Feldherrn Kutusow, dessen Namen auch in Deutschland aus jenen denkwürdigen Zeiten noch viel bekannt ist.

Kaum hatten die Franzosen Wilna verlassen, als Fürst Kutusow siegreich daselbst einzog. Der Direktor einer polnischen Schauspielertruppe, welcher während der französischen Okkupation daselbst Vorstellungen gegeben hatte, durch die Schnelligkeit der Flucht seiner bisherigen Beschützer aber verhindert worden war sich zu salviren, hing als kluger Mann, und durch seinen Stand an Rollenwechsel gewöhnt, den Mantel sogleich nach dem Winde und wagte es, vor dem gebietenden Feldherrn mit der demüthigen Bitte zu erscheinen, seine Vorstellungen auch während der Anwesenheit der russischen Truppen fortsetzen und den neuen Zyklus derselben mit einem zu diesem Zwecke gedichteten Festspiele eröffnen zu dürfen. Mit barscher Miene schlug Fürst Kutusow dieß ab; auf wiederholtes Bitten jedoch erlaubte er die Vorstellungen, aber unter einer Bedingung, über die der Schauspieldirektor vor Schreck beinahe zusammengestürzt wäre, unter der Bedingung nämlich, die Vorstellungen mit eben dem Stücke zu eröffnen, welches er zum Einzuge der Franzosen gegeben hätte. Vergebens deprezirte der Direktor. Kutusow blieb bei der Entscheidung und entließ den unglücklichen Thespis-Karren-Führer endlich mit den Worten:

„Es bleibt bei meinem Befehle; und sorgen Sie dafür, daß Ihre Schauspieler gut memoriren; denn wer ein Wort von dem auslässt, was bei den Franzosen gesprochen wurde, wandert nach Sibirien, und Sie mit ihm, wenn Sie ihn dazu veranlaßten."

Mehr todt als lebendig entfernte sich der Direktor, und wohl hatte er dazu Ursache, denn das Stück, welches seine Vorstellungen unter der französischen Herrschaft eröffnete, war ein Festspiel voll der enthusiastischesten Anspielungen auf die Unternehmung Napoleons und der beredtesten Wünsche für das Gelingen derselben gewesen. Diese Worte zu sprechen, stellte daher die Gefahr in Aussicht, von den russischen Soldaten, welche die Vorstellung besuchten, in Stücke zerrissen zu werden; ihr Verschweigen aber war der zuverlässige Reisepaß nach Sibirien.

Als die Schauspieler von der ihnen drohenden Gefahr hörten, verweigerten sie beinahe einstimmig das Auftreten, und schwerlich würden die flehentlichen Bitten des Direktors sie zum Nachgeben bewegt haben, hätte nicht Fürst Kutusow die Weigerung vorausgesehen. Noch waren daher die Koulissen-Debatten nicht beendigt, als ein Ordonnanzoffizier des Fürsten Kutusow erschien und den strengsten Befehl überbrachte, daß am Abend alle Mitglieder der Gesellschaft, die unbeschäftigten eben sowohl als die beschäftigten, im Theater zu erscheinen hätten.

Einem solchen Befehle zuwider zu handeln, wagte natürlich Keiner, obgleich Alle nur mit Zittern und Zagen gehorchten, die aber, welche die anzüglichsten Stellen zu sprechen hatten, mit zähneklappernder Todesangst.

Den Sturm, vor welchem der Theaterdirektor und dessen Mitglieder zitterten, vermuthete auch Kutusow selbst, aber er war sich bewußt, gleich dem Donnergotte Zeus den Ausbruch beschwören zu können. Deßhalb begab er selbst sich, umgeben von seinem ganzen Generalstabe, in das Theater, und so oft eine Stelle welche die Schauspieler oder Schauspielerinnen zu sprechen hatten Anspielungen auf Napoleon und dessen Siegesbahn (in Rußland) enthielt, gab Fürst Kutusow durch lautes Händeklatschen das Zeichen zu einem allgemeinen Beifallssturme. Und wohl konnte es den Zuschauern damit voller Ernst sein; denn Alles, was zum Ruhm und Preis des Kaisers der Franzosen gesagt wurde, gestaltete sich durch den Kontrast seines regellosen Rückzuges zu beißender Ironie.

Die Schauspieler hatten ihre Rollen mit einem Gefühle durchgeführt, das sich schwer beschreiben läßt, und oft mußten sie sich den kalten Angstschweiß von der Stirn wischen; um sie aber für die ausgestandene Furcht zu entschädigen, ließ Fürst Kutusow sie nach beendigter Vorstellung auf seine Kosten mit einem splendiden Mahle traktiren, bei dem sie selbst über das soeben Ueberstandene scherzten.

Digitized by Google

Ordnung, und ist die Ordnung, wie sie sein soll, so ist auch
Gerechtigkeit, und ist Gerechtigkeit, so ist auch Friede, und ist
Friede, so ist auch Freude, und ist Freude, so ist auch Licht,
und ist Licht, so ist auch Leben, und ist Leben, so ist auch
Ehre, und ist Ehre, so ist auch Gottesfurcht, und ist Gottes-
furcht, so ist auch Gott, und ist Gott, so ist alles. Darum
ist Ordnung alles, und wer Ordnung hat, der hat alles, und
wer Gott hat, der hat Ordnung, und wer Ordnung hat, der
hat Gott, und wer Gott hat, der hat alles, und wer alles hat,
der hat Ordnung, und wer Ordnung hat, der hat Gott, und
wer Gott hat, der hat Gottesfurcht, und wer Gottesfurcht hat,
der hat Ehre, und wer Ehre hat, der hat Leben, und wer Leben
hat, der hat Licht, und wer Licht hat, der hat Freude, und wer
Freude hat, der hat Frieden, und wer Frieden hat, der hat Ge-
rechtigkeit, und wer Gerechtigkeit hat, der hat Ordnung, und
wer Ordnung hat, der hat alles, und wer alles hat, der hat
Gott, und wer Gott hat, der hat Ordnung, und wer Ordnung
hat, der hat Gottesfurcht, und wer Gottesfurcht hat, der hat
Ehre, und wer Ehre hat, der hat Leben, und wer Leben hat,

kei angeht, Recht und Gesetz nicht zu ehren und jeden, der die Grundsätze christlicher Moral, an Recht und Völkerrecht auch den Türken gegenüber in Erinnerung zu bringen sich erdreistet, Fetzanbeter, Halbmondsüchtige u. s. w. zu schelten. Sie denken darüber ungefähr wie jener Montenegriner, von dem Frau von Düringsfeld berichtet. Es war ein Montenegriner, sehr zivilisirt; denn er hatte nur zwei bis drei Köpfe abgeschnitten und konnte sogar — lesen. „Er verfaßte ein eigenthümliches Testament: „„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen,"" so lautete das Dokument, „„vermache ich meine Seele dem Teufel, meinen Körper der Erde und meinen Namen der Schande."" Noch andere die erhabene Gottheit lästernde Gedanken enthielt das Testament, dessen Inhalt ein christliches Gemüth gar nicht wiedergeben kann! Doktor Kaznacich fragte den Gotteslästerer, ob er es auch mit der Rache halte. Er sah ihn aus seinen kohlschwarzen Augen sehr cyernagorisch an. „„Ich werde Niemandem etwas thun; aber wenn Jemand mir etwas thut, so thu' ich ihm das Doppelte."" — „Aber die Türken, — die brauchen nicht erst etwas zu thun?" sagte der Doktor. — „„O, die Türken, das sind — die Türken!""

Wir aber sagen euch: Die Türken sind auch Menschen! Seit mehr denn einem Jahrhundert hat die Welt ein ähnliches großartiges Heuchelspiel nicht erlebt. Wie seiner Zeit das Wohl Polens, der Schutz der Dissidenten und die Erhaltung der Freiheiten der polnischen Republik dem Herzen Katharina's so unendlich theuer war, so wird jetzt mit der Phrase von den inneren Reformen der Türkei und dem Schutz der Christen an dem Untergange eines großen Reiches gearbeitet. Wie damals die Auflösung des politischen Reiches durch offene und noch mehr heimliche Beförderung aller Unruhen und durch den kaiserlichen Schutz aller Unterdrückten vorbereitet wurde, so wird jetzt dasselbe furchtbare Spiel an allen Ecken und Enden des türkischen Reiches getrieben. Vor 1853 war es Rußland allein, welches dem kranken Manne vergiftete Arzneien reichte. Jetzt hat sich Frankreich mit ihm verbündet, um baldmöglichst die orientalische Erbschaft anzutreten. Es dehnt seine Eroberungen in Afrika aus, es will die Landenge von Suez durchstechen, Schirmherr sein über die Christen in Syrien und mit seiner rasch und eifrig vergrößerten Flotte das Mittelmeer zu einem französischen See machen. Es schmeichelt sich — Doch wer vermöchte in die geheimen Absichten der französischen Machthaber einzudringen? Klar ist nur, was geschieht. Eine Reihe von Demüthigungen, Gewaltigungen, Einmischungen, Forderungen, Drohungen, die einem stärkeren Manne, als dem schwachen Abdul Meschid, das Herz brechen könnte. Und Alles unter dem namenlos abgeschmackten Vorwande, der türkische Sultan solle und müsse sein weites Reich binnen höchstens zwei Jahr zu einem leuchtenden Gipfel der Vollendung emporheben, den noch kein europäischer Staat erklommen hat. Wenn man vielleicht glaubt, wir übertrieben, wir sagten mehr, als wir beweisen könnten, so wollen wir den Beweis sogleich liefern. (Köln. Z.)

Korrespondenz.

Brood, Ende Juli 1858. Eine seltene solene Festlichkeit hat dieser Tage hier stattgefunden. Am 27. d. M. Dienstag Abend ½ 9 Uhr war die evangelische Schule A. B. mit grünen Eichenreisern aufgeputzt und beleuchtet. Vom Thurme herab, welcher ebenfalls beleuchtet, mit Kränzen und Blumenguirlanden geschmückt war, strahlte ein vieldedeutendes B und von mehr als hundert Stimmen ertönte unter Harmoniebegleitung Luthers hohe Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott ꝛc." Mittwoch, den 28. Morgens 6 Uhr wurde im Angesichte der hellaufgehenden Sonne mit Instrumentalbegleitung vom Thurme gesungen der Choral: „Wie schön strahlt uns der Morgenstern;" dann das Vokal-Quartett „Das ist der Tag des Herrn" und „das Gebet der Erde."

Ein halb 9 Uhr versammelte sich die evang. Gemeinde auf den ersten Glockenruf sehr zahlreich in der Kirche. Hier fanden sich auch aus der Nachbargemeinde Rams die beiden Hrn. Geistlichen, die Hrn. Schullehrer und die Kirchenväter, ein. Von der Schwesterkirche der Evangelischen H. B. waren der hiesige Stadtpfarrer, Se. Hochwürden Stephan Papp und der Herr Pfarrer von Thorda Nagy anwesend. Die Unterwälder Herren Schullehrer und einige Prediger aus den Gemeinden Reußmarkt, Großpold, Hamlesch, Rätsch, Karlsburg u. A. von denen sich namentlich Reußmarkt und Großpold vollzählig angeschlossen hatten, — eröffneten mit einer eigends hiezu verschriebenen Jubelhymne: „Meine Zeit steht in deinen Händen," — die Jubiläumsfeier Sr. Hochwürden, unsers vielgeliebten und hochverehrten, um Schule und Kirche gleichverdienten Bischof's, Herrn Georg Paul Binder. Nachdem die gewählte, präzis aufgeführte Musik die Gemüther der versammelten, andächtigen Glaubensgenossen und anderer Verehrer des auch um den Staat nicht wenig verdienten Jubilargreisen, vorbereitet und festlich gestimmt hatte, bestieg der hiesige Schulrektor Herr Michael Ongerth, der eigentliche Festordner, — die Kanzel und hielt eine mit Fleiß gearbeitete und gediegene Festrede. Der Festredner deutete in der Einleitung auf Grundlage der siebenb. deutschen Geschichte an: wie unser Volk seit seiner Einberufung durch Königswort aus dem deutschen Mutterlande, von Geschlecht zu Geschlecht tüchtige, thatkräftige Männer geliefert und stets ein Hort und Schirm der Krone gewesen; wie, seitdem die Bande des Geistes von unserm Volke gefallen, wie es das wiederaufgegangene Licht der Glaubenssonne freudig begrüßte und ihm treulich gefolgt, und wohin dieses Licht unser Volk geführt habe, davon zeuge der Geist des Volkes. Kein Blatt in unserer Geschichte sei leer von Thaten der Liebe für Gott, Fürst und Vaterland. Jedes Jahrzehent habe Männer geboren, welchen wir die Erhaltung und Beschirmung unserer geistigen und irdischen Güter verdankten. Keine Stadt, kein Dorf fände sich im schönen Vaterlande, die nicht wenigstens ein Grab hätten, welches einen großen biedern Mann umschließe. Aber es hätten die Söhne unserer Väter bis auf uns herab nur zu den Gräbern jener großen Männer wallfahrten können, um ihnen den Zoll der Liebe darzubringen, immer hätten sie nur dem Todten den Dank gebracht für Alles, was er ihnen während seines Lebens Gutes gethan und sich an seinen Thaten aufgerichtet und gestärkt in den Tagen der Drangsale und Gefahren. Uns aber sei das seltene Glück zu Theil geworden, einem Manne, der noch lebe, für seine hohen Verdienste um Schule, Kirche und Staat freudig unsern Dank darzubringen, einem Manne, der schon 50 Jahre sein Leben der Wohlfahrt des Volkes gewidmet hat, einem Manne, der die ebenbürtige Krone des Verdienstes trägt, wie jene Männer, zu deren Gräbern wir mit stiller Ehrfurcht und b. Scheu treten, — und dieser Mann, — wer kennet ihn nicht? den treuen Sohn seines Volkes, den treuen Diener des Staates und der Kirche — es ist der allgefeierte Oberhirte unserer evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen, der Bischof, Herr Georg Paul Binder . . . .

Hierauf entfaltete der Redner eine kurze Biografie des gefeierten Jubilars, ein ehrwürdiges Bild in goldenen Rahmen, eine Reliquie nicht zur Anbetung, wohl aber zur eifrigen Nachahmung, Erhebung und Stärkung.

Die Verdienste des Jubilars, welche sich Hochderselbe als Bischof, um die evangelische Gemeinde Siebenbürgens erworben habe, aufzuzählen, verwahrte sich der Redner, denn sein Auge sei zu matt, um den Lichtglanz jener Thaten zu fassen, seine Zunge zu schwach, diesen Thaten durch Worte einen Denkstein zu setzen und seine Hand zu unwürdig auf dieses Denkmal den Kranz zu legen; sondern der Zweck seiner einfachen Worte sei der: in den Herzen der Glaubensgenossen das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit zu beleben und bleibend zu festigen . . .

Nun ging der Redner zu der Beantwortung der Frage über: Wie sollen wir diesen Tag feiern? Etwa um von den gewöhnlichen Arbeiten des Lebens auszuruhen und den erschlafften Kräften neue Spannkraft zu geben, oder vielmehr: Den Blick der Seele zu ihrer Erleuchtung und Vervollkommnung im Hinblicke auf den hochverdienten Greis, in sich selbst kehren, alle Gründe seiner Thätigkeit überdenken, die Vorsätze die ihn durch das Leben begleitet haben, fassen und erneuern, durch welche auch unser Leben regiert werden sollt . . . . Gelungen und mit immer steigender Begeisterung brachte der Redner seine, in allen Herzen wiederhallende Rede zu Ende und schloß: Lange und hoch lebe unser hochverehrte Herr Superintendent, Georg Paul Binder! Gleichzeitig mit dem Amen fiel das Musikchor ein: „Bringet dem Herrn Ruhm und Triumph!" Und unter allgemeiner Rührung und Erhebung wurde schließlich noch das hohe Lied der evangelischen Kirche: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" gesungen und damit die Festfeier beendigt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* Kronstadt, 6. August. Eine Frau in der Vorstadt Blumenau, magyarischer Nationalität, wurde gestern zum siebentenmal entbunden. Das merkwürdige dabei ist, daß unter diesen siebenmaligen Geburten die Frau gestern zum viertenmale Zwillinge zur Welt brachte.

* In Kaltennordheim im Eisenach'schen, brannte es am 21. Juni und am 24. Juli neuerdings, so daß nur noch wenige Häuser von dieser Gemeinde stehen geblieben sind. Die Kirche, der Thurm, die beiden Schulen, die Superintendentur sind vom Feuer verzehrt. Eine Dienstmagd soll bereits gestanden haben, daß sie beide Feuer aus Rache gelegt habe.

* (Lieutenant Jachmann) in Königsberg ist wegen des Duelles, in welchem er, wie seiner Zeit gemeldet, den General von Plehwe erschoß, zu zwei Jahren Festung verurtheilt worden.

* Der „Moniteur" veröffentlicht eine Beschreibung des Planes von Cherbourg, der in Holzschnitt abgedruckt ist. Dieses Cherbourg sieht schon im Plane fürchterlich genug aus. Quer vor dem Hafen liegt ein langes Fort central, 3722 Metres lang, zu beiden Seiten auf kleinen Inseln andere Forts, so daß die Rhede völlig beschützt ist. Zu Lande ist Cherbourg ganz umfurrt von einem Dutzend Forts und einer Anzahl Redouten, so daß es durch seine Befestigungen Sebastopol zu übertreffen scheint.

* Der französische Schriftsteller Proudhon, welcher wegen seinem neuesten Buch, in welchem er die Geistlichkeit hart angegriffen hat und deßhalb zu längerer Zeit in Haft verurtheilt wurde, ist aus Frankreich geflohen und weilt gegenwärtig in Brüssel.

* (Die Krinoline als Lebensretterin.) Die arg geschmähte Krinoline hat sich rehabilitiert, da ihr etwas zu großem Lobe nachgewiesen werden kann. In Paris hat sich ein Mädchen aus Liebesgram in's Wasser gestürzt, aber alle ihre Bemühungen, unterzusinken, blieben fruchtlos, da die Krinoline, die sie glücklicherweise trug, sich einem Ballon gleich aufblies, und das Mädchen über dem Wasser hielt. Mehrere junge Leute, die in der Nähe waren, zogen das Mädchen ganz unversehrt aus dem Wasser. Ein ganz ähnlicher Fall ereignete sich in Bayonne.

* Der Londoner Revolutionsbund soll nach preußischen Zeitungen einen Aufruf in Russisch-Polen unter dem Volke vertheilt haben, um die Polen zu neuen Versuchen anzufachen, um ihre Selbstständigkeit wieder zu erhalten. Aber die Sache wird ohne Erfolg bleiben.

* Aus Petersburg. Die sämmtlichen Apanagen-Bauern sind durch kaiserlichen Ukas gleich anderen freien Dorfgemeinden insofern von der bisherigen Bevormundung emanzipirt worden, daß sie fortan ohne Mitwirkung der Apanagen-Behörde Boden erwerben und veräußern dürfen, an den Gerichtsstellen in Pachtsachen selbst erscheinen oder nach eigenem Ermessen zur Wahrnehmung ihrer Angelegenheiten sich vertreten lassen können.

* Laut Berichten aus Konstantinopel vom 24. v. M. waren 200 Personen in Dschedda verhaftet worden. Die Pforte hatte sich bei Sir H. Bulwer über die Besetzung der Insel Perim beschwert. Die griechischen Abgeordneten aus Kandia hatten sich mit der türkischen Regierung verständigt.

* In Neapel hat sich die Bande von niederträchtigem Gesindel wieder organisirt, welche sich die Aufgabe gestellt hat, die Kleider der Frauenzimmer anzuzünden. In den letzten Tagen sind neuerdings Anzündungsfälle vorgekommen, aber jedesmal gelang es die Betroffenen zu retten. Seit dem J. 1849 hatte sie nichts mehr von sich vernehmen lassen. Als damals Papst Pius IX. der dichtgedrängten gläubigen Menge den Segen von dem Hauptbalkon des königlichen Schlosses ertheilte, hatte sie den teuflischen Plan entworfen Frauenkleider überall anzuzünden, und zur Vermehrung des allgemeinen Wirrsals giftige Vipern unter das Volk zu schleudern. Zum Glück zerbrach ein Fläschchen Brennstoffs in der Hand eines der Haupträdelsführer noch vor dem Ausführungssignal, und richtete nicht nur den eigenen Träger gar arg zu, sondern vereitelte zugleich das ganze satanische Vorhaben. Noch büßen Rädelsführer und Genossen das beabsichtigte Verbrechen auf der Veste Monte-farchio ab.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 94. Montag, den 9. August. 1858.

Das Klausenburger Pferdewettrennen.

— Das Klausenburger Wettrennen vom 26. bis 30. Juli war sehr animirt und von vielen ungarischen Magnaten besucht. Die Grafen Alexander und Julius Károlyi, Graf Iván Szapári, Koloman und Ludwig Tißa, Baron Bela Wenkheim und Graf Rudolph Wenkheim waren nach Klausenburg auf Besuch gekommen. Am 26. gab der in Klausenburg anwesende siebenbürgische Adel zu Ehren der ungarischen Magnaten im Kasino ein Diner, wobei der gegenseitigen Sympathien von Ungarn und Siebenbürgen in feierlicher Rede gedacht wurde. Die Tage des Wettrennens waren für Klausenburg wahre Festtage. — Den Jagdpreis am ersten Renntage von 600 fl. C.-M. gewann die 8jährige braune Stute „Philosoph" des Herrn v. Paget, welche die Bahn von zwei englischen Meilen in 5 Minuten zurücklegte. Graf Alexander Bethlen ritt die Stute. Den Siebenbürger Preis von 1000 fl. C.-M. errang die Stute „Arabella" des Herrn Ladislaus Tißa, geritten von Herrn Grafen Iván Szapári; in 7½ Minuten legte das edle Pferd die 3 englische Meilen lange Strecke zurück. — Im Versuchsrennen gewann die vierjährige Stute „Irma" des Herrn v. Tißa den Ehrenpreis. — Das Rennen der Landleute hatte ebenfalls viele Zuschauer. Die achtjährige Schimmelstute des Klausenburger Insaßen Johann Izjó gewann den Preis von 100 fl. C.-M.

Am zweiten Renntage gab es ebenfalls vier Preise. Ein Rennen mit Hindernissen eröffnete das heutige Rennen. Es liefen des Grafen Stollberg „Smaragd," geritten von Baron Adam Hammerstein; des Grafen Alexander Bethlen „Camara," geritten von ihm selbst und des Herrn Blücher Schimmelstute „Foltos," geritten von Baron Herbert Hammerstein. Den Sieg und den Preis von 120 Dukaten errang Graf Alex. Bethlen. Der erste Lauf 2 englische Meilen dauerte 5½ Minuten. Es schien als wäre die Stute „Camara" beflügelt gewesen. Graf Dom. Teleki kann stolz auf sein Gestütt sein; fast alle Thiere, welche Preise errangen, waren aus seinem Gestütte. Zu dem Damenpreis waren vier Konkurrenten aufgetreten. Der „Young Galopad" des Herrn v. Manz, der „Tüzes" des Baron Steph. Wesselényi, die „Csunya" des Hrn. L. Tißa und die „Juno" des Bar. Dom. Kemény. Die „Csunya," geritten vom Grafen Geyza Bethlen, erreichte zuerst das Ziel. Die 1½ Meile lange Strecke wurde in 4½ Minuten zurückgelegt. Der dritte Kurs war das Mischrennen. Die „Arabella" war auch heute Sieger und Graf Iván Szapári, der sie ritt gewann den Preis von 60 Dukaten. Das Pferd legte die 1¼ Meile lange Strecke in 3 Minuten und 15 Sekunden zurück. Im letzten Kurse, im Trostrennen, gewann Herr Lad. Tißa mit dem „Gyöngyi," welchen ebenfalls Graf Iván Szapári ritt, den Preis von 220 fl. Das Pferd legte die 1½ Meile lange Strecke in 4 Minuten zurück.

Der dritte Renntag galt ausschließlich den beiden Kaiserpreisen. Um den Kaiserpreis I. Klasse von 500 Dukaten liefen zwei Pferde, der braune Hengst „Pan" des Grafen Bela Keglevich und die fünfjährige braune Stute „Lioneß" des Grafen Alexander Bethlen. Der „Pan" blieb Sieger; er legte die 3½ englische Meilen weite Strecke in 8 Minuten zurück. Um den zweiten Kaiserpreis von 300 Dukaten bewarben sich drei Pferde, die „Judith" des Baron Fr. Wesselényi, die „Delva" des Grafen Alex. Bethlen sen. und die „Arabella" des Hrn. Lad. Tißa, welch letzteres Pferd geritten vom Grafen Geyza Bethlen unter donnerndem Beifall der großen Volksmenge in 4½ Minuten die 2½ englische Meilen lange Bahn durchflog und zuerst das Ziel erreichte. Auch dieses Thier ist aus dem Gestütte des Grafen Dom. Teleki hervorgegangen.

Korrespondenz.

Hermannstadt, 5. August. Es dürfte für Sie, geehrter Herr Redakteur, und für die Leser Ihres geschätzten Blattes nicht ohne Interesse sein, einmal aus einer Ihnen noch unbekannten Feder einen umfassenderen Bericht über die Zustände des hiesigen Theaters und in specie der Oper zu erhalten. Sie werden ein ebenso unparteiisches als gewissenhaftes Urtheil vernehmen. Auf Parteilosigkeit und Gewissenhaftigkeit im Urtheil waren wir stets bedacht, so oft wir schon Veranlassung fanden, uns auf den Richterstuhl der Kritik zu setzen, und auch einmal ein Wort zur Sache öffentlich mitzureden. Wir tadelten strenge und ohne Scheu, was tadelnswerth war; — unser Tadel aber war stets ein wohlmeinender und allein auf Verbesserung mangelhafter Zustände hinzielender. Als eine liebenswürdigere und angenehmere Pflicht erschien es uns stets, Lob zu spenden; nur mußte unser gesunder Menschenverstand und unsere Einsicht zur Sache uns dies gestatten. Jener faden, gesinnungs- und sinnlosen Lobhudelei, in der

sich im Allgemeinen unsere heutige Tageskritik zu ergehen pflegt, waren wir stets fremd und abhold.

Die „Tageskritik," wie sie heutzutage im Allgemeinen gehandhabt zu werden pflegt, und insbesondere die „musikalische" einmal des Näheren zu beleuchten, — die seichte Flachheit und göttliche Unwissenheit an einzelnen eklatanten Fällen aufzudecken, mit welcher das zahlreiche Heer der Gendarmen und Nachtwächter der Tonkunst bei jeder Gelegenheit prunkt, sich breit macht, und durch die als Kritiken in die Welt hinausgeschickten Faseleien das große Publikum, das nur in den seltensten Fällen ein eigenes und selbstständiges Urtheil sich zu bilden vermag, irre leitet, —— dies einmal spezieller zu besprechen, wäre in der That das spaßhafteste und ergötzlichste Thema, das man sich wählen könnte. Mich aber würde es, wenigstens für diesen Bericht, zu weit führen. Sie mit einigen hier einschlagenden niedlichen Histörchen zu unterhalten. Ich bleibe daher hübsch bei der Sache.

Unsere Oper krankt nach wie vor an mannigfachen Gebrechen, die immer noch des kundigen Arztes warten, der mit helfender und darum entschlossen schonungsloser Hand das Messer zur Hand nähme, die alten Schäden auszuschneiden, damit der gesammte Organismus gesunde, — des Arztes, der sich nicht beirren ließe, weder durch das Jammern (oder auch Schimpfen) des vielleicht widerspänstigen Patienten, noch auch durch das Heulen und Wehklagen der lieben Anverwandten, Muhmen und Basen, die da dem Einsichtsvoll-Handelnden kalte Herzlosigkeit andichten, und ihm vorwerfen, er verfahre doch gar zu sehr grausam grob und sei ein ganz abscheulich rücksichtsloser Mensch.

In erster Reihe unter den wunden Flecken unserer Oper steht das Orchester. Immer und immer wieder mußte es uns innerlich empören, wenn wir hörten, wie die vortrefflichsten Leistungen einzelner Mitglieder der Gesellschaft beeinträchtigt wurden oder ganz verschwanden unter dem Gehudel und Gesudel, welches fast bei jeder Opernvorstellung aus dem Orchester zu uns heraustönt, und uns durch musikalischen Katzenjammer den Besuch des Theaters überhaupt verleiden würde, wenn nicht eben die schönen und anerkennungswerthen Leistungen Einzelner uns immer von Neuem wieder die wiederholt gefaßten Vorsätze vergessen machten. Wir verlangen wahrhaftig nicht zu viel, und wissen auch den Umständen Rechnung zu tragen: das aber ist doch gewiß ein mehr als billiges Anmuthen, daß wir wünschen, die Herren des Orchesters möchten wenigstens ihre Instrumente rein stimmen, damit wir nicht (es gilt dies natürlich nur dem Einzelnen) Zweifel an ihrer musikalischen Zurechnungsfähigkeit überhaupt in uns aufkommen zu lassen Veranlassung haben.

Der Chor (sit venia verbo! wo man eigentlich sagen müßte das „Chörchen") hat durch einige recht brave Leistungen der jüngsten Zeit uns wegen mancher Begehungs- und Unterlassungssünden aus Vergangenheit und Gegenwart milder und nachsichtiger gestimmt. Es wird uns nur lieb und angenehm sein, wenn wir auch in Zukunft nicht zu ernster Rüge herausgefordert werden.

Was über die Sänger und Sängerinnen, die den Sologesang vertreten, zu bemerken ist, das versparen wir uns für einen zweiten Bericht, der diesem unmittelbar folgen wird. A. C.

Brood, Ende Juli. (Schluß des Berichtes über die Jubiläumsfeier Sr. Hochwürden des Bischofs der Evangelischen A. C. Herrn Georg Paul Binder.)

Nach Beendigung der Festfeier begaben sich von politischer Seite der löbliche Magistrat, der wohlgeborne Herr Friedrich Wellmann, Bürgermeister, an der Spitze mit sämmtlichen Hrn. Mitgliedern des Presbyteriums zum evang. Stadtpfarrer Herrn Friedrich Leonhard und legten ihre Glücks- und Segenswünsche in die Hände Sr. Wohlehrwürden mit der Bitte, dieselben Sr. Hochwürden dem Herrn Jubilar zu übermitteln. Hieran schlossen sich an die Vertreter der Nachbargemeinde von Rams und dann die hiesigen Schullehrer und die hiezu herbeigeeilten Schullehrer und Prediger des Unterwaldes. — Allen, erwiederte der Herr Stadtpfarrer in herzlichen Worten, wie sehr es ihn freue gesehen zu haben, wie viel Pietät in unserm Volke noch vorhanden, wie viele warme Herzen für das Wohl unseres hochgeehrtesten Herrn Superintendenten aufrichtig schlagen und wie selbst aus der Ferne Schullehrer und Prediger, — die drückenden Verhältnisse unserer Tage vergessend, gekommen sind, ihre Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit, ihre Anhänglichkeit, Glaubenstreue und Hoffnung kund zu geben und selbst Erhebung, Muth und Ausdauer an würdigen Vorbildern zu schöpfen. Er versprach sogleich, da sein Herz noch warm und voll von den wohlthuendsten Eindrücken wäre, die allgemeine sich kundgegebene Theilnahme und Liebe, die dargebrachten Glückwünsche Sr. Hochwürden dem Herrn Bischofe zu übermitteln.

Um nun diesem denkwürdigen Tag bleibender unserm Gedächtnisse einzuprägen, dem feierlichen Ernste auch das wohlthuende Vergnügen, die fröhliche Heiterkeit zu geben und die Theilnahme daran auch andern Glaubensgenossen zu erweitern, hatten die hiesigen Schullehrer das Gregoriefest hiemit in Verbindung gebracht. Es ist dies hier ein beliebtes Schul- und Volksfest, welches sich allgemeiner Theilnahme erfreuet und Jeder, welcher daran Theil nimmt in Gottes freier Natur vergißt die im kalten Leben hemmenden Fesseln, Schranken und Konfessionen und es fühlt: wie schön die Erde und werth darauf ein Mensch zu sein. Gegen 12 Uhr begaben sich die Lehrer mit der festlich geschmückten Schuljugend mit rauschender Musik und Gesang im heißen Sonnenbrande unter den kühlen Schatten der hochstämmigen Eichen auf den nahe gelegenen Gregoriplatz. Auch diesmal fehlte es an zahlreicher Theilnahme und heimischer Gemüthlichkeit nicht; in Etwas aber unterschied sich das heurige Gregoriefest bedeutend von den vorjährigen. Von Anfang bis zu Ende, durch heitere Musiken, Tänze Spiele und Gesänge, zog sich der Faden eines unverkennbaren Ernstes. Selbst die gastliche Tafel — frei für Jeden, den Armen wie den Reichen, den Niedern wie den Höhergestellten, — schien diesen feierlichen Ernst beizubehalten. Selbst dann als die Zungen gelöst, die Herzen geöffnet und das freie Wort in zahlreichen Toasten in hoher Begeisterung sich Bahn gebrochen hatte, schien Jeder noch Etwas auf dem Herzen zu haben und zu wünschen. Wir erwähnen hier nur derjenigen Toaste, welche gleichsam aus den Herzen aller Anwesenden gesprochen, mit nicht endenwollendem

Digitized by Google

[illegible] Kaiserhaus [illegible] Kaiserin [illegible] Kaiserhaus [illegible] Kaiserin [illegible] Kaiserhaus [illegible] Kaiserin [

entkommen, wo sie das Glück hatten, der Brigg „Mayborough" zu begegnen. Als er sich in Sicherheit befand, sagte Zara: „Franzos' hat zwei Mäuler, ein Maul, Zuckermaul, in Afrika, was sagt: Geb ich dir Lohn und gehst du dann heim; aber ander Maul, nicht Zuckermann, in Martinique, was sagt: Nix Lohn, nix heimgehen; hier bleiben, Nigger sein, Schläge bekommen! Engländer hat Ein Maul, selbes Maul in ganze Welt!"

* Zu Ungarisch-Kanizsa, schreibt man dem „M. Nápl.," ereignete sich dieser Tage ein ganz eigenthümlicher Unglücksfall durch Zündhölzchen. Zwei reisende Handwerksburschen baten und erhielten nämlich in einem Bauernhause Nachtquartier; des Abends verabreichte ihnen die gutmüthige Hausfrau einen Topf saure Milch, die die beiden Reisenden mit Appetit verzehrten, worauf sie sich im Stalle schlafen legten. Wer aber beschreibt das Entsetzen der Hausgenossen, als die Zwei Wanderburschen am anderen Morgen todt auf ihrem Lager gefunden wurden! Die sofortige behördliche Untersuchung zeigte, daß auf dem Grunde des Milchgefäßes ein Paket Zündhölzchen lag, deren Phosphorgehalt sich in der saueren Milch aufgelöst, und den Tod jener Unglücklichen veranlaßt hatte.

* An die Eisengewerke der österreichischen Monarchie richtet die Redaktion der „Neuesten Erfindungen" folgenden Aufruf zur Abhaltung eines Kongresses: „Schon während der ersten Versammlung der österreichischen Berg- und Hüttenmänner im Monate Mai in Wien war von mehreren der Eisengewerks-Inhaber der lebhafte Wunsch ausgesprochen worden, von Zeit zu Zeit Separat-Versammlungen nach Art der Rübenzucker-Fabrikanten ꝛc. abzuhalten. Einige in Wien domizilirende Besitzer der größten Eisenwerke der Monarchie haben von Neuem eine solche Versammlung der Eisen-Hüttenmänner angeregt, und je mehr man von dem großen und allseitigen Nutzen solcher Versammlungen zu Hebung und Förderung dieses Industriezweiges überzeugt ist, desto verdienstlicher wird es sein, dem Unternehmen Vorschub zu leisten. Der Zweck solcher Versammlungen würde ein vielfacher sein. Durch sie würden die technischen Fortschritte einzelner Werke; die werthvollen Erfahrungen einzelner Hüttenmänner rasch und sicher ein Gemeingut Aller werden; aber durch sie werden auch alle die wichtigen ökonomischen Fragen, welche mit dieser Industrie, sowohl in Bezug ihrer selbst, als in Bezug auf die Gesammtindustrie der Monarchie, auf den Eisenbahnbau und die Maschinenfabrikation, nicht weniger denn auf die Land- und Forstwirthschaft in Verbindung stehen, so wie der Druck der fremden Konkurrenz, welcher gerade jetzt fühlbar auf den Eisengewerken lastet, einer gründlichen Besprechung unterzogen werden. Gestützt auf positive Daten, werden sich die geeigneten und sicheren Mittel, den Druck der fremden Konkurrenz auf die wirksamste Weise zu paralysiren, durch eine gemeinsame Berathung leicht ergeben. Aehnliche Versammlungen haben sich in allen Ländern, wo die Eisenindustrie zur Blüthe gelangt, bewährt; auch in Oesterreich werden sie nicht ohne Nutzen bleiben. Sobald eine genügende Anzahl von Zustimmungen zu einer solchen Versammlung erfolgt, wird sich in Wien ein provisorisches Comité bilden, um dann die weiteren Schritte, Feststellung eines Programmes, Bestimmung der Zeit der Versammlung ꝛc. einzuleiten.

* Aus Rom wird unter dem 17. Juli berichtet, daß in den letzten Tagen mehrere Personen auf der Straße von den Polizeiagenten und Carabiniers verhaftet und durchsucht worden wären. Der Graf Gaddi Ercolini wurde vom Obersten der ersten Gendarmerielegion in seiner Wohnung verhaftet und nach San-Michein, dem politischen Gefängniß abgeführt.

* Im sächsischen Erzgebirge herrschte in den ersten Tagen des Augustmonats in Folge starker Regengüsse Wassernoth. Chemnitz, Zwickau und Glauchau standen theilweise unter Wasser. In letzterer Stadt stürzten mehrere Häuser ein, auch Menschen haben bei dieser Noth ihr Leben verloren. In Zwickau hat der Magistrat in aller Eile Kähne anfertigen lassen, um die Menschen zu retten aus der Wassergefahr. Aus Dresden sind Pionniere per Extrazug in die bedrohten Gegenden abgegangen, um Hilfe zu leisten. — Auch Reichenberg wurde von einer furchtbaren Ueberschwemmung heimgesucht. Häuser wurden weggerissen und Menschen von den Fluthen verschlungen. Liebig's großartiges Fabriks-Etablissement wurde sehr beschädigt.

* Der Kaiser und die Kaiserin von Frankreich haben am 20. Juli Fräulein Eveillard empfangen, die interessante und muthige Heldin von Dscheddah. Ihre Majestäten haben aus ihrem Munde die Erzählung des Drama's hören wollen, welches ihrem Vater und ihrer Mutter das Leben gekostet hat und in dem sie selbst unfehlbar den Tod gefunden haben würde ohne den Muth ihres Unglücksgefährten, Herrn Emerat, und die Aufopferung ihres treuen algerischen Dieners Hadji-Mehemet, welche der Kaiser und die Kaiserin auch erscheinen ließen. Fräulein Eveillard zog sich zurück, rief gerührt und dankbar über den überaus gütigen und theilnehmenden Empfang, den sie bei ihren Majestäten gefunden hatte. — Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat für Hadji Mehemed das Ehrenkreuz verlangt. Dieser soll, wie der „Flotten-Moniteur" berichtet, die Aussicht auf eine Geldbelohnung von sich gewiesen und erklärt haben, das Streben seines ganzen Lebens sei die Erlangung des Ehrenkreuzes gewesen.

* Aus Newyork wird gemeldet, daß der am 15. v. M. Abends von Jersey City abgehende Expreßzug 6 Meilen östlich von Port Jervis durch eine zerbrochene Schiene aus dem Geleise kam und einen Damm von zirka 40 Fuß Höhe hinunterstürzte. Die dem Sturz folgende Szene läßt sich kaum beschreiben. Trümmer der Waggons und die aus den Waggons geschleuderten Personen lagen im bunten Haufen durch einander; dazu das Röcheln der Sterbenden, das Geschrei der Kinder, kurz die Verwirrung war schrecklich. Sechs Personen wurden getödtet und eine so schwer verwundet, daß man an ihrem Aufkommen zweifelt. Außerdem wurden 44 Passagiere mehr oder weniger verletzt, davon 11 gefährlich.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Götl's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 95. Mittwoch, den 11. August. 1858.

Montenegro.

Zur Abwechslung einmal im Lichte der Geschichte.

Es gefallen sich, neuester Zeit, einige deutsche Blätter, und es scheint sich auch unser Lokalblatt, indem es jenen sorgsam nachschreibet, darin zu gefallen, im Hintergrunde des türkisch-montenegrinischen Konfliktes, scheußliche, die Ruhe unseres Erdtheiles bedrohende Gespenster zu erblicken, (die Gespensterseherei ist in den mitteleuropäischen Blättern ein moderner und darum gesuchter Artikel), die armen Czernahorzen, die einmal das Unglück haben, bald mit den glänzendsten Farben geschildert, bald wieder pechschwarz angestrichen zu werden, herabzuwürdigen, sie zu gemeinem Raubgesindel, zu unmenschlichen Barbaren, zu wahren Ungethümen in Menschengestalt und mindestens zu Irokesen oder Sioux zu stempeln.*) Wie wir auf Seite 391 Spalte 2 der Nr. 92 unserer Zeitung lesen, soll sich sogar ein englischer Korrespondent der „Times" dahin geäußert haben: er könne nicht begreifen, wie die französische Regierung es über sich zu gewinnen vermag, Montenegro gegenüber eine Gönnerrolle zu spielen, und: da jeder echte Engländer hoffen müsse, seine Regierung werde nicht die geringste Sympathie für diese Kanibalen (nämlich die Montenegriner?!) hegen.

Den neulich in Nr. 93 unseres Satelliten d. h. des Satelliten unserer Zeitung — erschienenen Artikel: **Montenegro und die Türkei**, welcher gleich am Anfang einen eben so schlechten Witz, als im Verfolge einen schlechten Spaß — im Ganzen aber viel Unsinn enthält und den Beweis liefert, daß der Schreiber desselben nicht einmal die niedrigste Stufe historischer Beurtheilungsfähigkeit erklommen, übergehen wir mit gebührendem Stillschweigen. Nur müssen wir gestehen, daß wir es unbegreiflich finden, wie deutsche Blätter dergleichen Gewäsche, wie wir es fast in jeder Nummer der Kronstädter Zeitung und ihres Satelliten nachgedruckt finden, ihre Spalten öffnen können.

Politische Blätter sind Organe der Zeitgeschichte und enthalten, als solche, ein, wenn auch noch so kleines, Bröselchen Weltgeschichte. Wenigstens sollte zwischen dem vielen Spreu, den sie den Lesern bieten, hie und wieder auch ein gesundes Körnlein zu finden sein.

Die Geschichte ist nicht blos treue Erzählerin des Geschehenen; sie ist auch strenge und unparteiische Richterin der handelnden Völker und Individuen. Strenge Gerechtigkeit ist aber ohne ihrer Zwillingsschwester: Billigkeit — nicht möglich und ohne faktische Substrate gibt es kein rechtliches Urtheil.

Um über ein ganzes Volk, mag es nun nach Millionen oder blos nach Tausenden zählen, (denn auf die Kopfzahl kömmt es doch gewiß nicht an) Recht zu sprechen, muß vor Allem seine Vergangenheit zu Rathe gezogen, müssen sämmtliche geographische und historische Momente unter deren Herrschaft oder Einfluß es bisher gelebt hat und noch immer lebt, erhoben, ins Auge gefaßt und gewürdiget werden.

Die Czernahorzen sind ein Völkchen, welches seine Geschichte hat, wie jedes andere europäische Volk und noch dazu eine glorreiche Geschichte — glänzender als manche Nation, die, weil sie weite Länderstrecken besetzt hält, Gelegenheit hatte, bei den Weltbegebenheiten irgend eine Rolle zu spielen.

Der Umfang und die Zahl der Bände, in welchen die Begebenheiten eines Volkes zusammengetragen erscheinen, bestimmen den Werth seines historischen Lebens ebensowenig als eine Reihe pomphafter Königsnamen.

Wir nennen die Geschichte Montenegro's, mag sie auch nur in einigen wenigen Heften Platz finden, eine glanzvolle, insoferne sie uns von einem Volke erzählt, das aus einer handvoll kühner, unternehmender und todesmuthiger Männer bestehend, seine Freiheit und Unabhängigkeit, seinen Glauben und seine Nationalität, mehr als 450 Jahre lang, gegen das Anstürmen eines tausendfach überlegenen Feindes siegreich, bis auf den heutigen Tag vertheidigt hat.

Nicht nur in vielen blutigen Schlachten und zahllosen Gefechten blieb das brave Volk der schwarzen Berge Sieger über große, von erprobten Feldherrn geführte Kriegsheere, sondern wir sehen es auch zur Zeit der Blüthe Venedig's als treuen Bundesgenosse an der Seite der berühmten Republik und ihr gar manchen

*) Wer schwerverwundeten Soldaten auf dem Schlachtfeld Ohren, Nasen und Lippen abschneidet und als Trophäen heimführt, begeht nach unserer Ansicht keinen Akt der Zivilisation oder eine Heldenthat! Die Wiener Zeitung, die Oesterreichische Zeitung, die Ostdeutsche Post und andere geachtete Blätter wundern sich darüber, wie deutsche und französische Blätter die Vorgänge in Bosnien und der Herzegowina Montenegro gegenüber, so parteiisch geschildert und entstellt aufgenommen haben!? Wir sind keine Gegner der Montenegriner, sondern registrirten ganz einfach, was die großen Journale während der Feindseligkeiten in Bosnien und der Herzegowina gemeldet haben.

D. Red.

Digitized by Google

glänzenden Sieg erkämpfen helfen. Wir lesen, daß, nach dem Iwan Tschernojewitsch im Jahre 1474 ein 70,000 Mann starkes türkisches Heer unter Soliman Pascha aufs Haupt geschlagen, die Republik ihrem Bundesgenossen, dem magnificus et potens dominus Ivanus, dominus in partibus Xantae superioris et Voyvoda, wie es im Diplome heißt, aus Dankbarkeit das Patriziat verliehen hatte.

Im vorigen Jahrhunderte finden wir die Czernahorzen mehrmals mit Oesterreich und gegen die Türken im Bunde, und von allen Mächten, die mit ihnen zu thun hatten, ward Montenegro als souveränes Fürstenthum anerkannt, und wo dies nicht in feierlicher Weise geschah, wenigstens als solches angesehen und behandelt.

Solches geschah von Seiten Oesterreich's schon unter Kaiser Leopold I. der im Jahre 1689 den Montenegrinern für die ihm geleistete Hilfe den Besitz aller Grenzländer garantirt hatte, die sie den Türken abnehmen würden. Ebenso gewährleistete Maria Theresia ihnen ihr Gebiet und ihre Unabhängigkeit, und zehn Jahre später, unter Kaiser Josef II. erschienen sogar Abgesandte des Kaisers und der Katharina II. in der Czernagora um mit den Montenegrinern ein Kriegsbündniß gegen die Türkei zu unterhandeln und abzuschließen. Schöne Versprechungen wurden damals dem Volke der schwarzen Berge gemacht, Versprechungen, die, wie gewöhnlich unerfüllt blieben, nachdem das damit Beabsichtigte erreicht worden, denn gegenüber dem Mindern und Schwächern pflegen die Großen und Starken nicht immer gewissenhaft zu sein. — Montenegro, welches damals für Oesterreich und Rußland die Waffen ergriffen hatte, beschäftigte 50,000 Türken durch volle drei Jahre und paralysirte diese Streitmacht vollkommen.

Gleichwohl geschah bei dem darauf gefolgten Friedensschluß von Sistowa (4. August 1791) für Montenegro nichts. Es blieb dabei ganz unerwähnt und man begnügte sich damit, ihm die Kriegskosten zu ersetzen, während man es der Rache seines Erbfeindes Preis gab. Indeß war die Pforte zu sehr erschöpft und die Czernahorzen, noch immer im vollen Besitze ihres Territoriums, viel zu kampflustig und siegestrunken, als daß ihnen jene etwas anhaben konnten. Um sich aus der Verlegenheit zu helfen nahm die Pforte, in den ersten Friedensartikel von Sistowa, die Montenegriner insoferne auf, als sie ihnen Amnestie gewährte, was indeß von den Amnestirten mit ebensoviel Verachtung als Entrüstung zurückgewiesen wurde. Der Kampf zwischen Montenegro und der Türkei entbrannte von neuem, bis der Sieg von 6000 Montenegriner über 30,000 Türken unter Kara Mahmud Pascha demselben ein Ende machte. Letzterer gerieth in Gefangenschaft, ward geköpft und Montenegro blieb nach dieser furchtbaren Lektion, die es seinen Feinden gegeben, mehr als ein halbes Jahrhundert von jedem größeren Einfall der Türken auf sein Gebiet verschont, ungeachtet der kleine Krieg fortgesetzt wurde, denn dieser erhielt sich zwischen beiden Theilen und bis auf den heutigen Tag permanent.

Zur Zeit der napoleonischen Kriege von den geheimen und offenen Gegnern Frankreichs, und namentlich von England und Rußland, in den Krieg gehetzt, finden wir die Montenegriner mehr oder minder glücklich im Kampfe mit den Franzosen. Von damals datirt sich die Verwüstung der Bocca di Cattaro und mehrere Bezirke Dalmatiens, welches damals französische Provinz war. Der Wlatika Sawa Marko Petrowitsch ward mit den Insignien des Alexander-Newski Ordens geschmückt, sonst aber geschah für Montenegro nichts. Man hatte es den Montenegrinern überlassen des Feindes Land zu plündern und sich in dieser Weise schadlos zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Hermannstadt, 6. August. In Fortführung unseres Berichtes vom gestrigen Tage nennen wir als die talentvollsten und besten Mitglieder der Operngesellschaft Fräulein Jerta, Hrn. Bodorfi und Herrn Sonnleithner, welcher letztere uns schon seit längerer Zeit mit einem anziehenden Gastspiele erfreut, weshalb wir keinen Anstand nehmen, seiner unter den Mitgliedern der Gesellschaft Erwähnung zu thun.

Frl. Jerta scheint von der Direktion sowohl wie von der Kritik stiefmütterlich behandelt zu werden. Erstere verwendet die junge Künstlerin seltener, als es in ihrer beider Interesse liegt, und uns, — mit uns gewiß einem großen Theile des Publikums — angenehm und wünschenswerth ist. Die liebe Kritik aber hat Frl. J. bisher selten nur diejenige Anerkennung zu Theil werden lassen, welche dieselbe im vollsten Maße verdient. Ihre Stimme ist zwar nicht eine große zu nennen; was aber ihr an Kraft und Fülle abgeht, das wird durch Anmuth und Lieblichkeit und — dies ist besonders hervorzuheben — durch eine wohlgeschulte Ausbildung reichlich ersetzt. Es würden diese schönen Eigenheiten der Sängerin in lebhafterem Lichte noch erscheinen, wollte einmal das Orchester lernen und verstehen, mit Anstand und Diskretion zu akkompagniren. Wir hörten Frl. J. gern und mit besonderer Antheilnahme wiederholt als „Gilda" in Rigoletto, „Aennchen" im Freischütz, „Zerline" im Don Juan, und zuletzt als „Gabriele" im Nachtlager von Granada. Möchte sie es recht bald über sich gewinnen, eine gar zu große Schüchternheit in ihrem Auftreten zu überwinden! Denn wenn auch gerade diese Schüchternheit mitunter der sonst anmuthigen Erscheinung ganz eigenthümlich lieblich ansteht, wir sie auch gern entschuldigen, da sie ein Attribut jeder jungen, bescheiden auftretenden Anfängerin ist, so ist dennoch, da das große Publikum dergleichen Rücksichtnahmen nicht zu nehmen pflegt, sondern schnell bereit ist, die durch jene Schüchternheit hervorgerufene Steifheit und Unbeholfenheit des Spieles zu bespötteln, im Interesse der talentvollen Künstlerin sehr zu wünschen, daß sie recht bald über den gerügten Mangel hinauskomme. Dies wird ihr gelingen, wenn sie eindringlicher sich in den Geist und Inhalt ihrer jedesmaligen Rolle versenkt, und, die störend auf sie einwirkenden Umgebungen ignorirend oder zu vergessen suchend, ihrem Spiel größere Beweglichkeit und dramatisches Leben gibt.

Herr Bodorfi (Bariton) mit seinem prächtigen, klangvollen Organ und mit seinem stets durchdachten, ausdrucksvollen und darum wirkungsreichen Spiel ist eine auch Ihnen schon bekannte Zierde unserer Opernbühne. Eine in letzter Zeit wiederholt bemerkte Unpäßlichkeit, die eine lästige Folge der hier in stetem Wechsel sich gefallenden Witterung sein mag und der schönen, metallreichen Stimme Eintrag gethan hat, wird — dies hoffen und wünschen wir dem wackeren Künstler, nur eine vorübergehende sein.

Ein gleich rühmendes Lob schulden wir unserem geschätzten Gaste, Herrn Sonnleithner (Tenor). Dieser hat uns, so oft wir ihn gehört, den gut aus- und durchgebildeten Sänger erkennen lassen, der mit einem schönen, duftig-weichen Stimmorgan begabt ist, und die reichen Mittel, über welche er zu verfügen hat, in bester Weise zu verwenden weiß. Nur von einem Forciren der Stimme möchten wir Hrn. S. warnen, wie überhaupt der Con-

Digitized by Google

zertsaal uns als derjenige Platz erschienen will, an welchem der reichbegabte Sänger die unbestrittensten Triumphe feiern würde, da für das Theater und namentlich für ein größeres Haus der Stimme die nöthige Kraft abzugeben scheint und dies Hrn. S. mitunter zu unschönen Ueberanstrengungen derselben veranlassen mag.

Der Platz der prima donna an unserem Theater wird gegenwärtig durch Frau v. Norsed ausgefüllt. Frau v. Norsed mag früher eine recht brave und gute Sängerin gewesen sein, das geben wir gern zu; heute aber erscheint sie wie ihre Stimme ein wenig zu sehr passirt für die erste Sängerin eines Theaters.

Bedauern wir, nach unserer besten und gewissenhaftesten Ueberzeugung hier ein absprechendes Urtheil niederschreiben zu müssen, so sehen wir uns vollends nothgedrungen, bei gezwungener Erwähnung der Fräulein Emmel zu vergessen, was irgend ein französischer Dichter uns hat einschärfen wollen, indem er sagt: „Wer über Damen schreiben will, muß eine Feder aus dem Fittige eines Engels haben und sie in das zarteste Morgenroth tauchen." — Heiliger Apollo! wenn Frl. Emmel sich berufen fühlt, von Zeit zu Zeit immer wieder die ominöse Erinnerung ihrer steten Heiserkeit und ihrer haltlosen Unsicherheit, in der sie allzu naiver Weise nicht in Ensemblestücken sondern nicht gar selten sogar im Sologesange gänzlich verstummt, in uns wach zu rufen, wie könnte da der gewissenhafte Referent zur Engelsfeder, wie müßte er nicht vielmehr zu dem scharfgespitzten Stahlgriffel greifen, um diesen, anstatt in das zarte Roth des jungen Morgens, von dem der Dichter spricht, in das tiefe Schwarz gallussaurer Dinte, zu tauchen! —

Wir stehen hier übrigens mit unserem Urtheile keineswegs allein, sondern haben die Meinungen und Ansichten des kunstsinnigen und kunstverständigen Theiles des Publikums für uns. Den sprechenden und vollgiltigen Beweis dafür gaben die beiden Opernvorstellungen dieser Woche — Barbier von Sevilla mit Frl. Emmel als „Rosine" und Nachtlager von Granada mit Frl. Jerta als „Gabriele." Während dort die vereinzelten Beifallsbezeugungen einiger weniger Freunde der Sängerin nicht nur keinen allgemeineren Anklang fanden, sondern zuletzt die ungetheilteste und auf die deutlichste und entschiedenste Weise manifestirte Mißbilligung hervorriefen, erntete Frl. Jerta am vorgestrigen Abende, bei leider nur schwach besetztem Hause, wiederholt bei offener Szene sowohl als am Schlusse eines jeden Aktes den wohlverdienten rauschenden Applaus.

Wir schließen unseren heutigen Bericht, indem wir in anerkennender Weise der Frau Hofer (Alt), des Herrn Hajek (Baß) und des Herrn Linker (Baßbuffo) Erwähnung thun, die sämmtlich stets — und meistens in gelungener Weise — bemüht sind, die ihnen zufallenden Parte bestens auszuführen. Namentlich wissen Fr. Hofer und Hr. Linker überall und in jeder Rolle sich Geltung und Beifall zu erringen, und der Letztere ist und bleibt ein gern gesehener Liebling des Publikums, welches ihm leicht seine Vorliebe, mit allzu dicken Farben aufzutragen, nachsieht.

H. C.

Zur Abwehr.

Ein geheimnißvoller Unbekannter, welcher in den letzten beiden Wochenblättern zur Kronst. Ztg. seine literarische Gelehrsamkeit nutzlos auskramt, räuspert sich in seinem „literarischen Anzeiger" in folgender Weise:

„Seither schien die poetische Triebkraft hier erstorben, denn dem Liederkranz von K. Kraft und H. Mauß (1850), der nicht dem poetischen Bedürfnisse dient, die Gedichte von R. Kirchner, welche die Theilnahme an der Persönlichkeit des Verf. vor die Oeffentlichkeit brachte, sowie die — Reimereien A. Palme's erläßt man uns wohl zu beurtheilen. Die letzteren namentlich möchten wir um keinen Preis als Ausdruck der siebenbürgisch-deutschen Poesie angesehen wissen."

Ueber, den Eingangs dieser „namentlich" furiosen Zeilen, erwähnten höchst betrübenden Todesfall der siebenbürgisch-poetischen Triebkraft kann ich nur mein innigstes Beileid hinzufügen. — Rücksichtlich der Beurtheilung meiner „Reimereien" aber hätte ich gerne geschwiegen, wenn der Angriff in demselben Blatte nicht wiederholt worden wäre.

Auch mag es die Redaktion vor ihrem innern Richter selbst verantworten, die einen ihrer Mitarbeiter, welcher seit Beginn seines Hierseins viele Mußestunden seiner lieben Muhme, der „Kronstädter Zeitung," opferte, und die ihm auch jetzt noch lieb zu haben vorgibt, — in einem ihrer Beiblätter begeifern läßt. *)

Was habe ich dem namenlosen Schreiber jenes Artikels denn gar so namenlos Böses gethan, daß er einen so starken „Pick" auf mich hat.

Daß der gelehrte Anonymus meine „Reimereien" um keinen Preis zur „siebenbürgisch-deutschen" Poesie gezählt wissen will, finde ich ganz begreiflich; denn erstens, habe ich noch keine einzige Sammlung meiner Gedichte in Siebenbürgen zum Preise**) ausgeboten, da ich weiß, daß man ja auch die klassischen Werke solcher Autoren, deren Schuhriemen aufzulösen ich nicht würdig bin, eben nicht goutirt; zweitens, ist mir nur Eine deutsche Sprache bekannt, und das „siebenbürgisch-deutsche," wie es vom Verfasser jenes Artikels vorgeschrieben wird, ist mir — ich muß es mit Scham bekennen — ganz und gar noch unverständlich!

Es thut mir nur leid, die patriotische Theilnahmswürdigkeit des anonymen Schreibers beklagen zu müssen; denn kaum hatte bei der Einwanderung in dieses herrliche Land mein Fuß die Grenze überschritten, erfuhr ich von allen Seiten zu meiner nicht geringen Seelenfreude, daß eines meiner Lieder in deutscher, ungarischer und romänischer Sprache in Siebenbürgen Eingang gefunden hatte.

Da nun dieses Lied einem erhabenen Gegenstande diente, und fast anderthalb Jahre nach einer allbekannten und herrlichen Melodie im Volksmunde zirkulirte, so will ich grade nicht fragen, ob der Herr Anonymus sich bei diesem Chore betheiligte, sondern nur bemerken, daß es etwas schwer sein dürfte, die Erinnerung daran so schnell zu verwischen.

Endlich verschmähe ich es, obschon es hier am Platze wäre, hinlängliche und zahlreiche Beweismittel anzuführen, daß mir bereits ein bescheidenes Plätzchen auf dem österreichischen Parnaß gegönnt wurde, und ich bin damit zufrieden. Weil aber die „Blätter u. s. w." meinen Frieden zu stören beabsichtigen, so mag ich mir auch kein Blatt vor den Mund nehmen, und erkläre offen, daß ich durchaus keine Lust verspüre, die Produkte meiner Muse unter jene gezählt zu wissen, über welche, — mit ehrenvoller Ausnahme — der „siebenbürgisch-deutsche lit. Anzeiger" seinen wohldienenden Zepter zu führen scheint.

Uebrigens möge der gelehrte Anonymus den Spruch Göthe's beherzigen:

„Eines schickt sich nicht für Alle,
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle."

Kronstadt, im August 1858.

A. Palme.

*) Wir haben das nicht in dem Artikel gefunden! Uebrigens ist es unser oberster Grundsatz, so weit es in unserer Macht steht, Jeden seine Ansicht aussprechen zu lassen und machen selbst wenn es den verantw. Redakteur auf das Empfindlichste berühret, davon keine Ausnahme. D. Red.

**) Die „Frühlingsblüthen," welche hier in Kronstadt zum Besten der Abgebrannten in Bistritz erschienen sind, haben nicht Herrn Palme zum Verfasser, wie man an einigen Orten irrig glaubte. D. Red.

Mannigfaltiges.

Hermannstadt, 9. August. Die öffentlichen Vorlesungen der k. k. Hermannstädter Rechtsakademie für das Winterhalbjahr des Studienjahres 185⁸/₉ werden in folgender Ordnung gehalten: I. Jahrgang. Von 8 bis 10 Uhr Geschichte des römischen Rechtes und Institutionen täglich vom ord. Prof. Dr. J. Gottfried Müller; von 10 bis 11 Uhr österreichische Geschichte täglich vom außerord. Prof. Hrn. Ferd. Zieglauer Edlen von Blumenthal; von 3 bis 4 Uhr Strafrecht täglich vom ord. Prof. Hrn. Dr. Alois Sentz. — II. Jahrgang. Von 8 bis 9 Uhr politische Oekonomie täglich vom ord. Prof. Hrn. Heinrich Schmidt; von 9 bis 12 Uhr siebenbürgisch-ungarisches und sächsisches Privatrecht täglich vom ord. Prof. Hrn. Friedrich Schuler von Libloy; von 10 bis 11 Uhr Fortsetzung der politischen Oekonomie täglich wie oben außer Samstag von 12 bis 1, dann von 3 bis 4 Uhr österreichisches Zivilrecht täglich außer Mittwoch von 3 bis 4 vom ord. Prof. Hrn. Dr. Josef Krainz. — III. Jahrgang. Von 8 bis 9 Uhr Zivilprozeßordnung täglich vom ord. Prof. Hrn. Dr. Alois Sentz; von 9 bis 11 Uhr Verwaltungsgesetzkunde täglich vom ord. Prof. Hrn. Dr. Viktor Ritter von Mor; von 2 bis 3 Uhr Fortsetzung der Zivilprozeßordnung täglich wie oben.

Außerordentlich von 2 bis 3 Uhr Montags, Mittwochs und Samstags vom Hrn. Dozenten Josef Seitz.

Wegen der Feier des Namensfestes Sr. k. k. apost. Majestät beginnen die Vorlesungen statt Montag den 4., Dienstag den 5. Oktober.

Hermannstadt, am 6. August 1858.

Die Direktion der k. k. Rechtsakademie.
Dr. Müller.

* Nach dem Pferderennen bot in Klausenburg die von dem siebenb. Landwirthschaftsverein veranstaltete Viehausstellung ein interessantes Schauspiel. Bei der am 1. d. M. stattgefundenen Preisvertheilung erhielt Baron Sam. Josika den Preis von 10 Dukaten für den schönsten alten Stier, welchen Preis der Gewinner der Vereinskasse schenkte; Alex. Némethi 6 Duk. für einen Stier, der Bauer Joh. Kovács 8 Duk. für den besten Zugochsen, der Bauer Joh. Szilágyi für einen 2jährigen Farren, Michael Szabó 10 Dukaten für die beste Melkkuh und Joh. Szabó gleichfalls 10 Dukaten für eine Büffelkuh. In der Borstenvieh-Abtheilung gewann Dan. Csulak einen Preis von 5 Dukaten für das fetteste Schwein, Fr. Tauffer jun. einen gleichen Preis für das beste Mutterschwein, und Joh. Paget 2 Dukaten für das beste Jungschwein; den vom Grafen Dom. Teleki ausgeworfenen Preis 100 fl. gewann Lad. Tißa. Da um die Schafpreise sich keine Konkurrenten eingefunden hatten, so wurden von dem Betrage derselben 3 Dukaten dem A. Szücs für ein ausgezeichnetes Stierkalb und dem B. Dan 2 Dukaten für ein Schaf mit vier Lämmern als Aufmunterungsprämie verliehen. In der Geflügelabtheilung erhielten Prämien: Joh. Paget für eine Dorking-Henne und für einen cochinchinesischen Hahn, Haray für einen Hahn und Méhes für eine Henne inländischer Race.

* Wie in anderen Städten, herrscht auch in Preßburg viel Mangel und viel — Luxus, und man findet letzteren oft gerade da, wo man bittere Noth vermuthet. Ich habe dieser Tage eine hierauf bezügliche Historie gehört, die ich allerdings nicht verbürgen kann, die aber jedenfalls für unsere Zustände bezeichnend ist. Eine Witwe, zur Kategorie der sogenannten verschämten Armen gehörend, kam um Erhöhung der Quote ein, die sie monatlich aus dem Armenfonde erhielt. Um die Nothlage zu eruiren, begab sich ein Mitglied der Armenkommission in die betreffende Wohnung, wo es in der That einen so ärmlichen Status fand, und durch die Schilderung der Noth Seitens der zungenfertigen Witwe dermaßen ergriffen wurde, daß es die verlangte Zulage in voraus zusicherte. Ueber das besuchte das Kommissionsmitglied eine unserer Vorstädte, wo der Heurige billig ausgeschenkt wird, und verlor sich in den Winkel eines jener Hofräume, wo die Gäste unter Besitznahme von ziemlich primitiven Tischen und Bänken zu poculiren pflegen. Eine Viertelstunde circa mochte er dagesessen sein, als eine Mutter mit zwei jungen Töchtern und einem alten Herrn Vetter in den Hof kam und sich an einem Tische breit machten. Es währte nicht lannge, so wurden zweierlei Weine — rother und weißer — aufgetischt und gleich hinterher aufgedeckt. Zuletzt brachte man ein wohlkonditionirtes gebratenes Gansel nebst einer Schüssel voll Gurkensalat, und die Gesellschaft ließ es sich tüchtig schmecken. Der Tisch machte sich überdies durch den Lärm bemerkbar, der daselbst herrschte, wobei besonders die Ausgelassenheit der Töchter dem Manne von der Armenkommission derart auffiel, daß er nicht umhin konnte, die Wirthin — während er die Zeche zahlte — zu fragen, wer denn das lustige Völkchen sei. Als ihm die gute Frau arglos den Namen der Mutter nannte und die Beziehungen, in denen die zwei jungen Töchter zum alten Herrn Vetter standen, glaubte er, der Schlag müsse ihn treffen, nahm alsbald Hut und Stock und ging den Hofraum entlang. An dem Tische angekommen, wo die fidele Gesellschaft saß, blieb er stehen, klopfte der Mutter, die ihm den Rücken zukehrte, auf die Achsel, und sagte mit verbindlichstem Tone: „Madame N" — ich denke mit der Zulage könnten wir noch ein wenig warten, denn wie ich sehe, ist die Noth immer noch ganz leidlich. Gute Nacht!" — Jetzt war das Schlagtreffen an der fidelen Gesellschaft, denn die Mutter mit ihren aufgeputzten Töchtern war keine andere als die, welche um die Zulage gebeten und wahrscheinlich die „bittere Noth" beim Gansel und Heurigen zu vergessen gesucht hatte. (Gr. Z.)

* In Mavern bei Königsberg in Preußen brannte kürzlich eine Hütte ab, wobei vier Kinder ihren Tod in den Flammen gefunden haben. Der Vater dieser verunglückten Kinder ist der Brandlegung verdächtig und in Haft gebracht worden; nach dem Brande zündete er ruhig seine Pfeife an und zog ohne Gemüthserregung die verkohlten Leichname seiner Kinder aus den Trümmern der niedergebrannten Hütte.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit als Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 96. Freitag, den 13. August. 1858.

Montenegro.

Zur Abwechslung einmal im Lichte der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich befand sich zu jener Zeit die Pforte im Frieden mit allen europäischen Mächten. Dieser Umstand hatte aber die genannten Mächte keineswegs abgehalten, sich Montenegro's unbekümmert um seinen angeblichen Oberherrn, gegen Frankreich zu bedienen und Montenegro hat seinerseits ebensowenig nach der Pforte gefragt. Diese mußte geschehen lassen was sie nicht hindern konnte, und zu verhindern auch nicht das Recht hatte.

Zwar sieht die Pforte die Montenegriner bis auf den heutigen Tag als ihre Unterthanen an und betrachtet ihr Land als einen Bestandtheil des Paschaliks Skutari. Allein zu keiner Zeit hat sie wirkliche Souveränitätsrechte über dasselbe ausgeübt. Versuche in dieser Richtung sind wohl häufig genug gemacht, von dem freien Gebirgsvolk aber stets blutig zurückgewiesen worden.

Selbst eine Lehnsherrlichkeit, ein Protektorat oder eine sogenannte Souzeränität der Pforte über Montenegro hat zu keiner Zeit stattgefunden. Der erste Artikel des Friedenstraktates von Sistowa, dessen wir bereits erwähnt, ist zur Beurtheilung des gegenseitigen fraglichen Verhältnisses nicht maßgebend, denn eben war es nur die Pforte, die einseitig, die Montenegriner als Unterthanen ansah, ohne daß sie sich auf irgend ein Recht, nicht einmal auf das Recht der Eroberung, geschweige denn auf Verträge hätte berufen können, während für Montenegro das historische Recht stritt und streitet. Daß damals Oesterreich, welches den Frieden unterhandelte, zu diesem Passus schwieg, daraus kann doch keineswegs die Verbindlichkeit für Montenegro hergeleitet werden, den Sultan als seinen Oberherrn anzuerkennen.

Uebrigens hat Oesterreich im Jahre 1840 durch einen förmlichen Friedenstraktat mit Montenegro, so wie bei frühern Gelegenheiten, die Souveränität der montenegrinischen Fürsten, wenigstens implizite, anerkannt. Dasselbe geschah bei der Thronbesteigung des Fürsten Danilo.

Sowenig als irgend ein Abhängigkeitsverhältniß Montenegros zur Pforte behauptet werden kann, eben so unrichtig ist die Auffassung Derjenigen, welche in den Beziehungen der Fürsten von Montenegro zu Rußland irgend ein Vasallen oder Schutzverhältniß erblicken. Ein solches hat zu keiner Zeit bestanden.

Die Subsidien, welche Montenegro von dem glaubens- und nationsverwandten Rußland bezieht, sind ganz anderer Natur, beruhen auf einem ganz andern Titel. Fürst Danilo ist ebensowenig ein Söldling Rußlands als ein Geschöpf Frankreichs oder irgend einer andern Macht. Die Czernahorzen wollen weder türkische noch russische Unterthanen — sie wollen eben nichts als Czernahorzen sein. Am ehesten dürften sie sich unter gewissen Bedingungen an Oesterreich anschließen.

Solchen Thatsachen gegenüber kann also von einer Abhängigkeit Montenegros von der Türkei nicht die Rede sein, wohl aber von der Herstellung eines dauerhaften Friedens zwischen Beiden, der übrigens nur durch eine europäische Intervention möglich ist.

Welchen Werth Oesterreich auf das staatliche Bestehen Montenegros legt, hat es erst kürzlich bewiesen. Wir führen den Lesern das, was die verschiedenen Redaktionen und Korrespondenzen deutscher Blätter vergessen zu haben scheinen, ins Gedächtniß zurück, nämlich die energische Intervention Oesterreichs im Jahre 1853 zu Gunsten Montenegros. Die Motive, welche das Wiener Kabinet bei dieser Dazwischenkunft geleitet, dürften für dasselbe noch immer vorhanden sein.

Damals waren die Zeitungen voll des überschwenglichsten Lobes, und der Enthusiasmus für Montenegro kannte keine Grenzen. Jetzt — weil Oesterreich nicht mit Eklat auftritt — oder, weil sich das verhaßte (warum?) Frankreich in die Sache mischt, werden die Farben gewechselt, und Montenegro wird uns, seinem Namen entsprechend, schwarz und mit blutrothen Streifen durchzogen, abkonterfeyt. Ach! warum wollen die Deutschen deutscher sein als ein deutscher Kaiser, warum die guten österreichischen Zeitungsredaktoren österreichischer als der Kaiser von Oesterreich?

Oesterreich steht einer bewaffneten Intervention gegen Montenegro — einer militärischen Besetzung montenegrinischen Gebietes, die nur in gewissen Köpfen spuckt, gewiß eben so ferne, als der Kaiser der Franzosen der Auflösung der Türkei durch eine Unabhängigkeitserklärung Montenegros. Einem Dutzend abgeschnittener Nasen und Ohren (wenn an der Sache überhaupt Wahres ist) zu Gefallen, wird in Europa gewiß kein Flintenschuß knallen.

Die Türkei kann Montenegro nicht verlieren, aus dem einfachen Grund, weil sie es niemals besessen und der Verlust eingebildeter Rechte ist kein Verlust.

Wir sind weit entfernt mit dem Allen als blinder Verehrer

Digitized by Google

montenegriniſchen Heldenmuthes aufzutreten und behaupten zu wollen, daß die Sitteneinfalt in den ſchwarzen Bergen und die patriarchaliſche Verfaſſung der daſigen Bewohner ſo beſchaffen ſei, daß Letztere der Ziviliſation entrathen können — daß ſie bei europäiſcher Geſittung nur verlieren würden. Aber ebenſowenig, und noch weniger, können wir in ihnen Feiglinge erblicken, die ihre Feinde hinterliſtig überfallen um ſie meuchlings zu erwürgen, — gemeine Räuber und Unmenſchen. Die Art ihrer Kriegsführung iſt der Lage ihres Landes, ſeiner Beſchaffenheit und den geringen Mitteln angemeſſen die den Montenegrinern zur Bekämpfung ihrer Feinde zu Gebote ſtehen. Ohne Artillerie und Reiterei dürfen ſie den, mit beiden Waffengattungen wohl verſehenen Türken auf dem Flachfelde nicht die Spitze bieten. Ihr Krieg kann, offenſive, nur ein Parteienkrieg ſein, und droht ihnen ein Hauptſchlag, ſo ſind ſie nothwendig auf die ſtrengſte Defenſive angewieſen, wozu ihnen ihr Land die vortrefflichſten Stellungen bietet, zu deren richtiger Wahl aber jedenfalls ein ſtrategiſcher Scharfblick gehört. Ihre Leiſtungsfähigkeit in einer und der andern Art der Kriegsführung iſt, wie es ja die zuweilen fabelhaften Erfolge beweiſen, außerordentlich und wird bei jedem ächten Soldaten gewiß die vollſte Anerkennung finden. Zum ſogenannten kleinen oder Parteigängerkrieg iſt außer Liſt und Gewandtheit, Geiſtesgegenwart, Kaltblütigkeit, perſönlicher Muth und Unerſchrockenheit, Ausdauer und eine gewiſſe Intelligenz; — zum Vertheidigungskriege, einem überlegenen Feinde gegenüber, dies Alles, nebſt hohem Selbſtvertrauen und entſchiedene Todesverachtung erforderlich. Alle dieſe militäriſchen Tugenden beſitzen die Montenegriner im hohen Grade und erſetzen dadurch das, was ihnen an Disziplin und geregelter Taktik abgeht.

Der Krieg iſt kein Duell, in welchem man mit gleichen Waffen kämpft. Im Gegentheile, beſteht das Geheimniß der Schlachten darin, im gegebenen Momente und auf dem gegebenen Punkte mit überwältigender Stärke zu erſcheinen. Da, wo die Streitkräfte gar zu ungleich vertheilt ſind, wird ſich der ſchwächere Theil, jeden größeren Zuſammenſtoß vermeidend, damit begnügen, ſeinen Feind durch gelungene Ueberfälle zu ſchwächen, ihn ſtets zu beunruhigen und in kleinen Gefechten aufzureiben. Der nächſte Zweck des Krieges iſt Vernichtung der feindlichen Streitkraft. Wenn man Gefangene nicht ernähren kann (wie es eben in Montenegro der Fall iſt) macht man keine Gefangenen, d. h. man macht Alles nieder.

Das Kopfabſchneiden iſt eine Sitte, welche die Montenegriner den Türken abgelernt, denn es iſt eben nicht lange her, daß die Letztern dieſen abſcheulichen Gebrauch aufgegeben. In den Kämpfen mit den Franzoſen und ſpäter mit den Oeſterreichern haben die Montenegriner von dieſer barbariſchen Sitte keinen Gebrauch gemacht. Sie ließen ihre Verwundeten auf dem Schlachtfelde, und vertrauten ſie unſerer Menſchlichkeit an, während ſie bekanntlich in Kämpfen mit den Türken ihre eigenen Verwundeten, und zwar aus guten Gründen, gleichfalls der Köpfe berauben, ſobald ſie ſich gezwungen ſehen, ſie dem Feinde zu überlaſſen.

(Schluß folgt.)

Eine ergreifende Szene.

fand in Folge der Ueberſchwemmung im böhmiſchen Dorfe Kleinweißel (Münchengrätzer Bezirk) am 2. Aug. ſtatt. Ein Fuhrmann, der um halb 10 Uhr Vormittags mit Biergefäßen von Bakow nach Kleinweißel fahren wollte, nahm 26—28 Perſonen mit, blieb aber wegen ſchnellen Andrangs des Waſſers und Ermattung der Pferde, denen das Waſſer bis zu den Köpfen reichte, mitten in der Pappelallee ſtecken, und gewiß wären Pferde und Wagen fortgeriſſen worden, wenn letzterer nicht durch die wackern Müllerſöhne von Kleinweißel, die mit einem kleinen Kahn zur Hilfe eilten, mit ſtarken Stricken angebunden worden wäre. Die Zugſtränge wurden von den Pferden abgeſchnitten, die dann mit großer Anſtrengung herausgeführt wurden; an Mitnehmen von Menſchen war nicht zu denken, weil der Kahn ſehr klein und die Strömung ungeheuer iſt.

Der Hilferuf der im Wagen Gebliebenen, die den ſichern Tod vor den Augen hatten, war ein herzzerreißender, und trotz oftmaliger wiederholter Anſtrengung konnte man mit dem kleinen Kahn von Kleinweißel durch den Strom nicht mehr zu ihnen gelangen. Weil nun weder Bakow noch Kleinweißel trotz der öftern Ueberſchwemmung dieſer Paſſage und häufiger Reparatur der ſehr baufälligen Brücke keine größern Kähne beſitzt, ſo mußten die armen nach Hilfe Rufenden in der ſchrecklichen Angſt bis halb 4 Uhr Nachmittags über die Bruſt im Waſſer ſtehend verbleiben, zu welcher Zeit die Iſer zu einer Höhe von 14 F. über den normalen Stand anſchwoll.

Der Podhrader Chaluppner Joſ. Hons erfuhr die ſchreckliche Lage der Unglücklichen, munterte ſeinen Bruder Joh. Hons auf, mit ihm in ſeinem Kahne die Rettung dieſer Leute zu wagen; Beide fuhren ſtromaufwärts auf den ungefähr eine Stunde von ſeiner Wohnung entfernten Unglücksort, langten glücklich an und retteten 5 Perſonen bei der erſten Fahrt, fuhren ſogleich wieder zurück, um nun die Andern auch nach und nach abzuholen. Beim zweiten Anlegen ſprangen trotz ſeines Zurufs ſo Viele auf einmal in den Kahn, daß dieſer umſchlug und die Unglücklichen nun Rettung an den nächſten Pappeln ſuchen mußten; der muthvolle Joſ. Hons wurde aber von der Fluth erfaßt und, ein guter Schwimmer, rettete er ſich auf eine ungefähr 1000 Schritte entfernte Weide, wo er dritthalb Stunden in der größten Angſt um das Los ſeines Bruders zubrachte.

Der Kahn ging nun ſtromabwärts gegen Joſefsthal an deſſen Wohnung vorüber, wo er von der Tochter des Gefährteten aufgefangen wurde. Dieſe, außer ſich über die Gefahr ihres Vaters, ſpringt in den Kahn und ſteuert muthig gegen Bakow zu, unterwegs durch ihren Onkel Anton Hons unterſtützt. Beide gelangten glücklich bis zu ihrem Vater, und mit Freuden ſah man, wie der Sprung von der Weide in den Kahn gelang. Joſ. Hons erfaßt von Neuem die Ruderſtange, ſteuert zu den Unglücklichen hin und rettet mit Hilfe ſeiner Brüder, vor Näſſe halb erſtarrt, bis 8 Uhr Abends nach und nach alle 26—28 Perſonen.

Wie man vernimmt, ſind wegen Belohnung dieſes muthvollen Benehmens der Gebrüder Hons, hauptſächlich aber des Chaluppners Joſ. Hons und ſeiner Tochter beim k. k. Bezirksamte Münchengrätz die nöthigen Schritte eingeleitet worden.

Digitized by Google

Miszellen.

Der Kaiser Friedrich-Preis für Geschichte ist für das Jahr 1888 dem Professor Dr. Wilhelm Maurenbrecher in Bonn für sein Werk „Geschichte der deutschen Reformation“ zuerkannt worden. Die Preisrichter waren Waitz, Droysen, Sybel, Scherer und Weizsäcker.

Die Gesellschaft für Geschichte der Reformation hat in ihrer Sitzung vom 10. Januar d. J. den Professor Dr. Wilhelm Maurenbrecher in Bonn zu ihrem Mitgliede gewählt

Dem Paul P. gelang es ferner im Jahre 1857 die Gymnasialschüler Felizian J., Hieronym K. (der erste 14, die beiden anderen 15 Jahre alt) für seine Sache zu gewinnen. Dann wurde eine Verschwörung organisirt und ein geheimer Rath als oberste Gewalt gebildet, welcher aus einem Chef, zwei geheimen Räthen, einem Sekretär und einem Geheimschreiber zusammengesetzt war. Man beschränkte sich vorläufig auf diese Würden, die minderen sollten erst dann besetzt werden, wenn die Verbindung größere Dimensionen erreicht hätte. Während eines Spazierganges nach Krzywczyce wurden die Rollen vertheilt. Paul P. wurde einstimmig zum Anführer erwählt; — Felizian J. und Alexander D. wurden geheime Räthe, Hieronym K. der Sekretär und der nicht anwesende Hieronym P. sollte sich mit der Geheimschreiberswürde begnügen. Zugleich ernannte Paul P. den Alexander D. zu seinem Stellvertreter, und verfaßte die Statuten für die Verbündeten. Als später im Schuljahre 1856/7 Anton R. und Karl Franz R. der Verschwörung beitraten, entwarf Paul P. den Plan über 5000 Mitglieder zu werben und die Revolution zu beginnen.

Der Plan zur Anwerbung von Verschworenen war von einer ganz eigenthümlichen Art. — Es waren sieben Verbündete, jeder derselben sollte im Laufe eines Monats zwei neue Mitglieder anwerben, so daß im ersten Monate die Zahl der Verschworenen 21, im zweiten 63, im dritten 189, im vierten 567 und im fünften 1701 betragen würde. Wenn also im Laufe des sechsten Monats jedes Mitglied nur ein neues gewinnen würde, so möchte sich die Zahl auf 3402 belaufen und sollte endlich im Laufe des siebenten Monats nur jedes zweite Mitglied einen neuen Genossen anwerben, so würde die Zahl 5103 ausmachen. Nach der Ansicht des Paul P. wäre diese Schaar im Stande, Lemberg zu okkupiren und die k. k. Garnison sammt allen Deutschen zu vertreiben. Paul P.'s thätiger Geist entwarf sogar den Plan zu einem Feldzuge, welcher damit begonnen hätte, daß Lemberg an zehn Stellen in Brand gesteckt worden wäre; ferner verfaßte er den Entwurf eines Kriegsrechtes und trug in das eigens aufgelegte Buch alle weiteren die Verbindung betreffenden Ereignisse ein. Diese Aufzeichnungen sind übrigens ohne allen Werth, denn man kann blos erfahren, daß die Versammlungen der Clique bis zum Juni 1857 gedauert, worauf die Jugend auf Ferien nach Hause fuhr, wodurch die Thätigkeit des Komité's aufhören mußte. Zu Anfang des Schuljahres 1857/8 löste sich diese Verbindung auf, da sich Paul P. und Alexander D. um die Anführerstelle stritten, Felizian J. und Hieronym P. aber miteinander in Zwist geriethen. Die Versammlungen hörten auf und das Buch, welches das Kriegsrecht und die Memoiren enthielt, wurde im Krzywczycer Wald vergraben.

Da beschloß nun Alexander D. die Verschwörung zu reorganisiren und unter eigener Leitung durchzuführen. Als dies Paul P. sah, versöhnte er sich mit D., und nachdem auch Hieronym P. und Felizian J. die ihnen zugefügten Beleidigungen vergaßen, setzte Paul P. einen Aufruf an sechs andere Konsorten auf (darunter Erasmus R. und Anton R., welche erst 2—3 Wochen vor Ostern durch Alexander D. für die Verschwörung angeworben worden), in welchem er ihnen empfahl, sich bei ihnen zu versammeln. Paul P. glaubte nämlich, daß schon die Zeit da sei, den Bund durch die Eidesleistung auf Bewahrung des Geheimnisses zu kräftigen. Zur bestimmten Stunde sind Alexander D., Hieronym P., Anton R., Konstantin K., Anton R., Erasmus R. und Felizian J. bei Paul P. erschienen. Man berieth sich über die Eidesformel, welche fast wörtlich also lautet:

Ich . . . schwöre zu Gott u. s. w., daß ich den Befehlen des Anführers gehorsam, dem Vaterlande treu bis zum Tode sein und strenges Geheimniß in Allem, was die Verschwörung anlangt, bewahren werde. So wahr mir Gott helfe!

Diesen Eid leisteten Paul P. und Alexander D. vor einem Kruzifix und brennenden Kerzen, weil sie als Anführer wirkten, die Uebrigen schworen mit der erhobenen Rechten. Karl Fr. R., welcher zur bestimmten Stunde nicht anlangen konnte, hat später, und die Mitglieder Robert O. und Karl K., welche schon nach dieser Eidesleistung angeworben wurden, noch später den Schwur vollzogen. Die Verschwörung machte von nun an keine weiteren Fortschritte, denn die Sache gelangte bald zur Kenntniß, der k. k. Polizeidirektion und des k. k. Landesgerichtes, welche Behörden durch eine energische Einleitung der Untersuchung Allem ein Ende machten. Der k. k. Staatsanwalt machte am Schlusse seiner Anklage geltend, daß alle oben namentlich angeführten Theilnehmer in Folge des eigenen sich gegenseitig ergänzenden Geständnisses nach §. 58 des Strafgesetzes des Hochverraths schuldig sind.

Mannigfaltiges.

* Es hat sich der spezielle Fall ergeben, daß ein Anhänger der Lehrsätze des „neuen Jerusalem" um die Bewilligung zur Trauung und ferner darum eingeschritten ist, die Kinder nach den Lehrsätzen dieser Sekte erziehen zu dürfen. In Folge dessen hat das Kultusministerium die bekannte Entscheidung dahin getroffen, daß diese Sekte, welche auch unter dem Namen „Neu-Salemiten" oder „Johannes-Brüder" bekannt ist, als Religions-Genossenschaft nicht nur nicht anerkannt werde, weil ihre Bekenner die öffentliche Gottesverehrung für überflüssig halten und eine kirchliche Autorität nicht zulassen, sondern ihre Anhänger sowohl, als ihre Beförderer mit den gesetzlichen Strafen verfolgt werden. Vom Wiener fürsterzbischöflichen Konsistorium wurde überdies in neuester Zeit der Diözesan-Klerus angewiesen, jeden sich darbietenden Anlaß zu benutzen, um die Anhänger der Sekte vor den Folgen ihres Benehmens eindringlich zu warnen, und durch Ertheilung eines ausreichenden Religions-Unterrichts dahin zu vermögen, daß sie die Pflichten erfüllen, welche ihnen die katholische Religion auferlegt.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kosten halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 30 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 97. Montag, den 16. August. 1858.

Montenegro.

Zur Abwechslung einmal im Lichte der Geschichte.

(Schluß.)

Das Gesetz einer menschlichen Kriegsführung im Zwecke der Ausschließung eines ewigen Kriegszustandes kennen nur jene Nationen, welche ein Völkerrecht anerkennen. Begriffe vom Völkerrecht, die immer eine höhere Stufe der Gesittung voraussetzen, wird man ebensowenig bei den rohen Naturkindern der schwarzen Berge suchen, als sie bei den vom Hauche der Zivilisation blos krankhaft berührten Türken zu finden sind. — Ein erfahrener Militär, selbst des zivilisirtesten Heeres, kann nur mitleidig lächeln über die Vorwürfe, die den Montenegrinern in dieser Richtung gemacht werden.

Ein mehrere Jahrhunderte langer, unausgesetzter Kampf um das kostbarste Kleinod eines edlen Volkes, um seine nationale Existenz, dieser Kampf mit einem barbarischen Feinde und örtliche Verhältnisse, deren Herrschaft sich kein Volk ganz entwinden kann, haben die Montenegriner zu Dem gemacht, was sie sind. Wer mit Ethnographie und Geschichte und mit dem Geiste der Letztern vertraut ist, wird in der nicht wegzuläugnender Rohheit der Montenegriner nichts als Naturgemäßes finden. Da wo beständiges Kriegsgeschrei und Waffengetöse herrscht, finden die Musen ihre Heimat nicht, und so lange sich die Göttinnen der Künste und Wissenschaften ferne halten, kann von einer Gesittung, nach mitteleuropäischen Begriffen, nicht wohl die Rede sein.

Fürst Danilo hat die jüngsten Ereignisse nicht provozirt — er ist vielmehr von den Ereignissen fortgerissen worden, was auch gekrönten Häuptern widerfahren ist. — Die Stellung eines Fürsten oder Wojwoden der Czernahorzen, gegenüber seinem Volke, ist eine wesentlich verschiedene, von der eines Fürsten von Lippe oder Reuß.

Die Montenegriner sind nicht im tiefen Frieden in türkisches Gebiet eingefallen. Wer so etwas behauptet, steht sehr weit vom historischen Boden, und wer diesen nicht unter seinen Füßen fühlt, der schweige lieber.

Zwischen Montenegrinern und Türken mochte wohl zuweilen eine faktische Waffenruhe bestanden haben, ein eigentlicher Friede bestand niemals und konnte nach dem Vorausgeschickten, auch nicht stattfinden.

Die „Zeit“ ist ebensowenig eine historische Quelle als die Reiseberichte der Frau v. Düringsfeld.

Man anerkenne in herkömmlicher — feierlicher — Art, die politische Unabhängigkeit Montenegros, man vergrößere sein Gebiet durch den Hinzuschlag jener an dasselbe grenzenden kleinen Distrikte, die ursprünglich zu demselben gehört, die es zu keiner Zeit aufgegeben und die, mit einer gewissen Naturnothwendigkeit zu demselben gravitiren; — man setze die Grenzen zwischen Montenegro und der Türkei ein für allemal fest und stelle das Ganze unter die Gewähr der europäischen Mächte; — vor Allem aber, erschließe man den Montenegrinern das Meer, so weit dessen Gestade ihnen einst gehört und setze sie dadurch mit der Zivilisation in unmittelbaren Kontakt (dies zu bewerkstelligen ist Pflicht der Großmächte) und man wird zur Ueberzeugung gelangen, daß, ehe noch zwei Menschenalter vergangen, dieses kühne, tapfere, energische und, wie es dessen, wenn auch noch so schwache, Literatur beweiset, auch geistig begabte Volk, würdig an die Seite der gesitteten Völker treten wird.

Es ist also unschwer zu begreifen, wenn eine ritterliche Nation, wie es doch, ohne Widerrede, die französische ist, Sympathien für Montenegro hegt, und daß dieses Mitgefühl in der Verfahrungsweise der französischen Regierung den gebührenden Ausdruck findet; und wir glauben, daß sich auch jeder ächte Engländer schämen würde, seine Regierung anders als im Interesse Montenegros auftreten zu sehen. Den Leitern derselben dürfte die Katastrophe von Navarin noch im frischen Gedächtnisse sein!“

Was uns Oesterreicher anbelangt, uns bleibt der Trost, daß uns auch die leiseste Andeutung abgeht, aus der wir zu schließen berechtigt wären, als läge unserer Regierung die Integrität des montenegrinischen Gebietes — die rechtliche Befestigung der faktischen Zustände auf demselben in staatlicher Richtung, nicht eben so sehr am Herzen, wie jeder andern, die nicht mit dem Geiste der Geschichte und der Gegenwart brechen will.

Uebrigens kann uns an den Motiven dieser oder jener, für die Unabhängigkeit Montenegros, einschreitenden Macht nur wenig gelegen sein, sobald dies Einschreiten nur zu einem durchgreifenden Resultate führt. Bis jetzt hat noch keine Intervention zu einem

Digitized by Google

solchen Resultate geführt, und insofern trägt Europa selbst die Schuld an dem permanenten Kriegszustande zwischen den Bewohnern der schwarzen Berge und der Türkei, so wie den unabweisbaren Folgen desselben.

Wir wünschen im Interesse der Humanität, der Zivilisation (die an dem physisch und geistig so kräftigen Volke eine gewiß schöne und lohnende Eroberung machen wird,) und endlich im Interesse der Gerechtigkeit, damit durch einen staats- und völkerrechtlichen Akt die Integrität des montenegrinischen Gebietes und die vollständige Unabhängigkeit seiner Bewohner ausgesprochen werde, ihre Emanzipation, von der angemaßten Herrschaft oder Oberherrlichkeit eines halbbarbarischen Volkes, das ein Eindringling und immerwährender Fremdling auf dem Kulturboden Europa's, vielleicht nicht den Bajoneten oder diplomatischen Ränken seinem christlichen Gegner, dagegen um so sicherer der europäischen Gesittung, die es einmal nicht vertragen kann, erliegen wird. Vergebens versetzt man den Brustleidenden aus der gedrückten Atmosphäre einer Hauptstadt in die sauerstoffreiche Gebirgsluft. Er wird hier den Tod nur um so eher finden.

Die Türkei ist in der That ein kranker Mann. Sie leidet an europäischer Zivilisation und wird (wenigstens als europäische Macht) an der Zivilisation sterben.

Unseren Tagesblättern dagegen wünschen wir weniger Sentimentalität und vor Allem ein gesünderes historisches Urtheil.

Kronstadt, im August 1858.

Ritter v. Moczarski.

Hochverrathsprozeß in Lemberg.

Wir lassen hier den weiteren Bericht der amtlichen „Lemberger Zeitung" folgen: Nach Verlesung des Anklageaktes wurde zum Verhöre des Paul P. als des Rädelsführers geschritten. Dieser Jüngling sprach theils deutsch, theils polnisch und bewies im Laufe der Verhandlung eine Geläufigkeit des Ausdruckes und schnelle Orientirung in den ihm vorgelegten Fragen. Er begann seine Entschuldigung mit einer Erzählung seines Mißgeschicks seit dem Ableben des Vaters im Jahre 1848 und wollte den Beweis führen, daß die Verfolgung durch einen Geistlichen die Ursache seiner gegenwärtigen traurigen Lage sei, weil er seine Studien zu beendigen nicht vermochte. Weiter erzählte er, daß er im verflossenen Jahre mit Alexander D. bekannt wurde und Freundschaft schloß, — daß er demselben verschiedene Kenntnisse beibrachte und Unterricht in der Geschichte Polens, Deutschlands und Rußlands ertheilte. — Dann seien sie, er nämlich, Alexander D., Felizian J., Hieronym P. und Konstantin K. öfters zusammen gekommen, und weil Paul P. mehr Bildung als sie besaß, so sei er der Leiter derselben geworden, jedoch nur im wissenschaftlichen Sinne, namentlich bei der Erlernung der slavischen Sprachen. Paul P. las gerne militärische Werke und wollte selbst einmal als Kadet ins Militär eintreten. Seine Freunde hätten diese Bücher bei ihm gesehen und auf ihr Verlangen habe er ihnen auch die Kriegskunst vorgetragen. Es sei daher weder seine noch seiner Freunde Absicht gewesen, eine Verschwörung gegen den österreichischen Kaiserstaat anzuzetteln, sie hätten sich nicht zu hochverrätherischen Zwecken versammelt, denn er müßte nur wahnsinnig sein, um zu glauben, daß er mit bloßen Händen einer 100,000 Mann zählenden Armee entgegengehen könne. Es sei zwar wahr, daß sie einen Eid geleistet, aber dies sei nur darum geschehen, um sich in dem Vorsatze, in Militärdienste zu treten, zu stärken. Denn hätte er eine Verschwörung zu organisiren beabsichtigt, so hätte er dies von allen Mitteln entblößt nicht thun können. Er wisse, was zur Ausführung eines solchen Unternehmens nöthig sei: 80,000 Mann, und zwar beiläufig 40,000 Reiter, eben so viel Infanterie und 2—3000 Geschütze. Er hätte demnach derlei Lustschlösser bauen können, falls er ins Gefängniß hätte kommen wollen. In der That habe er in der Voruntersuchung etwas anderes zu Protokoll diktirt, aber damals habe er unter dem Eindrucke der Furcht gesprochen, denn er sei anfänglich in Einzelnhaft gesessen und fürchtete daher länger in dieser Einsamkeit belassen zu werden.

Dies ist mehr oder weniger der Inhalt der ausführlichen Erzählung des Paul P. Hierauf wurde seine Aufmerksamkeit auf das in der k. k. Polizeidirektion gemachte Geständniß gelenkt, welches er auch einige Male bei dem k. k. Landesgerichte wiederholte. Paul P. erklärte, daß er dort wirklich hochverrätherische Absichten gehabt zu haben eingestand, aber dies habe er nur deshalb gethan, um nicht in der Einzelhaft zu verbleiben.

Darauf erinnerte der Vorsitzende den Angeklagten auf die vorhandenen Schriften, welche seine Schuld konstatiren und zugleich seine jetzigen Aussagen als falsch erscheinen lassen. Diese Schriften sind: Der kriegerische Plan zur Bildung einer aus 5442 Personen bestehenden Bande, die Statuten, der Angriffsplan auf Lemberg, die militärische Disziplin. Der Inhalt sämmtlicher Schriften, ohne alle Logik, Styl und oft sinnlos geschrieben, schien augenscheinlich für die Nichtschuld des Angeklagten zu sprechen. Doch suchte Paul P. Artikel für Artikel detaillirt zu erklären und zu seinen Gunsten zu verdrehen. Er behauptete daher, daß er bei Ertheilung des geschichtlichen Unterrichts an seine Genossen von den selbstständigen Nationen gesprochen als da sind, Rußland, England ꝛc., daß er auch von Polen erzählte, und von der Revolution im Jahre 1831. Er habe ihnen auseinandergesetzt, welche Fehler damals begangen worden seien, und wie der Feldzug zu leiten gewesen, um zum glücklichen Ende zu führen. Er habe erzählt wie nach militärischer Art Freiwillige zu sammeln wären, um in kurzer Zeit die Zahl von 5442 Personen zu erreichen. Und nachdem ihn seine Freunde ersucht, daß er ihnen die Auseinandersetzung der Fehler dieser Kampagne niederschreibe, so habe er dieses gethan.

Ebenso vertheidigte er sich bezüglich der Statuten; dies sei Alles nur beispielweise angeführt worden, daß, wenn im Jahre 1831 eine Verschwörung organisirt worden wäre, so und nicht anders hätte verfahren werden müssen, und seien gleich die Statuten in gegenwärtiger Zeit verfaßt, so bezögen sie sich dennoch auf die vergangene Zeit; und was die Schlußworte der Anwerbungsrechnung: „Hura ha na szwaba" (Hurrah auf die Schwaben!) anbelangt, so wisse er nichts von denselben — auch seien gegenwärtig diese Worte ganz unleserlich. Am Schlusse der Statuten sind die Namen der Mitglieder verändert, und zwar deshalb, damit, wenn das Buch einem Kollegen in die Hände gelangen sollte, die

Namen nicht errathen werden könnten. In Betreff des langen und ausführlichen, aber ohne allen Sinn aufgesetzten Planes zur Ueberrumpelung Lembergs, Einnahme der Zitadellen, Befestigung des Schloßberges, Zerstörung der Telegraphenleitung u. dgl. behauptet Paul P. ebenfalls, daß die Aufständischen vom Jahre 1831 so zu verfahren gehabt hätten, wenn sie bei einem Aufstande in Lemberg ein günstiges Resultat erreichen wollten.

Wir führen den Inhalt der vorgelesenen, die Verschwörung betreffenden und durch die Hand und Phantasie des Paul P. geschaffenen Dokumente nicht an; — es spricht darin die Kindheit der Phantasie und die Verrücktheit unreifer Ideen, welche das Lesen irgend eines revolutionären, die Phantasie erhitzenden Buches erzeugte, das der Lesende entweder gar nicht oder linkisch verstanden hat. Dieser unreife Geist offenbart sich auch bei allen mündlichen Antworten des Angeklagten und bei seiner persönlichen Vertheidigung. Man wies ihm die in seinem Besitze gewesenen Pistolen vor. Paul P. behauptet, daß er dieselben zu seiner Zerstreuung hatte, das eine schieße nicht, und das andere streue unbarmherzig die abgefeuerte Ladung. Er sagte ferner aus, daß er, als in der Kriegskunst bewandert, seine Freunde, die mit ihm in Militärdienst treten wollten, in der Handhabung der Waffen unterrichten wollte, damit sie bei der Abrichtung „von den Korporälen nicht bei den Ohren gezaust werden."

Bei den Kriegsartikeln, deren Hauptparagraph lautet, „daß Ungehorsam und Verrath mit dem Tode bestraft werden," und welche ebenfalls für den Feldzug vom Jahre 1831 geschrieben sein sollen, befindet sich ein von Paul P. erdachtes geheimes Alphabet, das ebenfalls im Jahre 1831 zu gebrauchen war, und zwar deshalb, weil es unmöglich sei, dasselbe zu dechiffriren. Auf die Bemerkung des Vorsitzenden, daß es nicht die Mühe lohnte, sich den Kopf bei dem Verfassen eines solchen Alphabets anzustrengen, erklärt der Angeklagte, daß er vermöge seiner Sprachkenntnisse im Stande sei, auf einmal 17 ähnliche Alphabete zu bilden. Uebrigens, fügt er bei, daß er bei dem Allen nichts Schlechtes im Sinne gehabt und daß dies nur eine kindische Unterhaltung zum Zeitvertreib gewesen sei. Die ihm vorgezeigten Werke: „Lehre für die Kadetten" vom Jahre 1843; „die Franzosen in Frankreich" vom Jahre 1796; „Geschichte berühmter Hunde," erkennt er, das letztgenannte Buch gehört dem Felizian J.

Da der Angeklagte die während der Untersuchung angegebenen Daten läugnete, so wurden ihm seine Geständnisse vom 13., 22., 23., 25., 26. und 27. April l. J. vorgelesen, aus denen erhellet, daß er seiner verbrecherischen Handlung vollkommen geständig wurde. Paul P. bejaht zwar so gesprochen zu haben, aber anfänglich wäre er ganz konfus gewesen und später wollte er nicht widerrufen, damit sich die Inquisition nicht in die Länge ziehe. Außer dem Verbrechen der Organisirung einer Verschwörung und der feierlichen Eidesleistung, kommen noch andere Episoden vor, welche die große Erdichtungsgabe des Paul P. beweisen. Zuvörderst gab er an, daß ihn ein Soldat zur Konspiration überredet habe (der sonderbare Dialog mit dem angeblichen Soldaten füllt mehrere Bögen des Protokolls) und am Ende zeigt sich, daß dies Alles von dem Angeklagten erdichtet sei. Eben so ersann er Szenen von welchem er die symbolische Unterschrift „A. Szemani" auf einem Zettel erhalten hätte, welcher ihn zum Mitgliede des Pariser Komités ernannte.

Interessant ist das Motiv, weshalb sich Alexander D. mit Paul P. im Zwecke einer Verschwörung verbunden. D. bewarb sich um ein Stipendium und erhielt einen abschlägigen Bescheid, was ihm in Polen gewiß nicht geschehen wäre. Die Eidesformel für die übrigen Kameraden lautete wörtlich: „Ich schwöre zu Gott dem allmächtigen und dreieinigen, zur heil. Jungfrau Maria, unserer Patronin, und Dir Anführer im Frieden (Alexander D.), dann Dir Anführer im Kriege (Paul P.), daß ich das Vaterland vertheidigen und die Geheimnisse des Bundes nicht verrathen werde." Trotz der in der Eidesformel ausgedrückten Religiösität behalf sich Paul P., der Anführer im Kriege, auch mit dem Aberglauben. So machte er mit Pistolen bewaffnet (zur Wehre gegen Missethäter) um Mitternacht den halbstündigen Weg zum Teufelsfelsen und zitirte daselbst den Teufel; aber der böse Geist wollte nicht erscheinen! Seinen Kameraden erzählte er aber, daß er dort mit einem von Rozsa Sándor abgesandten Banditen zusammenkam, der ihm berichtete, daß Sándor in den Karpathen mit einer Armee von 12,000 Banditen stehe und daß hinter Przemysl einige hundert Personen für den Aufstand vorbereitet seien u. dgl. Ebenso ungünstig war der Ausflug am Vorabend des St. Johannesfestes um die Blüthe des Farnkrauts.

Aus den verlesenen protokollarischen Geständnissen geht auch der Umstand hervor, daß Paul P. einsah, daß die Revolution in sieben Monaten nicht zum Ausbruche kommen könne und er habe daher beschlossen, den Aufstand auf einige Jahre zu verschieben, indessen aber die Jugend darauf vorzubereiten. Und weil auch den Forderungen der Schule entsprochen werden mußte, so hätten sie (Paul P. und Alexander D.) erst nach den Ferien wirksam handeln sollen. Paul P. hatte die Aufgabe sich mit zwölf Auserwählten in die Karpathen zu begeben und sie dort im Kriegshandwerke zu üben, Alexander D. hingegen hatte auf dem Lande zu wirken und die Bauern aufzuhetzen, mit der Verheißung, daß sie nach der Wiederherstellung Polens keine Steuern zahlen werden.

So wäre also in 2 und längstens in 3 Jahren alles vorbereitet gewesen und dann hätte es sich entschieden, ob Polen eine Republik oder ein Königreich sein sollte. Für die letztere Regierungsform war Alexander D. — der Kandidat zu dieser höchsten Stelle — eingenommen. Nach der Befreiung sollte Galizien in zwei Herzogthümer getheilt werden, das eine unter einem ruthenischen und das andere unter einem polnischen Herzoge und derjenige von Beiden, der sich als tauglicher bewähren würde, sollte König werden. Hieraus ergibt sich, daß sich die Einbildungskraft der Angeklagten nicht mit einem einheitlichen Polenreich beschäftigte. Zur Kräftigung des Revolutionsfondes hatten die Theilnehmer wöchentlich 6 kr. zu erlegen, was zur Bezahlung des Wohnzinses für Alexander D. (weil dieser die Kasse und das Archiv bei sich aufzubewahren hatte), sodann zur Anschaffung von Waffen, Militärwerken und anderen revolutionären Bedürfnissen dienen sollte. Dieser Fond scheint übrigens nicht allzu bedeutend gewesen zu sein, denn es wurde kaum 1 fl. gesammelt, wovon Paul P. 30 kr. zu den angeführten Zwecken verausgabt hatte.

Nachdem ihn sein Vertheidiger aufmerksam gemacht, daß er

Digitized by Google

...

...

...

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 98. Mittwoch, den 18. August. 1858.

Ein Zirkular des Erzherzogs Ferdinand Maximilian.

Venedig, 11. August.

Seine kaiserliche Hoheit der Generalgouverneur Erzherzog Maximilian hat das nachstehende Zirkular an die Beamten und Behörden des Generalgouvernements ergehen lassen, das wir uns beeilen als eines der erhebendsten und charakteristischsten Dokumente der Zeitgeschichte und als das Programm der Verwaltung des lombardisch-venetianischen Königsreiches in Uebersetzung den Lesern ohne weiteren Kommentar mitzutheilen:

„Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in Wien, wo mir aus dem Munde unseres Herrn und Kaisers Worte der Anerkennung über die hierlands angebahnten Reformen zu Theil wurden, und wo ich an der Quelle der Macht jene Grundsätze schöpfte, an welche ich mich zu halten habe, wieder in das lombardisch-venetianische Königreich zurückkehrend und neuerdings die Zügel des meiner Leitung anvertrauten Gouvernements ergreifend, kann ich nicht umhin, zur Aufklärung für Gegenwart und Zukunft einige Bemerkungen auszusprechen, welche sich als naturgemäße Folge an jene Verhaltungsmaßregeln knüpfen, die ich bei meinem Amtsantritte ergehen ließ."

„Das erste Jahr dieser neuen administrativen Aera fruchtete dem Lande die in dem neuesten allerhöchsten Handschreiben enthaltenen nicht unwesentlichen Erfolge. Durch die Grundsteuer-Spezialkommission wird die definitive Lösung einer der wichtigsten Fragen erleichtert; durch die Beschränkung der fiskalischen Exekution auf ihre wahren Grenzen verschwindet eine aus der Zeit der französischen Verwaltung übrig gebliebene Anomalie; durch die Reform der Akademien wurde den bildenden Künsten, dem glänzendsten Ruhme Italiens, eine kräftigere Lebensfähigkeit und ungehemmtere Entfaltung gewährleistet; die von der Zentral-Kongregation reiflich geprüften Verfügungen zu Gunsten der Gemeindeärzte entsprechen in gerechtem Maße den Leistungen derselben und den Landesverhältnissen, und bezüglich der Konskriptionspflichtigkeit hat Se. Majestät für dieses Jahr wesentliche Erleichterungen eintreten lassen."

„Durch die allerhöchste Billigung dieser Vorschläge ermuthigt, werde ich auf dem von dem Gesetze, der Gerechtigkeit und der öffentlichen Wohlfahrt mir vorgezeichneten Wege weiter schreiten, und finde mich heute, indem ich die gelegentlich meines Amtsantrittes über die Art und Weise der administrativen Amtsleistung von mir gegebenen Andeutungen ins Auge fasse, nicht veranlaßt, die Grundsätze derselben irgendwie zu modifiziren. Ich gewahre, daß man ihren Geist richtig aufgefaßt und theilweise ihre Durchführung angebahnt hat. Ich bemerke überdies mit Vergnügen, daß sowohl Gemeinden als Korporationen und einzelne Personen eifrig mit Rath und That zur Erreichung des gemeinsamen Zweckes mitzuwirken bestrebt sind."

„Die beiden Hauptstädte befinden sich auf der Bahn zunehmenden Aufschwunges, Mailand als reiches Zentrum geistiger und industrieller Thätigkeit, das durch Künste und Denkmale verherrlichte Venedig als Handelplatz und Seestadt. Die Zentral-, Provinzial- und Munizipal-Kongregationen geben einzelne Beweise des hingebendsten Eifers für das Gemeinwesen und unterbreiteten mir ausgearbeitete Vorschläge, welche die allerhöchste Anerkennung erlangten und größtentheils zur Durchführung kommen werden."

„Aber damit die Männer, welche mit reinem Herzen für das Gute wirken, nicht in ihrem Eifer erkalten, dürfen ihnen, was Gegenstand meiner besonderen Aufmerksamkeit sein wird, keine unnöthigen Hindernisse in den Weg gelegt werden, sondern man soll ihnen allezeit bereitwilligst Unterstützung gewähren."

„Die großen Arbeiten, welche im Zuge begriffen sind, geben den Organen der Staatsverwaltung die günstigste Gelegenheit, zu beweisen, daß sie die Thätigkeit der Administrirten in Bewegung zu setzen und zu lenken verstehen, ohne dabei, statt eine maßvolle und so zu sagen hilfreich fördernde Einwirkung auszuüben, eine mäkelnde und herrschsüchtige Vormundschaft geltend zu machen."

„Unter diesen Arbeiten sind die nachfolgenden die hervorragendsten: Die Projekte zur Bewässerung Friauls durch die Ledra, so wie jene des oberveronesischen Gebietes; die binnen Kurzem auszuführende Immission des Gua in den Chiampo; die Austrocknung der mächtigen Sümpfe längs der Küste des adriatischen Meeres; die Vollendung des Eisenbahnnetzes; die verschiedenen Vorkehrungen, um dieses alte Emporium in einen den heutigen Bedürfnissen entsprechenden Handelsplatz umzuwandeln. Sowohl bei diesen Angelegenheiten wie auch bei der bevorstehenden Regulirung des öffentlichen Unterrichtes und der Vorkehrungen zur Unterstützung der durch Elementarereignisse heimgesuchten Landstriche, welchen ich meine besondere Sorgfalt zuwenden werde, haben die Aemter Gelegenheit, sich durch ein wohlberechnetes Dazwischentre-

Digitized by Google

ten zu betheiligen; aber meinem Blicke wird Niemand entgehen, der obgleich er im Grunde nichts ist als ein Diener des Staates und ein Hilfsarbeiter am Werke der öffentlichen Wohlfahrt, der üblen Sucht huldigt, den Herrn zu spielen. Die Staatsbeamten sollen, was die Erledigung der Amtsgeschäfte betrifft, den Repräsentativkörpern in den Formen einer einfachen, aber gedrängten und kräftigen Schreibweise als Muster dienen. Ich muß meinen Tadel über die leider allgemein eingerissene Gewohnheit aussprechen, langgestreckte Berichte zu verfassen, welche an die Bemerkung erinnern, daß „hinter der Weitläufigkeit der Phrasen sich die Oberflächlichkeit verstecke." Gleichzeitig erkläre ich, daß ich mit Strenge gegen Jene einschreiten werde, welche, besonders bei den Oberbehörden, die Geschäfte durch nichtssagende Formeln in die Länge ziehen."

„Die Grundsätze, deren gewissenhafte Befolgung ich allen Zivilbeamten zur Pflicht mache, sind die folgenden:

„Vor Allem hat Jeder stets auf's Strengste die Vorschriften der Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit im Auge zu behalten. Ich verabscheue jeden Mißbrauch, und werde ihn zu entdecken und zu bestrafen wissen."

„Außerdem ist es in diesen Ländern, in welchen rasche Auffassung und Reinheit des moralischen Gefühles nicht ein Privilegium Weniger, sondern eine fast Allen zu Theil gewordene Gabe ist, von höchster Bedeutung, stets strenge Logik und Klarheit der Gedanken an den Tag zu legen."

„Jedem Versuche von Ungesetzlichkeit und Pflichtvergessenheit haben die Behörden, die gesetzlichen Wege mit Gerechtigkeit und Ueberlegung einschlagend, mit unerschütterlicher Entschiedenheit und würdevoller Ruhe entgegenzutreten."

„Eben so wenig wie die Willkür werde ich die Schwäche dulden: auch sie verleitet zur Ungesetzlichkeit; wer sie aus Privatrücksichten eintreten läßt, der verdient Strafe, und sie wird ihn rasch ereilen; denn sie aber angeboren ist, der ist zu keinem Staatsamte geeignet und wird sofort entlassen. Oft ist es durch Entschiedenheit geglückt, in schwierigen Verhältnissen gefährlichen Folgen vorzubeugen; oft genügte es, die Kraft blos zu zeigen, ohne sie anwenden zu müssen. Die Feinde der Ordnung rechnen stets auf den Mangel an Kraft und Entschlossenheit bei der Anwendung wirksamer Mittel in jenen entscheidenden Augenblicken, in welchen man unberechenbaren Schaden von den Völkern abwenden kann. Ich bin entschlossen, von diesen Mitteln Gebrauch zu machen, sobald es die Nothwendigkeit bedingt; ich bin es um so mehr, je mehr ich die vorzüglichen Eigenschaften dieses Volkes anerkenne, hochschätze und pflege, dieses Volkes, das sich mit Recht der ältesten Bildung rühmt. Aber indem ich mit kräftiger und gerechter Hand den friedlichen Gang seiner moralischen und materiellen Entwickelung beschützen will, muß ich mit allem Nachdruck darauf bestehen, daß die Amtsbehörden den vernünftigen Erwartungen und den ausführbaren gerechten Wünschen des Landes Unterstützung und Förderung angedeihen lassen. Wie das Volk dieses mit vollem Rechte von seiner Regierung verlangen kann, so hat die Regierung das Recht, Unterthanentreue vom Lande zu begehren, und dieses Recht will ich, der ich an die Spitze der Regierung gestellt bin, mit jener Entschiedenheit aufrechterhalten, die ein Erbtheil unseres Hauses ausmacht. Ich verlange also, wie ich mit Nachdruck wiederhole, von den Beamten ohne Ausnahme die Erfüllung ihrer Pflichten; diese besteht mir gegenüber in der vollständigen und nackten Wahrheit, gegenüber dem Publikum in einem artigen, aber entschiedenen Benehmen; ich verlange von ihrem Gewissen Gerechtigkeit und von ihrer Ehre eine sorgfältige und gewissenhafte Erledigung der Geschäfte; außerdem aber unermüdlichen und treuen Diensteifer, welcher bei Beförderungen durch besondere Bevorzugung belohnt werden wird."

„Bis nun habe ich mir selbst und den Verwaltungsbehörden Zeit gelassen zum genauen Studium der Zwecke und der zum Ziele führenden Mittel; möge jetzt dem Stadium der Ueberlegung die Periode des Handelns folgen!"

Ferdinand Maximilian,
Erzherzog von Oesterreich."

Hochverrathsprozeß in Lemberg.

Der Prozeß hat mitunter so viel Komisches, daß die Zuhörer, welche den Gerichtssaal füllen, sich oft der Heiterkeit nicht enthalten konnten, und erst auf Mahnung des Vorsitzenden zum Schweigen gebracht wurden.

Karl Franz R., 17 Jahre alt, läugnet zwar die Existenz der verbrecherischen Verbindung im Jahre 1857 nicht, wohl aber, daß dieselbe im laufenden Jahre erneuert wurde, obgleich er dieses vor dem Untersuchungsrichter gestanden hat. Als er im Frühling 1857 mit Alexander D. näher bekannt wurde, habe ihn letzterer gefragt, ob er bereit wäre, die Schwaben (Deutschen) in Galizien zu vertilgen? Dann habe er ihm vorgeredet, daß Millionen Slaven aufstehen werden, daß er schon viele Anhänger der Revolution habe, und daß er sogar einen Gutsbesitzer aus dem Krakauer Gebiete angeworben habe. Ich habe gemeint (sagt der Angeklagte), daß ich durch die Theilnahme an der Verschwörung entweder König, oder Fürst, oder ein reicher Gutsherr im neuen Reiche sein werde. Meine Freude war groß, und ich erzählte zu Hause, daß mir Alexander D. eine große Würde verleihen werde; aber ich wurde ausgelacht. Alexander D. sagte ihm, daß Paul P. das Haupt des Bundes sei. Paul P. habe sich über diese neue Stütze gefreut und ihm versprochen, daß er ihm zum Kommandanten einer ansehnlichen Heeresabtheilung ernennen werde. Er wird in den Plan zur Ueberrumpelung Lembergs eingeweiht; — hiezu wäre ein Husaren-Regiment und ein polnisches Regiment bestimmt gewesen, und ein Kanonier war zum Vernageln der Geschütze bestellt.

Auch er versprach, zu dem revolutionären Fonds 30 kr. beizusteuern, hat aber blos 6 kr. gegeben und auch diese zurückgefordert. Paul P. prahlte vor ihm, daß er auf den Gebäuden die Verse: Uciekajcie Niemcy z kraju; do z was bedzie bigos w maju! — Polazy dzis 3ci Maj! (Flieht, ihr Deutschen, aus dem Lande, denn im Mai wird man euch in Stücke zusammenhauen! Polen, heute ist der 3. Mai) geschrieben habe. Dies alles sei jedoch im verflossenen Jahre geschehen. In diesem Jahre habe er nicht im Zwecke der Losreißung Galiziens konspirirt. Den Eid

habe auch er geſchworen, in welchem er dem Anführer im Frieden und im Kriege Gehorſam verſprach, ſowie das Vaterland zu vertheidigen, aber dies habe — wie ihm Paul P. erklärte — zu bedeuten gehabt, daß alle in das k. k. Militär eintreten und in einem Regimente dienen werden. Das Wort Vaterland habe Galizien unter dem öſterreichiſchen Scepter bedeutet. Uebrigens habe er geſchworen, weil es die anderen gethan.

Er geſteht, daß ſeine Ausſagen vor dem Unterſuchungsrichter anders lauten, aber dies habe er in der Furcht vor den Eiſenbanden gethan, obwohl ihm niemand mit denſelben gedroht. Als ihm ſein früheres Geſtändniß vorgeleſen worden, beſtätigte er, daß alles ſo niedergeſchrieben worden, wie er geſprochen.

Hierauf kam die Reihe auf den Angeklagten Robert O., einen ruſſiſchen Unterthan, Schneiderlehrling, 19 Jahre alt. Seine Ausſage iſt unweſentlich.

Konſtantin K., 16 Jahre alt, ein Jüngling, der kaum 13 Jahre zu zählen ſcheint, erzählte faſt weinend, daß er 1857 der Verbindung beigetreten und Sekretär des geheimen Raths geweſen iſt; die Statuten habe er nicht geleſen, ſondern den Namen Szawkowicz angenommen; er hörte auch den Paul P. von der Revolution und von der Eroberung Lembergs ſprechen. Auch er habe geſchworen, und „das Vaterland vertheidigen“ ſollte „Galizien kämpfend zu befreien“ bedeuten. Auch er hat zu der Sammlung beigetragen, erklärt aber, daß er dem Vereine in der Meinung beigetreten ſei, daß ſie Soldaten ſpielen werden.“ Während der Vorunterſuchung iſt er dem Richter zu Füßen gefallen und hat denſelben weinend gebeten, ſich für ihn verwenden zu wollen, und ihn nicht aus den Schulen auszuſchließen.

Die vierte Sitzung des k. k. Gerichts hat an demſelben Tage um 4 Uhr Nachmittags ſtattgefunden.

Der herbeigerufene Hieronymus P., 15 Jahre alt, läugnet ſeine Theilnahme an der Verſchwörung behufs an der Wiederherſtellung Polens.

Gegen ihn ſpricht noch eine andere, wenn gleich nicht ſträfliche That, die jedoch zur Aufklärung der gegenwärtigen Angelegenheit beiträgt, und daher auch vor dem Gerichte zur Sprache kam. Er hatte nämlich in dieſem Jahre unter den Schülern der dritten Gymnaſialklaſſe einen ſogenannten „Freundſchaftsbund“ geſtiftet und demſelben in deutſcher Sprache verfaßte Statuten gegeben, woraus zu entnehmen iſt, daß ſich dieſe Jugend beſſer deutſch als polniſch auszudrücken verſteht. Der Zweck war, die Lektionen gemeinſchaftlich zu ſtudiren und ſich beim Antworten zu unterſtützen. Ein förmliches Komplot gegen die Wachſamkeit der Lehrer, in welchem ein guter Souffleur nämlich die Hauptrolle ſpielte. Das Statut iſt ziemlich weitläufig und mit allem Ernſte, wie das Statut einer gelehrten Geſellſchaft, geſtrieben. Schon der Eingang derſelben iſt originell; wir leſen darin: „Gott ſelbſt hat Adam und Eva Geſetze gegeben — Moſes auf dem Berge Sinai den Iſraeliten Gebote ertheilt — alle Länder und Völker, jede menſchliche Geſellſchaft, haben ihre Geſetze und Vorſchriften, daher müſſen auch wir eigene Statuten haben ꝛc.“

Dieſer Verbindung gehörten Eduard B., Arnold K., Emil H., Philemon M., Alexander D., Joſeph M. und Felix O. an. Hieronymus P. wurde zum Chef gewählt, Eduard B. und Arnold K. zu deſſen Adjutanten. Sie kamen theils auf dem Sandberge, theils zu Hauſe zuſammen. Der Verein löſte ſich aber auf, weil man ihn auslachte. Hieronymus P. hatte in dieſem Vereine den Namen Rinaldo. Die Aufgabe des Vereins war nach ſeiner Ausſage: ſich die Penſa zu reichen, die Antworten zuzuflüſtern, Zigarren zu rauchen und ſich gegenſeitig mit Kleidern zu verſorgen. Aber die Zeugen Eduard B., Emil H. und Arnold K. führten noch andere Umſtände an, die ſich auch in den vorgeleſenen Ausſagen des Philemon M. befinden: daß ihnen nämlich Hieronymus P. erzählte, er werde in die Karpathen reiſen und zur Bande Rozſa Sandors ſtoßen; daß die Bauern mit der Regierung unzufrieden ſeien; daß ſich der Kaiſer, als Sobieski Wien befreite, undankbar erwieſen; daß es in Rußland beſſer wäre, denn dort werde man nicht unterdrückt; endlich daß er einen Traum hatte, in welchem ihm Kosciuszko und Poniatowski erſchienen; er habe ihnen ein Almoſen reichen wollen, aber ſie hätten es ausgeſchlagen und geſagt: „Die Polen könnten aufſtehen, wenn ſie einig wären.“ Dieſe an ſich unbedeutenden Thatſachen wurden dennoch unterſucht, um die Maßnahmen des Hieronymus P. zu eruiren.

Die hierauf vorgenommene Konfrontation der bisher Verhörten hat zur Aufklärung der Sache nichts beigetragen. Hieronymus P. wiederholt, daß er deshalb die That protokollariſch bekannt, weil er am erſten Tage ſeiner Haft die ordinäre Koſt der Gefangenen erhalten habe; übrigens hätte er geglaubt, daß das ganze Komplot nur eine Unterhaltung ſei.

Der unterſeeiſche Telegraph zwiſchen Europa und Amerika.

In dem Augenblicke, wo ein Kriegsſchauſpiel von ſeltener Großartigkeit die Aufmerkſamkeit Europas feſſelt und der Souverän Frankreichs der Königin des meerbeherrſchenden Britanniens die Werke zeigt, welche darauf hinzielen, die franzöſiſche Seemacht zu einem furchtbaren Rivalen der britiſchen Seegewalt zu machen, iſt ein Unternehmen vollendet worden, daß, mag man ſich Cherbourgs Bedeutung in der Marinegeſchichte Frankreichs noch ſo groß vorſtellen, einen viel weſentlicheren Einfluß nicht nur auf die Geſchicke zweier Nationen, ſondern zweier Erdtheile haben wird, an welche ſich der Fortſchritt der Ziviliſation knüpft. Die Nachricht, daß der neueſte Verſuch, das atlantiſche Telegraphenkabel zu legen, geglückt ſei, hat ſich durch weitere Depeſchen vollkommen beſtätigt. — Der „Agamemnon“ und die „Niagara“ haben glücklich ihre Laſt auf den Grund des Meeres verſenkt, das engliſche Schiff iſt in Queenstown, das amerikaniſche in Trinity Bay angelangt, und was noch wichtiger iſt für die Beſtätigung des Erfolges, die in Amerika abgegebenen Signale ſind gut in Europa angekommen. Das Unerwartete iſt hier einmal wieder eingetroffen. Die beiden erſten mißlungenen Verſuche hatten die Hoffnung, daß mit dem zur Anwendung gebrachten Material das große Werk ausgeführt werden könne, ſo herabgeſtimmt, daß dem dritten Verſuch unverdient wenig Beachtung geſchenkt worden iſt und derſelbe eigentlich nur unternommen zu ſein ſchien, um die abſolute Unmöglichkeit zu beweiſen.

Was in der zunächst betheiligten englischen Presse in den letzten Wochen über die telegraphische Verbindung mit Amerika gesagt worden ist, bezog sich lediglich darauf, wie die Sache künftig klüger anzufangen sei. Der Versuch ist geglückt, aber man würde sich allzu sanguinischen Hoffnungen hingeben, wollte man schon jetzt die Verbindung mit Amerika durch das nun gelegte unterseeische Telegraphenkabel als dauernd hergestellt ansehen. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß noch manche Störungen eintreten werden, ja, daß selbst die Arbeit noch einmal zu thun ist, aber das eine Resultat kann nicht wieder verloren gehen: die Möglichkeit, von Europa nach Amerika ein telegraphisches Kabel zu legen, ist aus einem Probleme zu einer Thatsache geworden. Nachdem diese Gewißheit errungen ist, kann man getrost den weiteren Wechselfällen entgegen sehen. Es werden sich immer unternehmende Geister finden, ein Werk von Neuem auszuführen, dessen Folgen in ihrem ganzen Umfange wir nur erst mehr ahnen als übersehen.

Mannigfaltiges.

* Bei dem Besuche der Pußta Vacs hatte der Prinz von Joinville — wie der „B. P. H." bemerkt — Gelegenheit, den großartigen Maßstab kennen zu lernen, in welchem hier zu Lande die Viehzucht auf ausgedehnten Wirthschafts-complexen betrieben wird. Der Herzog von Koburg ließ nämlich vor seinem erlauchten Gaste den Viehstand der Pußta, der am Kastell vorüber getrieben wurde, Revue passiren. Der Zug bestand aus 300 in Wagen eingespannte, mit grünen Zweigen und farbigen Bändern geschmückten Ochsen, ferner aus 10,000 Schafen und endlich aus dem ganzen Gestütte. Die Ochsen-, Schaf- und Pferdeknechte waren alle in ihrer volksthümlichen Tracht aufs beste herausgeputzt, und so gewährte dieser Umzug, der über 3 Stunden währte, zugleich ein sehr pittoreskes Schauspiel.

* Der „Allg. Ztg." wird aus Florenz geschrieben: In Venedig ist die amtliche Nachricht eingetroffen, es sei am 5. d. M. der österr. Kabinetskourier Müller, welcher monatlich die Reise von Neapel nach Mantua hin und her unternimmt und die diplomatische Korrespondenz der k. k. Legationen in Modena, Florenz, Rom, Neapel befördert, an der Grenze, bevor er, aus Neapel kommend, das toskanische Gebiet betrat, von einer Räuberbande angefallen worden. Er wurde gezwungen, während die Räuber seine Postchaise durchsuchten, auf einem Steinhaufen mit dem Kopf abwärts liegen zu bleiben. Da er versuchte das Haupt zu erheben, versetzte ihm einer der Räuber mit einer Hacke einen solchen Hieb, daß der unglückliche Kourier sterbend in Florenz anlangte, wo er Allem die ihm anvertrauten Depeschen dem Freiherrn v. Hügel, österr. Gesandten am toskanischen Hofe, persönlich übergeben wollte. Zur Stunde dürfte er aber als ein Opfer seiner Pflicht bereits verschieden sein.

* Der Präses des Gesundheitsrathes von Alexandrien, ein türkischer Scheich, sagte bei einer außerordentlichen Sitzung den europäischen Delegirten Folgendes: „Jedem Menschen ist sein Schicksal vorausbestimmt. Soll er nicht an der Pest sterben, so braucht er sich auch nicht zu fürchten, soll er aber daran sterben, so helfen ihm auch keine Vorsichtsmaßregeln. Deswegen bin ich gegen jede Absperrungs-Maßregel." Das ist doch gründlicher Fatalismus.

* Folgendes ist das Diner, welches an Bord der Bretagne dem Kaiser und der Kaiserin der Franzosen und der Königin von England servirt wurde. Suppen: à la Crecy. Reiß au consommé. — Relevés: Steinbutte (Turbot) 2 Saucen. — Roastbeef à l'anglaise. — 16 Entrés: tête de veau. Schildkröte. Huhn à la Villeroy. Rebhuhn-Salmy. Hammelszunge mit Spinat. Aal à la tartare. Retis pâtés au naturel. — Krebsen- (Homard)-Mayonnaise. — Kalbs-Filets. Mignons. — Braten. Sorbets. Gebratene Hühner. Punsch romain. Gebratene Wachteln. 12 Entremets: Lattich au consommé. Apfel-Charlotte. Früchten-Macedonie. Artischoken. Meringues au cafe. Birnen mit Reiß. — 32 Desserte. 8 Körbe Früchte. 8 Kompots. 8 Aufsätze. 8 Platten kleiner Pasteten. Eis: Himbeeren. Aprikosen. Kaffee. Liqueur u. s. w. Se. Majestät der Kaiser Napoleon scheinen selbst auf dem Meere nicht schlecht zu leben!

* Auch in Stockholm gibt es Krinoline-Prozesse. Ein Frauenzimmer erschien neulich dort auf der Straße, deren Rock alles frühere Gesehene weit übertraf. Von Straßenjungen, Dienstmädchen und Gaffern verfolgt, setzte sie ihren Weg unbeirrt durch die lebhaftesten Stadttheile fort, bis die Polizei dem wachsenden Lärmen ein Ende machte und die aufgeblasene Anstifterin abführte. Wie sie aussagte, war sie zu dem Gange durch die Straßen von einem Bürger gemiethet worden, der die Krinoline haßte. Der Bürger, welchen sie bezeichnete, räumte die Wahrheit der Aussage ein und fügte hinzu, daß er noch 25 ähnlich angezogene Frauenzimmer in die Gassen schicken werde, um seinem Hasse gegen die entstellende Tracht Luft zu machen.

* Der gewesene Regent von Portugal, König Dom Fernando, Vater des jetzt regierenden Königs und Gemal der verstorbenen Königin Donna Maria da Gloria, hat dem Brüsseler Kongreß zur Wahrung des literarischen und künstlerischen Eigenthums seine Zustimmung ausdrücken lassen. „Ich ermächtige Sie, hat der König an den belgischen Gesandten in Lissabon geschrieben, in meinem Namen zu erklären, daß ich mich von ganzem Herzen den Arbeiten des Kongresses anschließe, und daß ich den Grundsätzen, welche dessen Grundlage bilden, meine vollkommene Billigung gebe." Der Beitritt des Königs Ferdinand hat das Verdienst, von einem der berufensten Männer auszugehen. Der König ist nämlich ein Künstler von großem Talente. Er beschäftigt sich mit Bildhauerei und vorzüglich mit der Aetzkunst. Sein Album enthält Zeichnungen von seltener Originalität, die den ersten Künstlern Ehre machen würden.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 99. Freitag, den 20. August. 1858.

Johann Jakob Astor.

Johann Jakob Astor, aus dem Marktflecken Walddorf in Baden, drei Stunden von Heidelberg, im Jahre 1763 geboren, wanderte, kaum 20 Jahre alt, nach London, woselbst er mehrere Jahre in sehr dürftiger Lage und sehr niederer Stellung zubrachte, sonderbar genug immer von dem, der innersten Ueberzeugung entspringenden Gedanken aufrecht erhalten, er würde trotz seiner jetzigen Armuth doch noch einmal sehr reich werden.

Mit Mühe erarbeitete er sich eine sehr mäßige Summe, mit welcher er 1783 allerlei zurückgesetzte Waaren einhandelte und damit zu einem Bruder in Baltimore zu reisen beschloß; er mußte jedoch, da sich des strengen Winters wegen die Chesepeake-Bai mit Eis bedeckte, eingefroren sammt allen Passagieren auf dem Schiffe bleiben. Während dieser, ein Vierteljahr dauernden Gefangenschaft wurden die Passagiere oft von Jägern, Fallenstellern (Trappers), Pelzhändlern ꝛc. besucht; von diesen hörte Astor zum ersten Male etwas von der Wichtigkeit des Pelzhandels — er verkaufte sein kleines Waarenlager im Detail zu sechsfach höherem Werthe und kaufte dafür Pelze, d. h. die Häute von Pelzthieren ein, und kehrte sofort um, in London seine Schätze zu verwerthen; natürlich erhielt er dort wieder sechs Mal so viel für seine Pelze, als sie ihn gekostet.

Er reiste nun abermals nach Amerika, begab sich jedoch näher an die Quelle des Pelzhandels, nach Montreal, kaufte dort tüchtig und schnell wohlfeil ein, und als er rückkehrend durch die größte Straße von New-York gehend, auf die ungemein großen und prächtigen Häuser aufmerksam gemacht wurde, welche sich zu beiden Seiten erhoben, sagte er: ich werde in dieser Straße dereinst ein noch viel größeres und prächtigeres Haus bauen, als irgend eines der vorhandenen ist!" — und er hat sich selbst Wort gehalten.

Astor widmete sich jetzt ausschließlich diesem Handelszweige, der ihm in zehn Jahren, immerfort wachsend, schon ein Vermögen von einer Million Dollars abwarf.

Ein Anderer wäre damit nach seinem Vaterland zurückgekehrt und hätte dort in Ruhe und Frieden gelebt; das sagte aber dem unruhigen Geiste dieses Mannes nicht zu, er wollte mehr haben, und je größer sein Vermögen ward, desto mehr wollte er es vergrößern, deßhalb reiste er nicht nur jährlich wieder nach Montreal, immer größere Einkäufe machend, sondern er legte selbst Niederlagen für die Pelzwaaren und Ruhepunkte für die Pelzjäger, Trappers und Händler an; allein er hatte eine mächtige Konkurrenz in der bestehenden Mackinaw-Kompagnie, derjenigen, von deren zahlreichen Agenten er bis dahin immer seine Waaren eingekauft. Das Jahr 1795 änderte allerdings in den Privilegien dieser Gesellschaft sehr viel. Bis dahin hatte diese Nordwestkompagnie alle Posten inne gehabt, jetzt bestimmte ein Traktat zwischen der Krone England und den anerkannten Freistaaten von Nordamerika, daß die Grenze zwischen beiden Ländern, Canada und den Freistaaten, mitten durch die Seen gehen sollte, und daß die südlich von diesen Seen bestehenden Forts und Stationen, Oswego, Michilimakinak, Detroit, Niagara und mehrere andere an die Vereinigten Staaten, als in ihrem Gebiete liegend abgegeben werden sollten. Dieß geschah auch der Uebereinkunft zufolge ganz pünktlich und beraubte die Nordwestgesellschaft einer mächtigen Stütze, nämlich des Monopols, und hierauf baute Astor seine weit aussehenden Plane.

Die amerikanische Regierung hatte den Wunsch, diesen einträglichen Pelzhandel in die Hände einheimischer Kaufleute zu bringen; aber wie dieß in einer Ochlokratie immer ist, es war keine Einheit in der Handhabung der Anstalten, nicht einmal Einheit der zu erstrebenden Zwecke zu ermöglichen; was gethan wurde, geschah mit unzulänglichen und noch überdieß mit falsch angewendeten Mitteln.

Ein so jugendlich heller und strebsamer Kopf wie Astor mußte bald das Unzweckmäßige dieser Handlungsweise einsehen und er entwarf einen Plan, den Handel direkt nach Amerika, d. h. nach den Freistaaten zu ziehen.

Er hatte Alles nach und nach eingefädelt, seit Erfüllung jenes Vertrages von 1795 mehr als zehn Jahre lang ununterbrochen, aber nur im Stillen und mit seinen immer wachsenden Mitteln gearbeitet, den Handel immer mehr in seine Hand bekommen — nun legte er der Regierung den Plan vor, etwas durchzusetzen, was bereits durchgesetzt war, ohne daß ein Mensch eine Ahnung davon hatte, und die Regierung, ebschon ihr die zum Scheine beanspruchten Mittel zur direkten Unterstützung des Unternehmens durch Geld fehlten — gab doch, um ihren guten Willen zu zeigen, Alles her, was Astor irgend verlangte, nämlich ein Privilegium für eine große Handelsgesellschaft, „die amerikanische Pelzkompagnie," welches alle anderen Kaufleute von

Digitized by Google

diesem Handel ausschloß, der Gesellschaft gestattete, 2 Millionen Dollars (3,000,000 Thaler) in diesen Handel anzulegen, und ihr Schutz für ihr Privilegium auf eine große Reihe von Jahren versprach, so lange das Betriebskapital jene Summe nicht überschritt.

Diese Pelzkompagnie hieß Johann Jakob Astor; er allein gab das Geld her, er allein leitete das Ganze, die Titularmitglieder hatten nichts zu thun, als seinen Willen zu befolgen und einen Antheil seines Gewinnes als Lohn für ihren Gehorsam zu beziehen. So allein kann etwas Großes geschehen — ein Kopf muß das Ganze leiten.

Heimische Konkurrenz hatte Astor jetzt nicht mehr zu fürchten, es war nur noch die Nordwestkompagnie, welche ihm Sorge machte; mit dieser, wenn sie ihr ganzes Gewicht in die Wagschale legte, war durchaus nicht zu wetteifern — sie mußte Siegerin bleiben — aber das war eben solch' eine Gesellschaft. Es war nicht ein Kopf wie auf amerikanischer Seite — es waren hunderte. Jeder hatte 50,000 bis 100,000 Pfund Sterling dabei, die konnten durch die neue amerikanische Konkurrenz verloren gehen — das waren zu schwere, zu große Befürchtungen — statt daß Jeder sein Kapital verdoppelte, um die Konkurrenz lächerlich zu machen, zog Jeder so viel er bekommen konnte von dem seinen zurück und erleichterte Astor seine Arbeit.

Dieser that nicht so, als ob er seinen Vortheil bemerkte, er machte die Leute glauben, daß er sie fürchte — er ließ sie aber ahnen, daß er doch wohl hätte ihre Schwäche und Furchtsamkeit errathen können — und als er nun mit dem Anerbieten, ihnen ihr Privilegium abzukaufen, hervortrat und ihnen beinahe so viel darbot, als sie noch darin stecken hatten — griffen sie mit allen Händen zu, sehr zufrieden, so mit heiler Haut davon zu kommen.

Nun war Astor Alleinherrscher auf diesem Gebiet — jetzt war es Zeit, dessen ganze Ausdehnung und dessen Ergiebigkeit kennen zu lernen, was jetzt entdeckt wurde, kam allein ihm zu Gute.

Ein großer Plan, beinahe zu kühn für einen einzelnen Mann, schwebte ihm schon seit einer Reihe von Jahren vor. Er wollte an den Ufern des Kolumbiaflusses, unfern seiner Mündung in das Meer, doch an einer Stelle, welche Kriegsschiffen unzugänglich eine Stadt und Festung anlegen, dieselbe mit tüchtigen Leuten bevölkern, sie alljährlich durch ein neues Schiff mit Mannschaften und Vorräthen aller Art verstärken und von dieser Hauptniederlassung stromaufwärts immer neue Handelsposten gründen, sich durch zwei Arme des Flusses, dem Nord- und dem Süd-Levis, den Felsengebirgen nähern und über diese hinweg in das Missouri-Gebiet gelangen, welchen hinauf der neuen Straße entgegen gegangen werden sollte, dergestalt, daß vielleicht hundert Niederlassungen längs des Kolumbia, Missouri, Mississippi und Ohio eine ununterbrochene Postenkette bildeten. Davon sollten immer die Nachbarten sich gegenseitig unterstützen, sich die Hand reichen, was durch ihre geringe Entfernung von einander (durchschnittlich 6 deutsche Meilen) sehr leicht möglich, und so sollten sie ein festes Bollwerk gegen feindliche Ueberfälle werden, dadurch aber wieder mit um so größerer Sicherheit sich theils selbst der Jagd auf die Pelzthiere widmen, theils aber den Handel mit den Eingeborenen auf die leichteste und erfolgreichste Art betreiben können. (Forts. folgt.)

Hochverrathsprozeß in Lemberg.

Sitzung vom 5. August.

Anton R., 15 Jahre alt, gibt vor, von den Zwecken der Verbindung nichts zu wissen. Er habe nur in der Absicht den Eid geschworen, um in das k. k. österreichische Militär einzutreten — er sei an der Subskription betheiligt gewesen, aber nur um für den Alexander D. den Miethzins zu bezahlen — er sei in den Kaiserwald blos der Unterhaltung wegen gegangen, doch hätten dort keine Verabredungen stattgefunden. Endlich habe er den Nikolaus P. nicht angeworben. Im Eide hätten die Worte: „das Vaterland vertheidigen" Oesterreich bedeutet.

Ganz anders lauten seine Aussagen in der Voruntersuchung. Dort hatte er ein vollständiges Geständniß abgelegt. Sein Beitritt zur Verbindung fing damit an, daß ihn auf einem Spaziergange auf den Wallanlagen Alexander D., als sie zwei Offizieren begegnet waren, gefragt, ob er den Muth hätte, sich mit diesen Offizieren zu schlagen? — was er bejaht hatte. Hierauf ward ihm der Plan zur Anwerbung von 4000 Leuten und zur Sendung in die Karpathen anvertraut, und er ist nun mit Paul P. näher bekannt geworden, der ihm die Wiederherstellung Polens als den Zweck der Verbindung angab, worauf er auch den Eid leistete. Er ist mit den übrigen Konsorten in den Kaiserwald gegangen, wo ihnen Paul P. zeigte, wie er im Angesichte des Feindes über die Gräben springen werde; dann haben sie auch ein Manöver ausgeführt, wobei dem Anton R. sein Rock zerrissen wurde. — Paul P. und Alexander D. haben ihm versichert, daß die Revolution in einem oder längstens in drei Jahren ausbrechen werde.

Was den letzten Satz betrifft, so gesteht er zwar, denselben diktirt zu haben, aber dies seien nur seine Muthmaßungen, denn er hätte von P. und D. nichts dergleichen vernommen. Uebrigens sei ihm Alles, was er gestanden, von dem Untersuchungsrichter aufgedrungen worden und nur um demselben nicht zu widersprechen, hätte er Alles bejaht.

Hierauf erklärte der k. k. Staatsanwalt, daß die Vertheidigung des Angeklagten der Wahrheit ganz zuwiderlaufe, denn dieser ist der erste von Allen verhört worden und der Untersuchungsrichter vermochte damals nicht einen einzigen der angeführten Nebenumstände zu wissen, im Gegentheile habe ihm eben dieses erste Verhör bei der weiteren Untersuchung zur Richtschnur gedient.

Der Vertheidiger rieth sodann dem Angeklagten, die Wahrheit auszusagen, aber dieser beharrte fest bei seinem Läugnen.

Nun kam die Reihe an Karl J. Dieser läugnet seine am 17. April gemachten Geständnisse völlig ab, weiß aber den Grund dieses Widerrufs nicht anzugeben. Er behauptet, sie hätten sich vereinigt, um Militärdienste zu nehmen, und in der Eidesformel hätte „das Vaterland vertheidigen" Oesterreich als Soldaten zu vertheidigen bedeutet.

Endlich wurde Anton R., 17 Jahre alt, verhört. Anfangs wollte er nichts gestehen; — aus seinen früheren Aussagen geht jedoch hervor, daß er nach gemachter Bekanntschaft mit Alexander D. — verleitet durch den glänzenden Stammbaum der Familie des Letzteren so wie durch dessen besondere Kenntniß der Naturkräfte — der Verbindung in der Meinung beigetreten ist, er werde

in dem wieder auferstandenen Polen einen großen Ehrenposten einnehmen. Auch der Plan des Aufstandes, welcher in längstens 3 Jahren zum Ausbruche kommen sollte, ist ihm bekannt gewesen. Anton R. räumt ein, daß die ihm vorgelesenen Aussagen die seinigen seien und behauptet, nach geleistetem Eide die That bereut zu haben und — nachdem er die schlechten Absichten durchgeblickt — aus dem Verein auszutreten Willens gewesen zu sein, wovon er auch den Karl Franz R. in Kenntniß gesetzt hätte.

Nach geschlossenem Verhöre wurden die Zeugnisse vorgelesen; dieselben sind im Allgemeinen gut und für Hieronym P. in Betreff der geistigen Fähigkeiten sogar glänzend. — Alexander D. war aber nicht im Stande, seine Abstammung von Kaspar Balthasar Rolla-D. gesetzlich nachzuweisen. In Betreff der Vermögensumstände der Angeklagten sprachen sich die Zeugnisse dahin aus, daß Allen das Glück nur karg seine Gaben zugemessen.

Wir kommen nun zum Antrage der k. k. Gerichtsbehörde.

Nachdem sich der k. k. Staatsanwalt auf den früher entwickelten Anklageakt berufen, bemerkt er, das es sich aus den öffentlichen Verhandlungen so wie aus den verlesenen Schriftstücken als konstatirt ergibt, daß ihm Jahre 1857 von einigen der Angeklagten eine Verschwörung im Zwecke der Revoltirung Galiziens angezettelt wurde, daß man Statuten verfaßt, das Projekt zur Anwerbung entworfen und den Plan eines Ueberfalls auf Lemberg ausgebrütet habe; — ferner daß im laufenden Jahre, ungeachtet die revolutionären Papiere im Juni v. J. im Krzwczycer Walde vergraben wurden, die Konspiration dennoch unter der Leitung derselben Rädelsführer fortgedauert hat, daß zu diesem Zwecke Sammlungen veranstaltet worden sind, daß man die Reise in die Karpathen beschlossen hat, um sich im Kriegshandwerke zu üben, daß man das Landvolk aufwiegeln und nach 2 oder 3 Jahren den Angriff auf den Staat machen wollte, zu welchem letzteren Zwecke man sich durch einen Eid verpflichtet hat.

Demzufolge ist das Verbrechen des Hochverraths, wie es von dem Strafgesetze definirt wird, begangen worden, dessen sich als Theilnehmer die Angeklagten schuldig gemacht haben und zwar durch eigenes Geständniß.

Da sich aus dem Vergleiche ihrer vor dem Untersuchungsrichter und jetzt bei der öffentlichen Verhandlung gemachten Aussagen ergibt, daß die gegenwärtigen Angaben durchaus erdichtet sind, so wird ihr erstes Geständniß unversehrt und als erwiesen aufrechterhalten. Der Einklang in der Vertheidigung übrigens beweist schon, daß sich die Angeklagten im Gefängnisse darüber geeinigt haben, wie sie sich bei der Schlußverhandlung zu vertheidigen hätten.

Es muß daher aus dem theilweisen Geständnisse der Angeklagten bei der Schlußverhandlung, ferner daraus, daß sie den Widerruf ihrer ersten Aussagen durch nichts zu rechtfertigen vermochten, der Beweis ihrer Schuld und zwar in Folge des eigenen Geständnisses als hergestellt angenommen werden. Schon dasjenige, was die Angeklagten bei der Schlußverhandlung gestanden, bildet das Verbrechen des Hochverraths und überdies ist die böse Absicht aus den bekannten, bei der öffentlichen Verhandlung erwiesenen Thatsachen konstatirt.

In Betreff des einzigen Felizian J. trug der k. k. Staatsanwalt an, daß bei dem Umstande, als nicht erwiesen sei, ob er zur Zeit der vollbrachten That volle 14 Jahre alt gewesen, der Prozeß gegen ihn aus Mangel an Beweisen aufgehoben werde.

Der Strafantrag lautete:

Das gegen Alexander D., nachdem er das 20. Lebensjahr vollendet, das gesetzlich vorgeschriebene Urtheil auf Todesstrafe gefällt werde, welches Urtheil Sr. Majestät zur Bestätigung vorgelegt werden soll.

Für die übrigen Angeklagten sprechen viele mildernde Umstände und weil sie das 20. Lebensjahr noch nicht erreicht haben, so schreibt das Gesetz eine 10—20jährige Strafe vor. Der Staatsanwalt trägt jedoch auf die kleinste Strafe an, d. i. für jeden auf 10 Jahre schweren Kerkers. Eine kleinere Strafe vorzuschlagen, liegt außer dem Bereiche seiner Amtsgewalt. Zugleich empfiehlt er die Angeklagten der Milde des Gerichtes und trägt an, daß sie nach gefälltem Urtheile (mit Ausnahme des Paul P. als des Anführers und weil er sich die offenbarsten Lügen zu Schulden kommen ließ, welche seine Unverbesserlichkeit beurkunden) in Andetracht so vieler außerordentlicher mildernder Umstände dem kompetenten Gerichte zur Strafmilderung vorgeschlagen werden.

In Betreff des Felizian J. war er der Ansicht, ihn wegen der strafwürdigen Handlung, welche nur in Berücksichtigung seines Alters kein Verbrechen, sondern ein Vergehen ist, im Sinne der §§. 237, 269 und 270 des St. G. mit einem sechsmonatlichen Arreste zu bestrafen.

Alexander D. wurde zu Tode, Paul P., Robert O., Hieronymus P., Konstantin K., Erasmus R., Karl J. und Anton R. zu fünfjähriger Kerkerstrafe, endlich Felizian J., der noch nicht 14 Jahre zurückgelegt hat, zu einmonatlicher Einsperrung verurtheilt. Alle wurden der Gnade des Kaisers empfohlen.

Mannigfaltiges.

* Die Zentralseebehörde hat laut Zirkular vom 9. l. M., in Betracht, daß man in Alexandrien von einem zweiten Pestfall auf dem englischen Dampfer sprach, welcher nach Ausschiffung der für Alexandrien bestimmten Waaren und Passagiere mit dem Rest der Ladung und Personen mit Patente brutta von dort nach Syrien abging, die Provenienzen von Syrien und der Insel Malta, eben so wie jene von den Berbereskten und Egypten bis auf Weiteres der Behandlung mit Patente brutta der Pest unterworfen, wie immer der Gesundheitspaß des Schiffes lauten möge.

* Am 8. August ist in Widdin ein Wolkenbruch niedergegangen, welcher eine meilenweite Verheerung anrichtete. Die Felder und Hutweiden außerhalb Widdins wurden unter Wasser gesetzt und der am Sonntag nach Konstantinopel von hier abgegangene Tatar entging nur mit harter Mühe dem Ertrinken und mußte am Montag zurückkehren. Das Futterheu und die in Garben gelegten Brotfrüchte sind fortgeschwemmt und ganze Heerden, welche an abdachenden Niederungen weideten, in dem tobenden Gewässer zu Grunde gegangen. Zu Kosland an der Grenze der Bezirke Lom-Palanka und Rachowa sind an 400 Pferde, Ochsen und Büffelkühe vom Wasserschwalle in die Donau geführt worden. Auch

Digitized by Google

Das Wasser durchdringt die ganze Masse, wenn es nicht durch Zusätze, wie Fette, Wachs, Harze, Kautschuk, Gummi, Leim, Stärke, Dextrin, Zucker, Eiweiß, Kasein, Blut, Albuminate, Seife, Alaun, Eisenvitriol, Kupfervitriol, Chlorzink, Chlorcalcium, Chlormagnesium, Glycerin, Tannin, Gerbsäure, Gallussäure, Pyrogallussäure, Kreosot, Carbolsäure, Naphtalin, Anthracen, Paraffin, Ozokerit, Vaselin, Ceresin, Petroleum, Asphalt, Pech, Theer, Kreosotöl, Anthracenöl, Naphtalinöl, Carbolöl, Steinkohlentheeröl, Braunkohlentheeröl, Holztheeröl, Fichtenharzöl, Terpentinöl, Leinöl, Mohnöl, Rüböl, Olivenöl, Ricinusöl, Thran, Talg, Stearin, Palmin, Cocosfett, Butterfett, Schweinefett, Rindsfett, Hammelfett, Gänsefett, Entenfett, Hühnerfett, Wollfett, Lanolin, Cholesterin, Cetin, Spermaceti, Bienenwachs, Carnaubawachs, Japanwachs, Myricin, Cerotin, Melissin, Chinesisches Wachs, Kautschuk, Guttapercha, Balata

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 100. Montag, den 23. August. 1858.

Johann Jakob Astor.

(Fortsetzung.)

Um diesen gewaltigen Plan in's Werk zu setzen, rüstete er zuvörderst zwei Gesellschaften aus, deren eine die Felsengebirge von Osten her überschreiten und an den Kolumbia gehen sollte, deren andere um das Kap Horn nach demselben Zielpunkte steuerte und reiche Vorräthe an Waaren, Schießbedarf und Lebensmitteln dahin beförderte. Er machte einen sonderbaren Gesellschaftsvertrag mit diesen Leuten — er fingirte, daß Jeder ein Kapital von 4000 Dollars bei ihm niedergelegt habe, verpflichtete sich, Kosten der Ausrüstung jeder Art herzugeben, verpflichtete sich, den Gewinn mit ihnen, den Aktionärs aus seinem eigenen Beutel zu theilen, und verpflichtete sich endlich, während der fünf nächsten Jahre jeden Schaden allein zu tragen. Er ferner wollte sich für verbunden erachten, die Gesellschaft vor Ablauf von 20 Jahren nie zu verlassen, ihr seine Mittel nicht vorzuenthalten — den sogenannten Aktionären jedoch gestand er zu, sich mit ihrem Kapital und dem darauf gefallenen Gewinn — ein Verlust war für sie nicht möglich — nach fünf Jahren zurück zu ziehen.

Man sollte kaum glauben, daß es möglich wäre, unter solchen großmüthigen Bestrebungen auf Verräther zu stoßen, auf Menschen, die so dumm und so nichtswürdig wären, das Vertrauen eines würdigen Mannes so schändlich zu hintergehen, ihr Glück so von sich zu stoßen; allein es fanden sich wirklich solche: die Schotten Mac Dougal und Mac Kenzie zeigten den ganzen Plan dem englischen Gesandten in New-York an, welcher natürlich nichts Eiligeres zu thun hatte, als die kanadische Pelzkompagnie davon zu unterrichten und, da das Gelingen des ganzen Planes von der Geheimhaltung desselben abhing, so war damit das Scheitern des Unternehmens ausgesprochen. Die bereits bestehende Gesellschaft bot alle ihre Mittel auf, um nach ihren Posten die fähigsten Leute zu senden, sie mit neuen Mitteln auszurüsten, Verträge mit den eingeborenen Völkern zu schließen, und so fanden Astor's Leute überall schon Bollwerke gegen sich, statt freie Bahn zu finden, und Astor versenkte eine Reihe von Jahren hindurch in diesen tiefen Brunnen immerfort neue Schätze, indem er nichts ahnte von dem falschen Spiel seiner Genossen, und als er endlich einsah, wie er hintergangen war, hatte er bereits 4 Millionen Dollars an eine Idee, die nicht auszuführen war, geopfert.

Dieser Schlag, lediglich durch Schurkerei herbeigeführt, machte ihn mißtrauisch und launisch; er war und blieb noch immer der große Kaufmann, sein Vermögen stieg noch immer, aber selbst als es sich durch lauter glückliche Spekulationen auf das Zehnfache seines Verlustes, auf vierzig Millionen Dollars erhoben hatte — konnte er die Täuschung, welche er erfahren, konnte er den Mißbrauch seines Vertrauens nicht verwinden, er selbst war mißtrauisch geworden und blieb es.

Die Niederlassung und die Postenkette gab er auf, den Pelzhandel aber nicht, für diesen schickte er alljährlich mehrere Schiffe nach verschiedenen Weltgegenden, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, nach China und Japan, nach Persien und der Türkei; um neue Pelzthiere zu entdecken, nach dem Norden und Süden von Amerika, nach den großen Inseln des stillen Meeres, nach Neuholland und nach Afrika. Zu den Reisen im Innern der Länder hatte Astor immer junge und frische Leute gewählt, jeder Strapaze gewachsen und geneigt vielmehr sie aufzusuchen als sie zu vermeiden. Ein Aehnliches war es hinsichtlich der Gefahren, der Abenteuer, welche sie zu bestehen hatten; sie gingen ihnen mit Lust, sie gingen ihnen beherzt entgegen, und darum besiegten sie dieselben.

Diese Reisen, welche bisher noch nicht im Zusammenhange erschienen, dem deutschen Publikum vorzulegen, theils auf schriftliche, theils auf mündliche Ueberlieferungen, über einzelne derselben erschienene amerikanische Werke gestützt — ist die Absicht Zimmermann's in der „Astoria," und es liegt die erste Arbeit dieser Art vor, eine Reise durch die Republik Guatemala, welche jetzt, mit etwas veränderten Grenzen, Nicaragua heißt, aus welcher wir noch die erste, den wackeren Astor charakterisirende Szene mittheilen.

•

Unser würdiger Patron (Astor) hatte eine Gesellschaft von zwölf jungen lustigen und muthigen Leuten zu dem Unternehmen ausgesucht, welche geeignet waren, dem Teufel ein Ohr abzuschneiden, wenn es darauf angekommen wäre, dergleichen Probestücke abzulegen, wie sie Karl der Große dem armen Hüon aufgab. Jeder derselben hatte schon weite Reisen in ferne Länder, ja in andere Welttheile gemacht, und hatte sich durch irgend etwas ausgezeichnet, welches Astor's Wahl auf ihn lenkte. Denn nur mit solchen

Digitized by Google

Leuten umgab er sich, nur durch solche Leute ließ er seine weitgesteckten Reiseziele aufsuchen, und es gehörte zu den größten Seltenheiten, unter ihm von Anfang an seine Schule zu machen, denn er forderte Erfahrung und Gediegenheit von seinen Beauftragten, wiewohl er auch die entschiedenste Willenlosigkeit ihm gegenüber verlangte, was nun gerade einem erfahrenen Mann schwer genug werden mochte.

Ob wir uns zu schicken wüßten, ob wir im Stande wären, uns mit Wenigem zu begnügen, Beschwerden zu ertragen, ermittelte er in diesem Fall durch die eigentliche Art der Ausstattung des Schiffes, welches uns nach Zentral-Amerika bringen sollte.

Der „Black-Foot" (Schwarzfuß, ein Beiname eines Indianerstammes) war ein schönes, stark gebautes Schiff, doch nur eine Brigg und zwar von geringen Dimensionen. Die beiden Masten wurzelten in einem guten Kiel von derbem Eichenholze und konnten einem tüchtigen Segeldrucke widerstehen; um dieß noch besser zu können, waren die Wandten (die fünf bis sechs Taue, welche von den Marsen oder sogenannten Mastkörben nach den Bord des Schiffes gehen, und die Masten nach hinten geneigt sehr fest gespannt halten; da sie durch Querleinen verbunden sind, steht man sie gewöhnlich für Strickleitern an; die weniger geübten Schiffsleute steigen auch daran auf und ab, die geübteren Matrosen bedienen sich der Staggs) sehr scharf nach hinten gespannt, so daß das Hauptsegel einen tiefen Einschnitt haben mußte, um von dem Maste frei zu werden. Der zweite Mast führte ein Segel an einem meilenlangen Giebaume und einer ziemlich kurzen Gaffel, so daß dasselbe beinahe viereckig war, wie die lateinischen Segel der Brigantinen im mittelländischen Meere.

Auch der Bugspriet mit seinen zwei Klüverbäumen, welche gestatteten, denselben unmäßig zu verlängern und drei lange dreieckige Segel aufzusetzen, versprach eine rasche Fahrt; allein hiermit war Alles beendet, was man Gutes von dem Black-Foot sagen konnte, denn jeder Gedanke von Bequemlichkeit war ausgeschlossen — Briggs haben ohnehin nicht viel Raum für Passagiere, nicht verschiedene Kajüten, nicht Doppeldecke, und der Raum über der Kajüte ist gewöhnlich nicht groß, weil diese selbst nicht groß ist, hier aber hatte man doch alles vernünftige Maß dadurch überschritten, daß unzählige Gegenstände aus den unteren Räumen nach oben gewandert waren. Die Brigg hatte nur Whisky geladen, um die armen Bewohner der Mosquitoküste mit den süßesten Genüssen der Zivilisation bekannt zu machen, und sie nach und nach so weit zu liefern, wie die übrigen Bewohner des amerikanischen Festlandes — nämlich sie durch den Säuferwahnsinn zu „stillen Männern" zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine populäre Cherbourgbeschreibung.

Der „N. P. Z." wird aus London geschrieben. Am 11. August wurde in Tynemouth ein Handwerker-Museum eröffnet, bei welcher Gelegenheit die bekannten englischen Parlamentsmitglieder Mr. Roebuck und Mr. Lindsay die üblichen Inaugurationsreden hielten. Mr. Roebuck begann offenbar mit dem Vorsatz, sich an das zeit- und ortsgemäße Thema zu halten, und sprach sehr viel von dem Vorzug geistiger Genüsse, wie man dieselben in einem Handwerker-Museum sich verschaffen kann u. dgl., aber es versteht sich, daß er bald von dem Kapitel der intellektuellen Vergnügungen in die Politik übersprang und sich über Cherbourg verbreitete. Mr. Lindsay, der bekannte Rheder, machte keine langen Umschweife und erklärte gleich und vornhinein, daß er von nichts als Cherbourg sprechen könne.

Ich dachte, sagte er, ich könnte nichts Besseres thun, als einen kurzen Bericht über meine Fahrt nach Cherbourg abstatten. Nicht, daß ich im Stande wäre, graphischer zu beschreiben, als die Berichterstatter der Londoner Presse, aber ich glaube, daß ich als Mitglied des Unterhauses Gelegenheit hatte, Dinge zu sehen, welche man die Zeitungsschreiber in Frankreich nicht sehen läßt. Also bei der Einfahrt in Cherbourg war ich anfangs enttäuscht. Ich fand nicht mehr als ein Linienschiff und 8 Zweidecker. Die Schiffe im Ganzen schienen mir den unsern sehr nachzustehen. An Zahl waren sie gar nichts, verglichen mit dem, was Spithead zur Zeit unserer großen Seeparade aufzuweisen hatte. Als sich der Hafen zu füllen begann, auf denen ich mit Stolz die englische Flagge flattern sah, da gewann der französische Hafen von Cherbourg ein anderes Ansehen, und als Ihre Majestät auf der schönen Yacht „Viktoria" einfuhr, hinter ihr der prächtige „Royal Albert," der herrliche Zweidecker „Renown" und vier der schönsten Fregatten, die ich je erblickte, und als die Forts auf allen Seiten ihre Grüße donnerten, war der Anblick ein sehr imposanter. Dank der Artigkeit des französischen Admirals durften wir alle die großen Kriegswerften und Arsenale in Begleitung eines Offiziers besichtigen. Bei diesem Besuch bekam ich eine Idee von der ungeheuern Stärke des Platzes. Der größte Hafen, den wir besitzen, ist der von Keyham bei Devenport. Wenn er ausgebaut ist, wird er einen Flächenraum von 72 engl. Morgen einnehmen. Er hat 2 Becken von je 6 Morgen Umfang, 3 große trockne Docks nebst der üblichen Anzahl Magazine und Werkstätten. Nun, paßt auf, Cherbourg nimmt einen Flächenraum von 220 engl. Morgen ein, ist also dreimal so groß als unser größter Hafen, wenn er vollendet sein wird. Es hat drei Becken, eines von 15, ein anderes von 16 und ein drittes von 20 Morgen Wasser. Jedes dieser Becken hat bei tiefer Ebbe 30 Fuß Wasser, sonst über 100. Längs den gemauerten Quais dieser Becken können 25 der größten Linienschiffe anlegen. In Verbindung mit dem Bauwerfte steht die Eisenbahn nach Paris und dem ganzen Innern Frankreichs. In einem Tage kann die französische Armee auf jener Linie nach Cherbourg brausen; 100,000 Mann können aus dem Innern Frankreichs direkt an Bord der Kriegsschiffe geschafft werden, und diese Schiffe können bei jedem Wasserstand in See stechen. Aber als ich die Schiffe mit den unseren verglich, dachte ich bei mir: „Du kannst wohl Deine Soldaten hierherbringen, aber ehe Du sie nach England wirfst, mußt Du den Kanal beherrschen und eine ganz andere Sorte von Schiffen haben, als Du hast." Ich ging mit Admiral Sir Charles Napier an Bord der „Bretagne." Das ist nun in der That ein sehr prachtvolles Schiff, aber ich ging nachher auf unsern „Royal Albert," der nicht so groß wie die „Bretagne" ist, aber zur selben Klasse gehört. Nachher kam es mir vor, daß die

französischen Schiffe zwar sehr schön seien, aber wenn ich die Matrosen ansah — die unsern, wie sie bis zum Knopf des Flaggenstocks hinaufkletterten (während die Franzosen nicht höher, als bis auf die Raaen konnten), und wie sie da oben die englische Flagge mit der einen Hand schwenkten, auf einem Brett stehend und das andere hin und her schwingend, da dachte ich doch, daß der „Royal Albert" die „Bretagne" bald zu Wurst hacken würde. (Gelächter und Beifall.) Als ich ferner eines der großartigsten Schauspiele der Welt sah, nämlich 300 bis 400 schöne Yachts mit 3000 bis 4000 der stattlichsten Seeleute Englands bemannt, und als ich die herrlichen Leute sah, die auf den Yachts kommandirten, die staatlichen Edlen und Gentlemen Englands am Ruder, und als ich dachte, daß diese Gentlemen in der Stunde der Noth ebenso gut kämpfen würden, wie ihre Matrosen, da dachte ich bei mir: „Nun, nun, wir haben von Frankreich nichts zu fürchten, wenn es auch noch so mächtige Werften und Arsenale uns gegenüber hat." (Laute Cheers.) Es ist nur traurig, daß Frankreich bei dem Bau jenes mächtigen Arsenals fern liegende Ziele im Auge gehabt haben muß, und ich meinerseits bedaure es sehr, daß ein Argwohn zwischen uns beiden sich erheben konnte, und verhehlen wir uns es nicht, daß unsere Seemacht an einer Schwäche leidet, die nicht gering angeschlagen werden darf: daß wir in der Stunde der Noth unsere Schiffe nur mit Mühe bemannen können. Ich schätze mich jedoch glücklich, mittheilen zu können, daß die Regierung dieser Frage die größte Aufmerksamkeit schenkt. Sie hat eine königl. Kommission eingesetzt, zu deren Mitgliedern ich zu gehören die Ehre habe, und ich hoffe, daß es uns gelingen wird, einen Plan zu Stande zu bringen, der die einzige Schwierigkeit, mit welcher unsere Seemacht zu kämpfen hat, die Schwierigkeit der Bemannung glücklich beseitigen wird." (Beifall.)

Mr. Roebuck, der in sehr guter Laune zu sein schien, verglich erst im Tone der „Times" die zwei großen Ereignisse der Woche mit einander. „Ich," sagte er, „und mein ehrenwerther Freund sind Beide Cherbourgfahrer, und wir sahen Beide dort viel Sehenswerthes, gewiß; aber in Cherbourg hörten wir, daß der elektrische Telegraph auf den Grund des Oceans glücklich gesenkt worden. Das war eine Heldenthat der Intelligenz, die größte vielleicht, die des Menschen Geist jemals vollbracht hat. (Lauter Beifall.) Zugleich hörten wir den Donner der Artillerie — wir sahen zwei große Potentaten — wir sahen, wie sie sich zärtlich küßten, wir sahen das — und wie viel darin für das Glück der Menschheit lag. — Der elektrische Telegraph ist eine positive Wohlthat, denn er verknüpft uns mit Amerika, er macht gleichsam aus uns und den Amerikanern ein einziges Volk." — Mr. Roebuck schildert dann mit aufrichtigem Humor die gräuliche Seekrankheit, die ihn auf der ganzen Fahrt gefoltert und wie er sich als eine erbärmliche Landratte vorkam im Vergleich mit seinem Freunde Lindsay, der auf dem Verdeck umherschritt, als ob das Verdeck gar nicht in Bewegung wäre. Mr. Roebuck entschädigt sich aber gleich darauf für diese Erinnerung seiner physischen Schwäche, indem er das Cherbourger Schauspiel naserümpfend kritisirt. „Was habe ich am Lande gesehen? Ich sah Männer in Hosen von der Gestalt umgekehrter Pyramiden, sie erinnerten mich sehr an Cochinchina-Hühner. (Lautes Gelächter.) Ich sah Priester und Weiber — und sehr häßliche Weiber obendrein. (Gelächter.) Jemand warnte mich, auf meiner Hut zu sein, die französischen Obersten hätten mich auf dem Korn und ich sei nicht in England jetzt, aber ich schlug die Warnung in den Wind und sprach von der Leber weg, auf jede Gefahr hin (Gelächter) u. s. w. u. s. w." Endlich schließt Mr. Roebuck mit einem Vergleich zwischen dem schiffreichen Liverpool und dem öden Cherbourg: „Ich sah dort ein einziges 90 Kanonen-Schiff, bereit, an einem Sonntag vom Stapel zu laufen, da habt Ihr Frankreich. (Gelächter.) Verlaßt Euch darauf, England hat von keiner Seite etwas zu fürchten, so lange es seine jetzigen Institutionen behält."

Die Kreuzzeitungs-Korrespondenz begleitet die Beschreibung Roebucks mit folgenden Bemerkungen: Reden, die dem ernsten Anlaß gegenüber einen im Ganzen trübseligen Eindruck machen. Wir halten den Muth der Engländer außerordentlich hoch, aber wir können Mr. Lindsay nur fragen, wie hoch er die Widerstandsfähigkeit des nobelsten Gentleman anschlägt, wenn er es mit einer gut einexerzirten Kartätschenbatterie zu thun bekommt? Was die französischen Matrosen betrifft, so mangelt ihnen ohne Zweifel manche Seemannseigenschaft der Britten — doch werden die Engländer ihre Schlachten auch nicht gerade vom Flaggenstock aus gewinnen wollen. Mr. Roebuck gar mit seinen schlechten Witzen über die weiten Hosen der unzweifelhaft tapferen französischen Infanterie ist doch gar ein zu elender Narr.

Das neue Geld.

Immer näher rückt der Zeitpunkt, wo das neue Geld, von dem schon so viel gesprochen wird, praktisch seine Wirkung geltend machen, in das wirkliche Leben eingreifen wird. Vom 1. November d. J. an führen sämmtliche k. k. Kassen ihre Rechnungen in der neuen österreichischen Währung; spätestens vom 1. Januar 1859 an müssen auch die Bücher und Rechnungen der Gemeinden, Banken, Geld- und Kreditanstalten u. s. w. in dieser Währung geführt werden.

Wenn nicht schon früher, so wird vom neuen Jahr an jedenfalls auch im täglichen Verkehr die Rechnung nach der neuen Währung beginnen, und es ist daher schon jetzt Bedürfniß, sich von dem Verhältniß der neuen Währung zur bisherigen, das ist zur sogenannten Wiener Währung und zur Konventions-Münze nähere Kenntniß zu verschaffen. Insbesondere werden Handels- und Gewerbsleute sich die neue Währung geläufig zu machen haben, um später im täglichen Verkehr nicht mannigfachen Irrungen und Verlusten ausgesetzt zu sein.

Dieses Bedürfniß zu befriedigen, sind schon mehrere aufklärende Schriften über die neue Währung erschienen, unter andern auch von unserm rühmlichst bekannten Prof. Hrn. Franz Ed. Lurz unter dem Titel:

„Die neuen Münzen."

Dasselbe ist besonders für Real- und Handelsschulen berechnet, aber auch für jeden Privaten, der sich mit der neuen Währung vertraut machen will, sehr brauchbar.

Digitized by Google

Das Büchlein zerfällt in 2 Theile, in die Auseinandersetzung des Werthes der neuen Münzen im Vergleich zur alten Währung und in die Angabe der Rechenmethoden und Rechenvortheile, welche mit der neuen Währung verbunden sind.

Um nach der Einführung des neuen Münzfußes nicht zu irren, muß man zweierlei wissen, erstens in welchem Verhältniß derselbe zur alten Währung steht, d. h. welchem Betrag in neuer Währung ein Betrag in der bisherigen Währung gleich kommt; dies erfahren wir aus der Umwandlungstabelle (S. 9. 10.) und einigen Beispielen (S. 6. 7. und 8). Wenn der Tuchmacher eine Elle Tuch bisher um 1 fl. 20 kr. C.-M. verkauft hat und wissen will, wie theuer er sie künftig in neuer Währung verkaufen muß, ohne weder zu verlieren, noch zu viel zu verlangen, so braucht er nur die Tabelle aufzuschlagen und daselbst nachzusehen. Die Tabelle ist durch Anwendung von rother und schwarzer Farbe sehr übersichtlich und erleichtert dem einfachen Gewerbsmann durch Annahme der gemeinen Brüche statt der Decimalen den Gebrauch.

Zweitens muß man wissen, welche Münzen nach dem 1. November noch kursiren und wieviel die alten und die neuen in der neuen Währung gelten; hierüber belehrt uns das Büchlein auf der ersten Seite, wo der Werth der alten Münzen in neuer Währung angegeben ist und in Beispielen erläutert wird, ferner auf S. 5, wo die neuen Münzen verzeichnet sind.

Aus dem 2. Theil kann sich Jeder die Vortheile, leicht und schnell in der neuen Währung zu rechnen, aneignen.

Aus vollkommener Ueberzeugung und mit Beruhigung kann dieses Büchlein Jedermann zur Anschaffung empfohlen werden, was bei vielen Tabellen und Werken, die über das neue Geld erschienen sind, nicht der Fall ist, denn in manchen derselben finden sich Ungenauigkeiten.

Auch der sehr billige Preis von nur zehn Kreuzer C.-M. erleichtert die Anschaffung (es ist in Herrn Wilh. Remeths Buchhandlung zu haben).

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin ein größeres Werk, welches vor kurzem von demselben Herrn Verfasser hier erschienen ist, die kaufmännische Rechenkunst und Buchführung, besonders für Real- und Handelsschulen zu empfehlen; aber auch mancher Erwachsene und manche unserer Gewerbsmeister können, wie Schreiber dieses aus eigener Erfahrung von sich selbst weiß, Vieles aus demselben lernen. Es behandelt im ersten Theile ausführlich die verschiedenen Rechnungsarten (sehr brauchbar sind die Rechenvortheile), im zweiten die doppelte und einfache Buchführung, und enthält im Anhang noch 50 Aufgaben zur Uebung im Rechnen mit Brüchen. Man sieht, daß der Hr. Verf. sich hier auf einem Felde befindet, wo er selbst Meister ist.

Der Preis dieses Werkchens ist gleichfalls sehr billig, es kostet gebunden nur 50 kr. K.-M. —

B.

Die Seidenbauzucht.

Kronstadt, 22. August. Die Presse bringt unterm 14. August l. J. einen Artikel, welchem zu Folge die Seidenbau-Sektion der k. k. Wiener Landwirthschaftsgesellschaft am 11. August d. J. in Mödling die Preisvertheilungs-Feierlichkeit für neuangelegte, gutgepflegte Maulbeerbaum-Pflanzungen an die verdienstvollen Bewerber beging.

Herr Baron v. Sala, dermaliger Statthalters-Stellvertreter, hatte schon am frühesten Morgen, in Begleitung des Vorstandes der Seidenbau-Sektion, Herrn Chwalla, und Herrn Kolb, Sektions-Mitgliedes, die durch Letztern geleitete Maulbeerbaum-Anpflanzung an der südlichen Staatseisenbahn von Wien bis Mödling, und an dem Laxenburger Bahnflügel, dann die Maulbeerbaum-Anpflanzung des Seidenbau-Sektionsvorstandes in Atzgersdorf (die nun schon Eine Million Baumpflanzen enthält,) besichtigt.

Gegen 10 Uhr in Mödling angelangt, besichtigte Baron v. Sala die Ausstellung von Blättern verschiedener neuer, in Niederösterreich gepflanzter Maulbeerbaumsorten, so wie der Muster von bereits in größerer Quantität erzeugten Seiden-Kokons (Galetten), und daraus abgehaspelter und gezwirnter Seide, und von vielen andern Seiten aus Niederösterreich eingelieferten Seiden-Kokons.

Er verschaffte sich die volle Ueberzeugung, daß nun die Vorurtheile gegen die Einführung der Seidenzucht in Niederösterreich faktisch widerlegt sind. — (Das siebenbürgische Klima gleicht vollkommen jenem von Niederösterreich).

Von den 13 Bewerbern wurden 12 der verdienstvollsten durch Preise ausgezeichnet; davon erhielt den ersten Preis, — 20 Vereinsthaler —, Herr Ferdinand Wanko, Lehrer in Felixdorf; sechs andere fielen Bahngärtnern und Bahnaufsehern zu, was diesen besonders zur Ehre gereicht. Die genannte Ausstellung wurde von 2 Uhr Nachmittags angefangen, bis Abends 6 Uhr, von vielen Theilnehmern aus der Nähe und Ferne besucht, und allgemein beifällig aufgenommen.

Wir theilen obigen Artikel um so lieber unsern verehrten Lesern mit, als wir so eben von ziemlich verläßiger Seite erfahren, daß auch das hohe Präsidium der hierländigen k. k. Statthalterei den beiden siebenbürgischen Landwirthschaftsgesellschaften Geldbeträge zugewendet hat, um davon Prämien auszutheilen an Personen, welche sich entweder im Anpflanzen von Maulbeerbäumen, oder in der Seidenraupenzucht besonders hervorgethan haben. — Könnten die Herren Landschul-Lehrer sich wohl in eine würdigere Konkurrenz setzen, als in eine solche, wo sie nebst einer Prämie in Geld, sich zugleich den Dank der Mit- und Nachwelt verdienen, indem sie durch Eröffnung einer neuen Einkommensquelle wahre Wohlthäter einer, sonst der Verarmung entgegen gehenden, Bevölkerung werden? — —•••—

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 101. Mittwoch, den 25. August. 1858.

Johann Jakob Astor.

(Fortsetzung.)

Diese Ladung hatte nicht Gewicht genug, um die Brigg so tief gehend zu machen, als erforderlich war, daher war im Kielraume eine gute Portion alten Eisens als Ballast verpackt; aber um nun auch jeden Raum mit Branntwein füllen zu können, war Alles, was unter Deck der Ladung irgend entgegen wäre, auf das Deck gebracht; so standen denn ein Dutzend Theertonnen oben, leider auch zwei Dutzend Wassertonnen; unser Trinkwasser, das man doch gern so kühl wie möglich erhält, war den heißesten Strahlen der Sommersonne ohne irgend einen Schutz ausgesetzt, wenn man nicht einige mit Theer getränkte alte Segel dafür annehmen wollte, unter denen es noch vier heißer war, als an der freien Luft.

Nun kamen aber dazu auch noch die Kisten der Passagiere und die Kober mit lebendigem Geflügel, die mit Gittern versehenen Ställe der Vierfüßler, aus denen den armen Passagier dort ein langgerüsseltes Schwein angrunzte, hier plötzlich eine neugierige Kuh mit heißem feuchtem Athem anblies, oder eine Ziege meckernd begrüßte.

So gut es ging war das Alles durch Taue und Leinen unter sich und mit Masten verbunden, so daß es allenfalls einen scharfen Wind aushielt; war aber auch nur ein gelinder Sturm, nur eine scharfe, etwas schaukelnde Brise zu fürchten, so war ein Jeder von uns überzeugt, daß Alles mit einem Male über Bord fahren mußte; wodurch wir zwar auf die einfachste Weise ein recht reines und klares Deck erhalten konnten, wodurch wir jedoch eben so gut Kinder des blassen Todes werden mußten, denn all' unser lebender Proviant, und der wichtigste Theil des todten, nämlich das Wasser, war damit verloren.

Wo wir armen Leute etwa spazieren gehen, wo wir uns von dem ewigen Stillsitzen, wozu man auf einem Schiffe verdammt ist, erholen sollten, war uns ganz räthselhaft. Zwar befand sich auf der Brigg ein Gegenstand, welchen der Steuermann stolz sein Quarterdeck nannte, allein abgesehen davon, daß dieses Dach der Kajüte überhaupt nur sehr klein und kaum zwei Stufen über dem andern Deck erhoben war — so hatte es seinen ganzen räumlichen Inhalt hergeben müssen, um ein paar kleine Boote, ein Ghig, das kleinste Boot, welches dem Steuermann persönlich gehört, eine Menge Stangen, Ruder und Tauwerk und ein fünfzig Ballen mit Tabaksstengeln zu plaziren, so daß nur ein paar schmale Fußsteige übrig blieben, welche mit denen des Hauptdecks in Verbindung, uns, den Passagieren, aber eigentlich gar nicht offen standen, indem die Mannschaft des Schiffes derselben bedurfte, wenn sie die Brigg regieren sollte.

Das einzige Glück war, daß diese Mannschaft sehr klein war, uns also doch noch die Aussicht blieb, die Fußsteige zum Spazierengehen benutzen zu dürfen, wenn nicht ein Sturm „alle Mann auf Deck" berief — dann freilich waren wir oben ganz überflüssig, dann mußten wir uns verkrümeln oder verkriechen so tief wir konnten.

Wir hatten alle diese Anstalten schon während der Ladung mit Schrecken und Zagen gesehen, hatten uns jedoch nichts merken lassen von unserer Besorgniß, denn die sichere Folge wäre gewesen, daß der alte Astor die ganze Expedition aufgegeben, uns unsere Besoldung für die vorausgesetzte Dauer der Reise ausgezahlt, aber uns nie wieder in seinen Dienst genommen hätte In seinen Dienst aber zu kommen, galt für ein ganz seltenes Glück, denn erstens verlangte er nie etwas, das den Leistenden in seinen eigenen oder in anderer Leute Augen herabsetzen konnte — nie etwas, das gegen das Ehrgefühl des Betheiligten auch nur im Geringsten verstoßen hätte; für's zweite stand man sich sehr gut in diesem Dienstverhältniß; drittens aber und hauptsächlich sorgte Astor immer auf das Glänzendste für Diejenigen, welche sich ihm gewidmet hatten, und forderte nur unbedingten Gehorsam gegen seine Befehle, er war im eigentlichsten Sinne ein Monarch — ein Alleinherrscher — er wußte nichts von Einwendungen. So hatte er es nach reiflichem Ueberblicke beschlossen, so mußte es ausgeführt werden — darum sprachen wir auch jetzt kein Wort über die Beschränktheit des Schiffes, sondern suchten durch gute Laune zu ersetzen, was uns an Bequemlichkeit abging.

Es war schon während des ganzen Morgens viel Trouble in dem kleinen Raume gewesen, und wir hätten bequem nach dem Frühstück absegeln können; noch immer aber kam der Befehl, die Anker zu lichten, nicht, und wir lagen sehr mißmuthig über die unbegreifliche Verzögerung auf den Tabaksballen und nies'ten nach Kräften, während die Sonne uns unbarmherzig auf den Pelz brannte. Es wurde Mittag; wir hätten gern in einem benachbarten Hotel gespeis't, allein wir waren einmal auf das Schiff konsignirt und mußten uns deßhalb mit der Schiffskost

begnügen. Es wurde unterdessen Abend, die Nacht brach herein, und als wir die beiden Laternen am Bugspriet und am Hauptmast angezündet hatten, da kam der Befehl, die Anker zu lichten.

Der Steuermann brummte etwas vom „verrückten alten Kerl" in den Bart — der uns den ganzen Tag vexirt mit Nichsthun und dann einen bei Nacht und Nebel in die See schickt — allein er gab die Ordre zum Aufnehmen des Ankers, der Lootse kam an Bord, führte uns durch die zahllosen Untiefen und Bänke glücklich aus dem Hafen, nahm Abschied und steuerte in seiner Nußschale zurück auf das Feuer des Leuchtthurmes zu.

Die Brigg setzte unter halb gereefften Segeln ihren Weg in der schönen hellen Nacht fort und wir — ermüdet von der Langweile des verwichenen Tages, schliefen bald ein, indeß das Schiff ein wenig sanft schaukelte.

Der Morgen brach an in aller Pracht eines heiteren Frühjahres und versprach mit seiner Klarheit einen schönen Tag. Wir kamen alle aus den dumpfen Kojen auf das Verdeck und schauten uns um, da sagte der Steuermann, nach dem Lande deutend, welches im Westen noch deutlich sichtbar war — „Sagt mir einmal, Bursche, was ist das dort auf dem Leuchtthurme, der wie das Fingerhütchen eines Däumlings kaum sichtbar über die flachen Gestade von New-York hervorragte — was ist das dort — ein Signal? — Paddy, hol mir einmal meinen Gucker herauf!"

Paddy sprang mit seinen krummen Beinen wie ein großer Teckel davon und war im Augenblicke wieder da; ich hatte unterdessen einen kleinen achtzölligen Taschendollond mit zwanzigfacher Vergrößerung herausgezogen und bei dem außerordentlich kleinen Gesichtsfelde den Leuchtthurm nur mit Mühe gefunden, als der Steuermann seinem Maat (Gehilfen) zurief: „Steuerbord! — „Steuerbord ist's," — antwortete der Maat — „Hart!" rief Wilson. „Hart ist's!" erwiderte der Maat.

— „Eine Million schwarzer Teufel mögen heraufkommen und den Alten holen! — fluchte der Steuermann — „Jungens, das Besansegel herum! Hallo, die Stagsegel und die kleinen Segel gewendet!"

— „Was macht Ihr? Was treibt Ihr?" — riefen ihn zehn Stimmen zugleich an — „Hol' Euch der Teufel mit sammt Eurem alten Narren!" — erwiderte Wilson höflich — „macht, daß Ihr in die Kojen kommt, und habt hier nicht Maulaffen feil; — seht Ihr nicht unsere Flagge auf dem Leuchtthurme, und daneben das Signal zur Rückkehr? Nach New-York müssen wir zurück — der alte Tausendsackermenter schickt uns zu seinem Spaß in die schwarze Nacht hinaus, daß wir geradeaus gegen Osten müssen, statt nach Süden, um nicht auf die Klippen zu rennen, und jetzt signalisirt er uns zurück, ganz gewiß nur, um zu fragen, wie wir geschlafen haben!"

Uns allen kam die Sache allerdings sehr komisch vor, am komischsten aber der Zorn des Steuermanns, der übrigens ruhig seines Weges hätte fahren können, denn wer vermochte ihm zu beweisen, daß er das Signal gesehen — wir waren wenigstens acht geographische Meilen von der Küste — wäre der Thurm nicht so hoch und hätte unser Schiff nicht einen hohen Bord gehabt, so hätten wir wegen der Krümmung der Erde schon die Küste gar nicht mehr sehen können; allein der Steuermann war so sehr von dem Subordinationsgeiste — welcher allein das Leben auf der See möglich macht — durchdrungen, daß er dem Befehle Folge geleistet haben würde, und wenn ihm sein Vorgesetzter befohlen, mit eigener Hand Feuer in das Pulvermagazin zu legen.

(Schluß folgt.)

Die Bäringer Geldmänner.

Vor dem k. k. Kreisgerichte in Eger hat am 12. August die Schlußverhandlung eines Strafprozesses begonnen, welcher das Treiben einer der eigenthümlichsten Verbrecherverbindungen an den Tag legt: die Verhandlung gegen die sogenannten Bäringer Geldmänner, deren in den verschiedensten Zeitungen bereits in mehr oder minder geheimnißvoller Weise Erwähnung geschehen. Bäringen, ein kleines Städtchen hoch im Erzgebirge, ist der Wohnort einiger Individuen, in deren Händen die Fäden aller der in diesem Prozeß vorkommenden Betrügereien sich konzentrirten; daher der Name „Bäringer Geldmänner." Spitzensammler, welche mit rothhaarigen Ranzen auf dem Rücken das Gebirge durchstreiften, machten die Kolporteure und Agenten in diesem großen, vielverzweigten Betrugsdrama, das seine Schlußkatastrofe in den Kerkern findet. In Sachsen existire ein Geschäft, welches für einen Gulden Banknote Einlage ein Erträgniß von fünf Gulden abwerfe; nur müsse die eingelegte Guldennote eine echte sein, während das Erträgniß in falschen Banknoten ausgezahlt werde, die aber so gut nachgemacht seien, daß sie überall für echte angenommen würden.

So lautete eine im Erzgebirge gang und gäbe Sage, die allgemein unterm Gebirgsvolke geglaubt wurde und einen der Köder bildete, mit welchem die Leichtgläubigen angelockt wurden. Aber wohl keiner von allen den Vielen, welche die echte Guldennote vertrauensvoll erlegt hatten, hat je das versprochene Erträgniß gesehen. Zwar ward immer Ort und Zeit bestimmt, zu welcher und an welchem die falschen Noten diesen Gulden-Aktionären eingehändigt werden sollten, aber wenn die Zeit kam, so kam auch gewiß die Nachricht, der Chef des Geschäftes habe plötzlich in dringenden Angelegenheiten eine Reise unternehmen müssen, weshalb das Geld für den Augenblick nicht ausgezahlt werden könne, oder es erschienen plötzlich am Orte des Rendezvous — meist einem Wirthshause oder dem Walde — Gendarmen oder Finanzwächter und die versammelten Warter hatten, um nicht der Strafe zu verfallen, nichts Eiligeres zu thun, als auseinanderzulaufen. Daß die angeblichen Gendarmen oder Finanzwächter auch wieder nichts anderes waren als verkleidete Bäringer Geldmänner wußten sie freilich nicht.

Ein zweiter Köder, mit dem man die Leichtgläubigen angelte, war der Freimaurer-Orden. Wer sich — verlautbarten die Bäringer — in den sächsischen Freimaurer-Orden aufnehmen lasse, der erhalte Adelsbriefe, Ehren und so viel Geld, daß er Zeitlebens nicht zu arbeiten brauche. Meister des Stuhles, Ordenskassiere ꝛc. tauchten auf, ließen sich von den Bauern in heimlicher Kammer trefflich bewirthen, rechneten Diäten auf, stellten Diplome und Adelsbriefe aus, die oft mit 200 fl. bezahlt wurden u. s. w. Wenn

Die Kanäle und Flüsse Deutschlands werden wieder, wie schon vor dem Kriege, ihre Hauptbedeutung für den Verkehr in der Richtung Nordwest-Südost haben. Die Ströme und Kanäle, die in dieser Richtung verlaufen, sind: Rhein, Ems, Weser, Elbe, Oder, Weichsel, Memel, Pregel, Dortmund-Ems-Kanal, Mittellandkanal, Elbe-Trave-Kanal, Elbe-Lübeck-Kanal, Kaiser-Wilhelm-Kanal, Ostpreußischer Südkanal, Masurischer Kanal, Bromberger Kanal, Oder-Spree-Kanal, Oder-Havel-Kanal, Finowkanal, Elbe-Havel-Kanal, Elbe-Spree-Kanal, Elbe-Saale-Kanal, Saale-Unstrut-Kanal, Saale-Weißenfels-Kanal, Saale-Leipzig-Kanal, Saale-Elster-Kanal, Elbe-Elster-Kanal, Elbe-Oder-Kanal, Elbe-Weser-Kanal, Weser-Rhein-Kanal, Rhein-Herne-Kanal, Rhein-Ems-Kanal, Rhein-Maas-Kanal, Rhein-Schelde-Kanal, Rhein-Rhone-Kanal, Donau, Donau-Main-Kanal, Main, Main-Neckar-Kanal, Neckar, Rhein-Donau-Kanal, Donau-Bodensee-Kanal, Donau-Iller-Kanal, Donau-Rhein-Kanal, Donau-Oder-Kanal, Donau-Elbe-Kanal, Donau-Moldau-Kanal, Donau-Weichsel-Kanal, Donau-Dniester-Kanal, Donau-Dnjepr-Kanal, Donau-Bug-Kanal, Donau-Pripjet-Kanal, Donau-Memel-Kanal, Donau-Düna-Kanal, Donau-Niemen-Kanal, Donau-Pregel-Kanal, Donau-Weichsel-Kanal, Donau-Oder-Kanal, Donau-Elbe-Kanal, Donau-Moldau-Kanal, Donau-Weichsel-Kanal, Donau-Dniester-Kanal, Donau-Dnjepr-Kanal, Donau-Bug-Kanal, Donau-Pripjet-Kanal, Donau-Memel-Kanal, Donau-Düna-Kanal, Donau-Niemen-Kanal, Donau-Pregel-Kanal.

62. Minister Dr. Seelmann-Eggebert †.

Am 1. Januar 1919 ist der frühere Minister Dr. Seelmann-Eggebert in Berlin gestorben. Er war 1848 in Berlin geboren und hatte sich dort 1872 als Rechtsanwalt niedergelassen. Von 1881 bis 1884 war er Mitglied des Abgeordnetenhauses, von 1884 bis 1888 Mitglied des Reichstages. Von 1888 bis 1890 war er Minister für Handel und Gewerbe, von 1890 bis 1892 Minister des Innern. Seelmann-Eggebert war ein Gegner der Sozialdemokratie und ein Anhänger der Politik Bismarcks. Er war Mitglied des Herrenhauses und Vorsitzender des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.

63. Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften.

Die Regierung hat einen Gesetzentwurf über den Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften ausgearbeitet. Dieser Gesetzentwurf ist am 1. Januar 1919 der Nationalversammlung vorgelegt worden. Er sieht vor, daß die Gemeinden, deren Gebäude durch Kriegseinwirkung zerstört sind, zum Wiederaufbau verpflichtet sind. Die Gemeinden können sich zu Wiederaufbauverbänden zusammenschließen. Die Wiederaufbauverbände können Enteignungsrechte ausüben. Die Kosten des Wiederaufbaues sollen zu einem Drittel vom Reich, zu einem Drittel von den Einzelstaaten und zu einem Drittel von den Gemeinden getragen werden. Die Gemeinden können sich die Kosten durch Beiträge der Grundeigentümer wieder einholen. Die Beiträge können bis zu 50 v. H. des Wertzuwachses betragen, den die Grundstücke durch den Wiederaufbau erfahren haben. Die Beiträge können in Form einer Hypothek auf das Grundstück gelegt werden. Die Hypothek ist unkündbar und kann mit 5 v. H. verzinst und getilgt werden.

64. Wiederaufbau der zerstörten Bergwerke.

Die Regierung hat einen Gesetzentwurf über den Wiederaufbau der zerstörten Bergwerke ausgearbeitet. Dieser Gesetzentwurf ist am 1. Januar 1919 der Nationalversammlung vorgelegt worden. Er sieht vor, daß die Bergwerksbesitzer, deren Bergwerke durch Kriegseinwirkung zerstört sind, zum Wiederaufbau verpflichtet sind. Die Bergwerksbesitzer können sich zu Wiederaufbauverbänden zusammenschließen. Die Wiederaufbauverbände können Enteignungsrechte ausüben. Die Kosten des Wiederaufbaues sollen zu einem Drittel vom Reich, zu einem Drittel von den Einzelstaaten und zu einem Drittel von den Bergwerksbesitzern getragen werden. Die Bergwerksbesitzer können sich die Kosten durch Beiträge der Grundeigentümer wieder einholen. Die Beiträge können bis zu 50 v. H. des Wertzuwachses betragen, den die Grundstücke durch den Wiederaufbau erfahren haben. Die Beiträge können in Form einer Hypothek auf das Grundstück gelegt werden. Die Hypothek ist unkündbar und kann mit 5 v. H. verzinst und getilgt werden.

Liebe zu finden. Unſer junge Mann, hatte mehrere Tage nach einander verſucht, ſich zum Retter und Tröſter einiger dieſer unglücklichen Opfer des öffentlichen Hazardſpiels zu machen; und da die Größe ſeines Verluſtes einen Schluß gewährte auf die Größe des Vermögens, welches er zu verſpielen haben mußte, war kein einziges ſeiner philanthropiſchen Experimente mißlungen. Durch dieſe glücklichen Erfolge war das ohnehin ſtarke Bewußtſein ſeiner Reize zu der Ueberzeugung von ſeiner Unwiderſtehlichkeit angeſchwollen, und in dieſem beſeligenden Gefühle verſuchte er eines Tages einer auffallend hübſchen Dame, die das Unglück gehabt hatte, noch nicht von ihm bemerkt zu werden, in ziemlich unzweideutiger Weiſe den Hof zu machen. Er redete ſie an. Keine Antwort. Er wiederholte ſeine Anrede. Noch keine Antwort. Er verſucht ſeiner Schönen näher zu rücken. Schweigend rückt ſie weiter fort. Er berührt ſie mit der Hand, als die Dame ſchweigend aufſteht und ſich entfernt. Noch an demſelben Tage erhält der Glückliche ein Schreiben, in welchem er von „der Dame, welche das Glück hatte, neben ihm zu ſitzen," erſucht wurde, ſich zu einer genau beſtimmten Stunde des nächſten Morgens in dem genau beſtimmten Gaſthauſe eines nahe gelegenen Vergnügungsortes einzufinden. Die Bruſt von ſüßen Hoffnungen geſchwellt, eilt er an den ihm vorgeſchriebenen Ort. Es iſt richtig: Sie iſt da! Der Kellner weiſt ihn an die Thür, welche in die Zimmer der ſo eben eingetroffenen fremden Dame führt. Er klopft, er tritt ein, er findet — einen nicht mehr ganz jungen Mann von ariſtokratiſchem Ausſehen, der mit kaltem, gemeſſenem Ernſt ihn anredet: „Mein Herr, ich bin der Fürſt T.....w. Die Dame, die ſie geſtern in ſo brutaler Weiſe zu beleidigen wagten, iſt meine Gattin. Sie werden dieſelbe jetzt fußfällig um Verzeihung bitten. Verſtehen Sie mich? Fußfällig!"

Der Berliner war wie vom Donner gerührt und wagte nur einige Worte der Ablehnung zu ſtammeln. Plötzlich traten auf den Wink ihres Herrn zwei ruſſiſche Diener ein, von denen jeder den armen Ritter von der traurigen Geſtalt an einem Ohr packte, und die ihn ſo in ein Nebengemach führten, wo er die ſeine Nachbarin von geſtern auf einem Fauteuil ſitzend fand. Von den beiden Dienern mit dem Kopf zu Boden geduckt, wollte er ſich eben dazu verſtehen, den Fuß der Dame zu küſſen, als dieſe ihm mit demſelben in Geſicht ſtieß und ihm ſagte, ſie nähme dieſe Satisfaktion nur auf ausdrücklichen Befehl ihres Gatten; ſie ſelbſt habe nie daran gedacht, ſeine Unverſchämtheit anders als mit ſtiller Verachtung zu ſtrafen. In dieſem Augenblicke trat der beleidigte Gatte ein und befahl dem Unglückſeligen, Baden-Baden ſogleich zu verlaſſen, widrigenfalls die beiden Diener ihn, wo ſie ihn auch träfen, durchpeitſchen würden.

Mit dieſem Abſchiede gnädigſt entlaſſen, fand der Ritter ohne Furcht und Tadel ſich veranlaßt, dem ihm gegebenen Befehle ſchleunigſt nachzukommen. Später aber wußte er ſich für die ihm widerfahrene Behandlung dadurch zu rächen, daß er ſogleich nach der Abreiſe der beiden Gatten — ruhig auf den Schauplatz ſeiner früheren Heldenthaten zurückkehrte, um zu verlieren, was er überhaupt noch zu verlieren hatte.

* Zur Deckung des Abganges an Pferden bei den Kavallerie-Regimentern und Artillerie-Abtheilungen hat das h. Armee-Oberkommando den Ankauf von Küraſſier-, Dragoner- und leichten Kavallerie-Remonten, dann Artillerie-Reit- und ſchweren Artillerie-Zugpferden in Böhmen angeordnet.

* (Ein Brief Alexander v. Humboldt.) Die Verfaſſer und der Verleger des Buches: „Geſchichte des Jenaiſchen Studentenlebens," hatten Exemplare des Buches an mehrere der bejahrteſten und zugleich berühmteſten alten Jenenſer geſchickt, u. A. an Alexander v. Humboldt. Der Letztere hat denſelben darauf mit ſeiner bekannten Liebenswürdigkeit umgehend Folgendes geſchrieben:

Das freundliche Andenken der Herren Doktoren Richard und Robert Keil, wie die Grüße meines vieljährigen Freundes Herrn Brockhaus, verpflichten mich zu einem warmen Dankgefühle. Die Geſchichte des „jenaiſchen Studentenlebens" iſt mit vielem Fleiße ausgearbeitet und wirft helles Licht auf die Phyſiognomie der Beſtrebungen des Volkslebens in ſeinen Irrungen, wie überwiegend in ſeinen edleren Motiven. Die älteren Zeiten der Gründung der Univerſitäten in ihrer jetzigen Form ſind übrigens in Ihrer intereſſanten Schrift eben ſo gründlich dargeſtellt, als die ſchauervoll-tragiſchen Folgen von Alexander Stourdza's angeberiſchen Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne, daß auf dem Aachener Kongreſſe meinen Bruder und mich mit Entſetzen erfüllte. Jena, das ich in ſeinem höchſten geiſtigen Glanze beſuchte, um ernſtere anatomiſch-praktiſche Studien als Vorbereitung zu meiner vorweltlichen amerikaniſchen Expedition zu machen, und das fortwährend unter milden Fürſten eine wichtige Stelle in dem freier forſchenden Deutſchlande einnimmt, iſt mir durch Erinnerungen ein Lichtpunkt auf dem nur zu langen Lebenspfade geblieben.

Berlin, 10. Auguſt 1858.

Mit der ausgezeichnetſten freundſchaftlichen Hochachtung Ew. Wohlgeboren gehorſamſter A. v. Humboldt.

* (Ein Krinolinemeſſer.) Man lieſt im „Courrier von Charleroi": Seit der Entwicklung, welche die Krinoline gewonnen, beklagen ſich Ballunternehmer bedeutend über Verluſte, die ſie dadurch erleiden, daß der Saal nicht jene Zahl von Tänzerinnen aufnehmen kann, für die er urſprünglich berechnet geweſen. Um dieſem Uebelſtande abzuhelfen, hatte ein Wirth in Montigny, Herr Dalton, den genialen Einfall, einen Krinolinemeſſer zu konſtruiren, mittelſt deſſen man auf ſehr einfache und bequeme Weiſe den Umfang einer jeden Krinoline meſſen kann. Alle jene Damen, deren Krinolinen nun einen gewiſſen Umfang überſchreiten, zahlen einen verhältnißmäßig erhöhten Eintritt. Dieſer Krinolinemeſſer wurde in beſagtem Orte auch bereits bei einem Balle angewandt, und ſo mußte unter andern ein Frl. K. 75 Zentimes mehr zahlen, während eine zweite Dame es vorzog, ihre Krinoline auf ein beſcheidenes Maß zurückzuführen. Dalton will ein Privilegium auf ſeine Erfindung nehmen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronſtadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 102. Freitag, den 27. August. 1858.

Johann Jakob Astor.

(Schluß.)

Wir kehrten um. Ein prächtiger Nordwind hatte uns gestattet, senkrecht auf seine Richtung von Westen nach Osten zu segeln, er führte uns eben so sicher zurück von Osten nach Westen, nur schneller; denn waren wir während der Nacht unter halben Segeln gefahren, so konnten wir jetzt bei Tag die volle Segelkraft brauchen. Sechs Stunden waren wir ostwärts gegangen, in zwei Stunden legten wir wieder im Hafen an.

In wenigen Minuten stieß ein kleines zierliches Boot vom Lande ab, ruderte eilig auf unsere Brigg zu und siehe — Herr Astor selbst stieg behende an dem Fallreepe empor.

— „Nun, Kinder," — sagte er, sich die Hände reibend — „wie habt ihr geschlafen?"

— „Da haben wir's!" platzte Wilson heraus.

— „Was haben wir, Kapitän?" — fragte Astor — „findet Ihr das nicht artig, wenn ich mich nach Eurem Befinden erkundige? — daß ich wissen möchte, wie Ihr die erste Nacht auf dem Wasser zugebracht?"

Wilson stand mit seiner Mütze in der Hand steif vor dem reichen Patron und wagte kein Wort, so sehr hatte er sich erschrocken über seine eigene Kourage. Astor aber sagte:

„Nun Kapitän, habe ich nicht recht?"

— „Ei, Master Astor, foppt mich nicht," — erwiderte bescheiden im Tone, doch mit einem Gesicht, als hätte er zwei Bullfrösche zum Frühstück verzehrt — Wilson, „ich bin nicht Kapitän, sondern Steuermann dieses kleinen Dinges, der Brigg Black-Foot."

— „Nun ja," — sagte Astor — „bis jetzt wohl, aber seit der Minute, da Ihr das Signal zur Rückkehr gesehen und befolgt, seid Ihr Kapitän des schönen Dreimasters dort, der „dicken Mary," die ich Eurer Frau zu Ehren so habe taufen lassen, und die jetzt ihrem neuen Kapitän zu Ehren flaggt."

Das sonnenverbrannte Antlitz des Seemanns wurde leichenblaß und eben so schnell dergestalt dunkelroth, daß ich, der ich ihn gerade scharf ansah, glaubte, ihn würde der Schlag rühren — auch wankte er sichtlich, die Augen wurden ihm trübe und naß, und er wischte sich mit seiner breiten Tatze die Thränen rechts und links ab, daß sich alsbald helle Streifen über die Fläche der Wange bahnten und verriethen, daß dieses das erste Wasser sein mochte, das seit lange über seine Haut gekommen.

— „Nun bei'm Teufel!" — rief er — „das ist eine fröhliche Umkehr. Hurrah für Master Astor!" — und damit warf er seine Mütze so hoch in die Luft, daß der Wind sie faßte und vom Schiffe hinweg in das Salzwasser der Bai führte — „für Euch, Herr Astor, geh ich von nun an durch Feuer und Wasser! mit Euch ist gut verkehren."

— „Freut mich zu vernehmen." — sagte Astor — „nun wollen wir aber fort. Euch, meine Jungens, gefällt es auf dem Black-Foot gewiß so gut, daß Ihr Euch wohl nicht von ihm trennen möchtet, Eurem Kapitän zu Liebe?"

— „Ei Master," — erwiderte Sharp — „wir haben uns nicht beklagt; es ist zwar enge, aber wir werden uns wohl behelfen, und wenn wir einmal an der Mosquitoküste am Lande sind, so haben wir ja so viel Platz als wir brauchen."

— „Gut Kinder, so habe ich's gern, und hiermit soll Eure Prüfung schließen; Ihr geht mit dem Kapitän auf die dicke Mary und ich hoffe, es soll Euch dort wohlgefallen. Nun beeilt Euch mit der Uebersiedelung, je eher Ihr fertig seid, desto lieber ist mir's. Steuermannsmaat, ich ernenne Euch zum Steuermann dieses Schiffes, führt die Ladung ihrer Bestimmung zu. — Ihr anderen Passagiere des Black-Foot nehmt nur Euer Privateigenthum hinüber, für alles Uebrige ist dort drüben besser gesorgt als hier — somit Gott befohlen — und wenn Ihr angelangt seid an der Mosquitoküste, so schreibt mir mit dem Black-Foot, der alsbald zurückkehrt."

•

Sehr bald waren wir auf dem neuen Schiffe eingerichtet, das Privateigenthum eines Jeden war nicht zu gewichtig, das schwerste hatte wohl noch Wilson, der den Teckel Paddy für sein Privateigenthum ansah und ihn mit sich nahm. Das Schiff war von mehr als gewöhnlicher Größe, ungemein stark gebaut und der schlanken Form, den hohen Masten und der Segellast, die daran gereeft hing, zufolge, ein vortrefflicher Segler, wie alle Schiffe Astor's, an denen er nie etwas sparte. Die Bemannung war zahlreich und man sah Jedem an, daß er etwas Tüchtiges erfahren hatte, zugleich aber war doch auf jedem Gesichte ein Zug der Gutmüthigkeit, der Heiterkeit nicht zu verkennen, man fühlte, daß dieß

Digitized by Google

wettergebräunten Burſche alle mit Luſt und Liebe an ihrem Metier hingen, daß mit ihnen etwas auszurichten ſei. Die Bosheit, die Tücke, der verbiſſene Grimm, der häufig dem Matroſen, beſonders dem Engländer, wenn er die furchtbare neunſchwänzige Katze geſehen hat, eigen iſt, ihn allerdings nicht hindert, ſeine Schuldigkeit in allem Grimme zu thun, aber ſeiner Arbeit doch einen gewichtigen Theil deſſen nimmt, was ſie erſt werthvoll macht — war bei keinem der Leute auf der „dicken Mary“ zu ſehen, und ſo war ein Jeder von uns voll der herzlichſten Zuverſicht.

Von da an, wo uns Aſtor verlaſſen hatte, bis zu dem Augenblicke, wo die Anker gelichtet wurden, verfloſſen höchſtens drei Stunden, und wir Alle waren überzeugt, daß damit dem würdigen Manne eine große Freude bereitet worden; denn ſo wie er unbedingten Gehorſam gegen ſeine Befehle als etwas ganz Unerläßliches für das Zuſammenſein mit ihm anſah, ſo war ihm Schnelligkeit in der Ausführung ſeiner Anordnungen ein freiwilliger Tribut der Liebe und Achtung — es war durchaus nicht das Ueberhudeln und Ueberſtürzen, was er liebte, denn daraus konnte nie etwas Gutes hervorgehen; aber es war das ſichtliche Beſtreben, ſeinen wohlerwogenen Anordnungen in möglichſter Kürze nachzukommen, was ihn beſonders freute, und da er bei der unglaublichen Ausdehnung ſeiner Geſchäfte immer noch Zeit fand, jedes einzelne Geſchäft perſönlich oder durch die vertrauteſten Diener und Verwandten beobachten zu laſſen, ſo waren wir Alle überzeugt, daß er ſehr genau wußte, wann wir fertig, wann wir abgereiſ't waren, und es machte uns Freude, ſeinen mäßig geſteckten Anforderungen noch zuvor zu kommen, denn ſo wenig er uns ein Wort geſagt hatte von der Zeit, in welcher er erwartete, daß wir fertig ſeien, ſo waren wir doch eben ſo überzeugt, daß er uns doppelt ſo viel gegönnt, als wir gebraucht hatten, und daß ihm dieß gefiel, war uns nicht zweifelhaft.

Noch ehe es Mittag war, hatten wir die Anker an Bord, und ſtolz hielt Wilſon große Tafel auf dem klaren, auf dem von keinem Hinderniß irgend einer Art geſperrten Deck, zu welcher noch eine Menge uniformirter Herren aus New-York geladen waren, die ihr Möglichſtes thaten, um die Ladung, welche die dicke Mary an Champagner hatte, zu erleichtern.

„Ja,“ ſagte er zum Schluſſe des auf Brettern und Tonnen ſervirten Diners — ſehr im Widerſpruch mit ſeinem Wunſche, daß eine Million ſchwarzer Teufel den unſchuldigen Aſtor holen ſollte — „ja, das iſt ein Mann! das iſt ein Mann nach meinem Herzen! das iſt ein Mann nach dem Herzen Gottes! ſo weiß er das Verdienſt zu belohnen. Jungens kommt her! Jeder von Euch ſoll ein Glas Grog bekommen, daß Ihr alle zuſammen denken ſollt, es ſei der reine Jamaika-Rum — aber wer mir ſein Glas austrinkt und es dann hinſetzt, der ſoll desjenigen Weges wandeln, den ich dem Glaſe vorgeſchrieben habe. Die Gaben, welche der Herr vertheilt hat, ſind verſchieden; nicht Jeder trinkt ein Bierglas Rum auf einen Zug aus, wie ich — wohl verſtanden ohne daß es ihm ſchadet; alſo in der Zeit will ich Euch nicht beſchränken, aber — Jeder fängt ſeinen Trunk mit einem Segen auf Mr. Aſtor an und Jeder wirft ſein Glas, ſo wie er's ausgetrunken hat, einem Haifiſch an den Kopf; aus dem Glaſe, aus welchem heute Kapitän Wilſon und ſeine Mannſchaft Mr. Aſtor's Geſundheit getrunken hat, ſoll nie wieder ein Menſch einen Tropfen trinken.

Buchſtäblich ward erfüllt, was der närriſche Kauz in ſeiner Freude angeordnet hatte, und da es lauter gediente, erleſene Männer waren, welche auf dem Schiffe Dienſte thaten, ſo hielt es Jeder für eine Ehrenſache, ſein Glas zu leeren, und mit einem wüthenden Hepp, Hepp, Horreh! (Hurrah!) flogen alle Gläſer in das Meer, oder, wie Wilſon verlangte, den Haifiſchen an den Kopf, und daß kein Menſch mehr aus dieſen Gläſern trinken dürfte, iſt wohl ziemlich unzweifelhaft, denn ſie lagen alle wenigſtens 2000 Fuß tief auf dem Meeresgrunde und derſelbe iſt hier, vor dem Hafen von New-York, nicht intereſſant genug, um Schleppnetze, welche ſo tief gehen, darnach auszuſenden. Unſere Gäſte, natürlich lauter Majors, Obriſten und Generale — geringere Würden kennt man hier kaum, da ſich Jeder dieſe Würde nach Gefallen ſelbſt beilegt — verließen das Schiff und wir begannen die Reiſe.

Der Kronprinz von Oeſterreich.

Der eherne Mund der Geſchütze hat eine Botſchaft des Friedens und des Glückes in das Land hinausgetragen. Die Freudenfeuer lodern von den Höhen und die Zeichen des Jubels ſind ausgeſteckt über das ganze Land. Der alte Stamm der Cäſaren hat einen grünen Zweig getrieben; das tauſendjährige Geſchlecht, das den älteſten Thron der Welt einnimmt, prangt jetzt in neuer Friſche und Pracht. Die Liebe und Treue der Millionen, welche ſeit Jahrhunderten als ein Erbtheil von den Vätern auf die Kinder gekommen, vereinigen ſich zu einem begeiſterten Ausdruck jener dynaſtiſchen Anhänglichkeit, welche in Oeſterreich Eins iſt mit der Liebe zum Vaterlande.

Es iſt im Jahre des Heiles 1858, daß es dem Allmächtigen gefallen hat, dem Kaiſer Franz Joſeph und der Kaiſerin Eliſabeth die größte und lauterſte der irdiſchen Freuden zu bereiten. Die ſchweren Gewitterwolken, welche noch vor kurzer Zeit ſich über unſerem Welttheile in Blitz und Donner entluden, ſind einem blauen, freundlichen Himmel gewichen, welche dieſes Jahr zu einem monumentalen in der Geſchichte Oeſterreichs machen. Die urkräftige Macht des alten Reiches regenerirt ſich von Neuem. Wo man hinblickt, werden alte Schäden geheilt und neue Bahnen der Wohlfahrt geöffnet. Es iſt, als habe Oeſterreich ſich mit Bewußtſein und Freudigkeit gerüſtet und geſchmückt, um den Eintritt ſeines künftigen Herrſchers in dieſe Welt würdig zu feiern, als ſeien die Thore und Wälle der Hauptſtadt nur darum geſunken, damit das alte Wien das kaiſerliche Kind in ſeinen offenen Armen empfangen könne. Die Stürme einer drangvollen und doch ſo glorreichen Periode haben ausgetobt, doch um die Wiege des Kronprinzen von Oeſterreich ſtehen heute die Männer, welche ihre treue Bruſt dem Wüthen der entfeſſelten Elemente entgegenſtemmten. Die Ruhmesträger einer vergangenen Zeit dürfen beſeligt auf die Hoffnung der zukünftigen blicken. Es iſt den ſtarken Männern, welche in jener ſchweren Periode, die der Prüfſtein großer Seelen geweſen iſt, ihr Vaterland erretten halfen, vergönnt, ihr patriotiſches Herz an der

Wiege des Kindes zu letzen, welche einſt über ihre Kinder gebieten wird. Wenn auch manche von ihnen, deren Weisheit im Rathe den Staat geſtützt, deren Thaten im Felde das Land geſchirmt haben, ehe der Sohn und Erbe ihres Herrn und Kaiſers ſie mit Bewußtſein anblicken kann, nur der Geſchichte ihres Landes angehören werden, ſo werden ihre Werke doch einſt lebendig vor ſeine Seele treten. Er wird aufwachſen unter den Eindrücken der Kraft und Größe, der aufopfernden Thaten, des Heldenmuthes und der Tugend, welche der Hort Oeſterreichs waren in den Tagen der Noth. Er wird in ſeinem kaiſerlichen Vater das Vorbild einer Jugend voll Ruhm und Stärke finden, welche im Alter des Jünglings die glorreichen Thaten des Mannes vollführte. In jener erhabenen Frau, welche mit Wonne auf den erſtgebornen Sohn ihres Sohnes blickt, wird er den hohen Geiſt, den ſiegenden Verſtand und die Seelengröße erkennen lernen, welche die Mutter eines Heldengeſchlechtes krönen. Die Brüder des Kaiſers Franz, welche noch unter den Lebenden weilen, werden ſeinen Blick zurückführen in die alte Zeit großer Gefahren und großer Triumphe, und die Söhne des Helden von Aſpern, des Palatinus von Ungarn und des Vicekönigs von Italien werden mit ihren Mannesthaten ſeiner Kindheit und Jugend voranleuchten. Umgeben von Kraft und Muth, von Sitte und Tugend, wird unter Gottes Schutz der Kronprinz von Oeſterreich zu ſeinem Berufe erwachſen.

Es iſt in Tagen wie die jetzigen, in den ſonnigen Tagen des Segens und Glückes, daß das patriotiſche Gefühl der Völker Oeſterreichs ſich wie in einem rauſchenden Strome über das Land ergießt. Vor ihnen ſteigt die Vergangenheit auf die eigene Geſchichte und die ihres Kaiſergeſchlechtes. Erdbeben erſchütterten den Welttheil und verſchlangen die älteſten Staaten, und Orkane warfen die Throne von Jahrhunderten zu Boden. Aber inmitten der allgemeinen Zerſtörung, in der tiefſten Nacht des Unglücks, ſchien immer hellen Strahles der Stern von Oeſterreich. Je mehr der Feinde ſeine waren, deſto mehr ward ſeines Ruhmes. Je heftiger der Kampf an ſeinen Grenzen loderte, deſto größer wurde das alte Reich. Je wüthender die Stürme ſeinen Thron umtobten, deſto unerſchütterlicher ſtand er aufrecht. Es war Eine Allianz, welche das uralte Reich erhielt und größer und mächtiger werden ließ, die Allianz der Völker mit ihrem Herrſchergeſchlechte. Oeſterreich, auf ſich ſelbſt geſtellt, ſtand immer ſicher. So möge denn der Tag geſegnet ſein, der dem alten Bunde der Treue und der Liebe ein neues Siegel gegeben. Welche auch die Zunge ſei, die die Völker Oeſterreichs reden, ſie verſtehen die Freudenbotſchaft, die ihnen geworden. Was auch ihr Stand und ihre Bildung ſei, der Pflüger auf dem Felde begreift die Freude des kaiſerlichen Vaters ſo gut wie der Miniſter in ſeinem Kabinette, die Hirtin im Gebirge verſteht den demüthigen Stolz, den zum Himmel gewendeten Blick des Dankes, die zarte Mutterſorge der holdſeligen Frau, welche Oeſterreichs Herrſcherin iſt, ſo vollkommen, wie die Gräfin im vergoldeten Saale. Ein allgemeines menſchliches Gefühl der Freude und Sympathie erfüllt alle Menſchenherzen des Landes, und der brauſende Choral das „Gott erhalte“ ſteigt Millionenſtimmig feierlicher Freude voll zum Himmel empor. (Oeſterr. Z.)

Grenadier und Maler.

In den letzten Jahren der Reſtauration ſtand das zweite Regiment der Grenadiere unter dem Kommando des Oberſten Rabuſſon, einem Schwager des berühmten Malers Horace Vernet, zu Paris in Garniſon. Der Grenadier Blaudureau, einer der Männer dieſer prächtigen Truppe, beſaß eine ungemeine Verehrung für ſeine Mutter, die daheim mit ſehnſuchtsvollem Herzen auf ſeine dereinſtige Rückkunft wartete. Oftmals äußerte derſelbe im vertrauten Geſpräche gegen ſeine Kameraden den Wunſch, ſein Porträt nach Hauſe ſchicken zu können; mochte auch die Verehrung für ſeine Mutter der Hauptgrund dieſes Wunſches ſein, ſo war ein zweiter, durch die bildliche Darſtellung ſeiner phyſiſchen Vorzüge, umſchimmert noch durch den Glanz einer prächtigen Uniform, die vielleicht ſchwächer gewordene Neigung eines geliebten Mädchens aufs Neue zu erſtarken, wenn auch kein ausgeſprochener, doch ein nicht minder wichtiger Grund.

Der Wunſch war wohl rege — aber wie zu erfüllen? Der nicht bedeutende Sold reichte kaum für das freie Leben der Hauptſtadt hin — wie erſt ein Honorar für ein gelungenes Bild nebenbei erſparen zu können!

Einer ſeiner luſtigen Kameraden ſagte einſt zu ihm: „Du biſt ein rechter Narr! Blaudureau! Du grämſt Dich wegen einem Maler? Geh zu dem Schwager des Oberſten — der verſteht ſich darauf, wie Keiner in ganz Paris!“

Dieſe Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Am nächſten dienſtfreien Tage trat Blaudureau in voller Uniform in die Wohnung des Malers Vernet. Dieſer, gewohnt von ſeinem Schwager durch Soldaten Briefe zu erhalten, legte, da er eben an der Staffelei beſchäftigt war, nicht erſt den Pinſel aus der Hand, und fragte einfach: „Was gibts?“

Der Grenadier tritt einige Schritte näher und ſtellt ſich in Parade auf.

„Herr Vernet! ich will kurz ſein — ich habe zu Hauſe eine alte Mutter, die ſich nach mir ſehnt; ich kann nicht zu ihr — und möchte ſie daher durch mein Porträt entſchädigen. Sie ſollen ein Mann von Fach ſein — und ich halte es für Pflicht, mich zuerſt an den Schwager meines Oberſten zu wenden — Sie ſollen überdies auch eine ehrliche Haut ſein!“ —

„Sehr gütig, Grenadier.“

„Ich mache mir auch aus den Unkoſten nichts, wenn ich nur gut getroffen bin — fünf Franken ſetze ich gern als Preis!“

„Es ſei!“

„Aber, das ſage ich gleich, getroffen muß ich ſein — ſonſt —“

„Sonſt behalten Sie Ihr Geld!“

Vernet griff nach dem Pinſel — und bevor noch eine Stunde verfloſſen war, ſagte er zu dem Grenadier:

„Kommen Sie in acht Tagen wieder — ich habe jetzt nur noch einige Striche zu machen, um es zu vollenden, dann ſollen Sie das Bild haben, und wenn es nicht ähnlich iſt —“

„Dann bekommen ſie nichts dafür!“

Nach Verlauf von acht Tagen erſchien der Grenadier pünktlich, um ſein Bild in Empfang zu nehmen. Kaum über die Schwelle

des Zimmers getreten, so fiel sein Blick auf ein hübsch eingerahmtes Bild, das gegenüber der Thüre hing.

„Tausend Wetter! das bin ich!“ rief freudig der Soldat aus, „wie sich das macht, vortrefflich!“ —

Noch im Rausche des freudigen Erstaunens, greift er in die Tasche — „Das Geld ist ehrlich verdient — dahier sind Ihre 100 Sous und auf Grenadierparole, sie reuen mich nicht!“

„Sie sind also zufrieden? — nun desto besser,“ rief Horace Vernet — „dann bin ich es auch — behalten Sie Ihr Geld —“

„Wie so?“

„Nehmen Sie Ihr Porträt, schicken Sie es Ihrer Mutter und trinken Sie für die 100 Sous meine Gesundheit.“

„Was, ein Goldstück? Herr Vernet, man hat Sie mir als einen wackern Mann geschildert — nun sollen Sie aber auch sehen, wie ich Ihnen Kunden zuweisen will. Ein schönes Bild — ein hübscher Rahmen und obendrein ein Goldstück dazu — Herr Vernet, ich sende Ihnen das ganze Regiment her!“

Mannigfaltiges.

* Debreczin, 18. Aug. (Handelsnachricht.) In Manufakturenwaaren war das Geschäft, nachdem man seit Jahren schon an ein schlechtes gewöhnt ist, so ziemlich befriedigend, der Inkasso ging so ziemlich lebhaft von Statten und waren die lange ausgebliebenen Siebenbürger mit ihren Einkäufen, so wie mit ihren Zahlungen so ziemlich am Platze. — Ein lebhaftes Geschäft entwickelte sich in Schafwolle, wovon beinahe 6000 Zentner am Markte waren, und lichteten die Pester Wollhändler, sowie ein Brünner Fabrikant das Lager. Für Einschur fehlerfrei zahlte man 92—112 fl. Zweischur 65—75 fl. per Zentner.

* (Neue Männerhüte.) Seit Kurzem verkaufen die Wiener Hutmacher neuartige Männerhüte von weißem Filz mit breiter Krempe, die sich zusammenlegen und in ein Futeral bringen lassen, das nicht viel größer ist, als ein gewöhnliches Zigarren-Etuis.

* Ein Umsturz des ganzen Mühlenwesens. „Auflösung der Getreidekörner.“ Blancourt in Marseille soll nach Angabe des „Moniteur de l'agriculture“ ein neues Verfahren zur Auflösung der Körner gefunden haben. Es verwandelt jede beliebige Menge Weizen in 20 Minuten in Mehl. Noch mehr, die Kleie wird ebenfalls in Mehl verwandelt, so daß 100 Pfund Weizen 100 Pfund Mehl von bester Güte hergeben, welches Mehl bei der Brotbereitung eben so viel Wasser aufnimmt, als das gewöhnliche Mühlenmehl. Das daraus bereitete Brot ist sehr weiß, geht gut auf und hat einen sehr guten Geschmack. Diese Entdeckung ist ein Gegenstand aller Gespräche in Marseille und wird bald die Beachtung der ganzen Welt auf sich ziehen, wenn nachgewiesen wird, daß das vom Erfinder angewandte chemische Verfahren auf keine Weise die Gesundheit gefährdet. Die Erfindung droht das ganze Mühlenwesen umzustoßen und verspricht für die Zukunft eine große Milderung im Preise des nothwendigen Nährmittels, weil nach Blancourt's Verfahrungsweise der Mehlertrag des Weizens um 25 Prozent vermehrt wird und die Müller nicht unmäßige Mauth nehmen können.

* Andalusien ist von dem Banditen Muselina befreit worden, der seit langer Zeit sein Wesen zum Schrecken der kleinen Städte und Dörfer jener Provinz trieb. Die Zivilgarde war ihm am 7. August zu Estepa auf der Spur, woselbst sie ihn in mehreren Häusern aufsuchte, anfangs vergebens, späterhin jedoch mit Erfolg. Es wurde nämlich bekannt, daß Muselina sich in seinem eigenen Hause versteckt hätte; ein Korporal begab sich mit vier Gendarmen dahin, von denen er zwei im Hofe und zwei auf der Straße aufstellte und dann die Zimmer untersuchte, bis er zu einem im untersten Stockwerk gelangte, dessen Thür sogleich inwendig zugeschlossen wurde. Der Korporal erhält alsbald einen Schuß, der ihm glücklicher Weise nur die Gesichtshaut leicht berührte; diesem folgte ein heftiger Schlag nach dem Kopfe mit einem Karabiner; dieser Angriff kam von Muselina selbst, der im Zimmer versteckt war. Der Korporal war unbewaffnet; es kam zu einem Handgemenge zwischen ihm und dem Banditen, in welchem er noch zwei Dolchstiche erhielt. Die Gendarmen im Hofe eilten zur Hilfe, stießen die Thür ein und tödteten den Muselina, der jedoch auch einen der letzteren vorher mit einem Dolche verwundet hatte.

* Das Werk, das wir vor wenigen Tagen mit stolzer Freude begrüßten, der atlantische Telegraph, ist vollendet. Die elektrische Verbindung beider Hemisphären ist eine volle, unbestreitbare Wahrheit geworden. Das ungeheure 1700 Seemeilen lange Kabel liegt sicher im Meeresgrunde geborgen, die correspondirenden Telegraphen-Stationen sind dies- und jenseits des Oceans errichtet, die Instrumente aufgestellt, und blitzschnell spielt der gedankenträchtige Funke hin und her zwischen Europa und Amerika. Die Eröffnung des elektrischen Verkehrs zwischen Valentia und Neufoundland fand in aller Stille am 16. l. M. statt. An diesem Tage schickten die Direktoren in England die Inaugurations-Depesche ab. „Europa und Amerika sind durch Telegraph verbunden,“ lautete das feierliche Telegramm, „Ruhm sei Gott in der Höhe, Friede und Liebe herrsche auf Erden.“ Der erste Aufschrei der ihres Sieges versicherten menschlichen Wissenschaft war zugleich ein Akt frommer Dankbarkeit, und ein von Volk zu Volk gesandter Gruß des Friedens und der Eintracht. Seitdem ist die atlantische Telegraphen-Linie dem Privatverkehre eröffnet worden, und am 21. August erhielt man aus London das erste transatlantische Telegramm in Wien.

* In Newyork macht ein kleiner Damphwagen große Sensation, der ohne Schienenunterlage in den Straßen umherfährt. Er ist ungefähr 2700 Pfund schwer, sehr leicht zu lenken, kann auf einer gebahnten Straße 12 Meilen per Stunde zurücklegen und selbst eine Höhe hinauffahren, die 600 Fuß Steigung per Meile hat. Er kostet ungefähr 300 L. und wäre, wie die Zeitungen meinen, auf Vizinalwegen sehr brauchbar. Der Erfinder ist ein Engländer Namens Richard Dudgeon.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 103. Montag, den 30. August. 1858.

Das dreihundertjährige Jubiläum der Universität Jena 1858.

Jena, die alte Musenstadt, an der auch so mancher Sohn des siebenbürgisch-sächsischen Volkes seine Studien gemacht, hat am 15., 16. und 17. August d. J. ihr dreihundertjähriges Jubiläum gefeiert. Aus allen Theilen Deutschlands, selbst aus Rußland, aus Frankreich, ja sogar aus Amerika waren Gäste zu dem schönen Feste erschienen. Jena, die Stadt, welche auch mir in freundlichster Erinnerung aus den Tagen meiner Jugend steht, war festlich geschmückt; alle Häuser waren mit Guirlanden, Kränzen, Fahnen und Tannen längs dem Fußsteig so reich geziert, daß man wie in duftigen Laubgängen wandelte. An allen Eingängen der Stadt waren kolossale Ehrenpforten, mit dunkelm Tannengrün bekleidet, aufgeschlagen und an den Häusern las man die bekränzten Namen der Männer, welche einst hier studirten und im Staat oder der Wissenschaft und Kunst einen Namen sich erwarben. Kein Name unter dem deutschen Volke, der in der Geschichte der letzten drei Jahrhunderte eine hervorragende Stellung einnimmt, fehlte! — Erkennungsszenen der überraschendsten Art sind vorgekommen, da Studierende von den letzten 68 Jahren der in allen Altern das Jubelfest ihrer Alma mater mitzufeiern kamen. — Am 14. Abends wurde der Landesherr Se. königl. Hoheit der Großherzog von Weimar, einer der Nutritoren der Universität feierlich eingeholt, um der Feier anzuwohnen. Nach der Begrüßung des Landesfürsten begab sich der Festzug nach dem „Paradiese," einer schön gelegenen Parkwiese an der Saale, wo eine riesengroße Festhalle erbaut war. Die Festhalle war reich mit Fahnen und Wimpeln geziert. Den weiten Eingang schmückte ein Gemälde, das den Einzug des Stifters der Universität, des Kurfürsten Johann Friedrich darstellte, wie er, aus der Gefangenschaft Karls V. zurückkehrend, seinem treuen Cranach die neuen Akademiker Jena's mit den Worten zeigt: „Siehe das ist Bruder Studium!" Eine prächtige Musik spielte schöne Lieder und Melodien. — Auf den Bergen, welche Jena umgeben, brannten Abends helle Freudenfeuer; Raketen und Leuchtkugeln stiegen in die Höhe und von den alten Thürmen ertönte feierlicher Glockenklang. Am Sonntag, Morgens 6 Uhr, sang die Jena'sche Liedertafel auf dem Markte am Fuße der noch verhüllten Kurfürsten-Statue „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut," und das alte lutherische Kern- und Kraftlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Große Volksmassen waren aus der Umgebung Jena's nach der Musenstadt gekommen. Im oberen Saale der neuen Bibliothek fand um 8 Uhr die feierliche Begrüßung der zum Jubiläum eingetroffenen Deputationen der deutschen Universitäten und der thüringischen Lehranstalten statt, worauf der große Festzug nach der Stadtkirche sich entwickelte. Es war dies das Großartigste, was Jena in seinen Mauern je gesehen hat. Der Zug hatte eine Länge von mehr als einer halben Stunde und über 40 kostbare Fahnen wehten in demselben. Der Zug befolgte folgende Ordnung: die Musik, die Büchsenschützen von Jena, die Schulen mit ihren Lehrern, die Geistlichkeit, die städtischen Behörden, die Zünfte und die Innungen, ein zweites Musikkorps, das studentische Präsidial-Komité, die fremden Festgäste, die großherzoglichen Behörden Jena's, die Mitglieder der Ministerien der sächsischen Fürstenthümer und der Kurator der Akademie, das Corpus Academicum mit den auswärtigen Dozenten, endlich die Studierenden mit den alten Komilitonen. Die „alten Häuser" mit den jugendlichen Bändern und Mützen, mitten unter der flotten Jugend, schienen mit Lust ihrer vergangenen Semester zu gedenken. Der Festgottesdienst war höchst ergreifend. Konsistorialrath Schwarz hielt die Predigt, in welcher er die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Akademie freimüthig hervorhob, sie als einen Hort der Wissenschaft und Wahrheit und des echten deutschen Protestantismus kennzeichnete und alle Herzen hinriß. Das Lied: „Nun danket alle Gott," schloß den Gottesdienst. Der Festzug begab sich auf den Marktplatz um die Enthüllung der Statue des Kurfürsten Johann Friedrich beizuwohnen. Der Großherzog, die Großherzogin und die Großherzogin Mutter wohnten dieser Feierlichkeit auf einer neben der Statue errichteten Tribune bei. Staatsrath Seebeck schilderte in einer Rede des Kurfürsten Wesen und Leben als eines Christen, dem der Glaube nicht blos Bekenntniß, oder nur Gefühl, sondern der wahrhaftige Lebens- und Thatengrund gewesen sei, und als eines echten Mannes, der seiner Ueberzeugung Reich und Freiheit gern opferte. Es fiel die Umhüllung — und allgemeiner Ruf begrüßte Drake's herrliche Schöpfung. Ein starker fester Mann, in Ueber-Lebensgröße steht der Held da auf hohem Postament, in der linken die Bibel tragend, in der Rechten das Schwert, das er einst für seinen Glauben gezogen. Staatsrath Seebeck übergab im Namen des Komités die Bildsäule der Stadt Jena zu treuer Obhut, und von den Bergen vernahm man die Schüsse, die weithin den feierlichen Moment verkündigten. Der

Digitized by Google

Großherzog sprach dem anwesenden Künstler seine große Freude über die höchst gelungene Schöpfung aus, ebenso die beiden Fürstinnen. In der neuen Bibliothek war großes Festmahl. Abends wurde dem Großherzog ein großer Fackelzug gebracht, an dem 400 Studenten sich betheiligten. — Am 16. wurde in festlichem Zuge in die Kollegien-Kirche gezogen. Professor Göttling hielt die Festrede in lateinischer Sprache und gab einen gedrängten Abriß der Geschichte der Jena'schen Dozenten von der Gründung der Universität bis auf das letzt abgetretene Geschlecht. Nach der Rede erscholl das „Gloria" von Liszt, der es auch selbst dirigirte. Es erfreute durch seine Schönheit. Nachmittags war wieder Festdiner in der neuen Bibliothek für die eingeladenen Gäste; Abends Ball in den akademischen Sälen der Rose, welcher alle Gäste von Bedeutung und die schöne Welt Jena's, Weimars, Gotha's, Eisenachs und Altenburgs vereinigte. — Bei dem Jubiläumsfeste sollte auch die alte Burschenschaftfahne erscheinen. Dieselbe ist in Jena. Bis 1848 war sie in den Händen des Professors Reinhold Schmidt in Bern. 1848 kam sie in die Hände des Buchhändlers und Buchdruckers Fromman in Jena. Die hier anwesenden alten Burschenschafter forderten sie heraus; aber Herr Professor Schmidt, dem sie wieder zugestellt worden war, sagte, er habe ganz besondere Gründe, sie nicht herauszugeben. Herr Schmidt hatte den Muth, dem durch seine Erklärung hervorgerufenen Sturme gegenüber zu erklären, daß er alles „Odium" seiner Entscheidung auf sich nehme. Die neue oder drei — denn es gibt hier drei Burschenschenschaften, die des Burgkellers, die Germania und Teutonia — also die drei Fahnen behielten allein den Platz. Warum drei? Das ist eben die Frage der deutschen Einheit. Alle drei Burschenschaften haben dieselbe Losung: „Ehre, Freiheit, Vaterland!" Es herrscht in allen dreien ein rüstiger Geist, vielleicht der jugendlich rüstigste in der Teutonia; aber was soll der Zwiespalt bei so viel gemeinschaftlicher Ansicht, so viel Uebereinstimmung in Ursprung und Endziel? So wurde denn auch auf allen drei Burschenschafts-Kommerzen der Ton der Wiedervereinigung besonders von den alten Burschenschaftern angeschlagen. Auf dem Burgkeller sprach ein Pastor Schmidt in diesem Sinne begeisterte und begeisternde Worte. Unter den Teutonen sagte ein alter Burschenschafter: „Ihr sprecht so viel von der Sage des Kyffhäuser und dem gefesselten deutschen Geiste. Die Fesseln liegen nicht im Kyffhäuser, sie liegen in den Herzen des deutschen Volkes, in den Euren vor Allem. Dort müßt Ihr sie sprengen. Ihr sprecht von der Einheit Deutschlands und könnt in Jena selbst nicht zu einer einigen Burschenschaft gelangen. An Euch ist es mit dem Beispiele voranzugehen, und erst dann erlangt Ihr ein Recht, von der Einheit Deutschlands zu sprechen!" — Die alten Burschenschafter hatten beschlossen, im Deutschen Hause zusammen zu speisen, und hatten von jeder der jungen jenenser Burschenschaften Zehn zu Gaste gebeten. Pastor Klopffleisch brachte einen Wunsch auf die Vereinigung der drei jenenser Burschenschaften aus, worauf der Sprecher der Teutonen das Wort nahm. Er sagt: „Unsere Prinzipien sind nicht immer die der anderen Burschenschaften; wir wollen wohl eine Vereinigung, aber keine Einheit!" — und in dem Sinne fort. Das fiel in die Alten wie Feuer und Flamme, und es kostete Mühe, zu verhindern, daß die Alten dem jungen Sonderbündler das Wort bis zum Ende seiner Rede ließen. Als er ausgesprochen, erhielt Jakob Venedey das Wort und sagte u. A.: „Alle und junge Burschenschafter, vor Allem Euch jüngeren gilt mein Wort hier. Wie dürft Ihr von „Prinzipien" reden, wenn Ihr mit jedem Worte die Prinzipien mit Füßen tretet! Ihr sprecht von der Einheit Deutschlands, Ihr sagt, daß Ihr die Vertheidiger derselben seid, und Ihr könnt und wollt in Jena nicht einmal eine einheitliche Burschenschaft herstellen! Euch trennen bedeutungslose Nebensachen; die einzelnen Stämme Deutschlands aber trennt eine blutige, verhängnißvolle Geschichte, blutig und verhängnißvoll in Folge der deutschen Zerrissenheit. Und bei dem Blute, das deutsche Schwerter, deutsche Kanonen auf deutschen Schlachtfeldern vergossen haben, rufe ich Euch zur Einheit auf. An Euch persönlich liegt wenig; aber die Schmach, der Hohn, daß nicht einmal Deutschlands Burschenschaft zur Einheit kommen kann, das ist ein Aergerniß, welches Ihr nicht länger geben sollt."

Es bleibt mir nun noch übrig, über den großen Kommerz zu berichten, der von der Stadt Jena gegeben, im Paradiese (neben der Festhalle) unter freiem, tief blauem Himmel stattfand. Wie nach innen, so sprang auch nach außen in der Mitte der Festhalle ein hoher Balkon für die Musiker hervor, welchem gegenüber zu ebener Erde eine Estrade für das Komité, die Fahnen und die Repräsentanten der Studentenschaft stand. Eine doppelte Reihe von Tischen und Bänken lief der Festhalle parallel, und diese füllten sich nach 4 Uhr Nachmittags bis auf den letzten Platz mit den jubelnden Musensöhnen, die am Eingange von dem Bürgermeister von Jena herzlich begrüßt wurden. Bald sprudelte aus den Fässern ein köstliches Bier; imposant tönten die gemeinsam gesungenen Lieder, da wohl an 1800 Personen anwesend waren. Die Festhalle stand anderen Festbesuchern zur Disposition und war ebenfalls zum Erdrücken gefüllt. Zwei Mal am Abend erschien Se. königl. Hoh. der Großherzog mit dem Erbprinzen auf längere Zeit und unterhielt sich höchst freundlich und leutselig mit einzelnen Studenten. Bei eintretender Dunkelheit wurde der Platz mit elektrischem Licht erleuchtet, und allgemeine Heiterkeit und Freude ertönte durchs ganze Paradies, welches besonders beim „Landesvater," wo die Präsides mit Barett, Schärpe und Schläger auf den Bänken stehen, in der wechselnden Beleuchtung einen magischen Anblick gewährte.

So schloß heiter und ungetrübt das Fest, welches allen Theilnehmern unvergeßlich bleiben wird. Als ein sinniges Andenken waren u. A. auf dem Platze thönerne gebrannte Bier-Seidel zu haben, die des Kurfürsten Johann Friedrich Bild, Namen u. s. w. und die Worte: „Jena, 17. August 1858," geschmackvoll gebildet, zeigten.

Das Rösten des Hanfes und Flachses.*)

Es ist mir der ehrende Auftrag zu Theil geworden, einen Bericht zu erstatten über die verbesserten und anderwärts angewandten Röstemethoden des Hanfes und Flachses; ein Auftrag dem ich um so bereitwilliger nachzukommen versucht habe, weil ich in der gebotenen und verbesserten Kultur des Hanfes und Flachses

*) Dieser Aufsatz war zum Vorlesen in der Generalversammlung des sieb. sächs. Landwirthschaftsvereins bestimmt. D. Red.

einen ziemlichen Faktor unserer landwirthschaftlichen Wohlfahrt sehe, da beiden Handelsgewächsen wohl für das Ausland ein ziemlicher Absatz in Aussicht steht. Wenn wir dem uns neuen, in andern Ländern aber schon längst bewährten Röstverfahren Eingang zu verschaffen wünschen, so ist nicht allein der Vortheil an Zeit und Geld den wir hiebei im Auge haben, sondern auch vornehmlich die Gesundheit der mit dem Rösten Beschäftigten. Am Besten fühlen es die hiebei Betheiligten, welche schwere und ungesunde Arbeit es ist, bei schaurig kaltem Wetter im Frühjahr und Herbst schier im Wasser zu stehen, oft aber durch hereinbrechende Regengüsse die Frucht ihrer Arbeit von tückischen Bächen und Flüssen weggeschwemmt zu sehen. Es ist eine Thatsache der Erfahrung, daß gerade der weibliche Theil unserer landwirthschaftlichen Bevölkerung dem meistentheils diese Arbeit obliegt — von einem Heer von Krankheiten geplagt wird, die alle hier ihren Ursprung haben, alle die Folge des langen Verweilens in kaltem und halbfaulem Wasser sind. Wir glauben daher mit Zuversicht annehmen zu können, daß die Sentz des landwirthschaftlichen Vereines beabsichtigte Einführung eines verbesserten Röstverfahrens mit so klar hervortretenden Vortheilen bei unserm Landwirthen um so eher einheimisch werden wird, und gewiß nur zu ihrem Nutz und Frommen! — Handel, Gewerbe und Ackerbau stehen im innigsten Zusammenhange: sind wir aber nicht im Stande dem Meister oder der Fabrik das nöthige Rohmaterial in gehöriger Güte zu verschaffen, so wird er entweder dasselbe vom Auslande beziehen, oder das gewerbliche Unternehmen wird stocken. In beiden Fällen ein Schaden für das Land. So wohl der stetige Verbrauch der Leinenwaaren, trotz der sich immer steigernden Verbreitung der Baumwollgewebe, als auch der Absatz der Fabrikate aus Hanf, die einen gangbaren Handelsartikel in die Walachei und den Orient machen, sichern beiden eine bevorzugte Stellung unter den landwirthschaftlichen Erzeugnissen. Es handelt sich bei uns also — da Klima und Boden entsprechend sind — nur um einen rationellen Anbau und Bearbeitung, bis beide zur Verwendung und Aufarbeitung in die Hände des Meisters übergehen können. Von welcher hoher Bedeutung für die Wohlfahrt eines Landes namentlich die Flachskultur ist, mag folgende Bemerkung liefern. In Belgien sind es namentlich die beiden Provinzen Ost- und Westflandern, welche in ausgezeichnetem Maßstabe Flachsbau und Flachsgewerbe treiben. Es werden auf 118 Quadrat-Meilen mit 1,300,000 Einwohnern jährlich 320,000 Stück Leinwand verfertigt die an Geld den Werth von 27 Millionen Gulden besitzen. Davon soll nun $^1/_3$ vom Lande selbst verbraucht werden, so bleiben dennoch 18 Millionen Gulden Einnahme. An unverarbeitetem Flachse werden ausgeführt an 4–5 Millionen Pfund die dem Lande ebenfalls 4 Millionen einbringen. Das sind Resultate die allerdings nur in Belgien erzielt werden können, und die zu erreichen für uns im Bereiche schier des Unmöglichen liegt; immerhin ist es aber ein einigermaßen [illegible] dem Flachsbau mehr Aufmerksamkeit als bisher [illegible] zuwenden. Es liegt außerhalb unserer Aufgabe ein Bild [illegible]ganz und Flachsbaues und der Bearbeitung wie sie in [illegible]land und Belgien stattfindet — zu entwerfen, wir haben mit [illegible] Verfahren, [illegible]s Anbaues anzugeben, sondern nur wie [illegible]wächse als schon gereift dem Boden entnommen, weiter bearbeitet werden sollen, und zwar nur in der Röste. Die Röste ist für Hanf und Flachs gleich. Was ist nun das Rösten? Eine Gährung bis zum ersten Grade der Fäulniß um den harzigen Leim zu lösen, welcher die spinnbare Faser an ihre Oberhaut und an das holzige des Stengels bildet.

Man bedient sich mehrerer Röstarten. Von der Thau- und Schneeröste wollen wir absehen, da dieselbe bei uns nicht im Gebrauch, und wo sie es ist, außer Gebrauch kömmt. Bei der Thauröste ist erstens der Bast weniger haltbar, und bei der weiteren Bearbeitung mehr Abgang als bei der Wasserröste. Die Wasserröste ist die allgemein verbreitetste; das Haupterforderniß ist ein gutes geeignetes Wasser; ein Umstand der allerdings bei uns sehr wenig ins Auge gefaßt wird, indem so zu sagen jede Pfütze zur Röste benutzt wird. Und doch ist beim Rösten die weiße Farbe die Hauptaufgabe die Freude und das Trachten jeder Landwirthin. Das Wasser sei weich und warm ohne vielerlei Nebenbestandtheile; schädlich für schöne Röste sind alle Wasser, welche aus Sümpfen fließen, Schlam, Sand, kalkige oder eisenhaltige Bestandtheile mit sich führen. Unmittelbar in Flüssen oder größeren Bächen zu rösten, sollte nur ausnahmsweise gestattet sein, theils wegen dem Tödten der Fische durch das Röstwasser, theils auch wegen dem schädlichen Einfluß den es beim Trinken auf die Hausthiere haben kann. Allerdings wird bei uns das Rösten im Flußwasser gerne betrieben wegen der schönen weißen Röste die sich dabei ergibt. Dasselbe Resultat kann aber erzielt werden durch zweckmäßige Anlegung von Röstegruben und dem Rösten in den Röstekästen, wobei sich noch der Vortheil ergibt, daß die Gefahr des Wegschwemmens ganz wegfällt. Das Anlegen von Gruben und das Anfertigen von Kästen ist allerdings eine Sache die einige Mühe und Auslagen verursacht, sich aber hinreichend bezahlt durch das schöne Rösten, und die der Gesundheit weniger schädliche Arbeit. Eine solche Grube muß vollkommen wasserhaltend und in einer regelmäßigen Form angelegt sein; die Seitenwände sind entweder mit Dielen, Planken zu belegen, oder wie ein Brunnen auszumauern, der Grund ebenfalls entweder mit Steinen zu pflastern, oder mit Eichenbohlen zu belegen. Zum Ersatze kann man den Boden der Grube auch mit grobem Sand bestreuen, oder mit harten Letten ausschlagen. In diese Grube leite man nun das geeignete Wasser, und wenn möglich komme das Wasser von unten in die Grube, und oben durch einen Durchschnitt fließe es aus der Grube ab. Ist nicht immer zufließendes, oder überhaupt reines Wasser zu haben, so muß — wenn überhaupt nicht nur einmal Sommers in der Grube geröstet wird, das Wasser abgelassen werden, denn nur bei reinem Wasser wird man schön rösten. Es ist darauf zu sehen, daß die Röstgrube sonnig sei, weil durch den Einfluß der Sonne das Wasser erwärmt und das Rösten dann um so schneller vor sich geht. Aus diesem Grunde ist es nicht rathsam unmittelbar klares hartes Quellwasser in die Gruben zu leiten; abhelfen kann man, wenn man das Quellwasser vorerst in einem nicht tiefen Wassersammler der Sonne aussetzt, und dann erst in die eigentliche Röstgrube hineinläßt. Die Größe der Gruben kann verschieden sein, je nach der Menge des darin zu röstenden Hanfes, eine passende Länge wäre allenfalls 20–24′ und die Breite 8–10′ und die Tiefe 5–$5^1/_2$′. Bei Vereinigung mehrerer Landwirthe zu dem Zwecke, kann sie auch größer gemacht werden.

Eine weitere Einrichtung zu dieser Röstart sind die Röstekästen (Modell). Dieselben werden ganz einfach aus Latten, wie es das Modell angibt verfertigt, in ganz Deutschland und Belgien, wo eben schön geröstet werden will, wird der Hanf und der Flachs in solchen Kästen in die Grube gelegt. In den Kästen wird der Hanf oder Flachs nicht auf einander, sondern in den Bündeln neben einander gestellt, weil er in solcher Stellung gleichmäßiger röstet, nachdem zuvor um auch die geringste Unreinlichkeit abzuhalten der Boden des Kastens und die Seitenwände mit einer ziemlichen Schicht Stroh belegt sind. Damit der Kasten dann gehörig untersinke beschwere man ihn nach Bedürfniß mit Steinen und befestige ihn mit Stricken an einem Pfahl ans Ufer. Das ist also das ganze Verfahren, also sehr einfach und keineswegs so künstlich und schwierig, daß es die Fassungskraft unserer Landwirthe überstiege. Es hat aber diese bedeutenden Vorzüge: Erstens die schöne weiße Röste; zweitens die Schonung der Gesundheit der beim Rösten beschäftigten die nicht gezwungen sind ein froschähnliches Wasserleben während der Arbeit zu führen; drittens volle Sicherheit gegen Wasserfluthen. Auf dem Trocknen wird der zu röstende Hanf oder Flachs in dem Kasten aufgestellt, und da man einer beliebigen den Damm der Grube gegen die Wasserfläche zu etwas schief machen kann, der Kasten durch Rollen ganz gewöhnlich ins Wasser hineingelassen. Ist der Hanf geröstet so wird der Kasten herausgezogen, und da das Wasser der Grube kein schmutziges gewesen, und da der Hanf oder Flachs nicht wie gewöhnlich mit einer Lage des gräulichsten Schlammes bedeckt ist, so wird das leichte Auswaschen vom Ufer aus schnell bewerkstelligt werden können. Am besten ist es, daß die Anlegung der Röstegruben als Gemeindesache in Angriff genommen wird, wie es in Belgien und Deutschland geschieht, wo sogar Prämien von der Regierung für die beste Röstegrube ausgeschrieben werden. Das wäre die Röstart, welche wir, da sie unsern Zuständen am leichtesten anpaßbar für die beste halten. Die Dampfröste als die am schnellsten und schönsten röstende wird bei uns wegen Mangel an Kapital und an großem Betriebe schwer einführbar sein. Hier wird nämlich der Flachs oder Hanf in Bottiche gelegt, wohin man heißes Wasser leitet, oder man läßt den Dampf aus dem Dampfkessel durch den Bottich, wodurch in 24 Stunden geröstet wird. Wir für unsere Verhältnisse können zufrieden sein, wenn wir der einfachen verbesserten Röstart den Eingang verschafft haben werden. H.

Kronstädter Nachrichten.

Kronstadt, 29. August. Mit Anfang September beginnt der neue Kurs der vom hiesigen Detailhändler-Gremium unterhaltenen Handelsschule. Sie besteht bekanntlich aus einer Vorbereitungs- und 3 Hauptklassen, in welchen alle für den kaufmännischen Geschäftsbetrieb erforderlichen Wissenschaften von Lehrern, deren Tüchtigkeit bereits durch ihre bisherigen Leistungen bewährt und in mehreren Schulprüfungen anerkannt ist, vorgetragen werden.

Es ist sehr zu wünschen, daß diese Schule nicht bloß von den Lehrlingen der dem Gremium inkorporirten Handelsleute, sondern auch von anderen Jünglingen insbesondere solchen, die sich einem Gewerbe widmen wollen, benutzt werde; das Gremium gestattet jedem den Besuch der Schule, der die nöthige Vorbildung besitzt.

Gerade der Gewerbstand benöthigt dringend kommerzieller Kenntnisse, um zu wissen, woher er die Rohstoffe am billigsten beziehen, wohin er die Manufakte absetzen, wie er seinen ganzen Betrieb einrichten, wie er Buch führen soll, u. s. w.

Jeder Vater, der seinen Sohn ein Gewerbe erlernen läßt und der es mit seinem Kinde ernstlich wohl meint, der dessen Zukunft nicht dem bloßen Zufall Preis geben will, sollte ihn, auch wenn er die Realschule bereits absolvirt hat, doch noch in die Handelsschule schicken, damit er da zu den technischen Fertigkeiten, die er sich bei seinem Meister aneignet, auch die nöthigen kaufmännischen Kenntnisse, als kaufmännischen Geschäftsstyl und Rechnen, Wechselkunde, Buchführung u. s. w. erwerbe.

Der Unterricht wird nur des Abends ertheilt, thut also der Lehrzeit bei dem Meister nicht den geringsten Abbruch. V.

Mannigfaltiges.

* Auf Anordnung Sr. kais. Hoheit des Erzherzog-Generalgouverneurs Albrecht wird im k. k. militär-geographischen Institut eine prachtvoll ausgestattete Generalkarte des Königreichs Ungarn herausgegeben, welche im Maßstabe von 1 Wiener Zoll = 4000 Klafter oder 1 : 288,000 der natürlichen Größe aufgenommen ist. Das erste Blatt, einen Theil der Nordwestgrenze enthaltend ist bereits erschienen. Diese neue Karte übertrifft an Gehalt und Ausstattung bei weitem alle bisher vorhandenen und füllt eine wesentliche Lücke in der bisherigen Chartographie Oesterreichs in würdiger Weise aus.

* Der berühmte ungarische Reisende Anton Reguly, Kustos der Pester Universitätsbibliothek ist am 23. August auf dem Schwabenberge bei Pest von einem Lungenschlage getroffen worden und erst 40 Jahre alt gleich gestorben. Seine Reisen im Ural waren mit großen Strapatzen verbunden und hatten seine Gesundheit stark angegriffen. Er zog sich zur Erholung ins Ofner Gebirg zurück, aber es war schon zu spät. Von seinen Reiseforschungen, namentlich seinem Studium der Altai-Sprachen wird nicht nur die ungarische und die vergleichende Sprachkunde Nutzen ziehen, sondern auch die Erdkunde, indem durch dieselben die geographischen Werke russischer Gelehrter über den Ural in vielen Punkten berichtigt und ergänzt wurden. Reguly hat in seiner Uralkarte, welche auf Kosten der kaiserlich-russischen Regierung in Druck erschien, viele Punkte eingetragen, welche auf den älteren russischen Karten fehlten.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 104. Freitag, den 3. September. 1858.

Eine Rudolph's-Stiftung.

Se. k. k. apostolische Majestät haben das nachfolgende allerhöchste Handschreiben an den Minister des Innern zu erlassen geruht:

„Lieber Freiher v. Bach! In der Absicht, das für Mich, Mein Haus und Mein Reich gleich freudenreiche Ereigniß der Geburt eines Kronprinzen durch ein dauerndes Werk der Nächstenliebe zu feiern, habe Ich beschlossen, aus diesem Anlasse zum Besten der armen leidenden Menschheit ein neues Krankenhaus in Meiner kaiserlichen Residenz- und Reichs-Hauptstadt Wien zu stiften, und bestimme, daß dasselbe zu Ehren Meines erstgeborenen Sohnes für immerwährende Zeiten den Namen „Rudolphs-Stiftung" führen soll. Dieses Krankenhaus soll auf mindestens eintausend Kranke, ohne Unterschied der Angehörigkeit und Religion, eingerichtet und in einem dem Zwecke entsprechenden Baustyle aufgeführt werden. Zum Baue desselben widme Ich die erforderliche Grundfläche von ungefähr 8800 Quadratklaftern von Meinem auf der Landstraße gelegenen Besitzthume, „der Kaisergarten" genannt, in dem zwischen der Haltergasse und dem Equitations-Institute gegen Westen gelegenen Theile dieser Realität und verordne, daß die zu dem Baue und der Einrichtung erforderlichen Geldmittel aus dem Hofspitalfonde entnommen werden. Wegen Durchführung dieser Meiner Stiftung, insbesondere wegen Entwerfung des Bauplanes im Wege einer öffentlichen Konkurs-Ausschreibung, haben Sie sofort das Erforderliche einzuleiten und Mir über den anzunehmenden Plan, sowie über die auszufertigende förmliche Stiftungs-Urkunde die geeigneten Vorlagen zu machen.

Laxenburg, den 26. August 1858.

Franz Joseph m. p.

Niebuhr über die Donauländer.

Eine Tabelle der Regenten der Walachei vom Jahre 1290 bis 1776 bietet allerlei Stoff zum Nachdenken. Von 1290 bis 1493 regierten 11 meist einheimische Fürsten, so daß durchschnittlich auf jeden eine Regierungszeit von 18¼ Jahren kommt. Vom Jahre 1493, wo die direkte Ernennung der Hospodare durch die hohe Pforte beginnt, bis zum Jahre 1736, enthält die Tabelle 65 Hospodare, meist Fanarioten, darunter auch schon sehr früh verschiedene aus dem Hause der Ghika; es kommen also während dieses Zeitraumes auf jeden durchschnittlich 4¼ Regierungs-Jahre. Auf den kurzen Zeitraum von 1736 bis 1776 kommen gar 17 Hospodare mit durchschnittlich 2½ Regierungsjahren. Dabei haben während der ganzen Zeit von 1493 bis 1776 je ein Hospodar 25, 21, 11 und 10 Jahre, zwei 9 Jahre und vier 8 Jahre regiert, so daß für die übrigen 72 durchschnittlich nur 2¼ Regierungsjahre übrig bleiben. Da aber doch die eigentliche Normalität während des ganzen Zeitraumes von 1493 bis 1776 gegen 4 Jahre ist, so dürfte von dieser Seite von der Türkei den Donauländern gegebene Verfassung durch ihre Annäherung an die von Nord-Amerika sich empfehlen, um so mehr, da auch der Volkswille nicht leer dabei ausgeht. Seit nämlich die Hospodare aus den Fanarioten ernannt werden, und dies geschah sehr bald, nachdem die Pforte die noch heute behauptete Oberhoheit über die Donauländer erworben hatte, begann ein vollständiger Handel damit. Die Kandidaten zur Hospodarenwürde hielten in den Fürstenthümern Agenten, deren Hauptgeschäft darin bestand, Beschwerden der Bojaren oder des Volkes gegen den regierenden Herrn anzuzetteln; diesen Beschwerden und sonstigen Intriguen entgegenzuwirken, hielten die Hospodare eigene Agenten, Kapu Kiahja genannt, in Konstantinopel; auch pflegten sie die Agenten der Kandidaten zu bestechen, während diese wiederum den Kapu Kiahja bestachen. An der hohen Pforte aber behielten meistens die Beschwerdeführer Recht, denn die Anstellung eines neuen Hospodaren brachte direkt und indirekt große Summen ein. Die Hospodare wußten aus Erfahrung, daß die Zeit, an dem Lande sich schadlos zu halten, ihnen nur kurz und ungewiß zugemessen sei, und deshalb beeilten sie sich, das Land auszusaugen.

So macht man Geschäfte.

(In einer Buchhandlung, Montag früh.)

Geschäftsführer: „Da liegen sie jetzt alle 30 Exemplare von diesen vertrakten Heine'schen Gedichten, und können als Ladenhüter verschimmeln; mich wundert's nur, Herr Topplander, wie

Sie solches Zeug in solcher Anzahl können verschreiben, wenn eine neue Auflage erscheint?"

Topplander (achselzuckend): „Nu, es war halt in letzter Zeit öfters Nachfrage nach diesem Buche, und da es jetzt hier ist, fragt kein Mensch mehr darnach — —; doch morgen soll geholfen sein!"

(Abends im Brauhaus.)

Professor Mucker und Herr Topplander sitzen als gute Bekannte an einem Tische bei ihrem Maßl.

Mucker: „Sie, was haben's denn heut'? Schlechte G'schäfte g'macht, daß sie gar so verdrießlich drein schauen?"

Topplander (aufseufzend): „Nein, im Gegentheil."

Mucker: „Ah so, nacher ist's ein Herzenskummer, den Jeder gern für sich behaltet."

Topplander: „Nein, sehen's Herr Professor, ich will's Ihnen gerad sagen, sonst meinen's am End', ich sei verliebt. — Die Gedichte von Heine kennen's ja?"

Mucker: „Ach ja — diesen Schund —, aus Rezensionen!"

Topplander: „Und diesen Schund, Herr Professor, kaufen Ihre Studenten wüthend, und Sie wissen, wie verderblich solche Lektüre auf junge unerfahrene Gemüther wirkt!"

Mucker: „Wie, was! — meine Studenten lesen den Heine?"

Topplander: „Leider, und ich kann's ihnen nicht wehren, und das ärgert mich so, daß die jungen Leute ihr Geld nicht für was Gediegeneres ausgeben."

Mucker (denkt mit ernster Miene über Etwas nach, plötzlich) „Morgen soll geholfen sein!"

(Im Gymnasium.)

Dienstag früh wird in sämmtlichen Klassen zur selben Stunde von den betreffenden Professoren Folgendes mit lauter Stimme vorgelesen:

„Allen anwesenden Studirenden wird hiermit strengstens verboten, das Buch, so den Titel führt: „Gedichte von Heine" weder zu kaufen, noch auszuleihen, noch zu lesen, und bei wem immer dieses Buch angetroffen wird, der hat sich die Entlassung aus diesem Gymnasium selbst zuzuschreiben."

(Denselben Tag.)

Nachmittags ist in oben bezeichneter Buchhandlung kein einziges Exemplar von den bewußten Gedichten mehr vorräthig. Herr Topplander trocknet sich den Schweiß ab und murmelt geheimnißvoll lächelnd vor sich hin: der Herr Professor Mucker hat wirklich recht g'habt, wie er g'sagt hat: Morgen soll geholfen sein."

Das Resultat der heurigen Ernte.

Einer von der „B. u. H. Z." gegebenen Uebersicht entnehmen wir folgende Daten, die, wenn schon sie zunächst nur das Ernteresultat in Deutschland betreffen, zur Beurtheilung der Situation im Allgemeinen doch nicht ohne Interesse sind:

Aus ganz Deutschland, Preußen, Polen und Ungarn lauteten den Sommer hindurch die Nachrichten übereinstimmend, daß durch die Dürre Getreide und Gras vertrocknet und im Ertrage bei einigen Früchten fast auf die Hälfte reduzirt sei. Weizen. In der Ernte hat ihn das Mißgeschick betroffen, daß er von anhaltenden Ungewittern großen Schaden litt, im Korn erwuchs und im Stroh schwarz wurde. Die einfache Folge hiervon ist, daß diese Kornart im Laufe des Jahres rar werden und noch höher im Preise als jetzt gehen wird. Roggen hat bei vorzüglicher Qualität eine Durchschnittsernte geliefert und genügt vollständig für den Bedarf, wird jedoch vielfach die in andern Früchten sich ergebende Lücke ausfüllen müssen, dennoch aber im Verhältniß zu andern Fruchtsorten einen billigen Preis behalten. Gerste ist fast gänzlich mißrathen, Hafer dagegen (in Deutschland) etwas besser gerathen, da ihm der Regen noch genützt hat.

Wie immer, wird auch diesmal in Deutschland die Kartoffel den Ausschlag geben und so lange als über deren Erträgniß nichts Bestimmtes gemeldet werden kann, werden die Preise keine sichere Basis gewinnen. Die Kartoffelkrankheit scheint erloschen, dagegen soll sich bis jetzt nur wenig Knollenansatz zeigen. Deutschland hat demnach noch keine Mittelernte gemacht und ist sogar in manchen Früchten noch auf keine halbe solche gekommen, und sein Totalbedarf ist, wenn nicht alte Vorräthe oder Zufuhr von außen zu Hilfe kommen, nicht vollständig gedeckt. Das Königreich Preußen, welches fast immer sehr bedeutend exportirt, wird dies Jahr das in weit geringerem Maße als gewöhnlich können. Das Königreich Polen wird nicht unbedeutende Quantitäten an Schlesien abgeben können. Aus Rußland lauten die Berichte schwankend, das Resumé derselben aber zeigt keine reichliche Ernte an. Von Ungarn läßt sich dasselbe sagen, indeß wird dieses reiche Land, trotz seiner nicht reichen diesjährigen Ernte, dennoch viel an Deutschland abgeben können.

Protokoll

über die Sitzung der Oberverwaltung des siebenb.-sächs. Landwirthschafts-Vereines vom 3. August 1858.

Vorsitzer: Obervorsteher B. Conradsheim.
Schriftführer: Vereinssekretair B. Bedeus.

1. Schriftführer berichtet, daß er nach den von den Herren Agenten erhaltenen Mittheilungen das Verzeichniß der Vereinsmitglieder, soweit es möglich war berichtigt und zusammengestellt habe, damit dasselbe der Vereinsversammlung in Agnethein vorgelegt werden könne. Leider habe sich ein vollständiges Verzeichniß der Aktionäre des Mediascher Vereinsbezirkes nicht auffinden lassen, und auch bezüglich einiger Mitglieder aus andern Bezirken haben sich Zweifel ergeben. Es werde daher nöthig sein, dem Verzeichniß die Bemerkung beizufügen, es mögen die allenfalls wahrgenommenen Mängel zur Berichtigung angegeben werden.

2. Hauptkassier bringt die über die Schuldner des Vereins eingezogenen Erkundigungen und die Nachweisungen über die, in

den Händen der frühern Bezirkskassiere verbliebenen Beträge zur Besprechung, nachdem die erforderlichen Auskünfte, mit alleiniger Ausnahme der, vom Kronstädter Herrn Bezirkskassiere noch immer nicht vorgelegten Rechnung, nunmehr eingelangt seien und die Rechnung danach zusammengestellt werden müsse. Um einen klaren Ueberblick über den wirklichen Vermögensstand des Vereines zu erhalten, erscheine es angezeigt, alle uneinbringlichen Beträge abzuschreiben bevor die Rechnung geschlossen sei. Er berichtet weiter, welche ausstehende Posten eingegangen seien, und welche noch einzubringen wären, dann welche Schuldner des Vereines gestorben, welche verschollen und welche wegen Mittellosigkeit zahlungsunfähig seien. Bezüglich der als uneinbringlich nachgewiesenen Beträge, zu welchen auch die im Jahre 184⁶/₇ subskribirten und seither nicht eingezahlten Aktien gehören, wird die Abschreibung bewilligt und der Hauptkassier aufgefordert die hienach verfaßte Jahresrechnung baldigst zur Prüfung zu überreichen, damit dieselbe der Vereinsversammlung in Agnetheln vorgelegt werden könne.

3. Hauptkassier meldet, daß der bestellte Häufelpflug, die Pferdehacke und das Modell eines Pferderechens eingelangt seien. Die Anschaffungs- und Transportkosten pr. 58 fl. C.-M. werden angewiesen und die Geräthe dem Groß-Schenker Agenten mit der Aufforderung übersendet, dieselben in Agnetheln öffentlich vorzuweisen und zu versuchen.

4. Der Bericht des Groß-Schenker Agenten über die zur Vereinsversammlung und Viehausstellung getroffenen Vorbereitungen wird nebst dem weitern Sammelbetrag von 2 Dukaten und 11 fl. zu Prämien mit Dank entgegengenommen und nach seinem Vorschlag die Bestimmung der Preisrichter getroffen.

5. Der von der Wiener Handels- und Gewerbekammer übersendete Kommissionsbericht über die Mittel zur Hebung der Weinkultur und des Weinhandels in Oesterreich wird in Erwägung gezogen; wenngleich derselbe eigentlich die Bildung von Handelsgesellschaften zur Ausfuhr des Weines im Großen bespricht und nur nebenbei einige Bemerkungen über den Weinbau enthält, wird derselbe doch der Mediascher Bezirksverwaltung und dem Mühlbächer Agenten zur geeigneten Benützung übermittelt.

6. Verlagsanzeige der allgemeinen deutschen Verlags-Anstalt in Berlin über die zwei Schriften:

I. Kleine Ermahnung zum Schutze nützlicher Thiere als naturgemäßer Abwehr von Ungeziefer-Schäden und Mäusefraß von Dr. C. W. L. Gloger. 44 Seiten 8. Preis 3 Sgr.

II. Die nützlichsten Freunde der Land- und Forstwirthschaft unter den Thieren, von Dr. C. W. L. Gloger. 96 S. 8 à 7½ Sgr.

Beide Schriften, deren Verbreitung empfohlen wird können bei größeren Bestellungen zu wenigstens 2 Rthlr. um ⅓ des Ladenpreises bezogen werden.

7. Hohe Statthalterei eröffnet auf die Eingabe des Vereines vom 22. August 1857, daß bei Gelegenheit der Berathung über den Entwurf zu einem neuen Heeresergänzungsgesetze hinsichtlich der Militärbefreiungen auch auf die Bauernwirthschaften entsprechende Rücksicht genommen und demgemäß die zweckdienlichen Anträge hohen Orts gestellt worden sind. Jedenfalls sei zu erwarten, daß das neue Heeresergänzungsgesetz in der erwähnten Beziehung für alle Kronländer gleichmäßige Bestimmungen enthalten werde.

Mannigfaltiges.

* Die Amme des österreichischen Kronprinzen ist eine schmucke Hannakin. Ihr Mann ist einer der reichsten Bauern der Hanna und als er aufgefordert wurde, der Kaiser verlange seine Frau für seinen Sohn, antwortete der Bauer, meinem Kaiser gebe ich sie aus Freude und Liebe, aber nicht um Geld und Lohn!

* An die Direktionen der Wiener Volksbühnen ist von der Polizeibehörde kürzlich die Weisung ergangen, an die neu zur Aufführung kommenden Volksstücke einer strengern Sichtung zu unterziehen. Der Grund dieser Maßregel liegt in der Wahrnehmung, daß in den neuesten theatralischen Machwerken der Volksbühnen stets die unterste Klasse, ja die Hefe der Bevölkerung Wiens mit strahlendem Nimbus umgeben und durch alle nur möglichen vortrefflichen Eigenschaften und Tugenden verherrlicht, die Klasse der Wohlhabenden und Gebildeten aber als Repräsentantin der Verderbtheit und Schlechtigkeit zur Anschauung gebracht wird. Die Polizei hält diese Richtung der dramatischen Volkspoesie bei längerer Fortdauer für staatsgefährlich. (Didaskalia.)

* Aus Laibach wird unter den 26. August geschrieben: Wir haben heute einen so kalten Tag, wie nie um diese Zeit, und man ist mit Recht besorgt, daß der Frühreif dem Heidekorn, das hier sehr stark gebaut wird, schaden dürfte. Das Heidekorn oder Buchweizen und die Erdäpfel bilden in Krain die Hauptnahrung des Landmannes, während er mit den übrigen Früchten seines Fleißes, die auf seiner Scholle haftenden Lasten bestreiten muß. Die Ernte ist gut ausgefallen. Zwetschken, ein Hauptartikel des Landesproduktenhandels, gibt es sehr viele.

* Aus Böhmen wird gemeldet, daß unter den Gesetzen, die bald veröffentlicht werden, sich auch ein Jagdgesetz befinde. In der letztabgehaltenen Generalversammlung des böhmischen Forstvereins wurde über Mangel an Waldarbeitern geklagt; um nun diesem Uebelstand abzuhelfen, will man die Löhne erhöhen, Unterstützungskassen für kranke und verunglückte Arbeiter gründen und ihnen das ganze Jahr Arbeit geben und sie solider behandeln, als dieses bisher der Fall war. Namentlich soll letzteres den Nimrods empfohlen werden, die ihre Hauptstärke, wie zur Zeit der Robotpflicht, in wörtlichen und thätigen Maßgebungen finden.

* Ein ungarischer Arzt wird dieser Tage eine heftige Broschüre gegen die Kravatten und Halstücher herausgeben. In dieser Schrift wird der Verfasser nachweisen, daß die meisten apoplektischen Anfälle durch die Halsbegleitung entstehen. Es ist nicht zu zweifeln, daß das enge Zuschnüren des Halses der Gesundheit höchst nachtheilig; es ist aber auch gewiß, daß wir armen Söhne kaum ein einziges Kleidungsstück tragen, gegen welches man nicht im Interesse der Gesundheit eine Broschüre schreiben könnte. Wir setzen uns auf den Kopf einen seidenen Rauchfang, der uns weder gegen die glühenden Strahlen der Sonne, noch gegen den nassen Zorn der Wolken schützt. Wir stecken uns in eine geschwänzte

Zwangsjacke, die Gottes Ebenbild in eine Schwalbe verwandelt und wir tragen eine Fußbekleidung, die uns so viel wie möglich am Gehen hindert und die Hühneraugenoperateure reichlich in Nahrung setzt. Das Komischste aber ist, daß wir Alle daß Unbequeme, Ungesunde und Lächerliche unserer Kleidung sehr wohl einsehen, daß wir aber sogleich Desjenigen spotten, der den Muth hat, sich vernünftiger zu kleiden als wir.

* Ein Abrudbányaer Bergbeamter war in den sogenannten Papok-Wald gegangen, wo er während der Arbeit von einem Bären überrascht wurde; er schoß auf ihn, traf ihn aber schlecht, und wollte sich daher durch die Flucht vor dem ergrimmten Raubthiere retten, das ihn beinahe schon erreicht hatte, als ein Apotheker, der in der Nähe ein Repsfeld abmähen ließ, ihm zu Hilfe eilte, und den Bären mit einem Beilschlag auf den Kopf und einem Pistolenschuß erlegte. So erzählen die „Pol. Ujd."

* Die große Zuckerraffinerie zu Laibach, welche den Herren Arnstein und Eskeles in Wien gehört, ist in der Nacht vom 25. auf den 26. August ein Raub der Flammen geworden. Die Zuckerraffinerie war bei mehreren in- und ausländischen Affekuranzen versichert.

* Von der Menge Bittschriften, die ununterbrochen an die Mitglieder des preußischen Königshauses und an die zeitweiligen höchsten Besuche bei Hofe gerichtet werden, erzählt man sich eine artige Anekdote. Prinz Friedrich Wilhelm, welcher großen Eifer für die Freimaurerei an den Tag legt und von Zeit zu Zeit die Berliner Logen besucht, zeichnet in letzterer Beziehung besonders die in der Oranienburger Straße gelegene Loge strengerer Observanz aus, und erscheint pünktlich zu der von ihm bezeichneten Zeit. Einmal hatte er sich verspätet, und entschuldigte bei den Brüdern sein Ausbleiben damit, daß er seiner Frau habe helfen müssen 3000 eingegangene Bittgesuche zu erledigen.

* Es ist von Interesse zu erfahren, daß die Leitartikeln der nun eingegangenen streng katholischen Zeitung „Deutschland," welches in Frankfurt am Main erschienen war, von einem Juden geschrieben worden sind. (Allg. Ztg.)

* Belgien kennt vielerlei Preisbewerbungen: Konkurse von Tauben, von Buchfinken, von Drehorgeln ꝛc.; aber Katzen-Konkurse kannte es bis jetzt noch nicht. Der Wallonischen Hauptstadt, Lüttich, war das Vergnügen vorbehalten, zuerst einen solchen „Konkurs" zu sehen. Doch sehen ist nicht der eigentliche Ausdruck, indem der Konkurs genau um Mitternacht stattfand. Der Katzen-Konkurs hatte übrigens viele Aehnlichkeit mit dem der Tauben; wie dieser, besteht er darin, die Thiere in einer gewissen Entfernung von ihren Wohnungen loszulassen, und die Katze, welche zuerst zuerst zurückkehrt, trägt den Preis davon. Vor einigen Tagen wurden nun 28 Katzen, die größtentheils Personen des Stadtviertels jenseits der Maas angehörten, bei der Brücke von Chênée losgelassen. Die zu durchlaufende Distanz betrug über eine Stunde. Die Katze, welche den ersten Preis davon trug, der in einem Ardenner Schinken bestand, war um halb ein Uhr unter oder auf dem Dache ihres Hauses zurück; die anderen folgten ziemlich rasch nach, und die den zweiten Preis gewann, war ein altes Thier, das schon mehrere Jahre erblindet ist. Nur zwei oder drei schlechte Subjekte haben die gewährte Freiheit benutzt, um sich nächtlichen Umhertreibungen zu überlassen.

* In Lyon hatte ein reicher Geizhals, der täglich zu 35 Zentimes bei der Frau des ehemaligen Schweizers an der St. Georgskirche speiste, vier Wochen vor seinem Tode einen schweren Traum, worin er seine Neffen sein Vermögen als lachende Erben verschwenden sah. Am anderen Morgen sagte er zur Frau des Schweizers: „Jeanette, was sagst du dazu, wenn ich dich zu meiner Universalerbin machte?" „„Ich würde sagen, das wäre Unrecht, da Sie Neffen haben, denen die Erbschaft zukommt!"" „Na, na, meine Neffen sind Verschwender, während du das Geld zusammenhalten würdest." Hiermit endete das Gespräch. Jetzt ist Crepin gestorben; als sein Testament eröffnet wurde, ergab es sich, daß Jeanette zur Universalerbin eines Vermögens von 3 Millionen eingesetzt war, bestehend in 70.000 Fr. Renten von Staatspapieren und in fünf großen Häusern in Lyon.

* Durch eine Ordonnanz des Königs Otto von Griechenland werden die Architekten aller Länder aufgefordert, sich an dem Konkurs für ein in Athen zu errichtendes Museum, welches die Antiken aufnehmen soll, die theils bis jetzt in Griechenland gesammelt worden sind, theils noch entdeckt werden, zu betheiligen. Dem Aktenstück folgen Instruktionen für die Architekten als Anhaltspunkte in dem von ihnen zu befolgenden Gange. Mit Uebergehung der mehr technischen Punkte heben wir hier jene Andeutungen besonders hervor, welche bezüglich der ungefähr einzuhaltenden Dimensionen des Baues gegeben werden, da sie als eine allgemeine Uebersicht des gegenwärtigen Bestandes der griechischen Kunstsammlungen zugleich ein Interesse für weite Leserkreise bieten. Die Sammlung der in Griechenland befindlichen oder wenigstens bis jetzt entdeckten Antiken, welche der Zeit vor der 80sten Olympiade angehören, ist sehr beschränkt, obwohl sie nach der Aeginetischen in München die bedeutendste aller Museen in Europa ist. Die Schule des Phidias hat, abgesehen von den Friesen am Parthenon, bis jetzt nur wenig Skulptur-Fragmente gegeben. Inschriften, Münzen und Vasen aus jener Epoche sind zahlreicher vorhanden. Die Sammlung aus den späteren Epochen bis zur römischen Epoche 94.—158. Olympiade und namentlich jene aus den macedonischen Zeiten ist sehr bedeutend und die Zahl der Basreliefs, Inschriften und Kunstgegenstände geringerer Dimension vermehrt sich täglich. Die Zahl der Gegenstände aus der römischen Epoche übertrifft die aller anderen Sammlungen. Wenige europäische Museen besitzen hiervon so viel, als Griechenland und eine große Zahl solcher Objekte steckt wahrscheinlich noch in der Erde. Die des Sammelns und Konservirens würdigen Ueberreste aus der byzantinischen Epoche machen im Verhältnisse eine nur geringe Anzahl aus. Endlich kommen in Griechenland bisweilen auch einige seltene Fragmente fremder Kunst und zwar egyptischen oder asiatischen Styles vor.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 105. Samstag, den 4. September. 1858.

Zwei neue Handschreiben Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I.

Se. k. k. apostolische Majestät haben das nachfolgende allerhöchste Handschreiben an den Minister des Innern zu erlassen geruht:

„Lieber Freiherr v. Bach! Da für Jünglinge aus Meinen Königreichen Kroatien und Slavonien, der Serbischen Wojwodschaft und dem Temeser Banate, dann dem Großfürstenthum Siebenbürgen, im Verhältnisse zu den für andere Länder Meines Reiches bestehenden Stiftungsplätzen in der Theresianischen Akademie bedeutend weniger Stiftungsplätze bestehen, so finde Ich Mich in Gnaden bewogen, für die Königreiche Kroatien und Slavonien drei, für die Serbische Wojwodschaft und das Temeser Banat drei, für das Großfürstenthum Siebenbürgen vier Staats-Stiftungsplätze in der Theresianischen Akademie zu gründen.

Zum Vollzuge dieser Meiner Anordnung haben sie das Entsprechende zu veranlassen.

Laxenburg, den 26. August 1858."

Franz Joseph m. p.

Se. k. k. apostolische Majestät haben das nachfolgende allerhöchste Handschreiben an den Minister des Innern zu erlassen geruht:

„Lieber Freiherr v. Bach! In der Absicht die hinterlassenen Töchter verdienter Beamten und Militärs auch in Meinen Königreichen Kroatien und Slavonien, Meinem Großfürstenthume Siebenbürgen, dann in der Serbischen Wojwodschaft und dem Temeser Banate der Wohlthat der für die übrigen Länder Meines Reiches bestehenden Haller Stiftsprädenden und Versorgungs-Stipendien theilhaftig zu machen, finde Ich Mich in Gnaden bestimmt, hiemit drei Stiftsprädenden und drei Versorgungs-Stipendien für Kandidatinnen aus den Königreichen Kroatien und Slavonien, vier Präbenden und vier Versorgungs-Stipendien für Kandidatinnen aus dem Großfürstenthume Siebenbürgen, endlich drei Präbenden und drei Versorgungs-Stipendien für Kandidatinnen aus der Serbischen Wojwodschaft und dem Temeser Banate zu stiften.

Rücksichtlich der Bedingungen zur Erlangung dieser Präbenden und Versorgungs-Stipendien, deren Verleihung Mir vorbehalten ist, haben die diesfalls bestehenden Stiftungs-Normen zu gelten.

Zum Vollzuge dieser Meiner Anordnung haben Sie das Entsprechende einzuleiten.

Laxenburg, den 26. August 1858."

Franz Joseph, m. p.

Die Allerunterthänigste Adresse*) des Magistrats und der Wahlbürgerschaft von Kronstadt an Allerhöchst Seine k. k. Apostolische Majestät

Franz Josef I. Kaiser von Oesterreich

zur Feier der glücklichen Geburt Sr. k. k. Hoheit des Kronprinzen

Rudolf, Franz, Karl Josef,

am 21. August 1858.

Euer k. k. Apostolische Majestät!

Mit dem getheilten Gefühle der bangen Erwartung und der freudigsten Hoffnung lauschte die treugehorsamste Bevölkerung dieser Stadtgemeinde jenem bedeutungsvollen Moment entgegen, welcher über Leben und Gesundheit der **allgeliebten Herrscherin** entscheiden, welcher die Wünsche des **Allerdurchlauchtigsten Herrscherhauses,** die Gebete von 37 Millionen treuer Unterthanen in Erfüllung bringen sollte.

Der weithin schallende Jubelgruß, mit dem die ehernen Schlünde im harmonischen Einklang mit dem feierlichen Laute der Festglocken aller Gotteshäuser und den melodischen Tonwellen der Freudenklänge am Frühmorgen des 22. August den Bewohnern dieser Stadt die glückliche Geburt eines **Kronprinzen** verkündeten, hat in den Herzen der hiesigen Bevölkerung den lautesten Nachhall gefunden und in derselben die innigste Freude, die Gluth der heiligsten Begeisterung entflammt.

Mit den Klängen millionenfachen Jubels schwingen sich alle Kräfte der Seele auf den Fittigen stiller Andacht empor zu den

*) Die Adresse ist auf weißen Atlas elegant in Johann Gött's Buchdruckerei gedruckt und vom Herrn Buchbinder Karl Dietrich in rothem Sammt sehr geschmackvoll eingebunden worden. Druck und Einband haben die allgemeine Anerkennung im löbl. Gemeinderath gefunden.

D. Red.

Räumen ewiger Verklärung, um der allwaltenden Vorsehung zu danken für die Gnade, mit der sie in den Freudenkranz des **Allerdurchlauchtigsten Herrscherhauses** eine neue hoffnungsreiche Blüthe geflochten und dem Stern des Glücks, der über Oesterreichs mächtigem Ländergebiete leuchtet, neue Verklärung, neuen Lichtglanz verliehen hat.

Tief erfüllt von dieser heiligen Begeisterung fühlen sich die treugehorsamsten Vertreter der Stadt Kronstadt mächtig gedrängt, dieser aus dem tiefsten Innern der Seele entspringenden Empfindungen Worte zu leihen und dieselben in den heißesten Segenswünschen **Eurer kaiserlichen königlichen Apostolischen Majestät** zu Füßen zu legen.

Mögen diese Wünsche über dem Haupte des neugebornen Prinzen sich zu einer Strahlenkrone vereinigen und aus jedem Strahle ein unversiegbarer Quell des reinsten Lebensglückes auf die Pfade des **kaiserlichen Sprößlings** sich ergießen.

Möge die Seele des **erlauchten Thronerben** sich aufklären wie die reinste Morgenröthe, damit Er dereinst das Ebenbild seines **Allerdurchlauchtigsten Vaters und seiner ruhmgekrönten Vorfahren** geschmückt mit allen Tugenden wahrer Fürstengröße Heil und Segen verbreite über die Völker Seines mächtigen Reiches und Sein Name bis auf die späteste Nachwelt dankerfüllter Unterthanen von dem Glanze seiner Thaten umstrahlt werde.

Geruhen **Euere kaiserliche königliche apostolische Majestät** diesen Gesinnungsausdruck als den schwachen Abglanz der ehrfurchtsvollsten Liebe, der unerschütterlichsten Treue und der unbegrenzten homagialen Ergebenheit Allergnädigst entgegenzunehmen und zugleich die ehrfurchtsvolle Versicherung zu genehmigen, daß die Bewohner von Kronstadt diese Empfindungen für das **Allerdurchlauchtigste Kaiserhaus** als ein heiliges Vermächtniß und Erbtheil ihrer Vorfahren ewig in ihren Herzen bewahren werden.

In tiefster Ehrfurcht

Euer k. k. Apost. Majestät

unterthänigste

Magistrat und Communität

der Stadt Kronstadt.

Franz Edler von Schobeln, Bürgermeister. — Lucas Gräf, Kommunal-Vormund.

Kronstadt, am 23. August 1858.

Die neue Konstitution der Walachei.

Bukurest, 26. August. Die Frage der Stellvertretung nach Abgang des jetzigen Kaimakams beschäftigt immer noch die Gemüther am meisten. Obwohl meiner Ansicht nach diese transitorische Regierung weniger direkten Einfluß auf die Wahlen haben kann, als man hier zu Lande gemeiniglich glaubt, so ist ihre Zusammensetzung dennoch für die Ruhe im Lande von großer Wichtigkeit. Niemand kann sich einen Begriff machen von dem unendlichen Wirrwarr, welchen die Wahlen nach dem in Paris dekretirten System im Lande hervorrufen werden, als wer Gelegenheit hatte, dem ähnlichen Schauspiele im vergangenen Jahre in nächster Nähe beizuwohnen. Jeder Kenner des Landes wird wissen, daß bisher die Bojarie das fundamentale Element der ganzen Staatsmaschine bildete; auf die Bojarie stützte sich das ganze System, die Bojarie enthielt alle Elemente des Staates, der Armee; diese Bojarie, die selbst im Einberufungsfirman für den Divan ad hoc noch spukt, hebt wie bekannt der Pariser Kongreß auf, ein Federstrich verkündet die polinische Gleichheit der Nation und ruft sie zugleich zur Fürstenwahl zusammen! Könnte man sich unter solchen Verhältnissen, bei einer so brüsken Transaktion wundern, wenn die Nation im ersten unvermeidlichen Taumel einen „kühnen Griff" machen würde und einen Fürsten auf den Thron setzte, dessen Persönlichkeit der Ruhe Europa's nur wenig Garantien böte. Ich bin weit entfernt, der Bojarie, diesem veralteten Unwesen das Wort zu reden; sie hat sich längst überlebt und ist im Lande längst gerichtet, wer kann aber voraussehen, wozu das andere Extrem, so plötzlich eingeführt, im Momente einer Fürstenwahl führen wird. Hätte man bei dieser ersten Wahl wenigstens nicht sollen ein Ziel stecken, welches dem Uebermuthe des Volkes ein kräftigeres „Halt! bis hieher und nicht weiter!" zuriefe, als die dem Kandidaten zum Fürstenstuhle auferlegte Bedingung, 3000 Dukaten jährliche Revenuen zu besitzen und Walache, Sohn eines Walachen zu sein? Die parlamentarische Karriere, welche sich nunmehr den Moldo-Walachen eröffnet, ist ihnen bisher ein ganz unbekanntes Feld gewesen, und es wird sicherlich nicht uninteressant werden, sie auf ihren ersten Schritten in dieser neuen Bahn zu begleiten. Wenn ich an die eben nicht sehr parlamentarischen Szenen im Divan ad hoc denke, so kann ich nicht umhin, mir eine höchst drollige Vorstellung dieses neugebackenen Parlaments zu machen. Die ernsten und klugen Leute im Lande schütteln das Haupt und können den Enthusiasmus der Jugend nicht theilen, welche im Senate zu Fokschan bereits einen nordamerikanischen Kongreß und in jeder der Separatversammlungen ein englisches Parlament en miniature sehen. Die moderirte Partei, die Partei des Besitzes sehnt sich nach einer kräftigen Hand, welche die Zügel des Staates zu führen im Stande sei, welche die tief gesunkene Moral heben, welche das Ehrgefühl, den Begriff von administrativer Ehrenhaftigkeit, von Unbestechlichkeit und Gerechtigkeit wecken und ausbilden soll. Wenn dann der öffentliche Unterricht dem Volke Lesen und Schreiben gelehrt haben wird, wenn Straßen und Eisenbahnen einen inländischen Handel geschaffen haben werden, dann, glaubt jene Partei, wird es erst an der Zeit sein, konstitutionelle Formen einzuführen, dann mag auch Preßfreiheit eintreten, wenn einmal die Majorität des Volkes die Erzeugnisse der Presse zu verstehen im Stande sein wird. (Oest. Z.)

Sieg der Unschuld.

Der Mann einer Bäuerin in dem französischen Departement Vaucluse war vor mehreren Jahren von den Geschwornen des ihm zur Last gelegten Verbrechens des Meuchelmordes freigesprochen worden, aber nur aus Mangel an Beweisen. Sein Weib hat ihn, den Gebeugten, auf der Bank der Angeklagten aufrecht erhalten und großentheils seine Vertheidigung geleitet. Die Liebe,

das Gefühl der gekränkt bleibenden Familienehre schärften ihren Instinkt, ihren Scharfsinn, und eine höhere Eingebung schien ihr zu Theil geworden zu sein. Ihr entging nicht, was für die Richter unsichtbar blieb. Das Licht und der Schatten auf den Gesichtern der Zeugen und einiger Individuen unter dem Publikum, der Ton ihrer Stimmen, ihre zögernden Antworten, ihre verstohlenen Blicke ließen sie das Geheimniß durchschauen, die Schuldigen errathen. Vor den Gerichtsschranken gelobte sie mit feierlich erhobener Stimme, sich mit der Freisprechung ihres Mannes nicht zu begnügen, sondern seine Unschuld positiv zu erweisen, indem sie die Verbrecher entdecke und überliefere. Das Ehrgefühl trieb diese Frau mit aller Macht einer unermüdlichen Leidenschaft mehrere Jahre lang nach den Schuldigen in einem ausgedehnten Bezirke zu forschen, sie auszuspüren, zu behorchen, kurz, für ihre eigene Sache geheime Polizei und Untersuchungsrichter zugleich zu sein. Auf dem Marktplatz des benachbarten Städtchens bemerkte sie endlich zwei ihr verdächtige Individuen Zeichen des Einverständnisses austauschen. Sie schleicht ihnen Abends auf der Landstraße nach und sieht sie in ein unbewohntes Haus treten. Unerschrocken übersteigt sie eine Mauer, erklettert ein eisernes Rebengeländer, und an demselben lautlos in der stummen Nacht hangend, belauscht sie an dem halb geöffneten Fenster des ersten Stockwerkes eine Unterredung, welche das Gericht zur Wiederaufnahme des Prozesses und zur endlichen Verurtheilung der Schuldigen führte. Das ganze Departement Vaucluse nahm Theil an dem Triumphe der Bäuerin, welche fünf Jahre lang mit einer ans Romantische streifenden Ausdauer für den ehrlichen Namen ihrer Kinder gearbeitet hat, und jetzt gesellt sich ganz Frankreich dazu.

Sie ist für ihre aufopfernde Liebe mit dem Monthyonschen Tugendpreis gekrönt worden.

Tagsnachrichten.

*Hermannstadt, 2. September. In dem Wiener „Fremdenblatt" Nr. 196 vom 27. August l. J., so wie in der „Wiener Ztg." vom 28. August Nr. 197 ist folgende, das Kronland Siebenbürgen betreffende Nachricht enthalten: „Ein furchtbares Elementarereigniß, hat sich Anfangs August bei Abrudbánya, dem bekannten Goldbergwerke in Siebenbürgen, zugetragen. Kaum anderthalb Stunden von dem genannten Orte entfernt liegt das von seinen reichen Goldgruben berühmte Städtchen Verespatak, an dessen nordwestlicher Seite zwei Bergkessel mit einer riesenhaften Schleuse (die 200 Klafter lang, 40 Klafter hoch und 10 Klafter breit ist) derart verbunden und geschlossen sind, daß der hiedurch künstlich gebildete ungeheure See, — der den Schnee, Regen und alle dortigen Quellen in sich aufnimmt — auch während der trockensten Sommerzeit im Stande ist, die von Verespatak bis nach Butses in einem 2 Stunden langen Thale sich hinziehenden Stampfen stets mit der erforderlichen Wasserkraft zu versehen. Diese Riesenschleuse ist nun am 2. d. M. bei Tagesanbruch in Folge eines furchtbaren Wolkenbruches zusammengebrochen; die aus dem ungeheuren Wasserbassin sich ergießenden Fluthen haben namenlose Verwüstungen angerichtet. Das Städtchen Verespatak ist beinahe gänzlich zerstört, die im Thale befindlichen Stampfmühlen fortgerissen, unzählige Berggruben eingestürzt! Wie viel Menschenleben durch dieses Ereigniß zu Grunde gingen, ist noch gar nicht bekannt, eben so wenig läßt sich bis zur Stunde die Höhe des Schadens bestimmen, den dieses Unglück angerichtet hat."

Wie dem Sieb. Boten jedoch aus verläßlicher Quelle mitgetheilt wurde, entbehrt obige Nachricht jedweder Begründung, da dieses Elementarereigniß sich in Siebenbürgen nicht zugetragen hat.

* Eine wichtige kaiserliche Verordnung ist erschienen, welche die Bestimmungen der Verhältnisse der Nationalbank rücksichtlich der neuen Währung betrifft. Diese Bestimmungen schreiben den Weg vor, auf welcher unter thunlichster Vermeidung einer Beengung des Verkehrs, die Bank mit Sicherheit das Ziel ihrer vollständigen Rehabilitirung erreichen soll.

* Die ergänzende Verordnung, welche das Reichsgesetzblatt vor Kurzem brachte und die eine genaue Feststellung der Modalitäten enthält, wodurch die Befähigung derjenigen politischen Beamten, welche mit der Behandlung der jetzt den politischen Behörden zugewiesenen leichteren Vergehen betraut werden, sichergestellt wird, beseitigt die letzten Zweifel, welche ein Theil der auswärtigen Presse in sehr voreiliger und wenig gewissenhafter Weise verbreitet hatte. Man erinnert sich noch, welche Absichten dieser Maßregel unterschoben, welche Folgerungen daraus gezogen werden wollten, wie sie fälschlich dargestellt wurde, als könne der öffentliche Rechtszustand dadurch verwirrt und in manchen Fällen parteiische Willkühr in die Sphäre der strengen Gerechtigkeit hineingetragen werden. Die Fürsorge der Regierung in der Feststellung der neuerlich erlassenen Bestimmungen ist ein sprechender Beleg mehr, daß wenn der praktische Sinn der kais. Regierung keinen Werth darauf legen konnte, die Doktrin der Trennung der richterlichen und administrativen Gewalt bis zur äußersten Grenze der bloßen Form festzuhalten, sie gleichwohl das Wesen der Sache vollkommen würdigt und die Wahrung der Rechtsidee, sowie die Behandlung aller Rechtsobjekte vom Standpunkte des Gesetzes und innerhalb der durch selbes bestimmten Rechtsformen fest und unverrückt im Auge behält. Die neue Einrichtung ist lediglich darauf berechnet einem praktischen Bedürfnisse zu entsprechen; sie gewinnt ihre unumstößliche Berechtigung durch die genauen Begrenzungen, wer Recht zu sprechen und daß er es zu thun habe im vollen Einklange mit den bestehenden Rechtsinstitutionen. Der gute, wohlverdiente Ruf österreichischer Gerechtigkeitspflege wird keinesfalls darunter leiden. Die Opportunität der Maßregel wird sich durch die Praxis bewähren. (Oest. K.)

* (Eine Zurechtweisung.) Wir lesen in der „Wiener Zeitung": Kaum ist noch über dem phantasievollen Grabdügel, welchen piemontesische Blätter Sr. Exzellenz dem FZM. Grafen Gyulay noch bei dessen Lebzeiten — mit so ungeheuchelten Thränen und so aufrichtiger Wehmuth! aufgeschüttet hatten, ein wenig Gras gewachsen, kaum sind noch die nicht weniger fabelhaften Schüsse verhallt, die bald darauf ein deutsches Blatt im Lager von

Neunkirchen verschiedene Regimenter unter sich wechseln ließ, — und „Pays“, das „Journal des französischen Kaiserreiches“, erschüttert uns mit einer neuen Kunde von so frappanter Wahlverwandtschaft, daß man auf dasselbe Fabrikzeichen schwören möchte. „Pays“ verlegt den Schauplatz nach Bassano, dort läßt es ein böhmisches Infanterieregiment ein „aus Italienern und Ungarn bestehendes Regiment“ angreifen. Die Kugeln fehlen, aber die Kämpfenden wissen sich zu helfen, sie laden ihre Gewehre mit Steinen. Mehrere Soldaten bleiben auf dem Platze, eine große Anzahl von Verwundeten muß ins Spital gebracht werden! Das alles weiß „Pays“ nicht bloß nach einer Korrespondenz, sondern nach „besonderen Briefen“ und erzählt es mit einem Aplomb, wie nur jemals Baron Münchhausen seine nicht um einen Gran weniger wahrheitsgetreuen Geschichten erzählt hat. Lebendiger, das können wir versichern, ist noch nie ein Lebender gewesen, als jene Todten von Bassano, gesünder noch kein Gesunder als die Blessirten in derselben Affaire. Man könnte lachen über das dreifach verunglückte Mährchen, wenn es nicht die ernste und bedenkliche Seite hätte, daß unsere Armee als die handelnde Person dafür drei Mal in derselben Tendenz auserlesen worden ist.

* Die nächste Versammlung des Gustavs-Adolphs-Vereins findet in Ulm statt.

* Unter der Ueberschrift: „Der ärmste Stand“ ist kürzlich ein Gedicht im Stuttgarter Beobachter erschienen, in welchem der frühere Schulmeister nunmehriger Kultdepartementschef v. Rümelin wegen einer in der Kammer der Abgeordneten gemachten Aeußerung hart mitgenommen wird. In dem Gedicht wird darauf aufmerksam gemacht, daß während die würtembergischen Staatsdiener ihre Gehalte zu Hunderten aufgebessert erhalten, müßten die armen Schulkehrer am Hungertuche nagen, und nur deßhalb damit sie nach v. Rümelins Ansicht nicht übermüthig werden und die Sterne vom Himmel schlagen!

* Die Königin von England mit den Prinzen-Gemahl hat am 28. August Schloß Babelsberg bei Potsdam verlassen und ist nach England zurückgekehrt.

* Zwischen dem Maire (Richter) und dem Pfarrer des Dorfes Fontaine-sur-Somme hat eine seltsame Differenz stattgefunden. Am Napoleonstag (15. August) hat der Pfarrer das Te Deum Abends abhalten lassen. Der Maire hingegen erklärte im Gemeinderath, wenn es sich um das Namensfest des Kaisers Napoleon III. handelt, so müsse es Angesichts der Sonne und nicht verstohlen in der Nacht gefeiert werden. Der Pfarrer ließ sich aber von seiner Meinung nicht abbringen, und weder der Maire noch der Gemeinderath wohnten dem Te Deum bei.

* Die „Times“ ist allen Ernstes gewillt, den Nachfolger des Propheten unter Kuratel zu stellen; sie verlangt nämlich, daß die Westmächte einschreiten sollen, um die Geldverschwendung des Sultans zu zügeln.

Korrespondenz.

Medwisch, den 1. September. Noch einmal haben wir von einer Feier des 50jährigen Amtsjubiläums Sr. Hochwürden des Bischofs unserer ev. Landeskirche G. P. Binders zu berichten, welche das Medwischer Kapitel in unserer Stadt veranstaltet hat. Wir gestehen, daß wir dieser Feier fast mit Besorgniß entgegensahen, da dieselbe den vorangegangenen Festlichkeiten größeren Styls gleichsam nur nachzuhinken schien; dieselbe ist aber in so erhebender Weise vor sich gegangen, daß jedes Bedenken gegen die Berechtigung derselben verstummen muß. Das Medwischer Kapitel hatte außerdem, daß ihm der hochw. Jubilar als Kirchenoberhaupt angehört, auch darin einen Grund zu einer besonderen Feier, daß derselbe als Birthälmer Pfarrer zugleich Kapitelsbruder ist. Und so hatte dasselbe den hochw. Jubilar schon bei Gelegenheit der allgemeinen Feier zu Birthälm am 25. Juli durch seine Deputirten zu dieser besondern Kapitels-Feier auf den 31. August nach Medwisch eingeladen. — Dadurch, daß nach der Sitte früherer Zusammenkünfte der Kapitelsverbrüderung, an welchen der hochw. Herr Bischof auch Theil genommen hatte, auch die Frauen geladen waren, erhielt diese Feier einen mehr vertraulichen Charakter, ohne aber deßhalb an ihrer Würde zu verlieren. Das Kapitel hatte sich im Kapitelssaale des Pfarrhofs versammelt, wo dasselbe die Ankunft des hochw. Herrn Jubilars erwartete. Nach seiner Ankunft wurde er von zwei Kapitelsbrüdern aus seinem Quartiere abgeholt und in den Kapitelssaal geleitet. Die Feier eröffnete der hochehrw. Dechant des Kapitels mit einer längeren Festrede, worin er erstlich dem hochw. Jubilar als einem Vorbilde protestantischer Wissenschaftlichkeit, christlicher Humanität und frommer Begeisterung die Segenswünsche des Kapitels vortrug, sodann dem Kapitel selbst ein gedeihliches Nachstreben in den angedeuteten drei Richtungen wünschte und zum Schlusse als Festgabe des Kapitels zwei große Bilder darbrachte, welche durch die Darstellung von zweien der wichtigsten Momente der Reformation sehr passend das positive sowie das negative Prinzip derselben versinnlichen. Nachdem die Bilder enthüllt waren und der hochw. Jubilar in seiner bekannten demüthig bescheidenen, doch nicht minder würdevollen, herzlich eindringenden und anregenden Weise gedankt hatte, nahm der Senior des Kapitels, Herr J. Evert, das Wort und sprach über die Macht der würdigen Persönlichkeit, woran er eine Deutung der beiden Bilder anknüpfte. Auch auf diese Rede dankte der hochw. Jubilar in bedeutungsvollen Worten. Hierauf folgte ein im Zaubergewande und Schritt des elegischen Versmaßes würdevoll daherschreitender Festgruß, womit der hochehrwürdige Veteran aus Reichesdorf seinen warmen Empfindungen Ausdruck gab; dann ein lateinisches Festgedicht des Waldhütter Pfarrers Fr. Brecht, ein sehr treffendes deutsches des Pfarrers von Niemesch A. Schuster's u. a. m. — Nicht unerwähnt darf gelassen werden, daß auch von den tugendsamen Frauen des Kapitels dem hochw. Jubilar ein Kranz zum Feste dargebracht wurde. — Nach der Feier vereinigte ein frohes Mahl im grüngeschmückten Pfarrhause die sämmtlichen Gäste, worunter auch die hochehrw. Dechanten von Kisd und Bogeschdorf zu bemerken waren. — Möge der Himmel die frommen Wünsche und Gelübde dieses Tages mit gesegneter Erfüllung krönen und vor Allem den Geist brüderlicher Eintracht und Liebe fort und fort walten lassen unter den Vorstehern des Amtes, welches das Evangelium der Liebe und Versöhnung zu predigen berufen ist. —

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 106. Mittwoch, den 8. September. 1858.

Die Einweihung des Hohofens in Füle.

Der 15. August war der von dem Komité der Kronstädter Kohlen-, Eisen- und Kupfergewerkschaft zur Einweihung des Fülner Hohofens bestimmte Tag.

Einladungen an sämmtliche Mitgewerken, Gönner und Freunde des Unternehmens waren vorausgegangen und es stand zu erwarten, daß die meisten derselben, wenn nicht Alle, von dem lebhaftesten Interesse beseelt, an den zur Feier bestimmten Ort herbeieilen würden, um mit eigenen Augen zu sehen, welche Einrichtungen und Werkstätten die Intelligenz, Energie und Ausdauer der Direktion und das Gewerkschaftskomité in kaum 3 Jahre geschaffen hatte.

Diese Voraussetzungen wurden gerechtfertigt. Den Tag vor der Einweihungsfeier, Sonnabend, steuerte eine Menge Fahrzeuge bei St. Bartholomä in das „Meer von Aehrenwogen," und wie für Seefahrer nothwendig ist, ein günstiger Wind schwellte die Segel, der Himmel war klar, die Sonne blickte so freundlich darein, daß diesen Antezedentien, wenigstens bezüglich der Witterung, der glänzendste Verlauf der Feier in Aussicht stand.

Nach 3—4stündiger Fahrt wurde gelandet. Folgenden Tags mit der ersten Morgensonne gings weiter. Je näher dem Bestimmungsorte, desto dichter wurden die Schaaren der Pilger, auf der Landstraße folgte Wagen auf Wagen, aus den Seitenthälern strömten Schaaren herbei, wie die Griechen zu den olympischen Festen. Endlich waren wir in Füle. Nur langsam fuhr der Wagen durch das Gewühl der Menge, welches sicher ohne Beispiel ist in der Chronik dieses einsamen Bergdorfes. Das Festkomité hatte bestimmt, daß, um die Arbeiter, welche in den Werkslokalitäten die letzte Hand an die Dekorationen legten, nicht zu stören, hauptsächlich aber um im gemeinsamen Zuge hinauf zum Eisenwerk, welches ¼ Stunde weiter oberhalb des Dorfes liegt, zu gehen, man vorläufig im Dorfe beisammen bleibe; welcher Anordnung dann wenigstens die Mitgewerken und viele Freunde des Unternehmens, von nah und fern herbeigekommen, Folge leisteten. Dieser Hathumayum der Festordner kam, was die Massen betraf, trotz Publikation nicht ganz zur Ausführung. Mann an Mann gedrängt trieb sie die Neugierde, die Maschinen, Werkseinrichtungen und Baulichkeiten zu sehen, die einen gewaltigen Aufruhr unter ihnen gemacht hatten. Auch uns trieb eine unwiderstehliche Neugierde in die Berge hinauf zum Festschauplatze. Kaum aus dem Dorfe heraus, gewahrt man oben im Thale, wie eine Stadtanlage in irgend einem Winkel Amerika's, die Etablissements, aus denen Hohöfen und Essen wie Burgen und Thürme emporragen.

Am Anfange der Werkskolonie, deren gleichförmige, neuerbaute steinerne Häuser den Weg einfassen, der zu den Werken führt, wurde bei dem Hause des Herrn Werksingenieurs Halt gemacht, welches gastlich sich öffnete und vom Balkon die beste Uebersicht gewährte. Gegenüber an der Seite der Straße standen 200 Werksarbeiter in Bergsmannstracht in zwei Reihen aufgestellt unter dem Kommando des Herrn Werksverwalters Herbich. Sämmtliche Beamte der übrigen, ebenfalls der Kronstädter Gewerkschaft gehörigen Werke, in malerische Bergmannsuniform gekleidet, schaarten sich, wie der Generalstab um den Feldherrn, um die Person des Direktors sämmtlicher Kronstädter Werke, Herrn Hofsekretär Gustav Mannlicher. Am Anfange der Kolonie an der Brücke erwarteten sie die geladenen Festtheilnehmer. Endlich schritt der Zug heran, an der Spitze den edelmüthigen Gönner und Freund des Unternehmens, den Herrn k. k. Statthaltereirath Heinrich Edlen von Clesius, gefolgt von einer unabsehbaren Menschenmenge. Ein dreimaliges Glück auf! des Arbeiterkorps, der Donner der Pöller von den jenseitigen Bergen und schmetternde Fanfaren des Musikkorps begrüßten die Gäste, während der Herr Werksdirektor ein freundliches Willkommen! an dieselben richtete. Hierauf defilirten die Bergleute in fünf Kolonnen vor den versammelten Gästen, worauf sich jeder einzelne Arbeiter auf seinen Posten begab. Der Herr Werksdirektor führte die Gäste hierauf unter den Klängen der Musik in das Herz des Werkes.

Die weiten Räume der Gießerei, wie die aller übrigen Etablissements mit Blumen und Laubguirlanden, Kränzen und bergmännischen Emblemen und Sprüchen geziert, faßten die Tausende der andrängenden Menge nicht. Aus der Gießerei bewegte sich der Zug, voran die hochwürdigen Herren Geistlichen, welche den Einweihungsakt zu vollziehen, sich gerne bereit gefunden hatten, gefolgt von den Gästen und Mitgewerken und dem übrigen Publikum, wie es der Raum gestattete, eine hohe Treppe in einem thurmähnlichen Gebäude hinan auf die Höhe des Hohofens, dessen Einweihung nach dem Ritus der röm. kath. Kirche und unter den bergmännisch üblichen Zeremonien, sowie die des Gebläses, der Dampfmaschinen u. s. w. vorgenommen wurde, diesen Akten folg

ten, in den weiten Raum der Gießerei zurückgekehrt, die Reden an die Versammelten.

Seine Hochwürden der Herr Kaplan Professor Horváth von der Schule zu Csik-Somlyo setzte in einem langen und gediegenen, in magyarischer Sprache gehaltenen Vortrage die Bedeutung des Festes, sowie den Einfluß auseinander, den dies Werk auf Industrie, Handel und Gesittung zu nehmen berufen sei, indem er auf die riesigen Fortschritte und auf den schöpferischen Geist im Gebiete der Industrie weiter vorgeschrittenen Provinzen und Länder hinwies, und verfehlte nicht, in den Herzen der überaus zahlreichen, der Szekler-nation angehörigen Zuhörer den lebhaftesten Enthusiasmus hervorzurufen, der in stürmischen Éljen! sich Luft machte. Als der Beifallssturm sich gelegt hatte, nahm Se. Hochwürden der Laroth. Herr Dechant die Fahnenweihe des Werkskorps vor. Hierauf hielt Seine Hochwürden der Herr Pfarrverweser in Kronstadt Ignatz Pittner in deutscher Sprache eine gründliche Rede, in welcher er die reichen Bodenschätze hervorhob, mit welchen die Vorsehung Siebenbürgen so reichlich ausgestattet habe, diese Schätze zu heben und zu verwerthen sei das Werk, in dem man sich eben befinde, gegründet worden; die riesigen Dampfkräfte, die rastlos brausenden Maschinen würden Thätigkeit, Wohlstand und Zivilisation begründen und befördern, wozu er Gottes Segen erflehte. An das nun zu rufene Glückauf! knüpfte Se. Wohlehrw. Herr Jos. Dück, Prediger an der ev. Kirche in der Blumenau in Kronstadt an, indem er diesen bergmännischen Gruß und Wahrspruch auf eine Reihe von Begebnissen anwendete, in denen er als Losungswort tiefen Sinn und Bedeutung bekundet. Es folgte ein begeistertes Glückauf! dem erhabenen Herrscher des weiten Kaiserreichs, Sr. Majestät Franz Joseph I. unter dessen glorreicher Regierung Industrie und Handel neue Bahnen betreten haben, welche eine blühende Zukunft des großen Kaiserstaates mit Zuversicht erwarten lassen; Glückauf! Sr. Exzellenz dem Finanzminister Freiherr von Bruck, welcher seine mächtige und weise Fürsorge wohlwollend dem Werke zugewendet habe; Glückauf! den Gönnern und Freunden des Unternehmens, die irgendwie demselben ihre Unterstützung geliehen haben. Schließlich gedachte der Sprecher mit beredten und tiefgefühlten Worten der großen Verdienste, die sich der nunmehrige Werksdirektor, Herr Hofsekretär G. Mannlicher um die Gründung des Werkes, und in Hinsicht, sowie auch sonst um die Industrie und eine glückverheißende Zukunft Kronstadts und des gesammten Vaterlandes erworben habe und erflehte von der Vorsehung Gedeihen dem Unternehmen, dem Leiter desselben lange, kräftige Lebensdauer zur Befestigung und weitere Entwickelung der von demselben geschaffenen Unternehmung, deren Wohl und Wehe in seine Hände gegeben und ihm ans Herz gelegt sei.

Mit schallendem Glückauf! und in froher Stimmung verließen die Anwesenden die Gießerei und strömten in die geöffneten Werkstätten, in denen die Maschinen brausten, die Gebläse schnaubten, die Hämmer pochten und polterten, um, soviel die Kürze der Zeit gestattete, ein Bild ihrer Thätigkeit den anwesenden Gästen zu gewähren.

Der Herr Werksdirektor führte die Gäste in die verschiedenen Etablissements. In dem großartigen Hammerwerke arbeiteten Dampf- und Wasserhämmer, die Frischheerde, Puddelöfen standen in Glut, und wurden zur Probe vor den Augen der Gäste einige Manipulationen durchgeführt. Der nunmehrige Besuch galt der Maschinenfabrik, wo Hobel-, Dreh-, Bohr-, Säge-, Polir-, Schleif- u. a. Maschinen, vom Dampf rastlos bewegt, Einsicht in die ausgedehnte Werksanlage gewährten. Die übrigen Etablissements wurden gleichfalls begangen. Den Beschluß machte die Besichtigung der Werkserzeugnisse, unter denen besonders die sehr geschmackvollen Gußwaaren allgemeinen Beifall fanden. Der k. k. Herr Statthaltereirath v. Clesius namentlich sprach sich in anerkennenden Worten nicht nur über die Leistungen, sondern auch über die ganze Anlage des Eisenwerks aus. Mit dem Ausdrucke der vollkommensten Befriedigung versammelten sich die Festtheilnehmer abermals in dem Gießereisaale, der unterdessen die Gestalt eines großen Speisesaales angenommen hatte.

Ueber zweihundert Gäste hatten an den langen Tafeln Platz genommen und Heiterkeit und Frohsinn waren bei dem trefflichen Mahle bald allgemein, und ein Toast folgte dem andern. Der erste wurde von dem k. k. Herrn Statthaltereirath v. Clesius auf Se. k. k. apostolische Majestät unsern ritterlichen Kaiser und Herrn Franz Joseph I. ausgebracht. Der gefeierte Redner sprach:

„Kaum war auf Italiens Schlachtfeldern unser allergnädigste Kaiser Franz Josef durch die Feuertaufe zum Krieger geweiht, so nöthigte ihn das Schicksal, dem Wehle seiner Völker seine Jugend zum Opfer zu bringen, und das Szepter des Reichs mit kräftiger Hand zu ergreifen, um die Hydra der Empörung zu bekämpfen; und in diesem ernsten Augenblicke sprach er die gewichtigen Worte: „Mit vereinten Kräften!“ Dieses große Wort hat schon so Manches vollbracht; mit vereinten Kräften ward eine neue Ordnung der Dinge geschaffen, mit vereinten Kräften jeder, wie immer genannte Feind bekämpft. Dieses Losungswort sehe ich hier verkörpert; Geisteskraft mit Geldkraft haben, im Augenblicke möchte ich sagen, ein großes Werk geschaffen, für das wir vor Kurzem den Segen des Höchsten vom Himmel erflehten, der bisher demselben seinen besondern Schutz gewährte. Allein wenn wir den Segen des Höchsten im Himmel für dieses Werk erflehen, so können wir wohl kaum unterlassen seinen Segen auch auf unsern allergnädigsten Kaiser und Herrn herabzuflehen, unter dessen Schutze dieses Werk entstand, um so mehr als uns nur wenige Stunden von seinem Geburtsfeste und vielleicht von dem Tage seiner größten Freude, vom Geburtstage seines Thronerben scheiden. Darum ein dreimaliges „Glückauf!“ Se. Majestät unserm allergnädigsten Kaiser! Glückauf.“

Unbeschreiblicher Jubel folgte den Worten des Sprechers, das Musikchor stimmte die Volkshymne an und die Pöller donnerten mächtig darein.

Der zweite Toast wurde von dem Herrn Werksdirektor auf Se. Exzellenz den Herrn Finanzminister Freiherr v. Bruck, den hohen Mäcen dieses Werkes mit wahrhaft glühenden Dankesworten ausgebracht.

Der dritte Toast galt Sr. Durchlaucht unserm neuen Herrn Landesgouverneur FML. Friedrich Fürst zu Liechtenstein und lautet wie folgt:

„Meine Herrn! Unser Land vor Kurzem noch verwaiset und trauernd um den Verlust eines hochherzigen edlen Mannes, hat durch die Gnade Sr. Majestät wieder einen obersten Führer und Leiter, einen neuen Gouverneur erhalten. Es ist dieses Se. Durchlaucht Friedrich Fürst zu Liechtenstein. — Es mögen wohl wenige von uns so glücklich sein, den hohen Herrn persönlich zu kennen, der bis noch nie in unserm Lande gewesen und dessenunge-

achtet schlagen ihm unser Aller Herzen freudig entgegen. Woher kommt dies, meine Herrn? Es ist dies das Gefühl der Zuneigung, der Liebe, des Vertrauens, das uns erfüllt seit dem Momente wo wir durch ein gemeinsames Band mit ihm näher verbunden wurden, es ist das Bewußtsein der hohen Stellung, die er einnimmt, als Vertreter der allerhöchsten Person unseres geliebten Kaisers im Lande, der hehren Aufgabe, die ihm eben dies Vertrauen unseres gemeinsamen Herrschers übertragen, der bedeutenden Macht, die in seine Hände gegeben ist und unser kindliches Zutrauen zu ihm, daß er diese Macht nur zum Wohle des ihm anvertrauten Landes gebrauchen werde. So meine Herrn denken wir uns unsern neuen Gouverneur, und so ist es natürlich, daß ihm unsere Herzen freudig entgegenschlagen; wir wollen ihn, wo er sich uns zeigt, mit kindlicher Ehrfurcht empfangen, mit kindlichem Vertrauen ihm entgegenkommen. Möge die gütige Vorsehung ihn beglücken und segnen, möge sie ihm jene Weisheit verleihen in Erreichung seines hohen Zieles sich der besten Mittel zu bedienen und Kraft, auszuführen, was zu diesem Ziele führt, möge sie ihm ein langes beglücktes und beglückendes Leben verleihen und er in dem kindlichen Dank des Volkes, in dem wachsenden Wohlstand des Landes für seine Bemühungen den schönsten Lohn finden. Es sei uns aber auch vergönnt, zu wünschen, und es auszusprechen, daß Se. Durchlaucht für unser Unternehmen eben so hold und günstig gesinnt werde und ihm dieselbe kräftige Unterstützung zu Theil werden lasse, wie wir uns dieses von seinem hohen Vorgänger dankbaren Andenken erfreuten. Stoßen Sie an, meine Herrn auf das Wohl unseres hochverehrten Landesgouverneurs Seiner Durchlaucht des Fürsten Friedrich zu Liechtenstein!"

Lauter Jubel erschallte.

Der vierte Toast wurde Sr. Hochwohlgeboren dem k. k. Herrn Statthalterei-Vice-Präsidenten Heinrich Freiherrn v. Lebzeltern dargebracht. Er lautete:

„Es ist eine schöne Sitte, die alle gebildeten Nationen bedachten bei öffentlichen festlichen Gelegenheiten den Landesherrn in begeisternder Rede zu feiern, und die Vorzüge der Männer, welche das Staatsruder zum Wohle des Landes führen, hervorzuheben. Dieser schönen Sitte haben auch wir Rechnung getragen und die loyalen und herzergreifenden Worte, welche die Männer vor mir gesprochen haben, sind tief von der hochansehnlichen Gesellschaft gefühlt worden und werden lange in unserer Erinnerung fortleben. Möge die hochansehnliche Gesellschaft mir es gestatten an dem heutigen Ehren- und Festtage die Aufmerksamkeit aller unserer verehrten Gäste und die Mitglieder unserer Gewerkschaft auf jenen Staatsmann zu lenken, der heute an der Spitze der Verwaltung des theuren siebenbürgischen Vaterlandes steht; möge es mir erlaubt sein, einen Theil der Verdienste zu erwähnen, welche dem Leiter der Landesverwaltung die Herzen der Bevölkerung des ganzen Landes zugewendet. Heinrich Freiherr von Lebzeltern, Ritter des kais. österreichischen Leopoldordens, V.-Präsident der k. k. Statthalterei in Siebenbürgen hat seit dem Antritt der Verwaltung alles Gute, Nützliche und Schöne, was in neuester Zeit im Vaterlande geschaffen wurde, kräftig befördert. Er hat der Literatur, dem Handel, den Gewerben, dem Seidenbau und allen übrigen Zweigen der Volkswirthschaft seine Unterstützung angedeihen lassen und jedem nützlichen neuen industriellen Unternehmen seinen Schutz gewährt. Namentlich aber hat der hochverdiente Staatsmann unserem Eisen- und Hüttenwerk gleich beim Entstehen die größte Sorgfalt zugewendet und ist bis zur Stunde der würdige Mäcen um dieses Unternehmen zu kräftigen. Der Herr V.-Präsident der hohen k. k. Statthalterei hat es von Anfang erkannt, daß unser Unternehmen ein mächtiger Faktor der Landeswohlfahrt werden wird, das unsere Enkeln, wenn wir schon längst unsere Laufbahn vollendet, mit dankbarem Herzen segnen werden. Siebenbürgen unser theures Vaterland ist hauptsächlich auf den Bergbau hingewiesen und aus ihm muß sich das Band entwinden, das alle Bewohner, welcher Zunge sie angehören, brüderlich umschlingen wird. Der hochwohlgeborne Freiherr v. Lebzeltern wirkt darauf hin, daß der Bergbau neues Leben in Siebenbürgen erzeuge und das Land an materieller Kraft erstarke. Meine Herren! ich glaube Ihre Zustimmung zu erhalten, wenn ich sage, wir wollen uns bestreben, daß die Hoffnungen, welche der k. k. Herr Statthalterei-V.-Präsident und alle Männer des Fortschritts im Lande auf unser Industrieunternehmen gesetzt haben, sich erfüllen. Dem Freiherrn v. Lebzeltern aber sei öffentlich unser Dank ausgesprochen für die Unterstützung die er unsern Gewerken hat angedeihen lassen und ich habe keinen innigeren Wunsch, als daß die Vorsehung den würdigen Staatsmann noch viele Jahre kräftig erhalte und unser Vaterland noch lange das Glück genieße ihn an der Spitze der Geschäfte zu sehen, und daß er auch ferner den Kronstädter Eisen- und Hüttenwerken sein Wohlwollen erhalte. Hoch lebe der V.-Präsident der k. k. siebenb. Statthalterei, Heinrich Freihere v. Lebzeltern, hoch!"

Diese Worte fanden den lebhaftesten Anklang von der zahlreichen Gesellschaft.

Der fünfte Toast wurde auf die hohe k. k. Statthalterei und ihren würdigen anwesenden Herrn Repräsentanten den Hochwohlgeborenen k. k. Herrn Statthaltereirath Heinrich Edlen von Clesius mit folgenden Worten ausgebracht:

„Meine Herren! Wer nie an der Errichtung, dem Fortbetriebe und der Leitung eines größern industriellen Unternehmens betheiligt war, hat kaum eine Ahnung der vielseitigen Schwierigkeiten und Hindernisse, die einem Tag für Tag in den Weg treten, und wenn man sie heute aus dem Wege geräumt glaubt, das Unternehmen fest begründet zu haben, tauchen morgen schon wieder andere auf und nehmen eine Größe und Gestalt an, die das Gedeihen der Unternehmung ernst bedrohen und seine Zukunft in Frage stellen. Und mag man noch so loyal sich benehmen, das Unternehmen noch so gemeinnützig sein, es hat dennoch Tag für Tag mit Schwierigkeiten zu kämpfen, zu deren Ueberwindung eigene Kraft nicht ausreicht, wo es der Unterstützung der hohen und höchsten Behörden dringend bedarf. Meine Herren! wir sind so glücklich, daß uns diese Unterstützung von der höchsten Behörde des Landes bisher in hohem Grade zu Theil geworden ist. Wir sind der hohen k. k. Statthalterei hiefür zu großem Danke verpflichtet. Von Anbeginn an, hat sie die Loyalität unseres Strebens, die Großartigkeit und Gemeinnützigkeit unserer Unternehmung und die Tragweite derselben erkannt, sie hat es erkannt, welch' bedeutender Faktor unser Unternehmen in Beförderung der Wohlfahrt dieses Landes werden wird, wie dasselbe nicht nur im engen Kreise der Bezirke, in denen es besteht, durch Arbeit und Verdienst allmählig einen größern Wohlstand verbreiten, sondern auch und hauptsächlich, wie es auf unsere landwirthschaftlichen und industriellen Verhältnisse durch Verbreitung und billigere Beschaffung von Maschinen unendlich günstig einwirken und dazu beitragen wird, mit industriell ausgebildeten Ländern uns dann konkurrenzfähiger zu machen. Wohl uns, meine Herren, dies Alles hat diese hohe Stelle anerkannt, und uns ihre besondere Gunst zu Theil werden lassen. — Ich halte es für meine Pflicht, unsern wärmsten Dank für so kräftigen Schutz öffentlich auszusprechen. Ein Beweis dieses besondern Wohlwollens der hohen Statthalterei haben wir auch in der ehrenden Anwesenheit Sr. Hochwohlgeboren des k. k. Herrn Statthaltereirathes Heinrich Edlen v. Clesius, der in offizieller Stellung als Vertreter der hohen Statthalterei das Fest mit seiner Gegenwart beehrt. Empfangen Sie hochwohlgeborner Herr für diesen Beweis Ihrer warmen Theilnahme an unserm jungen Unternehmen unsern ergebensten innigsten Dank, empfangen Sie unsern Dank insbesondere für Ihr wohlmeinendes ernstes Streben mit der Sie gerade in Ihrer Stellung als Referent in Handels- und gewerblichen Angelegenheiten zum Wohle des Landes thätig sind. Möge Ihre Gunst, Ihr Wohlwollen uns auch ferner zu Theil werden, mögen Sie die Ueberzeugung hegen und die hohe Statthalterei dieselbe theilen, daß das Unternehmen des Schutzes der hohen Behörde würdig war, und sich dessen auch immer würdig zeigen wird. Und nun meine Herren stoßen Sie an, auf die Fortdauer der Gunst der hohen k. k. Statthalterei und auf das Wohl sämmtlicher Herren Räthe dieser hohen Stelle, auf das Wohl des Repräsentanten der hohen Statthalterei des Herrn Heinrich v. Clesius, der uns mit seiner Gegenwart beehrt hat. Hoch!

Ein brausendes dreifaches Glückauf! durchrauschte die geräumige Gießerei, welche heute in eine große Festhalle verwandelt war.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* Wie man dem „B. P. H." aus Gyula schreibt, ist die in dortiger Gegend im verflossenen Winter und Frühjahre durch Raubgesindel gefährdet gewesene Sicherheit der Person und des Eigenthums nunmehr vollkommen wieder hergestellt, indem binnen kurzer Zeit nicht weniger als 27 berüchtigte Wegelagerer in die Hände der Gerechtigkeit gefallen sind. Acht derselben sind bereits in Folge standrechtlichen Urtheiles durch den Strang hingerichtet worden, mehrere wurden zu langjähriger, schwerer Kerkerhaft verurtheilt, und einige stehen noch in gerichtlicher Untersuchung. Der gegenwärtig in Oroßháza stationirte Gendarmerie-Wachtmeister Lazar Bosnyak ist für den hervorragenden Antheil, den er an der Einbringung dieser gefährlichen Individuen hatte, durch allerhöchste Verleihung des silbernen Verdienstkreuzes mit der Krone ausgezeichnet worden.

* Der Gefälligkeit des Hrn. Oberphysikus Dr. Tormay in Pest verdanken wir folgende höchst interessante und für die leidende Menschheit wichtige Mittheilung: Dr. Francis in Philadelphia hat die Erfindung gemacht, mit Behilfe des Galvanismus die Operation des Zahnziehens ganz schmerzlos zu verrichten, und hat auch vor einem Komité des Franklin-Institutes 164 Zähne mit durchaus günstigem Erfolg ausgezogen. Hierauf hat Dr. Rottenstein in Frankfurt a. M gleichfalls ganz gelungene Versuche gemacht, und selbe in einer kleinen Flugschrift veröffentlicht, aus welcher die „Wiener Med. W." Nr. 25 vom 28. v. Mts. einen kurzen Auszug gab.

Dr. Tormay hat nun den Pester Zahnarzt Dr. Turnovsky am 30. v. M. aufgefordert, auf diese Weise Versuche zu machen, die er auch sogleich mit einem von unserem hiesigen Mechaniker A. Csomortány verfertigten Bunsen- oder eigentlich Zink-Kohlenelement vornahm, und zwar in Verbindung mit einem gewöhnlichen kleinen Induktionsapparat, den er auf einem kleinen Tische neben dem Operationsstuhle stehen hatte und wobei er von den mit Seide umsponnenen Drähten des Induktionsapparates, den negativen Pol — die Elektrode — dem Patienten in die Hand zu halten gab, während er den positiven Pol an seine bereits am unteren Ende durchlöcherten Instrumente anheftete, selbst aber, um den sehr schwachen Strom zu isoliren, einen seidenen Handschuh anzog, und so in einer noch viel einfacheren Weise als dies durch Dr. R. geschah, die Zähne herausnahm. Diese Versuche machte Dr. Turnovsky im Verlaufe von 3 Tagen bei 16 Individuen, worunter 1 Kind, schwächere und kräftige Erwachsene, unter diesen eine zarte höchst nervöse Dame, mit überraschend gutem Erfolg, so daß während der sonst so schmerzhaften Operation des Zahnziehens, die Operirten keine erheblichen Schmerzen und nur nach der Operation bei der Blutung etwas kurz andauernde Kälte und Stumpfheit in dem Zahnfleisch empfanden.

Diese Versuche werden nun fortgesetzt, und die Erfolge im „Orv. Hetil." seiner Zeit ausführlich besprochen werden, umsomehr da sehr bald auf diese Weise auch andere chirurgische Operationen, wo bisher eine unter Umständen lebensgefährliche Narkotisirung mittelst Schwefeläther oder Chloroform angewendet wurde, versucht werden dürfte, und somit ein Verfahren in Anwendung käme, welches weder für die Gesundheit noch für das Leben die geringste Gefahr bringt.

* Die Leser werden sich jenes schrecklichen Raubmordes erinnern, welcher am 24. Januar d. J. zu Graz an der Gubernialsekretärs-Witwe Aloisia v. Jakomini in der Mittagszeit verübt wurde. Der Raubmörder hatte nach dieser ruchlosen That die Rückkunft des eben ausgegangenen Dienstmädchens abgewartet und an demselben ebenfalls einen Meuchelmord verübt. Frau A. v. J. hatte 21 und das Dienstmädchen 17 verschiedene Messerstiche erhalten. — Der jetzt 26 Jahre alte Doppelmörder, Namens Johann Resch, seines Zeichens ein Schuhmacher, der jedoch in letzteren Jahren an verschiedenen Orten Bedienter war, ist am 22. Juli d. J. in Wien verhaftet und dem k. k. Grazer Strafgerichte zur Untersuchung überliefert worden, bei welchem am 1. d. die Schlußverhandlung begann und in der Johann R. ein umfassendes Geständniß seiner Freveltat ablegte. Der Antrag der Staatsbehörde lautete auf Bestrafung mit dem Tode durch den Strang und der Schluß der warmen Rede seines Vertheidigers Dr. v. Wurmser machte auf den Angeklagten einen so mächtigen Eindruck, daß er von seinem Stuhle herabsank und mit dem Aufschrei in die Knie fiel: „Das ist unmöglich, daß ich zum Strange soll verurtheilt werden! (Stieß aber gleich darauf eine Gotteslästerung aus.) Der Gerichtshof hatte eine ganze Stunde berathen und fällte um 9¼ Uhr Abends das Urtheil zur Strafe des Todes durch den Strang, zum Strafprozeßkosten-Ersatze und der Entschädigungsleistung an die Beschädigten.

* Wie ein Berliner Blatt wissen will, wurde das Gesuch des evangelischen Konsistoriums in Wien, bezüglich der Bildung von Gustav-Adolph-Vereinen in Oesterreich, abschlägig beschieden.

* (Eine Toiletten-Reformpartei.) Zwanzig junge Frauen, welche erst seit einigen Jahren verheiratet sind, bildeten das Gründungskomité eines Vereins in Paris, dessen Zweck dahingerichtet ist, daß nur Kleider ohne Volans, Hüte ohne Spitzen und Schleier, an den Armen und am Halse kein Schmuck, in den Haaren weder Bänder, Blumen noch Spitzen getragen werden, und somit die Ausgaben für Mode- und Schmuckgegenstände verringert werden sollen. Der Gedanke ist so kühn, daß man ihn am besten einen Humbug schelten kann!

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 107. Freitag, den 10. September. 1858.

Allerhöchstes Handschreiben Sr. Majestät des Kaisers.

Sr. k. k. apostolische Majestät haben das nachstehende allerhöchste Handschreiben an den Minister des Innern zu erlassen geruht:

„Lieber Freiherr v. Bach! Es gelangen so zahlreiche Akte der Mildthätigkeit, welche aus Anlaß der Geburt Meines Sohnes des Kronprinzen Erzherzogs Rudolph in allen Provinzen Meines Reiches geübt wurden, zu meiner Kenntniß, daß es Mir zum wahren Bedürfniß wird, Meine wärmste Anerkennung dafür auszusprechen.

Ich beauftrage Sie, diese zu verlautbaren und beizufügen, daß Mir solche Kundgebungen der Wohlthätigkeit Meiner Unterthanen der erwünschteste Ausdruck ihrer freudigen Theilnahme an dem erwähnten glücklichen Ereignisse sind.

Laxenburg, am 3. September 1858.

Franz Joseph, m. p.

Die Einweihung des Hohofens in Füle.

(Schluß.)

Unter den würdigen Männern die am Weihefest zu Füle genannt worden waren, galt der sechste vom Komité vorbehaltene Toast dem k. k. Herrn Statthaltereirath und Kreisvorsteher Grüner. Alle Diejenigen, welche das Wirken dieses Mannes näher kennen, wissen das Verdienst zu schätzen, welches Hochderselbe um seinen, den Kronstädter Kreis sich erworben hat. Er ist ein Mann der That und der Energie und unermüdlich rastlos seinen ausgedehnten Kreis zu einem Muster der Ordnung und des Fortschrittes in allen Zweigen des Lebens zu machen. Allen Nationalitäten ist er gleich wohlwollend zugethan, weßhalb der gefeierte Kreischef von Allen mit gleicher Verehrung geliebt wird. Auch in das Hoch, welches dem k. k. Herrn Kreishauptmann Grüner ausgebracht wurde, stimmte die große Gesellschaft mit voller Brust ein. — Die Verdienste des k. k. Herrn Bezirksvorstehers von Baroth v. Szabó um das Eisenwerk in Füle, welcher bei der Uebergabe des Grundes, auf welchem die blühende Kolonie heute steht, fungirte und und von diesem Zeitpunkt an sich immer als einen Freund des Eisenwerkes im Interesse seiner Bezirksgemeinden zeigte, wurden dankend gesprochen und auch die sehr gute Straße, welche von der Grenze des Barother Bezirks bis nach Füle neu hergestellt ist, anerkannt hervorgehoben; gute Straßen sind ein Hauptmittel zur Hebung der Industrie. Den vorangeführten Trinksprüchen, die mit Ausnahme des ersten und zweiten, von den Komitémitgliedern ausgebracht wurden, folgten noch eine lange Reihe, welche wir aber mit Ausnahme eines einzigen nicht verzeichnen konnten, den letzten aber wollen wir hier noch wörtlich anführen. Der Redner sagte:

Hochverehrte Herren und Freunde! Mit einem Aufblicke nach oben, wie es einer Gesellschaft christlicher Brüder und Schwestern geziemt, haben wir die heutige Festfeier begonnen; wir haben Gott gedankt auch für diesen Freudentag. Denn daß der heutige Tag ein wahrhafter Freudentag sei, wer wollte daran zweifeln. Ist er doch der Weihetag eines Werkes, welches Zeugniß dafür ablegt, wie der fortgeschrittene Geist der Wissenschaft auch die gewaltigen Kräfte der Natur zwingt zum Dienste des Menschen, und was Umsicht und ein beharrlicher, eiserner Wille, der vor Hindernissen nicht zurückschreckt, in wunderbar kurzer Zeit, zu schaffen weiß. Ist er doch der Weihetag eines Werkes, welches jetzt schon zum Segen dieser ganzen Gegend gereicht, und in immer mehr sich erweiternden Kreisen Segen bringen wird dem ganzen Vaterlande. Denn, meine Herren, wer vermag es zu ermessen, welche Folgen sich an dieses Werk knüpfen können, wenn erst die völkerverbindenden Eisenstraßen auch durch dieses Land gehen, und das gewaltige Dampfroß zwischen den vaterländischen Bergen dahin brauset. Meine Herren! mit der Eisenbahn kommt auch die Konkurrenz der westeuropäischen Kulturländer im Handel und Gewerbe, und wer unsere industriellen Zustände und die Zeichen der Zeit zu deuten versteht, wird dem Kommen der Eisenbahn, so sehnlich er es auch aus tausend und tausend Gründen herbeiwünscht, doch mit einer gewissen Bangigkeit entgegenblicken. Es kann mit der Eisenbahn auch für viele Söhne des Vaterlandes eine Zeit schwerer Bedrängniß und Noth herbeikommen. Da kann nun, meine Herren, dieses Werk und Alles, was sich daran knüpft, zum festen Anker werden für diese Zeiten der Noth und Bedrängniß. Die Gewinnung und Verarbeitung der Metalle, welche unser herrliches Vaterland in so reicher und unerschöpflicher Fülle birgt, kann und wird, so wie wir die Zeit begreifen, zur Rettung dienen im hereinbrechenden Sturme der Konkurrenz auf dem Gebiete des Handels und der Gewerbe. Aber meine Herren, ich gehe noch weiter, dieses Werk mit Allem, was sich daran knüpft, das schon an seinem Weihetag so viele theure Söhne des heißgeliebten Vaterlandes ohne Unterschied der Nation und Konfession hier versammelt hat, kann auch ein Einigungsband, ein Band wahrer Brüderlichkeit werden für alle Bewohner des Vaterlandes. Denn je mehr man auch in unserm Vaterlande vom Roste des Mittelalters frei werden wird, was jedenfalls eintreten muß; ob man nun will oder nicht, je mehr man edler d, i. wahrhaft menschlicher Gefühle fähig ist, desto mehr wird man es erken-

Digitized by Google

nen, was auch dieses Werk so laut und vernämlich verkündigt, daß die Bewohner eines Landes nur durch den Fortschritt auf allen Gebieten menschlicher Erkenntniß und Thätigkeit, und durch brüderliches Entgegenkommen, durch Vereinigung ihrer Kräfte Großes zu Stande bringen und sich gegenseitig glücklich machen können. Darum erhebe ich mein Glas und trinke auf den Geist des Fortschritts in Kunst und Wissenschaft, auf den Geist der Umsicht und Beharrlichkeit, auf den Geist der brüderlichen Vereinigung aller wahren treuen Söhne des theuren Vaterlandes ohne Unterschied der Nation und Religion, zur großartigsten Fortentwickelung dieses Werkes und zur Begründung noch vieler anderer schöner großer das Vaterland beglückender Werke!

Die zahlreichen Toaste wurden alle mit Böllersalven begrüßt, deren Donner an den Bergen wiederhallte.

Auch das Volk draußen hatte unterdessen seine eigene Freude, die ein gebratener Ochs vom schwersten Kaliber und die Fülle des gespendeten Weines lebhaft unterhielten.

Der Nachmittag war schon weit vorgerückt, als die Gesellschaft den Speisesaal verließ, der aber bald den dritten Wandlungsprozeß durchmachen sollte. Zum Tanzsaal hergerichtet, vereinigte er zum improvisirten Balle, der nicht auf dem Programme stand, eine zahlreiche tanzlustige Gesellschaft, die sich bis spät Abends vergnügte.

Jetzt wurde es wieder alltäglich in dem vorher so bewegten Eisenwerk, das Niemand der anwesenden Festtheilnehmer ohne sichtliche Befriedigung verließ.

Abends auf dem Heimwege mag mancher Aktionär über die Zukunft der Kronstädter Eisen-, Kohlen- und Kupfergewerkschaft nachgedacht haben. Wir wollen mit ihm nicht den zukünftigen, gewiß sichern Gewinn überrechnen, den die Werke der Gesellschaft tragen werden; nur dies erlauben wir uns zu bewerken.

Die Gewerkschaft hat bereits den Betrieb zweier großartiger Eisenwerke, in Füle und Karlshütte (Szt.-Keresztbánya) begonnen. Wie unbedeutend waren dieselben, als sie in den Besitz der Gewerkschaft übergingen? Im Privatbesitz eines Einzelnen, mit geringen Geldkräften ausgestattet ohne Einsicht und Energie der Leitung fristeten sie ein mühseliges Dasein. An deren Stelle sind, (man kann sagen aus Nichts, denn das Bestehende ist ein Werk neuern Datums,) großartige Werke in Füle und Karlshütte entstanden, die schon gegenwärtig nahe an 1000 ständige Arbeiter beschäftigen. Der Erzvorrath ist auf Jahrhunderte gedeckt, denn von A.-Rákos bis über Karlshütte hinaus gehören die Eisensteinvorkommen der Gewerkschaft; große Waldgebiete liefern in Folge von Abstockungsverträgen mit den Gemeinden zunächst auf 50 Jahre, die aber erneuert werden können, mehr Brennstoff als irgend erforderlich sein dürfte. Die Braunkohlenlager in unmittelbarer Nähe der Werke sind gleichfalls Eigenthum der Letztern. Wir wollen das bereits so einträgliche und eine ungleich größere Betriebsausdehnung zulassende Kupferbergwerk Balándbánya bei Cs.-Szt.-Domokos, das durch vortheilhaften Kauf zum größten Theil in den Besitz der Gewerkschaft übergangen ist, und den Steinkohlenbergbau in Holbach nicht erwähnen. Unter solchen Umständen kann kein Zweifel gegen die Zukunft der Gewerkschaft Platz greifen. Und ist es nicht das beste Zeugniß für das Gelingen, daß während der Oberbau in den Werken noch nicht einmal vollendet war, gleich anfangs tüchtig gearbeitet wurde? Ja die Eisenerzeugung begann gleichzeitig mit dem Aufbau der Werkstätten, den Einflüssen der Witterung und der Jahreszeit häufig Trotz bietend. Jetzt da Alles unter Dach und Fach ist, da Dampfmaschinen die Arbeit gegen die Winterkälte isolirt haben, da Vorräthe vorhanden sind, was fehlt zum rüstigen Fortschritt? an der Spitze der Direktion steht ein Mann von geprüfter Erfahrung, von Thatkraft, mit umfassender Fachkenntniß und Kenntniß der Industrie- und Handelsverhältnisse ausgestattet, dem es gelungen ist, vielfache Absatzwege den Erzeugnissen anzubahnen, der nicht unversucht läßt, was den Werken zu Gute kommen kann, der ihre Blüthe zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat. In den beiden Komité's in Wien und Kronstadt arbeiten erfahrene, umsichtige Geschäftsmänner, voll Hingebung für die Sache der Gewerkschaft, und speziell im Kronstädter Komité, als den Werksorten nahe gelegen, ist ein Mann thätig, der außer geschäftsmännischen Eigenschaften noch andere achtungswerthe Eigenschaften in die Wagschale legt.

Das Vertrauen, mit dem sich die Gewerkschaftsmitglieder seiner Zeit bei dem Auflegen der Listen zu den Zeichnungen drängten und das die Anwesenden bei der Einweihungsfeier in Füle wiederholt ausgesprochen haben, ist gerechtfertigt, und wird es trotz Zweifel und Furcht, die bei großartigen Unternehmungen nie ganz ausbleiben, unerschütterlich feststehen.

Mit den abreisenden Gästen rufen daher auch wir dem Unternehmen ein vertrauensvolles, herzliches Glückauf! zu.

Die alten und die neuen Banknoten.

Laut Kundmachung der Direktion der Nationalbank vom 1. September werden die Banknoten, welche auf Konventions-Münze lauten und die Kategorien von 10, 50, 100 und 1000 fl. bilden, zu den nachfolgend angegebenen Terminen einberufen und aus dem Umlaufe gezogen: Die Banknoten zu 1000 fl. sind nämlich nur bis 31. Mai 1859 bei sämmtlichen Bankkassen sowohl in Wien, als zu Linz, Salzburg, Innsbruck, Prag, Reichenberg, Brünn, Olmütz, Troppau, Krakau, Lemberg, Pest, Debreczin, Kaschau, Temesvar, Hermannstadt, Kronstadt, Agram, Fiume, Triest, Klagenfurt, Laibach und Graz, im Wege der Zahlung, nach Maßgabe der Bestimmungen des Patentes vom 27. April 1858 anzunehmen. Nach dem 31. Mai 1858 ist die Annahme derselben allein bei den Bankkassen in Wien zulässig; nach dem 30. Juni 1859 aber ist sich wegen des Umtausches dieser Banknoten-Kategorie unmittelbar an die Bankdirektion zu wenden.

Die Banknoten zu 100 und zu 50 fl. werden in Wien und bei den oben genannten Bankkassen bis 31. Juli 1859 im Wege der Zahlung, den Bestimmungen des Patentes vom 27. April 1858 gemäß, angenommen. Im Monat August findet diese Annahme nur bei den Bankkassen in Wien statt. Nach dem 31. August 1859 aber ist sich wegen des Umtausches unmittelbar an die Bankdirektion zu wenden.

Die Banknoten zu 10 fl. werden bis 30. September 1859 bei allen vorgenannten Bankkassen als Zahlung, nach den Bestimmungen des Patentes vom 27. April 1858 angenommen. Im

Laufe des Monats Oktober 1859 können dieselben nur noch bei den Bankkassen in Wien als Zahlung verwendet werden. Nach dem 31. Oktober 1859 aber ist sich in Betreff der noch im Umlaufe befindlichen Banknoten zu 10 fl. ebenfalls an die Bankdirektion zu wenden.

Im Sinne der allerhöchsten Verordnung vom 30. August 1858 beginnt die Nationalbank vom 6. September 1858 an schon mit der Hinausgabe der auf österreichische Währung lautenden Banknoten in Wien einstweilen in dem Geschäftszweige der Eskomptirung von Wechseln, welche auf österreichische Währung lauten, unter den sonstigen durch das Reglement vorgeschriebenen Bestimmungen. Wann und in welcher Zeitfolge sowohl in Wien, als auch bei den Bank-Filial-Eskompte-Anstalten sämmtliche Bankgeschäfte in österreichischer Währung durchgeführt werden sollen, darüber wird demnächst eine besondere Kundmachung erfolgen.

Die Noten der österreichischen Währung werden, wie bereits bekannt, in drei Kategorien, und zwar zu 1000, 100 und 10 fl. in Umlauf gesetzt.

Die neuen Banknoten österr. Währung, die morgen (6.) durch den Wechsel-Eskompte in Verkehr kommen werden, sind, mit großem Kunstaufwande verfertiget. Das Papier aller drei Kategorien zu 10, 100 und 1000 fl. ist weiß, fein und von einer besonders dauerhaften Textur, die sich durch Festigkeit von anderen Privatgattungen wesentlich unterscheidet. Das Papier enthält mehrere Wasserzeichen, die theils die Worte österreichische Währung, theils die Benennung des Werthes der Note mit Ziffern und Buchstaben ausdrücken, theils Ornamente und wellenförmige Linien zeigen. Der Druck der Noten ist schwarz, theilweise mit einem rothen Ueberdrucke.

Die Banknoten zu 10 fl. haben einen rothen Stempel, in welchem die Zahl 10 auf schwarzem Grunde weiß ersichtlich ist. Auf der linken Seite ist eine Figur angebracht, einen antik gekleideten Mann darstellend, welcher das österreichische Haus-Wappen und das Zepter hält. Ein Genius hält segnend die Hand über das Wappenschild. Die rechte Seite zeigt einen Jüngling mit dem kaiserlichen Adler und dem Schwert und eine Genie, die einen Lorbeerkranz über das Schild hält, dann das Gesetzbuch und eine Wage. — Das Brustbild der Austria und ein Löwe nehmen die untere Mitte der Note ein.

Die Banknoten zu 100 fl. zeigen am oberen Theile in der Mitte zwei schwebende Kinder, das Wappenschild mit dem kaiserlichen Adler, der Krone, Zepter, Reichsapfel und einem Lorbeerzweig mit einem Bande, das die Worte Viribus unitis enthält, haltend; links sind das Brustbild der Austria, ein Gewinde von Weinlaub und Kornähren und das von einem reichen Blumenkranze umgebene österr. Hauswappen angebracht. Rechts ist der Donaustrom allegorisch angebracht, auf Eichenzweigen ruht das Wappen von Wien, von einem Epheukranze umflochten.

Die Banknoten zu 1000 fl. haben auch einen rothen Stempel, zeigen links das Brustbild der Stärke, rechts das Symbol des Ueberflusses. Etwas tiefer ruhen links auf einem Schilde Krone, Zepter und ein Olivenzweig, rechts ein Füllhorn mit Früchten, eine Sichel, ein Ruder, nebst Hut und Stab des Merkur. Der Text, die Firma und der Auszug aus den Strafparagrafen sind wie in den Noten der Konventions-Münze mit Abänderung der Währung. Datirt sind die Noten zu 10 fl. vom 1. Jänner 1858, unterfertigt vom Kassendirektor Adolf Schindler, Serie und Nummer sind roth gedruckt. Die Noten zu 100 fl. und zu 1000 fl. sind datirt vom 1. März 1858, unterfertigt vom Kassendirektor Ignaz Ferstel.

Der Koran

und die Gerichtsformen der Türkei.

Man spricht davon, daß die Pforte Willens sei, das türkische Gerichtswesen zu reformiren, und dasselbe nach den Institutionen im Abendlande einzurichten.

Aufrichtig gesagt, glauben wir nicht daran, daß die Pforte ein solches Riesenwerk durchzuführen im Stande sein wird, wenn wir auch zugeben wollen, daß sie einer Verbesserung ihres Gerichtswesens nicht abgeneigt ist. Denn so lange nicht alle bürgerlichen Gesetze des Korans aufgehoben sind, so lange nicht die kriminelle Gesetzgebung des Korans für null und nichtig erklärt ist, kann von einer wirklichen Reform des Gerichtswesens kaum die Rede sein; sehr zu bezweifeln ist es aber, ob die Pfortenregierung den Muth haben wird, das höchste Gesetz im türkischen Reiche, den Koran anzutasten, daß aber dieser letztere mit einer vernünftigen, den Begriffen der abendländischen Kultur entsprechenden Gesetzgebung im direkten Widerspruch steht, bedarf keiner weiteren Erläuterung. So ist z. B. nach dem Koran jeder Mohamedaner verpflichtet, die Nichtmuhamedaner zur Annahme des Islam zu zwingen, oder sie umzubringen. Schon die ersten Jahre des Islam brachten in diese blutige Gesetzgebung eine wohlthätige Modifikation, indem noch ein dritter Ausweg gelassen wurde, nämlich das durch den Unglauben verwirkte Leben durch eine jährliche Abgabe abzulösen. Dies ist der Ursprung der Steuer, welche unter dem Namen „Charadsch" bekannt und eine Kopfsteuer im eigentlichen Sinne des Wortes ist. An sich war sie in der Türkei gering, aber das Prinzip mußte allen Christen im höchsten Grade gehässig sein. Nun, diese Kopfsteuer ist jetzt abgeschafft, seit zwei Jahren, und somit tritt die ursprüngliche drakonische Strenge der Koransbestimmung wieder in Kraft, jeder Muhamedaner hat die heilige Pflicht, die Christen, welche keine Kopfsteuer mehr zahlen, umzubringen. Man wende nicht ein, daß dies noch nicht geschehen; ich behaupte, und kein Mensch wird es in Abrede stellen, daß nunmehr die ursprüngliche Strenge des Koransgesetzes in Kraft ist, weil sie noch nicht aufgehoben ist. Niemand vermag die Ordonnanz vorzuzeigen.

Der Koran erklärt die Zeugenaussagen von Nichtmuhamedanern gegen Muhamedaner für unzulässig. Nun hat zwar die Pforte in den letzten Jahren einige Gesetze gegeben, welche dagegen sind; aber diese Gesetze sind an sich schon höchst unvollkommen, indem nämlich die schwersten Verbrechen, die Verbrechen gegen das Leben, nach wie vor der früheren Gesetzgebung ausschließlich vorbehalten, und die Zeugenaussagen der Christen gegen Mohamedaner nur in geringfügigeren Verbrechen zulässig sind. Und trotz

dieser großen Unvollkommenheit finden diese Gesetze nicht nur eine sehr lahme Ausführung, sondern selbst hin und wieder offenkundigen Widerstand, und dieser Widerstand, das läßt sich gar nicht bestreiten, ist berechtigt, denn der Koran verpflichtet dazu. Unter solchen Umständen ist bei den türkischen Gerichten wenig Aussicht auf Schutz für Leben und Eigenthum vorhanden; will also die Regierung diesen Schutz auf eine wirksame Weise herstellen, so muß sie ihre diesfällige Gesetzgebung dadurch vervollständigen, daß sie die einschlägigen Bestimmungen des Korans für alle Zeiten außer Kraft setzt, und zwar durch ein ausdrückliches Gesetz. Da hilft es wiederum nichts, daß man sich dem leidigen laissez faire überläßt; man muß den Muth haben, die Sache ganz zu wollen; der heutige mezzo termine ist vom Uebel. (Tem. Z.)

Mannigfaltiges.

* Aus den Mittheilungen mehrerer ungarischer Blätter geht hervor, daß die Bienenzucht Fortschritte im Lande macht. Dieser Umstand verdient jedenfalls Anerkennung und Aufmunterung; auch freut es uns hinzufügen zu können, daß dieses Ergebniß wesentlich der Einwirkung und dem belehrenden Beispiele der Lokalgeistlichkeit verschiedener Konfessionen zu danken ist. Der Gegenstand mag auf den ersten Blick minder erheblich erscheinen, ist aber durchaus nicht unbedeutend. Zunächst darf nicht übersehen werden, daß jede Steigerung der nationalen Produktion ein Moment wahrhaften, volkswirthschaftlichen Gedeihens darstellt. Die unermeßlichen grünen Triften des österreichischen Gebietes aller Zonen bieten mehr als hinreichenden Raum für die außerordentliche Entwicklung dieses Kulturzweiges, ohne die Anwendung großer Kapitalien, die Zuhilfenahme arbeitender Kräfte und den Verbrauch von Hilfsmaterialien in irgend bemerkenswerthem Maße nöthig zu machen. Dazu kömmt aber noch, daß Wachs ein Artikel ist, der bei uns in größeren Quantitäten ein- als ausgeführt wird. In den ersten sieben Monaten des Jahres 1857 wurden z. B. noch 1338 Ctr. davon exportirt; der Import hingegen betrug 5006 Ctr., somit die passive Differenz 3668 Ctr. Allerdings ersehen wir aus der Gesammtheit der statistischen Ausweise, daß dieser Import sich stetig verringert und daß folglich die Wachsproduktion wahrscheinlich im gleichen Maße zunimmt. Aber es ist nicht blos wünschenswerth, sondern leicht thunlich diese Produktion derart zu steigern, daß Oesterreich in derselben nicht blos aufhören dürfte passiv zu sein, sondern mit der Zeit selbst wesentlich aktiv werden kann. Jeder Werth, der naturgemäß und wohlfeil im Inlande erzeugt wird, ist ein Beitrag zur nationalen Bereicherung und wenn, wie in diesem Falle, alle Bedingungen der Prosperität eines Artikels so reichlich vorhanden sind, dann sollte es wohl nur der Anregung bedürfen, um die landbautreibende Bevölkerung zur allgemeinen Nacheiferung zu bestimmen. Auf dem Landbaue ruht die Kraft, der Segen Oesterreichs und jemehr es in dieser Richtung sich entwickelt, desto dauerhaftere Grundlagen, desto üppigere Blüthe kann es seinem Wohlstande verschaffen, ohne in die Bahnen eines überspannten Industrialismus eintreten zu müssen, dessen Bedenken allemal größer sind, als die vorübergehenden Vortheile, die er zu gewähren vermag. Schließlich bemerken wir noch, daß die amtliche „Pestoser-Zeitung" zu rechter Zeit auf die vortreffliche Methode des Pfarrers Dzierzon zu Karlsstadt in Schlesien aufmerksam macht, dem eine sehr wichtige Vervollkommnung der Bienenzucht zu verdanken ist und der in mehreren ausführlichen Abhandlungen den Gegenstand in lehrreicher Weise dargestellt hat.

* M. G. Saphir ist in Baden am 5. September in der Nacht von Samstag auf den Sonntag um halb ein Uhr verschieden. Schon Ende Mai hatte ihn die Krankheit — eine unheilbare Wassersucht — auf das Krankenlager geworfen; Juni, Juli und August hindurch aber litt er schmerzlich, oft ohne ein Glied des Körpers rühren zu können. Seine Auflösung war recht eigentlich sichtbar. Freitag Nachmittag traten die Anzeichen seines baldigen Endes unzweideutig ein; er flüsterte nur noch wenige Worte — laut sprechen konnte er schon Monate lang nicht — und schien auch später seine Umgebung nicht mehr zu erkennen. Das letzte, was er gesagt, waren die Worte zu seinem Neffen: „Ich muß fort, es ist aus!" Bald darauf war er eine Leiche. Er wurde am Sonntag Abends in einen zinnernen Sarg gethan und Nachts in seine Wohnung nach Wien überführt; das Leichenbegängniß findet Dienstag Nachmittag halb vier Uhr statt, die Einsegnung in der protestantischen Kirche in der Dorotheergasse. Der Ausdruck seines Antlitzes im Tode ist friedlich und keineswegs abstoßend; aber in Folge der schweren Leiden ist er wie am Leibe so auch am Kopfe bis zur Unkenntlichkeit abgemagert. Dr. Eckstein leistete ihm den letzten ärztlichen Beistand.

* Ein gastfreundlicher Jenaer hatte während der Jubeltage nachstehende Hausordnung in seinem Hausflur angeschlagen: I. Vor Allem vollständige gegenseitige Ungenirtheit; alte akademische Freiheit und Gleichheit. — II. Um 7 Uhr Morgens gemeinschaftliches Frühstück. — III. Jeden Mittag gemeinschaftliches frugales Mittagsmahl, wozu sämmtliche meine lieben Gäste hierunter ganz besonders eingeladen sind. Zu spät kommende haben unter Umständen leere Teller zu gewärtigen. — IV. Abends Souper à la carte, wo Jeder Lust hat. — V. Kein Hausschlüssel, da das Haus, so lange es nothwendig, geöffnet bleibt. Eben so findet auch Jeder darin die nöthige Beleuchtung zur Ruhe. — VI. Vor Schlafengehen stiller Gesang des Liedes: „Behütet das Feuer und das Licht!" — VII. Kleider und Schuhwerk sind vor die Zimmerthür zu thun, um frühzeitig gereinigt werden zu können; der Barbier ist täglich früh ½7 Uhr im Hause. — VIII. Nur fröhliche Gesichter und allseitige Heiterkeit werden geduldet, Andersgesinnten hingegen das Quartier gekündigt. — IX. Etwaige Wünsche und Beschwerden sollen nach Kräften sofort, wenigstens aber beim nächsten vierhundertjährigen Jubiläum Berücksichtigung finden. — X. Meine zeitweilige Abwesenheit bitte ich mit mancherlei Jugendgeschäften zu entschuldigen; die Hausfrau wird mich in Allem vertreten. — (Der Hausordnung nach zu schließen, wirklich ein fideles Haus!)

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 108. Montag, den 13. September. 1858.

Jahresbericht

der Oberverwaltung des siebenbürgisch-sächsischen Landwirthschafts-Vereines für 185⅞.

(Vorgetragen in der Vereins-Versammlung zu Agnetheln am 24. August 1858.)

Als im verflossenen Jahre, nach mehrjähriger Unterbrechung zum erstenmal wieder eine allgemeine Vereinsversammlung in S.-Regen abgehalten wurde, war natürlich die Wiederbelebung unseres Vereines der Hauptgegenstand der Besprechung.

Es wurde eine Neuwahl der Oberverwaltung vorgenommen, und derselben zur Aufgabe gemacht, die Wirksamkeit des Vereines wieder in Gang zu bringen und der nächsten Jahresversammlung einen Vorschlag über die Neugestaltung des Vereines vorzulegen. Nachdem die Bezirksverwaltungen des Vereines, im Laufe der letzten Jahre sich aufgelöst hatten, wurde die Oberverwaltung ermächtigt, zur Besorgung ihrer Aufträge in den Vereinsbezirken Agenten aufzustellen, welche einstweilen die Bezirksverwaltung ersetzen sollten.

Die Oberverwaltung säumte nicht, gleich bei ihrem Zusammentritte die Aufstellung dieser, zu jeder weitern Wirksamkeit unentbehrlichen Organe zu besprechen, und nach und nach wurde es möglich, in allen Vereinsbezirken Männer zu gewinnen, welche sich zur Führung der Vereinsgeschäfte bereit erklärten. Die gegenwärtigen Vereinsagenten sind:

In Mühlbach: Herr Franz v. Huttern.
„ Reußmarkt: Herr Pfarrer Michael Gestalter.
„ Hermannstadt: Herr Friedrich Wolff, d. J.
„ Leschkirch: Herr Michael Brantsch.
„ Groß-Schenk: Herr Heinrich Hänner.
„ Mediasch: Herr Franz Obert.
„ Schäßburg: Herr Wilhelm Alesius.
„ Reps: Herr Pfarrer Wilh. Aldrich in Galt.
„ Kronstadt: Herr Dr. Eugen v. Trauschenfels.
„ S.-Regen: Herr Karl Wittstock.
„ Bistritz: Herr Gottlieb Lani.

Da in Broos ein selbstständiger Verein, zur Förderung der Landwirthschaft im dortigen Kreise zusammengetreten ist, so wurde daselbst kein Agent des Vereines aufgestellt.

Es ist nun zu berichten, was die Oberverwaltung mit Hilfe dieser, für die Sache des Vereines eifrig thätigen Männer im Laufe eines Jahres geleistet hat?

Die Oberverwaltung hat die Berichte über ihre, am Anfang jeden Monats abgehaltenen Versammlungen, durch die „Kronstädter Zeitung" veröffentlicht, es wird demnach hier eine kurze Zusammenstellung aus diesen Berichten genügen.

Vor Allem war der Vermögensstand des Vereines ins Reine zu bringen, die, bei den Schuldern und den Bezirkskassen ausstehenden Beträge waren einzuheben, die uneinbringlichen abzuschreiben und die angelegten Kapitalien sicher zu stellen.

Bei Uebernahme der Hauptkasse, am 7. Oktober 1857 ergab sich ein Vermögen von 3589 fl. 21 kr. K.-M. bestehend:

a)	in einer Sparkasseneinlage vom 12. Aug. 1857 im Betrag	1718 fl. — kr. K.-M.
b)	in 3 St. Nationalanlehensobligationen im Nennwerthe von . . .	170 „ — „ „
c)	in einem baaren Kassareste per .	6 „ 29 „ „
d)	in unverzinslichen Darlehen per .	371 „ — „ „
e)	in verzinslichen Darlehen per .	1129 „ — „ „
f)	in rückständigen, bis zum Jahre 1851 verrechneten Zinsen . . .	195 „ 6 „ „

Bei den Bezirkskassieren waren, nach den letzten Rechnungen derselben, aus dem Jahre 1847 ausstehend:

a)	an baaren Kassabeträgen . .	558 „ 20 „ „
b)	an subskribirten, aber noch einzuhebenden Aktien	590 „ — „ „
c)	an verzinslichen und unverzinslichen Darlehen	862 „ 36 „ „
		2010 fl. 56 kr. K.-M.

Von den, aus den Haupt- und den Bezirkskassen erfolgten Darlehen, waren fast alle Beträge in den Händen eingewanderter Württemberger, welche erst ermittelt werden mußten. Die, durch die Bezirksagenten eingeholten Nachrichten über die einzelnen Schuldner haben herausgestellt, daß mehrere derselben gestorben, einige in ihre Heimath zurückgekehrt, oder verschollen, die übrigen aber ganz unbemittelt, oder zahlungsunfähig seien. Nachdem man auch die, für einige Schuldner haftenden Herren Bürgen, zur Anerkennung ihrer übernommenen Verpflichtung aufgefordert hat, dieselben sich aber hiezu freiwillig nicht verstehen wollen, und die Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens von Seite des Vereines wohl

Digitized by Google

nicht angemessen wäre, so erübrigt nichts, als die bezüglichen Beträge als uneinbringlich abzuschreiben. Hiedurch vermindert sich der Betrag der, aus der Hauptkasse erfolgten

a) unverzinslichen Darlehen um . .	371 fl. — kr. K.-M.	
b) der verzinslichen Darlehen um . .	774 „ — „ „	
Dagegen wurde der Darlehensbetrag des Einwanderers Abell per	180 „ — „ „	
auf M. Spielhaupter in Reußmarkt überschrieben, ferner, von Georg Kosmann der ganze Darlehensbetrag per	125 „ — „ „	
und von Johann Bührer per . . .	35 „ — „ „	

zur Tilgung seines Darlehens per 50 fl. baar eingezahlt.

Die rückständigen Zinsen dieser Darlehensbeträge, aus den letzten 3 Jahren, mußten aus Billigkeitsrücksichen nachgesehen werden; die Zinsen der frühern Jahre sind schon durch die gesetzliche Verjährung uneinbringlich.

Die frühern Herren Bezirkskassiere, mit Ausnahme der, mittlerweile verstorbenen Herren Kassiere in Groß-Schenk und Mediasch wurden zur Rechnungslegung aufgefordert, und bezüglich der, in den beiden Bezirkskassen Groß-Schenk und Mediasch, zu verrechnenden Beträge durch die Herren Agenten die nöthigen Auskünfte eingezogen.

Von zwei Bezirkskassen gingen

a) in Baarem ein	186 fl.	5 kr. K.-M.
b) theils als verrechnet, theils als uneinbringlich ergaben sich die Kassabeträge	173 „	45 „ „
Ferner wurden abgeschrieben:		
c) die, aus den Bezirkskassen an Einwanderer erfolgten uneinbringlichen Darlehen pr.	382 „	36 „ „
d) an, seit 1847 rückständigen und uneinbringlichen Aktienbeträgen . .	590 „	— „ „
e) zu verrechnen bleiben noch bei Mühlbach	15 „	10 „ „
f) und bei Groß-Schenk ist ein verzinsliches Darlehen per	100 „	— „ „

einzubringen.

Ueber den, in der Kronstädter Bezirkskasse ausstehenden Betrag per . . 563 „ 20 „ „

ist die Rechnung, bis noch nicht eingegangen.

So wäre nun mit Ausnahme dieses Betrages der Stand des Vereinsvermögens richtig gestellt. Er beträgt nach dem Rechnungsabschlusse vom 15. August 1858 die Summe von . . . . . 3172 fl. 14 kr. K.-M.

Die zweite Aufgabe der Oberverwaltung war, ein möglichst vollständiges und richtiges Mitgliederverzeichniß zu Stande zu bringen. Leider ließ sich kein vollständiges Verzeichniß der Aktionäre des Mediascher Bezirkes auffinden, und selbst aus einigen andern Bezirken konnten nicht ganz zureichende Aufklärungen eingezogen werden. Mit Hilfe der, von den Herren Agenten erhaltenen Mittheilungen wurden jedoch die vorgefundenen Verzeichnisse, so weit es möglich war, berichtiget und zusammengestellt.

Nach dem vorliegenden Verzeichnisse zählt unser Verein gegenwärtig 494 Mitglieder, von denen 52 im letzten Jahre neu beigetreten sind. Seit 1847 sind von den Mitgliedern des Vereines 165 mit Tod abgegangen.

Die Zahl von beinahe 500 Mitgliedern beweist, daß für die Zwecke des Vereines eine weit verbreitete Theilnahme unter uns rege ist und, nachdem seit zehn Jahren keine allgemeine Aufforderung zum Beitritt neuer Mitglieder erlassen worden ist, dürfte mit Zuversicht darauf zu rechnen sein, daß, namentlich bei einer angemessenen Veränderung der Eintrittsbedingungen die Mitgliederzahl bald auf das Doppelte steigen werde.

Sollten der Gesellschaft, durch die Beiträge ihrer Mitglieder die erforderlichen Geldmittel, zur Verfolgung ihrer Aufgaben gesichert sein, so bleibt der Oberverwaltung nur der Wunsch übrig, daß die einzelnen Mitglieder selbst, zu Bezirksvereinen verbunden, möglichst eifrig und thätig an der Wirksamkeit des Vereines sich betheiligen mögen.

Sehr erfreulich ist in dieser Beziehung, daß die Mitglieder des Mediascher Vereinsbezirkes schon die statutenmäßige Wahl einer Bezirksverwaltung vorgenommen haben, und nach den bezüglichen Nachrichten aus Mühlbach, Groß-Schenk und Sächsisch-Regen ist zu hoffen, daß dort demnächst Bezirksverwaltungen aufgestellt werden dürften.

Eine weitere Hauptaufgabe der Oberverwaltung war, einen Vorschlag, zur Neugestaltung des Vereines, mit Rücksicht auf die veränderten Verhältnisse, auszuarbeiten und der Vereinsversammlung vorzulegen. Mit Benützung der, bereits von der frühern Oberverwaltung gesammelten Statuten, ähnlicher in- und ausländischer Vereine wurde der, zur Berathung vorliegende Entwurf, neuer Vereinssatzungen ausgearbeitet und zur vorläufigen Prüfung in Druck gelegt und verbreitet, damit derselbe vorläufig in seinem Zusammenhange aufgefaßt werden könne und bei dessen Besprechung wohl überlegte Beschlüsse zustande gebracht werden mögen.

Indem nun die Wirksamkeit des Vereines, während des abgelaufenen Jahres im Einzelnen dargestellt, der allgemeinen Beurtheilung überlassen werden soll, muß vor Allem darauf aufmerksam gemacht werden, daß das laufende Einkommen des Vereines sehr gering sei und im Verhältnisse zu den Aufgaben der Gesellschaft bei Weitem nicht zureichen könne. Es war daher für die Oberverwaltung höchst schwierig, Die Lebensfähigkeit des Vereines nach allen Richtungen hin zu bethätigen, und wenigstens die Anregung zu neuer gedeihlicher Entwicklung, in den einzelnen Zweigen zu geben, ohne durch bedeutende Auslagen die laufenden Einkünfte zu überschreiten.

Von diesen Rücksichten gebunden, richtete die Oberverwaltung besonders in der ersten Zeit ihre Aufmerksamkeit auf die wichtigsten, der allbekannten Hindernisse eines gedeihlichern Fortschrittes der einheimischen Landwirthschaft, und benützte die glückliche Stellung des Vereines, welche ihm von der hohen Regierung zur Vertretung der landwirthschaftlichen Interessen eingeräumt wird, um bei der h. Statthalterei, wie schon in frühern Jahren geschehen war, nochmals um die Anwendung kräftiger Maßregeln zur Hintanhaltung der so häufigen Feldfrevel einzuschreiten und zur bessern Verhüthung der, leider so zahlreichen Viehdiebstähle, die Abschaffung der Viehmarktzettel zu beantragen. Während das Feldpolizeigesetz noch in den höchsten Kreisen der Gesetzgebung zur Berathung vorliegt,

ist wenigstens in letzterer Beziehung, durch die, mittelst hoher Statthalterei-Verordnung vom 1. April 1858 erfolgten Einführung von Viehpässen (Landesregierungsblatt 1858 II. Abtheilung III. Stück) eine entsprechende, heilsame Vorsorge getroffen worden.

Dem Beschlusse der vorjährigen Vereinsversammlung gemäß, wurde, wegen Befreiung der Besitzer, von Bauernwirthschaften von der Militärpflicht der h. Statthalterei eine begründete Vorstellung eingereicht, über welche laut Eröffnung der h. Statthalterei vom 20. Juli 1858 dem Vereine bekannt gegeben wurde, daß bei Gelegenheit der Berathung über den Entwurf eines neuen Gesetzes über die Ergänzung des Heeres die entsprechende Rücksicht auf die Bauernwirthschaften genommen und demgemäß die zweckdienlichen Anträge hohen Orts gestellt worden sind.

Da durch Einführung der neuen Grundsteuer, eine Erhöhung der, auf dem Ackerbau lastenden Abgaben herbeigeführt wird, hielt es die Oberverwaltung ferner für ihre Pflicht, eine Belehrung, über das Verfahren bei der Katastral-Aufnahme, und bei den, damit verbundenen Reklamationen, welche die Klausenburger Landwirthschaftsgesellschaft veröffentlicht hatte, in deutscher Uebersetzung zu verbreiten, und die Grundbesitzer auf den, ihnen gesetzlich eingeräumten Weg zur Wahrung ihres Vortheiles aufmerksam zu machen.

(Schluß folgt.)

Aphorismen von Eduard Schiefer.

1. Lebens-Regel.

Allen machst du's nicht recht, wie du's auch immerhin anfängst;
Leiste mit heiterem Muth, was du zu leisten vermagst.

2. Selbstbetrug.

Wo es uns fehlt und gebricht, zu wissen wünschen wir's alle,
Träfen das Rechte so gern. Warum trifft sich's doch so schwer?

3. Einigkeit.

Einigkeit an und für sich thut's nicht und läßt sich entbehren;
Sorge nur jeder dafür, daß der Kampf ein ehrlicher sei.

4. Toleranz.

Kennst du des Glaubens Natur, so wird es dich nicht befremden,
Daß er nach Ort und Zeit so große Verschiedenheit zeigt;
Wirst du dich hüten gewiß, von deinem Bruder zu fordern,
Daß er für Wahrheit hält, was dir als solche erscheint.

5. Der alte böse Feind.

Eifersucht trennte so lang einander verwandtes Bestreben.
Siehe, es naht schon der Tag, wo man zu Grabe sie trägt.

6. So oder so.

Fühlst du als Deutscher dich nicht, so zähle dich zu den Baschkiren,
Etwas mußt du doch sein. Bist wohl kein Chamäleon?

Mannigfaltiges.

* Nach einem Erlasse des k. k. Finanzministeriums vom 6. d. M. wird vom 1. November 1858 an der geringste Einsatz in die kleine Zahlenlotterie mit fünf Neukreuzern festgesetzt. Die Spieleinlagen in neuer Währung werden im Falle eines Gewinnes ebenso oftmals ausgezahlt, wie bisher.

* Saphir's Leichenbegängniß hat am 4. Sept. um halb 1 Uhr Nachmittags unter großer Theilnahme von Seite des Publikums in der evangelischen Kirche in feierlicher Weise in Wien stattgefunden. Vorne am Altar stand der mit Blumen und mit einem Lorbeerkranze geschmückte Sarg und Herr Pfarrer Kanka hielt eine eben so ergreifende, als dem Momente, der hier so viele Gäste versammelt hatte, würdige Rede der Erinnerung an den Todten. Er erwähnte darin der Leiden und Mißgeschicke, mit welchen der Verstorbene im Leben zu ringen hatte, ging dabei auf sein an Thätigkeit so reiches Leben über und schloß seine Ansprache mit Saphir's letzten Worten, die er zu seinem Neffen Bernhardt sprach: „Ich muß fort!" Die Zahl der versammelten Trauergäste war so groß, daß die Kirche kaum den vierten Theil derselben fassen konnte und die Uebrigen auf der Straße stehen bleiben mußten. Es waren darunter alle Stände vertreten; man bemerkte Beamte und Offiziere, Mitglieder des hohen Adels, Finanznotabilitäten, Vertreter der Kunst und Wissenschaft in allen Fächern. Die Mitglieder der k. k. Hoftheater und der Vorstadtbühnen, die Zeitungsredakteure hatten sich beinahe vollzählig versammelt. Nach erfolgter Einsegnung wurde der Leichnam in dem vierspännigen Leichenwagen, den eine lange Reihe von Equipagen begleitete, zur Beerdigung auf den evangelischen Friedhof geführt. Die Straßen, welche der Leichenzug passirte, waren dicht mit Menschen besetzt. Auf dem Friedhofe, der gleichfalls von einer Menschenmasse gefüllt war, hielt der Priester eine kurze Anrede, worauf der Leichnam der Erde überantwortet wurde.

* Aus Prag meldet der „Lloyd": Vor wenigen Tagen ereignete sich bei den Tunnelbauten der südnorddeutschen Verbindungsbahn ein Unglücksfall, bei welchem zwei Ingeniere verschüttet wurden. Sofortigen Nachgrabungen gelang es, die Verschütteten hervorzuziehen, worauf sie in dem kläglichsten Zustande in das benachbarte Dorf gebracht wurden. Da der Arzt die Verunglückten für unrettbar erklärte, so wurde nach dem Geistlichen geschickt, damit er den Sterbenden die Sakramente reiche. Indessen stellte es sich heraus, daß einer der beiden ein Jude sei. Der Geistliche nahm von dieser Benachrichtigung keine Notiz und ertheilte Beiden die Sakramente. Die christliche Umgebung stellte den Geistlichen zur Rede, wie er einem Juden die Sterbesakramente reichen könne, da man ihm doch gesagt habe, daß es ein Jude sei; kurz der Geistliche glaubte sich nicht anders als durch die Taufe des bewußtlos daliegenden Juden aus der Klemme helfen zu können.

Digitized by Google

Diese nahm er nun auch, wahrscheinlich in der Meinung, daß dieser bald den Geist aufgeben werde, in der üblichen Weise vor, und verließ dann das Haus des Kranken. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt! Am andern Morgen starb der eine der Verunglückten, der andere, der Jude dagegen erholte sich. Erst nach einigen Tagen entdeckte man dem Genesenden die Veränderung, die während seiner Bewußtlosigkeit mit ihm vorgegangen, und um uns kurz zu fassen, jetzt, wo der Verschüttete wieder völlig hergestellt ist — er ist verheiratet und Vater mehrerer Kinder — reklamirt dieser gegen die an ihm vorgenommene Taufe und leitet einen Prozeß gegen den betreffenden Geistlichen ein, in welchem ihn ein Reichenberger Advokat vertritt. Der Ingenieur ist vorläufig von der Eisenbahngesellschaft entlassen worden.

* (Unterhaltung des Fürsten Gortschakoff mit einem Polizeisergenten.) Fürst Gortschakoff, der russische Kriegsminister und Bruder des Chefkommandanten der russischen Armee in der Krim, hielt sich am 3. d. M. einige Zeit in Rouen auf. Er kam in Dieppe mit dem Zuge von 8 Uhr 17 Minuten an und spazierte auf dem Bahnhofe auf und ab, um den Zug nach Paris abzuwarten. Er näherte sich einem Sergent de Ville und machte diesem Komplimente über seine Uniform. Hierauf fragte der Fürst den Polizeisergenten, ob er den Feldzug in der Krim mitgemacht habe. Als der Sergent die Frage mit Ja beantwortete, meinte der Prinz: „Sie haben also auch meinen Bruder gesehen, welcher in Sebastopol kommandirte?“ „Ja wohl, antwortete der Sergent, aber ich habe ihn noch besser bei der Festung Gringelet (des Sturzes) gesehen.“ Der Fürst lächelte bei dieser Antwort und sagte seinem Zwischenredner, indem er ihm auf die Achsel klopfte: „Ich glaube, Sie sind ein lustiger Patron!“

* (Höflichkeit amerikanischer Zeitungsschreiber.) Ein Zeitungsschreiber im Westen der Vereinigten Staaten brachte letzthin einen Leitartikel über Schweine; dafür zieht ihn ein Kollege in demselben Städtchen durch die Hechel, indem er sagt, es sei unanständig, seine Familien-Angelegenheiten vor das Publikum zu bringen.

* (Eine monarchische Prätendentin in den Vereinigten Staaten.) Am 15. August trat eine elegant gekleidete Dame von mittleren Jahren in das Amt der geheimen Polizei in Newyork und verlangte nach Feder, Tinte und Papier; sie habe, sagte sie, ein wichtiges Dokument zu schreiben. Man lieferte ihr das Verlangte und sie nahm Platz. Nachdem sie einige Worte geschrieben, richtete sie an die anwesenden Polizeibeamten mehrere Fragen, die sich auf die politischen Verhältnisse des Staates bezogen, und verlangte über dies und jenes in befehlendem Tone Auskunft. Durch den sonderbaren Inhalt ihrer Fragen aufmerksam gemacht, trat ein Kapitän der Polizei näher und ersuchte sie um ihren Namen. Die Fremde sprang sofort von ihrem Stuhle auf und rief, mit fürchterlichem Blick den Hauptmann durchbohrend: „Ich bin die Tochter des Lordmarquis von Irland. Ich komme nach den Vereinigten Staaten, um einen Thron zu errichten, einen Thron und eine Monarchie, die alle Throne und Monarchien Europa's überstrahlen sollen. Ich will den Mayor Tiemann sprechen!“ Man sah, daß man es mit einer Wahnsinnigen zu thun habe, und es handelte sich nun darum, sie in Verwahrsam zu bringen. Unter dem Vorwande, sie zum Mayor zu führen, geleitete man sie nach dem Stadtgefängniß, „dem „Tombs“. Ein Gefängnißarzt wurde ihr als Mayor Tiemann vorgestellt; mit Begeisterung trug sie demselben den Plan vor, wie man am schnellsten in Newyork die ihr verheißene Monarchie aufrichten und sie zur Königin machen könne. Der Arzt hörte ihrer Auseinandersetzung mit Aufmerksamkeit zu und lud die Dame schließlich ein, sich in ein Kabinet zurückzuziehen, wohin er ihr geeignete Männer zur Bildung eines Ministeriums senden woke. Sie willigte ein und wurde in eine Zelle gebracht. Ehe sie Zeit hatte, sich über den Mangel an Eleganz in ihrem neuen königlichen Gemach zu beklagen, schlug der Riegel hinter ihr zu und die Prätendentin saß gefangen. Man vermuthet, daß sie aus Troy gekommen, da einige Tage vorher ein Herr aus dieser Stadt auf dem Hauptamte der Polizei nach einer flüchtigen irrsinnigen Dame sich erkundigt hatte, deren Signalement auf die Gefangene paßte. Die äußere Erscheinung der letzteren und ihr ganzes Wesen verräth eine Dame von Bildung.

* Der chinesische Gouverneur von Kanton, Hwang, hat eine Proklamation an die Chinesen erlassen, worin er sagt, die Fremden sind wenig, die Eingebornen viele. Die Fremden sind Tausende von Meilen und durch den Ozean getrennt, es ist also offenbar, daß ihr gesammtes Volk nicht hieher kommen kann, während sie in unserer Stadt nur wenige Tausend Mann haben. Unsere Flecken und Dörfer sind dicht und stark bevölkert, ein einziger Ruf würde hundert Antworten finden, Tausend und Zehntausend würden sich auf einmal erheben.“ Die Amerikaner werden gelobt, daß sie sich ordentlich und ruhig verhalten, aber die Engländer werden als kanibalische Barbaren geschildert, welche die Feindseligkeiten angefangen und allen Schaden angerichtet hätten. Hwang sagt, wenn die Engländer bei seinem Erscheinen mit einer starken Armee zur Umkehr bewogen werden, so könnte es sein, daß der Kaiser ihnen zu bleiben gestatten wird, ohne daß sie enthauptet werden; sind sie aber feindselig, so marschirt Hwang gegen sie und wird sie noch vor dem Frühstück vernichten. Es ist der Wille des chinesischen Kaisers, daß diese bösartigen Menschen, welche schlimmer als Hunde, Wölfe und anderes Gethier sind, gezähmt werden. Das ist gewiß echt chinesisch! — In Macao wüthet die Cholera. In 14 Tagen starben im Monat Juni 1300 Chinesen. Von den Fremden mit Einschluß der Soldaten sind nur 26 Individuen der Seuche erlegen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 109. Mittwoch, den 15. September. 1858.

Jahresbericht

der Oberverwaltung des siebenbürgisch-sächsischen Landwirthschafts-Vereines für 185⁷/₈.

(Vorgetragen in der Vereins-Versammlung zu Agnetheln am 24. August 1858.)

(Schluß.)

Die Oberverwaltung war bei ihren Erwägungen über den Zustand der heimischen Landwirthschaft darüber nicht zweifelhaft, daß die Grundbedingung eines erheblichen Fortschrittes, nach dem Vorbilde des Auslandes, in der Zusammenlegung des Grundbesitzes, bestehe.

Um nun wenigstens dieselben gesetzlichen Begünstigungen, welche im Grundentlastungspatente für die Kommassation in den früher unterthänigen Ortschaften ausgesprochen worden sind, auch für die sächsischen Gemeinden zu erlangen, hat es die Oberverwaltung für zweckdienlich erachtet, den Wunsch kundzugeben, es möge auch für die, von jeher freien Gemeinden der Grundsatz aufgestellt werden, daß die Kommassation dort, wo die Eigenthümer von zwei Drittheilen der Gemarkung es verlangen, durchgeführt werde, und daß die Gebührenfreiheit für alle dabei vorkommenden Schriften und Eigenthumsübertragungen, zugestanden sei. Eine, in diesem Sinne an die h. Statthalterei gerichtete Vorstellung, sieht der voraussichtlich günstigen Erledigung dortselbst entgegen.

Die Oberverwaltung beschäftigt sich jedoch mit der Frage über die Zusammenlegung der Grundstücke noch fortwährend, und sammelt darüber die Gutachten und Aeußerungen solcher Männer, welche ihre Ansichten, über diesen Gegenstand mitzutheilen bereit sind.

Daß die Sache der reiflichen Ueberlegung werth ist, und einer erschöpfenden Erwägung bedarf, wird wohl nicht in Frage kommen.

Zur Vervollkommnung des landwirthschaftlichen Betriebes ist außer den materiellen Mitteln vor Allem die Kenntniß des Bessern nothwendig. Von diesen Gedanken geleitet, stellte die vorjährige Vereinsversammlung der Oberverwaltung die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß, sobald als möglich, in der Mitte des Sachsenlandes eine landwirthschaftliche Musteranstalt, zur Belehrung junger Bauernsöhne errichtet werde.

Da die Kräfte des Vereines, zu einem solchen Unternehmen bei Weitem unzulänglich sind, blieb der Oberverwaltung nichts übrig, als eine ausführlich begründete Bittschrift, wegen Errichtung einer Ackerbauschule, aus öffentlichen Mitteln an die hohe Statthalterei zu richten, wie dies vor drei Jahren schon einmal in ähnlicher Weise geschehen war.

Um aber auch für den Augenblick schon, etwas zu erreichen, wurde durch Vermittlung des Vereines, das Gesuch eines Seminarschülers um ein Stipendium, zum Behufe einer landwirthschaftlichen Lehranstalt, der hohen Statthalterei eingereicht, und bald darauf erließ Se. Durchlaucht, der verewigte Herr Landesgouverneur Fürst Schwarzenberg die Kundmachung vom 31. März 1858, worin er seinen denkwürdigen Entschluß, in Siebenbürgen eine höhere und mehrere niedere praktische Ackerbauschulen, aus einem öffentlichen Fonde zu gründen, öffentlich aussprach, und sogleich fünf Stipendien, für siebenbürgische junge Leute, zum Behufe einer Ackerbauschule, der obern Kronländer bewilligte, zu deren Verleihung der Konkurs ausgeschrieben wurde.

Dem Verein ist in dieser Weise die erfreuliche und zuversichtliche Hoffnung auf die Erfüllung seiner Wünsche geboten. Die Oberverwaltung glaubte indeß noch einen weitern Schritt thun zu müssen, als sie aus der bedeutenden Zahl der Bewerber um diese Stipendien erkannte, daß die Bereitwilligkeit zur gründlichen Ausbildung in der Landwirthschaft unserer Jugend nicht fehle. In der Ueberzeugung, daß manchem wohlhabenden Bauern die Kräfte nicht fehlen würden, seinem Sohn die Mittel zum Besuche einer auswärtigen Ackerbauschule zu gewähren, wurden die Herren Agenten ersucht, dieser Idee allgemeinere Verbreitung zu verschaffen und namentlich den Besuch der rühmlichst bekannten landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Lützschena, nächst Leipzig, wo der Lehrkurs nur ein Jahr dauert, zu empfehlen.

Wem ein systematischer Unterricht nicht zugänglich ist, der kann auch durch eigenen Fleiß viel aus Büchern und Zeitschriften lernen. Deßhalb glaubte die Oberverwaltung durch die Herren Agenten einige geeignete Wochenblätter, als die, in Leipzig erscheinende: illustrirte, landwirthschaftliche Dorfzeitung 45 kr. K.-M. vierteljährlich, und die Zeitung für Landwirthe, welche in Pest 1 fl. K.-M. vierteljährig herauskömmt, anempfehlen zu sollen.

Wenn ein Ackerbau ohne Werkzeuge und Geräthschaften überhaupt nicht möglich ist, besteht ein großes Hilfsmittel zur Vervollkommnung, des landwirthschaftlichen Betriebes, in der Verbesserung

der bekannten, und in der Erfindung neuer, zweckmäßiger Geräthe. Es liegt offenbar in der Aufgabe des Vereins, solche, auf unsere Verhältnisse anwendbare Werkzeuge bekannt zu machen, und die Oberverwaltung hat durch Bestellung einer Pferdehacke und eines Häufelpfluges, so wie der Modelle eines Pferderechens, und einer Vorrichtung zum Rösten des Hanfes und Flachses nach belgischer Art, einen kleinen Versuch gewagt.

In der Viehzucht liegt der größte Wohlstand des Landwirthes begründet; ohne sie kann keine Landwirthschaft bestehen. Um einen lebendigeren Wetteifer in der Vervollkommnung der Viehzucht anzuregen, werden gewöhnlich Viehausstellungen veranstaltet und Preise vertheilt. Auch unser Verein hatte für die Vereinsversammlung des Jahres 1848 eine solche Ausstellung festgesetzt, welche jedoch durch den Ausbruch der Unruhen verhindert wurde. Nach der Rekonstituirung unseres Vereines konnte die Ausführung dieses Vorhabens nicht länger verschoben werden. Nur wagte die Oberverwaltung nicht, die, zu den Prämien nöthigen Geldmittel aus dem Vereinsvermögen zu bestreiten und griff deßhalb zu einem Aushilfsmittel, indem sie eine freiwillige Sammlung einleitete, welche auch glücklicherweise die unumgänglich nöthige Summe lieferte.

Ein, für die einheimische Viehzucht höchst wichtiges Institut sind die Gemeindehengste und Gemeindestiere, wenn sie gehörig benützt und besorgt werden. So lange aber die wilde Zucht im Gebrauche steht, wo der Hengst und der Stier mit der Heerde im Frühjahr zur Weide getrieben wird, werden damit immer bedeutende Nachtheile verbunden sein. Die Oberverwaltung hielt sich für berufen, hierüber der hohen Landesbehörde ihre Erfahrungen vorzulegen und daran das Ansuchen zu knüpfen, es möge dahin gewirkt werden, daß die Gemeindehengste und Stiere gut gepflegt und in ähnlicher Weise, wie die ärarischen Beschäler angemessen geschont werden mögen.

Ein großer Reichthum unseres Landes besteht in den ausgedehnten Waldungen, welche beinahe ein Drittheil der Bodenfläche einnehmen. Wie hochwichtig die Sorge für die Erhaltung der Wälder, nicht nur zur dauernden Sicherung des unentbehrlichsten Holzbedarfs, sondern noch mehr, zur Wahrung der, mit den Waldungen rasch abnehmenden Fruchtbarkeit des Landes ist, wird allmälig in immer weitern Kreisen erkannt.

Es war nicht zu übersehen, daß seit mehreren Jahren die Ueberwachung der Gemeindewaldungen beinahe ganz aufgehört hatte, und dadurch der Waldbestand der Willkür und dem Unverstande, zu großem Nachtheile preisgegeben war. Die Oberverwaltung glaubte hierüber ihre Besorgnisse der hohen Landesregierung nicht verschweigen zu dürfen und die dringende Nothwendigkeit darstellen zu sollen, welche die Aufstellung eines zureichenden Forstverwaltungspersonales unaufschiebbar erscheinen läßt. Daß diese Nothwendigkeit auch von der hohen Regierung anerkannt wurde, zeigte sich bald, indem die Aufstellung von Bezirksförstern, durch die Verwaltungsbehörden, im Sinne des neuen Forstgesetzes angeordnet und seither auch in mehreren Bezirken vollzogen worden ist.

In den mittlern Gegenden unseres Landes hat neben dem Ackerbau auch der Weinbau eine bedeutende Ausdehnung, und verdient eine vorzügliche Beachtung. Es ist nicht zu läugnen, daß in unsern Weingärten, sich manche ausgezeichnete Rebengattungen finden, es bleibt jedoch immer noch wünschenswerth, auch die berühmten ausländischen Rebengattungen, welche für unsere Weingegenden geeignet sind, einzuführen und bekannt zu machen. Ebenso wichtig erscheint es aber zugleich, die verschiedenen einheimischen Rebengattungen mit einander, und mit den ausländischen zu vergleichen, und ihre Benennungen, welche auch nicht überall gleich sind, festzustellen. Zu diesem Zwecke ist es nothwendig Rebenpflanzschulen anzulegen, und indem die Oberverwaltung Mühlbach und Mediasch als die, zur Errichtung solcher Pflanzschulen geeignetsten Orte erkannte, säumte sie nicht, diese beiden Städte um unentgeltliche Ueberlassung des erforderlichen Grundes zu bitten. Das Vertrauen, auf die bekannte Opferwilligkeit unserer Kommunen, für gemeinnützige Zwecke, wurde auch diesesmal nicht getäuscht, denn beide Städte haben bereits geeignete Plätze zu Rebenpflanzschulen dem Vereine bewilligt.

Die Oberverwaltung hält sich, zur Beförderung der guten Sache für verpflichtet, auch für den Privatbedarf billige und bewährte Rebenpflanzen, so wie andere Obstbäume, Kulturpflanzen, oder Sämereien herbeizuschaffen und geeignete Bezugsquellen zu ermitteln. Da sich gerade in Hermannstadt ein Bedarf von Reben fühlbar machte, wurde eine kleine Partie guter Rebengattungen aus der Pflanzschule der k. k. steiermärkischen Landwirtschaftsgesellschaft bezogen, welche trotz ihrem späten Eintreffen sofort abgesetzt wurden.

Zur Hebung der Obst- und Maulbeerbaumzucht wird eine heilsame Fürsorge, von Seite unserer Verwaltungs- und Schulbehörden ausgeübt, indem die Gemeinden, zur Anlegung von Baumschulen angehalten und die Schullehrer zur Anleitung der Schuljugend in der Obstbaumzucht ermuntert werden. Damit aber auch die Schullehrer in diesem Fache die nöthigen Kenntnisse erhalten, ist es nothwendig, daß denselben während ihrer Studienzeit am Seminar praktische Belehrung darüber ertheilt werde, wie dies bei den Seminarien in Schäßburg, Mediasch, Kronstadt und Bistritz nach eingezogener Erkundigung geschieht. Nur das Hermannstädter Seminar entbehrt dieses Unterrichtes, aus Mangel an einem geeigneten Garten. Die Oberverwaltung versuchte es, von der Stadt Hermannstadt den hiezu nöthigen Grund zu erlangen und richtete deßhalb wiederholt an dieselbe entsprechende Ersuchschreiben; es erfolgte jedoch auf das erste Schreiben eine abschlägige Antwort und auf das zweite bis noch keine Erwiderung.

Es wurde weiters für zweckmäßig gehalten, dem evangelischen Ober-Konsistorium, als unserer Oberschulbehörde Bambergers Unterricht, in der Obstbaumzucht, als einen billigen und entsprechenden Leitfaden für die Volksschule zu empfehlen und 50 Exemplare dieses Büchleins, zur Betheilung der Seminarien, der Schullehrervereine und der Bezirkskirchenbehörden zu übermitteln. Nach Maßgabe der verwendbaren Mittel wird die Oberverwaltung auch ferner den Lehrerbibliotheken geeignete Werke zuwenden und mit Vergnügen bereit sein, den eifrigen Schullehrern Anerkennungsschreiben, oder sonstige Belohnungen zu ertheilen.

Durch ein ähnliches Vorgehen, dürfte auch am Besten für die Seidenraupenzucht gewirkt werden. Da unser Verein erst sich selbst befestigen soll, war die Oberverwaltung nicht in der Lage,

nach dem Beschlusse der vorjährigen Vereinsversammlungen einen besondern Seidenzuchtverein zu begründen. Nach reiflicher Erwägung der Sache, wurde der löblichen Kreisbehörde zu Hermannstadt, welche für diesen Zweig der Landwirthschaft mit regem Eifer thätig ist, ein Vorschlag, wegen Begründung der erforderlichen Anstalten überreicht.

Die Förderung der Bienenzucht endlich, kann gleichfalls am leichtesten, durch Vermittlung der Volksschule geschehen. Die Oberverwaltung hat bereits, wegen Erlangung einer entsprechenden Belehrung, über die neue vielfach gerühmte Dzierzon'sche Bienenzucht und wegen Uebersendung einer Bienenwohnung nach Methode mit dem Vereine, zur Hebung der Bienenzucht Böhmens sich in Verbindung gesetzt. Zugleich wurde der Kronstädter Bienenzuchtverein aufgefordert, die, während seiner Wirksamkeit als zweckmäßig erkannten Mittel anzugeben und überhaupt mit unserm Verein in Wechselverkehr zu treten, damit durch ein gedeihliches Zusammenwirken, das Ziel um so sicherer erreicht werden möge.

Ein solches Zusammenwirken, aller seiner Mitglieder ist auch die Grundbedingung für das Gedeihen unseres Vereines. Wenn jedes einzelne Mitglied die wichtige Bestimmung des Vereines lebendig erfaßt und in seinem Kreise durch Wort und That an den Bestrebungen desselben sich betheiligt, dann läßt sich ein schöner Erfolg erwarten. Die Oberverwaltung konnte bis jetzt mit schwachen Mitteln nur Geringes leisten, mehr nur die Richtung andeuten, welche zu verfolgen wäre, und die ersten Schritte auf dem Wege versuchen, der einzuschlagen sein wird.

Hermannstadt, am 20. August 1858.

B. Konradsheim,
Obervorsteher.

B. Bedeus,
Vereins-Sekretär.

Der verwaiste Baum.

Auf freier Bergeshöhe steht ein Baum
Dort an des Waldes dunkelgrünem Saum.
Des Baumes Krone schüttelt jeder Wind,
Er mahnt mich an ein armes Waisenkind.

Wohl schützt der Forst die Brüder insgemein,
Vor Wind und Frost und heißem Sonnenschein.
Die Waise steht wehrlos Tag für Tag,
Ein Spiel der Winde, ohne Dach und Fach.

Doch beugte nicht der Sturm des Baumes Haupt,
Ob er der Aeste manchen ihm geraubt.
Fest steht er, zwar zerschlagen, nicht geknickt,
Dem Sturm zu trotzen, muthig und geschickt.

Eduard Schieser.

Mannigfaltiges.

* Die h. k. k. Staatsverwaltung läßt in der untern Bacs gegen die südliche Militärgränze eine vorzügliche Straße aus übermäßig gebrannten Ziegeln bauen, welche, mit ihrer schmälern Fläche nach oben gerichtet, im Ganzen eine gewölbte Straße darstellen und so die Eigenschaft haben sollen, dauernder als die gewöhnlich gebräuchlichen Pflastersteine zu sein; jedenfalls sind sehr gut gebrannte Ziegeln in steinarmen Gegenden ein genügendes Surrogat.

* M. G. Saphir ist nun unter der Erde, und man muß gestehen, daß Wien dem Scheidenden bei seinem letzten, stillen Gang ein Geleite gab, wie dies nur bei sehr populären Männern der Fall zu sein pflegt. Die protestantische Kirche in der Dorotheergasse war schon am Vormittag von Hunderten und Tausenden besucht, um den Mann des Humors, der uns oft bis zu Thränen lachen machte, noch einmal zu schauen; man sah darunter nicht wenige Arme, denn Saphir hatte für die Armuth eine stets offene Hand! Er hat wohlthätigen Anstalten über Einmalhunderttausend Gulden erlesen, und Niemand wird im Ernste behaupten wollen, daß seine Vorlesungen deshalb so überfüllt gewesen, weil regelmäßig ein Theil des Ertrages milden Zwecken zugedacht war. Ihn ein verlorenes Stück Alt-Wien nennen, scheint jedoch nicht ganz am Platze; der Wiener ist von Haus aus pure Bonhomie, ohne die ätzende Schärfe, die Saphir'n inne wohnte, der, wo er einmal das Messer zog, den Gegner bis zur Schonungslosigkeit verfolgte und förmlich ausweitete. Er konnte auch gründlich hassen, bei all' der innewohnenden Herzensgüte, und sein größtes Glück war, daß er sich schrankenlos von der Minute beherrschen ließ, statt selbst die Minute zu beherrschen. Er selbst dachte nicht an das Sterben, denn noch Tags zuvor besprach er die Art, wie er sich seiner Genesung freuen, und auf welche Weise er sie mit seinen Freunden feiern wolle. Am Samstag, wenige Stunden vor seinem Tode, wandte er sich an seine Wärterin, dumpf fragend: wer er denn sei. Sie antwortete ihm: M. G. Saphir. Und weiter frug er, wer das sei? Ein berühmter Schriftsteller. Er seufzte und flüsterte: ich werde bald nichts mehr sein. Der Tod überraschte ihn, obwohl er ihm schon seit Monaten in's Gesicht geschaut. Im Testament setzte er zu Exekutoren seines letzten Willens solidarisch die Herren Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Tremel und Dr. Kafka, und Hrn. Dr. Hebbel ein; dieses Testament ist aus der ersten Hälfte des Jahres 1855 datirt, und voll christlicher Demuth und Ergebenheit; es beginnt mit einem kleinen Gedichte das zum Schlusse beiläufig lautet:

O nimm mich auf o Herr, in Deine Vaterhuld!
Wo ich gefehlt, nur Irrthum war's, und keine Schuld!

Eine grenzenlose Liebe für seine Hinterbliebenen spricht aus jeder Zeile, wie er denn seine Tochter überhaupt mehr liebte als seinen Augapfel. Man muß Saphir näher gestanden sein und ihn genau gekannt haben, um in ihm den Menschen gehörig würdigen zu können. Bei diesem Anlasse sei auch berichtigt, was die Zeitungen, heimische und fremde, über die großen Kollekten zu seinen Gunsten erzählt. Alles reduzirt sich auf eine kleine momentane Aushilfe, die drei bis vier Befreundete geleistet. Was darüber, ist reine Fabel.

* Ueber das Lutherdenkmahl in Worms hat sich in Deutschland ein Streit erhoben. Das Model, welches Luther als Augustinermönch darstellt und von Professor Rietschel entworfen ist, soll den Vorzug erhalten. Die liberalen Organe sprechen sich dagegen aus und wollen das Standbild Luthers als Reformator mit dem Chorrocke, das Baret auf dem Haupte, die Bibel unter dem Arme, mit flammendem Auge das Evangelium verkündend, angenommen wissen. Eine solche Stellung Luthers glaubt die liberale Welt erwarten zu dürfen.

* Johannes Ronge war kürzlich in Amsterdam, um eine freie Gemeinde zu gründen, konnte aber nicht dazu kommen, da ihm kein Lokal zur Verfügung gestellt wurde, um eine Versammlung abzuhalten. Ronge zog deshalb unverrichteter Dinge von Amsterdam ab.

* In der neuesten Nummer des Journal des Debats finden wir eine Zuschrift eines Herrn Couillard, Mitglied des evangelischen Konsistoriums von Lille, worin die bisher bekanntgewordenen Mittheilungen über die Schicksale der Protestanten in Maubeuge in vielen Punkten berichtigt werden. „Bald wird es ein Jahr sein," schreibt Herr Couillard, „daß in Maubeuge der protestantische Kultus ausgeübt wird. Derselbe wurde offiziell, gesetzlich öffentlich eingeführt, nachdem die Munizipal-Behörde ihre Zustimmung ertheilt, wie es das Gesetz vorschreibt. Der Gottesdienst wurde stets in würdiger und erbaulicher Weise abgehalten, und es kann daher von „aufrührerischen Versammlungen" keine Rede sein. Es handelt sich um einen zu Recht bestehenden Kultus, um die reformirte Kirche in Frankreich. Am 11. Juli wurde gegen den Pastor und die vorzüglichsten Mitglieder seiner Kirche ein Protokoll aufgenommen und am 22. August erschien der Polizei-Komissär, der dem Pastor und der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde eine Verfügung des Präfekten vorlas, welche die von der Gemeinde-Behörde ertheilte Autorisation zur Abhaltung des protestantischen Gottesdienstes für ungiltig erklärte. Der Kultus wurde hierauf durch die Gendarmerie und die Verhaftung des Pastors und dreier Mitglieder der protestantischen Gemeinde gestört. Man wollte die Verhafteten zwar sogleich wieder freilassen, diese aber verlangten, ins Gefängniß geführt zu werden, von wo sie ihre Klage an den General-Prokurator und Justizminister einsendeten. So wurde ein durch Konsistorial-Erlaß und durch Beschluß des Gemeinderathes eingesetzter Kultus verhindert und sein Tempel geschlossen. Ein Pastor in Ausübung seines frommen Amtes wurde nebst Mitgliedern seiner Kirche verhaftet, ins Gefängniß geführt und die Protestanten der sieben Kantone des Arrondissements von Avesne sind jetzt außer Stand ihren durch den Staat anerkannten Kultus auszuüben."

* Bei den Gebrüdern Köhler, einer deutschen Buchhandlung in Konstantinopel, ist ein deutsch-türkisches Wörterbuch von Hermann Bambery, einem gebornen Ungarn, erschienen. Es soll das erste deutsche Buch sein, welches in Konstantinopel gedruckt worden.

* Dem „Pays" geht aus Konstantinopel, 11. August, nachstehendes Schreiben zu: „Im Norden der arabischen Halbinsel soll eine ernste Empörung ausgebrochen sein. Zwischen dem Hedschas und Yemen liegt die Provinz Assyr, welche eine unabhängige und unbändige muselmännische Bevölkerung bewohnt; sie wird von zwei Scheifs regiert, die sich als direkte Nachkömmlinge Muhamedben-Abd-el-Wahab's betrachten, der 1753, im Zentrum von Yemen, die berühmte Sekte der Wahabiten gründete. Während des ganzen 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts machten die Wahabiten, welche die Türken und Perser als gefährlichere Schismatiker, als die Christen betrachten, große Fortschritte. 1801 bedrohten sie direkt die Pforte und nahmen 1808 einen Theil Syriens und die Stadt Damaskus. Vier Jahre später nahm ihnen Ibrahim Pascha ihre Eroberungen wieder ab, und 1814 bemächtigte sich Mehemed Ali ihrer Hauptstadt Derredscheh und machte den berühmten Chef Abdallah zum Gefangenen. Seit einigen Jahren nun erhoben die Wahabiten, die sich seitdem ruhig verhalten hatten, das Haupt von neuem, und machten das Land der Assyrs zum Zentrum ihrer Macht. Diese griffen das osmanische Gebiet wiederholt an, verjagten 1857 die Baschi-Bozuks aus Dschezan und bemächtigten sich nach einem sehr lebhaften Kampf der Stadt und des Gebiets von Gonfonda, welches den Türken gehörte. Dies ist eine bedeutende und leider nicht vereinzelt dastehende Niederlage. Während dies sich ereignete, war ein türkisches Truppenkorps von 2000 Mann in den Engpässen von Dschebel-Burrah eingeschlossen, wo es von den Beduinen erdrückt wurde. Die Türken zogen sich nach dieser neuen Niederlage unter die Mauern der Stadt zurück, wo sie die Araber in einem verschanzten Lager erwarteten. Diese Vorfälle, welche sich im Juni und Juli ereignet hatten, machten in Konstantinopel tiefen Eindruck, und der Divan scheint, dem Beispiel der egyptischen Regierung folgend, entschlossen, die militärische Verwaltung Arabiens zu rekonstituiren."

* Petersburg, 2. Sept. Vorgestern um 8 Uhr Morgens hat eine furchtbare Explosion in dem Fabriksstädtchen Ochta stattgefunden. Die hier gehörten Explodirungen gleich Donnerschlägen wiederholten sich vier Mal. Von Fabrikgebäuden sind aufgeflogen: die Dampfdarre, von Stein erbaut, nebst zwei andern Gebäuden zum Reinigen und Poliren des Pulvers und zwei andere hölzerne Gebäude. Zerstört und beschädigt sind außerdem noch mehrere andere Gebäude, nebst pyrotechnischer Schule und Laboratorium, 14 vom Wasser getriebene Fabriken, Kapelle, Kanzlei, 3 Magazine, Trockengebäude, und in einer ganzen Reihe Häuser außerhalb des Städtchens sind Fenster und Thüren eingerissen. Es explodirten 1500 Pud = 60,000 Pfund Pulver. 33 Arbeiter blieben todt auf dem Platze; 37 wurden verwundet und 4 Pferde getödtet. Eine strenge Untersuchung ist eingeleitet. — Der Kaiser nebst Gemahlin und dem Kronprinzen von Würtemberg ist am 29. August von Kostrowo mit dem Dampfer Estaffette auf der Wolga nach Nischnei-Nowgorod abgereist.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6. ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 110. Samstag, den 18. September. 1858.

Gedichte von Eduard Schiefer.

1. Lobogo und Lethe.

Lobogo und Lethe stritten
Einstens sich um Ruhm und Kraft.
„Dich erkannte erst", sprach Lethe,
„Die moderne Wissenschaft."

„Ich ward schon vor grauen Jahren
Hochverehrt von Jung und Alt,
Sah August's und Alexanders
Göttergleiche Kraftgestalt."

„Und aus meinen Fluthen tranken,
Als geendet war der Streit,
Agamemnon und Achilles
Ewige Vergessenheit."

„Deine Weltberühmtheit rühret,
Bloß von deiner Kälte her,
Und an jeder Zauberwirkung
Fehlt es dir nur gar zu sehr."

Lobogo ließ sich vernehmen:
„Mag von dir nicht reden schlecht;
Doch mit deinen Zauberkräften
Darf ich messen mich mit Recht."

„Zwar nicht ewiges Vergessen,
Doch weit mehr noch wirkt und schafft
In dem Menschen meine Woge —
Neues Leben, neue Kraft."

Borsek, 24. August 1858.

2. Wunsch.

Eines wünsch ich mir vor allen
Zu erreichen in dem Leben:
Ohne Guten zu mißfallen,
Wohlzuthun mit meinem Streben.

Doch wann mir ein Kampf beschieden,
Ehrenvoll ihn zu beenden,
Und im Kampfe selbst noch Frieden
Auszustreun mit vollen Händen.

Protokoll

über die allgemeine Versammlung des siebenb.-sächsischen Landwirthschafts-Vereines vom 24. August 1858.

Vorsitzer: Obervorsteher k. k. Statthaltereirath Wilh. Freiherr von Konradsheim.

Schriftführer: Vereinssekretair Freiherr Josef Bedeus v. Scharberg.

1. Vorsitzer begrüßt die Versammlung, und ladet zur regen Theilnahme an den Berathungen über die richtigen zur Verhandlung bestimmten Gegenstände ein, worauf der Jahresbericht der Oberverwaltung für $185^{8}/_{9}$ vorgelesen mit vieler Theilnahme und Anerkennung aufgenommen und dessen Veröffentlichung durch die Tagesblätter beschlossen wird.

2. Die Rechnung über das Vereinsvermögen vom Jahre $185^{7}/_{8}$ wird vorgelegt und den Herren Sparkassedirektor Herbert, Buchdrucker Gött und Gymnasialdirektor Budaker zur Prüfung bis zu der auf morgen festgesetzten zweiten Versammlung übergeben.

3. Der Entwurf zu neuen Satzungen des Vereins wird ausgetheilt und dessen Berathung für die nächste Versammlung anberaumt.

4. Nachdem drei Mitglieder der in der letzten Jahresversammlung gewählten Oberverwaltung die Wahl nicht angenommen haben, so wird eine Neuwahl von drei Beisitzern weltlichen Standes beantragt, welche durch Abgabe von Stimmzetteln in der nächsten Versammlung vorgenommen werden soll.

5. H. Statthalterei übermittelt mit Erlaß vom 20. August d. J. einen Betrag von 300 fl. KM. aus den für ertheilte Jagdkarten eingegangenen Geldern, als einen Beweis unterstützender Anerkennung zu dem Zwecke, damit solcher als Prämien für die hierländige Seidenzucht und zwar für die Eigner sowohl der besterzeugten Seide, als auch der ausgedehntesten Maulbeerbaumpflanzungen verwendet werde.

Wird mit freudigem Danke entgegengenommen und beschlossen, der h. Statthalterei den Dank der Versammlung zur Kennt-

Digitized by Google

niß zu bringen. Zugleich wird der Betrag der Oberverwaltung zur angemessenen Vertheilung nach Maßgabe der hierüber aus den Vereinsbezirken einzuholenden Nachrichten übergeben.

6. Es wird ein Subskriptionsbogen aufgelegt, worauf mehrere neubeitretende Mitglieder ihre Namen einschreiben.

Rundschau

auf dem Gebiete des Handels, der Industrie und Gewerbe, der Künste und Wissenschaften.

* Bei dem in Triest tagenden Eisenbahnkongresse, dessen Eröffnung für den 13. d. M. anberaumt ward, ist die Theißeisenbahngesellschaft durch die Herren Baron v. Haber, Schey und Schimke, die Franz-Josefs-Orientbahn durch die Herren Graf Edmund Zichy, FML. Baron Cordon und v. Ezel, und die Staatseisenbahn-Gesellschaft durch die Herren Baron Eskeles, Graf Pergen, Generaldirektor Maniel und Zentraldirektor Engerth vertreten.

* Die Handels- und Gewerbekammer von Oedenburg sprach sich in ihrer jüngsten Sitzung dahin aus, daß es bei den gegenwärtigen Handelsverhältnissen am zweckmäßigsten sei, die Krämereien, als dem soliden Handel oft verderblich, nur auf solche kleine Ortschaften zu beschränken, wo noch keine förmliche Handlung bestehe. Besonders unstatthaft scheine es aber, in einer Stadt wie Fünfkirchen einem Krämer die Haltung von vielen Handelsartikeln zu erlauben, wie sie eigentlich nur den gemischten Waarenhandlungen zustehen. Da die Kammer voraussetzte, daß der Fünfkirchner Handelsstand gegen diese ausgedehnte Krämerbefugniß in einem vorgekommenen Falle den Rekurs ergreifen werde, so beschloß sie, die k.k. Statthaltereiabtheilung zu bitten, denselben nach Möglichkeit gnädigst berücksichtigen, und überhaupt allen unterstehenden Gewerbsbehörden in diesem Sinne Weisungen ertheilen zu wollen.

* (Entscheidung in einem Zivilrechtsfalle.) Im Geiste der Paragraphe 21 und 269 des a. b. G. B. kann über denjenigen, welcher seinen Geschäften vorzustehen erwiesenermaßen unfähig ist, die Kuratel verhängt werden, auch wenn er nicht als blödsinnig oder als Verschwender erklärt ist (§§. 270 und 273.)

* Das Brandschaden-Versicherungswesen in Oesterreich geht einer Reform entgegen, indem dasselbe von den Gemeinden in die Hand genommen wird. In Niederösterreich haben sich in dreizehn Gemeinden 13 Gesellschaften zur wechselseitigen Unterstützung bei Brandschäden gebildet. Mehrere neue derartige Versicherungsgesellschaften sind im Entstehen. Die repartirten Beiträge sind sehr gering; Einhebung derselben, Schätzung der Schäden u. s. w. werden in einfachster Weise besorgt.

* Am 6. September ist in Wien ein Kongreß österreichischer Hüttenmänner versammelt gewesen. Es wurde beschlossen, die gegenwärtigen Verhältnisse der Eisengewerke in einer umfassenden Darstellung zur Kenntniß der Regierung zu bringen, und damit die Bitte um die ausnahmslose Aufrechthaltung der gegenwärtigen Zölle für Eisen auf eine Reihe von Jahren zu verbinden. Ein zweiter Antrag, der angenommen wurde, ging dahin, einen Verein sämmtlicher österreichischer Eisengewerke und Maschinen-Fabrikanten zu bilden, der ihre gemeinsamen Interessen vertreten und fördern soll. Die an die Regierung gerichtete Petition enthält folgende Punkte: „den gesetzlichen Zoll für Roheisen, Gußeisen, Frischeisen, Eisenbahnschienen, Bleche, Platten, für Maschinen jeder Art und für sämmtlichen Eisenbahnbedarf aufrecht zu erhalten und keine Ausnahme davon zu machen; — die Aufrechthaltung des gesetzlichen Zolles für eine Reihe von Jahren; und im Falle eine Revision nach Verlauf von wenigstens fünf Jahren beabsichtigt wurde die Eisen-Industriellen den darauf bezüglichen Berathungen beizuziehen; — jene Bahnanstalten, welche die Gestattung zur Einfuhr gegen ermäßigten Zoll bereits erhalten haben, sorgfältig zu überwachen, damit sie ihre Befugnisse nicht überschreiten; — jene Bahngesellschaften, welchen bereits ein Zollnachlaß bewilligt worden ist von der Pflicht, die ganzen konzessionirten Linien auszubauen, nur unter der Bedingung zu entheben, daß sie auf das Recht der halben Zölle Verzicht leisten; — im Falle eine Bahngesellschaft um Verlängerung ihrer Bauzeit einschreitet, die Frist der erlaubten Einfuhr zum halben Zoll nicht allein nicht zu verlängern, sondern ganz zu entziehen."

* In Neusohl hielt am 31. v. M. das Sohler Seniorat A. K. einen Konvent, in welchem die prov. Errichtung eines mit einer Realschule verbundenen 4klassigen Untergymnasiums, welches man mit der Zeit zu einem Obergymnasium zu erweitern die Absicht hat, beschlossen wurde. Gleichzeitig sind die Eltern benachrichtigt worden, daß die Schule in der Lage ist, auch ein Alumneum aufzustellen, in welchem die Schüler mit billiger Kost versehen werden.

* Humboldt, der seit einiger Zeit nur höchst selten seine Wohnung verläßt, arbeitet mit großem Eifer an dem fünften und letzten Bande seines „Kosmos." Am 14. September feierte Humboldt seinen 89. Geburtstag.

Oesterreichs Handel in der Türkei.

Ueber den österreichischen Handel mit der Moldau und Walachei haben wir bereits wiederholte Mittheilungen gemacht. Heute nehmen wir Veranlassung, einen beachtenswerthen Bericht der Wiener „H. und B.-Ztg." über den Handel mit der Türkei mitzutheilen.

Kleidungsstücke. Die fränkische Mode bricht sich in Konstantinopel immer mehr Bahn und mit derselben verschwinden allmälig alle Nationaltrachten.

Wenige Türken sieht man noch in ihrer ursprünglichen Nationalkleidung. An die Stelle der Turbane sind die Fesse getreten und statt der weiten türkischen Beinkleider werden nun meistens Pantalons getragen. Selbst der lange Kaftan macht dem fränkischen Rocke Platz und wer früher nur gelbe oder rothe Schuhe und darüber gelbe Pantoffeln (Pabutschen) trug, findet es jetzt jedenfalls für praktischer, sich schwarze Lack- oder Kalbleder-Stiefletten und ähnliche Ueberschuhe anzuschaffen. Das Militär ist ganz nach fränkischer Art, mit Waffenröcken, Pantalons, schwarzen Lederschuhen und Fessen gekleidet. Nur die türkischen Frauen halten

fest an ihrer eigenthümlichen Kleidung der Pumphosen, an den weißen baumwollenen, schleierähnlichen Kopftüchern, dem meistens hellfarbigen, langen Ueberwurfe von Seide, Kachemir oder Tuch, an den lichtgelben Halbstiefeln und Pabutschen von gleicher Farbe.

Die Armenierinnen vertauschten allmälig ihre orientalische Tracht mit der fränkischen und entwickeln darin einen Luxus, der seines Gleichen sucht. Schwere Seidenkleider, Hüte, Mantillen, Tücher ꝛc. werden nach der neuesten Mode gewechselt. Die Franken folgen der in ihrer Heimat herrschenden Mode.

Für einen lohnenden Absatz von Mode-Artikeln aller Art findet man also hier die Grundbedingungen vorhanden. Besonders zu erwähnen sind fertige Schuhe und Halbstiefletten von Lack-, Glanz- und Kalbleder mit elastischen Einsätzen als bessere Sorte, dann weit ausgeschnittene, vorne mit Seidenband-Maschen (aus Taffetband) meistens breit und scharfkantig, mitunter auch gerundet. Solche wurden bisher ausschließlich aus Paris bezogen und hier zu dem hohen Preise von 100 bis 120 Piaster (6 fl. 40 kr. bis 8 fl.) für ein paar Kalbleder- oder Lackschuhe bis 150 Piaster (10 fl.) für ganz feine Lack- oder Kalbleder-Stifletten, mit elastischen Seideneinsätzen, verkauft. Ein großer Theil wird hier selbst zu gleichen Preisen und meistens von noch minderer Qualität erzeugt. Nur die hiesigen deutschen Schuhmacher erfreuen sich des Rufes einer soliden Arbeit.

Ueberschuhe (Galloschen) von Lack- und Kalbleder gewöhnlich mit einem Messingdorne rückwärts, um das Ausziehen zu erleichtern, werden meistens hier gemacht und per Paar zu 100 bis 120 Piaster verkauft. So auch eine eigenthümliche Art von Koth-Ueberstiefeln für den Winter, welche bis an die Knie reichen und an der Seite mit einer Eisenschiene befestigt werden. Von Gummischuhen ist ein bedeutendes Lager hier, theils amerikanische, theils französische Waare. Man verkauft hier solche Männerschuhe en detail um 24 Piaster, d. i. nach dem jetzigen Kurse 1 fl. 30 kr.; hinsichtlich der Qualität stehen sie dem Wiener Fabrikate weit zurück.

Von fertigen Männerkleidern sind mehrere Niederlagen hier, darunter drei Wiener und einige Pester, die ein nicht unbedeutendes Geschäft zu machen scheinen. Die Moden sind wie in Wien, und man glaube ja nicht, Altmodisches für hier als kurrente Waare verwenden zu können.

Nebst Kravaten, Halsbinden, Hosenträgern (elastischen Seidengurten mit Bronzeschnallen) ꝛc. würden besonders Wiener Seiden- und graue weiche Sommer-Filzhüte einen guten Absatz finden. Bisher lieferte selbe Paris und Marseille; die Hüte werden hier en detail zu hohen Preisen verkauft. So kostet ein gewöhnlicher Seidenzylinderhut 100, 102 bis 150 Piaster (6 fl. 40 kr., 8 fl. bis 10 fl.), ein grauer Sommerhut 90 Piaster (6 fl.). Auch Männer-Strohhüte eignen sich für hier. Von Frauenartikeln für Franken finden alle Sorten, von den ordinärsten bis zu den feinsten, ihre Käufer. Besonders sind Seiden- und Baregekleider, dann fertige Seidenmantillen, Stickereien, Spitzen und Weißwaaren aller Art für die jetzige Saison hervorzuheben. Seiden-, Stroh- und Roßhaar-Damenhüte nach der neuesten Pariser Mode mit Bänder- und Blumenaufputz werden von den hiesigen französischen Modistinnen direkt aus Paris bezogen.

Da sich derlei Artikel weniger für ein Kommissionsgeschäft eignen, so wäre es wünschenswerth, wenn ein tüchtiges Wiener Haus für diese Artikel hier eine Niederlage gründen würde, und so den eben so schönen, gewiß aber viel billigeren Wiener Damen-Modeartikeln Eingang verschaffte.

Ueberhaupt wäre die Gründung von eigenen Niederlagen bei vielen österreichischen Erzeugnissen zu empfehlen, und jeder anderen Art von Geschäftsverbindung vorzuziehen. Würde Oesterreich in allen Erzeugnissen seiner Industrie so vertreten sein, wie in Glaswaaren, die hier seit 120 Jahren eingebürgert sind, so bliebe kaum noch etwas zu wünschen übrig. Manche Artikel müssen hier durch das Detailgeschäft erst eingeführt werden, und damit befaßt sich kein Kommissionshändler. Vor Allem wäre die österreichische Porzellan-Industrie geeignet, den hiesigen Markt für ihre Erzeugnisse zu gewinnen. England überschwemmt den hiesigen Platz mit seinen Fayenze-Geschirren zu Tafel- und Waschservicen. Während Nürnberg den jährlich gewiß viele Millionen starken Bedarf an Kaffeeschälchen, sogenannten Türkenbechern (Fildschane) und den dazu nöthigen Unterbechern (Sarfen) deckt, und Frankreich das feine vergoldete und buntbemalte Porzellan zu Vasen, Krügen, verschiedenen Services, feinen Türkenbechern ꝛc. liefert, ist Oesterreich bei seinem ungeheueren Reichthum an Porzellanerde nur spärlich durch einige böhmische Erzeugnisse vertreten.

(Schluß folgt.)

Eine Falschmünzerbande.

In Kulmbach (in Baiern) erregt gegenwärtig die am 4. Sept. dort erfolgte Entdeckung und Verhaftung einer Falschmünzergesellschaft Aufsehen. Dieselbe hat sich, wie es scheint, schon seit mehreren Jahren mit der Anfertigung falscher Zehnkreuzerstücke (dort Zwölfer genannt) beschäftigt, von denen, so viel bis jetzt bereits übersehen werden kann, eine nicht unbeträchtliche Anzahl in Zirkulation sich befindet. Die jüngst angeordnete Herabsetzung der Zwanziger und Zehnkreuzerstücke mag die Gesellschaft veranlaßt haben, ihre „Vorräthe“ möglichst schnell umzusetzen, und diese unvorsichtige Verausgabung führte ihre Entdeckung herbei. Ein anscheinend wohlhabender Mann aus Bayreuth wurde am obbemerkten Tage in Kulmbach beim Umwechseln angehalten, als verdächtig durchsucht, im Besitz eines ziemlichen Vorrathes solcher falschen Stücke betroffen und festgenommen, und bald ergab sich, daß man in seiner Person gerade das Haupt der Falschmünzer in die Hände bekommen hatte, dessen Vernehmung auch die Verhaftung von noch zwei Betheiligten ermöglichte.

Am 8. d. sollte die Abführung dieser drei Personen nach Bayreuth erfolgen. Als man am Morgen ihre Zellen öffnete, fand man die Hauptperson, jenen Bayreuther, anscheinend leblos im Blute liegen; er hatte durch Oeffnung einer Ader einen Selbstmordversuch gemacht, wurde aber bald ins Leben zurückgebracht. Die in Rede stehenden falschen Zehnkreuzerstücke sind im Aeußeren von den echten kaum zu unterscheiden; sie tragen die Jahreszahl 1787, ihr Gepräge erscheint nichts weniger als neu und ist der angegebenen Jahreszahl dadurch noch entsprechender gemacht wor-

den, daß einigen Stellen, z. B. der eingeprägten Zahl 10 durch Abſchleifen das Anſehen gegeben worden iſt, als ob ſie durch langjährige Zirkulation ſtark verwiſcht ſeien. Auch der Klang der Stücke iſt dem der echten ziemlich gleich.

Haß bis auf die Knochen.

„Geblendet und betäubt von dem großartigen unſterblichen Anblicke der türkiſchen Hauptſtadt", erzählt Frankel in ſeinem Buche, „Nach Jeruſalem", verließ ich das Dampfſchiff und fuhr mit dem Gepäcke nach Galata. Hier ſollte die Durchſuchung meiner Reiſekoffer, die übrigens nichts Zollbares enthielten, mir nahezu gefährlich werden. Zwiſchen meiner Wäſche, ſorgfältig eingepackt, lag ein für die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften in Wien beſtimmter, antiker Griechenſchädel, den ich aus Athen, wo er bei Gelegenheit einer Grundgrabung gefunden worden war, mitgenommen hatte.

Als hätte ihn eine Schlange geſtochen, fuhr der Beamte mit der Hand zurück, als er, ein Tuch entrollend, den Schädel berührt hatte. Er ſah mich mit glotzenden Augen erſtaunt und ſprachlos an. Ich blieb äußerlich vollkommen ruhig und ſah dem erſchrockenen Manne gleichgiltig in's Auge. Dergleichen war ihm gewiß noch nicht vorgekommen, und in ſeiner Inſtruktion mag ſchwerlich für einen ſolchen Fall vorgeſehen ſein. Man ſieht, jede Geſetzgebung hat Lücken.

Der Türke ſah ſich nach ſeinen Amtsgenoſſen um und rief ſie herbei. Dasſelbe Staunen, wie es ihn ergriffen hatte, war auch in ihren Phyſiognomien ausgedrückt. Einer nur zeigte den Ausdruck des Zornes. Alle fingen nun an zu ſprechen und, wie es ſchien, zu berathen.

Zu meiner Pein antwortete mir mein Dolmetſch nicht, indem er ſich in aufmerkſamem Zuhören der Verhandlung nicht ſtören laſſen wollte. Ich konnte aber aus den heftiger werdenden Bewegungen und lauteren Reden bemerken, daß die Situation für mich eine bedenkliche werden könne. Ich ließ den Männern mit beſtimmter Stimme ſagen, daß ich aus dem Lande des Kaiſers von Oeſterreich ſei und verlange, daß ſein Geſandter von dem Falle unterrichtet werde.

Die Männer beriethen wieder und Einer von ihnen, den wir als den zornig tobhafteſten bezeichnet hatten, ließ an mich die Frage richten, ob ich Denjenigen erſchlagen habe, deſſen Schädel ich als Siegesbeute mit mir führe?

Ich ließ ihn auf die tiefbraune Farbe des Schädels aufmerkſam machen, die ihm beweiſen könne, daß der Menſch, dem er eigen war, lange vor uns, die wir hier verſammelt ſind, gelebt habe.

„Der Schädel iſt braun, weil er einem Mulatten angehört hat."

So naiv unwiſſend dieſe Bemerkung war, und unter anderen Umſtänden mein Lachen erregt hätte, ſo ließ ich doch ganz ernſthaft antworten, daß dieſer Schädel in einem zufällig aufgewühlten Grabe in Griechenland gefunden worden ſei.

„Iſt es der Schädel eines Griechen?"

„Es iſt der Schädel eines Menſchen aus jenem Volke, das den Koran verachtet und das jeder Türke haßt. Du ſiehſt den Schädel Deines ewigen Feindes, eines Griechen."

Die Worte waren kaum gedolmetſcht, ſo zog der erzürnte Moslem ſeinen krummen Säbel und hieb mit dem Rufe: „Giaur!" ſo wuchtig auf den Schädel, das er in Hundert Stücke zerſplitterte. —

„Gut! Gut! ſagten die Umſtehenden und ſahen ſich gegenſeitig befriedigt lächelnd an, und ich ſagte mir ſtillſchweigend: „Allah iſt groß und Mohamed ſein Prophet."

Tagsnachrichten.

* Man ſchreibt dem „Gy. K." aus Devecſer: Am 6. d. M. haben die Weingartenbeſitzer auf der Bákárhelyer Seite des berühmten Schomlauer Gebirges mit den Bevollmächtigten des hohen Aerars, als geweſener Grundherrſchaft, nach zweiſtündiger Berathung einen gütlichen Vergleich über die Ablöſung des Weinzehents abgeſchloſſen; die Ablöſungsſumme wurde auf 23,150 fl. vereinbart, welche in 6 Jahresraten abzutragen ſein wird. Das losgekaufte Areal beträgt 310 Joch.

* Ein Flötiſt, Dilettant von Geburt, hatte in Leipzig vor mehreren Jahren eine Wohnung über derjenigen von Herloßſohn bezogen und blies hier in ſeinen Mußeſtunden unabänderlich das zarte Lied „Nach Sevilla!" auf der Flöte. Voll Verzweiflung ſchrieb der gequälte Schriftſteller dem Hausgenoſſen eines Tages: „Ich bin von Ihrer Sehnſucht nach Sevilla aufs Tiefſte gerührt und mache Ihnen den Vorſchlag, im Fall ſie die Reiſe antreten wollen, die erſte Station bis Lützen zu bezahlen!"

* Ein 224pfündiger Goldklumpen, der größte, welcher noch in Auſtralien aufgefunden wurde, iſt jüngſt in der Nähe von Ballarat ausgegraben worden. Er beſteht aus einer faſt reinen Maſſe geſchmolzenen Goldes mit einem Beiſatz von nicht mehr als acht Pfund Quarz und Lehm. Die Finder ſind 24 Leute aus der engliſchen Provinz Cornwallis, welche auf gemeinſchaftliche Rechnung gruben und mitſammt den Zeitungen der Umgegend vor Entzücken außer ſich geriethen.

* Aus Petersburg wird unter dem 1. September geſchrieben: Die Torf- und Waldbrände in hieſiger Umgegend nehmen ſehr beunruhigend überhand. Ganze Wälder ſind ein Raub der Flammen geworden, und die Hauptſtadt iſt fortwährend in Rauch gehüllt. Ein Theil der kaiſerl. Garde mußte ausrücken, um beim Aufwerfen von Schutzgräben und zum Löſchen mit verwendet zu werden. — Die Einwanderungen von deutſchen Handwerkern nach Rußland hat in dieſem Jahre zugenommen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronſtadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 111. Mittwoch, den 22. September. 1858.

Alexander v. Humboldt.

Der gefeierte Nestor der Wissenschaften erreichte, am 14. d. seinen neunundachtzigsten Geburtstag. Der in Triest tagende Eisenbahnkongreß erfüllte gleich vielen Korporationen Europa's einen Akt der Huldigung gegen den großen Gelehrten, der sich in so hohem Alter eine ungestörte Frische des Geistes zu bewahren wußte. Als die Mitglieder des Kongresses nämlich am 13. d. im Ferdinandeum bei einem Diner versammelt waren, wurde das nachfolgende Gedicht an die Gäste vertheilt:

Zum 14. September 1858, ein Feldblümchen in den Geburtstagskranz des Altmeisters aller Wissenschaften,

Alexander v. Humboldt.

Der Tod sah seine Liste nach
Und bei dem Namen „Humboldt" sprach
Er schmunzelnd: „Halt, den streich ich an,
Der muß nun auch mitkommen dran!
Ist heute grade neunzig Jahr,
Ein ziemlich Alter — das, fürwahr.
'S ist ja nach Moses Palmenziel
Zehn Jahre mind'stens schon zu viel;
Auch glaub' ich fast, der Alte hat
Es jetzt auf Erden selbst schon satt;
Denn da ist doch, bei meiner Ehr'!
Nichts, was ihm unbekannt noch wär'!
In Welten, wahrlich kaum entdeckt,
Hat er die Nase schon gesteckt;
Was Kunst und Wissenschaft ersann,
In Allem ist zu Hauf' der Mann;
Drum muß er auch, bei solchen Gaben,
Auf Erden lange Weile haben." —
D'rauf fiel St. Petrus mürrisch ein:
„Mit Humboldt — das laß ja noch sein,
Der macht gewiß bei seinem Tod
Dem lieben Gott selbst große Noth.
Zur Hölle — das erkenn' ich an,
Da ist nun kein Gedanke d'ran,
Und in den Himmel — ja fürwahr,
Schon der Gedanke sträubt mir's Haar!
Der stöbert uns die Himmelsburg
In wenig Jahren durch und durch;
Und was das Schlimmste von dem Alten —
Vermag nicht seinen Mund zu halten;
Der plaudert aus dem Himmelshaus
Dann die geheimsten Sachen aus.
So treibt er's lang ja schon auf Erden,
Läßt Alles kund und ruchbar werden;
Wo es für ihn was Neues gab,
Da ist's, als bräch's das Herz ihm ab,
Behalten kann er's nicht allein,
Schreibt's brühwarm in die Welt hinein,
Hat jüngst den Kosmos gar geschrieben,
D'rin ist's, als wäre er vom lieben
Gott im Laboratorium
Geführet worden selbst herum.
Sollt' einen Ort ich ihm ertheilen,
Der müßte Trillionen Meilen
Hinaus hoch über'm letzten Stern,
Das wär' was für den alten Herrn! —
Der liebe Herrgott hört's und sprach:
„Gemach, ihr lieben Herren, gemach!
Mit Humboldt hat's noch gar nicht Eile,
Der soll noch eine ganze Weile
Auf Erden wallen wohlgemuth,
Soll's dort auch haben einmal gut;
Dort mag er von den Werken mein
Noch lange Zeit Verkünder sein.
Sein Geist und Körper aber sei
Von jeder Last des Alters frei,
Bis daß ein neuer Weltallsschweif
Für ihn ist erst geworden reif;
Denn fast wär's Noth, daß der sich stellt'
Für ihn ganz eine neue Welt.
Auch müßte wohl den alten Herrn
Sein königlicher Freund nicht gern,
Der säh' auf seinem Sanssouci
Wohl wieder einen Humboldt nie;
D'rum mag er immer vor der Hand
Verweilen noch im Erdenland,
Und wenn ich einst ihn von der Erde
Zum höh'ren Lichte rufen werde,
Dann nah', Tod, ihm als Genius
Und ruf' ihn leicht mit sanftem Kuß!"
Tod und St. Petrus neigten sich
Und sprachen fromm und feierlich:
„Dein Will' geschehe immerdar!"
Und von der Himmelsbürgerschaar,
Als sie gehöret Humboldt's Namen,
Erscholl es wie ein himmlisch Amen! —

Digitized by Google

Eine Kreuzerbetrachtung.

„Wie viele Gulden das Schock, so viele Kreuzer das Stück", — „wie viele Kreuzer pr. Tag, so viele halbe Gulden pr. Monat. Diese beiden Hauptbequemlichkeitsformeln für's Kopfrechnen hatte uns unser alter Schulmeister nicht oft genug wiederholen können. Sie sollten namentlich dem weiblichen Theile der schulstaubathmenden Jugend für die künftige Markt- und Hauswirthschaft eine praktische Regel sein. Nun hat es auf einmal damit ein Ende! Die praktische Regel ist unpraktisch geworden. Der Gulden hat sich von dem alten hausbackenen Schockherkommen emanzipirt, und ist mit Sack und Pack in das moderne Dezimalsystem hinübergewandert. Er will sich fortan nicht mehr mit 60 Kreuzern begnügen, er hat sich zu zwei Nullen emporgeschwungen und zählt vom nächsten Herbste an nach 100 Kreuzern.

Der Kreuzer ist damit gründlich aus seiner bisherigen Stellung herausgerückt. Der Neukreuzer ist etwas ganz Anderes als der bisherige „gute" und „schlechte" Kreuzer. Er kann nicht mehr in drei Gliedern aufmarschiren, sich nicht mehr zu Groschen formiren; — mit dem hundertheiligen Gulden ist die Dreizahl für ihn zur Unmöglichkeit geworden. Der Groschen gehört wie der Zwanziger fortan zu den „überwundenen Standpunkten," und einer wie der andere werden einst unseren Enkeln nur noch als mythische Größen erscheinen, gerade so, wie uns gegenwärtig die ehemaligen Siebener und Siebenzehner.

Niemand hat mehr Grund, mit der neuen Münzänderung zufrieden zu sein, als der Kreuzer. Sie stellt dessen ganze Wichtigkeit wieder einmal so recht in's hellste Schlaglicht. Pah! ein Kreuzer! rümpften Hunderte die Nasen und Näschen, das Ding ist nicht des Aufhebens werth! Und doch liegt die Bedeutung des neuen Münzsystems weniger im Thaler und im Gulden, als vielmehr im Kreuzer!

Was liegt an dem Unterschied zwischen dem bisherigen und dem neuen Gulden? Der ist ja spielend ausgeglichen. 100 Gulden Konventionsgeld machen 105 Gulden neuer Währung; 20 Gulden machen 21, 10 machen 10½, 5 machen 5¼, ein Gulden Konv.-Münze macht 1 Gulden und 5 Neukreuzer österr. Währung; das begreift und merkt sich so leicht wie etwas in der Welt. Anders ist es mit dem Kreuzer. Da stößt die Reduktion auf Schwierigkeiten, die mit der Feder auf dem Papier wohl leicht überwunden werden, im wirklichen praktischen Leben aber nicht. Der bisherige Konventions-Kupferkreuzer ist in der amtlichen Erklärung ein und einem halben Neukreuzer gleichgestellt. Der halbe Neukreuzer aber, wenn ein solcher auch als Münze ausgeprägt werden sollte, dürfte im Alltagsverkehr ebensowenig, wie jetzt der halbe und Viertelkreuzer, zu einer durchgreifenden Geltung gelangen. Man wird also im täglichen Verkehr, da, wo jetzt ein Konventionskreuzer seinen Platz hat, sich entweder auch mit einem Neukreuzer begnügen, oder man wird gleich zwei volle Neukreuzer fordern.

Unsere Hausfrauen begreifen wohl am besten, was dieses Kreuzer-Dilemma bedeutet. Markt und Küche wiederhallen vom Kreuzerklang; hunderterlei Dinge werden nach dem Kreuzer gewogen, gemessen und gezählt. Wir Männer kennen in der Regel den Kreuzer viel zu wenig. Höchstens, daß wir manchmal zu einer ordinären Zigarre hinabgreifen, oder einem Werkelmann einen Kreuzer in die Kappe werfen. Die Frauen dagegen wissen den Kreuzer viel besser zu würdigen, und sehen darum in der Neukreuzer-Periode auch eine Sphynx auftauchen, die sie vergeblich um die Lösung des Zukunftsräthels befragen.

Der Markt — der Ort, wo sich die Frauen ihrer ganzen menschenerhaltenden Bedeutung bewußt sind, und in diesem Selbstgefühle alle bissigen und gesalzenen Ausfälle der wenig höflichen Marktweiber mit stoischer Ruhe hinnehmen — geht mit dem Neukreuzer einer großen Umwälzung entgegen. Eier und Petersilie, Zwiebel und Thymian werden unter eine neue Preisskala fallen. Was wird wohl der Rath der Grünweiber über diese Frage entscheiden? Wird er für die kleinste Menge auch die kleinste Münze gelten lassen, oder wird er, wie er bisher von dem ¼ und ½ Konventionskreuzer nichts wissen wollte, auch den Neukreuzer geringschätzig ignoriren?

Was wird das Loos der Kreuzersemmel und Kreuzerkipfel werden? Werden sie von dem Neukreuzer zu noch bescheidenerer Geringfügigkeit einschrumpfen, oder werden sie in Erwägung, daß eine Herabminderung ihrer Größenverhältnisse sie vollends der Wahrnehmung durch das Auge entziehen könnte, lieber bleiben, wie sie sind und als Zweikreuzer-Gebäck fort erscheinen?

Aehnliche Fragen tauchen im Gefolge des Neukreuzers dutzendweise auf. Sie beweisen sämmtlich nur, was wir oben sagten: im Kreuzer liegt das tiefgreifendste Moment unseres neuen Münzwechsels.

Die Bettler und die Schuljungen werden sich am empfindlichsten betroffen fühlen. Die Almosenkreuzer der ersteren und die Naschkreuzer der letzteren werden aus der Konventionshöhe, zu der sie sich in den letzten Jahren emporgeschwungen, fast auf das ehemalige Scheingeld-Niveau hinabgedrückt, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt für den Neukreuzer die Einen gewiß nicht mehr so viel Branntwein und die Andern nicht mehr so viel Johannisbrot bekommen, als dies früher für einen „schlechten" Kreuzer der Fall war.

Dagegen werden offenbar die Kettenbrücken-Aktien steigen müssen. Das Brückengeld, das aus einem Wiener Währung-Kreuzer zu einem halben Konventionskreuzer überging, wird sich nothwendigerweise in einem Neukreuzer metamorphosiren, und was bis jetzt 120 Passanten eintrugen wird dann bereits durch 105 erzielt werden. Ein Gleiches gilt bei den Ueberfuhren und hundert andern Dingen.

Eine Spuckgeschichte.

Seit einiger Zeit allarmiren fabelhafte Gerüchte die jungen und alten Bewohner von L. und finden in dem Aberglauben der Bevölkerung hinreichende Nahrung, um manche Gemüther in Angst und Schrecken zu versetzen. Es heißt, daß dort in abendlicher Dämmerung und in mitternächtiger Stunde der Geist eines vor beiläufig sechs Wochen verstorbenen armen Glasschleifers umgehe, der im Grabe keine Ruhe finden könne. Die Sache verhält sich

nämlich folgendermaßen. Der erwähnte Glasschleifer, ein blutarmer Mensch, der Weib und Kind zu ernähren hatte, aber nur wenige Kreuzer des Tages verdienen konnte, war zu seinem und der Seinigen Mißgeschick ein leidenschaftlicher Lotteriespieler. Das Geld, das er so mühsam erworben und auf das seine hungernde Familie schon mit Schmerzen wartete, wanderte gewöhnlich unaufhaltsam in die Lotteriekollektur. Es gab natürlich wegen dieser seiner verderblichen Leidenschaft gar manchen Streit mit seinem Weibe und der Glasschleifer hatte die Gewohnheit angenommen, immer seine Riskonto in den Kleidersäcken verborgen bei sich zu tragen.

Vor mehr als zwei Monaten erkrankte er an den Blattern. Nachdem er 14 Tage lang krank gelegen, wandte sich sein Zustand zum Bessern und lange bevor es räthlich war, ging er trotz der Ermahnungen seines Weibes aus. Als er zurückkam, fühlte er sich sehr krank, legte sich nieder und starb in Kurzem an den Folgen seiner Unvorsichtigkeit. Sein trauerndes Weib zog dem Dahingeschiedenen die wenigen guten Kleider an, die er besaß und er wurde auf dem Platze, der auf dem Friedhofe von L. für die Verstorbenen evangelischer Konfession bestimmt ist, beerdigt. Nun aber ist vor beiläufig 6 Wochen in der Lotteriekollektur von L. ein Terno mit mehreren hundert Gulden gemacht worden, den bisher Niemand behoben hat. Auch hat man nach den eingezogenen Erkundigungen noch nicht erfahren, daß sich bis jetzt Niemand zum Besitze des Riskonto, auf welchen dieser Terno gemacht wurde, bekannt hätte. Es besteht daher im Orte die Vermuthung, die auch einige Wahrscheinlichkeit für sich hat, der Glasschleifer habe bei seinem letzten verhängnißvollen Ausgang nach alter Gewohnheit in die Lotterie gesetzt und den Riskonto in seinen Taschen verborgen; die Witwe habe bei dem Todesfalle natürlich nicht daran gedacht, die Taschen der Kleider, welche sie der Leiche anzog, zu untersuchen, und so sei der Glasschleifer mit dem jetzt kostbaren Riskonto begraben worden. Seit dieses Gerücht sich verbreitet hat, läßt nun das Gespenst des herumwandelnden Glasschleifers den guten Bewohnern in L. keine Ruhe finden, weil er den Riskonto bei sich trage und den Terno, auf welchen er sein Lebelang vergeblich gewartet, nicht beheben könne. Der Witwe soll jedoch merkwürdiger Weise der Geisterspuck nicht erschienen sein.

Geheime Korrespondenz.

Eine junge Frau, die erst kürzlich geheirathet hatte, und ihrem Manne jeden Brief zeigen mußte, den sie abs ndete oder empfing, schrieb einer Freundin die folgenden Zeilen:

„Ich kann mich nicht zufrieden geben, theure Freundin, so glücklich fühle ich mich in meiner jungen Ehe, bis ich in Deinen treuen, bewährten Freundesbusen, der stets in Uebereinstimmung mit dem meinen schlug, die verschiedensten Gefühle ausgeschüttet habe, die mit dem Vergnügen der süßesten Aufregung mein beinahe brechendes Herz erfüllen. Liebe Freundin, mein Mann ist der liebenswürdigste Ehemann; ich bin jetzt sieben Wochen verheirathet und fand noch nicht die kleinste Veranlassung, zu sagen, ich bereue den Tag, der uns verband. Mein Mann ist sowohl von Person, als in seinem Benehmen nicht etwa häßlich, widerwärtig, alt und eifersüchtig, kurz, wie jene Ungeheuer, die denken, sich durch Tyrannei zu sichern: die Frau, so ist sein Grundsatz, muß man wie einen theuren Busenfreund, und nicht etwa wie ein Spielzeug, eine gemeine Sklavin behandeln; sie hat mit dem Manne gleiche Rechte und keines von Beiden, sagt er, muß blind und unbedingt gehorchen, sondern Eines dem Andern gefällig zu sein streben. — Eine unverheirathete Tante, beinahe siebenzig Jahre alt, eine freundlich ehrwürdige heitre Matrone, lebt bei uns im Hause; — sie ist in der That der Trost, die Freude für Alt und Jung, und nicht so ein Satan, wie die meisten alten Jungfern; dabei wohlthätig und freundlich gegen die Armen.

„Ich bin überzeugt, mein Mann liebt nichts so sehr, wie er mich liebt; er hält viel mehr auf mich, als auf sein Glas, und sein Rausch, seine Trunkenheit, (denn so muß ich das Uebermaß seiner Liebe nennen), macht mich oft erröthen, über die Unwürdigkeit des Gegenstandes, und ich wünsche, ich wäre würdiger des Mannes, dessen Name ich trage — — — — Um Alles in Einem Worte zu sagen, und um das Ganze zukrönen: Mein früherer Liebhaber ist jetzt mein nachsichtiger Gatte — meine Zärtlichkeit ist zurückgekehrt und ich hätte — ganz gewiß — nie so glücklich sein können, wie mit ihm. — — — — — — Ach, wie bereue ich meine frühere Thorheit!

„Lebe wohl; möchtest Du so glücklich sein wie ich unfähig bin, von mir anders zu sagen, als: Ich bin sehr glücklich!" — — — —

Wie liebevoll und zärtlich ist dieser Brief! Sollte man die Schreiberin nicht für die glücklichste aller Gattinnen halten? Wie ganz anders aber gestaltet sich die Sache, wenn man die erste Zeile ließt und dann jede zweite überspringt.

Oesterreichs Handel in der Türkei.

(Schluß.)

Für Wiener Großuhren, besonders Pendeluhren wäre Absatz zu hoffen. Dieselben müßten aber mehr mit türkischen als arabischen oder römischen Ziffern versehen sein.

Ein zwar unbedeutend scheinender, aber nicht ganz unwichtiger Artikel verdient noch besondere Erwähnung, da sich hoffen läßt, daß er gleich den österreichischen Zündhölzchen eine große Ausdehnung erlangen kann. Es ist die als vorzüglich bekannte Wiener und oberösterreichische Stiefelwichse. Der Verbrauch davon ist hier sehr bedeutend, und er wird immer größer, je mehr die schwarzen Lederschuhe die gelben und rothen Pabutschen verdrängen.

Die von Pest gemachte Probesendung von rothem Ungar-

weine ist zur völligen Zufriedenheit ausgefallen und es ist sichere Hoffnung vorhanden, daß Qualität und Preis dieser Sorte, so wie der noch beigegebenen Muster anderer, darunter auch weißer Ungarweine, zu häufigeren und mit der Zeit größeren Bestellungen Veranlassung geben werden.

Obwohl der Konsumo von weißem Wein nicht so bedeutend ist wie jener von Rothwein, so dürfte dennoch ein Versuch mit einigen Proben der edelsten Sorten Oesterreicher-Weine, wie Weidlinger, Klosterneuburger, Vöslauer, Mallberger, Markersdorfer ꝛc. jedoch von jeder Sorte mehrere kleine Bouteillen, sehr zu empfehlen sein, indem weiße Rheinweine in Konstantinopel mit 8 bis 10 Franks pr. Bouteille verkauft werden und mit denselben unsere österreichischen Weine ganz gut konkurriren könnten.

Protokoll

über die allgemeine Versammlung des siebenb.-sächsischen Landwirthschafts-Vereines vom 25. August 1858.

Vorsitzer: Obervorsteher k. k. Statthaltereirath Wilh. Freiherr von Konradsheim.

Schriftführer: Vereinssekretair Freiherr Josef Bedeus v. Scharberg.

1. Zur Uebernahme der Stimmzettel für die Wahl von drei Beisitzern der Oberverwaltung werden die Herren Statthaltorei-Sekretär v. Wayda, Pfarrer Gottschling und Lander aufgefordert, worauf die Abgabe der Stimmzettel beginnt.

Bei dieser Wahl fällt die Mehrheit der Stimmen auf die Herren Seminarlehrer Martin Malmer, Buchhaltungsoffizial Jos. Hintz und Statthaltereioffizial Karl Viotte, welche sofort als Beisitzer der Oberverwaltung anerkannt und mit Zuruf begrüßt werden.

2. Die Kommission zur Prüfung der Vereinsrechnung bestätigt deren Richtigkeit und berichtet über die vorgekommenen Einnahmen und Ausgaben. Die weiteren Bemerkungen über die wahrgenommenen Formfehler werden der Oberverwaltung zur entsprechenden Veranlassung zugewiesen.

3. Der Entwurf neuer Vereinssatzungen wird punktweise in Berathung gezogen und mit folgenden Aenderungen angenommen:

In §. 15 soll der Zwischensatz: „wenn sie solche geeignet oder selbst dergleichen Anträge zu stellen fände" wegbleiben.

Zu §. 29 p. 2 soll zugesetzt werden: „welches einem Bezirksvereine angehört, oder aus dem vollen Jahresbeitrage von 2 fl. dort, wo sich noch kein Bezirksverein gebildet hat.

§. 30 soll lauten: „die Summe von Zweitausend Gulden aus dem gegenwärtigen Vereinsvermögen und der vierte Theil der, in die Hauptkasse fließenden Jahreseinkünfte bilden einen Reservefond, über welchen nach §. 12 Punkt 5 die allgemeine Versammlung verfügt.

In §. 31 wird der Zwischensatz: „Wo sich noch kein Bezirksverein gebildet hat, fließen diese Einkünfte durch die Agenten ganz der Hauptkasse zu," gestrichen.

In §. 33 soll der Satz enden: „Streitigkeiten ist fünf von der allgemeinen Versammlung gewählten Schiedsrichtern zuzuweisen."

Wegen Bestätigung dieser Satzungen soll bei der h. Statthalterei das Ansuchen gestellt werden.

4. Es wird beantragt, der Verein möge jene Gemeinde, welche entlegene unbenützte Grundkomplexe haben, zur unentgeltlichen Ueberlassung derselben auffordern um darauf Musterwirthschaften anlegen zu lassen. Der Vorschlag wird der Oberverwaltung zur Verhandlung zugewiesen.

5. Die aus Hohenheim bezogenen, der Versammlung vorgezeigten Werkzeuge, als eine dreischarige Pferdehacke und ein Häufelpflug, dann das Modell eines Pferderechens und einer Röstgrube für Flachs und Hanf werden von den anwesenden Vereinsmitgliedern und den zahlreich versammelten Landbewohnern mit Aufmerksamkeit in Augenschein genommen und deren Anwendung besprochen.

6. Von dem Schäßburger ev. Prediger Hrn. Fabritius werden eine Partie selbsterzeugter Kokons und Rohseide vorgezeigt und die Herren Seidenzüchter Rheter und Péterfi legen Muster ihrer Erzeugnisse, bestehend in Rohseide zur Ansicht vor. Beide Proben werden von der Versammlung mit lobender Anerkennung aufgenommen.

7. Vorsitzer gibt bekannt, daß Nachmittags die von der Oberverwaltung veranstaltete Viehausstellung und Prämienvertheilung stattfinden werde. Hierauf schließt Vorsitzer die Versammlung indem er der Gemeinde Agnetheln für die freundliche Aufnahme ihrer Gäste und den Anwesenden für die lebendige Theilnahme an den Berathungen dankt und besonders anerkennend hervorhebt, daß eine größere Anzahl von Landbewohnern sich eingefunden habe und dem Streben des Vereines mit Verständniß und Bereitwilligkeit entgegengekommen sei.

Bericht

über die von dem siebenb.-sächsischen Landwirthschaftsvereine am 25. August zu Agnetheln veranstaltete Viehausstellung.

Nach genauer Besichtigung der in größerer Anzahl vorgeführten Pferde, Stiere, Kühe und Schweine wurden von den Preisrichtern folgende Preise zuerkannt und sofort nebst den bezüglichen Anerkennungsschreiben ausgefolgt:

1. Der Gemeinde Neustadt für den schönsten Hengst fünf Dukaten.
2. Dem Martin Schuster aus Schönberg für die beste Stutte mit Fohlen fünf Dukaten.
3. Der Marktgemeinde Agnetheln für den schönsten Stier drei Dukaten.
4. Dem Georg Maurer aus Agnetheln für das schönste Stierkalb ein Dukaten.
5. Dem Bukur Muntean aus Mergeln für die schönste Kuh mit ihrem Kalb vier Dukaten.
6. Dem Michael Maurer aus Agnetheln für das vorzüglichste Schwein zwei Dukaten.

Zugochsen und Widder waren nicht ausgestellt worden; daher die bezüglichen Geldpreise der Oberverwaltung zur Verwendung zurückgestellt wurden.

Agnetheln, am 25. August 1858.

Die Ausstellungsordner.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 112. Freitag, den 24. September. 1858.

Protokoll

über die Sitzung der Oberverwaltung des siebenb.-sächsischen Landwirthschafts-Vereines vom 7. September 1858.

Vorsitzer: Obervorsteher k. k. Statthaltereirath Wilh. Freiherr von Konradsheim.

Schriftführer: Vereinssekretair Freiherr Josef Bedeus v. Scharberg.

1. Hohes Statthalterei-Präsidium eröffnet, daß Seine k. k. apostol. Majestät den Kommandanten des 6. Armeekorps Feldmarschall-Lieutenant Friedrich Fürsten zu Lichtenstein zum Gouverneur und kommandirenden Generalen im Großfürstenthume Siebenbürgen zu ernennen geruht haben. Diese Mittheilung wird zur erfreulichen Kenntniß genommen, und sobald die erwünschte Gelegenheit sich darbietet, wird die Oberverwaltung nicht säumen, sich Seiner Durchlaucht vorzustellen.

2. Die aus Bistritz, Schäßburg und S.-Regen eingegangenen Aktienbeträge werden dem Hauptkassier übergeben, und wegen Einhebung der Beiträge der neu beigetretenen Mitglieder die Anordnungen getroffen.

3. Der frühere Kronstädter Bezirkskassier Riemer äußert sich, daß er im Jahre 1848 die dokumentirte Rechnung dem damaligen und seither verstorbenen Vorsteher der Bezirksverwaltung von Albrichsfeld mit der Bitte um Enthebung von der weitern Besorgung des Kassageschäftes übergeben habe. Dieses Verlangen sei ihm gewährt worden und so habe er keine Nachweisungen mehr in Händen. Die Ausgaben haben jedoch damals schon die Einnahmen um einen kleinen Betrag überstiegen. Von den dargeliehenen Geldern werde höchstens noch das bei der Gemeinde Rothbach angelegte Kapital einbringlich sein.

Demzufolge wird wegen Sicherstellung dieses Darlehens die Verfügung getroffen und die Abschreibung der übrigen, der Kronstädter Bezirkskasse vorgemerkten Beträge beschlossen.

4. Die bei der Viehausstellung am 25. August nicht vertheilten Prämien werden zur Verwahrung bis zu der nächsten Gelegenheit, der Hauptkasse übergeben. Zugleich wird beschlossen, den gemeinsinnigen Gebern, durch deren Beträge die Abhaltung der Viehausstellung und die Verleihung von Preisen möglich geworden ist, den gebührenden Dank durch die öffentlichen Blätter auszusprechen.

5. Hohe Statthalterei übermittelt den erbetenen Bericht des k. franz. Senators Dumas über die Verbesserung der Seidenwürmerzucht, welche Herr Péteril zum abgesehenen Gebrauche gegen seinerzeitige Rückstellung ausgefolgt wird. Die beantragte Geldunterstützung für den genannten Seidenzüchter wurde nicht bewilliget.

6. Das evang. Oberkonsistorium theilt die von einigen Kirchenbezirken erstatteten Berichte über die Anlage von Obst- und Maulbeerbaumschulen zur Benützung mit. Da aus diesen Schriften die gewünschten besondern Nachrichten nicht geschöpft werden können, werden dieselben mit Dank zurückgestellt, und die mittlerweile eingelangten 50 Exemplare von Bambergers Unterricht der Obstbaumzucht und 15 Exemplare von Baßis Schrift, „die beste Art, die Seidenzucht zu betreiben, zur angemessenen Vertheilung übermittelt, wobei besonders die Büchersammlungen der Schullehrerseminare und der Schullehrervereine zu bedenken sein werden.

7. Der vom böhmischen Bienenzuchtverein übersendete Musterbienenkorb und das Buch: „Volkmann zu Immenheim ein katholisches Haus- und Lesebuch von den Bienen wird vorgelegt und beschlossen, denselben nebst den übrigen angeschafften Modellen in dem Lokale des Gewerbvereines durch einige Zeit auszustellen.

8. Löbl. Magistrat Mediasch in Uebereinstimmung mit der Gemeindevertretung gibt bekannt, daß von Seite dieser Stadtgemeinde ein zur Weinrebenpflanzung vorzüglich geeigneter Platz zur Pflanzschule gewidmet und mit Vorbehalt des Eigenthumsrechtes zur freien Verfügung des Vereines unentgeltlich gestellt werde.

Für diese erfreuliche Bereitwilligkeit, zur Förderung des gemeinnützigen Zweckes mitzuwirken, wird der Stadt Mediasch der gebührende Dank ausgesprochen und die Bezirksverwaltung zur Uebernahme des Grundes und weitern Anlage der Pflanzschule aufgefordert.

9. Hohe Statthalterei eröffnet, daß ein Dienstboten-Prämienfond unter ihrer eigenen Verwaltung gegründet worden sei dessen Interessen alljährlich den k. k. Kreisämtern zur Vertheilung als Prämien in Beträgen von 5 bis 15 fl. österr. Währung an solche Dienstboten männlichen oder weiblichen Geschlechtes welche in einer und derselben Haushaltung über 5 Jahre ununterbrochen, treu, redlich und ohne irgend einen Vorwurf gedient haben, zugewiesen werden.

10. Hohe Statthalterei übermittelt zur Fortsetzung mehrere

Digitized by Google

Hefte des Berichtes über die Pariser Agrikultur- und Industrie-Ausstellung und zwar:

18. Heft II. Klasse: Forst- und Waldwirthschaft, Jagd-, Fischerei und Produkte, die ohne Kultur gewonnen werden.

19. Heft XXVI. Klasse: Zeichnungen und plastische Arbeiten für Industriezwecke, Letter- und Plattendruck, Photographie.

20. Heft X. Klasse: Chemische Produkte, Färberei und Druckerei, Kautschuk, Leder, Tabakfabrikate.

21. Heft VIII. Klasse: Uhren, mathematische, physikalische und optische Instrumente, Apparate für Wissenschaft und Unterricht.

22. Heft XVIII. Klasse: Glas- und Thonwaaren.

23. Heft XXXI. Klasse: Gegenstände des Hausbedarfes.

24. Heft XIII. Klasse: Kriegswesen und Marine.

Ferner ist eingelangt ein Preiskurant der von Moriz Hatschek (Wien, Leimgrube, Glacis Nr. 2) erfundenen Ventilationsspunde zur Konservation von geistigen säurehältigen und aromatischen Flüssigkeiten, zur Verhütung des Explodirens von Gefäßen, welche gespannte Gase enthalten.

11. Einladung und Programm zu der am 4., 5., 6. und 7. Oktober 1858 zu Wiesbaden stattfindenden Versammlung deutscher Wein- und Obstproduzenten wird vorgelegt.

12. Nachdem der Verein durch seine erneuerte Wirksamkeit eine erfreuliche Anerkennung gewonnen hat und eine immer ausgebreitetere Theilnahme namentlich auch unter der Landbevölkerung zu erwarten ist, wird beschlossen eine Aufforderung zum Beitritt neuer Mitglieder durch die Agenten zu erlassen. Um jedoch den Beitritt zu erleichtern, wird der Beschluß gefaßt, daß die Einzahlung der statutenmäßigen Einlage von 5 fl. in fünf Jahresraten zu 1 fl. jährlich den neu beitretenden Mitgliedern gestattet sein solle. — Da ferner zu hoffen ist, daß auch die Bezirksvereine nach und nach zu neuer Wirksamkeit kommen werden, so wird ferner beschlossen, daß es den Bezirksverwaltungen freistehen solle, die erforderlichen Mittel zu einer gedeihlichen Thätigkeit sich dadurch zu verschaffen, daß sie von den, in ihrem Vereinsbezirke wohnenden Vereinsmitgliedern einen Jahresbeitrag von 1 fl. K.-M. einheben.

13. In der Voraussetzung, daß es manchen Landwirthen erwünscht sein wird, durch die Vermittelung des Vereines guten Kleesamen aus sicherer Bezugsquelle zu erhalten, wird beschlossen, es solle eine Bekanntmachung durch die Zeitungen erlassen werden, wonach die Oberverwaltung Bestellungen auf Samen von Steierklee und Luzerne bis letzten Oktober d. J. entgegenzunehmen und zu besorgen bereit ist. Auch werden zugleich Bestellungen auf Rebensteckl inge und veredelte Obstsorten für das nächste Frühjahr bis zu demselben Termine bereitwillig angenommen werden.

Arbeiter und Arbeitgeber.

Die täglich fortschreitende Bewältigung und gleichsam Zähmung der Naturkräfte durch den Menschen und die hiermit Schritt haltende Erhebung des handwerklichen Kleinbetriebes zum „fabrikmäßigen Großbetriebe" vermehren noch täglich die, dem Menschen zu Gebote stehende Fülle sinnlicher Güter und steigern auch in der That das durchschnittliche Einkommen der Einzelnen. Diese Thatsache ist statistisch hinreichend bewiesen. Alles Gerede der Gegner von um sich greifender „Verarmung der Massen" ist, soweit nur das pro Kopf sich ergebende durchschnittliche Einkommen an den verschiedenen wichtigsten Lebensmitteln und Lebens-Bequemlichkeiten in Frage kommen soll, vollständig falsch. Aber es bleibt ewig wahr; der Mensch lebt nicht vom Brote allein, und alle wirthschaftlichen Güter sind für sich allein, abgesehen von dem sittlichen Fundamente, das sie trägt, d. h. abgesehen von dem Geiste, in welchem sie erzeugt und genossen und erneuert werden, ohne wahren menschlichen Werth und ohne jede Bürgschaft der Dauer. Wenn jener gepriesene wirthschaftliche Gewinn mit einem Verfalle dieses, des sittlichen, Fundamentes der Gesellschaft erkauft werden müßte, dann wäre ihr Preis auf alle Fälle viel zu theuer und ein solcher Tausch, wenn etwa unvermeidlich, das größte soziale Unglück und nur der Anfang vom sicheren Ende!

Ganz so schlimm, daß er um solchen Preis erkauft werden müßte, steht es mit unserem wirthschaftlichen Fortschritte nun freilich nicht; sehr ernste Gefahren jedoch sind allerdings vorhanden. Und jedenfalls werden wir diese Gefahren um so besser bestehen, wenn wir sie nicht läugnen, sondern sie möglichst früh und möglichst fest ins Auge fassen.

Während sich das durchschnittliche Einkommen der Einzelnen in unserer heutigen Gesellschaft fortwährend steigert, wird daneben zugleich die Zahl der auf eigenem Vermögen beruhenden selbstständigen Gewerbs-Unternehmungen täglich kleiner. Das im Verhältniß zu der Zahl der selbstständigen Arbeitgeber noch fortwährend zunehmende Uebergewicht der Masse abhängiger Arbeiter droht mit einem überwältigenden Proletariate, und es fehlt nicht an Anzeichen, welche dringend zur Erforschung des eigentlichen Wesens der hierunter verborgenen Gefahren und der durch dasselbe bedingten Gegenmittel auffordern. Es gibt kein anderes Verhältniß, das für eine richtige Gewerbe-Politik der Gegenwart so richtig wäre, wie das hier in Rede stehende.

Kurze Zeit ist verflossen, seit ein, vor dem Schwurgerichte von Zürich schwebender Riesen-Prozeß — der sogenannte Uster-Prozeß — eine finstere Seite unserer modernen Industrie-Zustände den Augen der Mitlebenden vorführte. Es handelte sich um die Enthüllung der grenzenlosesten Unredlichkeit, Dieberei und Verlogenheit, welche in der zahlreichen Arbeiterschaft des großartigsten Spinnerei-Unternehmens im Kanton Zürich dem Unternehmer gegenüber der Art herrschend geworden war, daß unter den Arbeitern selber das Verbrechen so zu sagen völlig öffentlich bestand und bereits fast als moralisch gerechtfertigte — gleichsam wohlhergebrachte — Sitte gehegt und geschützt wurde. Die Klage über physische Verschlechterung des Arbeiterstandes, z. B. über reißende Abnahme der Prozentzahl der Militärtüchtigen unter den Bevölkerungen mehrerer Industrie-Bezirke, berührt ein verwandtes, kaum minder furchtbares Uebel. Schließlich fließen beide aus derselben Quelle und können gründlich nur mit einander geheilt werden. Ein gründlicher Angriff muß aber auf das sittliche Uebel und seine Ursache sich vor Allem richten, wenn gleich ihr beizukommen besonders schwierig scheinen mag. — Die Entdeckung und Beur-

theilung der Urſache iſt nicht ſo ſchwer, wie die Abhilfe. Der Gemeindevorſtand von Uſter, der ſich in einer Denkſchrift an den Züricher Regierungsrath darüber ausſpricht, iſt über die nächſten Urſachen der aufgedeckten Demoraliſation nicht zweifelhaft. Er erklärt in Betreff des ſeiner Aufſicht unterſtehenden Etabliſſements:

„Unfreundlichkeit, liebloſe Strenge, Härte und Inhumanität ſchien von jeher der Geiſt, in dem die Arbeiter von ihrem Herrn behandelt worden. Ein freundlicher, wohlwollender Verkehr zwiſchen dem Herrn und ſeinen Beſchäftigten konnte nie wahrgenommen werden; roh, wegwerfend und mißachtend war ſein Benehmen gegen ſie; er hatte für ſie ſelten oder nie ein lohnendes Wort oder eine ermunternde Bemerkung, und namentlich in der letzteren Zeit zeigte er ſich ihnen ſtets launiſch, mürriſch und unzufrieden. Von jeher aber zeigte ſich ſeine liebloſe Strenge. Körperliche Züchtigungen, beſonders gegen die jüngeren Arbeiter, waren früher an der Tagesordnung, und als noch unter den hieſigen Fabrikbeſitzern ein Verkommniß beſtand, daß kein aus einer Fabrik Entlaſſener in einer anderen aufgenommen werden durfte, da gefiel es ihm, Arbeiter wegen wenig wichtiger Fehler zu entlaſſen und brotlos zu machen. Von der Maxime, die Menſchen gleich Maſchinen vorherrſchend zu ſeinem Vortheile zu verwenden, konnte er durch kein Verhältniß und durch keinen Umſtand abgebracht werden, indem er in jedem Menſchen nichts zu achten und nichts zu ſchätzen ſcheint, als die Arbeitskraft, die dieſer für ihn einzuſetzen im Stande iſt. Selbſt bei den Kindern im zarteſten Alter machte er keine Ausnahme, indem er, mit völligem Hinwegſetzen über ihre phyſiſche und geiſtige Verkümmerung, ſie in einem ſolchen Maße benutzte, daß ſich die Schulbehörden ſehr oft veranlaßt fanden, ihn wegen Uebertretung der Schulgeſetze zurecht zu weiſen oder gerichtlicher Beſtrafung zu überliefern .... Die nothwendige Folge dieſer Handlungsweiſe war die, daß jede Achtung und jedes Vertrauen wich, daß das Beſtreben nach Förderung gegenſeitiger Intereſſen erſchlaffte und das Gefühl gegenſeitiger Zuſammengehörigkeit erloſch. Die Arbeiter achteten den Herrn nicht mehr als die Urſache, die ihrer phyſiſchen Kraft und geiſtigen Befähigung einen angemeſſenen Wirkungskreis und die Möglichkeit einer geſicherten Exiſtenz erſchloß; ſie ſahen in ihm nur den Eigennützigen, den ſie reich machen mußten; reger Fleiß und eine weiſe Benutzung der Rohſtoffe ſchien ihnen eine Thorheit, die nur Ueberfluß zum Ueberfluß häufte."

Auf alle Fälle: das Verhältniß von Arbeiter und Arbeitgeber iſt von unermeßlicher ſozialer und folgeweiſe, auch politiſcher Wichtigkeit, und wird von vielen National-Oekonomen, die kein höheres Ziel zu kennen ſcheinen, als die Wohlfeilheit von Röcken und Stiefeln, viel zu wenig gewürdigt.

Unglück durch den Telegraphen.

In Zara in Dalmatien hat die elektriſche Leitung des Telegraphendrahtes am 8. d. M. eine ſehr tragiſche Kataſtrophe herbeigeführt.

Während eines ſtarken von heftigen Regengüſſen begleiteten Gewitters hatte der Sturm zwei Telegraphenpfähle nächſt den Mauern der Zitadelle umgeworfen, ohne jedoch den Draht zu zerreißen oder die Iſolirung aufzuheben. Ein Telegraphenwächter und mehrere Artilleriſten ſchickten ſich, als das Gewitter ſchon faſt ganz vorübergezogen war, an, die umgeſtürzten Pfähle wieder aufzurichten; als ſie den Draht in den Händen hielten, zuckten Funken aus demſelben und ſie fühlten leichte Stöße, beobachteten jedoch die ihnen ertheilten Warnungen nicht.

Plötzlich ſtießen zwei von Denen, die den Draht hielten, ein durchdringendes Geſchrei aus. Einer taumelte, ſtürzte, raffte ſich wieder auf und ſtürzte nochmals nieder, um ſich nicht wieder zu erheben; der Zweite blieb betäubt und regungslos ſtehen. Ein Dritter, der von dem Geſtürzten während ſeines Falles am Schulterblatt berührt worden war, ſchrie ebenfalls laut auf und fiel zu Boden. An der berührten Stelle war er wie verbrannt; er hatte heftige Schmerzen im Kopfe, Sauſen in den Ohren und ein Blenden der Augen verſpürt; den Beiden, welche den Draht gehalten hatten, waren die Hände verbrannt; der Ueberlebende erzählte, der ganze Oberkörper und der Schädel ſeien von unſäglichem Schmerze durchzuckt worden; Ohrenſauſen und Blendung der Augen hatte er ebenfalls verſpürt.

Im Telegraphen-Bureau hatte gleichzeitig der Blitz den Wetterableiter in kleine Stücke zertrümmert; die erzählte Kataſtrophe war aber Folge eines zwiſchen Goſpic und Zara niedergegangenen Blitzes geweſen, der am Draht die Richtung gegen Zara verfolgt hatte.

Ein ſchauervolles Ereigniß

wird der Wiener Zeitung unter dem 12. September aus Venedig geſchrieben.

Der Ortsgeiſtliche der Gemeinde Maroſtica, in der Nähe der Sette-Kommune gelegen, wurde in ſpäter Nachtſtunde zu einem Kranken gerufen, deſſen Zuſtand er jedoch nicht für ſo bedenklich hielt, um ihm die letzte Oelung ertheilen zu ſollen, weshalb er ſich in Begleitung zweier Begleiter wieder auf den Heimweg machte.

An einem abgelegenen Hauſe vorbeigehend, machte er die Wahrnehmung, daß Lichter im Innern ſtanden. Etwas Ungewöhnliches vermuthend, trat er ein und erblickte ein ſchauerliches Schauſpiel: Mann, Frau und die erwachſene Tochter waren erhängt, alle Kiſten und Schränke erbrochen und ausgeraubt.

Die Wiederbelebungsverſuche glückten bei der Tochter, welche den Diener des Geiſtlichen als den Führer der verbrecheriſchen Bande bezeichnete. Raſch beſonnen, ließ der Geiſtliche die zwei Leute am Orte der gräßlichen That zurück und verfügte ſich mit zwei Bauern, die er aus dem Schlafe weckte, zum Pfarrhauſe, wo ihm auf ſein Läuten der Diener arglos öffnete.

Müdigkeit und Erſchöpfung ſeiner Gefährten vorſchützend, trug er ihm auf, Wein aus dem Keller zu holen, was der Diener nach einigen Einwendungen auch that. Kaum war er im Keller verſchwunden, ſo verriegelte der Geiſtliche die Thüre deſſelben, poſtirte die zwei Bauern als Schildwache vor dieſe und rief durch

die Sturmglocke die Gemeinde zusammen. Beherzte Männer drangen in die Souterrains, spürten hier die ganze, aus 6 Mann bestehende Bande sammt dem Raube auf und überlieferten sie der Behörde.

Mannigfaltiges.

* Alexander v. Humboldt feierte, wie bekannt, am 14. September seinen neunzigsten Geburtstag. Den ersten Gratulationsbesuch empfing er Morgens von der Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm und dem Prinzen Alfred von England, welche um 8 Uhr von Babelsberg in Berlin eingetroffen waren. Der Großherzog von Baden hat Humboldt den Hausorden der Treue verliehen und dessen Insignien dem Dekorirten mit einem eigenhändigen Schreiben zugesandt; aus dem Schreiben, das Humboldt an die Naturforscherversammlung in Karlsruhe gerichtet, entnehmen wir die Worte: „Ich würde mich glücklich schätzen, Ihre so gastliche Einladung in Ihr schönes, durch Natur und wissenschaftliche Fortschritte so verherrlichtes Land am 16. September annehmen zu können, wenn nicht schon seit vielen Jahren mein hohes Alter und meine hinschwindenden Kräfte mich gehindert hätten, eine Versammlung zu besuchen, der ich einmal selbst habe die Ehre gehabt, zu präsidiren, und die als ein schwaches Lichtbild der mythischen Einheit des deutschen Vaterlandes übrig geblieben ist. Ihr herrlicher Großherzog hat gleich bei seiner Ankunft mich mit seiner so anmuthigen als geistreichen Gemahlin, der Frau Großherzogin, mit einem Besuche auf die humanste Weise beglückt, um einem der ältesten Urgreise unter den Gelehrten Deutschlands eine Freude zu bereiten und vielfache Bestrebungen freien Forschens als Errungenes nachsichtsvoll zu deuten. Die Versammlung rief dem Nestor der Wissenschaft hierauf ein „Heil Dir und Deinem geistesfrischen Streben und Wirken!“ aus.

* Ein Beamtengrüßreglement. Hinterpommern ist bekanntlich ein Land, das viele Kuriositäten gebiert. Der Direktor eines dortigen Kreisgerichts hat folgendes Grüßreglement erlassen: „Es ist zur Wahrnehmung und Benachrichtigung des Direktorii gekommen, daß die Bureau- und Unterbeamten des Gerichts den Direktor und die Richter nicht mit demjenigen Respekt und Anstand auf öffentlicher Straße grüßen, welcher in diesem Verhältniß mit Hinblick auf die diesfallsigen Verordnungen der Gerichtsordnung erforderlich ist. Zur Aufrechthaltung der guten Ordnung in dieser Materie wird deßhalb Nachstehendes vorgeschrieben: Jeder der genannten Beamten, welcher dem Direktor oder einem Herrn Richter begegnet, hat an demselben zur rechten Seite vorbeizugehen und in Entfernung von zwei Schritt vor dem Begegnenden eine Verbeugung zu machen und den Hut bis in die Gegend des Knies herunterzubringen.“

* Die Baseler Zeitung bringt Folgendes „Aus einem Schweizer-Kalender“: „Warum heirathet so mancher Mann nicht, der doch recht wohl nicht nur die Frau, sondern auch ein halb Dutzend Kinderchen anständig ernähren könnte?“ fragte neulich Jemand den Kalendermann, und die Frage gab Veranlassung über den Punkt nachzudenken, welcher doch in Wahrheit nicht ohne tiefe Bedeutsamkeit und Wichtigkeit ist. — „Warum heirathen Sie nicht, Freund?“ fragte der Kalendermann ein paar Tage später einen wohlhabenden Hagestolzen, in seinen besten Jahren, d. h. so Anfangs der Vierziger. — „Warum? des Luxus halber!“ sagte er. „Die alten Zeiten sind nicht mehr, wo die Frau noch der beste Segen des Mannes war, ihm in der Haushaltung zu statten kam und ihm seine Sorgen erleichterte. Damals begnügte man sich mit derben, einfachen, dauerhaften Möbeln aus inländischem Holze, die nur halb so viel kosteten als die jetzigen aus Mahagoni und Acajou, aber dafür noch einmal so lange hielten. Damals genügte ein Kattunüberzug übers Sopha, jetzt muß es Plüsch oder Sammet sein! Damals war der Staat und Putz Nebensache, jetzt ist er Hauptsache! Damals war die Haushaltung und gute Wirthschaft Hauptsache, jetzt die Kaffee's und Thee's, Theater, Konzerte und Bälle! Damals stand ein junges Mädchen mit der Küchenschürze vorm Herde — jetzt mit Spitzen und Blonden auf dem Tanzboden! Ich habe ein ziemliches Vermögen und eine fromme, gute Wirthin könnte ich davon mit aller Bequemlichkeit erhalten, nicht aber eine Prinzessin, die an vornehmes Leben gewöhnt ist. Nennen Sie mir von tausend Mädchen nur Eine, die nicht mehr nach Rang und Stand freiet, als nach einem rechtschaffenen Mann? Nennen Sie mir die Eine, und vielleicht — bedenke ich mich noch! — Und woher, fuhr er hitzig fort, woher rührt dieses Verderben, dieser Fluch, der so manchen redlichen Mann und so manches gute Mädchen zum ledigen Stande verurtheilt? Von nichts, als von der Thorheit der Eltern! Die Mutter, die kaum ein seidenes Band bezahlen kann, schmückt gleich ihr liebes Kind damit aus: es muß von oben bis unten geputzt sein, und mit den Jahren gewöhnt sich das Mädchen so an allen Moden- und Luxusstand, daß sie die kostbaren Lappalien nicht mehr entbehren kann! Anstatt ihre Kinder herunter zu halten, sie an häusliche Arbeit und Wirthlichkeit zu gewöhnen, müssen sie immer im Strudel der Welt schwimmen, bis sie darin versinken! Haben die Eltern vollends ein Paar tausend Thaler mitzugeben, so gewöhnen sie ihr Mädchen, die Nase so hoch zu tragen, daß der Geruch der Küche ihr Nervenzufälle verursacht und ein braver Mann sich gar nicht mehr an sie wagt. So bleibt sie sitzen, und das ist noch ein Glück für den Mann, den sie vielleicht geheirathet, und gewiß zu Grunde gerichtet hätte!“ — So sprach mein Freund, und obgleich er die Farben ein wenig dick auftrug und dem weiblichen Geschlechte ein bischen zu ausschließlich die Schuld an dem vorhandenen Uebelstande beimaß, konnt' ich ihm doch nicht ganz Unrecht geben. Gewißlich ist wahr, daß der jetzt herrschende Luxus und die jeder Entbehrung abgeneigte Genußsucht sowohl bei Jünglingen und jungen Männern als bei Jungfrauen mehr Hagestolzen und alte Jungfern macht, als der Mangel an Vermögen und einem mäßigen aber genügenden Einkommen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 113. Montag, den 27. September. 1858.

Tante Marie.

Eine Erzählung.

1.

„Heute Abend erzählst Du uns doch die Geschichte von dem Manne mit dem blauen Bart, liebe Tante, nicht wahr?" — fragte die kleine Brigitte und setzte sich auf den Schooß ihrer schönen Tante Marie, während ihr kleiner Bruder Hans auf dem Schemel zu ihren Füßen seinen Platz nahm.

— „Aber dann mußt Du Dich auch nicht fürchten, kleine Gitte!" — antwortete Tante Marie und strich ihrer kleinen Schwestertochter über die herabwallenden langen Locken — „und Du mußt auf Deinem Schemel recht stille sitzen, Hänschen! bis wir Licht bekommen und Mutter herein kommt, um mit uns Thee zu trinken."

— „Aber das ist ja doch nur so eine Geschichte, nicht wahr?" — fragte die kleine Brigitte — „Jetzt hat Niemand mehr einen so häßlichen, blauen Bart?"

— „Und jetzt darf auch kein Mensch mehr seine Frau todt schlagen; dazu hat Niemand ein Recht, nicht wahr, Tante?" fragte Hans.

— „Ja, Kinder, das ist nur so eine Geschichte, die man Märchen nennt," — antwortete die Tante Marie — „ein solcher Mann lebt nicht mehr in der Welt. Aber hört, es klopfte Jemand; das ist gewiß Herr Hind, nun müßt Ihr die Geschichte zu Gute behalten bis morgen."

Darauf stellte Tante Marie die kleine Brigitte auf den Fußboden und lief hin, um die Thür zu öffnen.

— „Der böse Herr Hind!" — klagten die Kinder — „Er kommt auch immer und stört uns, wenn wir so schön im Dunkeln sitzen und die schönen Geschichten hören sollen."

— „Guten Abend, meine schöne Scheherazade!" — sagte Herr Hind, indem er in's Zimmer trat und Tante Marie die schöne Hand küßte — „Sie sitzen hier mit den Kleinen gewiß mitten in Tausend und Einer Nacht; lassen Sie sich nicht stören! Ich setze mich auch gern zu Ihren Füßen auf den Schemel des kleinen Hans und lasse mich durch Ihre Stimme hinzaubern in das wunderbare Paradies der Kindheit."

Mit diesen Worten drückte er Marie'ns Hand in der vertraulichen Abenddämmerung, und diese bemerkte jetzt, daß sie erröthete.

— „Ich gehe um Licht zu holen," — sagte sie und lief rasch hinaus — „hier ist's ja so dunkel, daß man nicht die Hand vor Augen sehen kann!"

— „Nun, Kinder, was hat Eure Tante Euch denn an diesem Abend erzählt?" fragte Herr Hind, indem er die Kleinen liebkos'te, während Tante Marie noch draußen war.

— „Gar Nichts!" — antwortete Brigitte, indem sie sich von dem Manne eiligst entfernte — „Du kommst auch immer und störst uns, wenn Tante uns gerade die Geschichte vom Ritter Blaubart erzählen will."

— „Ja, das war der häßliche Mann, der seine Frauen todt schlug," — fügte Hans belehrend hinzu — „aber das ist nur so eine Geschichte, sagt Tante; solche böse Männer leben nun nicht mehr in der Welt."

Tante Marie trat jetzt mit dem Lichte in der Hand in's Zimmer. Wie sie Herrn Hind in's Antlitz schaute, fragte sie bekümmert:

— „Fühlen Sie sich nicht wohl heute Abend? Mich dünkt, Sie sehen so blaß und angegriffen aus!"

— „Es ist Nichts; nur ein wenig Kopfweh." — antwortete Herr Hind — „Bitte, stellen Sie das Licht auf den Tisch, Sie haben mich vielleicht in einer ungünstigen Beleuchtung gesehn!"

Marie erfüllte seinen Wunsch.

— „Ihre Frau Schwester ist wohl zu Hause heute Abend?" — fuhr er fort, indem er sich räusperte — „Hat sie noch keine Nachrichten vom Herrn Kapitän? Es muß für eine liebende Hausfrau schwer sein, so lange über das Schicksal ihres Mannes in Ungewißheit schweben zu müssen. Ich sehne mich auch recht darnach, ihn zu sehen und seine Bekanntschaft zu machen. Er ersetzte Ihnen den Vater, weiß ich, und das gibt ihm einen Anspruch mehr auf meine Hochachtung, sowie es meinen Wunsch, recht bald seine Bekanntschaft zu machen, steigert."

Marie bemerkte seine bedeutungsvollen Blicke und erröthete. Schnell wandte sie die Unterhaltung auf das Seemannsleben überhaupt und pries dessen Lebhaftigkeit und stete Abwechselung.

— „Aber es ist doch selten, daß ein Seemann ein ganz treuer Liebhaber ist." — wandte Herr Hind ein — „Mit Ihrem Herrn Schwager mache ich, obgleich ich noch nicht die Ehre habe

Digitized by Google

ihn zu kennen, natürlich eine Ausnahme. Aber der Seemann pflegt in der Regel eine Geliebte an jeder Küſte, die er beſucht, zu haben, und wenn er endlich die Schifffahrt aufgibt, hat er oft das Glück, daß Weib und Kind in allen fünf Welttheilen ihn ſehnlichſt erwarten, oder wenn er auf der See ſeinen Tod findet, den Troſt, daß ſie ihn beweinen!"

— „O, reden Sie nicht vom Tode auf dem Meere!" — ſagte Marie ernſt — „Jedes Mal, wenn es in der Nacht ſtürmt, habe ich keine Ruhe, bevor es Tag wird, und meine Schweſter mir verſichert, daß ſie keine Vorahnung gehabt habe; denn ich habe oft gehört, daß, wenn ein Seemann dem Tode in ſeinem Berufe entgegen geht, er zuvörderſt gern Abſchied nimmt von Denjenigen, die er liebt, und ihnen im Traume oder auf andere Weiſe ein bemerkbares Zeichen gibt."

— „Liebenswürdige Träumerin!" — rief Herr Hind aus — „Wenn dieſer Aberglaube Ihnen nicht ſo gut ſtände, ſo würde ich ihn mit aller Macht bekämpfen."

— „Halten Sie denn den Glauben an Vorahnungen und Vorbedeutungen für Aberglauben?"

— „Ohne Zweifel!"

— „Dann nehmen Sie ſich in Acht, Herr Hind, daß Sie nicht ſelber einmal Dergleichen erleben! Das ſoll am meiſten Diejenigen treffen, die ſo verſtockt ſind, daß ſie daran zweifeln."

— „Wollen Sie mich meine eigene Einbildung fürchten lehren?" — fragte Herr Hind mit Lachen — „Nein, dazu habe ich glücklicher Weiſe nicht Phantaſie genug; wer außerdem den Glauben an ſolche Dinge nicht hat, ſteht am wenigſten Gefahr aus, davon beläſtigt zu werden. Vom Standpunkte der Poeſie aus betrachtet höre ich inzwiſchen gern all' ſolche Hirngeſpinnſte an, und aus meiner Kindheit beſitze ich davon noch einen guten Vorrath, mit welchem ich Ihnen aufwarten kann, wenn wir gerade nichts Beſſeres zur Unterhaltung haben."

— „Nichts iſt mir lieber als das; erzählen Sie, bitte, erzählen Sie, Herr Hind! Ihre letzte Geſchichte von dem großen unglücklichen Räuber gefiel mir außerordentlich, und wäre ich in der Stelle ſeiner Braut geweſen, ſo . . ."

— „So hätten Sie ihn ſicherlich nicht verlaſſen?" unterbrach er ſie.

— „Nein, dazu war er zu treu und ehrlich, obgleich er ein ſchrecklicher Menſch war. Indeß Geſpenſtergeſchichten ſind doch beſſer; erzählen Sie uns einige recht ſchauderhafte! Aber das ſage ich Ihnen, kommen Sie nachher nicht damit, ſie auf natürliche Weiſe zu erklären, ſo daß es höchſtens Ratten oder Mäuſe werden, was ich als Geiſter und übernatürliche Weſen betrachte; denn das kann ich durchaus nicht leiden!"

— „Muthige Seele! Sie ſchaudern nicht einmal vor dem Schrecklichſten zurück und wollen alſo wirkliche Geſpenſtergeſchichten haben. Aber damit kann ich Ihnen natürlicher Weiſe nicht dienen, da ich ſie nicht für wirklich halten kann, wenn ich ſie auch ſelbſt erlebt habe."

— „Auch nicht für wahrſcheinlich oder möglich?"

— „Nein, davor bewahre mich der geſunde Menſchenverſtand! Mehr als einen poetiſchen Glauben daran beſitze ich ſelber nicht, ſchöne Marie! Sie ſelber haben gewiß auch noch Nichts erlebt, das Sie mit Wahrſcheinlichkeit in's Gebiet des Uebernatürlichen verſetzen können."

— „Das thut auch gar nicht nöthig, weil ich gleichwohl daran glaube; aber ich fürchte mich nicht davor."

— „Sie glauben daher auch wohl an Doppelgänger, muß ich annehmen?" fragte Herr Hind mit Lächeln."

— „Darüber weiß ich noch eigentlich nicht, was ich denken ſoll; das ſcheint mir faſt gar zu ſonderbar."

— „Sie würden daher gewiß auch erſchrecken, wenn Sie auf die Art einmal ein flüchtiges Schattenbild für einen Ihrer beſten Freunde nähmen?" .

— „Wenn es Jemand wäre, von dem ich recht Viel hielte, ſo glaube ich nicht, daß ich mich fürchten würde. Das würde mir ein Beweis mehr dafür ſein, daß der Geiſt überall ſein kann, wo er will, und von einem guten Geiſte habe ich ja nichts zu befürchten."

— „Aber Sie müſſen das doch für unmöglich halten," — fuhr Herr Hind fort — „ſonſt können Sie ja nicht überzeugt ſein, daß ich ſelbſt es bin, der in dieſem Augenblicke vor Ihnen ſteht; um ſo mehr, als man mir daheim auf meinem Hofe hat einbilden wollen, daß ich gerade ein Doppelgänger ſei."

— „Mein Gott, Sie erſchrecken mich!" rief Marie ängſtlich aus.

In demſelben Augenblicke ging die Stubenthür auf und Marie'ns Schweſter, die Mutter der beiden Kinder trat in's Zimmer. Wie ſie aber Herrn Hind bei Marie und den Kindern ſah, verſchwand das Lächeln, das bei ihrem Eintreten auf ihren Lippen ſchwebte, und die etwas kalte Weiſe, mit welcher ſie den Gruß des jungen Gutsherrn aufnahm und beantwortete, zeigte deutlich genug, daß er nicht ſehr willkommen war. Maria dagegen fühlte ſich über dieſes Benehmen ihrer Schweſter verlegen und ſuchte ihr Mißvergnügen dadurch zu verbergen, daß ſie Herrn Hind einen Stuhl am Theetiſche anbot und von dem Dienſtmädchen neue Kohlen unter die Theemaſchine verlangte.

Die momentan eingetretene Verſtimmtheit währte indeß nur kurze Zeit; denn Herr Hind wußte der einſilbigen, wortkargen Hausfrau alsbald etwas Angenehmes zu ſagen, ohne daß es als eine grobe und plumpe Schmeichelei angeſehn werden konnte. Er beſaß eine leichte und feine Ausdrucksweiſe, die ſelten ihre Wirkung verfehlte und auch in dieſem Falle den Sieg davon trug.

Er war ein junger, ſchöner Mann, groß und kräftig gewachſen, mit feurigen braunen Augen, ſchwarzen Augenbrauen und einem ſchwärzlichen Kinn. Um ſich nach dem Tode ſeiner Frau zu zerſtreuen, hatte er erſt neulich ſein Gut in Jütland verlaſſen und ſich auf einige Monate in die Hauptſtadt begeben, woſelbſt er ſchon in mehren guten Familien Bekanntſchaft gemacht hatte. Durch einen ſeinen neuer Bekannten, welcher zugleich Marie'ns Kurator war, hatte er Zutritt in das Haus des Kapitäns S. gefunden und alsbald durch ſein höchſt angenehmes Weſen einen ſtarken Eindruck auf das Herz der ſchönen Marie gemacht. Das war der Schweſter, der Frau Kapitänin, nicht entgangen, und dieſe ſuchte nun durch eine weniger freundliche Aufnahme den häufigen Beſuch des jungen Witwers zu mäßigen; ebenfalls unterließ ſie auch nicht, wenn ſie mit ihrer Schweſter Marie allein war, mit

Einwendungen gegen die Lobreden über Herrn Hiid's artige Lebensweise und einnehmendes Wesen, die Marie dann und wann laut werden ließ, hervor zu treten.

(Fortsetzung folgt.)

Bralle's Verfahren, Hanf zu rösten.

Wenn sich solche Uebelstände beim Hanfrösten ergeben, wie die in Nr. 112 dieser Zeitung geschilderten, so wird ein quos ego! zu deren Behebung durchaus nicht zureichen. Einfach deßwegen, weil der Hanf ungeröstet nicht verarbeitet werden kann, und daher jeder seinen Hanf rösten will, und die Zeit dazu nicht vorbeigehen lassen kann.

Wenn der Landmann aber belehrt wird, daß es auch andere Arten den Hanf zu rösten gibt, daß es Mittel gibt, den Hanf in zwei Stunden vollkommen zu rösten, daß diese Röste zu welcher Zeit immer vorgenommen werden kann, daß sie unter Dach ausführbar ist, daß man dabei nicht tagelang im Wasser zu stehen braucht, daß der Hofbrunnen das benöthigte Wasser dazu liefert, daß mehr gehechelter Hanf erzielt, daß weder das Wasser, noch die Luft, diese für Menschen und Vieh unentbehrlichen Dinge, dadurch verdorben werden; so werden die gerügten Uebelstände von selbst verschwinden, und außerdem — das Wichtigste — viele, viele fleißige Frauen und Mütter sich nicht mehr, wie bisher, durch das längere Verweilen in dem oft sehr kalten Wasser Krankheit und einen für immer siechen Körper zuziehen, oder gar, was eben auch nichts Seltenes ist, ihren Eifer mit dem Leben bezahlen.

An uns aber ist es dem Landmann neue Erfindungen mitzutheilen, ihn zu Versuchen zu bewegen oder lieber durch vor seinen Augen gemachte Versuche zu überzeugen.

Zu diesem Ende theilen wir Bralle's, angeblich bewährtes Verfahren aus dem polyt. Notizblatt mit und wünschen, daß, nachdem dabei keine Schwierigkeiten zu überwinden sind, Versuche gemacht, und das Resultat derselben veröffentlicht werden möge.

Das Verfahren ist Folgendes: Man nimmt ein oder mehr Fässer, so tief wie der Hanf hoch war, und **stellt** die Hanfbündel mit der Wurzel nach unten in dieselben hinein. (Aufgestellt werden sie deßwegen, weil sie gleichförmiger rösten, als in wagerechter Lage.) Nun wird Wasser, und zwar auf 1 Theil Hanfstengel 14 Theile Wasser, bis auf 72—75° R. d. i. bis es zu kochen beginnt, erhizt, und darin Schmierseife (grüne Seife) sehr ordin. Seife, und zwar auf 48 Theile Hanf 1 Theil Seife, aufgelöst und dann zum Hanf in das Faß gegossen. Je näher dieses Seifenbad dem Sieden ist, desto schneller erfolgt das Rösten. Gleich nach dem Ueberbrühen wird das Faß gut zugedeckt und zwei Stunden — nicht mehr, weil die Hanffaser durch längeres Verweilen im Bade eine dunklere Färbung annimmt und schwächer wird — in Ruhe gelassen. Unterdessen kann diese Arbeit mit dem zweiten Faße vorgenommen und so abwechselnd fortgefahren werden.

Nach zwei Stunden werden die Hanfbündel aus dem Bade genommen, auf Stroh gelegt und mit Stroh, Strohmatten, Rohrdecken oder dergleichen bedeckt, damit sie allmälig erkalten ohne ihre Feuchtigkeit zu verlieren. Das verwendete Bad kann fort und fort benützt werden, nur muß bei jeder Röste das verdunstete Wasser ersetzt, dasselbe wieder erhizt und die nöthige Menge Seife darin aufgelöst werden.

Den folgenden Tag breitet man die Bündel auf einer Tenne aus, schiebt die Bänder bis gegen die Spitze der Stengel zurück, und drückt die Stengel platt, um die Faser vorzubereiten, sich leicht von der Schäbe zu trennen. Dieses Plattdrücken geschieht, indem man eine steinerne oder beschwerte hölzern Walze mehrmal darüber gehen läßt. Hierauf wird der Hanf auf einer Flachsbreche, wie gewöhnlich bearbeitet, ob er zuvor getrocknet oder noch feucht gebrochen wird, macht keinen Unterschied. Nur muß der feucht gebrochene Hanf bündelweise an der Spitze zusammen gebunden, diese Bündel auf einen Rasen ausgebreitet und gewendet werden. Nach 6—7 Tagen können sie zur fernern Verwendung unter Dach gebracht werden. Auch der Hanf, den man trocken brechen will, muß, nachdem er gewalzt, oder plattgedrückt worden, auf den Rasen gelegt werden, um die Faser zu bleichen und die Absonderung der Schäbe zu erleichtern.

Dieses Verfahren hat so viele Jedem einleuchtende Vorzüge, vor dem Bisherigen, daß es, wofern angestellte Versuche sich auch bewähren, allgemein eingeführt zu werden verdient. Weil aber nicht jeder Hanfbauer sich die zu diesem absonderlichen Zwecke nöthigen Requisiten anzuschaffen im Stande ist, so müßten sich entweder einzelne Gesellschaften hiezu bilden, oder müßte die Gemeinde für die Einrichtung dieserlei Röstanstalten sorgen, in welchen Jeder in einer bestimmten Reihenfolge, der Arme voran, seinen Hanf rösten könnte, so wie dieses bereits mit Essig- und Oehlpressen, Hirsestampfen, Malzdörren u. dgl. der Fall ist.

Mannigfaltiges.

* Der „Presse" entnehmen wir die Darstellung folgender Schlußverhandlung vor dem Landesgerichte in Wien: Joseph R., Diener in der Buchdruckerei von P....'s sel. Witwe, 49 Jahre aus Baiern gebürtig, ist, wie er behauptet, ein Mann, „welcher mit Geschäften aller Art dermaßen überhäuft ist, daß er stets seinen Kopf voller Sorgen, und seine Gedanken immer anderswohin gerichtet hat." So sei er auch am 6. Juli durch die Adlergasse auf der Wieden gegangen, mit einem Paket Bücher auf dem Rücken, und obwohl er in dieser engen Gasse einen ungewöhnlichen Menschenandrang bemerkte, habe er sich um nichts gekümmert, sondern vielmehr getrachtet, durch das Gedränge so schnell als möglich zu kommen. Hier sei es nun geschehen, daß ein Herr in Zivilkleidern ihm die Worte zugerufen habe: „Hut herunter." Gleich darauf habe ein anderer Herr mit dem Stocke ihm auf den Hut geklopft. Er entgegnete: Thun Sie das noch einmal, so haue ich Ihnen Eine herunter. Die beiden Herren sind ihm nachgegangen, führten ihn in ein Gewölb und ließen ihn dort arretiren. Als ihm hierauf von dem Vorsitzenden bemerkt wurde, daß gerade damals die Mariazeller Prozession unter der Begleitung der Geistlichkeit durch die Straße ging; daß jene beiden Herren

zwei Beamte der Polizeibehörde, ihn deshalb zum Hutabnehmen aufforderten, und daß ihm dieser Umstand um so weniger verborgen bleiben konnte, weil er das laute Absingen der kirchlichen Lieder darauf aufmerksam gemacht wurde, beharrt dennoch der Angeklagte bei seiner Angabe, er habe von der Prozession nichts bemerkt. Die Staatsbehörde klagt Joseph R. deshalb des Vergehens der Beleidigung einer gesetzlich anerkannten Kirche an, und auch die Vertheidigung ist der Ansicht, daß eine solche, von einem Katholiken gegenüber einer religiösen Uebung an den Tag gelegte Mißachtung Strafe verdiene; daß jedoch viele Milderungsgründe zu Gunsten seines Klienten sprechen. Der Angeklagte betheuert, daß er mehr als hundert Bekannte als Zeugen aufführen könne, welche ihn stets als einen braven und religiösen Menschen gekannt haben. Der Gerichtshof fällt ein Schuldurtheil, weil der Angeklagte gegenüber einer gesetzlich anerkannten religiösen Uebung derselben nicht die schuldige Achtung bewiesen habe, eine Handlungsweise, die bei jedem Andersgläubigen, umsomehr aber hier bei einem Katholiken, strafbar erscheine. Beim Abgange aller Erschwerungsgründe, und dem Vorhandensein vieler Milderungsumstände, wird der Angeklagte zu 14 Tagen strengem Arrest verurtheilt.

* Ein Arzt in Berlin suchte vor einiger Zeit eine Wohnung und fand ein ihm passendes Quartier für den Miethpreis von 400 Thalern. Der Hausinhaber fragte den Arzt, ob er Kinder habe, und da letzterer dieß verneinte, erklärte der Hausherr, ihm unter diesen Umständen das Quartier vermiethen zu wollen. Als es darauf zur Unterzeichnung des Kontraktes kommen sollte, fragte der Arzt den Hausherrn: ob er denn Kinder habe? Dieser erwiederte, nichts ahnend: ja, er habe vier Kinder. Kaum war diese Antwort gegeben, als der Arzt die Feder, welche er bereits zum Unterschreiben des Kontraktes in der Hand hatte, hinwarf und dem Hausherrn den nicht unterschriebenen Kontrakt mit den Worten zurückgab: ich ziehe in kein Haus, dessen Besitzer Kinder hat. Damit ließ er den verblüfften Hausherrn, der von seinen Parteien verlangte, kinderlos zu sein, stehen.

* Wie sehr sich auch eine geschickte Pfarrersfrau in ihrer Gemeinde und darüber hinaus verdient machen kann, davon gibt die ehrenwerthe Frau Pfarrerin zu Waldau im preußischen Henneberg ein sprechendes Zeugniß. Seit Jahren sammelt sie einen Kreis junger armer Mädchen um sich und bringt ihnen das Filetstricken und andere weibliche Arbeiten in freien Stunden unverdrossen bei. So hat sie jetzt 130 Mädchen aus ihrem Ort und der Umgegend soweit herangebildet, daß sie alle guten Verdienst haben. Die Arbeiten, wie z. B. Filethandschuhe, wozu die Seide von Handelshäusern, die Bestellung machen, geliefert wird, gehen meist über das Meer, nach Amerika. Fleißige Mädchen können sich dadurch einen guten Wochenlohn verdienen und das ganze Institut hat den doppelten Vortheil, vor Müßiggang und Nahrungssorgen zu schützen, was noch in manchen Waldorten verderbliche Uebel sind.

* Die Streitfrage, ob der Strauß zu zähmen und in der Zahmheit fortzupflanzen sei, ist durch den Direktor der Gubernial-Zentral-Baumschule in Hamm bei Algier gelöst worden. Mehrere Straußenpaare wurden von Herrn Hardy gesetzt und brüteten Junge aus. Nach Hardy legt ein Straußenweibchen im Laufe eines Jahres im Ganzen 50 Eier, die zwar nicht so schmackhaft wie Hühnereier, aber durchaus eßbar sind und so viel wie 1200 Hühnereier wiegen. Wir haben also gute Aussicht, unsere Hühnerhöfe neben den beliebten Cochinchina-Hühner demnächst mit Straußen bevölkert zu sehen.

Bekanntmachung

In der Voraussetzung, daß es manchen Landwirthen erwünscht sein dürfte, durch Vermittelung des Vereins guten Kleesamen aus sicherer Bezugsquelle zu erhalten, wird hiemit die Aufforderung verlautbart, Bestellungen auf bestimmte Quantitäten von rothem Steirerklee oder Luzernersamen bis letzten Oktober d. J. franco an die gefertigte Oberverwaltung zu richten, welche dieselben bereitwillig besorgen wird. Auch Bestellungen auf Rebensteckslinge oder veredelte Obstsorten für das nächste Frühjahr werden angenommen.

Hermannstadt, am 7. September 1858.

Von der Oberverwaltung des siebenb.-sächs. Landwirthschaftsvereines.

Oeffentlicher Dank.

Zufolge der von Seite der gefertigten Oberverwaltung erlassene Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen für die zu Agnetheln veranstaltete Viehausstellung, ist aus den Städten Hermannstadt, Kronstadt, Klausenburg nnd dem Vereinsbezirke Groß-Schenk, eine Summe von 116 fl. 24 kr. K.-M. und 9 Stück Dukaten in Gold eingegangen. Nachdem für 96 fl. K.-M. noch 20 Stück Dukaten angekauft und zu Preisen verwendet worden sind, so erübrigen noch 20 fl. und 24 kr. K.-M. und 9 Stück Dukaten, welche zu künftigen Preis-Vertheilungen aufbewahrt werden. Indem hievon denjenigen Gebern, welche für den gemeinnützigen Zweck bereitwillig beigesteuert haben, Nachricht gegeben wird, fühlt die gefertigte Oberverwaltung sich verpflichtet, ihnen für diese erfolgreiche Unterstützung der Vereinszwecke öffentlich den gebührenden Dank auszusprechen.

Hermannstadt, am 7. September 1858.

Von der Oberverwaltung des siebenb.-sächs. Landwirthschaftsvereines.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 121. Freitag, den 15. Oktober. 1858.

Gesetz

über die Ergänzung des Heeres.

(Fortsetzung)

Viertes Hauptstück.

Befreiung von der Pflicht zum Eintritte in das Heer.

§. 13.

Die Befreiung von der Pflicht zum Eintritte in das Heer erhält:

1. der einzige Sohn eines siebzig Jahre alten Vaters oder einer verwitweten Mutter.

2. nach dem Tode beider Eltern der einzige Enkel eines siebzig Jahre zählenden Großvaters oder einer verwitweten Großmutter.

3. Der einzige Bruder ganz verwaister Geschwister.

Es hat jedoch nur jener einzige Sohn, Enkel oder Bruder auf die Befreiung Anspruch, welcher

a) ein ehelicher und leiblicher ist, und

b) von dessen Anwesenheit in der Familie die Erhaltung seiner Eltern, Großeltern oder Geschwister abhängt, so lange er diese Verbindlichkeit erfüllt.

Dem Alter von siebzig Jahren werden unheilbare geistige oder körperliche Gebrechen gleichgehalten, sobald selbe zu jedem Erwerbe unfähig machen.

Gleich einem einzigen Sohne, Enkel oder Bruder wird auch jener behandelt, dessen einziger Bruder oder übrige Brüder

aa) im Heere, wenn auch nur als Reservemänner, jedoch nicht als Stellvertreter, dienen, oder

bb) jünger als fünfzehn Jahre, oder endlich

cc) wegen unheilbaren geistigen oder körperlichen Gebrechen zu jedem Erwerbe unfähig sind,

4. wer nach seinem Austritte aus der zweiten Altersklasse, oder wenn gleich früher mit Bewilligung der politischen Landesstelle (§. 8) geheirathet und die zweite Altersklasse überschritten hat, wenn in beiden Fällen die Gattin oder ein Kind am Leben und er zu deren Erhaltung zu Hause unentbehrlich ist.

§. 14.

5. Die Geistlichen der katholischen Kirche ohne Unterschied des Ritus, sobald sie eine der höheren Weihen erhalten haben.

6. Die Kandidaten des geistlichen Standes der katholischen Kirche ohne Unterschied des Ritus, welche

a) von dem Ordinarius einer Diözese in sein Priester-Seminar aufgenommen die Theologie studiren, oder

b) den theologischen Studien an einer öffentlichen Studienanstalt als Externisten obliegen, jedoch sich mit der Zusicherung eines Diözesanvorstandes, sie nach absolvirten Studien in sein Diözesankleros aufnehmen zu wollen und mit den Studienerzeugnissen ausweisen, daß sie in den letzten Studienjahren nebst der guten Sittenklasse aus allen obligaten Lehrgegenständen wenigstens die erste Fortgangsklasse erhalten haben; dann

c) die Kandidaten des geistlichen Standes, welche in einem von der Kirche approbirten Orden eingekleidet sind, endlich

d) jene Kandidaten des geistlichen Standes des Griechischen Ritus, welche ihre theologischen Studien bereits vollendet, aber die Weihen noch nicht empfangen haben, wenn sie sich mit einem Zeugnisse ihres Ordinariats, daß sie noch Kleriker seiner Diözese sind, ausweisen.

Die Befreiung vom Eintritte in das Heer hat ferner den Laienbrüdern kirchlich approbirter Orden, und zwar sowohl nach abgelegter Profeß, als auch während des Noviziates zuzukommen.

§. 15.

7. Die Griechisch-nicht-unirten Geistlichen in gleichem Falle wie jene der katholischen Kirche (§. 14, Z. 5).

8. Die Kandidaten des geistlichen Standes und die Laienbrüder des Griechisch-nicht-unirten Glaubensbekenntnisses nach denselben Bestimmungen wie jene der katholischen Kirche (§. 14, Z. 6).

§. 16.

9. Die Seelsorger der übrigen gesetzlich anerkannten christlichen Religionsbekenntnisse.

10. Die Kandidaten des geistlichen Standes der Augsburgischen und der Helvetischen Konfession, dann des unitarischen Glaubensbekenntnisses, wenn sie sich

a) mit einem von ihrem Superintendenten oder seinem Stellvertreter bestätigten Zeugnisse des Vorstehers einer theologischen Lehranstalt darüber ausweisen, daß sie mit entsprechendem Fleiße und Erfolge den theologischen Studien obliegen und hinsichtlich ihres Betragens nichts Nachtheiliges vorkam, oder wenn sie

b) mit einem Zeugnisse ihres Superintendenten oder seines Stellvertreters den Nachweis darüber liefern, daß sie die theologischen Studien nach den für diese Superintendenz geltenden Vorschriften vor längstens drei Jahren mit gutem Erfolge vollendet haben, noch unter die Kandidaten des geistlichen Standes gehören und ihrerseits alles erfüllten, was nach den bestehenden Vorschriften von ihnen gefordert wird, um eine Anstellung in der Seelsorge erhalten zu können.

§. 17.

11. Die Rabbiner.

12. Die Kandidaten des Rabbinats

a) während sie sich in einer von der Regierung als öffentliche Anstalt anerkannten Rabbinatsschule befinden, wenn sie sich über

Digitized by Google

ihre tadellose Aufführung und über den guten Fortgang ihrer Studien ausweisen, dann

b) durch drei Jahre, nachdem sie ihre Studien an einer solchen Schule erfolgreich beendet haben, wenn sie sich über ihre Eignung, als Rabbiner angestellt zu werden, mit dem Zeugnisse eines Rabbiners und über ihr Wohlverhalten, sowie über den Umstand, daß sie noch unter die Kandidaten des Rabbinats gehören, mit dem Zeugnisse ihrer politischen Bezirksbehörde ausweisen.

§. 18.

13. Die Beamten des Staates, mit Einschluß der beeideten Konzepspraktikanten und der beeideten Eleven der Staatsbehörden.

14. Die Beamten der öffentlichen Fonde, der Landesvertretungen und der mit der politischen Verwaltung betrauten Gemeindeämter, wenn für die Dienstesstelle dieser Beamten der Nachweis der Vollendung der rechts- und staatswissenschaftlichen Studien erfordert wird.

§. 19.

15. Die Professoren und Lehrer an öffentlichen oder mit dem Rechte der Oeffentlichkeit ausgestatteten Unterrichtsanstalten mit Einschluß der Volksschulen, wenn sie von der Schulbehörde bleibend angestellt sind.

16. Die an Oesterreichischen Universitäten graduirten Doktoren aller Fakultäten.

§. 20.

17. Die ordentlichen und öffentlichen Studirenden an einer Universität, einer Rechts-Akademie, an der orientalischen Akademie in Wien, an einem Obergymnasium und an einer Berg-Akademie,

a) wenn sie sich über ein tadelloses sittliches Betragen und mit der allgemeinen Vorzugsklasse, oder wo eine solche allgemeine Klasse nicht gegeben wird, mit durchaus Vorzugsklassen im Fortgange ausweisen.

Maturitätszeugnisse über das vollendete Gymnasium werden diesen Nachweisen gleichgehalten.

b) Studirende, welche im Vorjahre sich an einer Studienanstalt befanden, wo halb- oder ganzjährige Prüfungen nicht stattfinden, müssen nachweisen, daß sie im nächstverflossenen Studienjahre in disziplinärer Hinsicht tadellos waren, und durch ein Kolloquium über jedes Hauptfach darthun, daß sie den Unterricht mit ausgezeichnetem Fortgange genossen haben.

c) Für Hörer der rechts- und staatswissenschaftlichen Studien genügt auch das Zeugniß über eine für das vorangegangene Jahr mit dem Ergebnisse der Befähigung zurückgelegte Staatsprüfung.

Die vorstehenden Befreiungen bleiben den Studirenden noch bei der ersten Stellung nach Vollendung ihrer Studien, den Doktoranden und den Lehramtskandidaten für Gymnasien noch durch zwei Jahre wirksam, wenn Erstere jährlich wenigstens Eine strenge Prüfung ablegen, und Letztere im zweiten Jahre das Lehrfähigkeitszeugniß beibringen.

§. 21.

18. Die Eigenthümer von ererbten untheilbaren Bauerwirthschaften, wenn sie auf selben den ordentlichen Wohnsitz haben, ihre Bewirthschaftung selbst besorgen und das Grunderträgniß der Wirthschaft zur selbstständigen Erhaltung einer Familie von fünf Personen zureicht.

19. Der einzige Sohn oder in Ermangelung eines Sohnes der einzige Enkel des Besitzers oder der verwitweten Besitzerin einer der in diesem Paragraphe bezeichneten Bauerwirthschaften, wenn unter den, sowohl in Beziehung auf den Besitzer oder die Besitzerin als auch rücksichtlich des Sohnes oder Enkels im §. 13 bestimmten Verhältnissen im Falle der Stellung dieses Sohnes oder Enkels die Wirthschaft in Verfall gerathen müßte.

§. 22.

Magister und Patrone der Chirurgie, diplomirte Pharmaceuten und Thierärzte haben, im Falle sie das Los zum Eintritte in das Heer trifft, soweit als thunlich nur feldärztliche Dienste zu leisten.

§. 23.

Ueber die Befreiung vom Eintritte in das Heer durch Erlag der Befreiungstaxe bestimmt die Vorschrift vom 21. Febr. 1856.

§. 24.

Wer auf der Grundlage einer der, in den §§. 14 bis einschließlich 20 enthaltenen Bestimmungen vom Eintritte in das Heer befreit worden war, und diesen Befreiungstitel später aufgibt, oder die Bedingung desselben zu erfüllen unterläßt, ohne einen anderen erlangt zu haben, unterliegt während der im §. 3. festgesetzten Jahre der Pflicht zum Eintritte in das Heer in jener Altersklasse, in welcher er die angesprochene Befreiung erlangt hatte (§ 30).

(Fortsetzung folgt.)

Eine Mordszene auf dem adriatischen Meere.

Es war im Monat August des Jahres 1858, als im Hafen von Candia ein Schiff zur Abfahrt nach Alexandria bereit lag. Der kleine Küstenfahrer gehörte einem griechischen Kapitän, welcher einen Kaufmann mit seiner Tochter, die sich in Alexandria niederlassen wollten, am Bord hatte. Dimitrios, so wollen wir den Schiffsherrn nennen, hatte schon manchmal mit seinen drei erprobten Matrosen diese Reise gemacht und hoffte auch jetzt den reichen griechischen Kaufmann glücklich mit seinen Schätzen nach der egyptischen Residenzstadt überzusetzen. „Kirié," sagte er, als der Kaufmann die Kajüte verließ, um nach dem Winde zu sehen; „Kirié, es haben sich drei Arnauten gemeldet, die dringend bitten, sie nach Alexandria mitzunehmen; du hast so gut gezahlt, daß ich es dir anheim stelle, die Leute abzuweisen oder mitreisen zu lassen." „Patrioti, erwiederte der Kaufmann, ich achte deine Bescheidenheit; laß die Türken um meinetwillen immerhin mitfahren, wir haben ja Platz genug am Bord, und du kannst das Ueberfahrtsgeld gut brauchen." Der Kapitän dankte und stieß darauf einen gellenden Pfiff aus; ein Boot verließ das Land und fuhr dem Küstenfahrer zu, man erkannte in demselben außer den zwei rudernden Matrosen, drei vollständig bewaffnete Arnauten. Das Boot hielt an der Windseite des Schiffes an: „Ihr könnt mitreisen," rief der Kapitän hinunter, „und habt dies dem Herrn, welcher neben mir steht, zu danken, aber eure Waffen müßt ihr abgeben, denn am Bord habt ihr nichts zu fürchten und keine Feinde zu bekriegen." Die Türken reichten mit der größten Bereitwilligkeit Pistolen, Gewehre und Säbel hinauf, welche der Schiffsjunge in die Kajüte schaffte, darauf stiegen die Männer an Bord.

Es waren hohe, kräftige Gestalten im bunten Kostüme der türkischen irregulären Truppen; schwarze, muselmännisch zugeschnit-

tene Bärte, dunkle Augen, scharfmarkirte, gebräunte Gesichtszüge und langes Haar bezeichneten sie hinlänglich als dem Arnautenstamm angehörig. Rothe Jacken mit schwarzen Stickereien und aufgeschlitzten Aermeln, unsern Husaren-Dolmans ähnlich, hingen nachlässig über bunten Unterjacken; breite Seitengürtel, bestimmt die langen Pistolen zu tragen, schlossen sich an sehr beschmutzte, weiße Hosen, zerissene Strümpfe und ausgetretene rothe Schuhe, so wie Tarbusche aus Stambul mit gewaltigen Quasten vollendeten den Anzug; außerdem trug ein Jeder sein leeres Säbelbandelier, eine kleine aber wohlgefüllte Patrontasche und einen in Leder genähten Talisman, welcher zu den abenteuerlichen Anzügen zu gehören schien und wohl selten abgelegt wurde.

Nachdem einige Effekten, Decken und Bettzeug an Bord geschafft waren, richteten sich die Soldaten auf dem Deck in der Nähe des Steuerruders ein und gewohnt, meist unter freiem Himmel zu kampiren, unterhielten sie sich bald lustig in einem Kauderwelsch, welches keiner morgen- oder abendländischen Sprache anzugehören schien, und nur mit der türkischen eine entfernte Aehnlichkeit verrieth.

Es war Abend geworden, ein günstiger Wind war aufgegangen, man lichtete die Anker, der Kapitän leitete mit sicherer Hand das Steuerruder selbst, das Schiffchen warf Schaumfurchen auf und folgte willig dem Druck des leitenden Armes. Nachdem die sichere Fahrstraße gewonnen war, übergab Dimitrios seinem ersten Matrosen das Steuerruder mit der Weisung, streng den angegebenen Kurs einzuhalten und verließ das Deck.

Zwei, drei Tage waren vorübergegangen, der Wind blieb gleich gut, der Kaufmann ging mit seiner Tochter öfter auf dem Deck spazieren und unterhielt sich mit dem sechszehnjährigem Mädchen über die neue Heimat, welche er von früheren Reisen her genau kannte. Die Kleine war eine volle südliche Schönheit, welche, da sie sich bald von der Seekrankheit, die bei Küstenfahrten überhaupt schwächer auftritt, erholt hatte, mit muntern Scherzen und Spielen den geliebten Vater zu unterhalten suchte; um die Arnauten bekümmerte man sich nicht weiter, diese lagen im trägsten Kef auf ihren Decken und sahen rauchend dem hübschen Mädchen und ihren muntern Bewegungen zu.

„Beim Propheten!“ hob der Eine an und wendete sich zu seinen Kameraden, „so war ich an die Schönheit der Houri glaube, der Christenhund hat eine hübsche Tochter; blühend wie eine Rose, lebendig wie eine Gazelle, ich liebe das Kind!“ — „Alter Thor, der du bist,“ erwiederte Hassan, „dich wie ein milchbärtiger Giaur in die Blume von Griechenland zu vergaffen; lieber zerstoße dir den Schädel an der Schiffswand, als ein Christenweib zu lieben!“ — „Allah!“ rief Hamet, der Jüngste von Allen, und blies eine gewaltige Dampfwolke vor sich her; „ihr seid so alt und doch noch so unverständig, was hindert uns denn die Rose von Frangipan zu knicken?“ — „Hamet,“ sagte der Erstere bedächtig, „Hamet, daran habe ich auch schon gedacht, aber hier ist es unmöglich; wir sind unbewaffnet und drei gegen sechs, und — die griechischen Messer sind scharf.“ — „Ja,“ warf Hassan ein, „davon könnte ich Euch erzählen, und weshalb wollten wir dieserhalb Menschenblut vergießen?“ — „Bah!“ gegenredete Hamet, „bist du ein alter Soldat und ein guter Mohamedaner? Was schadet es, diese sechs Christen zu schlachten?“ — „Beim Propheten,“ rief der Erste, „er hat Recht! Ein Dutzend wäre nicht zu viel dieses Mädchens willen; aber mit den Griechen zu ringen, habe ich keine Lust!“ — „Wie kommen wir zu unsern Waffen?“ fragte Hamet kaltblütig. — Es entstand eine Pause. — „Halt!“ sagte endlich Arif, der Aelteste der drei Arnauten, „ich habe einen Plan . . . wartet noch etliche Tage bis im Angesichte von Alexandria, dann laßt mich nur machen.“ — „Ich will mit deinem Plane nichts zu thun haben,“ sagte Hassan, seinen Schibuk vom Neuen füllend; „in Egypten übt man strenge Gerechtigkeit!“ — „Bah! Bruder, sei nicht närrisch, wir haben mit dem Sultan, den Mohamed segnen möge, und nicht mit jenem „französischen Krämerfreund“ in Egypten zu thun, und dann — ich kenne dich ja — wenn das Blut fließt, so wirst du auch nicht müßig zusehen, aber noch weniger, wenn —“ (Hamet's Augen blitzten in einem unheimlichen Feuer) — wenn wir uns mit der griechischen Rose unterhalten.“

Die drei sauberen Waffenbrüder besprachen sich noch lange miteinander und mußten den Hassan auch wohl endlich zu ihrer Meinung bekehrt haben; an den folgenden Tagen, in welchen sie mehrere geheime Unterredungen hatten, gegenredete er Niemanden mehr — er war ein Arnaut!

Endlich erblickte man den Leuchtthurm von Alexandria; der Wind war matter geworden und lullte so ziemlich ein, als man die Landzunge „Abukir“ erreichte. Arif erhob sich aus seiner bequemen Lage, die er während der Reise nur selten verlassen hatte, und trat zum Schiffsherrn, der unzufrieden war, im Angesicht von Alexandria still liegen zu müssen. „Capitano,“ sagte er, „gib uns unsere Waffen, wir können bereits die Stadt sehen, und wollen dieselben putzen, denn es ist eine Schande für gute Soldaten, wie wir sind, mit verrosteten Waffen in eine Residenzstadt einzuziehen.“ Der griechische Schiffer fand das Ansinnen natürlich und befürchtete nichts Arges; ein Matrose wurde beordert, die Waffen heraufzuholen. Kaum waren dieselben jedoch in Händen der Arnauten, als gleichzeitig drei Schüsse aus den langen Gewehren den Kapitän, einen Matrosen und den Vater des jungen Mädchens zu Boden streckten. Die übrigen beiden Matrosen und der Schiffsjunge, welche man mit den Säbeln niedermachen wollte, warfen die Messer weg und baten um Pardon, sie wurden gebunden und in den Schiffsraum geworfen. Die junge Griechin, welche sich über Bord stürzen wollte, wurde aufgefangen und trotz ihrer Vertheidigung mit Händen und Zähnen — neben der Leiche ihres Vaters — von den drei Unmenschen auf das Empörendste gemißhandelt, dann gebunden zu den Matrosen geworfen. Hierauf ließen die Räuber das Boot hinab, beluden dasselbe in aller Ruhe mit dem vorgefundenen Gelde und den werthvollen Kajütengegenständen, legten Feuer im Schiffsraum an, schlossen zum Ueberfluß noch die Decklucken und entfernten sich mit einigen gräulichen Späßen und schnellen Ruderschlägen vom Schauplatze ihrer Schandthat. Die Sonne ging gerade auf, als sie den Hafen erreichten; schnell rafften sie das gestohlene Gut zusammen; Hamet machte den Vorschlag, der Sicherheit halber, Alles zu vergraben; dann ließen sie das Boot im Stich und eilten der Stadt zu.

* * *

Der dienſthabende Lootſe im Hafen von Alexandria erblickte beim Aufgang der Sonne durch ſein gutes Fernrohr in der Nähe der Landzunge Abukir ein Küſtenfahrzeug, welches ſchwankend mit matten Segeln ohne Steuermann zu fahren ſchien. Dieſer Umſtand, ſo wie die ſeltſame Stelle, an welcher das Schiff ſich zwiſchen Klippen und Untiefen befand, veranlaßten den braven Seemann hinzueilen, um, wenn nöthig, den Schiffsleuten beizuſtehen, wie es ſeine Pflicht war.

Der Muſelmann ſtieß ein entſetzes „Allah!“ aus, als er, nachdem auf ſeinen Anruf vom Schiffe aus keine Antwort erfolgt war, an Bord ſpringend, die drei Leichen entdeckte. Ein brenzlicher Geruch erfüllte die Luft, aus den Spalten den Decklucken drang Rauch; der Lootſe räute ſich ſchnell das Geſchehene zuſammen, er öffnete eine Lucke und ſprang, den erſchickenden Rauch nicht ſcheuend, ſchnell in den unteren Schiffsraum. Das Feuer hatte, wegen Mangels an Luft, nur wenig um ſich gegriffen, loderte aber hell auf, als der Lootſe durch die Lucke eintrat. Die helle Flamme beleuchtete grell die vier geknebelten, vom Rauch betäubten Perſonen; es war ein ſchauerliches Bild, welches den alten Seemann ſelbſt entſetzte, aber da half kein Säumen; mit eigener Lebensgefahr trug er zuerſt das Mädchen, dann die drei Männer auf's Deck. Sein Bootsmeſſer trennte bald die Bande von Händen und Füßen, etwas kaltes Waſſer und die friſche Luft brachte die Armen ſchnell zu ſich. Es war die höchſte Zeit, das Schiff ſtand in hellen Flamen, als die Lootſenbarke mit den vier ſo wunderbar Geretteten dem Hafen zuſegelte und denſelben glücklich erreichte.

Die vier Perſonen wurden vor den griechiſchen Generalkonſul geführt; dieſer hatte nichts Eiligeres zu thun, als Said Paſcha von dem Vorfalle in Kenntniſſe zu ſetzen und die ſchleunigſte Verfolgung der drei Mordbrenner zu verlangen. Die Polizei wurde in Bewegung geſetzt, und man erfuhr, daß die Arnauten bereits auf der Eiſenbahn Alexandria verlaſſen hatten. Nach Cairo und den Zwiſchenſtationen gingen ſogleich telegraphiſche Depeſchen, und im Verlauf von 24 Stunden — etwas Unerhörtes in Egypten — waren zwei der Arnauten in Kafr ſaiad, der dritte in Cairo feſtgenommen und nach Alexandrien zurückgeſchickt.

Um das egyptiſche „non-plus ultra“ vollſtändig zu machen, leitete Mohamed Said das Verhör perſönlich; die Delinquenten ſchwatzten viel von Mohamed und Allah. Als Alles nichts fruchten wollte, bemerkte Hamet: „Man wolle ſich der Gerichtsbarkeit des Vizekönigs von Egypten nicht unterwerfen, ſie ſeien türkiſche Landeskinder und verlangten nach Stambul gebracht zu werden.“ Um Said's Mund zuckte ſpöttiſches Lächeln. „Ja,“ ſagte er, „Senne, du haſt wirklich Recht! Da hätte ich mir etwas Schönes beim Großherrn einbrocken können, und ich will euch nach Konſtantinopel ſchicken. Aber,“ fuhr er fort, „eine Liebe iſt der andern werth; gebt die geſtohlenen Schätze heraus, ſie gehören dem armen, und was darüber iſt, können die Matroſen brauchen!“ Haſſan bezeichnete bereitwillig die Stelle, wo die Sachen vergraben ſeien; ein Effendi wurde beordert, dieſelben zu holen; dieſer entledigte ſich bald ſeines Auftrages. „Gut!“ ſagte Said Paſcha, die Sachen beſehend, „ich bin zufrieden mit euch! Führt denn,“ wandte er ſich an die Wache und machte eine leichte Bewegung mit Hand und Augen, die guten Leute nach Stambul.“ — — — —

Zwanzig Minuten nach dieſem Befehle tönte ein Kanonenſchuß über den belebten Hafen von Alexandria hin! — An drei verſchiedenen ſehr belebten Orten in der Stadt fand man einen erhängten Arnauten, und die Leute flüſterten ſich zu: Mohamed Said Paſcha hätte wieder einmal Gerechtigkeit geübt.

Mannigfaltiges.

* Vor einigen Tagen erſchien ein ungariſcher Bauer bei der Behörde zu Brünn, und produzirte die Abſchrift eines Teſtamentes, wonach ihm ſein Vater einen Schatz vermachte, der bei der Denkſäule Joſeph's II. in der Nähe von Rausnitz, die den bekannten geſchichtlichen Moment aus dem Leben des großen Monarchen verewigt, wo derſelbe den Pflug mit eigenen Händen leitete, — verborgen ſein ſollte. Dieſer Schatz ſoll 40,000 fl. K.-M. in Silber betragen, und unſer Landsmann bat um die Erlaubniß, an der gedachten Stelle nachgraben zu dürfen. „Délibáb“ — dem wir dieſe Mittheilung entnehmen — ſetzt hinzu, daß dieſe Nachgrabungen auch wirklich ſchon in Angriff genommen wurden.

* In Teplitz verunglückte am 7. d. Mts. ein junges hoffnungsvolles Mädchen dadurch, daß ihre Kleider beim Sparherde Feuer fingen. In Angſt und Schrecken ſtürzte ſie in den Hofraum. Durch den entſtandenen Luftzug erhielt die Flamme eine ſolche Gewalt, daß in wenigen Augenblicken die ganze Kleidung, welche die Unglückliche am Leibe hatte, in Aſche verbrannt war. Das Mädchen iſt am ganzen Körper furchtbar verbrannt, an eine Rettung gar nicht zu denken. Wahrhaft rührend war die wunderbare Geduld und die gottergebene Ruhe, mit welcher die Verunglückte die entſetzlichen Qualen ertrug, — ſelbſt der Prieſter, der ihr das Sakrament der Sterbenden reichte, war zu Thränen gerührt. — Seit kurzer Zeit iſt dieß dort bereits der zweite Fall einer derartiger Verbrennung.

* Am verwichenen Sonntage fiel, Nachmittags drei Uhr, unweit der Brücke von Neuilly, unter Anweſenheit zahlreicher Zuſchauer, eine junge Dame aus einem Nachen in die Seine, aber ihre Krinoline ſchützte ſie vor dem Verſinken; ſie ward auf dem Waſſer ſchwimmend von dem ſchmalen Nachen, in den man ſie nicht wieder aufzunehmen wagte, weil man deſſen Umſchlagen fürchtete, an's Ufer bugſirt und trat unter allgemeinem Jubel an's Land. Die Krinoline iſt alſo doch zu etwas gut!

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronſtadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 122. Montag, den 18. Oktober. 1858.

Gesetz

über die Ergänzung des Heeres.

(Fortsetzung)

Fünftes Hauptstück.

Verfahren bei der Stellung.

§. 25.

Die politische Bezirksbehörde verfaßt mit Hilfe der Gemeinden und Matrikenführer die Verzeichnisse der in der Gemeinde nach der Zuständigkeit zur Stellung Berufenen und bezeichnet die offenkundig Untauglichen und die von Amtswegen zu Befreienden.

§. 26.

Als offenkundig untauglich sind von der Bezirksbehörde jene Stellungspflichtigen zu bezeichnen, deren Blödsinn, auffallende Krüppelhaftigkeit oder Siechthum nach der Bestätigung des Gemeindevorstandes und von wenigstens zwei Gemeindegliedern, welche zu derselben Stellung berufene und nicht gleichfalls offenkundig untaugliche Söhne haben, in der Gemeinde bekannt ist und keiner ärztlicher Bestätigung bedarf.

Als von Amtswegen zu Befreiende (§§. 14 bis einschließlich 21) sind nur jene zu bezeichnen, deren Befreiungstitel der Bezirksbehörde authentisch nachgewiesen vorliegt.

§. 24.

Die Bezirksbehörde macht die Verzeichnisse in den Gemeinden mit der Aufforderung kund, daß Jedermann, der

a) eine Auslassung oder unrichtige Eintragung anzeigen, oder
b) gegen die geschehene Bezeichnung eines zur Stellung Berufenen als offenkundig untauglich oder als von Amtswegen befreit, Einsprache erheben will, oder
c) von der Pflicht zum Eintritte in das Heer befreit zu sein glaubt, berechtiget ist, sein Anbringen bei der Bezirksbehörde innerhalb der von derselben nach den Kommunikations-Verhältnissen zu bestimmenden Zeit zu stellen und dessen Standhaltigkeit nachzuweisen.

Dabei ist zu bemerken, daß auf später vorgebrachte Befreiungsansprüche eine Rücksicht nicht mehr genommen werden darf, den Fall allein ausgenommen, wo es nicht möglich war, den Anspruch vor Ablauf jener Frist geltend zu machen.

§. 28.

Die in Folge der erhaltenen Anzeigen oder Einsprachen berichtigten Verzeichnisse sind von der Bezirksbehörde sammt den Befreiungs-Anbringen der Kreisbehörde (Komitatsbehörde, Provinzial-Deligation) vorzulegen, welche selbe zu prüfen und über die Befreiungs-Anbringen im Wege einer Kommission, zu welcher auch der Kommandant des betreffenden Ergänzungs-Bezirks-Kommando oder ein Stellvertreter desselben beizubringen ist, zu entscheiden hat.

Die Kreisbehörde läßt sodann die hiernach ergänzten Verzeichnisse in den Gemeinden nochmals und mit dem Beisatze kundmachen, daß Einsprachen gegen bewilligte oder versagte Befreiungen längstens binnen vierzehn Tagen an die politische Landesstelle eingebracht werden können, jedoch einhaltende Wirkung nicht haben.

§. 29.

Die Losung wird unmittelbar vor der Stellung nach der Reihe der aufgerufenen Altersklassen von der jüngsten angefangen, und in jeder Altersklasse nach der alphabetischen Namensreihe, von einem gezogenen Buchstaben beginnend, vorgenommen.

Jedermann steht frei, bei der Losung anwesend zu sein, den Eltern oder Vormündern der Losenden gebühret der Vorzug des Zutrittes, wenn der Versammlungsort nicht alle Personen, die sich einfinden, fassen sollte.

Jede gezogene Losnummer ist unabänderlich und bleibt bis zur nächsten Heeresergänzung giltig.

§. 30.

Wenn ein Stellungspflichtiger in dem Verzeichnisse (§. 25), oder ein Eingeschriebener beim Losen übergangen worden sein sollte, so ist eine Nachlosung für jede Stellung, bei welcher die Auslassung stattgefunden hat, in der Art vorzunehmen, daß der Nachlosende aus so vielen Losen, als bei der Hauptlosung vorhanden waren, und so vielen mehr, als Nachlosende sind, ein Los zieht, welches sodann dem Lose der gleichen Zahlengröße aus der Hauptlosung als Bruchtheil vorgesetzt wird.

§. 31.

In der Stellungsliste sind zuerst die bis zum Beginne der Stellung eingetretenen Freiwilligen und die durch Erlage der Taxe Befreiten, dann die bis dahin von Amtswegen Gestellten, hierauf die zu solchen Stellungen Vorgemerkten, endlich die übrigen der Stellung Unterliegenden nach den Altersklassen und in jeder Altersklasse nach den Losnummern eingetragen.

§. 32.

Die Stellung zum Heere hat für jeden Kreis durch eine oder mehrere gemischte Kommissionen zu geschehen, welche sich nach Erforderniß an die ausgemittelten Stellungsplätze verfügen.

§. 33.

Die Kreisbehörde beruft die zur Deckung der auf den Stellungsbezirk entfallenden Ergänzungsmannschaft erforderliche Zahl

Digitized by Google

von Stellungspflichtigen, nach der Reihe in der Stellungsliste, vor diese Kommission, welche in Gegenwart sämmtlicher Kommissionsglieder die Prüfung der Tauglichkeit mit möglichster Beobachtung der Schicklichkeit vornimmt.

Dem Vater oder Vormunde des zu Untersuchenden ist gestattet, hierbei gleichfalls gegenwärtig zu sein.

§. 34.

Kann ein zum Eintritte in das Heer Berufener bei der Losung nicht eingereiht werden, so ist dessen nachträgliche Stellung von der politischen Behörde durch die vorschriftsmäßigen Mittel zu veranlassen, inzwischen hat nach der Reihe in der Stellungsliste der nächste Taugliche, welcher sonst als überzählig entfallen wäre, an seine Stelle in das Heer einzutreten; er wird jedoch, wenn die Stellung des Abwesenden binnen vier Monaten erwartet werden kann, in der Stellungsliste als Nachmann vorgemerkt und auf vier Monate beurlaubt.

In Kriegszeiten und bei drohendem Ausbruche eines Krieges findet die Bezeichnung und die Beurlaubung von Nachmännern nicht statt.

§. 35.

Stellungspflichtige, über deren Tauglichkeit die Stellungskommission sich nicht zu einigen vermochte, sind der in jedem Lande zu bestellenden gemischten Ueberprüfungskommission zur Entscheidung vorzustellen.

Ihrer Entscheidung sind auch solche, bereits an das Heer abgegebene Stellungspflichtige zu unterziehen, welche binnen drei Monaten, vom Tage ihrer Stellung an gerechnet, als dienstuntauglich zur Entlassung angetragen werden.

Gegen ein Erkenntniß dieser Kommission findet eine weitere Berufung nicht statt.

Sechstes Hauptstück.

Besondere Bestimmungen über die Stellung für die kaiserliche Marine.

§. 36.

Stellungspflichtige Seeleute und Schiffshandwerker, werden, soweit als thunlich, zum Dienste für die kaiserliche Marine berufen.

§. 37.

Die zur weiten Fahrt patentirten Schiffskapitäne und Schiffslieutenants werden nur im Falle eines Krieges, wenn es der außerordentliche Bedarf erfordert, und zwar die ersteren als Aushilfsoffiziere, die letzteren als provisorische Marinekadeten zum Flottendienste, dabei immer zuerst die im Alter jüngsten berufen und sogleich entlassen, sobald die Nothwendigkeit ihrer Dienstleistung aufhört.

§. 38.

Eine Bewilligung zur Einschiffung kann bei vorhandener Nothwendigkeit den in der ersten oder zweiten Altersklasse stehenden oder während der Reise in die erste Altersklasse tretenden eingeschriebenen Seeleuten von der politischen Behörde bis auf die Dauer von achtzehn Monaten, den in höheren Altersklassen befindlichen bis auf die Dauer von drei Jahren ertheilt werden.

Von dem Zeitpunkte an, wo die Stellung kundgemacht wurde, bis zu deren Abschlusse sind Bewilligungen zum Einschiffen den zur Stellung berufenen Seeleuten nicht zu erfolgen.

Siebentes Hauptstück.

Von der freiwilligen Erneuerung der Dienstverpflichtung im Heere.

§. 39.

Jedem, welcher die gesetzliche Dienstzeit (§. 6) vollendet, hiebei sich gut betragen hat und zu einem Waffendienste noch tauglich ist, wird gestattet, seine Dienstleistung statt des Uebertrittes in die Reserve und über selbe hinaus von Jahr zu Jahr oder auf unbestimmte Zeit freiwillig fortzusetzen.

§. 40.

Die allgemeine Stellvertretung im Heere und die besondere zwischen Brüdern bleiben nach der Vorschrift vom 21. Februar 1856 in Kraft.

Achtes Hauptstück.

Von den Kosten der Heeresergänzung.

§. 41.

Die Kosten des Erscheinens zur Losung und Stellung hat der Stellungspflichtige selbst zu tragen; Mittellose sind von der Gemeinde zu unterstützen, welche auch die Kosten der Reise des Gemeindevorstehers und amtlichen Begleiters der Stellungspflichtigen aus dem Anlasse der Heeresergänzung treffen.

Die Kosten der Reise des zu Ueberprüfenden und der ihm beizugebenden Begleitung leistet der Staatsschatz.

Alle übrigen Kosten der Heeresergänzung sind nach den für die Amtsführung der betreffenden Behörde bestehenden Grundsätzen zu bestreiten.

(Schluß folgt.)

Freiheit der Arbeit!

Drei Jahre sind es her, seitdem der Entwurf eines Gewerbegesetzes veröffentlicht wurde, welcher als Grundlage einer neuen Gewerbeordnung für Oesterreich dienen sollte. Mit besondern Eifer hatte sich die öffentliche Meinung und die einheimische Presse des Gegenstandes bemächtigt und eine lebhafte Diskussion führte allmälig zur Ueberzeugung, daß nur auf dem Wege einer gründlich durchzuführenden Gewerbefreiheit die ökonomische und produktive Entwicklung Oesterreichs eine sichere und feste Basis erhalten könne. Selbst die Anhänger des alten Zunft- und Konzessionswesens erholten sich bald vom ersten Schreck, der sie bei dem Gedanken an den Verlust der Privilegien und Monopole erfaßt hatte; denn eine nähere Einsicht in den Stand des heutigen industriellen Lebens mußte sie bald belehren, daß sich gegenüber dem Geiste, welcher mittelst der Dampfkraft Berge zu heben und Abgründe zu ebnen vermag, die verpallisadirte Schutzwehr des Zunft- und Innungswesens machtlos erweisen müsse, und daß demselben Geiste, der unsichtbar seine Gedankenschrift auf einem dünnen Eisendrahte in ferne Welten zu lenken versteht, die Erfindung von Mitteln, wodurch die Monopolarbeit entwerthet werden könne, nur ein Kinderspiel sein könne. So viel Respekt haben jedenfalls unsere Freunde des „ehrwürdigen Handwerkers von ehedem" bereits vor dem unerschöpflichen Genie der modernen Industrie, daß sie einsehen, es gebe keine andere Rettung vor der Uebermacht derselben, als dessen einfache Abwehr und unerbittliche Unterdrückung mittelst der strengsten Prohibitivgesetze nach außen wie nach innen. Jede halbe Maßregel, jeder Kompromiß aber zwischen dem starren Zunft- und Privilegiumswesen und zwischen der Gewerbefreiheit wird

selbst dem Verehrer der bisherigen Zustände, als eine unnütze Verschleppung der ganzen Frage erscheinen, bei welcher die Zünftigen nichts gewinnen können, während die gewerblichen Zustände nur auf einige Jahre hinaus verwickelt und verwirrt und jene festere Gestaltung und Ordnung der Erwerbsverhältnisse auf selbstständigem Wege, wie sie im Sinne und Geiste der Gewerbefreiheit liegt, nur unnöthigerweise verzögert würden.

Es ist nicht unsere Sache, heute das vielfach und ausführlich besprochene Thema nochmals näher zu beleuchten. Diese Arbeit wäre in jedem Falle jetzt völlig unnütz. Wer aus allgemeinen oder egoistischen Gründen von der Nothwendigkeit der Gewerbefreiheit nicht überzeugt sein will, dem werden auch die glänzendsten Schriften darüber nicht zu einer andern Ansicht oder vielmehr zu einem andern Geständniß bringen. Ein Robert Peel konnte die große Gesinnung und den Muth besitzen, vor aller Welt zu erklären, daß er seine frühere Ansicht über die Zollgesetzgebung nicht mehr für zeitgemäß halte und daß er nunmehr selbst die Aufhebung der Kornzölle beantragen werde. Aber die unabhängige Gesinnung und Stellung eines Robert Peel besitzen wenige kontimentale Staatsmänner und noch weniger jene Schaaren von Industriellen und Handwerkern, die sich in ihrem eigenen Gewerbebetrieb durch eine neue Gewerbeordnung unmittelbar betroffen sehen. Diese letzteren können nur durch die eiserne Nothwendigkeit der vollendeten Thatsache, d. h. durch die wirklich in Folge der Gewerbefreiheit eintretende Konkurrenz zur Anerkennung der neuen Verhältnisse und zur eifrigsten Mitwerbung gebracht werden.

Die eine Ueberzeugung aber durchdringt Alle gleichmäßig, die Anhänger der zünftigen wie die Vertreter der freien Arbeit, daß der provisorische Zustand, das Schwankende der heutigen Lage jeden industriellen Aufschwung behindere und der ganzen ökonomischen Entwicklung des Landes schwere Hemmnisse bereite. In der That ist es nur ein getreuer Wiederhall der allgemeinen Stimme, wenn der Verfasser der hier mehrfach zitirten Schrift über die „Freie Arbeit" bei Erwähnung des österreichischen Gewerbegesetzentwurfs ausruft: „Was helfen Oesterreich die neugeschaffenen Anstalten, welche die Produktivkräfte des Landes beleben sollen, eine Hypothekenbank, eine Kreditanstalt für Handel und Gewerbe ꝛc., was helfen die mit Hilfe von Zinsengarantien hervorgezauberten Eisenbahnlinien, welche auf allen Punkten begonnen, in kurzer Zeit die ganze Monarchie durchschreiten werden, wenn die Lokomotive an Städten vorbeisauft, wo die Arbeit gelähmt und die freie Ansiedlung erschwert ist, wo keine Güter erwartet und abgesandt werden, wohin sich keine arbeitslustigen Menschen mit völlig freier Bewegung ihrer Arbeitskräfte wenden können?" Wir könnten wahrlich die Reihe dieser Fragen noch durch einige sehr inhaltsschwere vergrößern, wir könnten z. B. darauf hinweisen, was Ungarn mit seinen großen Vorräthen an Rohprodukten beginnen soll, wenn noch ein drittes gesegnetes Erntejahr hinzutritt, und im ganzen Lande nur hie und da eine schwache und ärmliche gewerbliche Bevölkerung zu finden ist, welche als die nächste und bei allgemeinem Erntesegen auch die einzige Konsumentin des Produktionsüberflusses ist.

Aber wir geben uns der sicheren Erwartung hin, daß schon in kurzer Zeit durch die Verkündigung des neuen Gewerbegesetzes der dringendste Schritt zur Anbahnung eines neuen wirthschaftlichen Lebens in allen Provinzen Oesterreichs geschehen werde, und wir glauben wirklich nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß in dem Momente, wo die schwebende Gewerbefrage im Sinne der freien Arbeit gelöst werden wird, alle Real- und Kreditwerthe in Oesterreich, der Grundbesitz wie der Papierbesitz, eine bedeutende Erhöhung erfahren werden. Denn in der freien Arbeit liegt mehr als die bloße geschriebene Promesse zukünftigen Gewinnes, die freie Arbeit ist an und für sich die unerschöpfliche Quelle der vielseitigsten Produktion, sie ist ein fort und fort sich selbst erzeugendes Kapital. Mit der Gewerbefreiheit ist die sicherste Bürgschaft für die vollständige Abwicklung aller durch Handelskrisen oder Staatsanleihen erzeugten Verlegenheiten gegeben, ohne dieselbe siecht die gesammte Finanzkraft des Landes an unheilbarer Abzehrung dahin.

Immer allgemeiner verbreitet sich diese Ueberzeugung und die Einwürfe, welche vom politischen oder ökonomischen Standpunkte gegen die volle Gewerbefreiheit (mit Ausnahme der durch staatspolizeiliche Rücksichten gebotenen Beschränkungen) erhoben werden könnten, werden tagtäglich entkräftet durch die Erfahrungen anderer Länder und durch die fortschreitende Aufklärung, welche die Wissenschaft betreffs der natürlichen Gesetze der volkswirthschaftlichen Bewegung verbreitet.

In sehr faßlicher, lebendiger und sachgemäßer Weise finden sich diese Erfahrungen dargestellt und die verschiedenen Einwürfe der Gegner widerlegt in Dr. V. Böhmerts wiederholt zitirten Schrift, welche, zunächst durch den Bremer Gewerbekampf veranlaßt, sehr eingehend die dortigen Gewerbszustände schildert, hiebei aber treffende Schlaglichter auf die allgemeinen deutschen Gewerbsverhältnisse wirft. Mögen solche Darstellungen dazu beitragen, auch die letzten Reste von Vorurtheilen zu beseitigen, welche noch in diesen Fragen vorwalten und mitunter die besten Intentionen in den entscheidenden Kreisen zunichte machen. (W. W.)

Die neue Währung.

Seit einigen Tagen finden auf Veranlassung des Vorstandes des bürgerlichen Handelsstandes in Wien Besprechungen seiner Mitglieder statt, um mit dem 1. November d. J. ein möglichst gleiches Verfahren hinsichtlich der Ausstellung der Preislisten — des Bücherabschlusses und des Verkaufes im Detail zu erzielen. Schon in seinen Wochenberichten vom 24. August und 29. September hatte der Vorstand die Wiener Handelswelt auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes aufmerksam gemacht, und zuerst die Chefs der größeren Droguen- und Kolonial-Waarenhandlungen zu sich geladen, um zur Erledigung der beiden ersten Punkte zu gelangen. Einstimmung wurde von den Anwesenden beschlossen, die Bücher mit 1. November abzuschließen, die Saldi in neuer Währung vorzutragen und die Rimessen, — wenn selbe in B. B. gemacht werden, in 105 — oder wenn verschiedene Münzen eingesandt werden, dieselbe nach §. 12 des allerhöchsten Patentes vom 27. April gutzuschreiben. Die Preislisten und Fakturen sollen in neuer Währung ausgestellt werden, was auch analog mit dem

Verfahren der Nationalbank ist, welche nach dem 1. November ausgestellte Wechsel nur dann eskomptirt, wenn sie auf neue Währung lauten, — eine Maßregel, welcher sich die anderen Kreditanstalten wahrscheinlich anschließen werden. In einer weit schwierigeren Stellung sind aber die Detailhändler, bei denen der Einkauf in geringfügigerem Maße und vielfach sogar nur mit Scheidemünze geschieht. Der Vorstand hat daher vorzüglich auf diese sein Augenmerk gerichtet und die Herren Spezereihändler der inneren Stadt und die Gemischtwaarenhändler von zwei Vorstadtbezirken zu sich beschieden. Beide Parteien erklärten, daß es nach der Natur ihrer Geschäfte ganz unmöglich sei, vom 1. November an anders als in neuer Währung zu verkaufen. Der Grund dafür liegt auf der Hand, denn würde, um nur ein Beispiel anzuführen, das Pfund Zucker, welches gegenwärtig 24 kr. B. V. (42 Neukreuzer), auch nach dem 1. November in B. V. fort verkauft werden, so kann der Verkäufer nichts einwenden, wenn er für ½ Pfund 12 alte Konventionskreuzer erhält; wer mit der Geschäftspraxis vertraut ist, weiß auch, daß es unmöglich ist, den Kunden zurückzuweisen, wenn er in dem gegebenen Falle für das Pfund 24 kr. aufzählt. Da aber der alte Konventionskreuzer nur 1¾ Neukreuzer gilt, so erhält der Kaufmann statt 42 Neukreuzer, die ihm gebühren, nur 36 und erleidet somit einen Verlust von 6 Neukreuzern, was vielleicht dreimal so viel ist, als er bei dem Geschäfte gewinnen kann; bei einer Bezahlung mit 4 Stück a 6 kr., welche 40 Neukreuzern gleichkommen, würde der Verlust 2 kr. per Pfund betragen. Ist jedoch der Preis in neuer Währung gemacht, so kann jedem Käufer erklärt werden, wie viel er zu dem bisherigen in alter Münze bezahlten Preise an Neukreuzern zuzulegen habe. Wer mit alter B. V. bezahlt, weiß ohnedies, daß der Gulden 105 Neukreuzer gilt, und daß er somit durch die Umstaltung der Valuta nicht das Geringste verliert. Ein weiterer Grund für den hiesigen Handelsstand, die Preise seiner Waaren in der neuen Valuta zu stellen, liegt darin, weil vielleicht vom 1. November an das k. k. Militär und alle Staatsbeamten ihre Bezüge in derselben erhalten und daher schon viel von dieser Währung im Verkehr vorkommen dürfte. Weit schwieriger und zeitraubender ist aber die Reduktion der neuen Währung in B. V. und es wird daher das Verfahren des Handelsstandes gewiß Anerkennung finden müssen. Dem Einwurfe, daß noch gar keine neue Währung zirkulire, begegnen wir mit der Bemerkung, daß für Neukreuzer bereits von der hohen Staatsverwaltung gesorgt ist, und daß für größere Beträge die alten Münzen vollkommen ausreichen; so repräsentiren 2 alte Konventionskreuzer 3 Neukreuzer, ein alter Silbergroschen 5, 1 Sechskreuzerstück 10 Neukreuzer u. s. w.; wer die Mühe scheut, die Preise seines Waarenlagers in die neue Währung umzurechnen, der bedenke, daß ihm diese, bei einem Detailgeschäfte wirklich sehr mühevolle Arbeit in einigen Monaten doch sicher nicht entgehen wird.

Mannigfaltiges.

* Die Benefice des Schauspielers A. Hartig, findet morgen den 19. im Kronstädter Theater statt. Der Benefiziant hat Gutzkows „Urbild des Tartüffe" gewählt und glaubt dadurch den Wünschen der Theaterfreunde zu entsprechen. Herr Hartig zählt zu den vorzüglichsten Mitgliedern der hiesigen Bühne und verdient durch seine Leistungen ein vollbesuchtes Haus.

* Ein Korrespondent aus Preßburg klagt in der „Br. Z." über die Verfälschung der Viktualien, namentlich über den Unfug der Milchverfälschung. Er sagt: Zahlreiche, der höheren Klasse angehörige Familien haben dem Kaffeetrinken ganz und gar entsagt und konsumiren Früh und Abends russischen Thee mit Butterbrot; ein Modeartikel, der nachgerade auch in den niederen Schichten unserer Bevölkerung beliebt zu werden beginnt.

* Da die Mehrzahl unserer Geschäftsleute Buch und Rechnung bis Ende Dezember d. J. in Konv.-Münze fortführen werden, so dürfte folgende, einem Zirkular des Prager Handelsgremiums entnommene Stelle Aufmerksamkeit verdienen: „Nach Maßgabe der gesetzlich publizirten Reduktionsnormen können 100 fl. in Banknoten mit 100 fl. K.-M., 100 fl. in Zwanzigern und Zehnern des alten Gepräges nur mit 97 fl. 9 kr. K.-M., 100 fl. in 6 Kreuzerstücken vom Jahre 1848 und 1849 nur mit 95 fl. 14 kr. K.-M. und 100 fl. in alten Konventions-Kreuzern nur mit 85 fl. 43 kr. K.-M. gutgebucht werden."

* Für unsere Landleute, welche mit besonderer Vorliebe und vielem Geschicke im alltäglichen Kleinverkehre die Rechnung in Groschen handhaben, dürfte folgende Notiz aus Steiermark und zwar aus der Gegend von Stainz, von Interesse sein: Den dortigen Bauern will es nicht behagen, daß der Gulden 100 Neukreuzer, und keine ihnen mundgerechte Unterabtheilung haben soll; sie können eine so lange „Schnoasen" von Zahlen, wie man 1 ununterbrochen bis 100, wie sie sagen, nicht „derwältigen" und haben in dem alten Groschen einen Anhaltspunkt gefunden und beschlossen, den Neugulden in 20 Groschen a 5 Kreuzer einzutheilen. Jede Kreuzersumme wird durch 5 in Groschen getheilt, jede Groschensumme 5mal genommen in Kreuzer verwandelt — und die Neugroschenrechnung ist fertig, z. B. 10 Groschen = 50 kr.; 35 kr. = 7 Groschen; 62 kr. = 12 Gr. 2 kr.

* Unter den Passagieren auf der verunglückten „Austria" befand sich auch die 17jährige Tochter einer Frau aus Prag, Namens Maria Friedrich, und man kann sich den Schmerz der Mutter denken, als sie die erste Nachricht von dem Untergange des Schiffes erfuhr. Vorgestern langte nun in Prag die telegraphische Depesche mit den Namen von 79 Personen, welche, so viel bis jetzt bekannt ist, gerettet wurden. Der erste Name, den die Depesche mittheilte, war jener der Maria Friedrich.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 123. Mittwoch, den 20. Oktober. 1858.

Gesetz

über die Ergänzung des Heeres.

(Schluß.)

Neuntes Hauptstück.

Von der Entlassung aus dem Heere.

§. 42.

Die Entlassung aus dem Heere hat sogleich nach vollendeter gesetzlicher Dienstesdauer, und zwar nach den hierüber für das Heer bestehenden Vorschriften stattzufinden; im Falle eines Krieges findet die Entlassung in der Regel nicht — und nur in Folge allerhöchster Anordnung statt.

Vor vollendeter Dienstzeit wird eine Entlassung ohne Erfolg der Befreiungstaxe, worüber die im §. 40 bezogene Vorschrift maßgebend ist, nur bewilligt:

a) Bei einer gesetzwidrigen Stellung;
b) wenn der Vater oder Vormund eines minderjährigen Freiwilligen, gegen dessen ohne seine Zustimmung geschehenen Eintritt in das Heer binnen drei Monaten vom Tage, als ihm dieser Eintritt und die ihm zur Einsprache gegen denselben zukommende Frist bekannt gegeben wurde, bei der Personalinstanz des Vaters oder bei der Vormundschaftsbehörde des Mündels Einsprache erhebt;
c) bei eingetretener unbehebbarer Dienstesuntauglichkeit;
d) wenn der Soldat in eines der in §§. 13, Zahl 1, 2, 3 und 21, Zahl 18, 19 bezeichneten Verhältnisse gelangt; endlich
e) dem als Nachmann Gestellten und als solchen Vorgemerkten (§. 34), sobald derjenige, wegen dessen Abwesenheit die Stellung des Nachmannes stattfand, binnen vier Monaten — vom Tage der Stellung gerechnet — in das Heer eintritt.

Wurden in einem Losungsbezirke mehrere Nachmänner für abwesende Stellungspflichtige gestellt und als solche vorgemerkt, so hat bei dem innerhalb vier Monaten erfolgenden nachträglichen Eintritte eines dieser Stellungspflichtigen in das Heer derjenige Nachmann auf die Entlassung Anspruch, welcher mit der höchsten Losnummer eingereiht worden war.

§. 43.

In den Fällen a) und c), vorausgesetzt, daß zugleich außer Zweifel gestellt wird, die Untauglichkeit habe bereits zur Zeit der Einreihung bestanden, ist, wenn drei Monate seit derselben nicht verflossen sind, der nächste Taugliche, welcher früher als überzählig entfallen war, zu stellen.

Findet die Entlassung jedoch erst nach drei Monaten statt, so ist dieser Ersatz bei der nächsten Heeresergänzung zu leisten.

Diejenigen, welchen bei solchen Stellungen ein Verschulden zur Last fällt, haben dem Staatsschatze für die auf den Entlassenen verwendeten Kosten einen Pauschalbetrag von ein und zwanzig Gulden Oesterreichischer Währung zu erlegen und unterliegen überdieß der besondern Ahndung, welche sie nach dem Strafgesetze oder den Dienstesvorschriften zu treffen hat.

Dem durch eine ungesetzliche Stellung ohne eigenes Verschulden zu Schaden Gekommenen steht der Ersatz-Anspruch gegen die Schuldtragenden frei.

In allen sonstigen Fällen der Entlassung wird weder ein Ersatz für den Mann, noch ein Ersatz von Kosten an den Staatsschatz in Anspruch genommen.

Zehntes Hauptstück.

Von den gesetzlichen Folgen und Strafen der Außerachtlassung der Bestimmungen dieses Gesetzes.

§. 44.

Wenn ein zu der ersten und zweiten oder zu den aufgerufenen höheren Altersklassen Gehörender eine Reise, zu welcher er nach den bestehenden Paßvorschriften eine Reisebewilligung bedarf, ohne diese Bewilligung unternimmt (§§. 7, 38), so verliert er die Vortheile der Reihung nach den Altersklassen und dem Lose und wird für den Losungsbezirk, in welchem er aufgegriffen wurde, gestellt.

Ein Stellungspflichtiger, welcher die im §. 7 angeordnete Meldung seines Aufenthaltes an den Gemeindevorstand zu machen unterlief, ohne hievon durch ein für ihn unüberwindliches Hinderniß abgehalten worden zu sein, wird für dieses Versäumniß ohne Rücksicht auf die weitere gesetzliche Behandlung mit einer dem Armenfonde zufallenden Geldstrafe bis Einhundert Gulden Oesterreichischer Währung, oder sollte er selbe zu erlegen außer Stande sein, mit Verhaft bis zur Dauer eines Monates bestraft.

Wer sich mit Uebertretung des im §. 8 enthaltenen Verbotes verehelicht hat, wird in seiner Altersklasse ohne Losung gestellt, im Falle der Untauglichkeit aber nach den Bestimmungen des §. 35 des Gesetzes über die Ehen der Katholiken und des §. 507 des allgemeinen Strafgesetzes bestraft.

Gegen Diejenigen, welche zu der verbotenen Verehelichung schuldbar mitgewirkt haben, ist eine dem Armenfonde zufallende Geldstrafe bis Einhundert Gulden Oesterreichischer Währung oder nach Umständen Verhaft bis zur Dauer eines Monates zu verhängen, falls sie nicht, als im Staatsdienste stehend, nach den Dienstvorschriften zu behandeln ist.

§. 45.

Wer zum Erscheinen vor der Stellungskommission verpflichtet ist und ohne hinreichende Entschuldigung ausbleibt, wird als

Digitized by Google

stellungsflüchtig, wer ihm hiebei wissentlich mithilft, als Mitschuldiger an der Stellungsflucht behandelt.

Ein Stellungsflüchtiger, welcher dienstauglich erkannt wird, hat, ausgenommen wenn er sein Ausbleiben rechtfertigen könnte, im Falle er freiwillig erschienen ist, Ein Jahr, im Falle aber, daß er zwangsweise zur Stellung gebracht wurde, zwei Jahre über die ordentliche Dienstesdauer (§. 6) zu dienen.

Wird ein Stellungsflüchtiger, welcher sich nicht rechtfertigen konnte, dienstuntauglich befunden, so trifft ihn Verhaft, im ersteren Falle bis vierzehn Tag, im letzteren bis auf Einen Monat.

Hat aber der Stellungsflüchtige bereits das 36. Lebensjahr (§. 2) überschritten und kann er nicht nachweisen, daß er schon zur Zeit, wo er in die erste Altersklasse eintrat, dienstuntauglich gewesen ist, so wird er mit Verhaft bis auf sechs Monate bestraft.

Der Stellungsflüchtige wird zur Ergänzung des Losungsbezirkes, in welchem er aufgegriffen wurde, gestellt.

Mitschuldige an der Stellungsflucht werden mit Verhaft bis zu drei Monaten bestraft.

Wer die Ergreifung eines Stellungsflüchtigen bewirkt, erhält durch die politische Landesstelle eine Belohnung im Betrage von vier und zwanzig Gulden Oesterreichischer Währung aus dem Staatsschatze gegen Ersatz aus dem Vermögen des Stellungsflüchtigen und der Mitschuldigen.

§. 46.

Ein nach dem Strafgesetze (§§. 409 und 410) wegen Selbstverstümmlung Verurtheilter hat zwei Jahre über die gesetzliche Dienstesdauer (§. 6) zu dienen.

Eilftes Hauptstück.

Von der Ergänzung des Heeres in der Militärgränze.

§. 47.

Die Ergänzung des Heeres in der Militärgränze wird durch das Gesetz vom 7. Mai 1850 und die Konskriptions- und die Enrollirungsnorm vom Jahre 1852 geregelt.

Der Untergang der Austria

mit 471 Personen von den 538 Passagieren wird nun bestätigt. Den Hergang erzählt Einer der Geretteten, Namens Brews, folgendermaßen: Am 12. gegen zwei Uhr Nachmittags stand ich auf dem Halbdeck (Quarterdeck), als ich eine dichte Rauchsäule aus dem hinteren Eingange des unteren Deckraumes aufsteigen sah. Gleichzeitig kamen mehrere Frauen mit dem Rufe: „das Schiff brennt, was wird aus uns werden!“ auf's Deck gestürzt. Die Geschwindigkeit der Maschine wurde nun um die Hälfte vermindert, und so blieb sie im Gange bis das Pulvermagazin sprang, woraus ich schließe, daß die Maschinisten gleich Anfangs erstickten. Beim ersten Schritt an die Brüstung überzeugte ich mich, daß die Flammen schon aus den Lucken des Mitteldecks herausschlugen, und da der Dampfer gegen den Wind fuhr, nahm das Feuer rasch überhand. Hierauf ging ich zum Steuermann und bedeutete ihm, das Schiff mit der Breitseite dem Winde zuzuwenden. Fast verstand er mich nicht, da er ein Deutscher aus Hamburg war, bis ich mich endlich durch einen andern Deutschen ihm verständlich machen konnte. Zur selbigen Zeit sah ich, daß Einige ein Boot vom Halbdeck hinabließen. Es wurde, so viel ich glauben kann, von der Schraube rückwärts zertrümmert. Ich selbst half darauf ein Boot losmachen, aber kaum hatten wir es hinabgelassen, stürzten sich auch schon so viele Leute hinein, daß es umschlug, worauf Alle bis auf drei weggeschwemmt wurden. Von diesen konnten wir Einen wieder auf's Deck ziehen, ein Anderer wurde durch das Seil, mit dem wir ihn heraufziehen wollten, erwürgt. Das Feuer wurde jetzt so gewaltig, daß fernere Rettungsversuche unmöglich waren. Sämmtliche Passagiere erster Klasse, mit Ausnahme einiger Herren, die im Rauchzimmer erstickt sein mußten, hatten sich auf dem Hinterdeck zusammengedrängt. Dorthin waren auch viele Passagiere der zweiten Klasse gelaufen, aber Andere von diesen blieben vom Feuer in ihren Kabinen eingeschlossen, und nur Wenige konnten durch den Lüftungsschacht heraufgezogen werden. Die letzte auf diese Weise gerettete Person, eine Frau, sagte aus, daß bereits sechs unten erstickt seien. Jetzt erst bemerkten wir, daß das Schiff sich wieder gegen den Wind gedreht hatte, und daß dadurch die Flammen auf's Halbdeck zurückschlugen. Aber das Gedränge war zu groß, als daß ich hätte bis zum Steuermann vordringen können, und überdies hörte ich, daß Letzterer seinen Posten verlassen habe, wodurch das Schiff ohne Lenkung dahinfuhr.

Die Szene auf dem Deck war unbeschreiblich herzensbrechend. Alles drängte und schrie, Männer nach ihren Frauen, diese nach ihren Männern und Kindern; die Einen waren wie gelähmt vor Schrecken; Andere weinten wie im Irrsinn, und nur Wenige bewahrten ihre ruhige Fassung. Mittlerweile drangen die Flammen so weit vor, daß Viele, um ihnen zu entgehen, über Bord sprangen, darunter Verwandte, die fest aneinandergeschlungen den Tod in den Wellen suchten. Zwei Mädchen, man hielt sie für Schwestern, stürzten sich auf diese Weise in die See. Ein Ungar, mit sieben schönen Kindern, darunter vier Mädchen, bewog seine Frau hinabzuspringen; hierauf segnete er seine sechs älteren Kinder, ließ sie Eines nach dem Anderk in die Tiefe springen und folgte ihnen mit seinem Jüngsten im Arme.

Ich selbst stand während dieser Zeit außerhalb der Brüstung und beugte mich, um den rückwärtsschlagenden Flammen auszuweichen, nach Außen, wobei ich mich an die Jüsten (vorspringende Balken, um Boote oder Anker hinabzulassen) festhielt. Ein umgeschlagenes Boot, das noch durch ein Seil am Dampfer hing, schwamm unter mir an der Seite des Schiffes und an dem Seile war ein Mann angeklammert. Ueber diesen, der mir nicht folgen wollte, hinweg, ließ ich mich bis an's Boot hinab und zerschnitt das Seil mit meinem Federmesser, nachdem ich die große Klinge zerbrochen hatte. Kaum war das Boot losgemacht, so blieb es hinter dem vorwärtsschießenden Dampfer zurück, trieb aber trotz meiner Bemühungen rückwärts an dessen Schraube an und schlug um. Mir blieb nichts übrig, als mein Heil im Schwimmen zu versuchen, und wie ich hinter meinem umgeschlegenen Boote wieder auftauchte, sah ich ein anderes Boot an meiner Seite, dessen Kiel nach aufwärts schaute. Mein Anklammern und eine Woge, die sich zur rechten Zeit brach, richtete es auf, aber es war doch voll Wasser, und da die Ruder weggeschwemmt waren, hatte ich zu seiner Fortbewegung Nichts als einige Latten, die lose an den

Digitized by Google

Seiten angenagelt waren. Vom Dampfer war ich um dieſe Zeit ſchon eine Viertelmeile weg, doch konnte ich noch deutlich ſehen, wie Männer und Frauen zu Zweien und Dreien, die Frauen zum Theil mit flammenden Kleidern, vom Hinterdeck in's Waſſer ſprangen. Die Höhe vom Hinterdeck bis auf die Waſſerfläche betrug 22 Fuß, und ſo ſchreckte wohl Mancher vor dem Sprunge, bis ihm die Flammen keinen anderen Ausweg offen ließen. Eine halbe Stunde ſpäter war keine Seele mehr auf dem Hinterdeck zu ſehen.

Ich ruderte mein Boot dem Schiffe nach und nahm einen Deutſchen auf, der kräftig ſchwamm und jetzt mit mir ruderte. Ein Segel kam aus der Ferne immer näher. Es war die franzöſiſche Barke Maurice, Kapitän Erneſt Renaud von Nantes. Um halb ſieben Uhr — ich war fünf Stunden herumgeſchwommen — nahm ſie mich auf und hatte um dieſe Zeit ſchon 40 andere Gerettete an Bord. Die meiſten von dieſen hatten ſich am Bugſpriet angeklammert erhalten und nur die Wenigſten waren aus dem Waſſer aufgefiſcht worden. Gegen acht Uhr kam eines von den eiſernen Booten mit ungefähr 23 Perſonen, darunter der erſte und dritte Offizier, heran; ſpäter wurden noch drei oder vier Paſſagiere, die auf den Trümmern eines Bootes ſchwammen, aufgenommen, und noch ſpäter wurde der zweite Offizier, der volle ſechs Stunden geſchwommen war, aufgefiſcht. Von den Geretteten waren mehrere, darunter drei Frauen (von Letzteren befanden ſich ſechs auf dem Maurice), ziemlich arg verbrannt. Kapitän Renaud benahm ſich außerordentlich liebreich; erzeigte den Geretteten alle nur erdenklichen Dienſte, verpflegte und verband die Beſchädigten mit einer nicht zu beſchreibenden Zartheit.

„Während des Brandes hatte ich nicht einen Einzigen von den Schiffsoffizieren zu Geſichte bekommen, und ich bin gewiß, daß weder von ihnen noch von der Mannſchaft irgend Einer auf dem Hinterdeck war, den Steuermann allein ausgenommen, der aber auch bald ſeinen Poſten verließ. Als der Kapitän, ſo erzählen Andere, vom Feuer hörte, ſtürzte er ohne Kopfbedeckung auf's Deck, und als er die Flammen ſah, rief er: „Wir ſind Alle verloren!“ Dann verſuchte er ein Boot loszulöſen; dies ſchlug um, er ſelbſt fiel in's Waſſer und ward nicht mehr geſehen.*) In demſelben Boote befand ſich der vierte Offizier; auch er ertrank wahrſcheinlich, denn das Boot zerſchellte an der Schraube des Dampfers, und nur 3 oder 4, die ſich an den Trümmern feſtgeklammert hatten, wurden, wie oben erzählt, ſpäter von dem Maurice aufgefiſcht. In einem der eiſernen Boote waren 33 Perſonen beiſammen, aber es ſchlug mehrere Male um, ſo daß 23 den Maurice erreichten, was auch bereits erwähnt worden iſt. Im Ganzen waren ſomit während der Nacht an Bord des letzteren 67 Perſonen aufgenommen worden. Am folgenden Morgen war eine norwegiſche Barke zum verbrannten Dampfer hinangefahren. Möglich, daß ſie noch einige Leute gerettet hat. Gegen 2 Uhr Nachmittags begegneten wir der Barke Lotus, Kapt. Treſy von Yarmouth, die nach Halifax fuhr. Da mir daran lag, raſch auf brittiſches Gebiet zu gelangen, nahm mich der Kapitän auf ſein Schiff. Er war auch bereit, ſämmtliche Amerikaner an Bord zu nehmen, aber der Zudrang von Ausländern in die Boote war ſo ſtark, daß nur 11, und darunter mehrere von jenen, aufgenommen werden konnten.

Der Brand war durch die ſtrafbare Nachläſſigkeit Einiger von der Schiffsmannſchaft entſtanden. Der Kapitän und Arzt hatten es nämlich für nothwendig erachtet, das Zwiſchendeck mit brennendem Theer zu räuchern, und der Hochbootsmann ſollte dieſes unter Beaufſichtigung des vierten Offiziers thun. Zu dieſem Ende erhitzte er das Endſtück einer Kette, um es in Theer zu tauchen und die Räucherung zu bewerkſtelligen. Aber die Kette war ſo heiß geworden, daß er ſie nicht halten konnte. Sie fiel auf die Diele und ſteckte dieſe in Brand. Zum Ueberfluß kippte das Gefäß mit dem Theer um, und eine Sekunde ſpäter ſchlugen die Flammen aus allen Punkten auf. Es wurden ſchwache Löſchverſuche gemacht, aber es war nicht das Geringſte bei der Hand, dieſe zu unterſtützen. Die Geretteten konnten nichts als ihre Kleider, und auch dieſe in den meiſten Fällen nur in zerfetztem Zuſtande mit ſich fortſchaffen.

*) Spätere Berichte von Geretteten berichtigen dieſe Stelle. Kapitän Heydmann iſt durch das Gedränge der Paſſagiere bei einem Verſuche, eines der Rettungsboote herabzulaſſen, zufällig über Bord geſtoßen worden und in den Meeresfluthen umgekommen. Der erſte Offizier der Auſtria mit 12 Perſonen, Schweden und Deutſchen retteten ſich auf einem Wrak und wurden von der Barke Maurice aufgenommen. — Aus Hamburg wird ein neuer Unglücksfall gemeldet. Die „Donau“ iſt an der norwegiſchen Küſte bei den Shetlandsinſeln mit einer franzöſiſchen Brigg ſo heftig zuſammengeſtoßen, daß das franzöſiſche Schiff gleich in die Meerestiefe ſank. Fünf Matroſen wurden gerettet, die andere Mannſchaft iſt ertrunken. Die Donau hat bei dem Zuſammenſtoß ihr Bugſpriet verloren und kehrte deßhalb nach Hamburg zurück.

Bevölkerungsabnahme in Frankreich.

Außer den beiden Klaſſen Eheloſer: Klerus und Armee, welche 5 bis 600,000 Frauen ihrer Männer berauben, beſteht noch der Umſtand, daß in Frankreich die weiblichen Geburten die männlichen um 20 Procent überſteigen, was bei der dermaligen Bevölkerungszahl ungefähr 800,000 Frauen gibt, deren Verheirathung ſchlechterdings unmöglich iſt; ſohin im Ganzen und mindeſtens 1,400,000 Frauen, verurtheilt, Hungers zu ſterben, wenn ihnen, bei mangelndem Privatvermögen, nicht Arbeit oder Mildthätigkeit zu Hülfe kommt. Schon dieſe Zahlen ſind erſchreckend; aber zählt man hiezu noch die Zahl der Männer, welche freiwillig im eheloſen Stande bleiben, was unter der arbeitenden Klaſſe ſo häufig iſt, ſo findet man, daß in Frankreich $^1/_6$ der vorhandenen Frauen nur ihre Arbeit haben, um ſie der Proſtitution oder dem Tod zu entreißen. Eine Verurtheilte auf 6!

Welches aber ſind die Hülfsquellen, welche der Arbeitslohn dieſen Verurtheilten bietet? Der durchſchnittliche Tagelohn einer Frau iſt 1 Frcs. 25 Cent., was per Monat von 26 Tagen (denn an Sonn- und Feiertagen wird man doch nicht arbeiten ſollen) 34 Frcs. 50 Cent. oder 414 Frcs. per Jahr ergibt. Davon aber gehen noch ab: die mortes saisons, welche bei den beſten Pro-

ſeſſionen mindeſtens drei Monate ſind, was den ganzen Jahresverdienſt auf 310 Frcs. 50 Cent. reduzirt, vorausgeſetzt, daß die Arbeiterin immer bei guter Geſundheit war, was die Nahrungsweiſe, welche ein ſolches Budget erlaubt, kaum hoffen läßt. Dann wenn man von dieſen 310 Frcs. Wohnung, Heizung, Licht und Kleidung abzieht, dann kann wahrlich nicht mehr bleiben als 8 Sous = 40 Cent. für die tägliche Nahrung. Allein iſt dieß Alles? Nein. Die allein daſtehende Frau wird ſchneller alt, ihre Kräfte nehmen ab, das Alter macht ſie erwerbsunfähig; dann bleibt nichts als Bettel — Spital! Darf man ſich da wundern, daß viele unglückliche Frauen, jung und hübſch, der Verführung jedes Augenblicks erliegen?

Mannigfaltiges.

* Ueber einen Vorfall bei der Ankunft des Prinzen Napoleon in Warſchau wird von dort nachträglich noch folgende Notiz mitgetheilt: Eine Anzahl hier anſäſſiger Franzoſen hatten von der bevorſtehenden Ankunft des Prinzen Kunde erhalten und ſich am Bahnhofe eingefunden. Sie empfingen den Prinzen mit dem Rufe vive Napoleon, worin auch das andere zahlreich verſammelte Publikum miteinſtimmte. Der Ober-Polizeimeiſter General Anitſchkoff ließ die Vivatrufer zurückweiſen und einen derſelben ſogar arretiren. Der Vorfall gelangte zur Kenntniß des Kaiſers, und der General ſoll — was allerdings ſehr unglaublich klingt — für ſeinen zu großen Ordnungseifer einen 3tägigen Stubenarreſt bekommen haben. So wenigſtens erzählt das allgemeine Stadtgeſpräch in Warſchau.

* Wie der „K. Z." aus Paris mitgetheilt wird, ſoll der junge Herzog von Chartres, der zweitgeborene Sohn des Herzogs von Orleans, in ſardiniſche Dienſte treten. Graf Cavour glaubte, als man ihm den Wunſch des Prinzen mittheilte, zuerſt beim Grafen Walewski anfragen zu ſollen. Dieſer hat im Namen des Kaiſers geantwortet, die franzöſiſche Regierung habe nichts dagegen, wenn der Bruder des Grafen von Paris in die ſardiniſche Armee eintrete.

* Einem Brüſſeler Blatte wird aus Paris gemeldet: Die Konſuln von Frankreich und England zu Tetuan in Marokko ſind ermordet worden. Der franzöſiſche Konſul war ein ſeit Jahren in Marokko wohnhafter Franzoſe.

* Unter den kürzlich von Frankreich nach Cayenne deportirten politiſchen Sträflingen befindet ſich der bekannte Delescluze. Derſelbe war 1848 Kommiſſär der proviſoriſchen Regierung und hat ſeit jener Zeit im Gefängniſſe gelebt. Kürzlich freigegeben, wurde er in Folge des Sicherheitsgeſetzes deportirt.

* Das Kriegsgericht in Paris hat kürzlich einen jungen Jäger-Unteroffizier wegen folgender Exzeſſe zu einer zweimonatlichen Gefängnißſtrafe verurtheilt: Er hatte ſich am Eingange des Pantheons befunden, als gerade mehrere fremde Herren und Damen im Begriffe ſtanden, hineinzugehen; er ſchloß ſich mit noch einigen andern Perſonen der Geſellſchaft an. Anfangs war ſein Betragen ein ganz paſſendes und regelmäßiges, als man aber in die Gewölbe hinabgeſtiegen war und der Fremdenführer die Experimente mit den Echo's zu machen begonnen hatte, fing es ihm im Kopfe zu rumoren an. Er plauderte allerlei unvernünftiges Zeug und der Paroxysmus ſtieg nach und nach bis zu dem Grade, daß er ſich einbildete, in den Laufgräben von Sebaſtopol zu ſein. Vergebens ſuchte der Fremdenführer, der ſelber ein alter Soldat war, ihn zu beruhigen. Der Unteroffizier ſchlug ihm die Laterne aus der Hand, zog den Säbel, verletzte den Führer durch einige Hiebe und ſtürzte unter dem Schildwachenrufe: „Qui vive!" auf die Geſellſchaft los. Ein allgemeines „Sauve qui peut" erfolgte nun in der Dunkelheit; mehrere Perſonen ſtießen ſich an die Mauer des Gewölbes Löcher in den Kopf, und eine Engländerin, die den Fuß in ihre Krinoline verwickelt hatte, fiel auf den Boden und verwundete ſich im Geſichte. Unterdeſſen führte der Unteroffizier rechts und links Hiebe in die Luft, bis der Lärm und das Geſchrei den Concierge aufmerkſam machte, der mit Wachen herbeieilte und den Helden der unterirdiſchen Szene verhaftete und fortführen ließ.

* Ueber die Unwiſſenheit und den Fanatismus der piemonteſiſchen Bevölkerung hat man in neueſter Zeit bedauernswerthe Beweiſe erhalten. Zu Rapallo wurde die Kommiſſion, welche den durch das Oidium in den Weinbergen verurſachten Schaden erheben ſollte, um darnach den vom Parlament votirten Steuernachlaß zu bemeſſen, mit Steinwürfen und Knütteln empfangen und verjagt, ſo daß man die bewaffnete Macht zu ihrem Schutze aufbieten mußte. In der ſehr armen Gemeinde Arengano hatte man zu einer Prozeſſion, die man Caſſaccie nennt, 800 Francs eingeſammelt. Der Pfarrer und der Syndikus waren aber der Meinung, daß man das Geld zur Herſtellung der baufälligen Kirche zweckmäßiger als zu einer Prozeſſion verwenden könnte. Da die angeſeheneren Bewohner, welche auch die meiſten Beiträge geliefert hatten, damit einverſtanden waren, ſo wurde darüber ein definitiver Beſchluß gefaßt. Als der fanatiſche Theil der Bevölkerung dies erfuhr, entſtand im Dorfe ein großer Tumult, das Haus des Pfarrers wurde angegriffen, und der Pfarrer ſelbſt rettete nur mit genauer Noth ſein Leben. Die Ruhe wurde durch die bewaffnete Macht hergeſtellt und es wurde nun das Strafverfahren gegen die Schuldigen eingeleitet.

* Ein wüthender Stier drang unlängſt während der Meſſe in die Kathedrale von Tortoſa und verwundete mehrere Geiſtliche am Hochaltare, bis er wieder eingefangen wurde. Die Verwirrung, die in der Kirche durch dieſen Eindringling hervorgerufen wurde, war unbeſchreiblich.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronſtadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 124. Freitag, den 22. Oktober. 1858.

Die Nichten des Kardinals Mazarin.

Aus dem Englischen.

Es gibt wenige Bilder, die dem Geschichtschreiber, dem Maler oder überhaupt dem Publikum so viel Interesse gewähren, als der Kardinal Mazarin, umgeben von seinen sieben Nichten und seinen drei Neffen, den Kindern von seinen zwei Schwestern, Mancini und Martinozzi.

Was für ein Mann war dieser Onkel! Kein Monarch seiner Zeit war so mächtig als er. Aus einer Sicilianischen Familie niederen Standes stammend, spielte er viele Rollen und die meisten derselben ausnehmend gut. Der Enkel, wenn nicht der Sohn eines sicilianischen Handelsmannes von niederem Range stieg so hoch, daß er, der Sache nach, König von Frankreich war; und wenn wir gesagt haben: Was für ein Mann war dieser Onkel! so können wir auch mit Wahrheit hinzufügen: Was für ein unvergleichlicher, aber schlecht belohnter Onkel war dieser Mann! Wie geringe Artigkeit ward ihm bei seinem Leben, welche Verachtung nach seinem Tode von seinen Nichten und Neffen, den Martinozzis und Manzinis erwiesen!

Er hatte schwer gekämpft für sie und für sich selbst. Er hatte, es ist wahr, seine zügellose Zeit gehabt und blieb bis zuletzt ein verzweifelter Spieler; aber nie verlor er aus dem Gesicht, oder vielmehr, nie hörte er auf die Wege zu suchen, auf denen er mit so wenig Gefahr als möglich, Ruhm, Vermögen, Macht und die Verherrlichung seiner selbst und seiner Familie erlangen konnte.

Er war in einer bewegten Zeit (im Jahre 1602 zu Piscina in Abruzzo) geboren, und in früher Jugend, bei einem bedeutenden Rufe gut angewandter Studienzeit (in Alcala) stand die Welt ihm offen. Die meisten Menschen glauben, daß sie selbst den Hafen wählen, in den sie, wie sie glauben, die mit ihrem Glück beladene Barke einzulaufen zwingen. Aber das ist nur Wenigen gegeben. Die Mehrzahl schwimmt mit der Flut und wird von Umständen fortgetragen, in denen sie die Plätze nicht prüfen können, wo sie für's Leben Anker werfen. So war es bei Mazarin, jedoch nicht immer. Hätte er seinen eigenen Weg gehen können, als er sich in Madrid in die Tochter eines Notars verliebte, so hätte er wahrscheinlich als verschmitzter und glücklicher Advokat sein Leben hingebracht. So, als er nachher in die Armee eintrat, würde der Kapitän Mazarin, wenn er etwas länger das Kriegshandwerk mit angesehen, mehr Geschmack daran gewonnen haben und er wäre wahrscheinlich ein alter polternder General geworden, der nur von Gefechten und Schlachten gesprochen, auf der Trommel Würfel gespielt und der Schönheit geringe Huldigung bewiesen hätte.

Aber es ereignete sich, daß der junge Kapitän sehr früh in einer diplomatischen Angelegenheit verwendet wurde, und er vollführte seine Aufgabe so bewunderungswürdig, daß ihm Sachen von der größten Wichtigkeit anvertraut wurden; und da seine Geschicklichkeit sich in großen wie in kleinen Angelegenheiten siegreich bewährt hatte, ging er aus dem Dienst kleiner Potentaten in den mächtiger Souveräne über, wie glückliche Schauspieler von kleinen Provinzialbühnen zu Bühnen der Hauptstädte sich erheben und dort die ersten werden. Es ist ein genügendes Lob Mazarin's, wenn man hört, daß der Kardinal Richelieu ihn so würdigte, daß er ihn dem Könige Ludwig XIII. als den einzigen Mann nannte, der die erforderliche Kapazität besäße, ihm selbst in der Leitung der Angelegenheiten Frankreichs nachzufolgen. Es wird auch charakteristisch sein, wenn wir hinzufügen, daß Mazarin nicht nur Richelieu's Nachfolger als Minister Ludwig's XIII., sondern daß er auch Ludwig's XIII. Nachfolger als Gatte Anna's von Oesterreich ward.

Ohne Mazarin, würde man wahrscheinlich von seinen Nichten und Neffen nie gehört haben. Als er auf dem Höhepunkt seiner Größe war, ließ er sie mehrmals zu sich entbieten, bis er sie alle um seinen Herd versammelt hatte. Er hatte beschlossen, daß auch sie zu Hoheit gelangen sollten, und man kann sagen, daß er seinen Plan ausgeführt hat. Sie theilten allen Wechsel seiner Schicksale, sein Glück, sein Unglück, auch den Haß des französischen Volkes. Diese jungen Personen hätten mit Ehrfurcht von ihrem Oheim stehen müssen, denn dieser einst so unbedeutende Mann hatte sich nicht nur bis zum Minister-Kardinal erhoben, sondern sogar, als der Papst sich weigerte, seinen Bruder zum Kardinal zu machen, ließ Mazarin die Stadt, in welcher der Papst war, belagern, und zwang ihn durch Zwanzigpfünder und Blutvergießen zur Willfährigkeit.

Laura Mancini ist die erste der jungen Italienerinnen,

Digitized by Google

welche ihr Onkel beschlossen hatte über den Stand ihrer respektabeln Eltern, und hoch über den Stand ihrer Großeltern, die mehr oder minder ehrliche Krämer gewesen waren, zu erheben. Es gelang. Laura ward Herzogin von Mercoeur und hatte einen wackeren Ehemann an dem Herzog, welcher der Sohn von Vendome war, dem Sohne Heinrich's IV. und der schönen Gabriele. Der älteste Sohn Laura's war der sogenannte „große" Vendome, einer der tapfersten Generale, aber einer der abscheulichsten Menschen.

Laura hätte die Gattin jedes anderen unverheiratheten Herzogs werden können; denn es fehlte nicht an hohen Bewerbern, von denen jeder wußte, daß, wenn er seinen Adel der Nichte des Minister-Kardinals gebe, der Kardinal ihm dafür Stellen, Pensionen, Orden und Privilegien in Menge ertheilen werde. Es war eben ein Geschäft. Laura war auf dem Punkt, den hübschen jungen Libertin, den Herzog von Candale, zu heirathen; aber der Herzog starb plötzlich, und das eben war so gut für Laura, da sie sah, daß er seinem Vater in vieler Hinsicht glich; und zu den Gewohnheiten des Vaters hatte auch die gehört, seine Frau öffentlich zu schlagen und den Erzbischof vor der ganzen Kirche in ähnlicher Weise unsanft zu berühren, wenn er gerade mit ihm zerfallen war.

Ehe der Kardinal Laura mit dem Herzog von Mercoeur verbinden konnte, brachte die Fronde zeitweilig den Kardinal und sein Haus zum Sturz. Trotz der Drohungen dieser neu errichteten Regierung, heirathete De Mercoeur die Dame. Seine Galanterie, oder Spekulation, ward auf noble Weise vergolten, als der Kardinal mit seinen Nichten wieder zu Macht und Glück gelangte. Aber die glückliche und wohl geordnete Ehe währte nicht lange. Die Herzogin ward bei der Geburt ihres dritten Kindes von einer Lähmung befallen und starb mit einem Lächeln auf den Lippen über eine sonderbare Gebärde der Trauer, welche Madame de Venelle, ihre Ehrendame, machte. Der Witwer erwies dieser schönen und musterhaften Frau eine glänzende Huldigung: er trat in einen geistlichen Orden, und diese ausgesuchte Ehrenerweisung, oder Spekulation, hob ihn zu den höchsten geistlichen Ehren; er starb als Kardinal und Legat des heiligen römischen Stuhls am Hofe zu Paris.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vorschlag

betreffend die Waldbesitzthumsfrage in den Dominal-Ortschaften.

Die Kronstädter Kommune besitzt, wie ich als ziemlich bekannt voraussetzen kann, einen Waldkomplex von zirka 100,000 Joch, wovon ungefähr 95,000 Joch auf das Allodium und 15,000 Joch auf das Dominium entfallen.

Bei der bisherigen Bewirthschaftungsweise der Letzteren hat die Kommune direkte so viel als keinen Nutzen gehabt, indem die Eingeforsteten neben dem Pächter, als Vertreter der Grundherrschaft, die Einzigen waren, welche den Wald benützten und ausbeuteten; fassen wir aber diesen Umstand etwas schärfer ins Auge und bedenken wir, daß noch vor wenigen Jahren das Waldland steuerfrei war, daß die Verwaltungskosten beinahe gar nichts betrugen und daß alles im Dominium erzeugte Brenn- und Bauholz auf dem Kronstädter Holzmarkte zusammenfloß und durch diese bedeutende Konkurrenz, welcher das städtische Holzmagazin mit seinen Holzpreisen stets als Folie diente, jedem Bürger der Ankauf desselben ungemein erleichtert wurde — so werden wir nicht wenig staunen über die Vortheile, welche bei dieser Sachlage die Allgemeinheit d. h. die Gesammtbevölkerung Kronstadts indirekte aus ihren Dominal-Waldungen genoß, indem, wie ich schon oben bemerkt, die Stadtkasse weder durch Steuern noch durch Verwaltungskosten in Anspruch genommen, den Pachtzins für Schenken, Mühlen ꝛc. neben der theilweisen Benützung der Waldung durch den Pächter, ruhig einhob und jeder Bürger als Mitbesitzer dieser Güter durch den billigen Ankauf des Holzes, gleichsam die Zinsen von dem großen Waldkapitale unbewußt mitbezog.

So standen und stehen mit einigen Abweichungen die Sachen noch heutigen Tages. Mit dem großen Umschwung der Verhältnisse in unserem Vaterlande hörte auch das früher zwischen der Stadt und ihren unterthänigen Ortschaften bestandene patriarchalische Verhältniß auf und der Streit um den Besitz des Waldes, auf welchen sich die Eingeforsteten durch die langjährige Benützung desselben ein wohlgegründetes Recht erworben zu haben glaubten, nahm seinen Anfang. Der Wald wurde auf allerhöchsten Befehl vermessen, taxirt, klassifizirt, besteuert und der jährliche Ertrag festgesetzt; die Stadt berief um ihr Eigenthumsrecht zu wahren, technisch gebildete Forstleute und setzte sie als Vertreter der Grundherrschaft in das Dominium.

Durch die Bemühungen dieser Fachleute stellte sich nur zu bald die traurige Thatsache heraus, daß die Dominal-Waldungen zum größten Theile überhauen, d. h. auf eine Art bewirthschaftet worden seien, welche dem Nachhaltigkeitsprinzipe zuwider, jedes Jahr nicht allein die Interessen, in diesem Falle den Jahresertrag, sondern auch ein gutes Stück vom Stammkapital konsumirte.

Hier bin ich nun auf dem Punkte angelangt, wo ich auch die Schattenseite der früher besprochenen und als vortheilhaft dargestellten Wirthschaftsweise zu berühren habe, ohne jedoch, wie ich weiter unten zeigen werde, das Prinzip derselben, sondern nur die Art und Weise der Durchführung zu verwerfen.

Bei der geringen Aufmerksamkeit, welche man früher der Waldwirthschaft schenkte, bei der geringen Kenntniß über die Natur und Behandlungsweise der Wälder, bei dem schlecht organisirten Waldaufsichtspersonale, bei dem gänzlichen Mangel an einer Kontrolle des Bezugs, war es natürliche Folge, daß die früher unterthänigen Gemeinden die zunächst gelegenen Waldungen, wie es ihnen gerade am bequemsten dünkte, abtrieben und, wie uns die ganze Reihe nackter Berge unmittelbar hinter den Siebendörfern deutlich zeigt, zu deren Verjüngung nicht nur keine Maßregeln ergriffen, sondern im Gegentheile auf den, kurz nach der Führung des Holzschlages, mit üppigem Grase bewachsenen kahlen Flächen eine willkommene Weide für ihr Vieh fanden. Es wurde den Bauern Bedürfniß, den langen Winter hindurch, wo sie ohne Beschäftigung waren, fort und fort die verschiedensten Holzsorti-

mente zu erzeugen, damit den Kronstädter Holzmarkt zu überschwemmen und dort um sehr geringe Preise loszuschlagen, denkend: besser Etwas, als gar Nichts verdienen.

Die hiedurch hervorgerufene anarchische Konkurrenz that dem Kronstädter Bürger zwar wohl, war aber vom Gesichtspunkte der politischen Oekonomie, von welchem man jetzt die Sache zu betrachten anfängt, durchaus zu verwerfen und es ist die Zeit nicht mehr ferne, wo wir die unangenehmen Folgen dieser, im Prinzipe gerechtfertigten, in der Art ihrer Durchführung jedoch heillosen Wirthschaft empfinden werden.

Stellen wir uns einmal vor: es wäre der Waldstreit zwischen der Stadtkommune und ihren frühern Unterthanen in der Art beigelegt, daß die Stadt die Servituten, welche auf den Dominal-Waldungen lasten, durch Abtretung der Hälfte ihrer Waldbesitzungen abgelöst hätte — welche Konsequenzen ließen sich zunächst hieraus ziehen? —

Es ist ein durch das neue Forstgesetz vom 3. Dezember 1856 ausgesprochener Grundsatz: daß kein Wald verwüstet werden darf, sondern so bewirthschaftet werden muß, daß aus demselben nur die Zinsen, respektive der jährliche Zuwachs auch Jahresertrag genannt, entnommen werden darf.

In diesem Sinne müßten die Gemeinden den nunmehr in ihr volles Eigenthum übergegangenen Wald, von dem sie folgerichtig auch die entfallenden Steuern selbst zu entrichten hätten, bewirthschaften, sie müßten ferner, um dieses thun zu können, von den politischen Behörden dazu veranlaßt werden: Fachleute nebst dem dazu gehörigen Aufsichtspersonale anzustellen, um schließlich abgesehen davon, daß sie zwei bedeutende Auslagen: Steuern und Verwaltungskosten, ihnen bisher unbekannte Dinge, zu bestreiten haben — vom Jahresertrage kaum ihren eigenen Bedarf decken, geschweige denn Holzhandel treiben zu können.

Es würden demnach auf einmal alle jene Quellen versiegen, welche bisher unseren Holzmarkt so verschwenderisch ausstatteten, und es bliebe einzig und allein Aufgabe der Kommune, von ihren verschiedenen, jetzt mit keinen Servituten belasteten Revieren, durch ihre Förster das nöthige Holz beistellen zu lassen.

„Das ist ja ganz einfach" werden Viele sagen, „wozu sind denn die Förster da? sie sollen den jährlichen Ertrag fällen lassen und in den Holzgraben senden, so sind wir außer aller Noth!"

Das wäre in so ferne ganz recht, wenn es recht wäre und wenn es nur vom guten Willen des Försters abhinge; allein es gehören hiezu noch andere ganz eigenthümliche Faktoren, welche wir nicht übersehen dürfen, wenn die Probe auf die Rechnung stimmen soll; denn, wer unseren Bauern vorzüglich den Siebenbürger vom naturhistorischen Standpunkte aufgefaßt hat und nicht gewöhnt ist, von der Wirklichkeit absehend ganz ideal zu konstruiren und auf dem Papiere die herrlichsten Rechenexempel zur Bewunderung aller Theoretiker zu produziren — der wird die Sache doch etwas vorsichtiger behandeln und dann sehr bald an unseren Bauern unter vielem Andern die Eigenheit entdecken, daß derselbe, wenn es gilt, auf seine eigene Rechnung eine Klafter Holz zu erzeugen und auf den städtischen Holzmarkt zu bringen, sich und sein Vieh 4—5 Tage im wahren Sinne des Wortes schindet und dann doch um einen enorm billigen Preis hingibt — warum? — weil er seine Arbeit, seine Mühe und Zeitversäumniß gar nicht in Anschlag bringt, sondern wohl gar noch glaubt man hätte ihm die 10 fl. W. W. welche er für seine Klafter erhält und um die er sich doch sauer genug geplagt hat, geschenkt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* Die Gebühren für die ausländischen Zeitungen, welche durch die Post bezogen werden, sind in neuer Währung, wie folgt, festgestellt:

1. In den Fällen, wo die Speditionsgebühr bei politischen Zeitungen mit 50 pCt. des Nettopreises zu bemessen ist, hat diese Gebühr: a) bei Zeitungen politischen Inhaltes, welche wöchentlich sechs- oder siebenmal erscheinen, wenigstens 3 Gulden und 15 Neukreuzer und höchstens 9 Gulden und 45 Neukreuzer, b) bei Zeitungen politischen Inhaltes, welche weniger als sechsmal in der Woche erscheinen, wenigstens 2 Gulden und 10 Neukreuzer und höchstens 6 Gulden und 30 Neukreuzer zu betragen.

2. Der Zuschlag für Zeitungen aus und nach den Orten in der Moldau, Walachei, in der Türkei und auf den Jonischen Inseln, wo k. k. Posterpeditionen bestehen, ist mit 2 Gulden 10 Neukreuzer zu berechnen.

3. Die Umschlagsgebühr für ausländische Zeitungen, welche nicht öfter als dreimal in der Woche erscheinen, wird mit 42 Neukreuzer, für ausländische Zeitungen, welche öfter als dreimal in der Woche erscheinen, mit 1 Gulden 5 Neukreuzer jährlich festgesetzt.

4. Die Speditionsgebühr für die von der sardinischen Postanstalt bestellten österreichischen Zeitungen ist mit 2 Neukreuzer für jede Nummer zu bemessen.

* Eine offenbar vertraute Feder „Aus Thüringen" schreibt über den Charakter des Prinzen von Preußen Folgendes an die „Deutsch. Allg. Z.": Irren wir nicht, so entspricht seiner Natur und seiner Ansicht vom Wesen eines Staats der Absolutismus weit mehr als der Parlamentarismus. Er ist Soldat im vollsten Sinne des Wortes, prüfungsloses Gehorchen, strenge, widerspruchsfreie Ordnung und Macht und Befehlen in einer Hand ist ihm deshalb zur Gewohnheit . . . Zweierlei ist es, was wir mit siegender Ueberzeugung hoffen, einmal Festigkeit und Konsequenz in der preußischen Politik nach innen und außen und dann Schutz und Hebung einer freiern Richtung in der Religionsübung mit Niederhaltung der überhandgenommenen, meist eigennützigen frömmelnden Heuchelei im Innern und kräftige Wahrung des Protestantismus gegen die neuern Uebergriffe des Ultramontanismus nach außen. Der jetzige Regent von Preußen würde sich vielleicht bedenken, selbst die jetzige maßvolle Verfassung zu sanktioniren, wenn er sie nicht schon vorfände, aber er wird sie, einmal beschworen, auch fest und unabänderlich halten, nicht dulden, daß sie durch mißverstandenen Eifer oder böswillige Ansichten verdreht und gehemmt wird; er wird der Absicht, die Verfassung in Hast und Ueberstürzung mit neuen konstitutionellen Freiheiten zu ergänzen, sicher keinen Vorschub leisten,

er wird aber auch den Gelüsten der Reaktion nach neuen „Korrektionen“ energisch entgegentreten; er ist vielleicht wenig geneigt, der freien Presse noch weitere Fesseln abzunehmen, aber er wird auch sicher nicht gestatten, daß ihr das gesetzliche Recht verkümmert wird, und dafür sorgen, daß den das Ansehen der Gesetze tödtenden Widersprüchen polizeilicher Einschreitungen mit den darauf folgenden Richtersprüchen ein Damm gesetzt wird; er wird, das sind wir überzeugt, der Kirche ihr volles Recht schützen und christliche Frömmigkeit hegen und pflegen, aber er wird auch nicht dulden, daß das wahre Licht des Geistes verdunkelt, erheuchelte Frömmigkeit zu eigennützigen Zwecken benutzt und unter dem Mantel der Religion selbstsüchtige politische Zwecke verfolgt werden; er wird des Katholizismus Berechtigung nirgends antasten, aber auch den Protestantismus als das heilige Palladium seines Hauses gegen unberechtigte Uebergriffe nach außen schützen, wie das Liebäugeln einer übelverstandenen Richtung der evangelischen Kirche mit dem Katholizismus an's Licht ziehen und in den Staub treten; er wird überhaupt — und das ist unsere beste Hoffnung, gestützt auf felsenfeste Ueberzeugung — den sichern segensvollen Weg eines energischen, gütigen und gerechten Regenten gehen, unbeirrt von den Kourbetten der kleinen Herren und den Fanfaren der Demokratie, die nach rechts und links in Irrwege locken.

* Neulich bestieg ein durch seine Sonderbarkeiten bekannter Engländer in Antwerpen den Thurm des Münsters, mit einem großen Fernrohr bewaffnet, um, wie er sagte, den Donatischen Kometen besser in der Nähe betrachten zu können. Auf der Spitze des Thurmes angelangt, stieg der Engländer, um sich dem geschweiften Gestirn so viel als möglich zu nähern, auf den Hahn und blieb auf der kolossalen Wetterfahne von 5 bis 8 Uhr Abends sitzen. Dieses Schauspiel hatte in verschiedenen Theilen der Stadt eine große Menschenmenge versammelt, und die Neugierigen hatten den Kometen vergessen, um ihre Blicke auf den Engländer zu richten, der nach diesem astronomischen Hahnenritt glücklich wieder zur Erde herabkam.

* Vor mehreren Jahren — so erzählt Dr. Thesmar in der „Köln. Ztg.“ — lebte der Studiosus Zilches in Dahlen mit seinem Vater in Unfrieden. Er machte häufig kleine Reisen und verursachte dem Vater unnütze Ausgaben. Man schrieb dieses einem abnormen Zustande seines Geistes zu und beschloß, ihn in eine Irren-Anstalt zu bringen. Gelegentlich des Besuches eines Herrn Vetters, Haas, erbot sich Letzterer, dieses zu bewerkstelligen. Er lud den Studiosus ein, mit ihm eine Vergnügungsreise nach Köln zu machen, wovon der Vater nichts wissen dürfe; er werde ihn freihalten. In Köln besuchten sie ein Gasthaus. Hier bestimmte der Vetter Haas, daß tüchtig aufgetragen wurde; er entfernte sich bald nachher und ließ den Studiosus bei der Flasche zurück. Haas war nach der Irren-Anstalt Lindenburg gegangen, um von der Anwesenheit seines Vetters in Köln Nachricht zu geben und die Aufnahme desselben vorzubereiten. Haas kam in das Wirthshaus zurück und bestimmte seinen Vetter, mit ihm zu gehen. Beide gingen zur Lindenburg, wo sie zwei Herren in dem Gastzimmer bei einer Flasche Wein antrafen, die sie einluden, mit ihnen „Sechsundsechzig“ zu spielen. Während des Spiels richtete einer der zuerst Anwesenden französisch leise die Frage an den Andern, wer von den beiden Ankömmlingen der Tolle sei? Dem Studiosus wurde es nun, trotzdem daß er angetrunken war, klar, wo er sich befand, und er winkte auf seinen Begleiter, den Vetter Haas, daß dieser es sei. Bald nachher entfernt er sich unter dem Vorwand, gleich wieder zu kommen, und machte sich, als er das Freie erreicht hatte, eilends zu Faß stracks auf den Weg nach Dahlen. Vetter Haas, der in der Erwartung blieb, daß der Studiosus in's Zimmer bald zurückkehre, äußerte, als er nach einer Weile nicht kam, sein Befremden, worauf ihm bemerkt wurde, er sei nach Hause. Höchlich verwundert erwiderte Haas, dann hätten sie ja den Kranken gehen lassen. Dieß wurde nicht geglaubt. Als Haas sah, daß seine Betheuerungen, der Andere sei der Tolle, ihm nicht halfen, wurde er wild und suchte sich mit Gewalt Bahn zu machen. Dieß mißlang: denn nun wurden Wärter herbeigerufen, die ihn überwältigten und ihm die Zwangsjacke anlegten. So hat der Vetter Haas zwei Tage in der Anstalt verweilt, bis von Dahlen die Nachricht einlief, es sei der Unrechte in der Anstalt gepackt worden. Als der Studiosus nach Dahlen zurückkam, wunderte man sich sehr, daß Vetter Haas nicht zurückgekehrt war und auf Befragen erklärte der Studiosus, er habe den Haas in Köln zurückgelassen, der schwiemele da herum. Am dritten Tage schlich sich Vetter Haas ganz still in Dahlen ein.

* Das „P. N.“ wirft einen trüben Blick auf den gegenwärtigen Stand der Hornviehzucht in Ungarn, und die fortwährende Verringerung dieser unentbehrlichsten aller Nutzthiere; — es ist seit einiger Zeit auffallend — sagt das genannte Blatt — daß auf dem Wiener Viehmarkte bedeutend mehr Hornvieh aus Ungarn als aus Galizien zum Verkaufe kommt, wo früher das Umgekehrte der Fall war. Wir müßten uns dieses Umstandes zwar freuen, wenn derselbe darin seinen Grund hätte, daß die Viehzucht Ungarns im Steigen begriffen sei, und somit unser Land einen größeren Absatz nach Außen liefern könne; dies ist aber leider nicht der Fall, sondern im Gegentheile nicht zu leugnen, daß die hierländige Viehzucht seit einem Jahrzehent in der unerfreulichsten Abnahme begriffen ist, so zwar, daß wir unumwunden behaupten können: wienach wir Mangel und nicht Ueberfluß an Hornvieh haben. Wenn aber unter solchen Verhältnissen der Verkauf dennoch stets zunimmt, so ist dies eben ein Zeichen, daß insbesondere die Klasse der kleineren Grundbesitzer nur durch die drückendste Geldnoth sich gezwungen sieht, ihr Vieh zu veräußern, ein Zustand, dessen gefährliche Konsequenzen keines weiteren Kommentars bedürfen.

* Die von uns gebrachte Nachricht, daß der Ungar, der mit seiner Familie am Bord der „Austria“ so herzhaft dem Tode entgegenging, ein gewisser Hermann aus Igló gewesen, ist so viel als gewiß, da in der von „Newyork Times“ mitgetheilten Liste der Untergegangenen: „Herr Ad. Hermann Igelo nebst Frau und 7 Kindern“ vorkommt.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6. ins Ausland 8 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 125. Montag, den 25. Oktober. 1858.

Friedrich Fürst zu Liechtenstein.

Unter begeistertem Jubelruf ist gestern Seine Durchlaucht, der Landesgouverneur und kommandirende General Friedrich Fürst Liechtenstein nicht blos in unsere Mauern, sondern auch gleichzeitig in unsere Herzen eingezogen.

Das Leben des Mannes, dessen Händen die Geschicke des Landes anvertraut sind, der durch seinen bloßen Anblick unsere Liebe und Verehrung gewonnen, kann uns nicht gleichgültig sein, ist er uns doch schon durch seinen Aufenthalt in unserer Mitte auch gemüthlich näher gerückt. Die „Transsilvania" hat seiner Zeit ihren Lesern die Geschichte seines Hauses mitgetheilt; unsere Herzen hat nicht der Fürst, sondern der Mensch eingenommen, wir geben daher auch nachfolgend keine Familiengeschichte, dafür aber, soviel möglich eine Biographie. Fürst Friedrich Liechtenstein glänzt eben so sehr durch seine eigene Persönlichkeit und das Verdienst seiner Thaten, als durch den erlauchten Namen, dessen Träger er ist. Daß die Daten, die wir bringen zumeist der Kriegsgeschichte angehören, liegt in dem bisherigen Beruf des Fürsten.

Se. Durchlaucht Friedrich Fürst Liechtenstein, kaiserl. königl. Feldmarschall-Lieutenant, Bruder des regierenden Fürsten Alois der Franzischen Linie ist zu Wien am 21. September 1807 geboren. Er trat nach vollendetem zwanzigsten Lebensjahre als Unterlieutenant in das Uhlanen-Regiment Fürst Karl Schwarzenberg Nr. 2, wurde mit Ende April 1828 zum Oberlieutenant in dem Szekler Grenz-Husaren-Regimente Nr. 11 befördert und rückte in diesem Regimente mit Ende September 1831 zum Sekond-Rittmeister vor. Fürst Liechtenstein war also längst schon der unsrige. Mit 15. Dezember desselben Jahres in gleicher Eigenschaft zu dem Husaren-Regimente E. H. Ferdinand d'Este Nr. 3 übersetzt, war Fürst Liechtenstein daselbst mit Ende Oktober zum Eskadrons-Kommandanten befördert. Mit 15. Juni 1838 zum Major bei dem Husaren-Regimente Fürst Reuß Nr. 7 ernannt, rückte derselbe in diesem Regimente im Oktober 1839 zum Oberstlieutenant und am 31. August 1840 zum Obersten vor. Zu Anfang des Jahres 1848 zum Generalmajor ernannt, erhielt er eine Brigade bei dem II. Armeekorps, in welchem derselbe schon als Oberst mit seinem Regiment eingetheilt war. In seiner Stellung als Brigadier errang er auf den italienischen Schlachtfeldern unvergängliche Lorbeern.

Am 29. Mai 1848 erhielt Fürst Liechtenstein den Auftrag, von Mantua gegen Buscoldo vorzurücken, um den Uebergang über die Osone nach Möglichkeit frei zu machen, und den Angriff der Brigade Clam auf Montanara zu decken oder zu unterstützen.

Noch bevor er mit seiner Brigade Amadei erreicht hatte, ward das Geschützfeuer bei Montanara eröffnet, ohne daß er selbst auf einen Feind gestoßen war.

Er entsendete hierauf eine Division von Kaiser Jäger in seine rechte Flanke zur Verbindung und Unterstützung der Brigade Clam, eine andere Division Kaiser Jäger und ein Bataillon von E. H. Franz Carl Infanterie nebst 2 Kanonen ließ er gegen Buscoldo vorrücken, um wo möglich diesen Ort zu besetzen, und erwartete die weiteren Befehle. Als ihm endlich eine fernere Weisung durch den verewigten FZM. damals FML. Fürst Karl Schwarzenberg, an den er angewiesen war, zukam, rückte er mit der Brigade gegen Buscoldo vor und ließ Amadei durch das 8. Jäger-Bataillon besetzen. Mit dem Gros in Badina angelangt, erhielt er die Meldung, daß Buscoldo bereits von seiner Avantgarde besetzt sei, und den Auftrag, des Feindes rechte Flanke von Amadei aus anzugreifen, indem der bisherige Angriff der Brigade Graf Clam nur halb gelungen sei, und nur durch die Unterstützung in dessen linker Flanke ein neuer Angriff, somit der endliche Sturm der obbenannten Brigade unternommen werden könnte. Doch müsse er in spätestens ¾ Stunden zum Angriffe schreiten, indem sonst derselbe unausführbar wäre. Gleichzeitig ließ Graf Radetzky dem General Fürst Liechtenstein eröffnen, daß Montanara nur durch einen vereinten Angriff in Front und Flanke zu nehmen sei, er sich daher auf des Feindes rechte Flanke zu werfen habe. FM. Graf Radetzky ließ ihn um so dringender auffordern kräftig mitzuwirken, da auf die Einnahme von Montanara der ganze fernere Operations-Plan basirt sei.

Den zugekommenen Befehl, über Amadei gegen Montanara vorzurücken und gegen des Feindes rechte Flanke zu operiren, schien dem Fürsten in der gegebenen Zeit durchzuführen nicht mehr möglich, da er bereits mit dem Gros seiner Brigade in Badina stand, und daher mehr als eine Stunde gebraucht hätte, um nur in die Höhe von Montanara zu kommen. Er entschloß sich daher, von Badina die Straße über la Santa, einen auf die Hauptstraße von Montanara führenden Weg einzuschlagen, da dies die kürzeste Linie war, die Brigade in das Gefecht zu bringen, und ihm den großen Vortheil bot, den Gegner vielleicht im Rücken nehmen und so zwischen zwei Feuer bringen zu können, oder doch wenigstens durch Bedrohung der Rückzugslinie seine Kräfte von Montanara abzulenken, und hiedurch den Angriff in der Front zu erleichtern. Fürst Liechtenstein ließ daher das 8. Jäger-Bataillon zur Deckung seines Rückens von Amadei nachrücken um Badina und Strozza zu besetzen, zog die vorgeschobenen Truppen an sich und rückte ungehindert, ohne auf einen Feind zu stoßen, über Coghi, Mancina, Casa Moro, Ca Santa bis auf die Straße, die von Montanara nach Gagnolo, mithin auf die dem Feinde zum Rückzuge nöthige Linie führt, vor.

Hier ließ er das 2. Bataillon von Erzherzog Franz Karl zurück, stellte seine Geschütze, und zwar 4 Stücke, auf und neben der Hauptstraße, und ließ links und rechts derselben Sturm-Kolonnen formiren. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß die vor ihm stehenden Linien aus feindlichen, und zwar neapolitanischen und toskanischen Truppen bestanden, und von der Brigade Clam der Angriff auf Montanara heftig erneuert wurde, so begann er sein Geschützfeuer und ließ die Angriffs-Kolonnen raschen Schrittes vorgehen, um den im Rücken genommenen Feind zu werfen und schnell die Entscheidung herbeizuführen. Letzterer, welcher, als er die Kolonnen des Fürsten kommen sah, sie Anfangs für seine nachrückende Reserve hielt, zog die in der Verschanzung von Montanara stehenden fünf Geschütze zurück, stellte 2 bei Casa nuova, 3 bei Rocca auf, und richtete sie gegen dessen vorrückende Reihen, um sie mit Kartätschenschützen zu empfangen. Sowohl das Kreuzfeuer dieser Geschütze, so wie auch die von dem Gegner besetzten Punkte Casa Vilari, Rocca und Casa nuova, welche alle mit Sturm genommen werden mußten, hielt die mit Begeisterung vorrückenden Kolonnen von Erzherzog Franz Karl Infanterie, des 9. Jäger-Bataillons und Kaiser Jäger-Regiments nicht auf, und indem der Feind über den Haufen geworfen ward, wurden die auf unsere Truppen gerichteten 5 Kanonen nebst eben so vielen Munitionskarren erobert, und über 150 Gefangene gemacht und 100 Feinde getödtet. Der Ueberrest floh in wilder Flucht durch den Osone, den zu überschreiten unseren braven Truppen nicht möglich war, da der Feind auf seiner Flucht die Nothbrücke zerstörte. Mittlerweile war auch der Sturm der Brigade Clam auf Montanara gelungen. Noch fielen von den Fliehenden über Tausend in die Hände der zwischen Montanara und Curtatone vorrückenden Kolonnen. Die eroberten 5 Geschütze und Munitionskarren, die vielen erbeuteten Gewehre und Waffen, so wie das in Casa nuova für die feindlichen Truppen bestimmte Schlachtvieh sandte Fürst Liechtenstein nach Mantua ab und rückte mit seiner wieder gesammelten Brigade nach Ospedaletto, wo seinen Vorposten die von Marcaria nach Curtatone gehende Stafette mit allen für die feindlichen Truppen bestimmten Depeschen in die Hände fiel.

GM. Fürst Liechtenstein wird in der Relation über dieses Gefecht vom FM. Grafen Radetzky unter den **ausgezeichneten Generalen** genannt. Bei dem darauf folgenden Angriff auf Vicenza hatte Fürst Liechtenstein den Auftrag, sich mit seiner Brigade gegen die Vorstadt von Porta Padua zu bewegen. Derselbe rückte demnach in zwei Kolonnen vor, deren einer, unter Führung des unerschrockenen Obersten Graf Török von Fürst Reuß Husaren, der Angriff gegen die Porta Padua übertragen war. Die zweite Kolonne, welche ihren Angriff gegen den äußern Stadttheil zu richten hatte, der zwischen der Porta Padua und dem Borgo St. Lucia liegt, führte Fürst Liechtenstein selbst. Nach 12 Uhr Mittags war die Avantgarde, welche das 8. Jäger-Bataillon bildete, an die äußerste Vertheidigungslinie des Feindes und der dort errichteten Barrikaden gelangt. Ein an einem Straßenbuge gelegenes Haus war vom Gegner stark besetzt und bestrich durch zwei an verschiedenen Punkten hinter Erdaufwürfen befindliche Geschütze die Wegwendungen. Bei Annäherung der Vortruppen eröffnete die Besatzung des Hauses ein lebhaftes Kleingewehrfeuer, welches später in ein wechselseitiges Geschützfeuer überging. Nachdem die Geschütze der Brigade Liechtenstein einige Zeit gegen das erste Haus gefeuert hatten, sammelte Oberst Poschacher des 8. Jä-

ger-Bataillons seine Leute, führte sie zum Angriff mit dem Bajonnet und nahm dasselbe. Der Feind zog sich jedoch in seine rückwärts verschanzte Linie zurück, wo er sich noch längere Zeit hielt, ohne daß es den tapfern Truppen gelingen konnte, weitere Fortschritte zu machen. Bei dieser Gelegenheit gab Fürst Friedrich Liechtenstein neuerdings Beweise von Muth, Tapferkeit und Unerschrockenheit. Als nach einer heftigen Beschießung aus einer Mörserbatterie und der herbeigeführten Fußbatterie Nr. 5 ein erneueter Bajonnet-Angriff auf die feindlichen Verschanzungen unternommen, derselbe jedoch abgeschlagen wurde nnd der Gegner bei dem Zurückweichen der Mannschaft aus seiner Verschanzung nachdrang, sammelte er in diesem entscheidenden Augenblick die Weichenden, drang mit ihnen wieder vor und warf den Feind in seine Stellung zurück. Bis zum Einbruche der Nacht dauerte das Feuer der Haubitzen- und Mörserbatterie gegen das Innere der Stadt fort, während die kämpfenden Truppen durch Herbeiziehung der Reserven theils abgelöst, theils verstärkt wurden.

Den darauf folgenden Morgen erfolgte die Kapitulation von Vicenza, wo das II. Armeekorps nach dem Abmarsche der übrigen Truppen nach Verona, zurückblieb.

Auch in diesem Gefechte wird Fürst Liechtenstein unter den Ausgezeichneten des Tages genannt.

Bei den am 23. Juli begonnenen offensiven Bewegungen der bei Verona konzentrirten Armee rückte die Brigade Liechtenstein links gegen die niedere Einsattelung zwischen Sona und Madonna del monte in zwei Kolonnen vor, nahm die Höhen des Montebello mit Sturm und rückte hierauf gegen St. Giorgio in Salice vor. Nach der Einnahme dieses Ortes rückte die Brigade nach Castelnuovo, woselbst sie ein Lager bezog.

In der Schlacht von Custozza am 25. war die Brigade Liechtenstein über Ca del Diavolo, Santuara, Gardino, Montresone und Cassazze, mit der Brigade Gyulai immer rechts flankirend vorgerückt und auf den Höhenrücken über Nadalina und Zerbare gelangt, als sie den Auftrag, erhielt, die südlichen Höhen von St. Andrea, Ca nuova und Berettara, welche den feindlichen Geschützen eine günstige Aufstellung boten, zu nehmen und den Gegner, der sich nur mehr auf die Vertheidigung derselben beschränkte zu verjagen.

Als die Brigade Gyulai zum Angriffe gegen Sommakampagna vorrückte, bewegte sich auch das zweite Bataillon von Kaiser Jäger, welchem die Umgebung des feindlichen linken Flügels aufgetragen war, vorwärts, ward jedoch von Berettara her in der rechten Flanke bedroht. In diesem Momente ließ Fürst Liechtenstein seinen äußersten rechten Flügel zurückziehen, so daß er zwischen Nadalina und Ca nuova zu stehen kam und besetzte mit einer Division von Erzherzog Franz Karl Infanterie das gut haltbare Zerbare, den Rest dieses Bataillons ließ er in der Nähe als Unterstützung, während er mit einer Eskadron Fürst Reuß Husaren die Flanke beobachtete und die Verbindung mit der Monte Godio fechtenden Brigade des Oberst Kerpan unterhielt, das 9. Jäger-Bataillon von Erzherzog Franz Karl Infanterie zur Aufnahme und Unterstützung des Bataillons von Kaiser Jäger vorführte. Mit gefälltem Bajonnete stürzte sich dieses brave Bataillon dem das Bataillon Kaiser Jäger bedrohenden Feinde entgegen und warf ihn mit Ungestüm gegen Nadalina und Berettara, gewann die Höhen ober Pellizzana, befreite dadurch die rechte Flanke und drang nun rasch dem Gegner bis über die Straße von Sommacampagna nach, während das zweite Bataillon von Erzherzog Franz Karl dem ersten als Unterstützung folgte, das Bataillon Kaiser Jäger aber als Haupt-Reserve sich zwischen Zerbare und Nadalina sammelte. Dem vereinigten II. Armeekorps gelang es hierauf nach einem harten Kampfe den Feind aus allen seinen vortheilhaften Stellungen zu werfen und zum Rückzuge gegen Villafranca zu zwingen.

Am 26. Juli erhielt Fürst Liechtenstein den Befehl, mit seiner Brigade aus dem Lager von Ca del Sole, nächst Sommacampagna, nach Valeggio abzurücken: dort gegen Mittag angelangt, erhielt er die weitere Weisung, den Mincio bei Borghetto zu überschreiten, den Marsch nach Volta anzutreten, den Feind, wenn er sich unterwegs zeigen sollte, anzugreifen, Volta zu besetzen, auch nach Umständen den Marsch bis Foresto fortzusetzen, um dort ein Lager zu beziehen.

Nach 6 Uhr Abends näherte sich seine Kolonne dem Orte Volta. Die unterwegs getroffenen Landleute versicherten in einstimmiger Aussage, der Feind hätte in der vorhergehenden Nacht Volta gänzlich geräumt, seine Truppen von dort, so wie selbst die aus Guidizzolo nach Goita gezogen. Eine Miglie ungefähr von Volta entsendete Liechtenstein einen Zug Husaren mit dem Hauptman John des Generalstabes zur genauen Rekognoszirung vor während er mit der Kolonne langsam den Marsch dahin fortsetzte. Nach Kurzem kam Hauptmann John mit der Meldung zurück, er habe Volta in allen Gassen durchpatrouillirt und die Ausgänge durch Aviso-Posten besetzen lassen, um eine genaue Untersuchung des Ortes einzuleiten, als er, am Ausgange zur Straße nach Goito angekommen, eine von dorther kommende starke Kolonne piemontesischer Infanterie mit Geschütz bemerkte, deren Tête höchstens an 1000—1500 Schritte von Volta angelangt sei. Die Spitze der Kolonne des Fürsten Liechtenstein mochte ein wenig näher an dem Orte gestanden sein, und er erkannte, daß mit Raschheit ein Entschluß gefaßt werden müsse, um der augenscheinlich beabsichtigten Bewegung des Gegners zuvor zu kommen. Er sandte demnach gleich noch eine Abtheilung Husaren schnell vor, um den Ausgang von Volta gegen Goito hin zu besetzen und dem Gegner zu zeigen, es sei der Ort bereits in unsern Händen. Nachdem der Feind seine Bewegung dessenungeachtet fortsetzte, so kam nunmehr Alles nur auf die gegenseitige Schnelligkeit an. Fürst Liechtenstein eilte mit dem 9. Jäger-Bataillon, welches seine Avantgarde bildete, nach Volta, nahm 2 Geschütze mit und ließ die übrigen Kolonnen rasch nachfolgen. Mit dem genannten Bataillon langte der Fürst eben am Ausgange gegen Goito an, als auch schon der Gegner sein Geschütz gegen unsere Truppen spielen ließ. Er entwickelte ein sehr heftiges Feuer, was jedoch die Unsern nicht abhielt, sich mit Eifer und Ruhe zu dem bevorstehenden Gefechte zu ordnen, während die zwei am Ausgange aufgestellten Geschütze das feindliche Feuer erwiderten. Das 2. Kaiser-Jägerbataillon eilte die Höhen des Kalvarienberges zu gewinnen, das 2. Bataillon Erzherzog Franz Carl besetzte die Kirche und das Gebäude St. Maddalena, den Ausgang von Volta gegen Guidizzolo zu, eine

Division hievon blieb auf dem Platze als Reserve. Das 1. Bataillon Erzherzog Franz Karl nahm mit einer Division die Anhöhe links von der Kirche St. Felice in Besitz, da sich gleich Anfangs eine feindliche Abtheilung gegen Sotto monte in schnelle Bewegung gesetzt hatte, und eine Umgehung einleitete. Leider konnte Fürst Liechtenstein für den ersten Augenblick nicht stärker dahin detaschiren, da er sich für jeden Fall eine kräftige Reserve vorbehalten mußte; eben so wenig konnte er daran denken, den Eingang von Molino della Volta bei Luccone hinreichend zu decken, um eine Flankenbedrohung zu hindern, sondern mußte sich vor der Hand damit begnügen, diesen Punkt leicht zu besetzen und beobachten zu lassen. Dem schnell entwickelten feindlichen Geschützfeuer aus einer Batterie hinter la Valle und einer zweiten in gleicher Höhe rechts an der Straße, folgte eben so schnell ein rasch vorschreitendes Plänklergefecht. Mit vielem Ungestüm drangen starke Haufen in der Front und gegen die linke Flanke der Stellung vor; die Anstrengungen des Gegners blieben jedoch ohne Erfolg.

Der Feind verstärkte hierauf seinen rechten Flügel nnd begann eine weiter ausgreifende Bewegung in die linke Flanke unserer Stellung über Sotto monte und Luccone, der mit Kraft zu begegnen Fürst Liechtenstein um so weniger im Stande war, da sein rechter Flügel, obschon bisher noch nicht im Feuer engagirt, mit jedem Augenblicke von Cantonale her durch feindliche Abtheilungen bedroht war. Daher zog er einzelne Abtheilungen von dort zur Unterstützung seines linken Flügels heran und verwendete hiezu einen großen Theil seiner Reserve, behauptete selbst die Höhen links von St. Felice, als dennoch feindliche Schwärme in der kleinen Einsattlung bei Luccone zahlreich gegen seinen Rücken vordrangen. Bei zwei Stunden mochte der heftigste Kampf schon gedauert haben, als Fürst Liechtenstein in diesem kritischen Augenblicke Unterstützung von der nachfolgenden Brigade Kerpan bekam, wo es denn möglich wurde Volta zu halten, Tags darauf die Offensive zu ergreifen und den Feind bis an die Thore Mailands zu drängen.

Nach der Einnahme von Mailand wurde Fürst Friedrich Liechtenstein mit der Nachricht hievon an Se. Majestät den Kaiser Ferdinand nach Innsbruck gesendet und überbrachte die Schlüssel der Stadt dem Monarchen.

Das Ordens-Kapitel erkannte diesem so ausgezeichnet tapferen General das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens zu, und Se. Majestät der Kaiser verliehen demselben überdies den Orden der eisernen Krone 2. Klasse als einen Beweis der allerhöchsten Anerkennung seiner Verdienste.

Auch im darauf folgenden Jahre, nach der Kündigung des mit Piemont geschlossenen Waffenstillstandes hat Fürst Liechtenstein, in der Division des FML. Graf Schaaffgotsche beim II. Armeekorps eingetheilt, an den denkwürdigen Ereignissen thätigen Antheil genommen und wird deswegen auch in dem Berichte des FM. Grafen Radetzky unter den ausgezeichneten Generalen genannt.

Ebenso nahm Fürst Liechtenstein an der Expedition der unter FZM. Baron d'Aspre zur Intervenirung in das toskanische und römische Gebiet gesandten Truppen Theil, ward sodann mit einer Brigade gegen die Räuberhorden des Garibaldi gesandt, welche in einer Stärke von 6000 Mann sich an der toskanisch-römischen Grenze durchzuschlagen suchten, nachdem sie alle Orte wo sie durchkamen, gebrandschatzt hatten, und es gelang ihm, sie in kurzer Zeit gänzlich zu zersprengen und in die Flucht zu schlagen.

Mit allerhöchster Entschließung vom 20. Juli 1849 zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, ward Fürst Liechtenstein noch durch die Verleihung des kaiserlich russischen weißen Adler-Ordens und des Großkreuzes des päpstlichen St. Gregor-Ordens ausgezeichnet, und übernahm den Befehl über eine Division des 6. Armeekorps.

Vom Kommandanten des 6. Infanterie-Armeekorps zu Treviso, wurde Fürst Liechtenstein schließlich zum Armeekorps-Kommandanten in Graz und sofort nach dem Ableben des FZM. Fürsten Karl zu Schwarzenberg, zum Landesgouverneur und kommandirenden Generalen von Siebenbürgen ernannt.

Dies die äußeren Lebensumrisse des Fürsten Friedrich von Liechtenstein. — Der tapfere Reitergeneral, der muthig für Oesterreichs gutes Recht dem Tod auf Italiens Schlachtfeldern entgegensah, wird auch in seiner neuen Stellung allerorten das Recht wahren und dem Unrecht entschieden entgegentreten, darum Vertrauen auch wir uns freudig seiner Leitung und rufen ihm ein herzliches Willkommen! zu.

Mannigfaltiges.

* Der „Czas" berichtet von einem höchst beklagenswerthen Vorfall, der sich am 8. d. in Lancut ereignete. Auf der Jagd, die an diesem Tage daselbst gegeben wurde und auf welcher sich auch der Herr FML. Fürst von Liechtenstein in Begleitung seines 19jährigen Sohnes befand, näherte sich dieser Letztere, als nach dem Frühstück die Jagd von Neuem beginnen sollte, um sich mit Munition zu versehen, mehreren Jägern, die noch auf der Erde saßen und ihre geladenen Gewehre vor sich auf der Erde liegen hatten. Bei der Annäherung des jungen Fürsten erhoben sich die Jäger von der Erde, bei welcher Gelegenheit eines der Gewehre so unglücklich dechargirte, daß der Fürst eine ganze Ladung groben Schrottes in den linken Fuß bekam. Der Verwundete wurde nach dem Schloß gebracht, und gleichzeitig der Professor Bierkowski durch den Telegrafen von Krakau nach Lancut berufen. Dieser, im Vereine von vier Aerzten, erklärte, daß der Fuß nicht ganz gerettet werden könne, und daß vier Zehen amputirt werden müßten, welches Letztere mit Beihilfe des Chloroforms geschah. Bis jetzt ist die Wunde auf dem besten Wege der schnellen und glücklichen Heilung.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 126. Mittwoch, den 27. Oktober. 1858.

Sitzungsbericht

der Oberverwaltung der siebenb.-sächsischen Landwirthschaftsvereines vom 2. Oktober 1858.

1. Seine Durchlaucht der Herr Landesgouverneur gibt mittelst h. Präsidialerlasses vom 22. September bekannt, daß er seine Funktionen am 21. September d. J. übernommen habe.

An demselben Tage hatte Seine Durchlaucht die Gnade, die Oberverwaltung zu empfangen und ihrer Bitte gemäß mit herablassender Freundlichkeit seinen hohen Schutz ihr zuzusagen.

2. H. Statthalterei gibt bekannt, daß die zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien eine eigene Kommission zur Erforschung der Torfmoore in Oesterreich ernannt hat, deren Aufgabe ist, die in praktischer und wissenschaftlicher Hinsicht gleich bedeutungsvolle Torffrage einer umfassenden Würdigung zu unterziehen. Nähere Nachrichten über einzelne Torfmoore so wie Proben des Torfes und der Naturprodukte daselbst werden von den k. k. Verwaltungsbehörden zur Einsendung an die genannte Gesellschaft entgegengenommen.

Diese Mittheilung wird sonach mit der Aufforderung zur öffentlichen Kenntniß gebracht, es mögen die Besitzer solcher Torfmoore oder andere für die Sache eingenommene Männer einschlägige Daten zur Förderung des gemeinnützigen Bestrebens an die k. k. Behörden oder die Vereinsverwaltung einsenden.

3. Das evang. Oberkonsistorium theilt mit, daß die übersendeten Exemplare von Bambergers und Baßls Unterrichtsbüchern der Bestimmung gemäß vertheilt worden sind, und dankt für dieses gemeinnützige Geschenk.

4. L. Magistrat der Landeshauptstadt Hermannstadt erwiedert auf das wiederholte Einschreiten des Vereines um Zuweisung eines städtischen Grundes zur Anlage einer Obstbaumschule, daß durch die Anlage der städtischen Baumschule, welche auch zur praktischen Unterweisung der Schüler des evang. Seminars in der Obstbaumzucht benützt werden könnte, eigentlich die Nothwendigkeit zur Errichtung einer besondern Baumschule von Seite des Vereins entfalle; daß jedoch trotzdem die Stadtskommunität in das gestellte Verlangen eingehen und das Stückchen Graberde am Heßhaimer'schen Garten vor dem Elisabeththor gegen einen Pacht von jährlich 5 fl. K.-M. dem Vereine überlassen wolle.

Bezüglich dieser Zuschrift des l. Magistrates wird zuvörderst in Erwägung gezogen, daß es mit dem Stundenplane des Seminars unvereinbar sei, die im jungen Walde gelegene städtische Baumschule zur Unterweisung der Schüler zu benützen, indem dies nur mit großer Zeitversäumniß möglich wäre.

Ueber das angebotene Grundstück berichtet der zur Besichtigung desselben entsendete Hauptkassier, daß der Flächeninhalt bei einer Länge von 300 Schritten und einer Breite nur von 20 Schritten weniger als ein halbes Joch betrage, der Boden gegenwärtig mit Kukurutz bepflanzt sei und eine Umzäumung mangele. Nachdem dies Grundstück sonach zu der Anlage einer Baumschule zu klein befunden wurde und eine Erweiterung derselben nicht möglich erscheint, nachdem ferner die Herstellung einer genügenden Umfriedigung für dieses lange schmale Grundstück unverhältnißmäßige Kosten verursachen würde, so wurde beschlossen, das Anerbieten der Stadtkommunität mit dem gebührenden Danke für ihre Bereitwilligkeit abzulehnen, zugleich aber das Ansuchen zu stellen, es möge ein Stück des Reißenfelsschen Stiftungsgrundes unter den Erlen von zwei Joch Ausdehnung dem Verein auf die Dauer seines Bestehens um einen angemessenen Pachtzins überlassen werden.

5. Es wird mitgetheilt, daß der Hr. k. k. Statthaltereirath und Urbarialobergerichtsrath v. Gál am 1. Oktober mehreren Vereinsmitgliedern Proben von beiläufig 20 vorzüglichen Traubengattungen aus seinen Weinbergen Mikefalva freundlichst vorgelegt und seine Ansichten über die Eigenschaften derselben ausgesprochen habe. Im Allgemeinen erklärte er sich für die Pflege der heimischen Gornischtrauben, welche eine ergiebige und gute Gattung sei. Für starke Weine wären Räßer und Schmiger zu bauen, für leichte Hochweiß und Dünnschalige. Die Rieslingtraube sei unsere Mädchenweinbeere (leány szöllö) und nur wenig ergiebig. Für Hermannstadt empfehle er als Tafeltrauben die Burgunder, Gutedel und Malvasier. Die Bakador- und Apuliertraube, wie die meisten italienischen Gattungen würden in unsern Weingegenden sehr schwer reif. Um mit Sicherheit über die einzelnen Gattungen urtheilen zu können, baue er jede abgesondert in seinen Weingärten, was auch darum nothwendig sei um jede Gattung unvermischt zu erhalten; freilich koste aber die Umwandlung der Weinberge mehrjährige Opfer.

6. Die Rechnung über die Auslagen des Vereins an Postporto und Schreibrequisiten während des abgelaufenen Vierteljah-

Digitized by Google

res wird dem Hauptkassier zur Berichtigung übergeben und dem Abschreiber des Vereins seine Gebühr für das verflossene Halbjahr angewiesen.

7. Es wird berichtet, daß die h. Statthalterei nebst fünf andern jungen Leuten auch Michael Galter aus Rußbach an die landwirthschaftliche Lehranstalt zu Liebwerda entsendet habe, und daß derselbe dem Vereine für die ihm zu Theil gewordene Fürsprache bei Vorlage seines Gesuches den wärmsten Dank ausgedrückt habe.

8. Es wird Bralle's Verfahren, Hanf zu rösten, welches in mehreren Zeitungen, namentlich in der Nr. 113 des Satelliten dargestellt worden ist, besprochen und der Wunsch ausgedrückt, es möge über etwa vorgenommene Versuche mit diesem Verfahren der Oberverwaltung Mittheilung gemacht werden. Um übrigens diese dem Anscheine nach zweckentsprechende Methode näher beurtheilen zu können, wird beschlossen, die Herren Beisitzer Brandsch, Häner und Lander zur Vornahme solcher Proben und Mittheilung des Ergebnisses aufzufordern.

9. Das kaiserliche Patent über die Zehntentschädigung im Großfürstenthum Siebenbürgen wird vorgelegt, durch welches neuerdings eine drückende Fessel der heimischen Landwirthschaft abgenommen worden ist. Indem die weise Fürsorge der hohen Regierung, welche die hemmenden Schranken der freien Bewegung allmälig zu beseitigen bedacht ist, mit freudigem Danke begrüßt wird, erkennt die Oberverwaltung den Zeitpunkt für geeignet, durch ein offenes Schreiben im Wege der Zeitungen alle Landwirthe darauf aufmerksam zu machen, daß nunmehr die alten Hindernisse jedes Fortschrittes in der Landwirthschaft weggeräumt seien, nachdem nicht nur die Roboten aufgehoben, sondern auch der Triftzwang beseitigt und neuerlichst auch die Zehntentrichtung eingestellt worden sei, so daß nunmehr jedem Grundbesitzer die unbeschränkte Verfügung über seinen Boden freistehe. Es sei nun auch für unsere Landwirthe Ehrensache geworden, dem Rufe der Zeit zu folgen und ihr eigener Vortheil gebiete es, noch bei Zeiten dem Beispiele der im Betriebe der Landwirthschaft weiter vorgeschrittenen Länder nachzustreben. Zur Erreichung dieses Zieles können ein reges Zusammenwirken und eine entsprechende Vereinigung der Kräfte behilflich sein; drum mögen unsere Landwirthe dem Vereine ihre Theilnahme zuwenden und seine Zwecke mit Thätigkeit und Eifer unterstützen.

10. K. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien ersucht um die Mittheilung des Personalstandes unseres Vereines für ihre Bibliothek, welchem Verlangen sofort entsprochen wird.

Die Nichten des Kardinals Mazarin.

(Fortsetzung)

Anna Maria Martinozzi, ein liebliches Mädchen von sechzehn Jahren, deren wunderschönes Haar ein wahres Netz war, um Herzen zu fangen, erlangte einen höheren Titel, aber keinen so guten Mann, als ihre Kousine. Sie ward vermählt mit dem Prinzen von Conti, dem Bruder Condé's; er war hübsch von Gesicht, aber klein, etwas buckelig. Auch um Anna hatte sich Candale beworben; aber er machte Conti Platz, der seinerseits sehr artig bemerkte, daß es ihm ganz einerlei sei, welche Nichte er heirathe, da er der Sache nach nur die Absicht habe, „den Kardinal zu heirathen." Die schöne Dame war ihrerseits nichts weniger als verliebt in ihren Gemahl. Seine Eifersucht war furchtbar und unbegründet. Der König selbst wagte es einmal, in Abwesenheit des Prinzen, auf einem Ball gegen sie „galant" zu sein; aber die stolze junge Dame begegnete dieser Huldigung mit solcher Heftigkeit, daß Mazarin darauf bestand, sie solle um Verzeihung bitten. Wie ihre oben genannte Kousine, war sie ein treues Weib. Sie war das Opfer des schlechten Lebenswandels ihres Mannes, aber sie gewann sein Mitleid, seine Achtung und seine Zuneigung. Zuletzt zogen sie sich nach Bordeaux zurück, der Szene seines früheren dissoluten Lebens, wo aber, wie berichtet wird „seine Reue die Abscheulichkeit seiner Laster weit übertraf." Eine Phase dieser Reue ist vielleicht etwas fraglich. Er schrieb eine bittere Invektive gegen Schauspieler und Schauspieldichter, deren heiterster Beschützer er in seiner Jugend und Kraft gewesen war. Wir stimmen ganz Voltaire bei, daß er weit besser gethan hätte, wenn er eine Abhandlung gegen den Bürgerkrieg geschrieben, in dem er früher fast wie ein Straßenräuber gekämpft hatte. Er starb, früh alt geworden, im Jahre 1666. Die Prinzessin überlebte ihn nur sechs Jahre, während welcher sie, wie Madame de Sévigné spöttisch sagt, „eine Mutter der Kirche" war. Ein Schlagfluß war die nächste Ursache ihres Todes, dessen nähere Umstände in den Briefen der genannten Dame beschrieben sind.

Diese Nichte Mazarin's hatte zwei Söhne: der ältere von ihnen war der tapfere, kluge und witzige Prinz von Conti, der zum Könige von Polen erwählt wurde*) und der „vom Volke vergöttert, das Idol des Heeres und die dauernde Wonne der Welt war" — wie St. Simon sagt. Doch wir müssen uns von der Mutter eines so ausgezeichneten Prinzen zu ihrer jüngeren Schwester, Laura, wenden, welche die Mutter einer Königin von England war.

Laura Martinozzi war nur zwei Jahre in Frankreich gewesen, unter der Aufsicht ihrer Quasi-Stiefmutter, Anna von Oesterreich, und ihres Oheims, als sie, sechzehn Jahre alt, mit Alphons, Herzog von Modena, vermählt ward. Dieser Fürst hatte seine Gattin noch nie gesehen, als der Vater des Prinzen Eugen von Savoyen, dem sie durch Prokuration angetraut ward, sie an die Schwelle des herzoglichen Thrones führte. Wie die anderen tugendhaften und ehrenwerthen Nichten Mazarin's, verlor sie früh ihren Gatten, der sie geheirathet hatte, um in dem Kardinal einen Beschützer zu haben, der aber — es muß anerkannt werden — den militärischen Würden und Verantwortlichkeiten, die ihm übertragen waren, keine Schande machte. Im Alter von 28 Jahren starb er, im Jahr 1662, an der Gicht. Laura ward Regentin

*) Die französische Partei in Polen hatte ihn zum König von Polen erwählt; er mußte aber vor Friedrich August II. von Sachsen aus Polen fliehen und sich nach Frankreich zurück begeben.

für ihren unwürdigen Sohn Franz, bis dieser vierzehn Jahre alt war, und während der ganzen Zeit ihrer Regierung blieb sie die treue Freundin und Alliirte von Frankreich. Sie war die Mutter einer Tochter, Mary Beatrice, der Gattin König Jakob's II. von England, dessen Fall sie nicht mehr erlebte. Sie wird von Renée als die zärtlichste Mutter gepriesen; aber wir lesen auch, daß die unglückliche Mary Beatrice, als sie zu Chaillot war, den Nonnen daselbst zu erzählen pflegte, daß ihre Mutter eine sehr strenge, ernste Frau gewesen, die mehr Furcht als Liebe von ihren Kindern forderte, diese für unbedeutende Vergehen strafte, und mit eigenen Händen, die nicht ganz so zart und weiß waren, wie die der Anna von Oesterreich, schlug. Wenn wir Mary Beatrice Glauben schenken, so hatte sie keine Kindheit, d. h. keine frohe Kindheit, denn was ist Kindheit ohne Fröhlichkeit. Ihre Mutter hatte sich ein altes Sprichwort zu Herzen genommen, das Züchtigung etwas Vortreffliches nennt, und sie prägte ihre strengen Grundsätze mit Hilfe einer Ruthe ein, die schmerzhafte Erinnerungen für's ganze Leben zurückließ. Es darf indessen nicht unerwähnt bleiben, daß Beatrice nie ihre Mutter tadelte: sie gedachte der schrecklichen Schläge als eines heilsamen Zuchtmittels, und sie trug später die Leiden, die Gott ihr auflegte, mit derselben Ruhe, mit der sie von den Züchtigungen ihrer Mutter sprach. Diese Mutter starb als eine ernste, duldende, heilige Frau zu Rom, und sie ist die letzte von Mazarin's Nichten, auf die Worte des Lobes und des Mitgefühls mit Wahrheit ihre Anwendung finden.

Olympia Mancini ist die nächste in der Reihe, der Verheirathung nach, und sie ist die merkwürdigste in Hinsicht ihrer Lebensumstände. Sie war, wie ihre Schwestern und Kousinen, zum Theil unter der Aufsicht Anna's von Oesterreich erzogen, an welche Mazarin Briefe über die Erziehung zu richten pflegte, wie ein nicht zufriedener Ehemann sie an eine Stiefmutter schreibt, die nicht ganz ihre Pflichten erfüllt.

Als Olympia ihr sechzehntes Jahr vollendet hatte, war sie weniger schön als ihre Schwestern und Kousinen, die vor ihr verheirathet wurden. Doch war sie natürlicher in ihrem Wesen, als jede von ihnen, und so anziehend für den jungen König Ludwig XIV., daß sie nicht ohne Hoffnung war, Königin von Frankreich zu werden; auch erwartete Mazarin wirklich, diese Hoffnungen erfüllt zu sehen, welche die Königin-Mutter Anna stets lächerlich machte. Eine Zeitlang war das jugendliche Paar immer beisammen, zu jeder Tageszeit. In jedem Ballet auf der königlichen Bühne, wo Ludwig abwechselnd drei oder vier der schönsten Götter spielte, stellte Olympia immer die Nymphe dar, die er liebte. Der Athem des Königs hatte den Spiegel ihres Rufes in ihrer frühesten Jugend getrübt. Seine Verheirathung änderte ihre Zuneigung für ihn nicht, aber sie haßte seine Frau und noch mehr seine Maitressen. Mazarin war zufrieden, sie mit Eugène de Carignan, aus dem Hause Savoyen, zu verheirathen, der durch seine Mutter mit den Bourbons von der Linie Soissons verwandt war; der Bräutigam ererbte den königlichen Titel Graf von Soissons, und unsere Leser werden die Dame besser als Gräfin von Soissons wie unter ihrem ursprünglichen Namen Olympia Mancini kennen.

Das Leben der Gräfin von Soissons war kein glückliches. Bald gewann sie, bald verlor sie das Herz des Königs; heute betrog sie ihre Liebhaber, morgen ward sie von ihnen betrogen. Den Sturz einer jungen Begünstigten, die zur Maitresse des Königs erhoben war, zu bewirken, war die Aufgabe ihres Lebens. Daneben machte sie ein glänzendes Haus und fand noch Zeit, Mutter von acht Kindern zu werden, denen sie aber nicht Mutter war; eins von diesen Kindern war nicht nur berühmt, sondern verdiente seinen Ruhm.

So lange der Onkel Kardinal lebte, konnte die Gräfin von Soissons sich manches kleine Vergehen erlauben, für das wir jetzt stärkere Ausdrücke gebrauchen würden; aber als sein Tod sie ihres Beschützers beraubte und sie fortfuhr, den König zu belästigen, indem sie sich in die Liebesverhältnisse dessen mischte, der sich um die ihrigen eben so wenig kümmerte, als ihr eigener Mann, fanden der Minister Louvois und die Maitresse des Königs bald Mittel, ihrer los zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vorschlag

betreffend die Waldbesitzthumsfrage in den Dominal-Ortschaften.

(Schluß.)

Will man nun aber auf der andern Seite denselben Bauern zu seiner eigenen Arbeit im Walde verwenden, so wird man staunen, was für ein prächtiger Rechenmeister derselbe auf einmal geworden ist; er erwägt die Schwierigkeit des Terrains, die strenge Kälte des Winters, die Spaltarbeit des Holzes, den Bedarf an Kleidung, Brot, Fleisch, Schnaps, das theure Futter für sein Vieh ꝛc. ꝛc. und stellt hierauf so überspannte Bedingungen, daß man sie vielmal ohne Nachtheil gar nicht eingehen kann.

Die allernatürlichste Folge hievon wäre: daß die Stadt durch den Betrieb der Holzwirthschaft in Regie, unter den hier angeführten Verhältnissen, die Holzpreise um ein sehr Bedeutendes steigern müßte, was ihr, in Ansehung dessen, daß nun alle Konkurrenten so ziemlich beseitigt seien, gleichgiltig sein könnte, wenn sie diese Angelegenheit als reine Geschäftssache betrachten dürfte, ja sie könnte die Holzpreise dermaßen hinauf schrauben, daß sich ihre Kasse dabei sehr wohl befinden würde, jedoch nur auf Kosten ihrer eigenen Bürger und dieses glaube ich kann und darf nicht ihr Zweck sein, sie muß Rücksicht nehmen auf sich selbst d. h. auf ihre Bewohner, sie muß das Leben dieser, wenigstens da wo sie kann, zu erleichtern trachten, sie muß sie durch möglichst niedere Holzpreise fühlen lassen, daß sie Besitzer ausgedehnter Waldungen sind; denn das ist der sittliche Angelpunkt, um welchen sich die Verwaltung größerer Gemeindegüter drehen muß, daß es jedem Einzelnen zum freudigen Bewußtsein wird: Mitbesitzer desselben zu sein.

Ich komme nun nach dieser kurzen aber nothwendigen Abschweifung zu der oben hervorgehobenen Eigenheit unserer Bauern, nach welcher dieselben wie wir gesehen haben, das im Handel vor-

kommende Holz auf ihre eigenen Unkosten weit billiger darstellen, als wenn die Grundherrschaft dasselbe in Regie erzeugen läßt, zurück, indem sich hierauf mein Vorschlag gründet, welcher schon deßwegen einige Berücksichtigung verdient, weil er aus dem praktischen Leben gegriffen ist.

Meine Ansicht nämlich ist, unter der Voraussetzung, daß die Kommune Kronstadt stets billiges Holz haben und damit nicht selbst Handel treiben will, folgende:

Die schon gegebene Art und Weise des Holzbezugs von den Dominal-Ortschaften soll nicht ignorirt, sondern mit einigen zeitgemäßen Modifikationen beibehalten werden und zwar in der Art, daß der einmal festgesetzte Jahresertrag unter forstwissenschaftlicher Kontrolle den Eingeforsteten gegen Erlag einer Taxe, welche zunächst die Steuern, Verwaltungs- und etwaiger Kulturkosten zu decken hat, unter der ausschließlichen Bedingung frei gegeben werde, daß sie alles Holz, welches sie in den Handel bringen, nach Kronstadt abzusetzen verpflichtet sind.

Auf diese Weise wird die Stadt keine Auslagen haben, der Wald wird durch das Forstpersonale geschützt und rationel bewirthschaftet, indem die Dorfs-Insaßen vermöge des Forstgesetzes ihren Anordnungen nachzukommen verpflichtet sind, die Stadtbewohner werden auf diese Art zwischen den einzelnen Ortschaften hergestellte Konkurrenz sich stets eines billigen Holzes und die Lieferanten eines raschen und sichern Absatzes zu erfreuen haben.

Wenn wir schließlich die Sache noch vom Standpunkte der Hummanität betrachten, so würde die Stadt im wahren Sinne des Wortes an den armen Dorfsbewohnern einen Gnadenakt begehen, wenn es denselben den Holzhandel, auf welchen sich durch die Länge der Zeit so manche Existenz gegründet hat, nicht gänzlich abschneiden würde.

Tömös, am 8. Oktober 1858.

E. Zaminer.

Die „Morning Post" über die Reform in Rußland.

„Man kann unmöglich die Thatsache übersehen, daß in dem Rathe von St. Petersburg große Meinungsverschiedenheiten herrschen. Jeder frühere Souverän Rußlands ging instinktmäßig einem solchen Meinungskampf, wie dem jetzt eingetretenen, aus dem Wege; und es ist auch anzunehmen, daß der Rath einestheils der amtlichen Umgebung der Krone eben so entschieden wie die Allianz des Adels verschmäht worden ist. Lehrreich ist in dieser Beziehung ein Rückblick auf die Politik des Kaisers Nikolaus. Dieser Monarch verfolgte in den dreißig Jahren seiner Regierungszeit zwei Hauptideen — nach Außen den Plan, die Türkei zu erobern, im Innern die Macht der Aristokratie zu brechen. Beide Zwecke betrieb er, außer in den zwei letzten Jahren seiner Laufbahn, mit gleicher Beharrlichkeit und Vorsicht. Bis kurz vor dem Ausbruch des letzten Krieges schien er der Ueberzeugung zu sein, daß er selbst weder den einen noch den andern Plan vollends ausführen werde. Sowohl das türkische Reich wie der russische Adel besaßen zu viel innere Lebenskraft, um im Laufe eines einzigen Menschenalters zu erliegen. Die Grundlagen zu unterwühlen, auf denen die beiden Gegner fußten, schien das Aeußerste, was er bei seinen eigenen Lebzeiten zu erzielen dachte. In einer Unglücksstunde wagte er den Schlag gegen die Türkei und verhieb sich, wie wir wissen; das Unternehmen war vorzeitig. Aber vor einer solchen Kraftanstrengung gegen den russischen Adel hatte er stets eine instinktmäßige Scheu. Es muß sich noch zeigen, ob der Sohn dem Adel gegenüber nicht zu übereilt gehandelt hat."

„Eine andere große Schwierigkeit die seiner Politik im Wege steht, und die mit der Dauer der Agitation fortwährend steigen muß, ist der Geldpunkt. Rußland gerieth in Folge eines unglücklichen Krieges in eine Finanzkrisis, und von dieser hat es erst mit Noth losgemacht. Stößt der Hof auf thätigen Widerspruch, so wird er vor Allem Geld brauchen, und nichts wird so schwer zu haben sein wie Geld. Dauert die gegenwärtige Krisis fort, so wird die Zahl der Grundbesitzer, die von ihren Bauern keine Abgabe einzutreiben und daher auch dem Staatsschatz nichts zu steuern im Stande sein werden, von Tag zu Tage wachsen. Diese Finanzschwierigkeit wird zweifache Folgen haben. Die Armuth, die den Adel bedroht, auf so lange wenigstens, als die Krisis währt, wird ihn in der Opposition gegen die Politik der Regierung bestärken. Und das ungeheure Defizit, das die Unfähigkeit des Adels, die gewöhnlichen Grundabgaben zu entrichten, im Budget von St. Petersburg hervorbringen muß, wird alle Operationen der Regierung verwickeln, wo nicht lähmen. Diese Seite des Gemäldes ist ohne Zweifel die schwächste und dürfte sich nur im Fall einer neuen Finanzkrisis verwirklichen. Aber letztere Möglichkeit ist nicht übertrieben unwahrscheinlich. Man kann kaum behaupten, daß die Schnelligkeit, mit der die Regierung den Umschwung in der Lage der Leibeigenen zu vollbringen trachtet, das Uebel zu mindern geeignet ist, obgleich im Jahre 1870 ein ganz neues System an die Stelle des jetzigen getreten sein soll. Zwölf Jahre, obgleich eine kurze Frist für eine so kolossale Veränderung, sind eine lange, lange Weile für die Dauer öffentlicher Unsicherheit, häuslicher Armuth und staatlichen Defizits."

Mannigfaltiges.

* Der Lloyd schreibt aus Pest: Es steht uns ein neuer Verlust in musikalischer Beziehung bevor. In den ersten Tagen des November verläßt der ebenso bekannte als beliebte Herr Karl Morelly unsere Stadt und geht zu dem in Kronstadt garnisonirenden 9. Infanterieregiment Graf Hartmann als Kapellmeister ab. Hr. Morelly genießt in der musikalischen Welt einen bedeutenden Ruf und wir freuen uns einen so tüchtigen Mann in Kronstadt zu besitzen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. mit Post 6, ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 127. Freitag, den 29. Oktober. 1858.

Die Nichten des Kardinals Mazarin.

(Fortsetzung.)

Es war zu dieser Zeit, als die berüchtigte Giftmischerin La Voisin ihr „Suzzessions-Pulver“ verkaufte und entfernten Verwandten, welche die zwischen ihnen und reichen Erbschaften Stehenden zu entfernen wünschten, wahrsagte. Ein solcher Wunsch war leicht in's Werk zu richten durch ein paar Prisen dieses Pulvers, von dem jeder Gran einen Dukaten kostete. Wenn der König von Frankreich in dieser Zeit einen der Verschwörung gegen sein Leben überführt zu sehen wünschte, so war der Prozeß der einfachste, der sich denken ließ: es brauchte nur gesagt zu werden, daß das Opfer, das man sich ausersehen, irgend etwas geschrieben oder gesprochen habe; jedes, was gesprochen oder geschrieben war, ward als eine schreckliche Drohung gegen das Leben Seiner geheiligten Majestät gedeutet. So benutzte man auch einige unsinnige Worte, die Olympia geschrieben; und da sie und Madame de la Ferté, ihre Freundin, wirklich die La Voisin besucht hatten, so wurden Maßregeln getroffen, welche die Nichte Mazarin's dermaßen in Schrecken setzten, daß sie plötzlich ihren Palast verließ und über die Gränze nach Flandern floh. Madame de la Ferté war für völlig unschuldig erklärt.

Olympia hatte Jahre lang weder Ruhe des Körpers noch des Geistes. Sie ward verfolgt, verhöhnt in jeder Stadt, wo sie Zuflucht suchte, von Pöbelhaufen, die vorzüglich von dem französischen Minister gedungen waren. Wenn sie sich einer Festung näherte, so schloß die Garnison die Thore vor ihr; wenn sie in eine Kirche trat, so drohte die wüthende Menge, die Gräfin, die Giftmischerin, zu ermorden; wenn sie in einem Kloster ein Asyl fand, so sangen die tugendsamen Bürger schmutzige Lieder vor den Mauern des Klosters. Es ist auch nicht der kleinste Beweis vorhanden, daß sie eine Giftmischerin gewesen; aber wenn noch Jemand vorher daran gezweifelt hatte, so schwand der Zweifel, als man von Olympia's Besuch in Madrid und ihrer schnellen Flucht von dort hörte, als die junge Königin, die Enkelin Karl's I. von England daselbst an Gift gestorben war. Die Gräfin von Soissons starb zu Brüssel im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Einige Zeit vorher hatte sie ein großes Haus in Brüssel gemacht, und da sie glänzende Feste gab, so schlossen die Brüsseler mitleidig, daß sie achtungswerth sein müsse.

Der französische Hof versöhnte sich nie mit ihr, aber sie ward für diese Verachtung hinlänglich gerächt. Unter ihren acht Kindern, die in Paris blieben, war ein Sohn, der, als er das männliche Alter erreichte, ein schwächlicher fast gekrümmter kleiner Mann war — der Abbé von Savoyen. Er besaß wohl Gaben für die Kirche; aber er haßte den geistlichen Stand und bat um eine militärische Anstellung und um ein Regiment Dragoner. Louvois wies ihn rauh ab, und Ludwig lachte über den „kleinen Abbé.“ Einige Zeit nachher lachte er noch herzlicher, als er hörte, daß der „kleine Abbé“ wirklich in kaiserliche Dienste getreten sei. „O, meine Herren,“ — rief er aus — „glauben Sie nicht, daß wir einen großen Verlust erlitten haben?“ — Ja wohl, einen Verlust, ein Kopf, ein Arm, ein Schwert war verloren. Durch den Verlust des kleinen Abbé's verlor Ludwig gar manche Provinz, erlitt er nicht nur viele Niederlagen, sondern auch viele Demüthigungen. Wenn er diesen Mann behalten, hätte er als Herr von Europa sterben können. Aber es war ein höherer Wille als der seinige; der Großneffe Mazarin's stieß sein Schwert tief in die Brust Frankreichs und Marlborough hatte den edelsten Kampfgenossen an dem Prinzen Eugen von Savoyen.

Marie Mancini, die nächste Nichte, war eine von denen, welche Mazarin nicht eher nach Frankreich holen ließ, als bis er für seine anderen jungen Verwandten Heirats-Partien gefunden hatte und er sich einsam zu fühlen begann, weil es ihm an jugendlicher Gesellschaft fehlte. Er nahm sie aus einem Kloster, um sie in den glänzenden Strudel des Louvre zu stürzen. Sie war nicht schön von Gesicht, aber ihr Geist gab ihren Zügen einen edlen Ausdruck, und als der junge Ludwig XIV., der sich in jede junge Demoiselle verliebte, auch sie mit einer „ehrenhaften“ Zuneigung beglückte, wendete sie ihren Einfluß auf ihn zu den besten Zwecken an. Sie war nicht nur seine freundlichste und in Wahrheit seine einzige Verpflegerin, als er einst todesgefährlich krank lag, sondern sie lehrte auch den trägen jungen Fürsten die italienische Sprache, las ihm vor, gab ihm Ideen, weckte in dem lässigen Geist den Wunsch nach Kriegesruhm und bewahrte ihn davor, ein so bloß sinnliches Geschöpf zu werden, wie Frankreich in seinem Nachfolger sah. Das Liebesverhältniß zwischen ihm und Marie war vielleicht das einzige treue, herzliche und wahre, dessen Ludwig sich in seinem ganzen Leben, erfreute. Er hatte andere Nichten Mazarin's bewundert, verehrt; aber Marie Mancini machte ihn zu

Digitized by Google

ihrem Sklaven, bezauberte ihn. Wäre sie die Sklavin ihres Onkels gewesen, und nicht die treue Freundin des Königs, so würde sie wahrscheinlich den Thron bestiegen haben; so aber widersetzten sich der Kardinal und die Königin-Mutter mit aller Kraft dieser Verbindung und trennten das liebende Paar. Bei ihrem letzten Zusammensein, wo Ludwig in Thränen aufgelöst war, sagte Marie mit gebrochenem Herzen mit einem letzten Blick seine stolzen, herrlichen Worte zu ihm: „Vous m'aimez, vous êtes Roi, et je pars!" (Sie lieben mich, Sie sind König, und ich scheide). Welche Zärtlichkeit, welche Resignation liegt in ihnen; sie sind unübertrefflich.

Der König heirathete eine spanische Prinzessin *) und da diese einen Friedenstraktat mitbrachte, so erntete Mazarin Ruhm in Fülle durch die Bewirkung dieser Verbindung; seine Nichte wußte er zu beruhigen und ermahnte sie zur Geduld. Sie erschien wieder am Hofe nach Ludwig's Vermählung, welcher ihr sogleich wieder in so ausgezeichneter Weise seine Huldigung erwies, daß der Kardinal, wahrscheinlich um sie vor Ungnade zu schützen, sie mit einem Ehemanne versorgte in der Person des Connetables Colonna, der mit ihr nach Rom ging und der, exzentrisch wie er war, ein sehr guter Ehemann für eine Italierin gewesen zu sein scheint, bis Marie, nachdem sie drei Söhne geboren, ihr Haus auf eine strenge, klösterliche Weise ordnete und wie Diana lebte, aber mit einem paar Dutzend Endymions. Das machte Colonna rasend vor Eifersucht, und diese Eifersucht unterhielt sie, sonderbar genug, ihrerseits, zur Vergeltung gewisser Verhältnisse des armen Connetable. Ihre Aufführung war gewiß eine sehr leichtsinnige, und mit aller ihrer Gewandtheit und Selbstbeherrschung konnte sie doch nicht Begebenheiten, an denen sie Theil hatte, hinwegläugnen, die sich ganz gut ausnehmen und lesen lassen in erotischer Poesie, aber schwerlich so angesehen werden können, wenn ein Ehemann der Beurtheiler ist. Der Connetable sperrte Marie ein, behandelte sie, wie er denn ein roher Mensch war, grausam und schickte sich eben zu noch schlimmeren Maßregeln an, als seine Frau, sammt ihrer Schwester Hortense, die gekommen war, sie zu besuchen, ihre Unterröcke bis an die Kniee aufnahmen und über die Berge zu Ludwig ritten.

Die Flucht war gut angelegt; die Details haben einen romantischen Charakter, und Marie hoffte in Paris eine Zuflucht zu finden, vielleicht selbst einen ehemaligen Liebhaber wieder zu gewinnen. Aber der Zutritt zum König ward ihr verweigert, und die reizende Nichte Mazarin's ward von ihrem unversöhnlichen und unermüdlichen Ehemann von einem Kloster zum andern verfolgt, in Frankreich, Italien und Spanien. Der sicherste Beweis von dem Elende, das sie erduldete, ist der, daß man auch nicht die kleinste Nachricht über ihre letzten Lebensjahre findet. Niemand weiß, ob Marie Mancini als namenlose Nonne starb, oder ob sie ein Grab füllte, das Colonna ihr gegraben.

(Schluß folgt.)

*) Maria Theresia, Tochter König Philipp's IV. von Spanien; sie starb 1683, 30. Juli.

Eine gefährliche Luftfahrt.

Aus Centralia, Illinois, 19. September wird geschrieben: Ein wunderbarer Vorfall, der leicht einen entsetzlichen Ausgang hätte nehmen können, hat dieser Tage unsere ganze Nachbarschaft in Bewegung gesetzt. Auf vorgestern (Freitag) Abends war zum Schluß der landwirthschaftlichen Ausstellung eine Luftfahrt des Aeronauten Brooks angekündigt. Anstatt selbst aufzusteigen, gab Herr Brooks den dringenden Bitten eines jungen Mannes, Namens Wilson, nach, der sich zum Aeronauten auszubilden wünscht, und überließ diesem den Ballon. Wilson stieg bei völlig ruhiger Atmosphäre zu einer beträchtlichen Höhe auf, anstatt aber herunter zu kommen, ließ er sich, zum großen Verdrusse des Herrn Brooks, von einer Luftströmung, in welche er gerieth, nach Südosten forttreiben und bald entschwand der Ballon dem Gesichtskreise. Erst gestern (Samstag) Früh kehrte der junge Mann hieher zurück und meldete, was weiter geschehen war. Er hatte sich ungefähr 20 Meilen weit von der Strömung treiben lassen und war dann mit Hilfe der Anker nahe an einem Farmhause sicher und ungefährdet herabgestiegen. Nachdem er den Ballon am Gehege befestigt, ließ er sich mit dem Farmer und seiner Frau in ein Gespräch ein, und diese, von Verwunderung und Neugier voll, sprachen den Wunsch aus, einmal zur Probe aufzusteigen. Gerne willfahrte ihnen Wilson. Zuerst stieg der Mann einige hundert Fuß in die Höhe, worauf Wilson mittelst der Ankerstricke den Ballon leicht wieder herabzog. Die Frau machte diese ungefährliche Luftfahrt gleichfalls. Als sie aufstieg, kamen ihre beiden Kinder, ein Mädchen von 8 und eine Knabe von 3 Jahren, herbei und ließen mit Bitten und Betteln nicht nach, bis man ihnen den Willen that und sie ebenfalls einsteigen ließ. Doch wer beschreibt das Entsetzen der Leute, als der Ballon sich erhoben hatte und Wilson, sei es aus Unachtsamkeit, oder weil ihm die Kraft ausging, den Strick fahren ließ! Ehe noch die Kinder ahnen konnten, was geschehen sei, stieg der Ballon in unermeßliche Höhe und war nach ein oder zwei Minuten aus dem Gesichtskreise entschwunden.

Die Bestürzung, die an Wahnsinn grenzende Verzweiflung der trostlosen Eltern läßt sich leichter vorstellen als beschreiben. Vielleicht wenn in diesem Augenblicke ihre beiden Kinder vom Blitze getroffen worden wären, würde ihnen dieß weniger schrecklich vorgekommen sein, als mit anzusehen, wie die hilflosen Kleinen ihnen über die Wolken hinaus einem, wie man glauben mußte, sichern Untergange, gegen den keine menschliche Hilfe, entgegengeführt wurden. Wilson, ebenfalls außer sich vor Entsetzen, wußte keinen andern Rath, als hierher zu eilen und Herrn Brooks um seine Ansicht zu befragen. Diese ging dahin, daß der Ballon sich wahrscheinlich eine Stunde auf der höchsten Höhe, die er erreicht, erhalten und dann langsam herabsinken werde, daß aber die Kinder wahrscheinlich schon vorher erfroren sein würden, wenn sie nicht gar in ihrer Angst sich über den Rand der Gondel hinausgebogen hätten und hinabgestürzt wären. Uebrigens machte sich Herr Brooks sofort auf den Weg in der Richtung, welche der Ballon genommen haben sollte, um eine Spur von den Verlornen aufzufinden. Doch mittlerweile hatte ein wunderbarer Zufall schon Alles zum

Besten geführt. Ungefähr um dieselbe Zeit, wo Wilson hier ankam, und von dem Geschehenen Meldung brachte, hat ein Farmer bei New-Chartage, 43 Meilen von dem Orte entfernt, wo die Kinder aufgestiegen waren, den Ballon über seinem Gehöfte schweben gesehen, wo er durch die Anker an einem Baume hängen geblieben war. Sogleich zog er ihn herunter, ohne zu ahnen, daß sich Jemand in dem Luftschiff befände, und was fand er? In die Schürze des Mädchens warm eingehüllt, schlief der Knabe fest und und ruhig in der Gondel, während die Schwester mit liebender Sorgfalt ihn behütete. Als sie, von Frost fast erstarrt, wieder etwas zu sich gekommen war, erzählte sie, wie sie nach ihrem plötzlichen Aufsteigen lange kläglich um Hilfe gerufen, wie sie dann über ein Städtchen hinweggeflogen seien, wo sie viele Menschen gesehen habe (Centralia), wie ihr Brüderchen über Kälte geklagt, sie ihn eingehüllt und in Schlaf gebracht habe. Indem Sie dann in ihrer Herzensangst an den Stricken umhergefaßt, habe sie an einem gezogen, wodurch der Ballon ins Sinken gekommen sei. Als sie das bemerkt, habe sie den Strick so lange gezogen, bis sie sich der Erde genähert hätte.

Die Zeit, welche die Kinder in dem Luftschiff zubrachten, war 13 Stunden. — Man fuhr sie sobald als thunlich zu ihren Eltern zurück, wo sie, die man schon als todt betrauern zu müssen geglaubt hatte, mit offenen Armen aufgenommen wurden.

Das erfrorne Kind.

(Nach Freiherrn Kömöd aus dem Ungarischen.)

Wer wandelt in so später Nacht
Am Friedhof noch herum?
Die Glocke schlug schon Mitternacht
Die Erd' ist taub und stumm.

Es ist ein waises Knäbelein,
Schmerz regt die Brust ihn auf,
Die eine die ihn noch geliebt
Schloß ihren Lebenslauf.

Am Grab' der Mutter sitzt und schluchzt
Der Kleine in dem Schnee:
„Ach Mutter, theure Mutter mein,
„Wie thut das Herz mir weh.

„Seit man dich her begraben hat
„Ist traurig sehr dein Sohn,
„Im ganzen Dorfe gibt Niemand
„Ein Küßchen ihm zum Lohn.

„Niemand ist der mir sagen möcht'
„„Ich lieb' dich Knäbelein,““
„Oed ist das Haus, die Stube kalt;
„Man heizet mir nicht ein.

„Begraben neben dir warum
„Kann ich nicht ruhen lind?
„Der Winter ist zu hart für mich,
„Ach, weh mir armen Kind!“

So klagt das arme waise Kind
Sein schmerzliches Geschick,
Die Antwort pfeift der kalte Wind
Laut gellend ihm zurück.

Dem Knäblein friert, die Thränen ihm
Versiegen im Gesicht,
Sieht schaudernd Todtenstätten nur
Im zweifelhaften Licht.

„Welch' tiefe Stille herrschet hier,
Die Ruh' entsetzet mich,
Der Wind durchseufzt die Bäume und
Der Schnee fällt schauerlich.

Es will aufstehn, ihm fehlt die Kraft
Und taumelnd sinkt's zurück
Zum theuren Hügel, seufzet auf
Und Schlaf umwölkt den Blick.

Jetzt ist der Knabe erst beglückt,
Sein Auge nicht mehr weint,
Entflohn sind die Gedanken ihm;
Schlaf ist ein treuer Freund.

Die Lippen lächeln noch einmal,
Noch einmal schlägt das Herz;
Nun todtenstill — es schlummert sanft;
Gestorben ist sein Schmerz.

Georg v. Miksa.

Mannigfaltiges.

†† Karlsburg, 23. Oktober. Als es mir vor langer Zeit auf einer Sommerreise in Siebenbürgen vergönnt, war Kronstadts Lehranstalten und öffentliche Bücherſammlungen einzusehen, erinnere ich mich irgendwo daselbst eine gezeichnete topographische Karte von Karlsburg — einst Apulum, darauf Weißenburg Gyula-Fejérvár — aus jener Zeit, da der Fluß Maros oder Ompoly durch die Stadt floß, gesehen zu haben. Dem Freunde geschichtlicher Forschungen, der mir eine durch den Herausgeber dieser Blätter vidimirte Kopie jener Karte durch denselben gütigst zukommen läßt, biete ich hiemit zwei einfache kaiserliche Dukaten.

Apulensis.

* (Für Wald- und Obstbaumzüchter.) Einer der genialsten und thätigsten Kunstgärtner des Kontinentes Herr H. in Hitzing bei Wien, hat vor einigen Jahren eine Entdeckung gemacht, welche geeignet ist, eine förmliche Revolution in der Zucht von Obst- und Waldbaumsämlingen zu bewirken. Derselbe verhindert nämlich die Bildung einer Pfahlwurzel völlig, indem er beim ersten Keimen dieselben abzwickt und zwingt so die junge Pflanze, eine ungewöhnlich große und jene Hauptstützwurzel ersetzende Menge von Seitenwurzeln zu treiben; diese Seitenwurzeln breiten sich in der atmosphärischen Luft in steter chemischer Zersetzung erhaltener Bodenschichte aus, welche der Erdoberfläche unmittelbar nahe liegt. Dadurch, daß das Wurzelgeäste nur in dem

am meisten befruchteten Obergrunde sich ausbreitet, statt daß es als Pfahl in die sterile Tiefe dringt, wird es fabelhaft üppig und überreich an kleinen Faselwürzelchen; diese strotzende Entfaltung des nahrungszuführenden Wurzelwerkes hat eine ebenso üppige Stamm-, Ast- und Blattentwicklung zur Folge, welch' letztere wieder als Respirator auf die Förderung des Wurzelwuchses rückwirkt. Diese wechselseitige Anspornung zum Wachsthum der assimilirenden Pflanzentheile ist so groß, daß ein halbjähriger, in dieser Weise behandelter Sämling wenigstens so stattlich aussieht, als ein dreijähriger, der in gewöhnlicher Weise gezogen wurde, und daß auch bei höherem Alter des Baumes das Wachsthum in demselben dreifachen Verhältnisse stattfindet; in diesem Frühjahre gesäete Bäumchen sind bereits durch Aeugeln veredelt! Dabei sind die Pflanzen gesund und gedeihen auch besonders trefflich auf Boden mit schlechtem Untergrunde, auf dem Pfahlwurzelbäume bekanntlich leicht abstehen, sobald sie eine gewisse Größe erreicht haben. Ueber die Tragfähigkeit solcher Bäume liegen leider, da die Erfindung noch eine sehr junge (erst 4 Jahre alt) ist, keine Resultate vor.

* Aus Tyrnau wird geschrieben: Am 20. d. M. gewahrten wir um die Mittagsstunde aufsteigenden Rauch in der Waaggegend. Es war der Marktflecken Freistadtl, wo die mit reichlichen Fruchtvorräthen vollgepfropfte Scheune des Grafen Franz Erdödy in Flammen gerieth, welche nicht nur die nebenstehenden herrschaftlichen Trisen ergriffen und vollends einäscherten, sondern bei dem ziemlich heftigen Winde sich auf die Häuser des Fleckens warfen und bis zur fünften Abendstunde 25 derselben in Ruinen verwandelten. Die herrschaftlichen Fruchtvorräthe sollen nicht versichert gewesen sein.

* Der Redaktion des „Magy. Néplap" wurde dieser Tage von dem Grundbesitzer Johann Bossány aus Illava im Trencsiner Komitate mitgetheilt, daß in jener Ortschaft die Aepfelbäume soeben in der zweiten Blüthe stehen; zum Beweise sendete der Berichterstatter der genannten Redaktion einen Apfel in natura ein, der am 16. d. M. vom Baume gepflückt wurde, ganz ausgebildet ist und circa 2 Zoll im Durchmesser hat; dieser Sendung lagen auch noch frische Apfelblüthen, Knospen und Blätter bei. Es ist dieß um so staunenswerther, als das Trencsiner Komitat bekanntlich zu den am nördlichsten gelegenen Gegenden Ungarns und somit diese zweite Obstblüthe gewiß zu den interessantesten Naturerscheinungen gehört.

* Man schreibt aus Wien vom 22. d. M.: Die hiesige Geschäftswelt wurde gestern nicht wenig durch die Entdeckung allarmirt, daß Hundertguldenbanknoten auf photographischem Wege mit solcher Vollkommenheit verfälscht werden, daß die Täuschung selbst dem geübtesten Auge leicht entgehen kann. Der einzig sichere Anhaltspunkt, ein Falsifikat zu entdecken, ist der Abgang des Schattens an den Nullen im Wasserzeichen und die etwas abweichende Konstruktion der Schrift links im Drucke des Wortes Serie.

* Der k. k. FML. Jakob von Parrot, zweiter Inhaber des Kürassierregiments Herzog Wilhelm von Braunschweig Nr. 7, ad latus des Kommandanten der IV. Armee ist mit Tode abgegangen.

* Nicht nur in Preußen und Deutschland, sondern in der ganzen Welt gibts keinen zweiten lebenden Mann, dem die Verehrung aller Gebildeten so entgegenkommt, wie Alexander v. Humboldt in Berlin. Als er am 15. Oktober, des Königs Geburtstag, in den großen Festsaal der Universität trat, erhob sich Alles ehrerbietig von den Sitzen und Niemand verließ vor ihm den Saal. Alle Anwesenden bildeten, die Studenten voran ein Spalier, das bis zu dem Wagen Humboldts reichte.

* Die letzten Rudera der ehemaligen deutschen Flotte — ein Anker von 90 Ztr. und eine Kette von 300 Ztr. — sind am 22. Oktober zu Bremen an den Meistbietenden verkauft worden.

* Nach Berichten des „Offerv. Triestino" aus Damaskus hat die Zahl der in in diesem Jahre nach Mekka und Medina wallfahrenden Pilger 80,000 betragen, von denen nicht weniger als 16,000 der Cholera und anderen Krankheiten auf der Reise erlegen sein sollen.

* Der transatlantische Telegraph hat wieder einige Lebenszeichen gegeben. Man hat eine ganz neue Art Batterie angewendet und hofft damit das Ziel zu erreichen.

* In Indien sind seit dem Ausbruch der Revolution 40,000 Sipoys theils auf dem Schlachtfelde umgekommen, theils hingerichtet worden. Wenn man nun noch jene dazu rechnet, welche durch Krankheit hinweggerafft wurden, so sind von der einstigen bengalischen Armee kaum 20 Prozent auf den Beinen. — In Ostindien kömmt es jetzt in die Mode, daß die Witwen wieder heirathen. Früher mußten sie ihren Männern folgen und sich nach deren Tod lebendig verbrennen lassen.

Kronstädter Theater.

Wir machen unsere Theaterfreunde auf die am Samstage zu gebende Vorstellung „die Waise von Lowood" besonders aufmerksam; dieselbe dürfte zu einer der interessantesten der Saison werden, indem dieses ausgezeichnete Stück von der berühmten Verfasserin selbst neu in die Szene gesetzt wurde, welches dessen Werth durch zweckmäßige Kürzung bedeutend erhöht. Frl. Baroch als Darstellerin erster tragischer Liebhaberin vortheilhaft bekannt, tritt zum ersten Male in der obigen Titelrolle auf und wird von unsern gewiegten Kräften bestens unterstützt, den wahren Kunstfreunden einen angenehmen Genuß bereiten.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. 30 kr. mit Post 6 fl. 30 kr. ins Ausland 7 fl. österr. W.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 128. Montag, den 1. November. 1858.

Die Nichten des Kardinals Mazarin.

(Fortsetzung.)

Hortense Mancini, zu ihrer Zeit so wohl bekannt den Prinzen, Dichtern, Philosophen, Geistlichen, Freidenkern, Spielern, Gutschmeckern am Hofe und in der feinen Welt Englands, war in ihrer Heirath nicht glücklicher, als ihre unglückliche ältere Schwester Marie, — nach deren Vermählung sie aus dem Kloster an den Hof gebracht und mit sechszehn Jahren stillschweigend auf die Liste der heirathsfähigen jungen Damen gestellt ward. Karl II., damals als Flüchtling in Paris, machte ihr einen Antrag, und Mazarin lebte noch lange genug, um es zu bereuen, daß er ihn in ihrem Namen abgelehnt. Andere Fürsten, Kron-Erben, Vettern von Königen und arme Deszendenten königlicher Häuser warfen sich dem prachtliebenden, gebieterischen Fräulein zu Füßen; aber der junge Erbe des herzoglichen Hauses La Meilleraye war der Glückliche, der sie erhielt. Auch hierbei war wieder viel Geschäftssache. Der Kardinal fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe, und er wünschte sehnlich, seinen Familien-Namen und sein Andenken zu verewigen. Er hatte einen Neffen Philipp, den er zum Herzog von Nevers gemacht hatte, aber dieser schien ihm nicht für eine glanzvolle Erreichung seines Zweckes zu passen. Das gewünschte Individuum wurde in Armand de la Meilleraye gefunden, welcher unter der Bedingung, Herzog von Mazarin zu heißen, zum Haupterben des Kardinals eingesetzt wurde und mit der Hand Hortense's viele Millionen, glänzende Paläste und fürstliche Besitzungen erhielt. Doch setzte der Kardinal bedeutende Legate für andere Verwandte aus. Die Vermählung fand im Jahre 1661 statt, und kurze Zeit nachher starb Seine Eminenz, zu großer Freude aller Parteien und — seiner Erben.

Was den neuen Herzog von Mazarin betrifft, dessen Gesicht wie Madame Sévigné sagt, eine Entschädigung war für jeden Streich, den ihm eine schöne Frau spielen konnte, so hatte er nicht Kopf genug, um die Last seiner vielen Amtspflichten und seines ungeheuren Vermögens, in dessen Besitz er durch seine Frau gekommen war, zu tragen. Auf seine Frau ward er so eifersüchtig, daß er mehr auf der Landstraße: als auf einer seiner Besitzungen lebte, indem er seine Gattin immer mit sich schleppte, ohne Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand, einen Wohnort nach dem andern verließ, wenn nur ein hübscher Lakai mit der Herzogin höflich gesprochen hatte. Seine Eifersucht ward nur durch seine exzentrische Frömmelei übertroffen. Die Mazarin'sche Sammlung von Kunstwerken war ihrer Zeit berühmt; aber der Herzog, der an der nackten Schönheit derselben Anstoß nahm, verstümmelte die schönsten derselben, indem er sie zu dem, was er Dezenz nannte, umhämmern ließ; der Venus von Titian ließ er eine Schürze umlegen, andere Göttinnen schmückte er auf andere Weise, so daß sie anständig wurden. Er ging auch zu Ludwig XIV. mit einer Mission vom Erzengel Gabriel, die speziell gegen den Umgang des Königs mit der La Vallière gerichtet war. Er schrieb eine Abhandlung gegen Säugammen, die ihre mütterliche Pflicht am Freitag und Sonnabend übten; er setzte die Milchmägde in Angst, indem er das Melken der Kühe als eine Sünde darstellte; kurz, seine frömmelnde Manie ging über alle Gränzen.

Seine Frau machte der Herzog unglücklich durch allerlei Quälereien, die lächerlich, aber zugleich grausam waren. Sie konnte weder ruhig essen, gehen, schlafen, noch in Frieden leben; er widersetzte sich in scherzhafter aber furchtbar entschiedener Weise jedem Wunsche, den sie äußerte, und sie trug Alles, wie eine solche Frau, die keine Griseldis war, es tragen konnte, bis er ihr auch ihre Diamanten nahm: da war das Maß voll! Eine Herzogin ohne ihre Diamanten kam ihr vor wie ein poetisches Milchmädchen ohne Tugend, ein Soldat ohne Waffen, ein Philosoph ohne Wissenschaft. Diamanten waren es gerade, welche die Herzogin auszeichneten; als Hortense der ihrigen beraubt war, rebellirte sie. Der Herzog brachte sie in seiner scherzhaften Weise in ein Kloster, und eines Tages, wo er noch mehr zum Spaß aufgelegt war als vorher, brachte er sie in eine Art klösterlichen Gefängnisses. Die Herzogin und ihre Freundinnen machten ihm durch ihre Widersetzlichkeit viel Unruhe, aber das ergötzte ihn nur. Er mochte gern auf unruhigem Wasser sein. Er war in dreihundert Prozessen der Vertheidiger, und verlor sie fast alle. Das Vermögen des Kardinals ward zu Grunde gerichtet durch diesen Verrückten, der wenn einer seiner Paläste in Feuer stand, die Diener tadelte, daß sie die Flammen zu löschen versuchten, weil sie dadurch dem Willen des Allmächtigen widerstrebten.

Wir können uns kaum wundern, daß, da das Gesetz das Verfahren dieses sonderbaren Ehemannes zu sanktioniren schien, die Frau, welche natürlich fürchtete gezwungen zu werden sich in seine Gewalt zu geben, Mannskleider anlegte und mit einem anderen

Digitized by Google

Frauenzimmer, das in gleicher Weise ausstaffirt war, fortgalopirte, so schnell die Pferde sie tragen konnten, nach dem freundlichen Lothringen. Der Herzog von Mazarin eilte zum Könige und bat um Hilfe; Se. Majestät empfahl dem Herzog, sich an den Engel Gabriel zu wenden!

Wunderbar und mannigfach waren die Abenteuer der umherirrenden Dame — aber es würde zu lange währen, sie alle zu erzählen. Sie fand zeitweilig Ruhe bei ihrer Schwester Colonna; doch es gab Zank, Familien-Unreinigkeiten, das Haus des vornehmen Connetable ward kein wünschenswerther Aufenthalt für mehr Parteien als eine, und — die beiden Schwestern flohen zusammen aus Italien. Madame de Grignan sagt bei dieser Gelegenheit von diesen beiden merkwürdigen Frauen, daß „sie umherreis'ten wie Roman-Heldinnen mit unzähligen Juwelen aber nicht so viel Leibwäsche, daß sie sie wechseln konnten."

Nach fruchtlosen Versuchen sich mit ihrem Ehemann zu verständigen, wanderte die Herzogin von einer Gegend in die andere, bis sie in Savoyen Zuflucht fand. St. Evremond sagt, daß sie dort drei Jahre, ernstem Nachdenken und wissenschaftlichen Studien hingegeben, zubrachte. Wahrscheinlich hatte sie jedoch anderen Zeitvertreib; denn der Herzog von Savoyen, der ihr die galantesten Aufmerksamkeiten erwiesen hatte, war kaum gestorben, so vertrieb die Regentin sie aus ihrem Lande: dieser Akt war bezeichnend genug.

Mit Perrücke und Federn auf dem Hute reis'te die wandernde Amazone, die nichts so sehr fürchtete, als gezwungen zu werden mit ihrem ruhelosen Ehemann umher zu ziehen, durch ganz Europa, und kam zuletzt nach England, wo die schöne Dame mit Enthusiasmus aufgenommen ward. Wer, der auch nur wenig mit den Memoiren der Zeiten, wo Karl II. bis zu Wilhelm III. bekannt ist, hätte nicht gehört von der Herzogin von Mazarin, der Kousine der Herzogin von York? Sie und Marie führten das Bassetspiel*) ein, und wenn sie die Kavaliere nicht ruinirten, so war der Grund, daß diese munteren Herren schon ruinirt waren. Alle Kavaliere am Hofe waren in sie verliebt; Duelle wurden ihretwegen gefochten. Soldaten, Dichter, Philosophen (von denen besonders in den Memoiren des Kardinals Dubois mehrere genannt werden) huldigten ihr. Die Klügsten, die sich bezähmten und ihr nicht den Hof machten, erkannten doch ihre Schönheit an, bewunderten ihren Witz und staunten über ihre Kühnheit. Diese war aber auch wirklich zum Erstaunen, sie pflegte sich wohl ohne Bedenken an ihren Freund, den Domherrn von Windsor mit der schmeichelhaften Anrede zu wenden: „Nun, Herr Kanonikus, da sie so viele Bücher aller Art, mit Ausnahme der Bibel, gelesen haben, so können Sie uns wahrscheinlich diese Sache erklären."

Sie wohnte in England fast zwanzig Jahre, die keineswegs alle glänzend waren, denn ihr Gemahl wollte ihr Nichts geben, wenn sie sich nicht dazu verstände, bei ihm zu leben, d. h. mit ihm in der alten schweren Familien-Kutsche durch Frankreich zu traben; und bei dem Sturz der Stuarts verlor sie auch die Pension, die ihr Karl II. ausgesetzt hatte. Die zögernde Galanterie Wilhelm's III. gewährte ihr endlich zwei tausend Pfund Sterling jährlich und von diesen machte sie ein sehr fröhliches Haus in Kensington Square, oder vielmehr nicht mit diesen zweitausend Pfund, denn die Göttin von St.-Evremond und das zeitweilige Idol Waller's war keine Frau, die sich innerhalb der Grenzen ihres Einkommens hielt; sie brauchte weit mehr, denn sie hatte keine ehrenhaften Grundsätze, und der Glanz, in dem sie lebte, war nur ein glänzendes Elend. Sie hatte an ihren Thüren eben so viele Gläubiger, als Kavaliere die ihr den Hof machten, und es dürfte schwer sein, zu sagen, welche von beiden ihre Unbescheidenheit weiter trieben. In Chelsea hielt sie ihren kleinen Sommer-Hof. Dort starb sie im Jahre 1699; und dann, erst dann triumphirte ihr Gemahl. Er setzte sich in Besitz ihres Leichnams, stopfte ihn in seine Reisekutsche und jagte, ihr zum Trotz, mit ihr frohlockend durch ganz Frankreich. Evelyn hat in seinem „Tagebuche" nicht vergessen, dieser merkwürdigen Frau Erwähnung zu thun. Unter'm 11. Juli 1699 schreibt er:

„Jetzt starb die berühmte Herzogin von Mazarin. Sie war die reichste Dame in Europa gewesen und war, wie gesagt wird, an den reichsten Unterthan in Europa verheirathet. Sie war in Rom geboren, in Frankreich erzogen, war eine seltene Schönheit, klug, witzig, aber dissolut, und hielt sich nicht in den Schranken der ehelichen Ehrbarkeit; sie ward von ihrem Manne abandonnirt, kam verbannt nach England um dort Schutz und Aufenthalt zu finden, lebte von einer Pension, die ihr hier gegeben ward, und soll, so wird berichtet, ihren Tod durch unmäßigen Genuß geistiger Getränke beschleunigt haben. Sie hat selbst ihr Leben geschrieben; eben so ihre Schwester, die Gattin Colonna's".

(Schluß folgt.)

*) bassétta, ein italienisches Kartenspiel, ein Hazardspiel

Dem Kometen, angesagt für den 13. Juni.*)

Komet, des Schweif so lang, des Geist beschränkt!
Warum willst unsern Erdball Du versengen?
Ist viel er auch nicht werth, mit Recht doch denkt
Der Mensch, das sünd'ge Leben zu verlangen.

Verbrennst Du uns, so wisse, es entsteh'n
An unsrer Stell' viel schlechtere Kreaturen
Und rasch bewirkt dein Zorn dort in den Höh'n,
Verbrechen, Schreck und Krieg in unsern Fluren.

Wie! Du vergaß'st den Sündfluth einst'ge Zeit,
Die Du, so heißt's, wohl mit heraufbeschworen,
Als Vater Noah packt den Kahn, und weit
Durchschwamm das All, in Wellen ganz verloren?

*) Diese poetische Gabe ist von dem ersten der walachischen Dichter in der Walachei, dem, bejahrten Herrn Grezori Alexandresco, verdankt ihren Ursprung der grenzenlosen Furcht, welche man in der Walachei vor dem Cometen hatte, und war bestimmt, beruhigend auf das walachische Volk zu wirken. Die metrische Uebersetzung aus dem Walachischen besorgte für uns ein wackerer Deutscher, ein Freund Alexandresco's, der seit einer längern Reihe von Jahren in der Walachei domizilirt und sich die walachische Sprache vollkommen eigen machte.

D. Red.

Sag an! die Menſchheit, die als Erbe blieb,
Die Weſen, Ding', die ſpäter ſind entſtanden,
Sind edler ſie, als die ein Futter trieb
Die Fluth, in deren Tief' den Tod ſie fanden?

Das Feld iſt's heute mehr an Früchten reich,
Der Has an Muth, Midas an Geiſtesgaben,
Quackt muſikaliſcher der Froſch im Teich,
Sind Tieger ſänftler, leichter's Recht zu haben?

Nein meint, gib Acht, daß Du nicht fehlſt; zu ſehr
Könnt' bitter Du den Fehler dann bewenen
Wenn Rechenſchaft begehrt des Himmels Heer
Der Vater, der nur Gutes wünſcht den Seinen!

Zu thun gibts jetzt hier im Romanen Land
Verroſtet alt' Geſetze neu zu ſchmieden,
Das Reglement . . . das hält wohl wenig Stand,
Wenn wir's erreichen, wie wir's wünſchen, Frieden. —

Biſt Du Befehlen unterthan,
Geſtatt' zehntauſend Jährchen uns vor Allem,
Uns rein zu waſchen, ändernd unſre Bahn,
Daß wir dem Teufel nicht in Rachen fallen.

Wenn dann die Erd' ihr Daſein nicht verdient,
Dann töſte ſie nach Luſt — hab' Nichts zu ſagen —
Heut' ſchmelz der Herzen Eis — verbrenn', wie's ziemt
Sterngucker nur, die uns in Schrecken jagen. —

Den Leſern dieſes Journals iſt es bekannt, — wo nicht ſage ich es ihnen jetzt — daß am 13. Februar wir einen kleinen Brief an den Kometen richteten, der uns im Monate Juni verbrennen ſollte. In dieſem Briefe legten wir ihm mit aller Achtung ans Herz, er möge dieſe Sünde nicht begehen, und führten zugleich triftige Gründe zu Gunſten unſrer Bitte an. Auf die Antwort haben wir lange Zeit gewartet und hätten dieß lange Schweigen für eine Unhöflichkeit des Kometen ausgelegt, wenn wir nicht gedacht hätten an die Entfernung, die uns trennt, an den Zuſtand der himmliſchen Poſten, die — wie man ſieht — nicht beſſer ſind, als die unſern, und an die hohe Stellung der Perſon, mit der wir zu thun haben. Wie es nun immer ſein möge, die Antwort iſt endlich angelangt am 14. d. M. abgeſendet aus der Kanzlei des Kometen. Die Schnelligkeit, mit der ſie herabgelangt, muß uns nicht in Erſtaunen ſetzen, da ſelbe erſtens nicht mit der Poſt abgeſchickt, ſondern direkt mit einem Aërolika heruntergelaſſen wurde, und dann weil jedes Herunterkommen viel ſchneller vor ſich geht als das Aufſteigen; eine ſehr ſchmeichelhafte Ausſicht für die Menſchen, und die wir von ganzen Herzen unſern Gönnern wünſchen.

Hier die Antwort, die wir uns zu veröffentlichen beeilen zur Beruhigung der Furchtſamen, von denen viele am Tage der Drohung geſtorben wären und es ſpäter bedauert hätten.

Gregori Alexandresco.

Geliebter Sterblicher!

Heut hab richtig ich erhalten
Durch des Himmels Poſtverband
Das Billet in mehreren Spalten
Her aus dem Romanen-Land.

Kannte wohl vor vielen Jahren
Einen Stamm voll ſtolzer Kraft
Hieß Roman — die herrſchend waren
Faſt in jeder Völkerſchaft.
Glaubt' den Stamm ſchon lang zu Grunde,
Da er meinem Blick entſchwand;
Wahrlich bis zu dieſer Stunde
(Ich beſchwörs mit Ehr und Hand)
Dacht ich nicht einmal im Traume
Euch auf einem Erdenſaume
Lebend; doch da ihr mir ſchreibt
Glaub' ich's, daß ihr lebt und leibt.
Nun begreif ich nicht, wer Euch konnt ſagen
Das wir uns mit ſolchen Plänen tragen.
Kann's es nicht beſtreiten
Hatt' den feſteſten Entſchluß
Von undenklichen Zeiten
Daß die Erde fallen muß,
Weil auf falſchen Pfaden
Sie ſich fort und fort nur dreht
Und der Menſch gar Sünd beladen
Nur im Schlechten vorwärts geht.

Sehend, daß da unten Viel, die groß und wacker
Und der Welt genützt, doch galten dort für Racker
Hart verfolgt gerlagt
Wenn ſie lebend waren
Viel des Lob's geſagt
Wenn's ins Grab gefahren. —
That einſt herzlich ſchlecht
Als ich, weich, geſtattet,
Daß mit Noë das Geſchlecht
Nun im Kahn ſich gattet.
Hätt' ich weidlich ihn ertränkt
War mir alle Sorg' geſchenkt!
Weißt', was er begonnen
Freiheit kaum gewonnen?
Pflegte gleich die Rede
Daß es zu ſauſen gebe!

Doch ſeit damals wurde Vieles noch verletzt;
Auf den Schwachen hat der Stark' den Fuß geſetzt;
Ja der Himmel ward entſetzt ob Kampf und Morden
Wegen Erd und Land, das niemals ihr geworden. —
Setz' voraus ihr wißt — ihr ſeid ja nicht bethört, —
Daß die Erd' nicht Euch, daß Ihr der Erd' gehört. —

Thät Euch nicht giriren
D' Himmel zu ſpiriren
Gläſer richtet Ihr hinauf
Zu ſtudiren unſern Lauf
Und Gedanken; wollt vermeſſen
Wiſſen auch noch, was wir eſſen.
Habet noch hervorgebracht
Maſſen andere Sekaturen.

Und den Namen Euch gemacht
Auserwählte Kreaturen!

Solches konnt' wahrhaftig ich nicht dulden
Hart, dacht ich, zu strafen Eure Schulden! —
Da Ihr schriebt, daß Ihr jetzt bestrebt
Schlechten G'setzen neuen Anstrich gebt,
Ihr genau verlangt zehntausend Jahr
Vermittlerin ein holdes Sternlein war
Ein'gen Dichtern Gnade wollt' erweisen
Die zu Sternen oft das Maul aufreißen, —
Gnäd'ger werd' ich, dämpf des Feuers Reif
Stell' die Pferd' in Stall, beim Fuß den Schweif.
Nehm't Euch in Acht, seht und denket
Nutzt die Nachsicht, die ich Euch geschenket. —
Wenn ich einmal auf die Erde komm',
Ist's, das glaubet mir, zu Niemand's Fromm.

Mannigfaltiges.

* Die philosophische und die medizinische Fakultät der Wiener Universität haben ihre Dekanatswahlen vollzogen. Die erstere hat den Professor Dr. v. Ettingshausen und letztere den Professor Dr. Dlauby gewählt. — König Dom Pedro II. von Brasilien hat die Wahl zum Ehrenmitglied der Wiener geographischen Gesellschaft angenommen.

* Dem Professor Wilhelm Giesebrecht an der Universität zu Königsberg ist der Preis von Eintausend Thalern in Gold nebst einer goldnen Denkmünze auf den Vertrag zu Verdun für seine „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" zuerkannt worden, welchen der König von Preußen mit Patent vom 18. Juni 1844 bestimmt hatte.

* Von der Kostbarkeit des königlich-preußischen Krönungswagens kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß die Reparatur der kleinen Scheibe, welche in der Nähe des Schlosses bei dem Einzuge des Prinzen und der Prinzessin Friedrich Wilhelm am 8. Februar d. J. zerbrach, 50 Thaler kostete.

* Einem Trödler in Berlin ist kürzlich, wie der „Publ." erzählt, folgender Streich gespielt worden: Ein anscheinend sehr bedürftiger Maler, dem Trödler oberflächlich bekannt, bietet demselben ein etwas verräuchertes Bild, eine Venus vorstellend, zum Kauf an. Der Alterthumskrämer weist ihn ab, da der geforderte Preis von 12 Thlrn. ihm zu hoch erscheint. Betrübt schleicht der Maler von dannen. Kaum ist er fort, so fährt eine glänzende Equipage bei dem Trödler vor, ein höchst eleganter Herr springt athemlos heraus, und stottert in fremdländischen Akzent, ob nicht eben ein Maler mit einem alten Bilde dort gewesen? Verdutzt bejaht der Trödler die Frage. — „Und Sie 'ab den 'Errn gehen laß!" — „Ja." — „Sie sein ein Mann ohne Verstand, Sie seine eine Ignorant! — Der Bild sein eine alte Guido Reni, für das ich zahl' jede Preis. Wo wohn' der Maler?" — So dumm ist nun freilich der dümmste Trödler nicht, seine Einkaufs-Adressen zu verrathen. — „Ich weiß es nicht, will es aber zu erforschen suchen." — „Schaff' Sie mir der Bild, ich geben bis 600 Dukaten davor." — „Schön!" — „Hier 'ab Sie vorläufig einen Louis vor Ihre Demarchen." — Der vornehme Herr macht sich fort mit der Bemerkung, daß er nach zwei Tagen wieder anfragen werde. — Der Trödler macht sich sofort auf dem Weg zu dem Künstler, dessen Dachstübchen er bald erfragt. Er findet ihn anwesend, das ersehnte Bild in der Ecke lehnend, und erklärte bei dessen Anblick, daß er sich besonnen habe, und es für den geforderten Preis kaufen wolle. Jetzt zieht jedoch der Maler andere Saiten auf. Ein Freund sei eben bei ihm gewesen und habe ihm mitgetheilt, daß ein Engländer in Berlin anwesend, der alte Bilder kaufe und sehr gut bezahle; den wolle er aufsuchen und seine Waare zeigen. Nach vielem Hin- und Herreden zeigt sich der Maler endlich gefügiger und überläßt schließlich dem eifrig gewordenen Trödler das Bild für den Preis von 40 Stück Friedrichd'ors. Der glückliche Antiquar trägt seinen Schatz nach Hause. Der vornehme Fremde aber soll heute noch kommen, während der Maler mit seinen blanken Goldmünzen alsbald nach England gereist ist.

* Der Magistrat von Stockholm hat die Journalisten und Droschkenkutscher in eine Kategorie gestellt. Er hatte nämlich auf Grund des neuen Statuts über die Wahlfähigkeit im Bürgerstande, Makler und Schiffsklarirer, Journalisten und Droschkenkutscher von diesem Rechte ausgeschlossen. Die Zurückgesetzten erhoben deßhalb Beschwerde, auf welche der Bescheid erfolgte, daß die Makler mit Unrecht ausgeschlossen seien, Journalisten dagegen, als hauptsächlich mit literärischen Arbeiten beschäftigt, nicht als bürgerliche Gewerbe treibend angesehen werden könnten, und daß die Droschkenkutschen deßhalb ausgeschlossen worden, weil sie ihr Gewerbe treiben können, ohne das für andere bürgerliche Gewerbe vorgeschriebene Maß von Kenntnissen zu besitzen. Die Droschkenkutscher dürfen also nicht wählen, weil sie zu wenig und die Journalisten, weil sie zu viel wissen!

* Einer der Söhne des Sultans, der sich für die Militär-Karriere ausbildet, wird nach Frankreich geschickt werden und in Paris seine Studien machen, wo er im Gesandtschafts-Hotel seinen Wohnsitz nehmen will.

* Die Chinesen sind arge Schlaukköpfe, aber in Kriegshändeln noch ungemein naiv. Als sie unlängst einen englischen Vorposten aufheben wollten, rückten sie zwar leise, doch mit brennenden Laternen heran und wurden natürlich sofort zusammengeschossen. „Warum kommt Ihr denn mit Laternen?" fragte man einen Gefangenen. — „Wie hätten wir denn bei dem Ueberfalle sehen können ohne Licht?" entgegnete der bezopfte Tapfere.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 6 fl. 30 kr. mit Post 8 fl. 30 kr. ins Ausland 7 fl. österr. W.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 129. Montag, den 3. November. 1858.

Aufruf
an unsere Landbevölkerung.

Wenn in früheren Jahren davon die Rede war, unsere Landwirthe sollten mit dem Anbau von Futterkräutern (Klee, Rüben u. s. f.) oder von Handelsgewächsen (Raps u. a.) beginnen und in ihrer Landwirthschaft das Beispiel und die Lehren bewährter Oekonomen anzuwenden versuchen, so wurde gar bald die Einwendung laut, daß eine Aenderung im Wirthschaftsbetriebe des Einzelnen nicht möglich, nicht gestattet sei.

Der Grundbesitzer war nicht freier Eigenthümer seines Grundes, der Unterthansverband, der Triftzwang, die Zehentlast, banden den Landwirthen die Hände und jeder mußte sich dem gemeinen Gebrauche fügen.

Wie anders ist es während den letztverflossenen zehn Jahren geworden! Die Frohndienste der Unterthanen sind aufgehoben, die Zehntentrichtung ist eingestellt, und der Grundbesitz von dem Triftzwang befreit, so daß es jedem Landwirthe nunmehr freisteht, seinen Grund, der Brachweide zu entziehen.

Erst jetzt ist dem Grundbesitzer die unbeschränkte Verfügung über seinen Boden freigegeben werden; erst jetzt ist dem Landwirthe die Möglichkeit geboten, seine Felder so zu bebauen, daß sie ihm den möglich größten Ertrag liefern.

Das kaiserliche Patent über die Zehntentschädigung in Siebenbürgen bietet uns einen neuen Anlaß, die weise Fürsorge der hohen Regierung, welche die hemmenden Schranken der freien Bewegung allmälig zu beseitigen bemüht ist, mit freudigem Danke zu begrüßen. Dasselbe gibt uns aber zugleich auch eine geeignete Gelegenheit, unsere Landwirthe darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig es sei, die Vortheile dieser heilsamen Maßregeln ohne Zögern zu benützen, ja daß es Ehrensache geworden sei, dem Rufe der Zeit zu folgen, und vom Gutem zum Bessern fortzuschreiten.

Zur Erreichung dieser Absicht wird ein reges Zusammenwirken und eine entsprechende Vereinigung der Kräfte wie sie im Zwecke unseres Vereines liegt, gewiß sehr behilflich sein; drum mögen unsere Landwirthe zu eigenem Nutzen und anderer Frommen dem Vereine ihre Theilnahme zuwenden und eifrige Unterstützung gewähren.

Hermannstadt, 5. Oktober 1858.

Von der Oberverwaltung des siebenb.-sächs. Landwirthschaftsvereines.

Die Nichten des Kardinals Mazarin.
(Schluß.)

Marianne Mancini war die einzige Nichte Mazarin's, welche bei seinem Tode noch unverheirathet war; aber man kann annehmen, daß der Kardinal noch als er im Sterben lag über ihre Ehe mit dem Herzog von Bouillon, einem Verwandten Turenne's, unterhandelt hat. Sie war ein frühreifes Kind; schon mit fünfzehn Jahren ward sie (1662) Herzogin und stand in diesem Alter schon an der Spitze einer Gesellschaft geistreicher Männer, machte auch selbst Verse mit einer Fertigkeit, die mehr Neigung als Talent bewies. In ihrem Hause war es, wo La Fontaine die Weise kennen lernte, wie er berühmt werden könne. In einem Alter von vier und vierzig Jahren hatte er noch keinen Ruf erlangt, ein Faktum, das manchen Dichter, der schon über die Jugend hinaus ist und noch keine Anerkennung findet, trösten kann. Marianne Mancini war es, die es ihm klar machte, daß seine Force in der Fabel-Dichtung bestände. Es wäre gut gewesen, wenn er dabei stehen geblieben wäre; aber unglücklicher Weise schrieb er, dessen Fabeln mit Recht Allen gefielen, auch Erzählungen, um der Herzogin zu gefallen, die an dieser Gattung der Literatur Geschmack fand.

Vielleicht waren in keinem der geistreichen Vereine, welche Mazarin's Nichten hielten, so viele berühmte Männer aller Klassen je versammelt, als in dem, dessen glänzende Vorsteherin Marianne Mancini war. Ihr Urtheil war, wie das jedes anderen Vereines der Art, nicht unfehlbar; denn sie begünstigten Pradon gegen Racine. Als der Letztere seine „Phädra" auf die Bühne brachte, nahm die Herzogin von Bouillon alle Billete, füllte das ganze Haus vom Parterre bis zur Gallerie bei den ersten sechs Vorstellungen und ließ das Stück auszischen. Sie verlor ihre Zeit und ihr Geld und brachte dem armen Pradon keinen Vortheil. Während die Herzogin sich so beschäftigte, war der Herzog jenseits der Grenze im Kriege, oder auf einem seiner Landsitze auf der Hirsch- oder Wolfsjagd.

Eine solche Dame konnte leicht in kleine häusliche Verlegenheiten gerathen, die man am besten durch ein zeitweiliges Zurückziehen in ein Kloster sühnen zu können glaubte. Sie kehrte heiterer und glänzender als je aus dem Kloster zurück und „Leute vom Stande" begrüßten ihre Rückkehr zu ihnen, wie in Legenden vom

Volke eine siegreiche Jungfrau bewillkommnet wird, die ausgezogen ist, um einen Drachen zu erlegen, oder sonst einen andern Dienst dem zerstörten Gemeinwesen erwiesen hat.

Sie hielt Orgien mit den Vendomes, fürchtete Niemand im Himmel und auf der Erde, selbst den König nicht. Obgleich sie wenig Glauben an Gott hatte, glaubte sie doch stark an den Teufel, denn sie ging auch zu der wahrsagenden Giftmischerin La Voisin; und der Verkehr mit derselben hatte ihr Exil zur Folge welches sie zum Theil in England zubrachte bei ihrer Schwester, der Herzogin von Mazarin. Sie blieb dort bis Wilhelm III. zur Regierung kam. Ihn sah Marianne für ein Ungeheuer an und fürchtete rauhe Behandlung von ihm; doch er war galant gegen sie und schickte sie in seiner eigenen Jacht nach Frankreich zurück. Aehnliche Galanterie erfuhr sie nicht von Ludwig, der, als sie um die Erlaubniß bat, in Paris leben zu dürfen, antwortete, sie möge leben wo sie wolle, nur nicht da, wo sie so gern gelebt hätte, in der Hauptstadt. Dennoch gelang es ihr, nach einigen Wanderungen, nach Paris zurückzukehren, wo, den Herzog ausgenommen, der ganze Hof zu ihren Füßen lag, und das ganze Volk sich vor dem Idol beugte und sie „Königin von Paris" nannte. Sie scheint ihre Stellung dort nicht behauptet zu haben, aber — was ihr wahrscheinlich eben so angenehm war — sie behielt ihre Schönheit, Anmuth, alle ihre Reize bis zu ihrem Tode im Jahr 1714.

Wir haben noch nicht von den drei Neffen Mazarin's gesprochen. Nur einer von ihnen, Philipp Herzog von Nevers, erreichte das Mannesalter. Das Einzige, was man von diesem unwürdigen Menschen — von dem einige erschreckliche, wir hoffen grundlose, Geschichten erzählt worden — sagen kann, ist, daß er der Großvater des Herzogs von Nivernois, des Letzten der Mancinis, war. Auch in Bezug auf die Nichten — abgesehen von den zwei ersten — halten wir nicht Abrechnung mit der Tugend. Dieß wenigstens ist bemerkenswerth, daß, obgleich aus jeder Ehe Kinder hervorgingen und so sehr dafür gesorgt war, Wohlstand und Hoheit jedem Ehepaare und ihren Kindern zu sichern, die Familien dennoch gänzlich ausgestorben sind. Es gibt vielleicht noch Repräsentanten derselben im Hause der Colonnas, aber einen Deszendenten in direkter Linie gibt es nicht.

Mazarin glaubte durch diese Verheirathungen Alles gethan zu haben, um den Ruhm, die Größe seines Namens, seiner Familie und seines angenommenen Vaterlandes sicher zu stellen. Es schlug ihm Alles fehl; und wenn Vendome Frankreich in dem Kampfe mit Spanien einige Dienste leistete, so schlug der Prinz Eugen von Savoyen dem Lande, dessen Ruhm Mazarin unauflöslich mit seinem eignen und dem seiner Familie zu verbinden hoffte, tiefere Wunden, als je vorher ein Feind, der den Armeen Frankreichs im Felde begegnet.

Die Plane Mazarin's gehören zu jenen phantastischen Kunstgriffen, die, mit dem Dichter zu reden, den Engeln Thränen erpressen. Während er und seine Nichten im Angesichte von ganz Frankreich Plane machten und intriguirten, war dort eine Frau, die sich in der Stille über sie Alle erhob. Diese Frau hatte in früheren Tagen Almosen von Marie Mancini erbeten, welche damals beinahe Königin von Frankreich war. Die Empfängerin ihrer milden Gaben war bestimmt, Ludwig's Gattin zu werden: Madame Maintenon mag später wohl oft gelächelt haben, wenn sie sich erinnerte, wie sie über alle die glänzenden, ruhelosen, ehrsüchtigen und getäuschten Mazarins, Martinozzis und Mancinis empor stieg.

Wie sich ein eifersüchtiger Engländer einen Anbeter seiner Frau vom Halse schafft.

Ein Gentleman aus der Grafschaft Lancaster, Herr Lionel Bath, kam kürzlich mit seiner wunderschönen jungen Gemahlin, die ihm während ihrer sechsjährigen Ehe ein wolkenloses Glück dargeboten, nach Paris. Ein Honigmonat, der sechs Jahre dauert, ist ein Glück, das die Vorsehung nur wenig Sterblichen beschieden, seien sie nun Engländer oder nicht. Herr Lionel hatte sich so an dasselbe gewöhnt, daß er glaubte, dieser Zustand werde gar nie aufhören. Doch diese Täuschung erreichte ihr Ende, wie alle Täuschungen auf dieser Welt. So lange der glückliche Gemahl in seiner Provinz, auf seinem Landgute, umgeben von ungefährlichen Nachbarn lebte, trübte nichts die Heiterkeit seines Lebens; die Reise aber, durch welche er seiner Frau eine angenehme Zerstreuung bieten wollte, bedrohte ihn mit Gefahren, von denen er bisher gar Nichts gewußt.

Schon von London bemerkte er einen jungen Mann von schlechtem Aussehen, das heißt einen allerliebsten, schönen jungen Mann, der ihm zufällig auf allen Schritten und Tritten begegnete, den er überall, auf Spaziergängen, im Theater, im Konzert traf, wo er sich mit seiner jungen Gemahlin sehen ließ.

Die Männer fürchten diese Trabanten sehr, namentlich wenn die Frauen sie nicht zu bemerken scheinen. Nichts ist bei solchen Begegnungen gefährlicher, als einerseits diese Beharrlichkeit, andrerseits eine affektirte Gleichgiltigkeit.

Auf dem Dampfboot, das die beiden Ehegatten von Dover nach Calais trug, traf Herr Lionel den unvermeidlichen jungen Mann, und wenn er ihm auch auf der Eisenbahn, die sie nach Paris führte, zu entgehen wußte, so fand er ihn um so sicherer in der französischen Hauptstadt wieder, woselbst er ihn oder vielmehr seine Gattin mit unausgesetzter Beharrlichkeit während seines ganzen sechswöchentlichen Aufenthaltes verfolgte.

Der gute Gentleman war in Verzweiflung. Nicht, daß er an der Tugend seiner Gattin zu zweifeln Ursache gehabt hätte, aber konnte nicht selbst die tugendhafteste Frau am Ende den ihr täglich und stündlich gelegten Fallen und Schlingen unterliegen?

Der Fremde lebte, wie er erfahren, von seinem Gelde, schien also nichts Anderes zu thun zu haben, als ihm gleich einem Schatten zu folgen, und ihm das Leben sauer zu machen. Die Gefahr wurde immer größer und dringender. Und wie sollte er den Zudringlichen los werden? Seiner Gattin durfte und konnte er Nichts von seinem Verdachte sagen, und fremd in der großen Stadt, wem hätte er sich anvertrauen, bei wem sich Raths erholen können?

Um das Maß seines Kummers voll zu machen, fand er noch

dazu in Abwesenheit seiner Gemahlin in deren Schatulle das daguerreotypirte Porträt des Bösewichts, nebst einem zärtlichen Briefe, worin derselbe sich seiner Gattin als einen Jugendfreund zu erkennen gab und sie um Erhörung seiner Liebe bat.

Der bestürzte Gatte sann auf Rache und erdachte Pläne über Pläne, aber keiner schien ihm geeignete Sicherheit darzubieten, sich des schändlichen Drängers für immer zu entledigen. Da spielte ihm der Zufall selbst die Mittel in die Hand.

In dem Gasthof, welchen Sir Lionel bewohnte, logirte ein amerikanischer Polizeiagent, der einzige Fremde in Paris, mit dem unser gepeinigter Ehegatte in nähern Umgang getreten war. Diesen besuchte er eines Morgens und fand ihn gerade mit der Durchsicht von lithographirten Porträts beschäftigt.

„Sehen Sie einmal diese Porträts an!“ rief der Amerikaner Herrn Lionel zu. „Dies sind die Bildnisse der Langfinger, denen ich auf dem Kontinent nachfolge und von denen ich mittelst dieser vortrefflichen Steckbriefe bereits sieben eingefangen habe.“

„Das ist ja eine ganze Menge,“ versetzte Sir Lionel.

„Ja, es sind deren dreiundvierzig, und täglich erwarte ich noch ein weiteres, das des berüchtigten Robinson, eines Diebes, der ganz Philadelphia durch seine unerhört frechen Diebstähle in Schrecken versetzt. Ich bin begierig, die Physiognomie dieses Gauners, der mir noch nicht zu Gesicht gekommen, kennen zu lernen. — Ei, a propos, Sie könnten mir einen großen Gefallen thun Herr Bath, wenn Sie die Güte haben wollten, mir das nächste aus Amerika für mich ankommende Packet, das zuverlässig das besagte Porträt enthält, nach Straßburg nachzusenden, wohin ich heute Abend für einige Tage abreisen muß.“

Da fuhr dem Gentleman plötzlich ein sublimer Gedanke durch den Kopf. Er versprach des Amerikaners Wunsch pünktlich zu erfüllen, entfernte sich rasch, schlich heimlich in seiner Gattin Gemach, stahl das daguereotypirte Porträt und trug es zu einem Lithographen, der ihm für Geld und gute Worte versprach, binnen zwei Tagen eine treffend ähnliche lithographirte Kopie davon zu liefern.

Das Paket mit dem Porträt des Diebes langte an. Herr Lionel wußte dasselbe so geschickt zu entsiegeln und an die Stelle des Letztern das Porträt seines Verfolgers, das trefflich gelungen war, so fein hineinzupraktiziren, daß er für dieses Talent wenigstens zum Ehrenmitgliede des ehemaligen schwarzen Kabinets ernannt zu werden verdient hätte. Also verändert sandte er das Päckchen nach Straßburg.

Nach Verfluß von zehn Tagen, innerhalb welcher der beharrliche Verfolger von Lionels Frau sie nicht aus den Augen gelassen hatte, langte der amerikanische Agent wieder in Paris an, und stieg in seinem früheren Gasthofe ab. Er machte Hern Lionel sogleich seinen Besuch und zeigte ihm das Porträt des berüchtigten Robinson, das ihm von Philadelphia geschickt geworden sei.

„Ei, Herr Barter,“ rief Sir Lionel, als er dasselbe erblickte, scheinbar betroffen und erstaunt aus, „das ist ja ein Mann, den ich beinahe jeden Tag sehe, und der mir schon längst verdächtig vorgekommen ist. Wenn sie auf diesen zu fahnden haben, will ich mich dafür verbürgen, daß Sie ihn schon heute Nachmittag in die Hände bekommen. Begleiten Sie mich gefälligst um drei Uhr auf meinem Spaziergange, und seien Sie versichert, Ihren Mann zu treffen.

Gesagt, gethan. Um drei Uhr bot Sir Lionel seiner Gattin den Arm, um mit ihr in den Tuileriengarten zu gehen. An der Thür des Gasthofes schloß sich ihnen Herr Barter an.

Kaum waren sie in die Tuilerien getreten, als ihnen auch richtig der junge Mann auf den Fersen folgte. Plötzlich wandte sich der amerikanische Agent, dem zwei verkleidete französische Gendarmen folgten, um, packte den jungen Mann am Kragen und ließ ihn arretiren.

Der junge Mann betheuerte, nicht der berüchtigte Robinson zu sein, wies seinen Paß, versprach Bürgschaft zu stellen — es half Alles nichts. Der amerikanische Polizeiagent zeigte ihm sein lithographirtes Porträt vor, das ihm nebst Verhaftsbefehl seine Regierung gesandt und schiffte sich drei Tage darauf in Havre mit dem falschen Robinson nach Amerika ein.

Während aber der junge Mann seine wohlverdiente Reise nach den Vereinigten Staaten antrat, packte der Engländer seine sieben Sachen zusammen und reiste mit seiner Gattin nach Italien, indem er sich selbst vornahm, seinen Aufenthalt von nun an jederzeit so einzurichten, daß ihn der Anbeter seiner Frau nimmermehr erfahre.

Was ist ein Faktor in Polen?

Jedes Land hat seine Eigenthümlichkeiten. Eine solche Eigenthümlichkeit ist der Faktor in Polen. Diese Faktoren werden aus den polnischen Juden kreirt und ohne einen solchen Faktor kann kein polnischer Edelmann sein. Der Faktor besitzt eine angeborne Schlauheit, eine kriechende Dienstfertigkeit und seine Energie und seine strengste Sparsamkeit, sowie seine Sucht nach Erwerb u. s. w. machen ihn besonders zum Verkehr mit den Polen tauglich. Er gehört mit zur Familie, zum Hausstand, wenigstens „zum Hausrath, und unstreitig ist er auch einer der bequemsten, wenn auch kostspieligsten Möbel.“ Vor ihm genirt sich Niemand, über Alles wird mit ihm verhandelt; die sprödesten Damen lassen ihn dreist in ihr Ankleidezimmer treten, selbst, wenn sie auch in halber Toilette sich befinden. Er ist es, der Heirathen proponirt und unterhandelt. Auch dient der Faktor seinem Herrn bis zu einem gewissen Grade treu, d. h. wenn er etwas dabei verdient, nimmt er stets das Interesse desselben wahr. Im Grunde leitet der Faktor das ganze Hauswesen, alle Dienstboten gehorchen ihm unbedingt und die Bauern tyrannisirt er nach Herzenslust. Anscheinend werden die Dienste des Faktors außerordentlich billig bezahlt; denn außer freier Wohnung, die oft erbärmlich ist, Brennholz, das keinen Werth hat, Weide für ein paar Kühe, ein Stück Gartenland und dem nöthigen Brotgetreide erhält er an baarem Gehalte oft nichts, sondern es bleibt ihm überlassen, bei allen Verkäufen und Ankäufen, die gemacht werden, für sich zu sorgen. Für jeden Korez Getreide, der verkauft wird, erhält der Faktor vom Verkäufer 6 polnische Groschen (der Groschen = 2 Pfennigen), wenn auch solche beim Handel gar nicht ausbedungen sind; beim Garrits Spi-

ritus 3 Groschen u. s. f. Da der Pole dem Juden in der Schlauheit wenig nachgibt, ihn noch übertrifft, so werden sie auch ganz gut mit einander fertig. Unglücklich ist der Edelmann nur dann mit seinem Faktor daran, wenn er Geld bedarf und er selbst in seiner Verlegenheit gar die Gelder des Faktors borgt. Schwer möchte es ihm werden, sich je wieder aus solchen Schlingen herauszuwinden. Ja man hat Beispiele, daß wohlhabende Grundbesitzer durch solche im Anfange ganz unbedeutende Anleihen in Jahr und Tag um ihr Haus gekommen; denn nie wird der Jude um Rückgabe des Geldes bitten, wenn sein Schuldner Geld in Händen hat, sondern stets, wenn er nichts hat, und ihm dann noch mehr anbietet.

Die jüdischen Schabbes und Feiertage muß ganz Polen mithalten, denn an solchen Tagen stockt aller Verkehr, und man kann durchaus nichts kaufen, nicht einmal ein Schwefelholz. Scherzhaft ist es, wenn der Bauer zu Markte kommt, um den Juden sein Getreide zu verkaufen. Solcher Handel ist so lebhaft, daß man anfangs einen Streit zu sehen glaubt. Die Juden umstellen das Fuhrwerk, öffnen die Säcke, besehen und schimpfen auf die Waare, bieten ihm den halben Preis, reißen und zerren ihn umher, ergreifen seine Hand zum Zuschlag, schlagen zehnmal hinein; aber der Bauer wartet, und bleibt ruhig beim Kopfschütteln, bis er endlich Durst bekommt und die Geduld verliert. Unglaublich ist es, wie schnell die Juden, selbst in den entferntesten Theilen von Polen, von jeder Aenderung in den Handelskonjunkturen oder von großen politischen Ereignissen unterrichtet sind. Früher als Zeitungen oder Briefe es bringen können, sind sie in Kenntniß. Sie unterhalten in solchen Fällen einen förmlichen regelmäßigen Stafetten-Dienst, der mit großer Schnelligkeit solche Nachrichten durchs ganze Land verbreitet.

Als ich im Anfang meines Aufenthaltes in Polen die Dienste des Faktors von der Hand wies, weil jeder Verkehr mit ihnen mir zu unangenehm war, sagte einmal so ein geriebener Kunde zu mir: „Herr, was wollen Sie? Sie gebrauchen einen Faktor, jeder Mensch gebraucht einen Faktor, jeder Graf, jeder Ferscht, der König, der Kaiser, selbst der liebe Gott gebraucht einen Faktor; denn wie Gott hat gegeben Unsern Leuten die zehn Gebote, hat er Moses genommen als Faktor.“ Gewiß eine charakteristische Aeußerung! —

Tagesnachrichten.

Kronstadt, 3. Nov. Die Einführung der österreichischen Währung ist am 1. November auch bei uns erfolgt, und hat, wie dieses ja bei jeder Neuerung und wenn es auch die beste ist, einige Kollisionen im Verkehr zur Folge gehabt. Namentlich aber bei Zahlungen mit Kupfer, da sechs Kupferkreuzer der bisherigen K. M. nicht den Werth der Silbersechser haben. Sechs Kreuzer Silber der bisherigen K. M. sind gleich 10 Kreuzer österreichischer Währung, wogegen sechs Kreuzer Kupfergeld nur 9 Kreuzer österreichischer Währung ausmachen. Man hat sich in den Greislereien, Wirthshäusern und andern Geschäften wo Kleinverkehr getrieben und mit Kupfer gezahlt wird, dadurch geholfen, daß man Beträge zu 10 Kreuzern österr. Währung mit sieben Kreuzer gegenseitig deckte. Uebrigens ist das neue Geld, wenn es einmal im Umlaufe und sich beim Volke eingebürgert haben wird, eine große Erleichterung im Rechnungswesen. Der „Schlüssel zur Umwandlung der Währung der Konventions-Münze und der sogenannten Wiener-Währung auf die neue österreichische Währung“ von dem k. k. Herrn Rechnungsrevidenten Franz Gärtner, hat sich als das praktischste Werkchen bei diesem neuen Gelde erwiesen, indem es klar und deutlich abgefaßt ohne jedes weitere Nachdenken jede beliebige Zahl die man augenblicklich aus Konv. Münze in österreichische Währung braucht, nachweist. Bei Legung von Rechnungen aus der bisherigen K. M. in österr. Währung ist das Werkchen ganz vortrefflich und wurde auch als sehr bewährt gefunden. — Die Grundlage zur Umwandlung der nur allein noch im Kurse befindlichen Zahlungsmitteln in österreichische Währung ist folgende:

Eine 5 Gulden Banknote macht in österr. Währung		5 fl.	25 kr.
„ 2 „ „ „ „ „ „ „		2 „	10 „
„ 1 „ „ „ „ „ „ „		1 „	5 „
Ein 2 Guldenstück in Silber „ „ „ „		2 „	10 „
„ 1 „ „ „ „ „ „		1 „	5 „
„ neuer Zwanziger 1852-er Prägung „ „			35 „
„ alter „ „ „			34 „
„ halber Zwanziger alter und neuer Prägung			17 „
„ Silbersechser			10 „
„ Fünfkreuzerstück			8½ „
„ Silbergroschen			5 „
„ Kronenthaler		2 fl.	30 „
„ halber Kronenthaler		1 „	15 „
„ Viertel Kronenthaler			55 „
„ Zweikreuzerstück in Kupfer			3 „
„ Kupferkreuzer			1½ „

Wer sich den Werth dieser Münzen in österr. Währung genau einstudiert wird bei Zahlungen nie in Verlegenheit kommen, sondern sich leicht aushelfen.

— Der Winter hat sich gestern ungemein fühlbar gemacht. Wir haben viele Fenster mit dicken Eisblumen und das Barthaar von Männern die im Freien sich längere Zeit aufhielten stark mit Eis bedeckt gesehen. Ein heftiger Nordost wehte fast den ganzen Tag. Schneewehungen haben auch schon stattgefunden, was vielleicht die Veranlassung sein mag, daß die Wiener Post gestern ausgeblieben ist. — Manche von unseren Landwirthen haben wegen der lange anhaltenden trocknen Witterung ihre Wintersaaten nicht angebaut und nun ist der Winter hereingebrochen. Diejenigen welche ihre Felder bestellten, deren Saaten prangen üppig aus den Schneefeldern hervor.

— Die frischgebratenen Maroni welche voriges Jahr in Herrn Karl Müllers Spezereiwaarenhandlung „zum weißen Hahn“ auf dem Fischmarkt eines reichen Absatzes sich erfreuten, sind auch von heute an jeden Abend von 6 bis 8 Uhr zu haben. — Die

starke Röthe welche man vorgestern Abend über dem Naupenberg gewahrte und wodurch selbst die Zinne unseres Kapellenberges einen Schein erhalten hatte, rührte von einem Brande der Neustädter Ziegelscheuern her. Man vermuthet eine Brandlegung. Wenn es doch nur einmal gelingen möchte, einige der verderbten Menschen, die ihre Nebenmenschen nicht selten durch Feueranlegen zu Bettler machen, auf der That zu bekommen, um sie der verdienten Strafe entgegen zu führen.

† Kronstadt, 3. November. In Beziehung auf die von uns gebrachte Notiz im Nr. 129 der „Kronst. Ztg." über den feierlichen Einzug des neuen röm.-kath. Stadtpfarrers und Dechanten Herrn Eduard Möller, erlauben wir uns heute, die näheren Details hierüber unserm geehrten Leserkreise mitzutheilen.

Nachdem der Tag der Ankunft des Herrn Dechanten bereits bekannt geworden war, verfügte sich schon am frühen Morgen des 28. Oktober eine zahlreiche Deputation, Herrn Pantzél an der Spitze, nach Weidenbach, um Se. Hochwürden nach einer kurzen ehrfurchtsvollen Begrüßung nach Kronstadt zu geleiten.

Am Klosterthore hatten sich die Vertreter der kath. Gemeinde, der Lehrkörper sowie mehrere Zünfte mit ihren Fahnen aufgestellt. Die männliche Schuljugend bildete in Festkleidern durch die Klostergasse bis zum Pfarrhause, die Mädchenklassen hingegen im Pfarrhause bis zur Wohnung des Gefeierten Spalier. Das Portale der Kirche und Schule sowie das Pfarrhaus waren mit Tannen, Reisern und Blumen festlich geschmückt, die Mädchen trugen Kränze und Blumenkörbchen, um Sr. Hochwürden an jenem vom schönsten Wetter begünstigten Tage einen wahren Frühlingspfad zu bereiten.

Ungefähr nach 12 Uhr langte der Heißersehnte am Klosterthor an. Eine große Menschenmenge drängte sich herbei, und auf allen Gesichtern konnte man deutlich das Gepräge zahlloser Wünsche und Erwartungen lesen, welche auch bald die angenehmste Befriedigung fanden.

Als der hochwürdige Herr den Wagen verlassen hatte, und mit heiligem Ernst und festen Schrittes dem Klosterthor näher kam, bildete sich alsbald um den Gefeierten ein Kreis, in welchem der in Sachen der hiesigen kath. Gemeinde sehr thätige und umsichtige Kirchenkurator Herr Magistratssekretär Schneider Se. Hochwürden im Namen der Parochial-Kongregation sowie der ganzen Gemeinde in folgender Ansprache ehrfurchtsvoll begrüßte:

„Hochwürdigster Herr Dechant!

Seine Exzellenz der hochwürdigste Herr Landesbischof haben mit väterlicher Fürsorge Euer Hochwürden zum Pfarrer der kath. Gemeinde ernannt.

Die Vertreter der katholischen Gemeinde erlauben sich Euer Hochwürden an der offenen Pforte Kronstadts freudig zu begrüßen. Mit dieser Pforte öffnen sich zugleich alle Herzen dieser Gemeinde, deren Pulsschlag von Hoffnungen und Wünschen bewegt, heute gleichsam zum Worte wird, und als heißes Gebet zum Himmel emporsteigt.

Möge diese Stunde, in welcher wir Euer Hochwürden als unsern neuen Seelenhirten im Namen des Herrn willkommen heißen, in Ihrem wohlwollenden Herzen den Glauben befestigen, daß die katholische Gemeinde dieser Stadt der weisen Leitung Euer Hochwürden mit kindlichem Vertrauen entgegensieht.

Möge der heilige Geist alle seine Gaben ausgießen über Sie, damit Ihre Aussaat gedeihe zur größern Ehre Gottes und zum Wohle der kath. Gemeinde für alle Zeiten.

Unser neue Herr Pfarrer lebe Hoch!"

Die äußerst zahlreich versammelten Gemeindeglieder stimmten freudig ein, und der tiefgerührte, jugendliche Pfarrer brauchte einige Augenblicke, um den Empfindungen und Gefühlen über diesen freundlichen Empfang Worte zu leihen.

Sein Herz war voll, und der Mund strömte über voll bescheidener Worte des Dankes, aber auch voll feuriger Worte des Geistes und der Wahrheit. Voll heiliger Begeisterung trug der Mann Gottes mit beredter Zunge in deutscher und ungarischer Sprache die ihm entgegenschlagenden Herzen seiner ihm anvertrauten Gemeinde himmelwärts, und zahllose Hochs und Eljens begleiteten unter dem Geläute aller Glocken, auch jene der evangelischen Pfarrkirche, seinen feierlichen Einzug.

Als der hochwürdige Herr das Schulhaus passirte, traten aus demselben mehrere Gymnasiasten, von denen einer, ein zu dieser Feierlichkeit eigens verfaßtes Gedicht von A. Palme vortrug. Se. Hochwürden erwiederte diese Ansprache mit lebendigen und liebreichen Worten, und versprach den kath. Schulanstalten Schutz und Pflege.

Hierauf wurde der hochwürdige Herr Dechant im Pfarrhause von acht weißgekleideten Mädchen begrüßt und in den innern Departements von der daselbst harrenden kath. Pfarr- und Ordensgeistlichkeit ehrfurchtsvoll empfangen.

Am selben Tage fand im Hotel Nr. 1 ein glänzendes Festmahl statt, welches die Parochial-Kongregation zu Ehren des neuernannten Herrn Pfarrers veranstaltet hatte, und wozu außer den zahlreichen Gemeindegliedern mehrere hohe Autoritäten und Notabilitäten aus weltlichem und geistlichem Stande verschiedener Konfessionen geladen waren. Es fehlte dabei nicht an Toasten auf das Allerhöchste Wohl Sr. k. k. Apostolischen Majestät des Kaisers und der Kaiserin, sowie des ganzen erhabenen Kaiserhauses; auf Se. Exzellenz den hochwürdigsten Herrn Landesbischof Dr. Ludw. Haynald, auf Se. Hochwürden den Herrn Dechanten, sowie endlich auf das dauernde Wohl der kath. Gemeinde und die brüderliche Eintracht derselben mit andern Konfessionen und Nationen.

Am Schlusse des Mahles wurde der beim Einzuge von dem Gymnasialschüler gesprochene Festgruß unter die Anwesenden vertheilt. Abends wurde dem Gefeierten ein Fackelzug dargebracht.

Der 28. Oktober war für die r. kath. Gemeinde ein Freudentag; möge er auch ein Tag des Segens werden.

☥ ☥ Kronstadt. Das hochl. Oberkonsistorium der evangl. Landeskirche in Siebenbürgen hat die Ergänzungswahlen sowohl für die größere Gemeindevertretung als auch für das Presbyterium angeordnet. Die Tage der Neuwahl für die Mitglieder der städtischen Gemeindevertretung sind auf Montag den 8. und 9. Nov. bestimmt worden. Die Auslosung der Hälfte der Mitglieder des Presbyteriums und eines Drittheils aus der größeren Gemeindevertretung ist vor einigen Tagen erfolgt. Aus dem Presbyterium wurden 10 und aus der größeren Gemeindevertretung 26 Mit-

glieder im Beisein einer größeren Kommission aus den verschiedenen Ständen ausgelost. Nach dem Gesetze sind die ausgelosten Mitglieder aus beiden Körperschaften wieder wählbar. Mit dem Stimmzettel wird auch das Namensverzeichniß der ausgetretenen Mitglieder an die Wähler hinausgegeben. Das Interesse der Gemeinde wird nicht wenig gefördert werden, wenn die Wähler Männer in die größere Gemeindevertretung und in das Presbyterium senden, die für die theuere evangelische Kirche ein warmes Gefühl haben, und welche nicht müde werden das allgemeine Beste dieser Kirche und der evangl. Gesammt-Gemeinde aus allen ihren Kräften zu befördern. Kirche und Schule ist die Grundlage für das Heil des Volkes, und wenn die Männer, welche zur Verwaltung des Kirchen- und Schulvermögens und alles was damit zusammenhängt berufen werden, ihre Aufgabe erkennen, und dafür begeistert sind, so darf uns um die Zukunft unseres Volkes nicht bange sein; das Volk wird blühen und gedeihen! Es ist also eine Gewissenssache die Wahl so zu treffen, daß der Kirche und der Schule gedient sei. Mit lauen oder theilnamlosen Mitgliedern ist weder dem Preßbyterium und der größeren Gemeindevertretung, noch der Schule und Kirche gedient, wer es also mit dem Fundament unserer glücklicheren Zukunft wohl und gut meint, der wähle so, daß tüchtige Männer zur Verwaltung der evangelischen Kirchengemeinde unserer Stadt berufen werden.

* Eugen Freiherr von Salmen, bisher k. k. Finanzbezirkscommissär in Klausenburg ist zum Ministerialconcipisten bei dem k. k. Finanzministerium allergnädigst befördert worden.

Hermannstadt, 1. Nov. Mit allerhöchster Entschließung vom 17. Oktober l. J. haben Se. k. k. Apostolische Majestät allergnädigst zu bewilligen geruht, daß der siebenbürgisch evang. sächs. Geistlichkeit aus Anlaß des Zehententganges für das Jahr 1858 ein Vorschuß von zweimalhunderttausend Gulden aus dem Staatsschatze gegen seinerzeitige Refundirung aus dem Zehententschädigungsfonde erfolgt werde.

— Seit der Eröffnung der Eisenbahn nach Arad ist dem Personenverkehr zwischen Hermannstadt und Wien eine namhafte Erleichterung zu Theil geworden, indem seit 28. Oktober täglich um 7 Uhr Abends mit dem Mallewagen Passagiere von Hermannstadt nach Arad befördert werden. Nach Temeswar geht der Mallewagen täglich um 7 Uhr Morgens ab. Die Passagiere werden regelmäßig in 28 Stunden nach Arad und in 30 Stunden nach Temeswar befördert. Wie vortheilhaft gestalten sich die Transportmittel für den Personenverkehr im Verhältniß zu einer nicht weit entfernten Vergangenheit, in welcher nur zweimal die Woche Personen von Hermannstadt nach Wien durch die k. k. Postanstalt befördert werden konnten! (S. B.)

* Se. Majestät der Kaiser hat zu dem Rudolphsstiftungsspital in Wien eine Summe von mehreren Millionen, bestehend in Obligationen, Gütern und Häusern u. dgl. angewiesen. Der Bau des Spitals wird schon künftiges Frühjahr begonnen werden.

* Pest. Die Frachtspedition nach Siebenbürgen beginnt der Gegenstand eines ernsten Konkurrenzkampfes zwischen der französischen Staatseisenbahngesellschaft und der Theißeisenbahngesellschaft zu werden. Die Trace Szolnok-Arad, die für den Transport nach Siebenbürgen maßgebend ist, ist noch zu kurze Zeit eröffnet, als daß derselbe schon schroff hätte hervortreten können; so viel aber scheint gewiß, daß die Chancen für die Theißbahn ungeachtet aller Anstrengungen und Konzessionen ungünstig sind, so lange sie nicht eine direkte Verbindung mit Pest angebahnt hat. Es handelt sich hiebei nicht allein um die Spedition der für Siebenbürgen bestimmten Güter, sondern auch um die Waaren, welche im Winter via Siebenbürgen in die Moldau und Walachei befördert werden, was einen erheblichen Frachtposten ausmacht; ja wir wagen zu behaupten, daß es eine Lebensfrage für beide Bahnen ist, diese zur Spedition zu erhalten. Unbegreiflich erscheint es unter solchen Verhältnissen, daß die Theißbahnverwaltung nicht von vornherein gerade dem Siebenbürger Verkehr, d. h. der Strecke Szolnok-Arad, ihre Aufmerksamkeit schenkte und den Frachtentarif überhaupt so niedrig stellte, daß sich schon von selbst alles hieher wenden mußte. Wenn, was höchst wahrscheinlich, die Staatsbahnverwaltung ihre Frachtenpreise in der nächsten Zeit für nach Siebenbürgen ꝛc. gehende Güter nicht allein, sondern auch für größere Partien von Getreide, Wein, Spiritus u. s. w., die von Arad und Umgegend nach West verladen werden, um ein Wesentliches herabsetzt, (wir hören, daß der Tarif so niedrig gestellt werden soll, um Güter aus Arad, Becska ꝛc. incl. der Landfracht, deren Besorgung nach Temeswar die Staatsbahn-Gesellschaft auch übernimmt, billiger via Temeswar nach Pest und weiter zu befördern, wie auf der Theißbahn. Red. des Wanderer), dann wird die Theißbahn den größten Theil der Frachten, auf welche bei Anlage der Bahn gerechnet wurde, verlieren und damit natürlich auch den Lebensnerv, denn auf einen lebhaften Personenverkehr ist in Ungarn, auf der Theißbahn wenigstens, jetzt doch nicht zu rechnen. Heute leben wir noch der Hoffnung, daß die Theißbahnverwaltung ihre Interessen rechtzeitig erkennen und Mittel ergreifen werde, den drohenden Schlag zu pariren; im Interesse des Handels können wir aber nur wünschen, daß dieser Konkurrenzkampf die nachdrücklichsten Tarif-Modifikationen für alle Frachten, namentlich für Getreide, zur Folge haben möge, dann wird sich der Verkehr nur in steigenden Proportionen entfalten und ein erheblicher Export entwickeln.

* Nach Mittheilungen des „P. N." kommen in Ungarn auf dem flachen Lande noch immer Diebstähle, besonders Viehdiebstähle, ja auch gewaltthätige Räubereien vor. So drangen neulich in Kenderes vier Räuber um Mitternacht in das Gemeindehaus, schlossen die dort schlafenden drei Wächter, welche auf den Lärm erwachten, in ein Zimmer ein, erbrachen die Thüre zum Kassezimmer und sprengten die 5½ Zentner schwere eiserne Kasse auf, in der sie jedoch nur 1 fl. 30 kr. fanden; dann erbrachen sie auch dort zwei gestandene eiserne Truhen und entfernten sich nach zweistündiger Mühe mit einer Beute von insgesammt 30 fl. — Auch in Tokeg brachen zu Anfang dieses Monats fünf Betyáren in das Gemeindehaus, schlugen den dort wachenden Kleinrichter, machten sich aber, da die Einwohner allarmirt wurden, unverrichteter Dinge auf und davon. — Eben dort ereignete es sich dieser Tage, daß, als am Morgen der Kuhhirt auf die Weide trieb, zwei berittene Betyáren ihm vorausſprengten und 15 Stück Rinder von der Heerde davontrieben. Die betreffenden Landwirthe warfen sich

zwar sogleich auf's Pferd, waren jedoch bis jetzt nicht so glücklich, ihrem geraubten Vieh auf die Spur zu kommen. — Gleichfalls dieser Tage geschah es in Mezötur, daß die Gendarmen Riedl und Verebes einen Wegelagerer, Namens Johann Toth Burkus, auf dessen Verfolgung sie aus waren, erreichten und ihn aufforderten sich zu ergeben. Der Räuber antwortete mit einem Pistolenschuß, worauf Verebes ihn packte; es entwickelte sich ein hitziges Handgemenge, dem jedoch der eben hinzugekommene Gendarme Riedl damit ein Ende machte, daß er den Räuber niederschoß.

* Neue Schulen wurden in letzterer Zeit in Ungarn allenthalben errichtet, um die allgemeine Bildung der zukünftigen Generation zu erstreben und den rohen Sitten, welche noch hie und da herrschen, ein Ende zu machen. Katholiken und Protestanten sind hierin von edlem Wetteifer beseelt.

* Die österr. Nationalbank wird mit aller Vorsicht darauf bedacht sein, bei dem Uebergange zur neuen Währung die reellen Bedürfnisse des Handels und der Industrie nach Möglichkeit zu befriedigen.

* Der militär-ärztliche Stand in Oesterreich wird einer neuen Verfügung zufolge in Zukunft vier verschiedene Grade in sich schließen: Unterärzte, Aerzte, Vize-Inspektoren und Generalinspektoren der Hospitäler. Die Unterärzte haben Lieutenantsrang, und werden nach sechsjähriger aktiver Dienstzeit den Kapitäns gleichgestellt. Aerzte stehen im Rang der Majors, nach zwanzigjähriger Dienstzeit, wo sie dann den Titel Forgeon-Major erhalten, dem Oberstlieutenant gleich; der Generalinspektor dem Brigadier, und nach dreijähriger Amtszeit dem Generalmajor. Die Gehalte entsprechen dem resp. Range.

* Die durch ihre Reisen berühmt gewordene Frau Ida Pfeifer ist am 29. Oktober in Wien gestorben. Die Verstorbene gehörte unter die seltenen Frauen unserer Zeit. Sie war edel und hochherzig, hat aber dabei ihre Weiblichkeit im strengsten Sinne des Wortes nie aufgegeben.

* Heftige Regengüße haben in den letzten Tagen des Oktober in Piemont große Verheerungen angerichtet. Eisenbahnstrecken und Brücken wurden von den Fluthen weggerissen. In Pignerol und Umgebung hat in der Nacht vom 24. auf den 25. Oktober ein heftiges Erdbeben stattgefunden.

* Marschall Pelissier, Herzog von Malakoff ist mit seiner schönen Spanierin, mit der er sich vor wenigen Tagen in Paris vermählte, nach London auf seinen Botschafterposten zurückgekehrt. Vor einigen Tagen besuchte der 67jährige junge Ehemann mit seiner jugendlichen Gattin und untadelhaften Handschuhen von gelber Seide die französische Gesandtschaftskapelle und — schlief nach wenigen Augenblicken in seinem Betstuhle ein. Die Indiskrete Chronik will wissen, daß die Herzogin mit einigem Mißbehagen auf ihren ungottseligen Schläfer geblickt habe, sagt aber nichts von dem dienstthuenden Priester. Als er am 15. August die Kirchenfeier des Geburtstages des ersten französischen Kaisers dort besuchte, war er sehr erstaunt und sehr entrüstet unter den traditionellen Emblemen des Ortes die „Lilien" zu erblicken. Er gab Befehl, dieses verhaßte Abzeichen in der kürzesten Frist wegzuschaffen. Der Pfarrverweser remonstrirte vergebens, auf den geschichtlichen Ursprung der Kapelle als eine Dotation aus Bourbonischen Mitteln sich berufend, die man respektvoll unangetastet gelassen. Marschall Pelissier liebt nicht, daß man ihm widerspreche und bei der bevorstehenden Reparatur der Kapelle, sollen alle dynastischen Zeichen beseitigt und durch ein Kreuz ersetzt werden. Der Marschall führt unter dem Gesandtschaftspersonal ein sehr militärisches Regiment, wovon die Beamten sehr viel zu erzählen wissen.

* Am 19. Oktober hat Lord Redcliffe in Konstantinopel den Grundstein zu einer neuen evangelischen Kirche mit der entsprechenden Feierlichkeit gelegt. Der Lord hat hierauf Konstantinopel verlassen und begibt sich nach Rom, wo er den Winter zubringen wird.

* Der Krystallpalast in Newyork ist durch Feuereinlegen zerstört worden. Die Regierung hat eine große Belohnung demjenigen ausgesetzt, welcher den Brandleger namhaft macht. Im Krystallpalaste wurde gerade eine Industrieausstellung veranlaßt, und über 50,000 Menschen waren in den ungeheueren Räumen versammelt, als der Ruf Feuer erscholl. Alle Waaren wurden ein Raub der Flammen. — In Neworleans richtet das gelbe Fieber noch immer arge Verheerungen unter den Menschen an.

* Die Katastrophe der „Austria" hat in Newyork zahlreiche Meetings veranlaßt. Das Loos der Auswanderer wurde stürmisch erörtert. Die Beleuchtung der materiellen Gefahren des Emigrantentransports führte zur Darlegung abscheulicher moralischer Uebelstände bei diesem Geschäfte. Namentlich deutsche Mädchen, welche die Armuth aus ihrem Vaterlande jagt, sind auf diesen Schiffen den brutalsten Mißhandlungen preisgegeben. Schiffsmannschaft und Kapitäne thun meist nichts dagegen, ja geben oft das Signal zu diesen Schändlichkeiten. Eine Menge von Thatsachen wurde in dieser Hinsicht aufgeführt und der endliche Beschluß war, ein Komité namentlich zum Schutze der deutschen Auswanderer zu gründen; dasselbe solle dahin wirken, daß die rücksichtslose Behandlung der Auswanderer auf den Schiffen aufhöre und alle zu seiner Kenntniß gelangenden Fälle der Mißhandlung gerichtlich verfolgt werden. Wenn auch nicht Rücksichten der Sittlichkeit es geböten, schon vom sanitätischen Standpunkte sollte nicht geduldet werden, daß Männer, Frauen, Kinder und Waarenballen nach Sklavenart zusammengepfercht werden.

* Im Gegensatz zu der Kopflosigkeit, die bei der Katastrophe auf der „Austria" herrschte, erinnert ein Newyorker deutscher Korrespondent der „National-Zeitung" an andere Vorgänge. So schreibt er: „Welches Schauspiel edeln Mannesmuthes bot dagegen der Untergang des kalifornischen Dampfers „Zentral-Amerika"! Es waren die Passagiere dieses Schiffes zu einem sehr großen Theil nur rohe Strolche, wüste Gesellen, von denen manche sich wohl keinen Skrupel gemacht haben würden, wegen eines hitzigen Wortes Jemand das Leben zu nehmen; aber was thaten sie? Mit einer Ruhe und Ordnung, als ob sie im Gesellschaftszimmer wären, luden sie alle Frauen und Kinder auf die rettenden Boote, und wehe Dem, der es gewagt hätte, für sich Rettung zu suchen, so lange nicht für die Frauen gesorgt war. Ueber 400 Männer versanken mit dem Schiff ins Wogengrab; aber nicht eine Frau, nicht ein Kind ging verloren. Und dann der „Arctic"! Dessen

Passagiere bestanden zum größten Theil aus Leuten, die viel mehr auf der Welt zu verlieren hatten, als ein deutscher Auswanderer in der Regel hat; sie gingen nicht, wie diese, einer ungewissen, an argen Täuschungen reichen Zukunft entgegen, sondern kehrten nach einer mit allen Genüssen des Lebens ausgestatteten Häuslichkeit zurück. Aber da sie nun einmal erkannten, daß sie dem Tode verfallen seien, starben sie auch, wie es Männern geziemt."

* Ein junger Mann aus der Auvergne stieg in Paris nach langer Fahrt aus dem Eisenbahnwagen und forderte seinen Koffer. Der Koffer war verschwunden. Der Reisende erschrack sichtlich, schwieg aber und ging fort. Andern Tags kam er wieder: Hat sich der Koffer gefunden? — Nein! — Um Gotteswillen, er muß sich finden, es steckt ein Mensch darin, mein guter Freund und Landsmann Tätard. — Nun spielte der Telegraph, und richtig fand sich der Koffer in einem Bahnhofe bei Nantes; da stand er in einem Winkel; denn er trug keine Aufschrift. Ohnmächtig kauerte darin ein junger Kerl, der mit Mühe ins Leben zurückgerufen wurde. Das Räthsel löste sich so: Die beiden Auvergnaten wollten in Paris ihr Glück suchen; die Fahrt dahin kostete à Person 37 Fr., und leider hatten beide zusammen nur 40 Fr. Giraud fuhr als Passagier und Tätard in dessen Koffer. Der blinde Passagier wäre glücklich eingeschmuggelt worden, wenn nicht die Adresse auf dem Koffer vergessen worden wäre.

* In Villafranka beginnen sich die Russen einheimisch zu machen. In Einrichtung der mechanischen und technischen Werkstätten wird die größte Thätigkeit entwickelt. Die Direktoren der verschiedenen Arbeiten sind bereits angekommen. Die Gesellschaft hat durch den russischen Konsul in Toskana einen Vertrag abgeschlossen, durch welchen sich Lieferanten verbindlich machen, binnen kürzester Zeit 200,000 Metres Schiffsbauholz nach Villafranka zu liefern. Die zu Einrichtung der mechanischen Werkstätten nöthigen Dampfmaschinen wurden in England gefertigt und sind bereits angekommen. Die für die Militärmarine nöthigen Konstruktionen werden auf den Werften von Segne bei Toulon gefertigt. Das nahe Nizza wird diesen Winter buchstäblich zu einer Kolonie russischer Großen werden, und die Nizzarden üben sich einstweilen im Reduziren der Imperiale und Rubel in Franken und umgekehrt.

Mannigfaltiges.

* (Eine Episode aus dem Leben des gefangenen Generals Vandamme). Eine Bürgersfrau in Jaromer, Frau Anna Hofmann, besitzt einen kleinen Kassenschlüssel, welcher ursprünglich dem französischen General Vandamme gehört hatte. Als Vandamme 1813 nach seiner Gefangennehmung bei Kulm nach Rußland geführt wurde, kam er eines Morgens mit dem russischen Major, der ihn begleitete, durch Jaromer und machte hier in dem Gasthaus zum blauen Stern am Ring einen Augenblick Halt. Er ließ sich ein Seidel Oesterreicher und ein Seidel Essig bringen, goß beides zusammen und wusch sich damit Gesicht und Brust zur Stärkung, weil er wegen der schnellen Reise die ganze Nacht nicht geschlafen hatte. Die Wirthstochter Anna Matyas, jetzt verehelichte Frau Hofmann, hatte ihm den Wein und Essig gebracht. Vandamme wollte ihr für diesen Dienst eine Diskretion geben und sagte: „Madame, gern würde ich Ihnen lohnen, aber ich habe kein Geld, denn die Kosaken haben es mir mitsammt der Geldkasse genommen und es blieb mir davon nichts, als dies Schlüsselchen. Beliebt es Ihnen, so nehmen Sie es zum Andenken." Die Wirthstochter hält den Schlüssel noch heute in Ehren.

* (Das Alter eines Pferdes zu bestimmen.) In einer englischen Zeitschrift heißt es: „Vor ein paar Tagen trafen wir einen Herrn aus Allabama, welcher uns von einem Mittel unterrichtete, um das Alter eines Pferdes zu bestimmen, nachdem dasselbe über neun Jahre alt ist. Es besteht in Folgendem: Nachdem das Pferd neun Jahre alt ist, bildet sich eine Falte in dem Augenliede, und jedes Jahr darnach bekommt das Pferd eine leicht bemerkbare neue Falte. Wenn das Pferd z. B. drei Falten hat, so ist es zwölf Jahre, wenn vier dreizehn Jahre alt. Man zähle die Zahl der Falten zu neun, so kann man es leicht ausfinden. — Da sehr viele Leute Pferde besitzen, welche über neun Jahre alt sind, so ist die Prüfung dieser Behauptung leicht."

Kronstädter Theater.

Durch das vorgestrige Debut des Frl. Baroch, früher engagirtes Mitglied des Dessauer Hoftheaters, von Temeswar kommend, ist endlich der längst fühlbar gewordene Mangel einer ersten tragischen Liebhaberin abgeholfen. Frl. Baroch trat in der Rolle der Jean Eure im Birchpfeifferschen Stücke: „Die Waise von Lowood" auf, und hat durch ihr hübsches Spiel, klangvolles Organ, und ihre angenehme Erscheinung, dem ihr vorangegangenen vortheilhaften Rufe vollkommen entsprochen; besonders ausdrucksvoll aber frei von jeder Uebertreibung gelang ihr die große Szene im 1. Akte zwischen ihr M. Ried und Dr. Blackhorst und die Expositions-Szene des letzten Aktes, das Publikum war äußerst animirt und lohnte den Gast durch öftern Hervorruf sogar bei offener Szene. Wir hoffen, daß die Direktion sich beeilen wird, Frl. Baroch bleibend für unsere Bühne zu gewinnen und endlich wenigstens in Schau- und Lustspiel ein gutes Ensemble zu besitzen, welches den vorjährigen würdig an die Seite gestellt werden könnte.

Nächsten Donnerstag findet die Benefizvorstellung der verdienstvollen Schauspielerin Frau Dunst statt und kommt das hier noch nicht gesehene ungarische Nationaldrama „Der Sohn des Räubers" von Therese Megerle zur Aufführung in welchem sehr effektvollem Schauspiele, Herr Viktor-Ernest aus Gefälligkeit für die Benefiziantin mitwirkt. Nicht um der Wahl des vortrefflichen Stückes, sondern auch ihrer gediegenen Leistungen wegen ist der fleißigen Schauspielerin eine ergiebige Einnahme zu wünschen. — Das letzthin stattgefundene Benefize eines täglich in bedeutenden Rollen beschäftigten Mitgliedes, deckte dem Vernehmen nach kaum die Unkosten, was nun eben nicht als Sporn zu erfreulicher Thätigkeit für wackere Kräfte dienen mag.

Heute wird keine Zeitung ausgegeben.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. 30 kr. mit Post 8 fl. 30 kr. ins Ausland 7 fl. österr. W.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 130. Montag, den 8. November. 1858.

Die Zukunft des Handwerks.

I.

Freiheit der Arbeit! Reform der Gewerbegesetze! das sind die Losungsworte unserer Zeit. Die Literatur auf diesem Felde wird heutzutage besonders in Deutschland gepflegt. In England pflegt man die Entwickelung der volkswirthschaftlichen Verhältnisse jener organischen Volkskraft zu überlassen, aus welcher das ganze England mit allen seinen festgegründeten Zuständen hervorgewachsen zu sein scheint. Bei uns ist dieses ganz anders. Wie alles, so will man auch das volkswirthschaftliche Leben von der Regierung geleitet sehen, auch Hebung der Gewerbe verlangt man von ihr, anstatt selbst lebenskräftig einzugreifen und durch vereinte Kraft neues Leben und frische Blüthe in den Gewerbstand hinein zu bringen. Zwei Schriftchen liegen vor uns, die freilich die deutschen Zustände im Auge haben, die aber theilweise auch auf unsere heimischen Verhältnisse Anwendung finden. Die beiden Schriftchen handeln von der Zukunft des Handwerkerstandes, ein Kapitel das für die Gewerbtreibenden vom höchsten Interesse ist. Es hängt unendlich viel mit dem Gewerbeleben in Siebenbürgen zusammen, und dieses zu heben und zu kräftigen muß die Aufgabe aller derjenigen sein, welche die Freiheit des Menschen und den Fortbestand eines gesunden Mittelstandes wollen. Wo der Mittelstand fehlt, dort herrscht Elend und Noth, Knechtschaft und Geistesarmuth! Unsere Geschichte hat viele lehrreiche Kapitel darüber aufgezeichnet, die aber leider viel zu wenig gelesen werden!

Sonst galt das Sprichwort: „Das Handwerk hat einen goldnen Boden". Jetzt aber sehen wir den Bauer zu Wohlstand gelangen, die Fabrikanten werden reich, der Lohn der Fabrikarbeiter steigt, nur die Handwerker gehen zurück, oder nehmen wenigstens an dem allgemeinen Aufschwung einen nicht verhältnißmäßigen Antheil.

Der Verfasser der Schrift: Freiheit der Arbeit! findet das Zurückbleiben der Handwerker in dem veralteten Zunftwesen und sein Heilmittel dagegen ist — Gewerbefreiheit. Das Recht, welches jeder Mensch habe, die Früchte seiner eignen Arbeit zu genießen, sei das älteste und ursprünglichste aller Eigenthumsrechte, müsse also billig auch das heiligste und unverletzlichste sein. Der einzige Schatz eines armen Mannes bestehe in der Geschicklichkeit und Stärke seiner Hände; und ihn verhindern, diese Stärke und diese Geschicklichkeit auf die ihm wohlgefälligste Weise ohne Beeinträchtigung irgend eines Menschen zu gebrauchen, hieße das heiligste Eigenthum desselben verletzen. Es wäre ein Eingriff sowohl in die natürliche Freiheit nicht nur des arbeitenden Mannes selbst, sondern auch der Personen die sich seiner Geschicklichkeit bedienen wollen. So wie der eine gehindert wird zu arbeiten was ihm gut dünkt, so werden die andern gehindert den für sich arbeiten zu lassen, welcher ihnen gefällt. Ob ein Mensch zu der Verrichtung, welcher er sich unterzieht tüchtig sei, kann sicher der Beurtheilung derer überlassen werden, welche seine Arbeit gebrauchen, da es ihr Interesse so unmittelbar und so nahe angeht.

Bei der Frage: was leistet die Gewerbfreiheit in gewerblicher Hinsicht? macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß auf den verschiedenen Weltausstellungen sich das Zurückbleiben der deutschen Handwerker im Vergleich zu dem Handwerk gewerbfreier Länder klar herausgestellt, während die Waaren unserer Fabriken theilweise in erster Linie standen. Bei der Frage: was leistet die Gewerbefreiheit in sittlicher Beziehung? wird daran erinnert, daß vom alten Korporationsgeist der Zünfte fast nur noch die Begriffe „Privilegium, Schutz der Privilegien, Abwehr der Nichtprivilegirten und ihrer Waaren" übrig geblieben sind. Es wird dem Verfasser schwerlich zu widersprechen sein, wenn er sagt, daß die Thätigkeit der Zünfte keine nach ihnen kräftigende, sondern eine nach außen abwehrende, von der Selbsterkenntniß und Selbstverbesserung abführende sei. Wo sind die Beweise, daß eine Zunft als solche ihr Gewerbe weiter fördert, daß sie über Verbesserungen im Betrieb des Gewerbes berätb, daß sie Maschinen zur Erleichterung der gemeinsamen Arbeit anschafft, daß sie Zeitungen, Muster, Modelle, Bibliotheken zur Fortbildung der Meister und Gesellen und Lehrlinge hält? Und sollte es nicht von einem liebevollen genossenschaftlichen Geist sehr entfernt sein, wenn die Zunft sich vorzugsweise damit abgibt armen „Bönhasen," deren einziges Vergehen die Arbeit war, eifrig aufzupassen, sie zu verfolgen und sie von dem Emporringen zu einer bessern Existenz abzuhalten? Noch kein großer Gedanke, keine patriotische Idee ist aus den jetzigen Zünften hervorgegangen.*) Und wo bleiben die Erfindungen? Profes-

*) Dieser Satz kann auf unsere Zünfte keine Anwendung finden. In Siebenbürgen waren es gerade die Zünfte, welche gute Sitten und Kultur verbreitet und fortgepflanzt haben. Die Zünfte waren es, welch

Digitized by Google

soren wie Liebig, Bunsen, Arago, Wöhler, und andere, haben die Industrie von ihren Laboratorien und Lehrstühlen aus weiter gebracht als Hunderttausende von Zunftmeistern. Die größten Erfinder seit Schwarz und Gutenberg bis Watt oder Arkwright waren eigentlich „Pfuscher" im technischen Sinn der Zunftsprache.

Auf die nachtheiligen Wirkungen der einzelnen Stadien, welche ein Gewerbtreibender zu durchlaufen hat, wird näher eingegangen. Der Lehrzwang macht dem Vater die Berücksichtigung individueller Verhältnisse, wie Fähigkeiten und Mittel seines Sohnes, unmöglich. Wie viele Verluste erleidet nicht die deutsche Volkswirthschaft durch die Millionen verträumter Lehrlingsjahre! Die Landwirthschaft kennt keinen Lehrzwang; warum das Handwerk in diese enge und unnütze Bahn drängen? Das gleiche gilt von dem **Wanderzwang** und dem **Gesellenwesen**. In unserer reisefertigen Zeit ist ein Wandergebot unnöthig; durch den noch bestehenden Zwang wird der junge Mann zu einer unterschiedslosen Herumziehe, zu einem Aufsuchen bedenklicher Herbergen genöthigt. Erfahrungsmäßig beträgt den Wanderbüchern zufolge die wirkliche Arbeitszeit in mehreren Wanderjahren manchmal wenige Wochen. Ein guter Theil der Mißachtung des Handwerks datirt von dem Auftreten der wandernden Handwerksbursche; ebenso zerstört es die Selbstachtung nach dem Spruch: „Wer's Wanderbuch durch Deutschland trug, von Schmach und Trug litt er mehr als genug!" Die Meisterprüfungen endlich sind anerkannt zwecklos, sind kostspielig, geben zu Chicanen Veranlassung, bieten keine Garantie für die Fortbildung und die moralische Haltung des Geprüften, und die prüfenden Meister werden das Gelangen zur Meisterschaft gerade bei den tüchtigsten Gesellen in der Regel am meisten erschweren. Niemand verlangt eine Prüfung von dem großen Landwirth, dem Fabrikanten, welcher Tausende von Arbeitern beschäftigt und durch eine gute oder schlechte Beschaffenheit seiner Waaren, z. B. der Lokomotiven oder Eisenbahnwagen, das Leben von Tausenden in seiner Hand hat.

Die Ausmaß der Postgebühren in österreichischer Währung.

I. Interne Briefpostgebühren.

1. Lokalporto bis 16 Loth 3 Neukreuzer.
2. Erster Portosatz bis einschließlich 10 Meilen per Loth 5 Nkr.
3. Zweiter Portosatz über 10 bis incluf. 20 Meilen per Loth 10 Nkr.
4. Dritter Portosatz über 20 Meilen per Loth 15 Nkr.
5. Gebühr über Kreuzbandsendung per Loth 2 Nkr.
6. Zutaxe für unfrankirte Briefe per Loth 5 Nkr.
7. Rekognitionsgebühr:
   a) für Lokalbriefe 5 Nkr.
   b) für alle übrigen Briefe 10 Nkr.
8. Gebühr für Retourrezepisse 10 Nkr.
9. Bestellungsgebühr für Briefe bei nicht ärarischen Postämtern 1 Nkr.
10. Bestellungsgebühr für Estaffeten (in der Stadt Wien 35 und in deren Vorstädten 52 Nkr.) in allen übrigen Orten 26 Nkr.
11. Fachgebühr per Monat 1 fl. 5 Nkr.
12. Gebühr für Zeitungsbeilagen (100 Exemplare) 42 Nkr.
13. Zeitungsmarken per 100 Stück 1 fl. 5 Nkr.
14. Zustellungsgebühr für Zeitungen 1 Nkr.

II. Interne Fahrpost-Gebühr.

1. Grundporto 15 Nkr.
2. Werth und Gewichtsporto für je 100 fl. Werth und 1 Pfund Gewicht mit Beibehaltung der bisherigen Meilenprogression 2 Nkr.
3. Gebühr für Retourrezepisse 10 Nkr.
4. Avisogebühr 2 Nkr.
5. Bestellungsgebühr (in Wien 5 Nkr.) in allen übrigen Orten 3 Nkr.

(Alle Werthangaben haben auf österreichische Währung zu lauten. Die Portoermäßigung für Silber und Gold und für Papiergeld hat sich auf Beträge bis 50 fl. österreichischer Währung zu beschränken.)

III. Fixe Gebühren bei dem Post-Beförderungsdienste.

1. Passagiertaxen nach Verschiedenheit der Fahrten und Routen per Meile 74, 70, 60, 56, 52, 45, 42, 38, 35, 32 und 28 Nkr.

(Der Freiwerth des Gepäckes wird auf 100 fl. österr. W. festgestellt.)

2. Einschreibgebühr bei Separat-Eilfahrten per Person 18 Nkr.
3. Aerarialzuschlag für Estaffetten auf Poststraßen per Post 42 Nkr.
4. Beförderungsgebühr für Estaffetten auf Eisenbahnen per Meile 42 Nkr.
5. Zehrungsgeld für den Estaffetten-Begleiter per Tag 1 fl. 12 Nkr.
6. Fixe Rittgelder per Pferd und Post bei Aerarialritten 1 fl. 5 Nkr.
7. Zuschlag zum Rittgelde bei kouriermäßiger Beförderung per Pferd und Post 35 Nkr.
8. Zurittgeld per Pferd und Meile 35 Nkr.
9. Limitirtes Rittgeld bei Retourführung von Aerarialwägen per Pferd und Post (in der Lombardie 70) in allen übrigen Kronländern 52 Nkr.
10. Postillonstrinkgeld per Pferd und Post bei gewöhnlichen Extraposten 35 Nkr.
11. Wagengeld bei Estaffetten per Post in allen Kronländern (mit Ausnahme der Lombardie) 10 Nkr.
12. Wagenmeistergebühr per Station und Pferd 4 Nkr.
13. Schmiergeld bei Verwendung eigener Schmiere 7, mit Stationsschmiere 14 Nkr.
14. Gebühr für einen Laufzettel (Aviso) 42, für eine Reiseliste 52, für Erfrischung der Pferde bei dem Ueberfahren einer Station 35 Nkr.
15. Vergütung an die Postmeister von Seite der Unternehmer periodischer Fahrten, wenn sie die Postpferde nicht benützen per Pferd 7 Nkr.
16. Packgeld per Zentner für einzelne Sendungen über 40 Pfund 10 Nkr.
17. Gebühr für Beleuchtung der Stationswägen per Station 7 Nkr.

---

die Freiheit der Bürger aufrecht gehalten und einen allgemeinen Fortschritt im Lande erhmöglichten. Näheres hierüber findet sich in G. D. Teutsch vortrefflicher Geschichte der Siebenbürger Sachsen, die nicht genug anempfohlen werden. D. Red.

18. Jährliche Remuneration für Postillione bei Cariolfahrten und Beförderung in einer Richtung 21 fl., nach mehreren Richtungen 35 Nkr.

19. Bocksitzentschädigung für Kondukteure 35 Nkr.

20. Begleitungsgebühr für zwei deutsche Meilen für einen Mann von der Gendarmerie zu Pferd 70, zu Fuß 35 Nkr.

Ein grausenerregendes Verbrechen.

Brody, 29. Okt. Aus Berdyczew, einer volkreichen Stadt in Volhynien, wird uns die zufällige Entdeckung eines grausenerregenden, in den Annalen der Kriminaljustiz seltenen Verbrechens mitgetheilt. Ein Mann aus der Hefe des Volkes hatte es sich seit einer langen Reihe von Jahren zum Erwerbe gemacht, unehelich geborene Kinder, deren Geburt und Existenz ein Geheimniß bleiben sollten, in Versorgung zu nehmen. Frauen in stillen Nöthen trugen ihre heimlich geborenen Kinder zu dem Manne, der für Amme und Pflege zu sorgen, Kind und Geheimniß zu wahren versprach; sie zahlten ein schweres Kostgeld und hatten noch vieles Andere zu zahlen, denn der Pflegevater pflegte oft zu kommen, die anvertrauten Kleinen krank zu melden, Auslagen für Arzt und Apotheke einzufordern und die armen Mütter anderweitig auszusaugen. Zuletzt pflegte er trüben Gesichts zu kommen, um der unglücklichen Mutter den Tod des Kindes zu melden und die Beerdigungskosten einzuheben. Niemals aber konnte die bange Mutter ihr krankes Kind sehen, denn es war todt, bevor es krank geworden. Kaum dem Manne übergeben, der es mit Vatertreue zu behüten gelobte, ward es ruchlos getödtet und eingescharrt, während er es so lange als lebend gelten ließ, bis er sich satt gesogen. So fand man in der Wohnung des vielfachen Kindermörders, so wie auch an mehreren Orten mehrere kleine Leichen vergraben. Die zur Erforschung der nähern Details eingesetzte Untersuchungs-Kommission dürfte demnächst die Zahl der Opfer und die volle Größe der eben so schrecklichen als seltenen Unthat konstatiren.

(Oesterr. Ztg.)

Mannigfaltiges.

* In Pest wird während der Wintersaison ein reges literarisches Leben herrschen. Eine Anzahl Professoren der Pester Universität werden populär-wissenschaftliche Vorlesungen für Herren und Damen in eigends zu diesem gemietheten Sälen sowohl in Pest als auch in Ofen halten. Dr. Czermak liest psychologische Streifzüge; Dr. A. Kerner Naturgeschichtliches; Dr. Nendtwich Chemisches; Dr. Peters Geologisches; Dr. Schmidl über Höhlen und dann über antike Dramen; Dr. Rotter über den Roman und dessen kulturgeschichtliche Bedeutung; Professor Stoczek über Magnetismus und Elektrizität. Nächstens erscheinen Randzeichnungen aus Ungarn von Dr. Rotter.

* In Wien ist eine sehr interessante Broschüre über die Tarifreform in Oesterreich erschienen. Wir erlauben uns daraus einen kurzen Auszug zu machen und einige Daten über die Ein- und Ausfuhr hier mitzutheilen. Die Einfuhr ist von 1851 bis 1857 unter anderm gestiegen bei Roheisen von 18,324 auf 731,841 Ztr., gefrischtes Schmiedeeisen 2052—49,047, schwarzes und verzinntes Eisenblech 2952 bis 100,716, Stahl 1847—11,728, Blei 437—31,802, Kohlen 1,843,799—2,824,589, Baumwolle und Baumwollgarne 550,596—891,597, Flachs, Hanf und Leinengarn 154,164 bis 233,409, Wolle und Wollengarne 128,964—256,429, Leder 27,320—50,247, Hadern, Papiermasse 6552—16,882, Gummi, Harze, chemische Hilfsstoffe 353,535—542,435, Baumwollen-, Wollen-, Leinen- und Seidenwaaren 3217—33,559, Papier- und Papierarbeiten 7775—29,290, Leder und Gummiwaaren 473—5353, chemische Produkte und Farbwaaren 15,049—56,641, Zündwaaren 50—4685. Eisenwaaren betrugen 1853 14,787, 1857 100,042. Zucker und Mehl für Raffinerien sanken seit 1855 und 1856 infolge der Konkurrenz des Rübenzuckers. Dagegen stiegen von 1851 bis 1857 Kaffee von 289,124 auf 394,474, Thee 610 bis 3767, Gewürze 27,841—36,040. Die Bergwerksproduktion im Innern stieg von 1851 bis 1855 an Roheisen 1,376,954 bis 1,287,177, Blei 90,179—130,520, Gußeisen 579,693—628,487, Stein- und Braunkohle 24,380,769. Dagegen zeigt sich folgende Bewegung der Ausfuhr: von 1853 bis 1857 Eisenwaaren 110,763—124,229, Maschinen und Maschinenbestandtheile 5571—12,384, Papier und Papierarbeiten 57,569 bis 77,821, Glas und Glaswaaren 157,912—201,936; von 1851 bis 1857 Baumwoll- und Leinengarne 8794 bis 24,479, Leder- und Gummiwaaren 4838—10,565, chemische Produkte, Farb- und Zündwaaren 46,254 bis 82,569, Kerzen und Seifen 3088—5933, Bier 12,477 bis 29,785, Spirituosen 6155—125,735, Wein 172,599 bis 287,649, Weizen und Malz 277,085—1,605,094, Halbgetreide und Hülsenfrüchte 684,402—869,626, Gerste, Malz, Hafer 167,464—887,895, Mehl und Mehlprodukte 84,437—513,627, Gartengewächse und Obst, frisch und zubereitet 277,064—481,898, Reis 22,001 bis 62,130, Hopfen 6922—10,830, Oelsaat 18,857 bis 266,069, rohe Felle und Häute 8291—32,565, Fette 17,136 bis 64,488, fette Oele 2120—7117, endlich in Stückzahl Rindvieh 51,375—63,565, Schweine und Spanferkel 53,324—129,064. Daß die Agrikultur im entschiedenen Aufschwung begriffen, läßt sich solchen Ziffern gegenüber doch nicht in Abrede stellen. (A. Z.)

* In Ludwigsburg hat am 25. Oktober ein Hundewettrennen stattgefunden, welches ein heiteres und in seiner Art sehr interessantes Schauspiel war. In der Mitte des Raumes waren große Wurstpartien aufgestellt, an denen man die Hunde vor Beginn des Rennens vorüberführte. Aber weder ihre angeborne Raufluft noch die lockenden Würste störte die Hunde, mit Ausnahme einiger Weniger, in ihrem Lauf. Die Rennbahn war 3000 Schritte lang. Es waren 50 Hunde, welche ihre Geschindigkeit maßen. Der Hund eines Lieutenants gewann den ersten Preis, welcher aus einer prachtvollen Hundeschabrake bestand. Die übrigen Preise bestanden in Halsbändern, Würsten ꝛc. Das Ganze war sehr unterhaltend und hatte viele tausende Menschen angelockt.

* Das Jenaer Jubilaum hatte u. A. auch die erfreuliche Wirkung, daß sich die alten Burschen ihrer — Schulden erinnerten

und sie bezahlten. In vollem Umfange geschah dieses von dem ehemaligen Korps Westphalia, so daß mehrere Bürger Jenas und der Umgegend sich dieser Tage veranlaßt sahen, solches öffentlich belobigend zu bescheinigen.

* Der König von Hannover hat dem Kirchweihfest zu Wülferode am 24. Oktober beigewohnt. Pfarrer Böttcher hielt eine Ansprache an den König, worauf Se. Majestät Folgendes erwiderte: „Ich habe mich gefreuet, an diesem Feste Theil genommen zu haben. Die Erinnerungen aus der Vorzeit, zu welchen es veranlaßte, haben dem Feste etwas Eigenthümliches, etwas Patriarchalisches verliehen, was mich angezogen hat. Sie haben erwähnt, daß vor 330 Jahren, in bedrängnißvollen Zeiten, Meine glorreichen Ahnen zu „Schutz- und Schirmherren" des Klosters Marienrode und dieser Gemeinde erkoren sind. Mein erhabenes Haus ist stets ein „Schutz und Schirm" der evangelischen Kirche gewesen, ja nicht bloß hier, sondern durch den dreieinigen Gott werde ich darnach streben, auch jenseit des Ozeans auf dem Wege der Mission sein Reich und das Evangelium immer weiter auszubreiten. Ich hoffe dabei, daß auch Mein Sohn, der Kronprinz, von diesen Gesinnungen gleichfalls stets beseelt sein und danach handeln wird. Und so wird das Band, das schon seit länger als 1000 Jahren Mein Haus mit Meinem Volke verknüpfte, zum Segen für dasselbe fort und fort dauern, und bitte Ich Gott, daß er diese Gemeinde und Mein ganzes Land stets in seinen gnädigen Schutz nehme!"

* Ein invalider Deutscher, der unterthänigst um den französischen Chocoladepfennig gebeten und ihn auch erhalten hatte, betrachtete denselben. Er war sehr gerührt und Wasser stand ihm in den Augen. Nachdem das Wasser wieder in den Kopf zurückgetreten war, reichte er den Ruhmesfladen einem Freunde und sagte: „Lies nur die schöne Umschrift: Der große Napoleon weiht uns seinen letzten Gedanken! Ist das nicht erhebend für einen alten deutschen Krieger?" — „Die Umschrift," sagte der Andere, „ist ganz richtig; denn das Loos der armen Soldaten, und ganz besonders der deutschen, war immer sein letzter Gedanke!"

* Kuriosa. Daß wir im 19. Jahrhundert, im Jahrhundert der Aufklärung leben, daran zu erinnern ist eine kürzlich erschienene Bücher-Anzeige des Buchhändlers Geelhaar in Berlin wenig geeignet. Dieselbe kündigt die Geheimmittel des Schäfers Thomas an, unter welchen folgende vorkommen:

Mittel das Blut zu besprechen,
" sich vor dem Betrunkenwerden zu schützen,
" sympathetisches Mittel, die Liebe der Frauenzimmer zu gewinnen,
" daß Jemand dem Kartenspiel Feind werde,
" mit Karten stets zu gewinnen,
" gegen die Rinderpest,
" daß ein Frauenzimmer einen Mann nichts abschlage,
" daß das Geld nie ausgehe,
" Glück im Spiel zu haben.

* In der Nähe des Gymnase-Theaters zu Paris befindet sich seit 25 Jahren ein Kuchenbäcker, welcher mit Recht oder Unrecht bei der Pariser Schuljugend, bei Kindermädchen und Provinzialen im Rufe steht, die beste Galette zu fabriziren. Faktisch ist, daß in dieser Bude von vier Quadrat-Metres Größe binnen 25 Jahren bereits vier oder fünf Inhaber reich wurden, im vollen Sinne des Wortes. Einen Begriff des ungeheuren Absatzes gibt, daß der Bäcker jährlich 4—5000 Pfund Papier zum Einwickeln seiner Waare verbraucht. Nun denke man, wie viel Holz, Butter und Mehl konsumirt wird. — Ein Lumpensammler, der so klug war, die Papierstücke aufzuheben, welche die Käufer nach verzehrter Galette auf den Boulevard warfen, wurde ein vermögender Mann.

* In Jakutsk — wohl dem rauhesten Platze der Erde, wo ein zivilisirtes und Kulturleben sich festzusetzen begonnen — ist eine für Sibirien eigenthümlich passende Eisenbahnart — eine Schnee-Eisenbahn, oder vielmehr eine Anwendung der Dampfkraft auf Schlittenfahrt, erfunden worden. Wenn die Maschine den Erwartungen entspricht, so müßte sie in der That von großer Bedeutung werden. Sie bahnt sich ihren Weg selber, wird durch Unebenheiten, ja durch Berge, die von Pferdeschlitten passirbar sind, nicht gehindert und soll äußerst schnell gehen.

* Die bekannte deutsche Novellistin Amalie Schoppe ist Anfangs Oktober zu Schenectady in Nordamerika gestorben.

* Zu welchen Lächerlichkeiten und zu welcher Unvernunft der Pietismus verführt, davon ein Beispiel. In Dorpat ist ein Streit unter den Professoren entstanden, ob Engel Gottes oder die Söhne Sets nach den schönen Töchtern der Menschen sahen. Darüber sind nun auch Hengstenberg und der Dorpator Kurtz aneinander gekommen und Hengstenberg nennt die Deutung des Dorpator Kurtz auf wirkliche Engel ein mohamedanisches Hirngespinnst, während Kurtz dem Hengstenberg ein Generalpächterbewußtsein theologischer Autorität zuschreibt. Möchten doch alle Generalpächter der Unvernunft zur Vernunft, dieser einfachen, edlen, freundlichen Gottesgabe, diesem gottentstammten Lichte in uns zurückkehren, so würden solche lächerliche und widersinnige Streitigkeiten im Sinne des widerwärtigen Scholastizismus des dunkelsten Mittelalters nicht vorkommen!

Kronstädter Theater.

♂ Im hiesigen Theater wird künftigen Donnerstag eine, wenn auch den Theaterfreunden bekannte, aber doch interessante Vorstellung stattfinden. Hr. Regisseur Albin hat sich nämlich zu seiner Benefice die „Grille" gewählt. Die beliebte Schauspielerin, Fräulein Weiser, wird die Titelrolle spielen, und da man überdies für eine gute Ausstattung besorgt ist, so läßt sich mit Gewißheit voraussehen, daß dieses Stück in mehrfacher Beziehung eine besondere Attraktionskraft ausüben wird, welches dem fleißigen Benefizianten zu wünschen wäre.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. 30 kr. mit Post 6 fl. 30 kr. ins Ausland 7 fl. österr. W.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 131 u. 132. Mittwoch, den 10. November. 1858.

Eine ungarische Mustergemeinde.

(Aus dem „Lloyd.")

Török-Szent-Miklós, 29. Oktober. Beinahe im Zentrum des Szolnoker Komitates gelegen, und durch die Szolnok-Debrecziner Eisenbahn mit den Hauptstädten des Landes in Verbindung gebracht, bietet der Marktflecken Török-Szent-Miklós den Mittelpunkt eines ziemlich regen Verkehrs zwischen den, diesen Ort in großer Anzahl umwohnenden Pußtenbewohnern. Allein weder auf die Frequenz noch auch auf die landwirthschaftliche Bedeutung von Szt.-Miklós will ich heute die Aufmerksamkeit der Leser lenken, sondern vielmehr auf die Ordnung, auf das geregelte Gemeindewesen, dessen sich der genannte Marktflecken erfreuen kann, und das ihn vor anderen, weit größeren und bedeutenderen Städten sehr vortheilhaft auszeichnet.

Török-Szent-Miklós zählt gegenwärtig an 8000 Einwohner, katholischen und reformirten Glaubens, die in größter Eintracht, unterstützt durch das gemeinsame Streben der beiden Seelsorger, neben einander leben. Der Schulunterricht der heranwachsenden Jugend, die so weit herangebildet werden, daß sie zur Aufnahme für eine Unterrealschule reif sind, wird mit ernstem Eifer betrieben, und der Umstand, daß das Schulgeld auf das ganze Jahr nur auf 1 fl. 15 kr. normirt ist, erleichtert den Schulbesuch ungemein. Eine Entrichtung von Stolagebühren ꝛc. an den katholischen Seelsorger findet nicht statt, indem ein reicher Bauer diese Gebühren durch eine Stiftung von 20,000 fl. KM. vollständig und für alle Zeiten abgelöst hat. Unter den Bewohnern herrscht großer Wohlstand, indem der größere Theil derselben Grundbesitzer sind, die sich ansehnlicher Ländereien (einzelne derselben haben 3 Sessionen, also 156 Joch) als eigenthümlicher Besitzungen erfreuen. Kein Bauer besitzt weniger als ¼ Session, da eine größere Zertheilung nicht zulässig ist. Das Pachtsystem ist übrigens ein sehr ausgebreitetes und wird durch die namhaften Besitzungen der gräflich Almásy'schen Familie — über 60,000 Joch — sehr begünstigt. Es hat sich nicht nur ein eigenthümlicher Pächterstand gebildet, der ebenfalls im Marktflecken domizilirt, sondern auch die Bauern, selbst die Kleinhäusler übernehmen ansehnliche Pachtungen, letztere sogar oft bis über 100 Joch. Mir sind Bauern genannt worden, die an 1500 Joch, im Preise von 5—6 fl. per Joch, von der Herrschaft gepachtet haben, und die die Wirthschaft recht rationell, d. h. mit Luzerner und Repsbau betreiben, auch ihre 1000 Stück Schafe und eine entsprechende Anzahl von Zugvieh halten. Letzteres wird oft zu 12—24 Stück bei Bauern angetroffen. Daß unter diesen Verhältnissen die Bewohner von Szent-Miklós zu einem ansehnlichen Wohlstand gelangt sind, kann nicht Wunder nehmen, um so weniger als der Grund und Boden ein vortrefflicher ist und die Gemeinde auch Sorge getragen hat, die Flur vor den Ueberschwemmungen der benachbarten Theiß sicher zu stellen, indem sie vor wenig Jahren auf Gemeindekosten einen Schutzdamm erbauen ließ, auf dessen Herstellung sie bereitwillig über 200,000 fl. KM. verwendete. Leider war im ganzen Szolnoker Komitate die heurige Ernte eine so überaus ungünstige, daß die Landwirthe in den meisten Fällen nicht den Anbau zurückerhielten, und demnach wurden auch die T.-Szent-Miklóser durch diese Mißernte schwer betroffen.

Der Marktflecken selbst ist äußerst regelmäßig gebaut, vier breite, großentheils mit Bäumen besetzte Querstraßen kreuzen sich rechtwinklich mit 6 eben so breiten, schnurgeraden Längestraßen. Die Häuser stehen nicht eng aneinander, was um so wichtiger ist, als alle nur mit Rohrdächern versehen sind, und merkwürdigerweise, wie es in der dortigen Gegend allenthalben üblich die Schornsteine äußerst wenig über den Dachfirst hinausreichen und zum Ueberfluß noch aus Holz angefertigt sind. Uebrigens soll diesem letzten Punkte ehebaldigst abgeholfen werden, und besteht bereits eine Gemeindeverordnung, daß bei neuen Bauten die Schornsteine von Stein und in angemessener Höhe erbaut werden müssen.

Eine sehr wohlthätige Einrichtung für die Bewohner, namentlich für die ärmeren Taglöhner, ist die Errichtung eines Vorrathsmagazins für Körnerfrüchte, Weizen und Gerste. Durch gemeinsame Sammlung wurden vor einigen Jahren einige Tausend Metzen Früchte zusammengebracht und in einem von der Herrschaft, die in mehr denn einer Beziehung jede auf das Gemeindewohl abzielende Neuerung großmüthigst unterstützte und förderte, unentgeltlich zu diesem Zwecke überlassenen Granarium untergebracht. Heute ist der Getreidevorrath bereits auf 20,000 Metzen angewachsen, und wird namentlich in der Frühjahrszeit ein sehr umfangreicher Gebrauch von den dort aufgespeicherten Früchten gemacht. Jedes Gemeindemitglied hat hierzu das Recht, nur ist es verpflichtet, nach der Ernte für jeden Metzen der entnommenen Frucht einige Halbe an Interessen zu entrichten. Nur auf diese Weise, die den Schuldner nicht im Geringsten drückte, war es möglich, den Getreidevorrath in kurzer Zeit so ansehnlich

Digitized by Google

zu vermehren. Von andern gemeinnützigen Anstalten finden sich in T.-Szt.-Miklós zwei, den verschiedenen Konfessionen gehörende Siechenhäuser, in denen Kranke und gebrechliche Arme, die Nichts verdienen können, unentgeltlich ausgehalten werden. Auch eine Kleinkinderbewahranstalt wurde vor einiger Zeit gegründet, doch ist dieselbe wegen Mangel an Theilnahme wieder eingegangen.

Höchst wichtig ist die vor anderthalb Jahren errichtete Gemeindebaumschule. Bekanntlich ist das ganze Szolnoker Komitat so arm an Bäumen jeder Art, daß man sich zur Feuerung fast lediglich des Strohes bedienen muß, ein Umstand, der der Landeskultur sehr hindernd in den Weg tritt. Nun beabsichtigt der Gemeinderath, an dessen Spitze der um alle hier genannten Einrichtungen und Verbesserungen hochverdiente Bürgermeister Menyhardt steht, nicht nur an allen Orten, wo dies möglich ist, ausgedehnte Baumpflanzungen vorzunehmen, sondern auch von den 600 Joch der, der Gemeinde gehörenden Hutweide, 200 Joch in unmittelbarer Nähe des Marktfleckens zur Anlage eines vollständigen Waldes auszuscheiden, und bereits werden Vorkehrungen getroffen, denen binnen Kurzem die Anlegung des Waldes selbst folgen wird. Auf ähnliche Weise schreitet die Verwendung eines Theiles der übergroßen Hutweide zur Anlage von Gemüsegärten allmälig vorwärts, und kann die Gemeinde von Töröl-Szent-Miklós in mehr denn einer Beziehung als eine wahre Mustergemeinde angesehen werden. (Solches löbliche Streben verdiente bei uns im Lande allenthalben Nachahmung!)

Bericht über die Einweihung der evang. Schule A. B. am 27. Oktober 1858 in Brood.

Mit Gefühlen der Sehnsucht, des Dankes, der Freude und Hoffnung blickte die hiesige evangelische Gemeinde A. B. schon wochenlang vorher dem Tage entgegen, an welchem sie die Vollendung eines ihrer schönsten Werke zu feiern gedachte und die neue Bildungsanstalt auch den geistlichen Segen, die heilige Weihe zu ihrer wichtigen Bestimmung erhalten sollte. Denn sie wünschte an dem nämlichen Tage, dem 29. September, wo vor acht und dreißig Jahren von dem damaligen Superintendenten D. Gräser die neue Kirche eingeweiht worden, möge auch jetzt die neue Schule von unserm allgemein verehrten und geliebten hochwürdigen Herrn Bischofe G. P. Binder eingeweiht werden. Doch dieser fromme Wunsch konnte nicht ausgeführt werden. Se. Hochwürden, gehindert durch gehäufte Geschäfte und vorgerücktes Alter der Einladung und Bitte zu folgen, ernannte zum Stellvertreter den wohlehrwürdigen Unterwälder Kapitels-Dechanten Se. Hochwürden Herrn Johann Haas und setzten die Gemeinde mit den inhaltsreichsten Segenswünschen begleitet, hiervon in Kenntniß. Dazu kam auch die Renovirung der alten Schule. So mußte der erste Einweihungstermin auf den 27. Oktober anberaumt werden. Auf diesen Tag waren zur Verherrlichung des Festes die HH. Unterwälder Kapitelsgeistlichen freundlichst eingeladen, um so zuverlässiger wurden sie auch erwartet. Am Vorabende schon trafen der Neußmärkter Pfarrer und Syndikus Hr. Michael Gestalter als Stellvertreter des mittlerweile erkrankten hochwürdigen Hrn. Dechanten wohlerhalten hier ein. Von Mühlbach waren fast sämmtliche Herren Professoren und die verwendbarsten musikalischen Kräfte zur Festmusikaufführung eingetroffen, bis Abends 8 Uhr, wo die neue Schule in hellem Lichtglanz strahlte.

Morgens halb 9 Uhr versammelten sich die Mitglieder des Presbyteriums und die der größern Gemeindevertretung, die Schullehrer mit der Schuljugend und deren Fahnen auf dem Pfarrhofe. Von hieraus bewegte sich der festliche zahlreiche Zug, an welchen auch der hiesige reformirte Pfarrer Hr. Pfarrer Papp und die evangelischen Geistlichen von Rams Hr. Stefan M. Beer und Prediger M. Groß und viele andere Glaubensgenossen sich anschlossen, unter Glockengeläute in die freundliche einladende evangelische Kirche. Gedrängt voll waren ihre hellen Räume, als vom Chor herab die Schuljugend das Lied:

„Nun danket Alle Gott ꝛc. ꝛc."

zweistimmig sang und die Gemeinde vielstimmig den Choral ergänzte. Hierauf folgte eine wohl exekutirte Festmusik. Sobald die letzten Musiktöne verklangen, bestieg der evangelische Stadtpfarrer Hr. Friedrich Leonhard die Kanzel und hielt eine Festrede, wie wir es von diesem tüchtigen Redner zu erwarten gewohnt sind, über den Text Psalm 78. 1—7 Th. Das heutige Fest, ein Fest dankbarer Rückerinnerung und freudiger Hoffnung. Wiewohl wir wünschten, diese Rede in ihrem ganzen Umfange und ihrem ganzen Inhalte geben zu können, so müssen wir uns bloß auf den ersten geschichtlichen Theil derselben beschränken.

Der Redner begrüßte einleitend die zahlreiche Versammlung mit einem freudigen Willkommen. Gedachte mit süßem Schmerze wehmüthiger Rückerinnerung derer, die bei dem Kirch- und Thurmbau thätig gewesen und wohl auch den ersten Grund zu dem nun vollendeten Schulbau gelegt — sein Auge suchte vergebens den Vater, dem die dankbare Gemeinde in der unter seiner Aufsicht gebauten Kirche ein ehernes und in den Herzen ein Denkmal der Liebe gesetzt, und wünschte ihren segnenden Geist über der anwesenden Versammlung, um Zeuge zu sein des Dankes, den die Gemeinde nächst Gott auch ihnen weihe.

Von dem Texte ausgehend, sagte der Redner, sei es auch ihm gestattet, einige Denkwürdigkeiten aus der Geschichte unserer Kirchengemeinde zu erwähnen.

„Als lange nach der eben so blutigen als rühmlichen Schlacht auf dem Brotfelde sich nach und nach wieder mehrere sächsische Familien neben den Ungarn hier friedlich niederließen, so benützten dieselben als Katholiken die von den Deutschen gegründete Kirche des h. Ambrosius mit den anwesenden katholischen Ungarn gemeinschaftlich; bis nach der Reformation, die noch an der katholischen Kirche festhaltenden Ungarn den deutschen Mitbrüdern zu ihrem Gottesdienste ihre weitläufige Sakristei abtraten. Dieses Bethauses, dessen Spuren auch jetzt noch sichtbar sind, und das gar verschiedene Veränderungrn erlitt, bedienten sich unsere Väter über zwei Jahrhunderte, bis sie am 17. Juli 1820 den Grund zu diesem Gotteshause legten, auf einem Platze, wo neben dem modernden Gebeine manches verstorbenen Bruders nur die Sage von überstandenen Sorgen und Aengsten weilte.

Am 22. Juli 1839 legten dieselben Hände den Grund zum neuen Kirchthurme und am 25. August des vorigen Jahres (1857) legte dasselbe Geschlecht den Grund zum neuen Schulhause.

Wenn wir nun heute diese Werke überblicken und dabei bedenken, daß diese kleine Gemeinde, welche kaum tausend Seelen zählt, fremde Beihilfe abgerechnet, in 38 Jahren einen Kostenaufwand von 19,000 fl. KM. bestreiten konnte; wenn wir bedenken, mit welcher Sorgfalt, mit welcher Aufopferung sie an diesen höchsten Gütern einer menschlichen Gesellschaft gebaut haben: so muß unser Herz von freudigem Danke überströmen zunächst gegen Gott, der so große Dinge an uns gethan, der diese Gemeinde behütet, der über sie gewacht hat, daß bei dem wetteifernden Fleiße, womit die Gemeinde eigenhändig bei diesen Bauten Hilfe leistete, Niemand Schaden genommen, denn ob wir schon ein Menschenleben zu beklagen hatten, so haftet dieser Unglücksfall weder an dem Kirchen-, noch an dem Schulgebäude. Dank sei dem Allgütigen, der auch in den Schwachen sich mächtig bewiesen hat. Dank, herzlicher Dank sei aber auch im Namen der ganzen Gemeinde auch allen denen dargebracht, die uns sowohl mit freundlichem Rathe, als auch mit Liebesgaben unterstützten und insbesondere unsern reformirten Glaubensbrüdern, die sich hauptsächlich an dem Bau dieses Gotteshauses namhaft betheiligten und den Frieden, der um unsere beiden nebeneinander stehenden Kirchen weht nun auch in das Leben mit hinaustragen. Dank allen Mitgliedern unserer Gemeinde, die ohne Rücksicht auf Lob und Tadel das Gute richtig förderten; möge Gottessegen auf ihnen und ihren Werken ruhen, möge ihr mühevolles Tagewerk, für Kinder und Kindskinder die reichsten Früchte bringen; das walte Gott!" .... Der Redner bewies ferner im zweiten Theile seiner Rede, daß das heutige Fest auch ein Fest froher Hoffnung sei und drittens ein Fest ernster Vorsätze sein soll ....

Am Schlusse der Festrede erhob sich die ganze Versammlung und erflehte zu den ausgesprochenen ernsten Vorsätzen in andächtigem Gebet Gottes Beistand und Segen.

Nach einer kurzen Pause traten Se. Hochwürden der Unterwälder Kapitels-Syndikus Hr. Michael Gestalter vor den h. Altar und vollendeten den Weihakt in der Kirche. Ernste, schöne ins praktische Leben tiefeingehende, von Christi Geist beseelte Worte sprachen Se. Hochwürden an die versammelte Menge über die Bedeutung, den Zweck und den Segen der Schule; und entließen nach Ertheilung des hohenpriesterlichen Segens die Gemeinde, welche unter Absingung des Liedes: „Unsern Ausgang segne Gott u. s. f." die Kirche verließ und so Viele der geräumige mit Eichenlaub geschmückte Schulhof nur fassen konnte, versammelten sich daselbst, wo zuerst unser Hr. Stadtpfarrer an die Lehrer folgende Worte sprach:

„Vollendet ist dieses neue Schulhaus, wozu wir vor einem Jahre mit wenig äußern Mitteln, aber vielem Vertrauen auf menschliche Hilfe und göttlichen Beistand den Grund gelegt und ich übergebe Ihnen hier die Schlüssel zu ihren künftigen Unterrichtszimmern. Hell leuchtet Gottes Sonne in diese dem Lichte weit geöffneten Räume, sorgen Sie nun dafür, daß auch das Licht der Erkenntniß, der Wahrheit und der Liebe stets hell und klar in demselben scheine; streben Sie mit allem Ernste darnach, daß dieses Haus eine Pflanzschule der Gerechtigkeit werde, worin dem Staate und unserer Stadtgemeinde verständige, wohlgesittete und treue Bürger erzogen; eine Vorhalle der Kirche, worin Seelen für das Reich Gottes tüchtig gemacht, und zum Eintritt in die Gemeinschaft der christlichen Kirche vorbereitet; ein Wirkungskreis des frommen Ernstes und der freundlichen Liebe, wo züchtige und liebreiche, rechtschaffene und biedere Herzen für das häusliche Leben gebildet werden; sorgen Sie dafür, daß dieses Haus ein Gegenstand des Vertrauens und der Liebe werde für alle Eltern, die ihre Kinder hierher schicken und eine Segensstätte für alle Kinder, die zu diesem Hause ihren Schulweg gehen werden; streben Sie aber auch mit allem Ernste darnach, daß Sie, denen die Eltern ihr Liebstes anvertrauen, selbst ein Vorbild häuslichen Friedens, ehelicher Liebe und Eintracht, frommer Zucht und gottseliger Sitte seien."

Darauf erwiderte der Rector Hr. Michael Ongerth im Namen der Lehrer:

„Euer Hochehrwürden!

„Ein guter Geist hat zu diesem Tempel der Bildung den Grund gelegt; der Geist frommer Eintracht hat ihn vollendet. Zu seinen heiligen Hallen haben wir die Schlüssel erhalten.

Gleich großer Dank für das Vertrauen, welches Euer Hochehrwürden als Seelsorger dieser Gemeinde hiedurch schenken; die zarten Kinderherzen unserer Pflege, unserer Liebe, unserer Führung anzuvertrauen; und gleiches, die Seele durchdringendes Gebet zu Gott erfüllt unsere Herzen, daß er uns Kraft und Ausdauer bei unserer dem Gewissen allein anheim gestellten Arbeit gebe; daß er unsere Liebe für die heilige Sache nie erkalten lasse, vielmehr kräftige und mit seinem Geiste der Wahrheit, der Gerechtigkeit belebe.

Wir bitten Euer Hochehrwürden, die Väter unserer lieben Schüler, sowie alle Glieder unserer Gemeinde und Gönner unserer Schule um ihr unwandelbares Zutrauen und Vertrauen, mit welchem sie uns die unschätzbarsten Güter ihres Lebens — ihre Kinder — gegeben haben und gelobet hier vor Gott und Angesichts unserer Gemeinde und unserer lieben Schuljugend: die uns anvertrauten Seelen mit Liebe auf den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit zu leiten und darin zu erhalten; ihre Herzen dem Glauben offen zu halten und denselben in ihnen zu fühlen: sie zu frommen und tüchtigen Staatsbürgern heranzubilden; überhaupt durch Eintracht, Liebe, Rechtschaffenheit und Biederkeit ihnen Vorbilder für ihr künftiges, der Gesellschaft angehöriges Leben sein zu wollen.

Und mit Gottes Hilfe wollen und werden wir rastlos arbeiten und streben, damit sein Segen uns geleite und unsere Saat hundertfältige Frucht der Liebe trage!"

Dann sprachen der hochwürdige Hr. Syndikus in möglichst kindlicher, verständlicher Weise zu der versammelten Schuljugend — warum eine solche Feier und Festlichkeit geschehen — warum so Vieles gesprochen und versprochen worden — wozu die neue schöne Schule eigentlich da sei — und wie bei allem Eifer und Fleiß der Lehrer die Schule nur dann ihren Zweck erreichen könne, wenn die Schüler selbst diese Lehranstalt gern besuchten, fleißig lernten und das Gelernte ins Leben mitnähmen und anwendeten .... Zuletzt den Blick auf das Schulhaus gerichtet und mit der Hand darauf hinweisend, ertheilte unser verdiente Stadtpfarrer Hr. Friedrich Leonhard den Schlußweihesegen:

Digitized by Google

„So weihe ich denn dieses Haus zu einem Schulbaus für Gott gebe! viele künftige Geschlechter ein

Im Namen Gottes, dessen Auge immer schützend und segnend über dieser Anstalt wachen möge;

Im Namen Christi, dessen Liebe alle Kinderherzen erfüllen und eine bleibende Stätte finden möge; und

Im Namen des heiligen Geistes, ohne welchen in der Erkenntniß der Wahrheit kein Fortschritt möglich ist. Amen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz Napoleon's I.

I.

Soeben ist der erste Band der Korrespondenzen Napoleons I. erschienen. Die Korrespondenz wirft ein helles Licht auf den Charakter und die Beweggründe Napoleons aus verschiedenen Gesichtspunkten. Wichtig ist es, daß durch die Veröffentlichung dieser Korrespondenz, welche aus 64,000 Stücken besteht, den Bonapartischen Volkssagen über das Verhältniß des Kaisers zur Armee der Garaus gemacht wird. Nach Schriftstellern aus der Zeit des ersten Napoleon bestand zwischen dem ersten Konsul und den französischen Soldaten ein gewisser gegenseitiger Herzensbund; der General lenkte nach ihnen seine Truppen durch die Macht seiner Heldengröße und den Zauber brüderlicher Traulichkeit. Das Wahre ist, daß er freien Gebrauch von den Mitteln machte, die in allen Feldlagern gemein sind: da waren ein Generalprofoß, ein Galgen, ein zur Exekution beorderter Trupp, ein sauber gehöhlter Graben und erbarmungslose Befehle aus dem Hauptquartier. Napoleon selbst erzählt uns am Rande des Grabes, daß die Krieger mit denen er die Erstlinge seines Ruhmes erfochten, nichts Besseres als Auswürflinge und Räuber waren. Interessant ist es zu erfahren, welcherlei Männer die Napoleonischen „Tapfern" waren, als sie von dem Verwüster geführt wurden. Der Bonaparte von Arcole und Lodi ist der beste Zeuge für die Qualität jener „Tapfern". Peinlich ist es, daß Napoleon I., der die Ehrenlegion gestiftet, seine Kriegskameraden für nichts Besseres denn als Kehlabschneider und Einbrecher angesehen hat. Napoleon hat sich um seine „Theilhaber am Ruhme," um die Russen bei Eilau, um seine Marschälle, um die Siechen und Verwundeten, um die Gefangenen zu Jaffa gerade so viel als um Leichen selbst gekümmert. Die Kasuistik, womit er in Bezug auf die Letztern sein Gewissen beschwichtigte, ist wo möglich noch verabscheuungswürdiger, als seine Theilnamslosigkeit. In der Korrespondenz macht es sich geltend, wie er die republikanische Freiheit verachtete, und daß er keine ehrgeizige Mitbewerbung des Ruhmes neben sich duldete. Aus den Briefen sieht der Ekel und Verdruß gegen die Heere die er selbst führte sehr deutlich heraus. 1793 kommandirte er die Artillerie im Süden; er war unermüdlich in der Verbesserung der Einzelheiten des Dienstes; er betonte stets die Fehler und mit besonderm Nachdruck die Methoden, die er angewandt, sie gut zu machen. Außer im Selbstlob ist er selten beredt, und doch wird man hingerissen, nicht blos von der vollendeten Meisterschaft in allen Punkten seines Dienstzweiges, sondern auch von dem Feuer, womit er andere Punkte umfaßte, Pläne für die Zukunft entwarf, Karten prüfte, Gemeine und Offiziere jedes Ranges und jeder Waffe überwachte und sich für eine sichere Stellung durch allerlei schlaue Mittel Bahn brach. Sein erster Bericht entwickelt die getroffenen Anordnungen bei Toulon, die ihn bis zum Jahresschluß beschäftigt. Januar und Februar 1794 leitete er die Befestigung Marseille's und andere wichtigen Küstenpunkte. Dann eröffnete sich die düstere Aussicht auf den italienischen Feldzug, und mit Seitenblicken auf Paris rollt die Korrespondenz, ein Schlachtgesang, mit Jubelrufen und Verwünschungen wechselnd, donnernd über Montenotte, Mondovi, Lodi, Mailand und Mantua. Wenige Briefe sind von Klagen und Beschwerden frei. Der allgemeine Eindruck ist der eines von Lastern unbefleckten Riesengenies, in einem nicht ganz unparteiisch gezeichneten Bilde umgeben von Erschlaffung, Unfähigkeit, Barbarei und Ehrlosigkeit. Man bedenke indeß, daß, als er diese Horden nach Italien führte, er sie auf ein lustiges Leben vertröstete und sie zu Thaten anreizte, wofür mancher Schelm dem Strang oder der Kugel verfiel. Die Proklamation vom 27. März 1796 aus dem Hauptquartier Nizza lautete: „Soldaten! Ihr seid nackt und hungert; die Regierung schuldet euch Alles und kann euch nichts geben. Eure Geduld und eure Seelenstärke, die ihr mitten in diesen ungastlichen Felsenöden entfaltet habt, sind bewundernswerth; allein sie verleihen euch keinen Ruhm, ihr habt keinen Glanz gewonnen. Ich werde euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, große Städte werden in eurer Gewalt sein; dort sollt ihr Ehre, Ruhm und Wohlsein genießen. Soldaten der Armee von Italien, werdet ihr es an Muth und Standhaftigkeit fehlen lassen?" War es einem Dragoner oder Musketier zu verargen, wenn er in diesem blendenden Gemälde die Aussicht auf Plünderung sah, zumal die Rationen seit Monaten so mager waren? Und doch beklagt sich Bonaparte schon in den nächsten Tagen gegen Carnot über den schlechten Geist, der unter seinen Bataillonen einreißt. In dem Lager zu Nizza brach eine Meuterei aus, die sofort durch rücksichtslose Strenge gedämpft wurde. Der erste Schuß, der in dem Feldzuge fiel, kam aus den Gewehren der zur Hinrichtung beorderten Soldaten. Aber auch das Herz des unbeugsam strengen Generals hätte sich erweichen müssen beim Anblick der Kolonnen, die, bleich vor Hunger, wankend vor Erschöpfung sich mühsam nach Albenga schleppten. Hier endlich kosteten sie auf einige Tage gutes Brot, frisches Fleisch und die Süßigkeit der nachgelassenen Zügel der Mannszucht. Der Marsch nach Montenotte wurde ohne ernstliche Störung zurückgelegt, und hier, in dem seiner Einbildungskraft noch neuen Lichte und Schwung des Ruhmes, begrüßte Bonaparte die französische Armee mit seinem Ruf: „Lange lebe die Republik!" Dabei waren die Truppen halb verhungert und es gab wenig zu plündern. Aus Lasengo erließ Napoleon den Tagesbefehl: „Der General en Chef drückt seiner Armee die Bewunderung ihrer Tapferkeit und ihrer Siege aus, die sie täglich über den Feind erficht; allein mit Abscheu ist er Zeuge der furchtbaren Plünderung, der sich einige unmännliche Elende ergeben haben, die nach vollbrachter Schlacht nur zu ihren Regimentern stoßen, um Ausschweifungen zu begehen, die das Heer und den französischen Namen entehren. Er befiehlt demnach: Der

Stabschef hat binnen vierundzwanzig Stunden einen Bericht über die moralische Führung der General-Adjutanten und Stabs-Offiziere anzufertigen. Die Divisions-Generale haben binnen vierundzwanzig Stunden dem General en Chef über die Moralität der höheren Offiziere, die seit der Eröffnung des Feldzuges unter ihrem Befehl gestanden, Bericht einzureichen .... Die Divisions-Generale sind ermächtigt, die Offiziere, die durch ihr Beispiel die schauderhaften Räubereien begünstigt haben, auf der Stelle zu degradiren, oder sie nach dem Fort Carré in den Antillen zu senden. Sie sind ferner ermächtigt, in Anbetracht der Umstände, Offiziere und Soldaten, die durch ihr Betragen Andere zur Plünderung aufgemuntert, und so die Manneszucht zerstört, Unordnung im Heere hervorgerufen und dessen Sicherheit und Ruhm gefährdet haben, auf dem Fleck erschießen zu lassen."

Darauf folgte eine heftige Rüge gegen die „Feiglinge", die sich nicht zu ihren Fahnen gesammelt, aus den Schlachtreihen sich gestohlen haben und die zu nichts weiter taugen, als jenseits des Var beim Wegebau verwendet zu werden. Aber diese Tagesbefehle hatten geringe Wirkung. Am 24. April 1796 schrieb Napoleon an das vollziehende Direktorium: „Sie haben keinen Begriff von dem Zustande der Armee; sei es im militärischen oder im administrativen Betracht. Bei meiner Ankunft fand ich sie unter der Einwirkung jeglicher Art des schlechten Geistes: ohne Haupt, ohne Manneszucht, ohne Subordination. Ich habe Exempel statuirt, ich habe jedes mögliche Mittel angewandt, den Dienst umzugestalten, und der Sieg hat das Uebrige gethan..... Indeß wird der Soldat, wüthend vor Hunger, zu Thaten hingerissen, daß man sich schämen möchte, Mensch zu heißen. Die Einnahme von Ceva und Mondovi wird mir gelegene Muße gewähren, und ich bin entschlossen, einige abschreckende Beispiele zu geben. Ich will die Ordnung wiederherstellen, oder aufhören, Führer dieser Räuber zu sein." In Cherasco schaffte er Ruhe. „Es geht Alles gut. Es wird weniger geplündert. Der erste Hunger der von Allem entblößten Armee ist gestillt. Die unglücklichen Verbrecher müssen aber doch ihre Strafe leiden. Nachdem sie drei Jahre zwischen den Alpenfirnen geseufzt hatten, betraten sie das gelobte Land und waren gierig, dessen Früchte zu schmecken. Ich habe Drei erschießen lassen und Sechs über den Var geschickt, um an dem Wegebau zu arbeiten.

Aus Bukuresť.

Die provisorische Kaimakamie hat unter dem 4. November auch an die romänische Bevölkerung der Walachei einen Aufruf erlassen, den wir als ein wichtiges Aktenstück für das Nachbarland hier folgen lassen. Der Aufruf lautet nach der Bukuresťer deutschen Zeitung:

Brüder und Landsleute!

Se. Majestät der Sultan, unser gnädigster Souzerain, in Vollziehung des 49. Artikel der am 19. August 1858 durch die Bevollmächtigten der hohen Mächte unterzeichneten Konvention zu Paris, hat Uns nach den Statuten des Landes durch seinen kaiserlichen Hatischerif die prov. Kaimakamie, bis zur förmlichen Wahl eines regierenden Fürsten, anvertraut. Im Bewußtsein der Hochwichtigkeit Unseres Auftrages sowohl, als der Verantwortung, welche Wir übernommen, fühlen Wir Uns gedrängt, vor Gott, Unserem Souzerain und Unseren Landsleuten hiermit die Gefühle laut zu manifestiren, welche Uns beleben, und welche Uns in der Zeit Unserer prov. Verwaltung zur unabweichlichen Richtschnur dienen sollen.

Uns selbst im Bereiche der strengsten Unparteilichkeit bewegend, fordern Wir auch Jedermann dazu auf, die Beachtung der Gerechtsame eines Jeden ohne Unterschied der Person, die Zurückweisung jeder ungesetzlichen Begünstigung und die Aufrechthaltung der legalen Ordnung zu bezwecken.

Die Verantwortlichkeit im Angesichte der hohen Mächte, vor Unserem Vaterlande, der Nachkommenschaft und Unserm Gewissen, wird Uns befähigen, jede Unregelmäßigkeit hintanzuhalten, die Intriguen zu verfolgen, zu entlarven, und bis in die Wurzel zu vernichten, koste es auch die schwersten Opfer und die größte Anstrengung, so wollen und hoffen Wir es mit den Uns anvertrauten legalen Mitteln zu erreichen. Es beseelt Uns der Glaube, daß Wir für diese Mühe und Sorgfalt die Achtung und den Dank Unserer Mitbürger verdienen, indem Wir Uns bemühen, Uns mit aller Loyalität der Uns anvertrauten Mission zu entledigen.

Brüder und Landsleute! Die Konvention vom 19. August eröffnet den vereinten Fürstenthümern eine neue Aera der Thätigkeit und zugleich die schönste Gelegenheit, Europa und der Welt zugleich unseren Patriotismus, unsere Gerechtigkeitsliebe und Mäßigung zu zeigen.

Nach den Bestimmungen im zweiten Anhange der Konvention sollen nächstens die Wahlen der Deputirten zum Landtage stattfinden, deren erste Arbeit die Wahl eines Staatsoberhauptes sein wird.

Laut, vor Gott und der Welt rufen Wir es Euch zu: Von Eurer Unparteilichkeit, Gerechtigkeit und Gottesfurcht hängt das künftige Wohl Eures Vaterlandes ab.

Wir bitten Euch also, die hohe Bedeutung des Momentes genau zu erfassen, denn von der richtigen Auffassung desselben hängt die Zukunft des Vaterlandes ab. Da diese Landes-Deputirten die gesammte Nation vertreten, für sie sprechen, handeln und endlich bestimmen sollen, so wäre Egoismus, Parteilichkeit, Eifersucht und Uneinigkeit geradezu der Verfall unserer Nation, und beschämender Undank gegen die hohen Mächte, welche durch diese Reorganisation unserer Verfassung uns einen so glänzenden Beweis ihres Wohlwollens für Uns, gegeben haben.

Durchdrungen von dem festen Vertrauen, daß in diesem großen Momente, wo ganz Europa auf uns blickt, der Romäne zeigen wird, daß er Selbstbeherrschung und Achtung vor dem Gesetze besitzt, wenden Wir uns noch insbesondere an alle Zivil- und Militär-Funktionäre mit der ernsten Bemerkung, wachsam und gerecht zu sein, jede Unordnung, Untreue oder Störung der öffentlichen Ruhe nach allen Kräften hintanzuhalten, und genau die Richtung der Gesetzmäßigkeit zu beachten, welche die Kaimakamie sich vorgezeichnet und eben so laut manifestirt hat, ja man ermangelt nicht, noch einmal zu erwähnen, daß jeder Ungehorsame auf das Strengste, nach dem bestehenden Gesetze bestraft werden würde.

Auf diese Weise, Brüder und Landsleute, werden wir gewiß

das erwünschte Ziel erreichen, die Achtung der hohen Mächte, den Dank unserer Nachkommen und des Himmels Segen gewinnen.

Em. Balliano, J. Manu, J. A. Philippesku.

Für den Herrn Staatssekretär:

N. Lachowari.

Tagesnachrichten.

Fogarasch, 9. Nov. Die Errichtung von einem comfortablen Gast- und Einkehrhauses in unserem Marktorte war sowohl für die Bewohner von Fogarasch als hauptsächlich für durchreisende Passagiere ein lang gefühltes Bedürfniß. Fogarasch, der Mittelpunkt zwischen Hermannstadt und Kronstadt, an der Hauptkommerzialstraße Siebenbürgens gelegen, das einzige wichtige Emporium in einem Umkreise von 10 Meilen, entbehrte seit längerer Zeit eines ordentlich eingerichteten Gast- und Einkehrhauses. Es fehlte uns durchaus nicht an Lokalitäten oder an Mitteln, sondern vielmehr an einem unternehmenden Geist, der die Lokalverhältnisse zu erwägen und zu seinem materiellen Vortheil auszubeuten verstand. Erst vor Kurzem reflektirte auf diesen Umstand ein unternehmender Mann, der gewesene Gastwirth auf der Promenade zu Mediasch Herr D. D. und pachtete auf eine längere Reihe von Jahren den in allen Theilen so verwahrlosten, mehr einer Csarda auf den Pußten Ungarns, als einem Gasthause ähnlichen Baron Bruckenthal'schen Gasthof, renovirte denselben und richtete die Gast- und Einkehrzimmer auf das Geschmackvollste ein. Dessen ausgezeichnete Küche, billigen Preise und prompte Bedienung lassen nichts zu wünschen übrig, und sind die Ursache des tagtäglich sich mehrenden Zuspruchs. Herr D. wird auch für seine anerkannten lobenswerthen Bemühungen im Interesse des Publikums in Kürze reichlichen Lohn ernten. F.

* Der „K. K." bringt auf Grund zweier Wiener Briefe die freudige Nachricht: Siebenbürgen werde eine Eisenbahn erhalten, nur die Route sei noch unbestimmt. Dank der unermüdeten Thätigkeit des Wiener Komité's haben Se. k. k. Apost. Majestät mit Erlaß vom 26. Oktober l. J. den Direktor der Eisenbahn-Arbeiten, den k. k. Ministerialrath Karl Ritter v. Ghega, mit der Untersuchung der Linien beauftragt. Die Ankunft des Herrn Ministerialrathes in Siebenbürgen soll nahe bevorstehend sein.

* Arad, 6. Nov. Wir haben vor Kurzem an der gleichen Stelle die Ansicht ausgesprochen, die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Eisenbahn bedürfe heutzutage keiner weitern Auseinandersetzung mehr, und jetzt sind kaum 14 Tage vorüber und wir glauben fast, daß wir uns geirrt und daß es vielmehr — bei uns wenigstens — dringend geboten erscheint, die Bedeutung und den Werth, welchen die Eisenbahnverbindung für Arad haben könnte und sollte, immer und immer wieder zu erörtern, damit der Arader Handelsstand endlich über das, was er zu thun habe, sich klar werde, und er den versäumten Moment, der so günstig für seine Interessen, wie der gegenwärtige, kaum mehr sich gestalten dürfte, nicht einst bitter beklage. Bei der nun hergestellten Verpflichtung unserer Stadt in das große Schienennetz der Monarchie, bildet sie, vorderhand wenigstens, den Schlußpunkt und ist ihrer Lage nach berufen, den Verkehr von und nach Siebenbürgen und der Walachei zu vermitteln. Es ist dies jetzt keine überaus schwierige Aufgabe, da es konstatirt ist, daß die Linie Wien-Pest-Arad-Hermannstadt um volle sieben Meilen — was auch immer von anderer Seite dagegen behauptet werden mag — kürzer ist, als die Linie Wien-Pest-Temeswar-Hermannstadt; von diesen sieben Meilen fallen sechs Meilen allein auf die Bahn, so daß der Zentner Fracht je nach der Waarenklasse über Arad um 8, 12 bis 16 kr. billiger zu stehen kömmt, als über Temeswar. Die Temeswarer Handelskammer hat diese Vortheile ganz richtig anerkannt und ihrerseits bereits daran gedacht, wie es möglich zu machen wäre, den siebenbürgischen Transit, welcher unter den obwaltenden Umständen naturgemäß über Arad gehen müßte, von ihr abzulenken und für Temeswar zu erhalten. — Weit entfernt ein solches Bestreben für berechtigte Interessen tadelnswerth zu finden, soll es vielmehr Arad, insbesondere aber den Handelsstand anspornen, auch seinerseits für die Interessen Arads mit aller Thatkraft in die Schranken zu treten, damit der Transit, eine Lebensfrage für unsere Stadt, von ihr nicht abgelenkt und sich in ein anderes Geleise gewöhne, von wo er dann nur mit großer Mühe wieder abgeleitet werden könnte. Als öffentliches Organ einer der blühendsten und intelligentesten Städte Niederungarns haben wir es für unsere Pflicht erachtet, einen Gegenstand zur Sprache zu bringen, der für selbe von großer Bedeutung ist, der aber auch, wenn diese nicht geschwächt werden soll, ein rasches, thatkräftiges Wirken, vor Allem von Seite des Arader Handelsstandes zur unbedingten Nothwendigkeit macht, und wir sind mit Vergnügen bereit, eingehenderen, diesen Gegenstand berührenden Erörterungen, auch von anderer fachkundiger Feder, die Spalten unsers Blattes zu öffnen. (Arad. Z.)

* Bei der am 2. Nov. stattgehabten Verlosung der fürstlich Edmund Clary'schen Lotterie-Anleihe wurden folgende Nummern mit Gewinnsten gezogen: Nr. 6826 gewinnt 30,000 fl. à 100 fl. gewinnen Nr. 34,097, 21,035, 6106, 29,680, 23,361, 33,938, 10,832, 34,606, 34,980, 39,576, 11,560, 40,135, 16,916, 14,348, 38,504, 30,637 und 27,623 à 60 fl. gewinnen Nr. 593, 12,723, 21,940, 21,115, 29,879, 1849, 27,049, 28,829, 6718, 2578, 35,244, 36,656, 8720, 37,643, 25,325, 33,731, 14,334, 5378, 23,491, 959, 36,953 und 703.

* In Wien wurden in den letzten Tagen Oktobers und den ersten des Novembers täglich 45,000 Gulden neue Währung in Beträgen zu 10 und 5 Gulden in Neukreuzern und halben Neukreuzern ausgegeben. Gegen 8 Millionen Neukreuzer sind bereits in der Residenz- und Reichshauptstadt verwechselt worden. Die Behörden haben mit großer Humanität und Geduld die Bevölkerung in die neue finanzielle Aera Oesterreichs eingeführt. Gegen Uebelwollende, welche ihre Nebenmenschen zu übervortheilen die Absicht hatten, wurde die strengste Ueberwachung gehandhabt.

* Es wird den geneigten Lesern noch erinnerlich sein, daß voriges Jahr ein halb blindes Mädchen in Brünn durch das Wunder der St. Walpurgis geheilt, wurde und daß diesfalls ein Hirtenbrief erfolgte. Heute melden mehrere Zeitungen, das Mädchen wäre nun völlig erblindet.

* In Innsbruck soll eine Gebäranstalt eröffnet werden. Tirol besitzt nur ein derartiges Institut zu Trient, welches bisher jährlich gegen 500 Entbindende aufnahm. Die Mädchen — denn solche fanden zumeist Unterkunft — mußten daher oft eine weite und nicht gefahrlose Reise unternehmen. Diesem Uebelstand soll nun abgeholfen werden.

* Zu Mitgliedern der moldauischen Kaimakamie sind ernannt worden: Der Exminister des Innern Katargi, der Expräsident des fürstlichen Divans Basil Stourdza, der Exjustizminister Pano.

* Der Sultan Abdul Medschid hat acht Mitglieder des Finanzrathes in Disponibilität versetzt und den überflüssigen Aufwand der Beamten der Pforte beschränkt. — Der Erzbischof von Brussa, Namens Kevork ist zum Patriarchen der nicht-unirten Armenier ernannt worden.

* Ein neues Ministerium ist in Preußen zu Stande gekommen. Fürst von Hohenzollern, Ministerpräsident; Flottwell, Inneres; Auerswald, Staatsminister; Schleinitz, Auswärtiges; Bonin, Krieg; Patow, Finanzen; Regierungspräsident Püller, Landwirthschaft; Bethmann-Hohlweg, Kultus; der Handels- und der Justizminister von der Heydt und Simeons behalten ihre Portefeuilles.

* Wie man aus Stuttgart schreibt, schwebte dieser Tage der König von Württemberg nebst seiner Tochter, der Königin der Niederlande, in nicht geringer Gefahr. Derselbe wollte auf einer Spazierfahrt eine sehr steile, gepflasterte Steige, Eßlingen zu, hinauffahren, einen Weg, der in der Regel nur von Fußgängern gebraucht wird. Se. Majestät lenkte selbst den Wagen. An einer der steilsten Stellen wurde eines der Pferde scheu, zerschlug die Deichsel, bäumte sich über das andere Pferd, und drückte es so nieder, daß dasselbe den Fuß brach. Der König und seine Tochter waren in großer Gefahr, vermochten jedoch mit Hilfe der Nachreiter unversehrt aus dem Wagen zu kommen. Der König ließ sich eine neue Equipage beischaffen und setzte die Fahrt weiter fort.

* Aus Ancona wird unterm 4. Nov. berichtet, daß vom 29. Oktober bis 3. November 17 Schiffe verunglückt sind, darunter 9 österreichische, 2 egyptische, 2 griechische und 4 päpstliche.

* In Sardinien feierten die in den Hochthälern der Cottischen Alpen zerstreut lebenden Waldenser Gemeinden am 17. August ihr jährliches Erinnerungsfest. Es ist ihre Sitte jährlich einmal auf einem der Plätze zusammenzukommen; wo einst ihre Vorväter für ihren Glauben gekämpft nnd geblutet. Und wahrlich, es fehlt ihnen nicht an der Auswahl; man könnte sagen: jede zollbreite Erde dieser Gebirgsthäler ist mit Märtyrer- und Heldenblut gedüngt, und ihre Geschichte eine Märtyrer- und Heldengeschichte. Für dieses Jahr hatten sie die Clampet-Matte zum gemeinsamen Versammlungsorte erkoren. Hier spielte sich die nicht am wenigsten blutige Seite ihrer Geschichte ab. Hier wollten sich in einem humanern Jahrhundert unter dem milden Szepter Victor Emanuels die Nachkommen der Glaubenshelden versammeln, die hier geblutet. Viele Tausende waren gekommen, nnd doch glaubte man auf der Wiese nur eine einzige Familie versammelt, so brüderlich herzlich war das Zusammenleben, so treu und warmgefühlt der Händedruck. Es wurde doch, ohne ein Wort der Intoleranz zu verlieren, jener blutig schweren Zeit gedacht, wo ihre Nachbarn ringsum gegen das Häuflein Unchristen auszogen, um dasselbe zu vernichten und unverrichteter Dinge wieder umkehren mußten. Es wurde auch der Jetztzeit gedacht, die es, Gott sei gedankt, so weit gebracht, daß in diesem Lande jeder seinen Gott nach seiner Weise und seiner Herzensmeinung verehren darf. Und als die Männer ihre Hüte abnahmen und die Frauen die Hände falteten und sie insgesammt einen Dankchoral anstimmten, der von den Alpenwänden zehnfach wiedertönte, so war es eine unvergeßliche Szene, in welche aus dem Hintergrund der im Alpenglühroth strahlende einsame Bergriese Mont Viso gar wunderbar hereinleuchtete. Einstmals hatte der Alte auch geglüht, aber es war der Wiederschein der um ihn herum brennenden Waldenser Dörfer; heute antworteten seine Schluchten mit einem Dankesecho für die Glaubensfreiheit.

* Die durch auswärtige Blätter in Paris bekanntgewordene Feststellung des Effektivstandes der österreichischen Armee auf 551,000 Mann hat in allen Kreisen große Ueberraschung verursacht. Man fragt sich unwillkührlich, aus welchem Grunde wohl eine so ansehnliche Militärmacht bereit gehalten wird, wenn von Frankreich aus nicht die mindeste Gefahr droht? Trotz allem Bramarbasiren denkt man hier an alles andere eher, als ans Kriegführen. Hiezu fehlt es an so manchem, was vor und während des Krieges unentbehrlich ist; die Finanzen befinden sich in einem bejammernswerthen Zustande; an das Aufbringen eines neuen Staatsanlehens ist nicht zu denken, weil die Rothschild'sche große Eisenbahn-Operation alle disponiblen Kapitale absorbiren wird; außerdem sind zwar die Kadres der französischen Armee volljährig, aber der Präsenzstand der Mannschaft ist noch nie so geringe, als eben jetzt gewesen; vier Fünftel derselben sind auf Urlaub und läßt gar nichts auf eine Einberufung schließen. Wenn in allen Ministerien eine so geringe Thätigkeit wie eben im Kriegsministerium herrschen würde, könnte man in der Wirklichkeit auf die unverbrüchliche Dauer der kaiserlichen Devise l'empire c'est la paix schwören.

* Die bekannte Angelegenheit mit dem getauften Judenkind erhält eine ganz andere Bedeutung und wenn die deutschen Journale die römischen Juden genauer kennen würden, hätten sie keinen so gewaltigen Lärm geschlagen. Den Franzosen war die Judenangelegenheit sehr erwünscht, weil sie dadurch Gelegenheit fanden, die päpstliche Regierung ein wenig zu beunruhigen. Die französische Regierung hat ihren Journalen erlaubt, viel Lärm zu machen, um späterhin den Sturm zu beschwören, wie Karl V., welcher, während er den Papst in der Engelsburg gefangen hielt, Prozessionen für seine Befreiung anstellte. Die Franzosen sind über die Anwesenheit des Prälaten, Grafen von Merode (der jüngste Sohn des berühmten verstorbenen belgischen Staatsministers) in Rom und über seinen Einfluß auf den Papst und den Kardinal Antonelli nicht gut zu sprechen. Dieser Einfluß hat zwei Motive: die hervorragenden Eigenschaften des Grafen und das Geschenk von 50,000 Fr. Renten, das er jährlich dem Papste für die Gefängnisse von Rom macht, deren geistlicher Direktor er ist. Alle Versuche der französischen Diplomatie, den Grafen aus Rom zu entfernen, sind fruchtlos geblieben. Graf von Merode ist konstitutionell und theilt die Ideen seines Schwagers, des Grafen Montalembert, und ist sehr häufig unfreundlich gegen die Franzosen, und identifizirt Frankreich

mit dem Kaiser. Mehrere französische Priester wurden auf Merode's Veranlassung von Rom entfernt und es war nahe daran, so hätte der Graf es durchgesetzt, daß man das in Rom bestehende französische Seminar aufgehoben hätte. Wo Graf v. Merode dem französischen Einfluß entgegenwirken kann, da thut er es, weßhalb die Franzosen sehr erbittert gegen ihn sind. — Der Papst hat wegen dem getauften Judenkind ein Memorandum an alle europäische Regierungen erlassen, worin der genaue Sachverhalt der ganzen Geschichte dargestellt ist. Es heißt darin, das Kind sei nun einmal getauft, und dieses sei nicht mehr zu neutralisiren.

* In Mornas in Frankreich hat der Wahnsinn eines Mannes dem tapferen General Salles das Leben gekostet. Die Geschichte wird in folgender Weise erzählt: „Der Herr Graf de Chanaleilles, ehemaliger Oberstlieutenant im 68. Linien-Regiment, war vor einem Monat in seiner Wohnung in Mornas angekommen. Eine äußerst lebhafte religiöse Exaltation hatte sich seit einigen Tagen seiner bemächtigt und gab sich bald unter der Gestalt eines um so gefährlicheren Wahnsinnes kund, als der Oberst einen äußerst heftigen und reizbaren Charakter besitzt. Die Gräfin de Chanaleilles versuchte zuerst allein und mit einem bewunderungswürdigen Muthe, ihren Mann zu beschwichtigen; zuletzt entschloß sie sich aber, ihre Schwiegermutter, die Gräfin von Chanaleilles, die das Schloß Chambonas bewohnt, zu benachrichtigen und den General de Salles, Stiefbruder des Herrn von Chanaleilles (Beide sind die Söhne des Grafen Chanaleilles). Beide kamen gestern in Mornas an. Der Kranke hatte seine Zustimmung dazu gegeben, mit seinen Verwandten nach Paris zu reiten, und Frau von Chanaleilles Mutter verließ des Abends um 6 Uhr Mornas, um die Nacht in Montbeltard zuzubringen. Um 8 Uhr Abends begab sich Frau von Chanaleilles Tochter mit General de Salles auf einen Augenblick zu der ihr befreundeten Familie de Vincenty. Herr von Chanaleilles, der gerade in seinem Zimmer betete, erhob sich plötzlich, und da er seine Frau vermißte, so rief er, daß man sie ihm geraubt habe. In schreckhafter Wuth stürzte er durchs ganze Haus, bemächtigte sich in seiner Bibliothek eines sechsläufigen Revolvers und feuerte zwei Schüsse ab, die seine Köchin und einen Mann in der Straße leicht verwundeten. Frau von Chanaleilles und der General eilten herbei. Letzterer stürzte sich über seinen Bruder her, um ihn zu entwaffnen. Herrn von Chanaleilles gelang es aber, die Hand, worin er die Waffe hielt, freizumachen und sie loszudrücken. Die Kugel traf den General in die linke Seite, und er stürzte nieder. Herrn von Vincenty und einer anderen Person gelang es, sich des Wüthenden zu bemächtigen und ihn an die herbeigeeilten Gendarmen abzuliefern. Der General hatte die Kraft, aufzustehen und sich nach dem Hause des Herrn von Vincenty zu begeben, wo ihm die erste ärztliche Hilfe zu Theil wurde. Die Kugel konnte bis jetzt jedoch nicht sehr gefährlich sein. Er hat nur geringes Fieber und sein volles Bewußtsein..... Ich bin mit Frau von Chanaleilles überein gekommen, ihren Mann nach dem Asyl von Mont de Vergues zu bringen. Der Unglückliche befindet sich seit gestern in der Kaserne unter strenger Ueberwachung. Ich besuchte ihn in Gesellschaft des Unter-Präfekten. Er erkannte uns. Sein Wahnsinn ist sehr seltsamer Art. Man hat ihm befohlen, so sagte er uns, inmitten der Emeute von Mornas zu kämpfen: er hat seine Pflicht gethan, und er ist stolz darauf. — Nach neuen telegraphischen Mittheilungen ist General Salles an seinen Wunden gestorben.

* In Rußland hat der Kaiser Alexander nicht nur das ältere Verbot der Bibelgesellschaften aufgehoben, sondern diesen auch eine namhafte Unterstützung aus dem russischen Staatsschatze zugesichert. Ueber die befohlene Reform des Unterrichtswesens in Rußland und Polen liegen uns neuere Berichte vor, wornach die durchgreifendsten Aenderungen zur Ausführung kommen sollen. Augenfällig ist das deutsche Unterrichtswesen zum Vorbild genommen. Die Universitäten sollen ganz wie die deutschen eingerichtet, die Sonderung der Fakultäten aufgehoben, die Jahreskurse in Semestralkurse verwandelt, die jährlichen Studentenexamina und die Studentenuniformen abgeschafft werden u. s. w. Auch die Gymnasien sollen in vieler Beziehung umgeformt und zum Theil mit Realklassen versehen werden. Außerdem wird die Zahl der Volksschulen außerordentlich vermehrt, und selbst für jüdische Schulen sind bedeutende Summen angewiesen. Auf den Antrag des Ministers des Innern ist die Gründung einer Unterstützungskasse für die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland genehmigt worden. Aus dieser Kasse, welche durch freiwillige Beiträge gebildet wird, sollen die Kosten zur Erbauung von Kirchen, Schulen, Wohnhäusern für Geistliche und Lehrer bestritten, armen und kranken Mitgliedern Unterstützungen gewährt, der Schulunterricht und die Bildung von Lehrern gefördert werden.

* Die russische Stadt Orel ist ein Raub der Flammen geworden. Die Feuersbrunst dauerte von 30. Sept. bis 2. Okt. und hat alles vernichtet. 600 Häuser und die steinerne Eliaskirche sind niedergebrannt. Die Flammen wurden vom Winde auf ein naheliegendes Dorf getragen, das auch zu Grunde ging.

Kronstädter Nachrichten.

Die opto-plastische Weltausstellung des Herrn Blanc im Eckgewölb des Kaufhauses ist heute eröffnet worden. Diese Ausstellung enthält die Merkwürdigkeiten von Konstantinopel, Athen, Egyptens Ruinen, den englischen Glaspallast von Sydenham bei London und den Crinolinen-Scherz. Wir machen die Kunstfreunde auf diese opto-plastische Weltausstellung hiermit aufmerksam.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. 30 kr. mit Post 6 fl. 30 kr. ins Ausland 7 fl. österr. W.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 133 . Montag, den 15. November. 1858.

Korrespondenz Napoleon's I.

II.

Während Napoleon jene, in unserer ersten Mittheilung erwähnten tugendentflammten Donnerworte gegen die Raubsucht seines Heeres ausströmte, scheint er selbst nach der Beute lüstern gewesen zu sein. „Vor Allem", schreibt er im Mai 1796 an den Bürger Faypolt, „schicken Sie mir eine Liste der Gemälde, Statuen, Kunstkabinete und Merkwürdigkeiten, die in Mailand, Parma-Piacenza, Modena und Bologna vorhanden sind." Diese Gewaltthätigkeit, über die er sich beklagt, gehörten in eine gemeinere Kategorie und fanden aller Wahrscheinlichkeit nach nur geringe Abhilfe durch die „schrecklichen Exempel", die fast bei jeder Haltstelle statuirt wurden. In Tortona waren „Straßenraub" und „Plünderung" der stehende Text der Klagen. „Lorbeer" und „besudelt" kommen fast immer in Verbindung vor. Napoleon selbst handhabte die Verwüstung als rechtmäßiges Werkzeug der Eroberung; so bedroht er in seiner schrecklichen Proklamation an die Mailänder Jeden mit dem Tode, der im Besitz von Waffen oder Pulver entdeckt würde. Aber den Soldaten verbot er unabläßig das Rauben. Zu Brescia, wo er seinen Grenadieren und Karabiniers für ihre Tapferkeit dankte, tadelte er einige unter ihnen bitter: „die durch das Verbrechen des Plünderns ihren militärischen Charakter entehrt haben." Es sollte, fügte er hinzu, nicht das Geringste von den Einwohnern ohne baare Zahlung genommen werden. Das war allerdings politisch, obgleich das Geld sehr knapp war, und obgleich es den französischen Kolonnen sehr schwer fiel, sich täglich mit einer ausreichenden Mahlzeit zu versehen.

Die Ausschweifungen der Armee scheinen Napoleon fast bis zur Verzweiflung erbittert zu haben. Zuweilen vergleicht er sich mit Holagu an der Spitze der Tataren, oder Natir, welcher der verlöschenden Gluth-Asche Delhi's zuschaut. Von Mailand erließ er einen Tagesbefehl, der an Heftigkeit die früheren weit hinter sich ließ:

„Der General en Chef hat in Erfahrung gebracht, daß trotz seinen wiederholten Befehlen die Armee beim Plündern beharrt, und daß den friedlichen Einwohnern die Häuser ausgeraubt und verwüstet werden. Diese schändliche Aufführung Einzelner, die über das Heer Gefahr und Schande bringen, veranlaßt den General, ohne Verzug so strenge Maßregeln anzuwenden, wie sie ihm zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung nothwendig erscheinen. Demgemäß befiehlt er: Die Divisions- und Brigade-Generale sind bei eigener Vertretung gehalten, jeden Soldaten, welchen Ranges auch, und jede Person im Gefolge der Armee, der oder die auf einem Plünderungsakt ertappt wird, verhaften, nach Kriegsrecht aburtheilen und in Gegenwart ihrer versammelten Truppen erschießen zu lassen. Die Korps-Kommandanten und Kompagnie-Führer haben die Aufführung ihrer Untergeordneten auf dem Marsch, im Lager, in den Kantonnements zu überwachen und jeden Soldaten ohne Ausnahme zu verhaften, welcher der Plünderung bezüchtigt oder bei Diebstahl ertappt wird. Da nun eine Fahrläßigkeit ihrerseits die Armee bloßstellen könnte, so erklärt der General en Chef hiermit, daß er jeden Kommandeur und Offizier, der seine Schuldigkeit in dieser Hinsicht nicht gethan hat, einem Kriegsgericht übergeben wird. . . Die Armee soll wissen, daß Mannszucht, Weisheit und Achtung vor dem Eigenthum die Stützen des Sieges sind; daß Plünderung und Diebstahl nur von Feiglingen begangen werden; daß solche Menschen unwürdig sind, in den republikanischen Reihen zu dienen; daß sie gegen die Ehre ihrer Kriegsgenossen verschworen sind; daß sie kein anderes Ziel haben, als die durch so viel Muth und Standhaftigkeit errungenen Lorbeeren mit ihrem Gifthauch zu beflecken. Soldaten, Patrioten, Republikaner, ergreift diese Schurken, überliefert sie dem Schwert des Gesetzes! Ihr rettet damit die Ehre der Armee, ihr sichert damit die Triumphe eurer Waffen! Ihr erwerbt euch den doppelten Anspruch auf die öffentliche Dankbarkei, indem ihr einstimmig Krieg erklärt den Trabanten des Despotismus und den unmoralischen Parteigängern der Unordnung und des Raubes."

Der Nachdruck dieser Sprache zeugt von der Größe des Uebels. Da der Krieg sich durch sich selbst ernährte, so drang die Armee vorwärts, „schrecklich, wie das Feuer des Himmels", nach der Lieblingssprache Napoleons, die in der Korrespondenz bei jedem Anlaß auftaucht. Zu Tortona bildete der gewaltige General gleichsam einen Mittelpunkt, von dem flammende Drohungen, blitzende Proklamationen nach allen Richtungen der Windrose zuckten. Z. B. an den Gouverneur von Alessandria: „Ich verlange die sofortige strenge Bestrafung dieser Soldaten" — die mißvergnügte Garnison von Serravalle war gemeint. An die Kriegskommission: „Der Grundherr von Arquata und seine Frau haben sich von ihren verrätherischen Instinkten leiten lassen. Ich fordere die Kriegskom-

Digitized by Google

mission auf, die Untersuchung gegen sie nach dem Kriegsgesetz zu eröffnen." An die Tiroler: „Allen, die zu den Waffen greifen und uns als Feinde behandeln, werden wir schrecklich sein, wie des Himmels Feuer: wir werden ihre Häuser verbrennen und ihre Dörfer zerstören." An General Berthier: „Sperren Sie alle Glieder des Gemeinderaths von Bosco ein. Sagen Sie ihnen durch unseren Generaladjutanten, daß, wenn sie nicht die Meuchler in der Gemeinde ausliefern und auf dem Fleck eine Liste von mindestens zehn Namen anfertigen, ich sie sammt und sonders niederschießen lasse." An die Leute auf den kaiserlichen Domänen: „Wer, achtundvierzig Stunden nach Bekanntmachung dieses Befehls, mit den Waffen in der Hand ergriffen wird, wird erschossen." An den Senat von Genua: „Ganze Dörfer und Städte, worin ein einziger Franzose getödtet wird, werde ich abbrennen lassen. . . . Der Leichnam eines einzigen ermordeten Franzosen wird Unheil über ganze Gemeinden bringen." Gewiß mögen auch beherzte Männer im nördlichen Italien gezagt haben, als Bonaparte drohte, die „Scrivia mit Blut zu röthen und die Wasser des stolzen Genua mit anderem als Tyrischem Purpur zu färben." Aber den merkwürdigsten Gegensatz bildet es, wenn Napoleon dort die überwundenen Völker in solchem Tone bedroht und hier seine Armee zur Mäßigung und Menschlichkeit ermahnt. Welches Vorbild für den Soldaten in dem Oberhaupte, das auf folgende Weise Krieg führt:

„Am Tage nach dem Gefechte bei Borghetto verließ ich diesen Platz und begab mich nach Tortona; ich verhaftete die Gemeinde-Vorstände von sieben bis acht Dörfern, den anerkanntesten Höhlen des Meuchelmordes. Ich ließ sie einsperren, und ihnen sagen, daß, wenn ich nicht innerhalb einer Viertelstunde eine Liste der Meuchelmörder in ihren Dörfern habe, ich sie alle erschießen lasse. Schnell genug war ich im Besitz eines namenreichen Katalogs. Auf der Stelle ließ ich eine Kolonne unter dem Befehl des General-Adjutanten Leclerc ausrücken. Zwei Stunden darauf war jedes Dorf umstellt, und vor Abend wurden die angeklagten Mörder vor ihren Häusern erschossen. Den nächsten Tag marschirte der Brigadier Launcey nach dem Dorfe Arquata und legte es in Asche."

Durch die ganze Sammlung sieht man den großen abenteuerlichen Mann mit übermenschlicher Arbeit, unter mannigfaltigen Widerwärtigkeiten die französische Armee zu einem Schwerte schmieden und dessen Griff seiner Faust anpassen. Durch unbeugsame Strenge — der Stern der Ehrenlegion schimmerte noch wie umnebelt über den Kriegs-Artikeln — zu Prätorianern geschult, waren die Eroberer Italiens darauf abgerichtet, ihrem General zuerst im Lager und dann in der Hauptstadt das Wort Vivat Imperator! zuzujauchzen.

Bericht über die Einweihung der evang. Schule A. B. am 27. Oktober 1858 in Brood.

(Schluß.)

Auf Mittag waren zu einem frugalen Mahle außer den hiesigen evangelischen Gemindemitgliedern auch die auswärtigen Festtheilnehmer wie auch die hiesigen Honorationen, die Herren Vorsteher der verschiedenen Branchen und Kirchen eingeladen.

Die Festtafel wurde eröffnet mit einem kräftigen Männergesange:

„Das deutsche Lied" und
„Das ist der Tag des Herrn."

Die Stimmung während der Tafel war durchgehends eine freudige, offenherzige und gemüthliche. An vielen schönen Toasten fehlte es nicht und Referent muß gestehen, daß es nur geübten Stenografen oder den geehrten Herren Rednern selbst möglich gewesen wäre, all' die schönen Reden und Gedanken, welche wie Blitze schnell zündeten und hell leuchteten, getreu wieder zu geben. Allein neben dem Geistigschönen, wurde auch das Reellschöne hier zu Tage gefördert, neben dem Gedanken auch die That in Ausübung gebracht. Und dies ist es, woran wir ein Bild, wenn auch in schwachen matten Umrissen wieder zu geben versuchen wollen. Freilich muß man selbst gesehen und gehört haben, um die richtige Vorstellung und den rechten Eindruck zu erhalten, wie der älteste Greis unserer Gemeinde, Herr Gottfried Kirchner aufstand und erzählte, er erinnere sich noch auf die alte Schule, die er besucht und mehr einem dunkeln Stalle als einem Unterrichtszimmer ähnlich, die Wände aus Holz und Lehm, die Fenster statt Glasscheiben mit „Schlemmen" versehen. Er erinnere sich aber mit um so mehr Freude wie seither die Gemeinde mit gutem Erfolge die Kirche, den Thurm und nun auch die Schule zweckmäßig erbaut habe. Er wisse, daß dies die Gemeinde viele Mühe und Anstrengung gekostet; er wisse, daß diese Bauten der Gemeinde nun selbst zur Ehre gereichen: er wisse aber auch, wem diese Gemeinde nächst Gott dies Alles zu danken hätte. Vor allen ihren würdigen Seelsorgern, hauptsächlich dem unvergeßlichen viel verdienten seligen Herrn Pfarrer D. J. Leonhard und seinem ebenso würdigen Herrn Sohne und Nachfolger Friedrich Leonhard, welcher, was der selige Herr Vater angefangen aufs Beste vollendet habe. Man muß ihn gesehen haben, wie nun der ehrwürdige Alte festen Schrittes vortrat und im Namen der Gemeinde dem geliebten Pfarrer als Bauleiter zur bleibenden Erinnerung einen silbernen Becher überreichte und ein Lebehoch ausbrachte.

In gleicher Weise wurde von der Gemeinde dem unermüdlichen Herrn Stadtphysikus Dr. Franz Hammer, welcher einen Weg sowohl als auch eine Quelle ausfindig gemacht, auf dem und durch die nicht nur die Schule ausgebaut, sondern auch nach 12 Jahren eine ergiebige Rente für sie darbieten wird, — ebenfalls ein silberner Becher zur Erinnerung übergeben. So ehrt, schätzt und — dankte die evangelische Gemeinde denen, welche sich das meiste Verdienst um den Schulbau erworben haben; (denn rühmliche Verdienste hat Jeder, auch der Aermste, der hier zum Schulbau mehr gethan als sonst Reiche nicht zu thun pflegen.) — In rascher Runde kreisten nun die beiden silbernen Becher und jeder Festgenosse brachte einen stillen oder lauten Wunsch. Und jeder lautvernommene Wunsch umfaßte eine kostbare Perle oder eine herrliche Blume aus dem Schatze oder Schmucke der Menschheit. Obenan strahlte Se. k. k. apostolische Majestät Franz Joseph I., Kaiser des einigen Oesterreichs, daran reihte sich Se. Exzellenz unser menschenfreundliche Landesgouverneur Fürst Friedrich v. Liechtenstein, dann der wissenschaftsfreundliche Kult- und Unterrichtsminister Graf Thun, der Jubelgreis und Superin-

tendent G. P. Binder, Schulrath J. K. Schuller, Kreishauptmann Friedrich Thiemann, Kreisgerichtspräsident Friedrich Kirchner, Sparkassadirektor M. Herbert, die Lehrer, die beiden Baumeister Leopold und Fischer, die Gemeinde, der Bürger- und Gewerbsstand und die Eintracht und Liebe aller Nations- und Glaubensgenossen in Broos. — Wiewohl nun hiemit ein herrlicher Blumenkranz geschlossen zu sein schien; so glaubte doch der Advokat Herr Karl Leonhard noch eine Christblume hinein zu flechten. Er trank auf das Wohl Derjenigen, welche für die Unterstützung der Witwe und der Waisen des beim Schulbau Verunglückten ihr Scherflein niederlegten. Eine Sammlung milder Beiträge wurde eröffnet; nach einigen Minuten zeigte die Liste über 50 fl. K.M. und dürfte in einigen Tagen leicht 100 übersteigen, wo dann die Sammlung geschlossen und deren Verwendung näher bestimmt werden wird.

So endigte hier einer der denkwürdigsten Tage in der Geschichte des Evangelischen A. B. Es war ein wahrer Festtag, den viele und hochgestellte Festgenossen verherrlichten. Möge er ihnen allen eine freundliche Erinnerung bleiben und Zeugniß geben von dem Gemein- und Wohlthätigkeitssinn, der Opferwilligkeit, Eintracht und Gemüthlichkeit des jetzigen Geschlechts. Möge dieser gute Geist in allen verwandten Erscheinungen auf die Nachkommen sich forterben. Möge mit diesem Tage eine neue Epoche der Hebung und des Fortschrittes des hiesigen Volksschulwesens beginnen. Möge die neue Schulanstalt blühen, gedeihen und die reichsten Früchte tragen.

Zum Schlusse hatte es sich die tanzlustige Jugend nicht nehmen lassen, eine angenehme Tanzunterhaltung zu veranstalten, deren Ertrag zum Beste der innern Schuleinrichtung verwendet werden soll.

Der Schluß des ersten Konziliums in Wien.

Wien, 9. November. Am letzten Samstag — 6. Nov. — um 2 Uhr geruhten Se. k. k. apostolische Majestät den Kardinal Fürst-Erzbischof von Wien sammt den zum Provinzial-Konzilium versammelten Bischöfen, Aebten, Vertretern der Domkapitel und anderen geistlichen Personen Allergnädigst zu empfangen. Se. Eminenz richtete an Allerhöchstdieselben folgende Worte:

Euer Majestät!

Allergnädigster Herr!

Das Land, dessen Name nun einem Kaiserthume gehört, ist durch Gottes Fügung der erste Kern geworden, um welchen her die Völker des Reiches Eu. Majestät sich gereiht haben. Seit sechs Jahrhunderten sind Oesterreichs Erinnerungen und Geschicke mit denen des erhabenen Hauses Eu. Majestät verschmolzen, und wiewohl es anderen Theilen des Kaiserthums an Ausdehnung nachsteht, so wird es doch in Allem, was die Anhänglichkeit und Hingebung für Allerhöchstdieselben betrifft, sich mit dem zweiten Platze nie begnügen. In einer ernsten Zeit an den höchsten irdischen Ort berufen, wissen Eu. Majestät die Lebensbedingungen der Völker nach allen Seiten hin zu würdigen, und wiewohl der Enkel Rudolph's von Habsburg des wägenden Verstandes nicht bedurfte, um Gott und seine Kirche zu ehren, so erkennen Eu. Majestät doch vollkommen, wie wichtig die Religion, die Führerin zu einem höheren Dasein, auch für die Zustände der Staaten sei, und zwar gegenwärtig mehr als jemals.

Die Vereinbarung, welche Eu. Majestät mit dem heiligen Stuhle geschlossen haben, ist ein großes Werk, und so wenig das wahrhaft Große, weil für Jahrhunderte berechnet, der Huldigung des Augenblicks sicher ist, dennoch wird seine Bedeutung schon jetzt von allen erleuchteten Katholiken bis über das Weltmeer hinüber gefeiert. Unter Gottes gnadenreichem Beistand wird die kirchliche Wiedergestaltung in das innerste Leben der Völker verjüngend eingreifen. Die Bischöfe sind es daher Gott, der Kirche und Eu. Majestät schuldig, nichts zu unterlassen, um das Begonnene zum Ziele zu führen. Zu den ältesten, ehrwürdigsten und wichtigsten Einrichtungen der Kirche gehören die Konzilien, welche von den Aposteln des Herrn ihren Ausgang nehmen. Durch die Huld Eu. Majestät ist mir vergönnt, was meinen Vorgängern im Erzbisthume versagt blieb, und die Kirchenprovinz Wien, deren Grenzen die des Erzherzogthumes sind, hält ihr erstes Konzilium. Seine Berathungen haben keine andere Aufgabe und seine Beschlüsse keinen anderen Zweck, als alle höheren Ueberzeugungen zu stärken und für jede Pflichterfüllung wirksam zu machen. Wenn der Erfolg unseren Hoffnungen entspricht, so gebührt dafür die Ehre vor Allem Gott, von welchem jede gute Gabe kömmt, dann aber Franz Joseph dem Ersten, Welcher der kirchlichen Thätigkeit ihren Spielraum zurückgegeben hat. Wir bitten daher Euer Majestät, die Huldigung unserer tiefsten Ehrfurcht und den Ausdruck unserer innigsten Ergebenheit und Dankbarkeit gnädig empfangen zu wollen. Wenn die großen Wahrheiten, welche den Himmel mit der Erde verbinden, durch das Konzilium nachdrücklicher bezeugt und nachhaltiger ins Leben eingeführt werden, als es durch die Anordnungen einzelner Bischöfe geschehen könnte, so werden die Früchte unserer Bemühungen dem Staate nicht minder als der Kirche gehören und die Weisheit Eu. Majestät wird durch einen neuen Erfolg gerechtfertigt sein. Der Segen des Vaters alles Trostes und Lichtes und Heiles walte über Eu. Majestät, über Ihrer Majestät der Kaiserin, über dem Erben der Zukunft, in welchem des Vaters Ruhm und Geist fortleben wird, über dem ganzen erlauchten Kaiserhause und über allen Völkern und Landen, welche durch Oesterreichs Thron und Namen vereinigt sind.

Se. k. k. Majestät geruhten zu erwidern:

Durch das Konkordat habe Ich die Schranken beseitigt, welche in Meinem Reiche, die Kirche in Entfaltung ihrer segenreichen Wirksamkeit beengten. Ich habe dabei in dem festen Vertrauen gehandelt, daß die Bischöfe, durchdrungen von dem Gefühle der erhöhten Verantwortlichkeit, die fortan auf ihnen lastet, der ihnen wieder eingeräumten Rechte mit Eifer und Sorgfalt sich bedienen werden. Jedes Zeichen, daß diese Erwartung in Erfüllung gehe, gereicht Mir zu wahrer Befriedigung, und deßhalb freue Ich Mich, daß Sie bestrebt sind, der

Entwicklung eines regeren kirchlichen Lebens eine wohlerwogene, feste Grundlage zu geben.

Ich freue Mich, zumal die Bischöfe und Prälaten dieser Kirchenprovinz, in deren Anhänglichkeit an Mich und Mein Haus Ich das vollste Vertrauen habe, zum ersten Konzilium versammelt zu sehen, unter der Leitung Euerer Eminenz, deren unverbrüchliche Treue und hohe Weisheit Ich in den schwierigen Verhältnissen erprobt habe. Gott segne das Werk, zu dem Er Sie berufen hat. (Wien. Ztg.)

Kronstädter Nachrichten.

Heute am 15. Nov. ist in der sechsten Morgenstunde in einer gesperrten Materialwaarenhandlung in der Klostergasse Feuer ausgebrochen, das durch die Ratten entstanden war. Dieses gefräßige Ungeziefer vermehrt sich bei uns sehr stark, obgleich man schon allerlei Mitteln zu seiner Vertilgung angewendet hat. Die Ratten nagten an den Zündhölchen-Vorräthen, wodurch diese in Brand gerathen sind. Das Feuer wurde zum Glücke eher gelöscht, als die andern Waaren, welche im Laufe dieser Tage lizitando verkauft werden, von den Flammen ergriffen wurden. — Vor einigen Tagen ist einem armenischen Kaufmann Abends vor dem Klostergässerthore gegen die Altstadt durch einige bisher noch nicht entdeckte Diebe, seine nicht unbedeutende Barschaft gewaltthätig geraubt worden. Die Behörde hat großen Eifer entwickelt, um die Thäter zu entdecken. — Unsere Straßenbeleuchtung, welche bisher immer das Stichblatt in allen Gesellschaften war, ist nun vortrefflich. Die Straßenlaternen werden mit Photogengas gefüllt und leuchten excellent. Heute früh nach sechs Uhr fanden wir noch am Ecke des Roßmarktes die Laterne brennen. In allen Straßen herrschte bei der früheren Oelbeleuchtung vollkommene Dunkelheit, aber dieses Photogengas strömt ein glänzendes Licht aus, daß drei Laternen eine ganze Straße sehr hell beleuchten. — Der Teich in der Turnschule war gestern der Tummelplatz der lebensfrohen Jugend. Alles vergnügte sich mit Schlittschuhlauf, der immermehr Freunde und Freundinnen bei uns in Kronstadt findet.

Der sehr renomirte Photograph Hr. Büchner ist hier angekommen, um sich bleibend in Kronstadt zu etabliren und mit Hrn. Herter in Kompagnie zu treten. Diese beiden Künstler werden ausgezeichnete Sachen zu Stande bringen. Wir hatten Gelegenheit Arbeiten aus Herters Atelier zu sehen, die vortrefflich gelungen sind. Unsere Kunstfreunde mögen es nicht versäumen die humanen Künstler in ihrem Atelier zu besuchen, wo sie höchst gelungene Bildergruppen finden werden.

Mannigfaltiges.

* Ueber zwei siebenbürgische Landsleute, von dem renomirten Reisenden Dr. Martin Honigberger und dem Kaufmann (wenn wir nicht irren Friedrich) Binder, sind Nachrichten eingelaufen. Dr. Martin Honigberger war kürzlich in Paris und ist zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit nach Algerien gegangen, wo er die Kameel- und Eselmilchkur gebrauchen will. Kaufmann Binder, der längere Zeit in Alexandrien lebte, befindet sich seit 1848 in Chartum. Nach dem Abzug des österr. Konsuls dieser Nation, Dr. Heuglin, versah der apostolische Missionär Dal Bosco diesen Posten; da aber dieser am Fieber hart erkrankte, berief er am 9. August alle österreichischen Unterthanen in Chartum und veranlaßte sie zu einer provisorischen Consulswahl. Es erschienen 15 Mann und der Siebenbürger Binder erhielt die Stimmenmehrheit, wurde auch gleich anerkannt, bis von Wien die weiteren Befehle kommen. Am 18. August wurde des Kaisers Geburtsfest würdig in der Kirche gefeiert. Sogar der englische Konsul, der sonst das ganze Jahr in der Kirche nicht sichtbar ist, war anwesend. Abends gab Hr. Binder ein Bankett, bei dem alle in der Stadt wohnenden Oesterreicher und die geistlichen Herren der Mission erschienen. Den übrigen Missionsgliedern sandte Hr. Binder einige Flaschen Wein, damit auch sie Se. kais. Majestät hoch leben lassen konnten. Die Nachricht über Binder ist dem Fremdenblatt entnommen.

Kronstädter Theater.

Dienstag den 16. d. M. findet die Benefice des Schauspielers Hrn. Victor-Ernest statt. Wir fühlen uns verpflichtet, einige Worte des Dankes und der Anerkennung über diesen geschätzten Künstler und Landsmann, der als Gast an hiesiger Bühne in so kurzer Zeit der Liebling des Publikums geworden ist, unsern Spalten einzureihen.

Herr Victor-Ernest hat durch die Vielseitigkeit seines schönen Talentes in allen seinen Rollen — besonders aber als Garrik in „Doktor Robin," Zimburg in „die Bekenntnisse" und Felix Warden in „Rose und Röschen" in Wahrheit Vorzügliches geleistet, und bekundete in Allem den denkenden Schauspieler, sowie den gebildeten Mann. Sein Spiel blieb immer in den Grenzen des feinsten Anstandes und der Wahrheit und verdient vor Allem seine Eleganz in den Bewegungen, wie sein übersprudelnder Humor die volle Würdigung.

Wir halten es daher für Pflicht, dem liebgewordenen Gaste, der in Folge eifrigen und erfolgreichen Studiums im Auslande jetzt seiner Heimat und seinen Landsleuten gewiß nur volle Ehre macht, hiemit unsern herzlichsten Dank für die genußreichen und heitern Abende auszusprechen, zugleich aber auch unsere lieben Mitbürger aufzufordern, die gewiß allgemeine Gunst, der sich Herr Victor-Ernest erfreut, durch rege Theilnahme an seinem Benefice auch in der That und umsomehr an den Tag zu legen, als es, wie wir aus sicherer Quelle erfahren, seine letzte Gastrolle auf hiesiger Bühne sein wird.

August Rose, der Dichter und seine Zeit, heißt das neue bürgerliche Drama, welches der Gast zu diesem Zwecke gewählt hat, und es wird unserm geehrten Publikum gewissermaßen noch Gelegenheit geboten, auch über ein dramatisches Werk sein Urtheil zu fällen, welches eine Blüthe der Nation, ein vaterländisches Produkt schon vor kompetenten Richtern sich der vollsten Anerkennung erfreut hat.

Es verspricht somit dieser Abend in doppelter Weise anziehend und genußreich zu werden.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. 30 kr. mit Post 6 fl. 30 kr. ins Ausland 7 fl. österr. W.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 134 Mittwoch, den 17. November. 1858.

Kaiserliche Verordnung vom 9. November 1858.

wirksam für alle Kronländer, mit Ausnahme des lombardisch-venetianischen Königreiches und der Militärgrenze, betreffend die kumulative Anlegung des Waisenvermögens, auch dort, wo sie noch nicht besteht.

§. 1. In Hinkunft sind von den Gerichten die Barschaften der neuzuwachsenden Pupillen und Kuranden ihres Gerichtssprengels, wenn sie nicht nach den bestehenden Gesetzen zweckmäßiger für sie abgesondert fruchtbringend zu machen sind, in einer gemeinschaftlichen Waisenkasse anzulegen. Den k. k. Steuerämtern als gerichtlichen Depositenämtern liegt die Uebernahme, Aufbewahrung und kassenmäßige Verrechnung des in die gemeinschaftliche Waisenkasse gehörigen Vermögens ob.

§. 2. In diese gemeinschaftliche Waisenkasse haben alle für die genannten Pflegebefohlenen eingehenden Barschaften, sie mögen in Zinsen, Kapitalien oder in was immer für andern Geldempfängen bestehen, wenn sie nicht nach §. 1 abgesondert anzulegen sind, einzufließen. Von der bisherigen Verpflichtung zur Abfuhr dieser Barschaften an den Tilgungsfond hat es abzukommen.

§. 3. Die Vorschriften der gegenwärtigen Verordnung haben auch dort überall in Anwendung zu kommen, wo bei den Gerichten bereits gemeinschaftliche Waisenkassen bestehen. Dagegen sind die in einigen Kronländern von den früheren Gerichtsinhabungen an die neuen Gerichte übergegangenen, dermalen in der Verwaltung der Finanzbehörden stehenden gemeinschaftlichen Waisenmassen, deren Fortführung mit den Verordnungen vom 16. Nov. 1850 und 5. Dezember 1850 näher bestimmt wurde, noch ferner nach diesen Verordnungen abgesondert zu behandeln und zu verrechnen.

§. 4. Im Falle, wenn einem mit seinem Barvermögen an den in der Verwaltung der Finanzbehörden stehenden gemeinschaftlichen Waisenmassen betheiligten Pflegebefohlenen in der Folge ein anderweitiges Barvermögen zufallen sollte, ist die Einleitung zu treffen, daß sein in der erwähnten Kumulativmasse befindlicher Antheil ausgeschieden und mit dem neuen Vermögen vereint, in der neuerrichteten gemeinschaftlichen Waisenkasse von dem Gerichte verwaltet werde; es ist jedoch die Uebergabe des dem Pflegebefohlenen an der Kumulativmasse gebührenden Antheils mit Genehmigung der Pflegschaftsbehörde möglichst durch Zession gesetzlich sichergestellter Kapitalien an die neue Waisenkasse gebührenfrei zu bewerkstelligen.

§. 5. Unter den obenerwähnten anderweitigen Vermögen sind unbehobene Zinsen von dem in der älteren Kumulativmasse befindlichen Antheile des Pflegebefohlenen nicht verstanden; ein solcher Vermögenszuwachs durch unbehobene Zinsen hat daher die Ausscheidung des Stammvermögens aus der älteren Kumulativmasse und dessen Uebertragung in die neu errichtete gemeinschaftliche Waisenkasse nicht zur Folge, jedoch kann diese Uebertragung von der Finanz-Behörde nach den Bestimmungen des §. 4 verfügt werden. — Nach den Bestimmungen des §. 4 ist auch vorzugehen, wenn die Befriedigung der Pflegebefohlenen aus der älteren Kumulativmasse zum Zwecke der gänzlichen Auflösung derselben durch Zuweisung sichergestellter Kapitalien ausführbar ist.

§. 6. Die gemeinschaftliche Waisenkasse hat jedem Pflegebefohlenen, sobald für ihn ein Betrag von wenigstens zwanzig Gulden österr. Währung eingegangen ist, denselben mit fünf von Hundert zu verzinsen. Für Beträge, welche einzeln oder zusammengenommen die Höhe von zwanzig Gulden österr. W. nicht erreichen, und von Restbeträgen, welche sich durch Theilung des erliegenden Betrages durch 20 ergeben, hat die gemeinschaftliche Waisenkasse keine Zinsen zu vergüten.

§. 7. Die Verzinsung erfolgt nur nach ganzen Monaten. Für Beträge, welche vom 1. bis einschließlich 15. eines Monats einfließen, hat die Verzinsung vom 1. des nächstfolgenden Monats; für Beträge, welche vom 16. bis zu Ende eines Monats einfließen, erst nach Ablauf des nächsten Monats zu beginnen.

§. 8. Die Barschaften der gemeinschaftlichen Waisenkassen sind mit Beschleunigung fruchtbringend auf Hypotheken gegen gesetzliche Sicherheit, und nur wenn solche Hypotheken nicht zu erlangen sind, auf eine andere gesetzlich zulässige Art anzulegen.

§. 9. Die aus diesen Kassen bewilligten Darlehen sind mit fünf von Hundert zu verzinsen. Diese Darlehen sind von beiden Seiten halbjährig aufkündbar und müssen durch 10 theilbar sein. Die Zinsen sind halbjährig in Vorhinein und nach ganzen Monaten zu berichtigen. Bei Zuzählung der Darleihen ist der halbjährige Zinsenbetrag sogleich abzuziehen.

§. 10. Die Verzinsung des bei der Kasse angelegten Vermögens jedes Pflegebefohlenen hört erst mit der Erfolgung des

Digitized by Google

Vermögens auf, jedoch werden die Zinsen nur bis zum Schlusse des der Rückzahlung vorausgehenden Monats beglichen.

§. 11. Der in einer gemeinschaftlichen Waisenkasse sich ergebende Gebahrungsüberschuß ist als ein Reservefond zu behandeln, und sohin zunächst zur Deckung der sich etwa ergebenden Verluste zu verwenden.

Kurzer Bericht über die am 29. Okt. 1858 abgehaltene Generalversammlung des Burzenländer Pensions-Institutes für Geistliche und Lehrer.

Unter den verschiedenen Humanitätsanstalten, deren sich Kronstadt erfreut, hat auch das Burzenländer Pensions-Institut für Geistliche und Lehrer bis noch seinen gedeihlichen Fortbestand gefunden. Zeugniß davon gibt auch die gegenwärtig am Schlusse des Verwaltungsjahres abgelegte Jahresrechnung.

Wenngleich nun diejenigen, die sich für dieses Institut interessiren und die es eigentlich allein angeht, in der am 29. Okt. l. J. abgehaltenen Generalversammlung sich vom Stande und von der Wirksamkeit desselben zu überzeugen Gelegenheit gehabt haben, so dürfte es denn doch denen, welche an der Versammlung Theil zu nehmen verhindert waren, so wie den auswärtigen Mitgliedern des Instituts nicht unangenehm sein, einige nähere Aufschlüsse über die Gebahrung des Instituts auch im abgelaufenen Rechnungsjahre veröffentlicht zu sehen. Ja es ist sogar eine Pflicht, die die Humanität gebietet, wie auf alles Heilsame und Gute, das der bürgerlichen Gesellschaft zum Frommen dient, so auch auf dieses Institut die öffentliche Aufmerksamkeit in unserm Bezirke hinzulenken, um dadurch auch diejenigen, die noch draußen sind, die an demselben bis noch sich nicht betheiligt haben, die nöthige Kenntniß von dem Fortbestand und der gedeihlichen Wirksamkeit desselben zu verschaffen, und sie dadurch gleichfalls zur Theilnahme an den segensreichen Früchten desselben zu veranlassen. Doch zur Sache.

Nach einigen einleitenden Worten, mit denen der Instituts-Direktor die Versammlung eröffnete, und in denen er die aus dem Rechnungsabschluß sich ergebenen Hauptmomente berührte, wurde zuerst das Protokoll der vorjährigen Generalversammlung, so wie auch die der seit der Zeit abgehaltenen Ausschußsitzungen abgelesen und zur Kenntniß genommen.

Sodann wurde die Jahresrechnung, welche zuvor in den Vormittagsstunden desselben Tages vom Ausschusse Punkt für Punkt geprüft und richtig befunden worden war, abgelesen. Aus derselben erhellt, daß mit Ende dieses Rechnungsjahres das Institutsvermögen in 9860 fl. 6 1/10 kr. K.M. besteht. Auch ist die Zahl der Mitglieder 1. Klasse 106 und die 2. Klasse 45. — Gegenwärtig zählt das Institut 9 Pensionistinnen. Eine Pension erster Klasse hat sich in Folge der bedeutenden Rückstände im abgelaufenen Jahre blos auf 56 fl. 15 kr. K.M. belaufen, indem nach der bisherigen Verwaltungsmodalität immer nur der wirklich eingegangene zu Pensionen bestimmte Betrag ausgetheilt wird, die Rückstände aber erst, wenn sie eingebracht sind, ausgezahlt zu werden pflegen.

Auf Grund der vom Ausschuß vorgenommenen Prüfung der Rechnung ertheilte hierauf die Generalversammlung den Institutsbeamten wie gewöhnlich das Absolutorium de praeterito. Hierauf entspann sich eine weitläufigere Debatte darüber, ob die bisherige Modalität bei Auszahlung der Pensionistinnen jedesmal nur von dem wirklich eingegangenen zu Pensionen bestimmten Betrag den Betreffenden ihren Antheil auszuzahlen und ihnen den Rest, sowie er eingeht, nachzuliefern, beizubehalten; oder aber ob die Pensionsgebühr in jedem laufenden Jahr den Statuten gemäß berechnet und auch sofort, ohne auf die Rückstände Rücksicht zu nehmen, den Witwen und Waisen herausgegeben werden solle. In Anbetracht dessen, daß mancher Pensionistin, wenn ihr ein Theil der Pension, worauf sie gerechnet, und wornach sie ihre Ausgaben vielleicht im Voraus bemessen habe, oft längere Zeit vorenthalten werde, Verlegenheiten bereitet würden; so wie in Anbetracht dessen, daß sich das Institut dafür, daß es den Betrag zur Pensionsauszahlung theilweise vorstrecke, durch die vom Staate bei allen Humanitätsanstalten bewilligten und hinfort auch bei diesem Institut mit unnachsichtlicher Strenge einzutreibenden Verzugszinsen von den mit ihren Zahlungen im Rückstande Gebliebenen, für zureichend entschädigt halten könne: wurde der Beschluß gefaßt, es sollte, wenn auch nicht im nächsten, so doch im darauffolgenden Rechnungsjahre die Pensionsgebühr, ohne auf die rückständigen Beträge Rücksicht zu nehmen, immer vollzählig ausgezahlt und dadurch den Pensionistinnen die Vortheile gesichert werden, die sie anzusprechen berechtigt seien.

Im ferneren Verlaufe der Verhandlungen rügte ein Mitglied den Uebelstand, daß, wiewohl das hochlöbl. Ober-Konsistorium dieses Pensions-Institut als Zwangsanstalt für alle im Kronstädter Bezirk seit 1854 anzustellenden Lehrer in Kirche und Schule erklärt habe, dennoch mehrere besonders auf den Ortschaften dieses Bezirkes angestellte Lehrer die segenreichen Vortheile des Instituts noch immer nicht anerkennen wollten und demselben bis noch nicht beigetreten seien. In ihrem Interesse dürfe ihre Lauheit ihnen nicht ferner nachgesehen werden, vielmehr sei es Pflicht auch der vorgesetzten Behörden, nachdem obiger Beschluß allen Lokal-Konsistorien seiner Zeit bekannt gegeben worden sei, die seit der Zeit angestellten und dem Institut noch nicht beigetretenen Lehrer sogar im Zwangswege zum Beitritte zu veranlassen. In Beziehung hierauf beauftragte die Generalversammlung die Institutsbeamten, Einem löbl. Bezirks-Konsistorium eine erneuerte eindringliche Vorstellung dieserwegen mit der Bitte vorzulegen, die säumigen dem Lehrkörper unseres Bezirksangehörigen jedoch dem Institut noch nicht beigetretenen Individuen zum Beitritt zum Institute sogar im Zwangswege zu veranlassen.

Hiemit wurde die Versammlung für geschlossen erklärt.

Es diene noch schließlich allen denen, welche dem Institute beizutreten Willens sind, zur Nachricht, sich mit den nöthigen Dokumenten als Taufschein, Kopulationsschein, ärztliches Zeugniß bei dem derzeitigen Kassier des Instituts, Hrn. Stadtprediger Karl Nußbächer melden zu wollen. Mögen alle, die die Sache angeht, dies recht bald thun, um nicht in den spätern Jahren, wenn sie die Heilsamkeit des Instituts deutlicher einsehen, es beklagen zu müssen, den Beitritt alsdann erst durch bedeutende Opfer von Al-

tersnachträgen erkaufen zu müſſen, wie ſolche Fälle leider zum Nachtheile der Betreffenden noch immer ſtattfinden. (Für das laufende Jahr ſteht die Aufnahme in das Inſtitut nur noch während des Monats November offen.)

Kronſtadt, den 3. November 1858.

Pädagogiſche Winke.

Geſammelt von E. Thieß.

1. Früheſte Sorge für das Kind.

Die phyſiſche oder körperliche Erziehung beginnt genau genommen ſchon vor der Geburt des Kindes, und von dem Benehmen der hoffenden Mutter hängt unendlich Vieles ab. Sie ſoll ſich daher ſelbſt bewachen, ſchonen, ſo viel es möglich iſt vor leidenſchaftlichen Zuſtänden hüten und ihrer hohen Beſtimmung jede ſinnlich-heftige Neigung und jeden ſchädlichen Hang zum willigen Opfer bringen.

Wohl dem neugebornen Kinde, wenn es die erſte Nahrung an der Bruſt einer ſolchen Mutter findet, die mit dem Gefühl ihrer ganzen Pflicht zugleich das Gefühl von Kraft und Geſundheit verbinden kann. Unverzeihlich iſt es, wenn die geſunde Mutter aus Bequemlichkeit das Kind nicht ſtillt, ſondern lieber Vergnügungen nachgeht, und eine Amme die Liebe des Kindes mit der Mutter theilt. Nicht Ammen, die Mütter ſelbſt ſind beſtimmt ihre Kinder zu ernähren. Wollen ſie von dieſen geliebt ſein, ſo müſſen ſie dieſe Liebe durch thätige Mutterliebe verdienen.

Zu berückſichtigen iſt, daß das Kind nicht überfüttert werde- weil es dadurch um Kraft und Munterkeit, ja ſelbſt um alle freie Entwickelung der Geiſteskräfte gebracht wird.

Man lehre die Kinder nichts, was ſie von ſelbſt lernen, ſo z. B. nicht das Gehen. Gängelbänder und andere Hülfen taugen nichts. Man laſſe ſie immerhin auf weichen Decken und Grasplätzen hundertmal hinfallen und wieder aufſtehen. Kriechenlaſſen der Kinder iſt daher ſehr zu empfehlen. Man helfe ihnen, wo ſie es nöthig haben, laſſe ſie aber auch, ſo viel wie möglich, ſich ſelbſt helfen. Mit den Kräften entwickelt ſich in ihnen die Fähigkeit dieſe Kräfte zu beherrſchen und hiedurch ein ſelbſtbewußtes individuelles Daſein. Wir kommen völlig unwiſſend in einem ungeſchickten Leibe auf die Welt, aber mit der Fähigkeit zu lernen. Es ſchlummern im Innern des Kindes Keime von Gottesgaben, die ſich mit den Jahren entwickeln.

Ein großer Mißbrauch iſt's, daß man den Kindern zuletzt recht früh ſprechen zu lernen; eben dadurch lernen ſie ſpäter und zudem verworren reden.

Kinder, welche man früh zum Sprechen antreibt, haben nicht hinlänglich Zeit um das zu begreifen was man ſie nachſprechen läßt; ſie mißverſtehen es. Das Kind darf nicht mehr ſagen, als es zu denken vermag. Ein großer Fehler iſt das ausdruckloſe, ſeelenloſe Sprechen. Beſonders achte man darauf, daß das Kind keine Pöbelſprache lerne, ſo wie auch Fluchreden.

Wie daher die Mutter die erſte Nährerin des Phyſiſchen ihres Kindes ſein ſoll, ſo ſoll ſie auch von Gottes wegen ſeine erſte geiſtige Nährerin ſein; und die Nachtheile, die durch das zu frühe Schulen und alles das, was an den Kindern ihrer Natur zuwider gekünſtelt wird, ſind groß zu achten.

Mannigfaltiges.

* Das militäriſch-geographiſche Inſtitut in Wien entwickelte in dieſem Jahre eine ſehr anerkennenswerthe Thätigkeit, die ſich namentlich in der Vollendung der Spezialkarten der Kronländer Böhmen und Dalmatien im Maßſtabe von 1 : 144,000 manifeſtirte. Die Aufnahme von Ungarn dürfte innerhalb zwei Jahren vollendet ſein, da Se. Majeſtät für dieſen Zweck eine Vermehrung des Perſonals zu genehmigen geruhte.

* (Miß Ella doch ein Mann.) Die „Voſſ. Ztg." ſchreibt aus Berlin: Was im vorigen Winter hier als komiſche Ente auf den Flügeln des Gerüchts umherflatterte — die Verwandlung der vielbewunderten, viele Männerherzen entflammenden Miß Ella in einen Jüngling, hat ſich jetzt als nicht mehr wegzuläugnende Wahrheit herausgeſtellt. Von ſicherſter Hand, von der Hand des „Fräulein-Jünglings" ſelbſt, iſt ſoeben hier die Nachricht eingelaufen, daß ſich die ſchöne Kunſtreiterin entpuppt hat und im Circus zu London als: Herr Olmar Stokkes ihre graziöſe Kunſtfertigkeit zeigt.

* Nürnberg, 4. Nov. Am 23. Oktober iſt die Karthäuſer-Kirche mit ihren Nebengebäuden, nach erfolgter Räumung von Seite des k. Militärs (welchem dieſelben als Magazin früher überlaſſen waren), in den vollſtändigen Beſitz des Germaniſchen Muſeums übergegangen. Beſagte Kirche iſt in dem edelſten gothiſchen Style des 14. Jahrhunderts errichtet. Während ihre Außenſeite wohlerhaltenen Baufand nachweiſt, iſt die Reſtauration des Innern jetzt begonnen worden. Sowie ſchon eine der Nebenkapellen bereits vollſtändig eingerichtet, werden die zwei andern gleichfalls zur Aufbewahrung kirchlicher Alterthümer dienen. In der großen Kirche werden außer Glasmalereien, Todtenſchilden, größere Kirchengegenſtände der älteren deutſchen Kunſtperioden und des chriſtlichen Alterthums Aufnahme finden.

* Im „Cincinnati Scientific Artiſan" ſchildert ein Doktor Cox das Ergebniß einer Analyſe, die er mit ſechszehn Partien importirten Weines angeſtellt. Sie beſtanden aus Port, Sherry und Madeira. Nicht einer der genannten Weine enthielt einen einzigen Tropfen Traubenſaft. Die Baſis des Madeira beſtand aus Hopfen, Honig, Rhum, Schwefelſäure ꝛc.; des Sherry aus Malz, Bittermandel-Oel, Schwefelſäure und Cognac; die des Portweins aus Aepfelmoſt, verdünnter Schwefelſäure, Alaun ꝛc. ꝛc.

* Die ruſſiſche Geſellſchaft zu Nizza hat beſchloſſen eine Eiſenbahn von Nizza oder Villafranca nach Canea über Veſuvia zu erbauen. Großfürſt Konſtantin, welcher nächſtens in Nizza eintreffen wird, ſoll über die Ausführung dieſes Projektes definitiv entſcheiden.

* Aus den italieniſchen Hafenorten treffen noch immer Nachrichten von Unglücksfällen ein, die in Folge der ſtürmiſchen Wit-

terung eine sehr große Zahl von Schiffen betroffen hat. Es sind viele Menschenleben und viel Eigenthum zu Grunde gegangen.

* In Bukuresť bildet gegenwärtig — trotz der durch die politischen Ereignisse hervorgerufenen allgemeinen Aufregung — ein in den höheren Gesellschaftskreisen vorgefallener Skandal das allgemeine Stadtgespräch. Ein junger Bojar, H., der die schöne Tochter einer der ersten Bojaren-Familien geheiratet hatte, war von dem bösen Dämon der Eifersucht geplagt, und seiner Wuth, so wird erzählt, soll vor zwei Jahren der eigene Bruder zum Opfer gefallen sein. H. behandelte seine Gattin in wahrhaft tyrannischer Weise und war roh genug, sie mit Stockprügeln zu traktiren. Kürzlich erfann er einen teuflischen Plan, um die Arme zu verstricken und ihren vermeintlichen Geliebten zu verderben. Er zwang sie nämlich durch die furchtbarsten Drohungen, an einen jungen Bojaren, R., ein Billet-doux mit der Einladung zu einem Rendezvous zu schreiben: „denn, sagte er, ist er nicht Dein Liebhaber, wie Du behauptest, so wird er gewiß nicht kommen." Die Frau ließ sich einschüchtern und schrieb das fatale Urias-Briefchen. R., von geträumtem Liebesglück bethört, ging wirklich in das Haus der schönen Bojarin in der Hoffnung, sie allein zu finden. Beim Eintritt in das bezeichnete Zimmer wurde er in der furchtbarsten Weise enttäuscht. Er fand den racheschnaubenden Gatten, der ihn von einigen stämmigen Zigeunern binden und knebeln ließ und dann auf die empörendste und brutalste Weise mißhandelte. Zum Schlusse ließ er den geprügelten und aufs Gröbste beschimpften R. die Treppe hinabwerfen. Daran hatte H. noch nicht genug. Nachdem er eine That verübt, die ihn selbst auf die schändlichste Weise gebrandmarkt, ging er in den Salon, wo eben eine zahlreiche Gesellschaft bei seiner Frau versammelt war und erzählte die begangene Schändlichkeit und das Motiv derselben mit beispielloser Schamlosigkeit.

* Ueber den kürzlich gemeldeten Tod des Schwiegersohns des Sultans Ali Ghalib Pascha werden folgende Details gemeldet: Ali Ghalib hatte sich in Begleitung seines Kiaia von seinem Palaste in Balta-Liman in das Rosenthal hinter Bujukdere begeben, um dort in heiterer Gesellschaft zu speisen. Man war in das Thal zu Wagen hinausgefahren, während ein Kaik mit drei Paar Rudern am Quai von Bujukdere wartete, um sich dem Pascha nach dessen Belieben zur Verfügung zu stellen. Gegen halb 8 Uhr trat der Pascha den Rückweg an; ein Bekannter, der ihm begegnete, machte ihn aufmerksam, daß der Abend kühl sei, und er deßhalb lieber den Weg zu Lande einschlagen solle; der Pascha aber erwiederte, daß er nichts besorge, indem er einen guten Pelz habe. Der Abend war schön, und wenn gleich dunkel, doch nicht nebelig, und das Boot des Paschas, von drei türkischen Kaikdschis geführt, die der Pascha vor Kurzem statt griechischer Bootsleute angestellt, glitt rasch die Wellen. Auf der Höhe von Kalender hörte man das dumpfe Geräusch eines nahenden Dampfers. Derselbe trug drei Lichter auf den Masten und der Pascha befahl seinen Leuten, sich an die Küste zu halten. Der Dampfer — es war die „Helen Fancitt," Eigenthum des Herrn Hanson, welche eine fröhliche Gesellschaft von Prinkipo nach Therapia zurückführte — suchte sich ebenfalls dem Lande zu nähern, um der Strömung auszuweichen, und in diesem Augenblicke scheinen die Kaikdschis ein übel berechnetes Manöver gemacht zu haben. Der Kapitän des Dampfers sah das Boot in den Weg kommen, rief es an und befahl die Maschine zu stopfen; die Kaikdschis suchten vorbeizukommen, bei der Anstrengung zerbrachen die zwei vorderen Paare der Ruder, das dritte war nicht mehr stark genug und das Boot kam dem Rade nahe, welches das Vordertheil desselben zerbrach. Der Dampfer war noch immer nicht zum Stillstand gebracht und entfernte sich jetzt vom Boote, während die darauf befindlichen Leute Hilfsgeschrei ertönen ließen, das bis zum Lande hörbar war. Während man dort Anstalten traf, Rettungsboote abzuschicken, suchten die Kaikdschis das Boot flott zu erhalten; die Strömung und die Bewegung der durch den Dampfer aufgewühlten Wellen begünstigten jedoch das Einströmen des Wassers. Ali Ghalib scheint seine Geistesgegenwart bis an das Ende bewahrt zu haben; er fragte ob einer seiner Leute schwimmen könne, und legte, auf die bejahende Antwort, seinen Säbel und sein Oberkleid ab, um sich mit Hilfe des Schwimmens zu retten. Mittlerweile war es dem Dampfer gelungen, umzukehren; ein Boot ward herabgelassen, und auch vom Lande kam man zu Hilfe. Es war jedoch zu spät; das Wasser hatte das Kaik völlig erfüllt, es schlug um, und Ali Ghalib, so wie der Kaikdschi, dessen Hilfe er in Anspruch genommen, wurden nicht mehr gesehen. Der Kiaia und einer der Domestiken, so wie der Kaikdschis hingegen wurden gerettet. Trotz der angestrengtesten Nachforschungen und des Preises von 200,000 Piaster, den die Familie ausgesetzt, wurde der Leichnam des Verunglückten noch nicht gefunden. Ali Ghalib war bekanntlich der dritte Sohn Reschid Paschas und zählte erst 26 Jahre.

* Zwischen den Barrieren und den Fortifikationen in Paris bestehen zahlreiche Schenken, Tanzlokale und Prostitutionshäuser. Auf Befehl des Kaisers werden die letztern ganz aufgehoben und die meisten Tanzbefugnisse eingezogen. Das Barrierenleben in Paris erhält dadurch einen harten Schlag, aber die Aufhebung dieser Lokale liegt im Interesse der Sittlichkeit und es wird dadurch vielen groben Exzessen vorgebeugt.

* Vor einigen Tagen ist in der Londoner City das jährliche Lordmayors-Bankett gegeben worden, wozu der französische Botschafter Marschall Pelissier Herzog von Malakoff und Lord Derby geladen waren. Die Reden waren der westmächtlichen Allianz überaus günstig und verhießen ganz Europa tiefen Frieden. Der Friede wäre sehnlich erwünscht, damit Handel und Gewerbe, die nun schon so lange stocken, endlich wieder in Flor gelangen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Götz's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. 30 kr. mit Post 6 fl. 30 kr. ins Ausland 7 fl. österr. W.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 135 — Freitag, den 19. November. — 1858.

Die Zukunft des Handwerks.

II.

Der Verfasser des Buches „Freiheit der „Arbeit" stellt den Satz auf: wenn das Zunftwesen unverändert fortbestanden wäre, hätte es gar keine Fabriken aufkommen lassen und die Regierungen seien deßhalb genöthigt gewesen, durch Konzessionen das alte System zu durchbrechen. Aber diese Aushilfe sei bedenklich, weil sie auf der Voraussetzung einer allwissenden Behörde beruhe. „Wie schwer ist es," fährt Dr. Böhmert fort, „heutzutage mit dem Gang auch nur eines einzigen Geschäfts vollkommen vertraut zu sein, geschweige denn mit dem Bedürfniß des ganzen Gewerblebens! — Wenn die Analogie anderer Völker solche Fragen überhaupt entscheiden könnte, würde die Gewerbefreiheit längst die Runde um die Welt gemacht haben. Sobald Handel, Verkehr und Bildung eine gewisse Höhe ersteigen, müssen sie mit dem einengenden Zunftwesen in einen Kampf gerathen, welcher noch jedesmal mit dem Sieg der Gewerbefreiheit endigte. In monarchischen wie in republikanischen Staaten, unter den konservativsten Völkern, in Holland und England, finden wir dasselbe Resultat. Belgien und Amerika, Frankreich, die Schweiz, Schweden und Dänemark besitzen Freiheit des Erwerbslebens, um sich dieselbe nie mehr entziehen zu lassen. Das Gute wenigstens hatte die schreckliche Revolution Frankreichs, daß sie den Franzosen die Gewerbefreiheit brachte, und eben vermöge dieser Freiheit, dieser völligen Abwesenheit von Chikane, zieht Frankreich fortwährend einen großen Theil der besten deutschen Arbeitskräfte zu sich hinüber. Die Franzosen, auf welche wir manchmal jetzt herabsehen, sind dennoch nicht thöricht genug zu Gunsten eines privilegirten Standes die werthvollsten Mitschöpfer des Nationalreichthums über ihre Grenze ins Ausland zu drängen. In England ist die Gewerbefreiheit der Hauptsache nach schon eine ziemlich alte Errungenschaft. Hand in Hand mit ihr geht natürlich die völlige Freiheit der Niederlassung. Unter dem System freien Erwerbs und freier Ansiedlung ist England, dessen Konkurrenz wir überall im Weltverkehr begegnen, zur Wohnstatt der reichsten und thätigsten Bevölkerung geworden, der Unternehmungsgeist und die Thatkraft aller Nationen walten dort in schöpferischer Fülle, und treiben immer neues Blut in die Adern des staatlichen Organismus. Jeder späht emsig nach immer neuem Erwerb. Jeder muß denken, entwerfen, erfinden, versuchen. Eine Kraft reibt sich an der andern, und arbeitet der andern in die Hände. Das Land heißt jeden willkommen der dort etwas verdienen will, und es thut wohl daran immer von der menschenwürdigen Vermuthung auszugehen: daß bis zum Beweise des Gegentheils jeder Ankömmling ein guter und brauchbarer Mensch sei, der dem Land ein neues Kapital zuführt, bestände dasselbe auch nur in seiner Arbeitskraft und in seinem Menschenverstand. Der Engländer hat ein treffliches Sprüchwort: „ein armer Mann steckt so voll von Planen wie ein Ei voll von Nahrung;" keiner wird daher im voraus besteuert wegen seiner Niederlassung oder Etablirung an einem Ort, sondern bezahlt seine Taxe nach dem was er verdient oder konsumirt, wie er wohnt und welchen Umfang sein Geschäft hat." Der Verfasser findet einen Grund der hervorragenden Leistungen der englischen und amerikanischen Arbeitskraft in der völligen Freiheit des dortigen Erwerbslebens; er zeigt uns den ungeheuren Aufschwung des Handels dieser Länder, und tritt dem fast unausrottbaren Vorurtheil, daß in England kein Mittelstand, sondern nur „Arm und Reich" existire, mit Zahlen entgegen.

Von politischer Bedeutung ist die Thatsache, daß zwei jener kleinen Nachbarn, welche an dem großen Staatenkörper Deutschlands saugen, daß Sardinien und Dänemark zur Gewerbefreiheit übergingen, und dadurch ihre Macht sicherlich mehr stärkten als durch die Aufstellung eines Kriegsheers. Erstere Maßregel nährt, letztere zehrt: warum säumen wir ihnen nachzuahmen? Warum säumt namentlich Oesterreich mit der Ausführung jenes Entwurfes von 1855, welcher in ganz Deutschland eine so verdiente Popularität fand? Warum sind die italienischen Provinzen mit der Gabe der Gewerbefreiheit begünstigt, während noch gerade die deutschen Kronlande gleichsam im dicksten Leim des Zunftwesens voranschwimmen sollen? Wir sollten um so weniger zögern, da unsere Erfahrungen in Deutschland selber zu Gunsten der Gewerbefreiheit reden. Wo finden wir in Deutschland die regsamsten und geschicktesten Handwerker? Unserer Meinung nach in Mainz und in jenen rheinischen Gegenden, wo seit der Franzosenzeit keine Zünfte mehr bestanden. Als im Jahr 1848 die Handwerker in Frankfurt zusammenkamen mit dem Losungswort: „Freiheit für alle, aber Schutz für mich," als sie sich für befähigt hielten, auf Abschaffung aller Privilegien und Rechte der Fürsten und Obrigkeiten anzutragen, die eigenen Privilegien dagegen wo möglich noch weiter ausdehnen wollten — da waren es eben jene rheinischen Gegenden, welche

den Forderungen jenes Handwerkertages, des konfusesten Parlaments, welches vielleicht je bestanden, einen vernünftigen Widerstand entgegensetzten. Neuerdings nehmen wir aber auch unter dem Handwerkerstand vieler andern deutschen Orte eine hoffnungsvolle Bewegung zum Bessern wahr.

Schließlich tritt Böhmert dem Vorschlag eines „stufenweisen Uebergangs zur Gewerbefreiheit" entgegen. Er erinnert an den Ausspruch des Gewerbevereins zu Roßwein in Sachsen: „Die sächsische Industrie hätte weiter nichts davon als die Schmerzen, welche der Uebergang zur Freiheit hervorbringen muß, zweimal zu tragen." Ueberhaupt aber betrachten die Handwerker die Folgen eines solchen Aktes in einem viel zu düstern Licht. Sie sehen schon im Geiste zahlreiche Proletariermassen in ihre Gewerbe eindringen, und ihnen das Brot vom Munde wegnehmen; sie vergessen aber die Kraft des Bestehenden, den gewaltigen Vorzug eines mit Kapital ausgestatteten und auf fester Kundschaft beruhenden Geschäftes. Ganz von selber wird der Uebergang nur ein allmäliger sein. Ein Gesetz wirkt verschieden, je nach der Zeit in welcher es erlassen wird. Vor fünfzehn Jahren eingeführt, hätte die Gewerbefreiheit vielleicht große Veränderungen hervorgerufen; heute aber ist ein übermäßiger Andrang zum Handwerk nicht zu besorgen, weil gleichzeitig Landbau und Industrie im Aufschwung sind. Findet denn nicht fortwährend Nachfrage statt nach arbeitenden Händen? Alles drängt daher zur Entlastung der Gewerbe hin."

Nachwort. Die Einführung der Gewerbefreiheit war vor Jahren ein Donnerwort wie anderwärts, also auch bei uns. Es ist viel und heftig dagegen gekämpft und gesprochen worden und das Gespenst wurde immer furchtbarer. Aber heute ist es ganz anders. Unsere Gewerbleute fangen an sich mit der Einführung der Gewerbefreiheit vertraut zu machen und denken darüber nach, wie sie das bevorstehende Gesetz zu ihren Gunsten benützen können. Vereinigung gleichgesinnter Geschäftsgenossen zu einem Ziele und mit hinlänglicher Geldkraft ausgerüstet, um auch den ärmern aber braven Gewerbsgenossen leben zu machen, Festhalten der alten Märkte und Aufsuchen neuer Absatzwege u. dgl., das sind die Mittel, welche die Einführung der Gewerbefreiheit zum Segen für uns machen kann. In unserm Gewerbverein, wo man für die Idee der Gewerbefreiheit eben nicht sonderlich eingenommen war, wurde das Thema bereits einigemal kurz besprochen und es ist in den Ansichten über die Einführung der Gewerbefreiheit bereits ein völliger Umschwung eingetreten. Dieser wichtige Gegenstand soll nächstens in einer eignen Sitzung einer ausführlichen Berathung unterzogen werden. D. Red.

Das Radetzky-Denkmal.

Es war im Jahre 1849, unmittelbar nach Beendigung des italienischen Feldzuges, als der damalige Direktor der Prager Akademie, Christian Ruben, die Idee anregte, dem greisen Feldmarschall in seinem Geburtslande ein Denkmal zu setzen. Der böhmische Kunstverein griff die Idee mit Lebhaftigkeit auf und das Werk wurde sofort in Angriff genommen. Zwei Künstler, die mit der Errichtung dieses Denkmals betraut waren, haben seine Vollendung nicht erlebt, und das Monument ist so in gewissem Sinne auch ein Denkmal für sie geworden. Der Bildhauer Josef Max, der die Ausführung nach dem Entwurfe Rubens mit seinem Bruder Emanuel Max und Daniel Burgschmiet, der berühmte Nürnberger Erzgießer, der den Guß übernommen, sind nicht mehr. Josef Max starb im Jahre 1855 in der Blüthe seiner Jahre und Burgschmiet im verflossenen Jahre. Dem Schwiegersohne des Letzteren, Christian Fr. Albert Lenz, der auch die Aufstellung des Denkmales im Verein mit Professor Grueber geleitet, blieb die Vollendung desselben vorbehalten.

Das Denkmal stellt den Feldmarschall in jenem Momente dar, wo er — es war im sardinischen Kriege — im Waffenrocke und mit dem offenen Mantel angethan, entblößten Hauptes mit der linken Hand die Fahne schwingend auf der Ebene bei Verona von seinen begeisterten Kriegern unter dem Rufe „Vater Radetzky!" hoch in die Lüfte gehoben wurde und der Feldherr solche Huldigung lächelnd sich gefallen ließ. Die Gruppe zeigt einen Artilleristen, der seinen rechten Fuß auf einen Kanonenlauf stemmt, einen Seesoldaten, der den Kahn betritt, einen Jäger, Grenadier, Kroaten, Uhlanen, Husaren und Tiroler. Die Hauptfigur ist über 9 Schuh hoch, die Soldatengruppe, welche den Schild auf dem Radetzky steht, erhebt, hat sieben Schuh Höhe. Die Vorderseite und Rückseite des Postamentes von Stein, zeigen bezeichnende Inschriften. Die Hauptfigur ist ein Werk von Emanuel Max; den Kopf des Helden hat der Künstler im Jahre 1849 in Mailand nach der Natur modellirt. Die Kosten des Monumentes belaufen sich über 100,000 fl., wozu der böhmische Kunstverein allein 80,000 fl. aufgewendet hat. Se. Majestät der Kaiser hat zu dem Gusse 100 Ztr. Erz von eroberten piemontesischen Kanonen gespendet. Das Ganze ist bei 30 Schuh hoch. Durch eine besondere Widmungs-Urkunde hat der böhmische Kunstverein das Monument der Prager Stadtgemeinde geschenkweise in das Eigenthum übergeben, um dessen Bestand für alle Zeiten zu sichern.

Pädagogische Winke.

Gesammelt von E. Thieß.

---

2. Weinen der Kinder.

Mit dem Sprechen der Kinder beginnt eine neue Lebensperiode; es ersetzt vieles Weinen. Ueber Schreien und Weinen der Kinder wird viel geklagt, und doch kann eine verständige Mutter viel dagegen thun. Es ist z. B. ganz gewöhnlich, daß ein Kind, so oft es fällt oder sich stößt, weint und schreit. Diese Gewöhnung entsteht aber meist durch falsches Benehmen derer, die um das Kind sind. Es ist durchaus von der Mutter nicht zu verlangen, daß sie gar nicht erschrecken sollte, wenn sie ihr Kind hinfallen sieht, aber auch die schreckhafteste Mutter muß sich überwinden und dies Fallen gegen das Kind als etwas Unbedeutendes behandeln. Wo möglich, sage sie in einem heitern Ton: Hopsa,

oder, ſteh' nur wieder auf! Sie darf, ſo gern ſie möchte, nie das Kind von der Erde aufheben;*) oder ihm ihr Bedauern zu erkennen geben, am allerwenigſten ihm Zucker oder ſo etwas geben, um es zu tröſten. Man kann das Weinen ſtillen, indem man die Aufmerkſamkeit des Kindes auf einen frappirenden Gegenſtand lenkt, ohne ihm dabei merken zu laſſen, man bemühe ſich ſeinetwegen. Oder wenn die Mutter merkt, daß es anfangen will zu weinen, ſo ſage ſie: Komm, wir wollen geſchwind das oder dies holen, und bezeichne dabei irgend etwas am andern Ende des Zimmers oder draußen Befindliches. Ueber dergleichen vergißt das Kind ſeinen gehabten Schreck, denn Schmerz leidet es ſelten beim Fallen, und wäre es, ſo übt ſich das Kind hierbei einen Schmerz ſtill zu ertragen. Daher bezeuge man ihm nicht unnützes Mitleid bei unbedeutenden Verletzungen und Schmerzen; dieſe ſoll und muß es ertragen lernen. Denn auch die Natur ſchont ſeiner nicht, durch Zahnen, Hautausſchläge und anderes macht ſie ihm oft viel Schmerzen und härtet es ab.

Rührt der herannahende Unmuth von Hunger her, und es iſt die feſtgeſetzte Eſſenszeit des Kindes nahe, ſo kann dieſe Zeit immerhin um einige Minuten beſchleunigt werden um dadurch allem Weinen vorzubeugen. Um unnützem Weinen ſteuert man am beſten, indem man es gar nicht beachtet; denn auch das Kind bemüht ſich ungern vergeblich. Trotzigem Weinen jedoch gewähre man nichts.

Bei ganz kleinen Kindern vermeide man es, ihnen die Anſtalten zum Eſſen oder Trinken längere Zeit vorher ſehen zu laſſen, ehe es wirklich dazu kommt. Dies pflegt eine tägliche Veranlaſſung zu werden, die Kinder zum Schreien zu bringen, wodurch ſie nicht, wie manche irrig glauben, zur Geduld gewöhnt, vielmehr zur Gier nach Eſſen und Trinken verwöhnt werden. Man bringe auch das, was das Kind genießen ſoll, völlig zubereitet, nicht mehr zu heiß, mit allem Zugehör in das Zimmer und gebe es ihm dann gleich; ſo wird man das Vergnügen haben, ein fröhliches Kind zu ſpeiſen, ohne vorher ſein Geſchrei angehört zu haben.

Die Mutter beſtimme die Portion, welche das Kind genießen darf; hört es auf zu eſſen, ehe es mit derſelben fertig iſt, ſo nöthige ſie es nicht, mehr zu genießen. Iſt aber die Portion zu Ende, und das Kind ſchreit, ſo laſſe ſie ſich dadurch nicht bewegen mehr herbeizubringen, weil das Kind ſich dies merkt und bald nach jeder Suppe ein Geſchrei erheben würde, um mehr zu bekommen. Ueberzeugt ſich die Mutter, daß das Weinen aus wahrem Bedürfniß entſteht, ſo muß ſie freilich bei der nächſten Mahlzeit etwas mehr geben, ehe nur das Kind zu ſchreien anfängt.

Dies ſind lauter kleine unſchädliche Mittel, wodurch eine kluge Mutter ihr Kind vom Schreien abzuhalten weiß, ohne daß dabei im mindeſten der Laune oder dem Eigenſinne desſelben geſchmeichelt und gedient wird. Ihrem Manne kann ſie dadurch die Kinderſtube zu einem lieben Aufenthalt machen, während es ihm Niemand verdenken kann, wenn er vor unaufhörlichem Kindergeſchrei flieht.

*) Wie oft geſchieht es nicht, daß, wenn das Kind gefallen iſt und weint, Vater, Mutter, Kindsmagd, Geſchwiſter eilig herbeilaufen, und es vom Boden aufheben; dadurch wird das Kind noch mehr erſchreckt.

Mannigfaltiges.

* Binnen kürzeſter Zeit wird Se. Majeſtät der Kaiſer eine allerhöchſte Entſchließung in betreff der Koloniſation kundmachen laſſen. Man glaubt das Koloniſationspatent werde ſo günſtig ausfallen, daß alle Amerikaluſtigen in Zukunft ihre Heimath an der Donau in Ungarn ſuchen werden.

* Das alte Lied: „Wenn mein Pfeifchen dampft und glüht und der Rauch von Blättern ꝛc." dürfte bald wieder ſeine frühere Beliebtheit erhalten, da zuſehends die Tabakraucher zur Pfeife greifen. Das Rauchen aus einem rein gehaltenen Tſchibuk wird von Kennern oft der beſten Zigarre vorgezogen. Die Türken ſind in dieſem Punkte echte Gourmands, mußten aber ehemals ihre Vorliebe für den Tabak theuer büßen, denn als im Jahre 1605 der Gebrauch des Tabakrauchens in der Türkei aufgekommen war, wurde Sultan Amurat darüber ſo aufgebracht, daß er einen Türken, mit der Pfeife durch die Naſe geſtoßen, in den Straßen von Konſtantinopel herumführen und dann köpfen ließ.

* Einer längeren Skizze aus Polen in der „N. P. Z." entnehmen wir Nachſtehendes. In Polen werden nicht Geburtstage, ſondern die Namenstage gefeiert, und jeder Freund des Hauſes findet ſich ungebeten zur Gratulation ein. Bei ſolchen Gelegenheiten geht es äußerſt flott her, und oft trennt der nächſte Morgen erſt die Geſellſchaft. Alle Verlobungen wurden wie ich ſchon früher angeführt, mehr als Geſchäft behandelt, wobei beide Parteien ſich deutlich zuvor über das Mein und Dein erklären müſſen. In der Regel bringt die Braut ihr Vermögen baar in die Ehe, oder ein beſtimmtes Grundſtück wird ihr ſicher hypothekariſch zugeſchrieben. — Ein recht hübſcher Brauch iſt in Polen die Swintſane am erſten Oſtertag. Nach dem 7wöchentlichen Faſten vor Oſtern werden hier die Kuchen-, Eier- und Fleiſchſpeiſen in Maſſe und in Parade aufgeſtellt und vom Geiſtlichen eingeſegnet, wobei auch gekochter Schinken und die Baba (Napfkuchen) nicht fehlen dürfen. Erſt nach dem Gottesdienſt wird zum Einhauen kommandirt. Die Hausfrau empfängt jeden Gaſt auf's Artigſte und theilt ein Stückchen Ei mit ihm. Oft wird große Verſchwendung bei dieſer Feier getrieben, weil ein großer Wetteifer unter den Frauen beſteht, wer die größte und ſchönſte Tafel aufgetiſcht hat. Eine andere Sitte in guten Familien iſt auch, daß jedes Mal, wenn ein Kind geboren wird, ein Faß Ungarwein in den Keller gelegt wird, das an deſſen Hochzeitstage ausgetrunken wird. Auch die Kuliks, welche gewöhnlich zu Schlitten in der Karnevalszeit veranſtaltet werden, ſind ein den Polen eigner Gebrauch, aber etwas angreifend. Mehrere Bekannte, ſtets Herren und Damen, beſuchen einen Nachbar, eſſen, trinken, tanzen und toben ſo lange, bis die Vorräthe der Speiſekammer geräumt ſind; dann geht es mit dem erſten Nachbar zum zweiten, wo daſſelbe Treiben beginnt, und ſo oft vierzehn Tage fort, indem die Geſellſchaft täglich größer wird und zuletzt Jeder abgemattet und todtmüde nach Hauſe eilt.

* Wittenberg, 10. Nov. Heute, am Geburtstage Luther's, fand die feierliche Einweihung der Thüren ſtatt, welche der König von Preußen der hieſigen Schloßkirche geſchenkt hat und welche nach dem Entwurfe des Konſervators der Kunſtdenkmale,

Geh. Raths v. Quast, ausgeführt worden sind. Auf den Bronze-Thüren selbst sind die 95 Thesen, welche der neben Melanchton in der Gruft der Schloßkirche ruhende Luther vor 341 Jahren anschlug, in ihrem ursprünglichen Texte eingegraben. Ueber ihnen schweben musizirende Jünglinge. Auf beiden Seiten befinden sich die Standbilder der beiden gleichfalls in der Gruft der Schloßkirche ruhenden Kurfürsten, Friedrich's des Weisen und seines Bruders und Nachfolgers, Johann des Beständigen. Ueber dem Ganzen ist ein Lavabild auf Goldgrund, ausgeführt von dem Professor v. Klöber, eingefügt. Dasselbe stellt in der Mitte des Vordergrundes den gekreuzigten Heiland vor, zu dessen Seiten in unverkennbarer Porträt-Aehnlichkeit die beiden Reformatoren knien.

* In Weimar wurde dieser Tage vor dem Geschwornengericht die Anklage gegen die 17 Jahre alte Dienstmagd Louise Jörgens wegen doppelter Brandstiftung verhandelt. Die Angeklagte, aus Tann in Baiern gebürtig, hatte, ihrem eigenen Geständniß gemäß, am 21. Juli d. J. auf dem Fruchtboden ihres Dienstherrn in Kaltennordheim ein Bündel Stroh in Brand gesteckt und durch eine in der Wand befindliche Oeffnung in den Bodenraum des Nachbarhauses geworfen, in Folge dessen die furchtbare Feuersbrunst zum Ausbruch kam, welche innerhalb wenig Stunden 48 Häuser verzehrte. Schon drei Tage nach diesem großen Unglück, welches zahlreiche Familien ins Elend gebracht hatte, wiederholte die junge Verbrecherin ihre scheußliche That und und steckte das Haus in Brand, in welchem ihre Dienstherrschaft, nach Verlust ihrer Wohnung durch die erste Feuersbrunst, eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Diesmal wüthete das Feuer noch furchtbarer als das erste Mal, und es brannten 68 Häuser mit Nebengebäuden, darunter Kirche und Schule, nieder. Der Umstand, daß das Feuer beide Male im Hause derselben Familie ausgebrochen war, leitete den Verdacht auf die Angeklagte, welche daher gefänglich eingezogen wurde und bald ein offenes Geständniß ablegte. Ueber die Motive ihres Verbrechens machte sie verschiedene Aussagen. Anfangs wollte sie dasselbe aus Rache gegen ihre Herrin verübt haben, weil diese sie gescholten und „ein dummes Ding" genannt habe; später hat sie dies widerrufen und behauptet, sie sei von einem Taglöhner, mit Namen Stoll, beide Male zu der Brandstiftung durch schwere Drohungen gezwungen worden, und während ihrer Gewissenszweifel, was sie in dieser Lage thun solle, habe ihr Gott im Traum zum Feueranlegen gerathen. Die Leumunds- und Aufführungs-Zeugnisse von ihrer Ortsbehörde und ihren verschiedenen Dienstherrschaften lauteten durchaus zu ihren Gunsten, aber eben so wenig waren an ihr Spuren eines körperlichen oder geistigen Leidens zu Tage getreten, welche eine Erklärung ihres Verbrechens als Folgen eines unfreien Zustandes möglich gemacht hätten. Die Geschwornen sprachen einstimmig ihr „schuldig" aus, und der Gerichtshof verurtheilte die Angeklagte zu der bei ihrem jugendlichen Lebensalter von noch nicht 18 Jahren höchstmöglichen Strafe, nämlich 10 Jahre Straf-Arbeitshaus, dreißig Tage lang verschärft durch hartes Lager und Entziehung warmer Kost.

* Die Nachricht von einem entsetzlichen Unfalle, der einem der achtbarsten Berliner Industriellen, dem Maschinenbau-Anstalts-Besitzer Egelis, einen Sohn in der Blüthe der Jahre geraubt hat, ruft in Berlin ungewöhnliche Theilnahme hervor. Der junge Egells, in der Eintrachtshütte bei Gleiwitz zur Besichtigung der dortigen Hütten-Etablissements sich aufhaltend, stürzte bei dem Besteigen eines Hohofens in die Gluth und fand dort den Tod.

* (Ueberraschung.) In der Warschauer „Altstadt" wohnte noch vor Kurzem ein Schuster, der fromm seine Tage verlebte, und mit mehr Fleiß als Geschick seinem Handwerke oblag. Eines Tages erscheint in dessen Wohnung ein alter Waffengefährte, und stellt an ihn die Frage, warum er sich nicht um die Helenamedaille bewerbe, da er doch wie die anderen unter Napoleon I. gedient. Unser Meister Knieriem läßt sich's nicht zweimal sagen, bewirbt sich um die Auszeichnung, und erhält kurze Zeit darauf; 1. ein Kreuz der Ehrenlegion, 2. ein Offizierspatent, 3. eine Zahlungsanweisung, auf den ihm seit jener Zeit gebührenden Offiziers-sold, und 4. die St. Helenamedaille. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß der Schuhmacher noch auf dem Kampfplatze zum Offizier und Ritter der Ehrenlegion ernannt worden ist, dieser Würde aber nicht theilhaftig wurde, weil er schwer verwundet weggetragen worden und nicht mehr gefunden werden konnte. Der neu- eigentlich altgebackene Offizier soll nun den Dreifuß zu seinem ritterlichen Wappen erhoben haben.

* (Ein Eisenbahn-Inspektor und ein Ausländer.) Unter dieser Ueberschrift finden wir im „Berwick Advertiser" folgende artige Geschichte: Vor Kurzem kam ein junger Mann, dem man den Ausländer beim ersten Blicke ansah, nach der hiesigen Eisenbahn-Station und erkundigte sich um den Fahrpreis 3. Klasse nach Hull. Als man ihm sagte, daß der Abend-Zug gar keine Wagen 3. Klasse enthalte, war er sehr verlegen, und theilte nach einigem Zögern dem Inspektor mit, wie sehr wichtig es für ihn sei, noch am selbigen Abende nach Hull weiterzureisen, daß er aber nur Geld für die 3. Klasse übrig behalten habe, da ihm eine fällige Geld-Rimesse ausgeblieben sei. Der Inspektor verließ sich auf das ehrliche Gesicht des Fremden und erbot sich, ihm die erforderliche Summe und noch mehr vorzustrecken. So trennten sich die Beiden. Des Inspektors Freunde lachten über die offenbare Prellerei. Aber schon nach zwei Tagen kam das geborgte Geld mit vielem Dank aus Hull und mehrere Wochen später ein Paket für den Inspektor, darin ein schöner silberner Pokal mit der Inschrift: „Als Zeichen norwegischer Dankbarkeit und zum Andenken an Friedrich Dul aus Christiania."

* Während der Belagerung von Sebastopol, welche bekanntlich 334 Tage gedauert hat, wurden von der französischen Artillerie 510,000 Kugeln, 244,000 Granaten, 350,000 Bomben und im Ganzen mehr als 1,104,000 Schüsse abgefeuert, welche mehr als 3 Millionen Kilometres Pulver verzehrten. Schätzt man die Zahl der von den Engländern abgefeuerten Schüsse auf 400,000, so haben die verbündeten Truppen ungefähr anderthalb Millionen Wurfgeschoße aller Art gegen Sebastopol geschleudert. Während der ganzen Dauer des Orientkrieges haben die Franzosen mehr als 25 Millionen Infanterie-Patronen verbrannt.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5fl. 30kr. mit Post 6 fl. 30 kr. ins Ausland 7 fl. österr. W.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 136 — Montag, den 22. November. — 1858.

Die blaue Sammtmantille.

Aus dem Englischen.

„Jetzt, Julius, bist Du endlich Advokat? Wie fiel Deine Rede bei'm Examen aus?"

— „Wie ich es wünschte, Onkel, ich wurde nicht einmal unterbrochen."

— „Bravo! Wie froh bin ich, das zu hören, Du folgtest meinem Beispiel. Sie versuchten es auch, mich zu unterbrechen, aber ich war ihnen überlegen. Ich wäre ein prächtiger Advokat geworden, hätte ich praktizirt."

— „Es ist schade, daß Du es nicht thatest, lieber Onkel!"

— „Ja, das sagen alle meine Freunde, und wäre ich nicht zu reich gewesen, um es zu bedürfen, so würden sie mir alle ihre Geschäfte übertragen haben. Einige von ihnen wünschten, ich wäre ärmer gewesen, damit ich dem Staate größere Dienste geleistet hätte."

— „Wie gut müssen Deine Freunde sein!"

— „Du Schelm! Ich sehe, Du lachst über mich. Dennoch habe ich die Absicht, das aus Dir zu machen, was ich selbst nicht wurde. Erstens wirst Du die Vollendung in Deinem Stande Dir hier in dieser Stadt erwerben, zum Ersatz dafür, daß ich es nicht that."

— „Aber der entgegengesetzte Grund, mein Onkel, wird mir dieselbe versagen, — eine zu leichte Börse ist in den meisten Fällen ein größeres Hinderniß, als eine zu schwere."

— „Ein kluger Advokat, der glauben kann, daß, wenn er für mich arbeitet, er sich aus seinen Mitteln erhalten solle! Nein, mein Bester, Du wirst mit mir in meinem Hause leben und meine Börse benutzen!"

— „Theurer Onkel! wie gütig, wie großmüthig! ich kann nie dankbar genug sein!"

— „Spare Deine Beredsamkeit! Du wirst genug Reden halten müssen, ich brauche hier keine. Habe ich Dir nicht gesagt, daß Du für mich arbeiten sollst? und dann wünsche ich auch, Du sollst noch einen Wunsch erfüllen."

— „Alles, lieber Onkel, nach so viel Güte."

— „Pah! Es ist nichts Außerordentliches, was ich wünsche. Du sollst eine Frau nehmen, Du sollst kein Müßiggänger und kein alter Junggeselle werden!"

— „Wie? Jedermann denkt, Du wärest der glücklichste alte Junggeselle in der ganzen Welt. Eine beneidenswerthe Person."

— „Ich bin nicht zu beneiden, Julius. Ich glücklich! — ganz und gar nicht. Ich bin nie zufrieden gewesen, seit sie mich einen alten Junggesellen nennen. Nein, nein! Du sollst eine Frau nehmen. Ich habe Dir eine ausgesucht."

— „Wirklich! bitte, wer ist es, lieber Onkel?"

— „Eins der reizendsten Mädchen der Stadt: — Deine Kousine, Henriette Attwood."

— „Henriette Attwood! die kleine, niedliche Kousine, die uns zuweilen besuchte, als ich noch ein Knabe war! Ich erinnere mich ihrer, sie war das schönste, lieblichste Kind, das ich je gesehen; mit braunen, glänzenden Augen und blonden Locken, die über ihre Schultern bis auf ihre Taille fielen! Wenn sie ein so liebliches Mädchen geworden ist, habe ich nicht den Schatten eines Widerspruchs. Ehemals nannte ich sie meine kleine Frau, und die ersten Verse, die ich machte, waren an sie zu ihrem Geburtstage gerichtet."

— „Ja, sie hat mir dieselben öfter gezeigt, sie erinnert sich Deiner und fragt oft nach ihrem Kousin und Spielgefährten Julius Rockwell."

— „Aber glaubst Du, lieber Onkel, daß sie mich nimmt?"

— „Warum nicht? Du bist hübsch — Du weißt das sehr gut, so wie ich in Deinem Alter war; Du hast Geist, wenn Du Deiner Familie nicht aus der Art schlägst; Du hast hoffentlich keine schlechte Gewohnheiten, sonst muß ich sie Dir austreiben. Etwas thut was ich will. Sie weiß, daß ich Dich erwarte und hofft, daß Du sie gleich besuchst."

— „Das werde ich gern thun; können wir heute Abend hingehen? Aber wie kommt es, daß sie in der Stadt ist, ich denke ihre Eltern leben auf dem Lande."

— „Sie ist bei ihrer Tante, Mrs. Attwood, einer reichen Witwe, die ihre eigenen Töchter verheirathet hat, um derselben Gesellschaft zu leisten. Sie ist eine gefeierte Schönheit, wenn Du es aber richtig anfängst, so werdet Ihr ein Paar, ehe sechs Monate vergehen, oder ich heiße nicht mehr Herrman Holcroft. Ihr müßt dann bei mir leben. Da ich alt werde, fühle ich mich einsam, und Du weißt, daß ich ein Haus habe, das für zwanzig groß genug wäre."

— „Mein lieber Onkel, Du bist zu gütig!"

Digitized by Google

— „Höre einen Augenblick! Es iſt meine Bedingung, daß Du Etty mitbringſt, ich würde keine andere gern ſehen. Heute Abend werde ich Dich vorſtellen. Ich fürchtete, Du müßteſt erſt auf einen neuen Anzug warten; aber ich bin angenehm überraſcht, Du ſiehſt nicht nur anſtändig, ſondern ſogar faſhionable aus, Eure Schneider auf dem Lande müſſen ſich ſehr vervollkommnet haben."

— „O, ſeit die Eiſenbahnen ſo häufig ſind, braucht Niemand hinter der Mode zurück zu bleiben; wenn er nicht will; aber Onkel, ſieh her, ſchnell! Ach! ſie iſt um die Ecke gegangen."

— „Wer? Was giebt's?" fragte der alte Junggeſelle, ſchnell ſich von ſeinem köſtlichen, mit Damaſt überzogenen Lehnſtuhl erhebend, um ſich dem Fenſter zu nähern. —

— „Ein junges Mädchen, das lieblichſte, ſchönſte."

— „Bah!" — erwiderte Holcroft, in ſeine Kiſſen zurückſinkend mit einem mitleidigen Blicke — „ich ſehe tauſend liebliche, ſchönäugige Mädchen hier vorbeigehen, und ſo war es ſeit zwanzig Jahren. Das iſt, glaube ich, der Grund, weßhalb ich nicht geheirathet habe. Mich konnte nie ein hübſches Geſicht dauernd feſſeln, weil es immer wieder von hundert anderen verjagt wurde."

Die Fenſter des Zimmers, in welchem der Herr ſaß, gingen auf eine der lebhafteſten Straßen der „Neuen Welt," welche zu dieſer Stunde durch eine außergewöhnlich glänzende und ſchöne Damenverſammlung belebt wurde, die durch den ſchönen Dezembernachmittag herausgelockt war, und ihre ſchönen, neuen Winteranzüge präſentirte. Während des Geſprächs hatte der junge Rockwell gelegentlich einen Blick auf die Straße geworfen, und dieſer Blick, welcher ſeinem Ausrufe voranging, begegnete einem glänzenden Augenpaare mit einem ſo herzlichen und vertraulichen Ausdruck, daß er ganz überraſcht war, um ſo mehr, da daſſelbe einem der ſchönſten Geſichter und einer der reichſten Toiletten auf der gefüllten Straße gehörte. „Ich kann ſie früher nie geſehen haben, — nein, nie," — ſagte er zu ſich, und Moore's, bei gefühlvollen Jünglingen ſo beliebte Strophen, kamen in ſeine Gedanken:

Als ob ſich ſeinem Geiſt enthüllt
Das lang geſuchte, ſüße Bild,
Als ob die Lippen ihm gelächelt,
Als ob die Augen ihn gegrüßt,
Um die allein er ſeufzen ſollt',
Um die er Alles nun vergißt.

— „Das iſt eine Lieblingsentſchuldigung der alten Junggeſellen," — ſagte er endlich, als er ſich erinnerte, daß ſeines Onkels letzte Bemerkung eine Erwiderung erfordere — „aber dieſe junge Dame hatte ein Geſicht, das man nicht leicht vergißt! Wer mag ſie ſein? Vielleicht kennſt Du ſie, ſie gehört jedenfalls zu Deinen Bevorzugten; aber ich kann ſie nicht beſchreiben, eine Sache merkte ich mir aber, ſie trug eine blaue Sammet —, wie heißen doch jene Dinger, die weder Mantel noch Shawl —? Du verſtehſt was ich meine, lieber Onkel."

— „Eine Mantille, Du Dummkopf!" erwiderte der alte Junggeſelle, anſcheinend ſtolz darauf, daß er die Damenkleidung ſo gut kannte.

— „Ja, eine Mantille, — eine blaue Sammetmantille, worein gelbe Figuren gewirkt ſind."

— „Geſtickt mit gelber Seide." — erwiderte Mr. Holcroft in verbeſſerndem Tone — „Es gibt viele blaue Sammetmantillen, wie kann ich wiſſen, welche Du meinſt!"

Julius gab das zu, blickte aber mit erneutem Intereſſe aus dem Fenſter, während ſein Onkel leiſe für ſich redete. In wenigen Augenblicken erſchien die blaue Mantille wieder, ein anderer bezaubernder Blick wurde ihm zugeworfen, er ergriff ſeinen Hut und ſtürzte ohne Entſchuldigung aus dem Zimmer. Gleich nachher trat ein fein ausſehender junger Mann herein, und wurde von Mr. Holcroft mit dem Namen Elkinton angeredet.

— „Iſt Rockwell angekommen?" fragte der Beſucher.

— „Ja, trafen Sie ihn nicht an der Hausthür? Er kam vor zwei Stunden an und ſtürzte eben auf die Straße, als ob Leben und Tod von ſeiner Eile abhinge. Ich vermuthe, er ſah etwas Merkwürdiges. Die Leute vom Lande, welche in die Stadt kommen, ſehen in Allem Neuigkeiten. Eine Feuerglocke überraſcht ſie wie uns ein Erdbeben. Aber wollen Sie ſich nicht ſetzen? Er kommt ohne Zweifel in einigen Minuten wieder."

— „Danke, ich habe keine Zeit zu warten. Ich kam nur, um zu ſehen, ob er angekommen. Vielleicht finde ich ihn auf der Straße."

Unterdeſſen verfolgte Julius die ſchöne Unbekannte, aber ungeübt im Durchdringen durch die Volksmaſſen, hatte er große Mühe, die leichtfüßige, behende Dame einzuholen. Doch endlich half ihm ein gutes Glück. Sie wurde durch ein ſchönes Mädchen zum Stehen gebracht, deren ſchlanke Geſtalt, dunkle Augen und ſchwarzes Haar ſeltſam mit der zierlichen Geſtalt, den hellbraunen Augen und den blonden Locken kontraſtirte. Er kam früh genug, um ſeine Verfolgte zu der andern Dame ſagen zu hören: „Ich erwarte heute Abend halb und halb Beſuch, kommt derſelbe aber nicht, ſo gehe ich ſicher hin. Es iſt Vandenhoff's Benefiz und wird gewiß ſchön ſein."

(Fortſetzung folgt)

Das Radetzky-Feſt in Prag.

Der 13. November war ein bedeutungsvoller Tag für die alte Stadt Prag. Es war ein Ehrentag, der einem der größten Männer gehörte, deſſen Thaten in den Blättern der Geſchichte Oeſterreichs mit unvergänglichem Ruhme aufgezeichnet ſtehen. Böhmens Hauptſtadt feierte mit Hochgefühl den großen Ehrentag als die Metropole des Landes, welches den größten Helden ſeines Jahrhunderts geboren hat, eines Helden, der in einer ſturm- und drangvollen Periode das Banner des Kaiſerreiches hoch emporhielt, unnahbar den Feinden, die es von allen Seiten umringten. Radetzky iſt der Retter Oeſterreichs und viele treue Söhne dieſes Reiches haben mit Freuden auf den Schlachtfeldern Italiens ihr Blut verſpritzt, um der Habgier treuloſer Nachbarn eherne Schranken zu ſetzen. Der edle Heldengreis hat es wie Wenige verſtanden, das Vertrauen ſeiner Soldaten, die ihn Vater nannten, zu

gewinnen und die, angeeifert durch ihn, heldenmüthig für Kaiser und Vaterland mit ruhmvollem Erfolg gefochten haben. Prag hatte sich zu der denkwürdigen Festfeier herrlich geschmückt. Aber diese Stadt hatte auch das seltene Glück Se. Majestät unsern erhabenen und ritterlichen Herrn und Kaiser Franz Joseph I. und unsere huldvolle Kaiserin Elisabeth, die theure geliebte Landesmutter und mehrere Erzherzoge aus Oesterreichs Fürstenhaus und viele Generäle, Stabs- und Oberoffiziere aller Waffengattungen der tapfern österreichischen Armee die mit Ruhm unter Vater Radetzky für eine gerechte Sache gefochten, zu begrüßen. Auch Se. Majestät der König von Sachsen und der Kronprinz dieses befreundeten Nachbarlandes sammt Gemahlin waren zu der Enthüllungsfeier des Radetzky-Monumentes nach Prag gekommen und wurden von Sr. Majestät dem Kaiser und den höchsten Würdenträgern gebührend empfangen. — Um 8 Uhr Morgens hatte man bereits alle Straßen und Gassen in der Nähe des Denkmals und auch die Karlsbrücke abgesperrt, um den Zugang für die geladenen Festgäste frei zu erhalten. Bald darauf rückten die zur Aufstellung auf dem Ringplatze und dem benachbarten Stefansplatze bestimmten Truppenkörper auf ihre angewiesenen Plätze. Es waren dies vier Bataillone der k. k. Infanterieregimenter Graf Thun, Freiherr von Allemann, Baron Wernhardt und Erzherzog Josef, außerdem eine Division Radetzky-Husaren, die hierzu eigends nach Prag beordert waren, die Artillerie-Schulkompagnie und eine Abtheilung Invaliden, von denen vier Mann die Ehrenwache an den Ecken des Denkmals bildeten. Von dem ursprünglichen Plane, die ganze Besatzung ausrücken zu lassen, war man aber wegen der Beschränktheit der Lokalitäten wieder abgekommen. Je mehr die Stunde heranrückte in der die Enthüllung vor sich gehen sollte, desto mehr füllte sich der Platz vor dem Monumente mit den geladenen Gästen. Die Zahl der Wagen, Kutschen und Equipagen, welche dieselben von allen Seiten herbeiführten, war eine außerordentlich große. Eine so große Anzahl auf allen Gebieten hervorragender Persönlichkeiten wie sie sich hier auf engem Raum zusammendrängten, hat Prag wohl schon lange nicht vereinigt gesehen. Notabilitäten aus allen Kreisen und Ständen der Gesellschaft, zahlreiche Repräsentanten des hohen Adels und der höchsten Geistlichkeit, die Spitzen sämmtlicher Zivil- und Militärbehörden und Aemter, die königl. böhm. Stände, viele k. k. Kämmerer und Geheimräthe u. s. w. waren hier versammelt, um dem Ehrentag des geliebten Mannes einen höheren Glanz zu verleihen. Außerdem hatten sich noch die Vertreter der Gemeinde, den Herrn Bürgermeister an der Spitze, die Ausschußmitglieder des böhmischen Kunstvereins, der das Denkmal hervorgerufen, und viele andere Zelebritäten der Kunst, der Wissenschaft und des praktischen Lebens eingefunden. Selbst aus fernen Ländern waren hohe Personen erschienen, und waren Zeugen des hohen Ruhmes, den der hohe Verstorbene auch im übrigen Europa genossen. Der Glanz und die Pracht der mannigfaltigsten Uniformen, die vielen Dekorationen, welche auf der Brust der meisten Anwesenden prangten, boten einen unbeschreiblich herrlichen Anblick. Etwa um halb 11 Uhr langten jene Persönlichkeiten auf dem Platze an, deren Anwesenheit den Glanz des Tages vervollständigten. Es waren dies Se. Exzellenz der k. k. Herr Statthalter Freiherr von Mecsery, nebst dem k. k. Statthalter und Vizepräsidenten Grafen Forgacs, denen zunächst Ihre Exzellenzen die Herren Minister Graf Leo Thun und Freiherr von Bach, sodann Seine Eminenz der Kardinal-Erzbischof und Primas von Böhmen, Friedrich Fürst von Schwarzenberg und Seine Hochwürden der Bischof von Budweis Dr. Zerfik folgten. Nun kamen die höchsten militärischen Würdenträger, die k. k. Feldmarschälle Fürst Alfred von Windischgrätz und Graf Wratislaw, die k. k. Feldzeugmeister Graf Wimpffen, Graf Khevenhüller, Freiherr von Heß, der kommandirende General von Böhmen, FML. Graf Klam Gallas, der Gouverneur von Siebenbürgen FML. Fürst Friedrich zu Liechtenstein und ein langer Zug k. k. Generale in vollster Paradeuniform. Zuletzt erschienen Ihre k. k. Hoheiten die anwesenden Erzherzoge Albrecht, Joseph und Ernst gleichfalls in Uniform und nahmen die für dieselben bestimmten Plätze ein. Bei der Aufstellung aller dieser Persönlichkeiten war die Ordnung beobachtet, daß rechts vom Eingang zum Monumente die dem Militär, links von demselben die dem Zivil- und Beamtenstande angehörigen Mitglieder und die Stadtvertretung ihren Standort nahmen. Es war wenig nach 11 Uhr, als lautes Vivatrufen der in den nahen Gassen in bedeutender Menge angesammelten Volksmassen die Ankunft des Monarchen ankündigte, welcher in einem von sechs edlen und reichgeschmückten Rossen gezogenen Hofwagen von der kaiserlichen Burg auf dem Hradschin herablangte. Am Eingange von dem Präsidenten des Vereins patriotischer Kunstfreunde, Sr. Exz. dem Grafen Erwin von Nostitz ehrfurchtsvoll bewillkommt, verfügte sich Seine Majestät der Kaiser auf den für Allerhöchstdenselben vorbereiteten Platz im Kaiserzelte, während ihre Majestät die Kaiserin Elisabeth, welche in demselben Wagen mit dem Kaiser angekommen war, sich auf Ihren Sitz in der rechtsbefindlichen Hofloge begab. Se. Maj. der Kaiser erschien in der Uniform eines Feldmarschalls, über welcher ein Paletot geworfen war, Ihre Maj. die Kaiserin in einem geschmackvollen, perlgrauen Kleide, oben mit einem Hermelinkragen geschmückt. Nun begann der eigentliche Akt der Feierlichkeit mit einer lautvernehmlichen Ansprache des Vorstandes des Kunstvereines an Se. Majestät, in welcher derselbe in würdiger Sprache an die ruhmvollen Thaten des Heldenmarschalls erinnerte, und in einer zwar gedrängten, aber schwungvollen Skizze, die unsterblichen Verdienste desselben darstellte. Nach einem in warmen Worten gesprochenen Danke für die Allerhöchste Bewilligung zur Errichtung des Monumentes und für die Verherrlichung, welche der Enthüllungsfeier durch die Allerhöchste Anwesenheit geworden, stellte der Redner noch an seine Se. Majestät die ehrfurchtsvolle Bitte, das Denkmal der Stadt Prag zum ewigen Eigenthum schenken und die hierüber ausgestellte und echt künstlerische Schenkungsurkunde vorlesen zu dürfen. Nachdem nun der Inhalt der letztern durch den k. k. Ministerialrath Franz Grafen Thun als Vereinsgeschäftsleiter mitgetheilt war, trat der Herr Bürgermeister der Stadt Prag J. U. Dr. Wenzel Wanka vor Se. Majestät, dankte für das hohe Glück, das Prag durch die Anwesenheit des hohen Herrscherpaares zu Theil geworden war, für die gnädigste Bewilligung der Schenkung und gab in einer darauf folgenden Anrede an den Präsidenten des Kunstvereins der Freude der Stadt über die glücklich vollendete Ausführung des herrlichen Kunstgebildes Ausdruck. Zum Schluß gab er im Namen der Stadt das feierliche

Versprechen, das kostbare Geschenk stets hochhalten und bewahren zu wollen, und bat hierauf Se. Majestät abermals, den Akt der Uebergabe durch Allerhöchst Seine Unterschrift zu bekräftigen.

(Schluß folgt.)

Pädagogische Winke.

Gesammelt von C. Thieß.

3. Beobachten der Kinder. Spielen.

Es ist eine der ersten Regeln für die Mutter, ihre kleinen Kinder zwar beständig zu beobachten, es aber so still und unmerklich zu thun, daß sie es nicht gewahr werden. So sehr die Kinder der Mutter Hauptsache sind und sein müssen, so wenig dürfen sie es selbst wissen. Lasse man das Kind, wenn es für sich spielt, scheinbar völlig unbemerkt. Nichts Schöneres, als ein Kind zu sehen, das ganz vertieft in sein Spiel ist, ohne alle Nebengedanken an Menschen, die in der Nähe sind; nichts Unleidlicheres als ein Kind, das sich bei allem, was es vornimmt, umschaut, ob es auch bemerkt wird, wie schön es spiele, oder gar fragt: „Nicht wahr, ich spiele schön?“

Man lasse überhaupt das Kind so viel wie möglich für sich spielen und umgebe es nicht mit zu vielen Spielsachen, immer aber mit solchen, womit es wirklich etwas anfangen kann. Je einfacher das Spielzeug, je mehr es seiner Phantasie Spielraum gönnt, um so lieber spielt ein Kind mit demselben. Kostbares Spielzeug ist Ueberfluß, wohlfeiles, einfaches thut dasselbe. Damit ist nicht gesagt, daß die Mutter nicht zuweilen zu ihrer und ihres Kindes Freude mit demselben spielen solle, nur muß das Kind nicht daran gewöhnt werden, zu meinen: es brauche immer jemand, der ihm spielen helfe.

Ueberhaupt ist es eine große Kunst der Erziehung, die Kinder immer nützlich und den Jahren angemessen zu beschäftigen; denn beschäftigt müssen die Kinder werden, sonst entsteht Langeweile und aus dieser nach und nach Böses.

Unter keinen Umständen dulde man bei den Kindern Gewinnstspiele, am allerwenigsten Kartenspiele. Sie sind die gefährlichste Beschäftigung; denn sie werden zur Leidenschaft; ehe man es denkt, und können sie in der Folgezeit in's größte Verderben stürzen. Es ist unaussprechlich, welche Verwüstung diese unselige Leidenschaft in jugendlichen Seelen anrichtet; daher mögen Erzieher sich nicht durch eignes Beispiel so sehr an der Jugend versündigen, mögen die Eltern ihre Kinder niemals zu ihren Spielgesellschaften ziehen. Die lautesten, wildesten, gefährlichsten Spiele sind so gefährlich nicht, als zur Leidenschaft gewordene Kartenspiele.

Bei der Wahl der Spiele würde auch das Geschlecht in Anschlag zu bringen sein. Wenn Knaben und Mädchen durch Langeweile genöthigt manchmal an ihren Unterhaltungen gegenseitig Antheil nehmen, so geschieht das nicht mit der innern Lust und Liebe; sie sind dabei nicht in ihrem Element.

Der Knabe muß beim Spiele männliche Gesichter um sich haben, wenn er sich männlich entwickeln soll; unter lauter weiblichen Händen nimmt er sicher etwas Weibisches an. Er muß Stöcke, Gerten, Peitschen, Bindfaden, Steinchen u. s. w. zur Hand haben. Und dabei bedarf er Platz genug, wo er herumspringen und jubeln kann, wie er will.

Das Mädchen muß zarter und sanfter behandelt werden. Die Sachen, womit es spielt, müssen ihm zur stillen Beschäftigung dienen, es muß dadurch zum Aussinnen angeregt werden; darum liebt es so frühe die Puppe.

Mannigfaltiges.

* Mit großem Interesse sieht man in Wien auf den Umschlag der Stimmung in den Donaufürstenthümern, der sich augenscheinlich vorbereitet. Die Partei, die sich mit dem Namen der „nationalen“ schmückt, hatte bis zum letzten Augenblick beharrlich an ein freies und souveränes Rumänen-Reich geglaubt; der mächtige Schutz, dessen das mächtige Frankreich sie unausgesetzt versicherte, ließ nicht weniger erwarten. Jetzt, mit der Publikation der neuen Verfassung, ist den Leuten die Enttäuschung in die Hand gegeben. Man hat von der untern Donau aus die Welt aus den Angeln heben wollen und man hat sehen müssen, daß die Länder der untern Donau einfach in den Rahmen der Welt eingefügt sind; man hat von einer imaginären Rednerbühne aus die Worte dessen, was man dort die Freiheit nennt, donnernd nach allen Himmelsgegenden erschallen lassen wollen und man hat erleben müssen, daß man sich darauf beschränken soll, ohne alles Geräusch an der eigenen leiblichen und moralischen Besserung und Entwickelung zu arbeiten. Das schmerzt begreiflich um so tiefer, je zuversichtlicher man auf den Einfluß einer Unterstützung gebaut hatte, die es zeitweise in ihrem Interesse gefunden hatte — damals, als sie um jene neuen Bundesgenossen warb, die sie, „fast bedauert jemals bekämpft zu haben“ (französische Thronrede vom 18. Jänner d. J.), — das Banner der vereinigten Fürstenthümer eben so hoch und stolz als die eingebornen „Patrioten“ zu erheben. Womit es gesündigt, daran ist Frankreich gestraft worden, und wenn auch der bittere Groll sich zunächst nur in fast kindisch-kleinlicher Weise Luft macht, so wird doch die unausbleibliche Folge sein, daß das Ansehen und der Einfluß Frankreichs dort in einer Weise sinkt, die allerdings sehr wahrscheinlich der ruhigen und gedeihlichen Fortentwickelung der Fürstenthümer auf dem gegebenen positiven Boden nur Vorschub leisten kann.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5fl. 30kr. mit Post 6 fl. 30 kr. ins Ausland 7 fl. österr. W.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 137 u. 138. Mittwoch, den 24. November. 1858.

Das Radetzky-Fest in Prag.

(Schluß.)

Die feierliche Uebergabe erfolgte nun, indem der Herr Graf Erwin Nostitz im Namen des Vereins dem Herrn Bürgermeister als Vertreter der Gemeinde die Schenkungsurkunde mit passenden Worten überreichte. Se. Exzellenz der Herr Vereinspräsident holte nun von Sr. Majestät die Allerhöchste Erlaubniß zur Enthüllung ein und brachte hierauf ein lautes Hoch auf dessen Wohl aus, welches die zahlreiche Versammlung dreimal mit Begeisterung beantwortete. Auf ein gegebenes Zeichen fiel nun die Hülle und das herrliche Denkmal zeigte sich in seiner ganzen Schönheit den überraschten Blicken.

Es war das ein erhebender Moment, zu dessem Glanze selbst die Natur ihren Tribut zu zollen schien. Denn als die Hülle gefallen war, brach die früher etwas von Nebeln verhüllte Sonne gleichfalls hervor und überstrahlte, wie mit einer goldenen Glorie das Haupt des Standbildes des edlen Greises, der leider diesen herrlichen Tag nicht erleben sollte.

Allmählig beschienen die Sonnenstrahlen auch die unteren Kriegergestalten, welche den Feldherrn auf einem Schilde emporhalten und so stand das kunstvolle Werk in seinem Glanze da.

Jetzt ertönten die feierlichen Klänge der Volkshymne, und stimmten Alles zur Begeisterung für Oesterreichs Ruhm und Sieg, und den erhabenen Fürsten, der dessen Geschicke mit Weisheit und Kraft leitet. Ein auf dem Stefansplatze aufgestelltes Infanterie-Bataillon gab drei General-Dechargen, indeß von dem Wischehrad und den Wällen der Kleinseite Kanonendonner den Bewohnern den großen Moment bezeichnete.

Se. Majestät erhob sich jetzt und nahm in Begleitung des Herrn Statthalters alle Theile des Denkmals in näheren Augenschein. Als er in die Nähe der Künstler und Werkleute kam, welche bei der Ausführung und Aufstellung mitgewirkt hatten, und im Rücken des Denkmals ihren Platz hatten, ließ sich Se. Majestät dieselben der Reihe nach einzeln vorstellen und richteten an jeden einige herzliche Worte.

Nachdem Se. Majestät wieder in das offene Zelt zurückgekehrt war, erfolgte die Unterzeichnung der Uebergabsurkunde zuerst durch Se. Majestät, dann von den k. k. Herrn Erzherzogen, den beiden Feldmarschällen und den andern hohen Persönlichkeiten.

Den Schluß der von einer herrlichen Herbstwitterung begünstigten Feier bildete die Defilirung der ausgerückten Truppen vor Ihren k. k. Majestäten, worauf sich Allerhöchstdieselben wieder auf demselben Wege in die k. Burg zurückbegaben.

Se. k. k. Majestät haben aus Anlaß der Enthüllung des Radetzky-Monumentes folgende Auszeichnungen ertheilt: Der Präsident des Vereins patriotischer Kunstfreunde für Böhmen, Erwin Graf Nostitz erhielt das Kommandeurkreuz des kais. Leopold-Ordens, der Geschäftsleiter des Vereins, der k. k. Ministerialrath und Referent für Kunstangelegenheiten im Ministerium des Kultus und Unterrichts, Franz Graf v. Thun-Hohenstein, den Orden der eisernen Krone zweiter Klasse, der Direktor der Wiener k. k. Akademie der Künste, Prof. Christian Ruben, denselben Orden dritter Klasse. Die Genannten erhielten diese Auszeichnungen persönlich, nach an Sr. Majestät gehobener Hoftafel, zu welcher dieselben am Nachmittage des Enthüllungs-Festtages eingeladen waren. Für die abwesenden Emanuel Max, akademischer Bildhauer in Prag und Friedrich Lenz Erzgießer in Nürnberg, übernahm der kais. Ministerialrath Franz Graf Thun, die Dekorationen, welche für erstern in dem Ritterkreuz des Franz-Josef-Ordens, für letztern in dem goldenen Zivil-Verdienstkreuz bestanden. Einen würdigen Abschluß des eigentlichen Enthüllungsfestes machte die deutsche Festvorstellung, welche am Abende des 13. Nov. im königl. ständ. Theater abgehalten wurde. Da der vom Theaterdirektor Thomer zu diesem Zwecke ausgeschriebene Konkurs nur einen sehr ungünstigen Erfolg hatte, half man sich mit Festtableaux, zu welchen der in solchen Leistungen tüchtige Dichter Karl Viktor Hansgirg den Text, der bekannte Komponist Dr. Ambros die Musik geliefert hatte. Allein auch dieser glückliche Gedanke konnte szenischer Anstände wegen nicht durchgeführt werden, und so blieb nichts anderes übrig, als den Abend mit einem Festprolog zu feiern, welcher gleichfalls von Viktor Hansgirg gedichtet wurde. An diesen schlossen sich noch zwei Akte aus der Oper „Ernani." Nichtsdestoweniger war der Theaterabend ein so festlicher, als er es überhaupt nur sein konnte. Es war für die Einheimischen nicht so leicht eine Karte zu erhalten, da man natürlich die fremden Gäste gebührend zuerst berücksichtigen mußte. Wir erinnern uns keines ähnlichen Anblicks, wie ihn das Theater-Publikum dieses Abends darbot. Der Glanz unzähliger Uniformen aller Art (auch die k. k. Staatsbeamten, die geheimen Räthe, die Herren Stände, die Kämmerer und Landes-

Hofstellen-Inhaber u. s. w., waren in ihren besonderen Trachten erschienen) blendete das Auge.

Als das Kaiserpaar jetwa um halb 8 Uhr in der kaiserlichen Loge sichtbar wurde, brach von allen Seiten minutenlanger Jubel aus. Mit gewohnter Huld dankten die Majestäten durch wiederholtes Verneigen. Als sich der Begeisterungssturm endlich gelegt hatte, erblickte man im Vordergrunde des Schauplatzes die Schutzgöttinen Oesterreichs und Böhmens. Austria (Frau Burggraf), im festlichen Gewande, trat zuerst vor und zählte in gediegener Rede die zahlreichen Tugenden und Verdienste auf, die dem Helden Radetzky schon während seines Lebens einen Ehrenplatz in Oesterreichs Heldenkreise erworben, worauf Bohemia (Frl. Rudloff) einstimmend in das verdiente Lob mit Anspielung auf einen Vorfahr Radetzkys, der den Bau des Prager Domes geleitet hatte, den verstorbenen Marschall einen der treuesten und eifrigsten Arbeiter an dem Wiederaufbau Neu-Oesterreichs nannte. Hier erinnerte sie auch mit begeisterten Worten an die ernste Weihe welche der ritterliche Monarch an der Seite seines treuesten Dieners auf dem blutgetränkten Schlachtfelde erhalten. In diesem Augenblicke verschwand die bis dahin hinter Wolken sichtbare Ruhmeshalle und an ihrer Stelle zeigte sich das Radetzky-Monument, auf einem großen Tableau, umstanden von den bewundernden Völkern Oesterreichs in ihren malerischen Trachten. Beim Schlusse des Festgedichtes, welches mit einem warmen Dank an das hohe Kaiserpaar für ihre ehrende Anwesenheit endete, ertönte das österreichische Kaiserlied, begleitet abermals vom rauschendsten Beifall und jubelnden Hochs auf Se. Majestät den Kaiser und J. Maj. die Kaiserin. Nach dem Prolog kam die Oper „Ernani" zur Aufführung, welcher beide Majestäten, so wie Se. k. Hoheit der Herr Erzherzog Albrecht bis zu Ende beiwohnten. Nun begaben sich Ihre Majestäten durch die festlich illuminirten Straßen, in denen trotz der etwas kühlen Nachtluft die Volksmenge in dichten Reihen sich jubelnd um den kaiserlichen Wagen drängte, zum Josefsplatz, wo ein auf Unkosten der Eigenthümer der Prager Gasbeleuchtungsanstalt errichtetes kolossales Gasbeleuchtungs-Tableau in hellen Flammen brannte. Mehr als 20000 Flämmchen setzten dieses riesige Bild zusammen. Um dieses Tableau hatte sich eine ungeheure Menschenmenge eingefunden, welche als Ihre Majestäten gegen halb zehn Uhr erschienen, in donnernde Vivats ausbrach. Ihre Majestäten kehrten auf demselben Wege wieder durch die auf das Reichste beleuchteten Straßen zurück.

Am Vormittag des Sonntags wohnten Ihre Majestäten einem feierlichen Gottesdienste in der prachtvoll geschmückten Hofkapelle bei und ertheilten hierauf durch mehrere Stunden Privataudienzen. Auch machte der Kaiser und die Kaiserin zusammen seinen kurzen Spazierritt in den Baumgarten. Nachmittags war wieder Familientafel, an welcher abermals mehrere der hervorragendsten Persönlichkeiten theilnahmen. Ein glänzendes Diner fand auch in den herrlichen Sälen des Palastes des Herrn Landeskommandirenden Grafen Clam-Gallas statt, zu welchem derselbe Alles eingeladen hatte, was durch Stellung oder Geburt darauf Anspruch machen konnte. Auch die Prager Künstler feierten an diesem Nachmittage ein heiteres und gemüthliches Fest, welches der Ausschuß des böhmischen Kunstvereins für seine Agenten und Mitglieder, sowie für die anwesenden Kunstgenossen veranstaltet hatte. Zu dem glänzenden Festball auf der Sophieninsel war der dortige Saal auf das Geschmackvollste geschmückt Die an und für sich weiten Räume dieses Saales und seiner Nebenlokalitäten waren noch durch einen in möglichster Schnelle errichteten hölzernen Anbau vergrößert. Luxus und feiner Schönheitssinn hatten sich glücklich vereinigt, um dem Saale einen Schmuck zu verleihen, würdig des erhabenen Festes, das dieser Festball verherrlichen sollte. Ein Ueberzug von feingefälteltem schneeweißen Stoff, unterbrochen durch ein blasses Rosa, welches in Form von Säulen in weiten Entfernungen angebracht war, bildete den Grundton. Feindurchsichtige und an den Rändern goldbedruckte Vorhänge von zartem Stoffe verhüllten die Fenster. Die flachen Säulen, welche die Gallerien trugen, zeigten reichvergoldete Kapitäler: fast in gleicher Weise war auch der anstoßende Nebensaal geschmückt. Den Gegenstand der allgemeinen Bewunderung bildete jedoch ein rauschender Wasserfall, welcher seine kühlen Fluten mit geschwätzigem Geplätscher über das zackige Gestein eines mächtigen künstlichen Felsens herabfallen ließ. Spiegel, Girandolen, zierliche Blendleuchter, epheuumrankte Ampeln und ein reicher und mannigfacher Flor von Blüten und Sträuchern vervollständigten die kostspielige Ausstattung und verwandelten den Saal in die anmuthigste Stätte zur Entfaltung weiblicher Schönheit und Grazie, die hier durch mehrere Stunden ihren flüchtigen Sitz aufgeschlagen hatten, während eine auserlesene und von einem trefflichen Militär-Orchester exekutirte Musik die Ballgäste in ein anderes Zauberreich, das der Töne versetzte. Der Besuch des Ballfestes war ein immenser. Schon von 6 Uhr an rollte Wagen auf Wagen den langen Uferquai herab, um auf der Insel seiner schönen Bürden sich zu entledigen.

Kurz vor der Eröffnung des Balles um halb 7 Uhr, langte auf dem Bahnhofe im nahen Dorfe Bubentsch Se. k. Hoheit der Kronprinz Albert von Sachsen nebst seiner Gemalin sammt Gefolge an und wurde von Sr. k. k. apost. Maj. dem Kaiser Franz Josef, welcher seinem hohen Gaste bis dahin entgegen gefahren war, auf das herzlichste bewillkommt. Beide trugen die Uniform eines österreichischen Obersten. Nach einer herzlichen Umarmung zwischen dem Kaiser und dem Kronprinzen fuhren alle drei in einem gemeinschaftlichen Hofwagen in die königliche Burg.

Schlag 9 Uhr fuhren JJ. k. k. Maj. der Kaiser und die Kaiserin gefolgt von den Herren Erzherzogen von der Burg durch die abermals erleuchteten Straßen zu dem Ball. An dem Arme ihres hohen Gemals schritt hier die Kaiserin nach dem ehrfurchtsvollsten Empfange von Seite des Ballausschusses in strahlender Schönheit die sich öffnenden Reihen der jubelnden Ballgäste hinunter, rechts und links auf das Huldvollste grüßend. Fast zwei Stunden verweilten hier die höchsten Herrschaften, den sich gestaltenden Tänzen zusehend und in unterhaltendem Gespräche mit mehreren der anwesenden Glieder des Adels. Se. Majestät der Kaiser hatte diesmal die Uniform eines Artillerie-Obersten angelegt. Ihre Majestät trug ein einfaches aber kostbares Gewand von kirschrother Seide mit Chenillenaufputz, eine eben so einfache Haarfrisur, von welcher zwei weiße Federn schwankten und eine herrliche Perlenschnur über das Haar. Unter Vivatrufen entfernte sich das hohe Herrscherpaar, um ins kais. Schloß zurückzukehren.

Zugleich mit Ihren Majeſtäten waren auch noch Ihre kaiſ. Hoh. die Erzherzoge Albrecht, Joſef und Ernſt, die meiſten der in Prag verſammelten höchſten militäriſchen und Zivil-Würdenträger, bei dem Balle zugegen.

Am 17. Nachmittags 2 Uhr 10 Min. langte Se. Maj. der König von Sachſen in Begleitung Sr. kaiſ. Hoheit des Herrn Erzherzog Albrecht, welcher Sr. Maj. im Auftrage des Kaiſers bis nach Bodenbach entgegengefahren war, auf dem Bahnhofe in Bubentſch mit ſeinem Gefolge in einem Separat-Hofzuge an. Die Warthalle, ſo wie die Gebäude des Bahnhofes waren aus dieſem Grunde auf das Feſtlichſte geſchmückt worden. Aeußerlich und auch im Innern waren überall Reiſiggewinde, kaiſerliche, böhmiſche und ſächſiſche Fahnen, das ſächſiſche Landeswappen und andere Zierden angebracht, Teppiche gelegt worden u. ſ. w.

Schlag 2 Uhr kam auch Se. k. k. Maj. in der Uniform eines öſterr. Feldmarſchalls mit dem breiten grünen ſächſiſchen Ordensbande über die Schultern, in Begleitung Sr. kön. Hoheit des in öſterr. Oberſtenuniform gekleideten Kronprinzen Albert von Sachſen in einem offenen Hofwagen an, um Se. Majeſtät perſönlich zu bewillkommnen. Nach einigen Minuten brauſte der Zug an. Se. Majeſtät der König ſtieg aus dem Waggon und wurde mit der ſächſiſchen Volkshymne empfangen. Se. Maj. war ſogleich ſeinem hohen Gaſte entgegengeeilt und begrüßte denſelben auf das herzlichſte.

Nachdem die Kompagnie mit klingendem Spiele vorbeidefilirt war, begaben ſich die Majeſtäten in die kaiſ. Burg. Nachmittags um 5 Uhr fand eine glänzende Hoftafel ſtatt.

Die böhmiſche Feſtvorſtellung im königl. ſtänd. Theater gab in keiner Beziehung ihrer deutſchen Vorgängerin nach.

Zur Aufführung gelangte ein eigens zu dieſem Zwecke von J. Kolar verfaßtes Feſtſpiel „Vyslauzilci“ (die Ausgedienten), deſſen Inhalt voll patriotiſcher Beziehungen und Erinnerungen an den Feldmarſchall Grafen Radetzky iſt und die Zuhörer zu wiederholten ſtürmiſchen Kundgebungen ihres patriotiſchen Sinnes hinriß.

Das eigentliche Stück, welches beſtimmt war, den Abend auszufüllen, war das beim böhmiſchen Publikum beliebt gewordene Luſtſpiel „Dwotworny klobouk“ (der Zauberhut) von Franz Klicpera.

Noch vor dem Schluſſe des erſten Akts erhoben ſich JJ. Majeſtäten und entfernten ſich unter denſelben ſtürmiſchen Zeichen der Verehrung, welche allerhöchſtdieſelben gleich beim Eintreten empfangen hatten, um in die kaiſ. Burg auf dem Hradſchin zurückzukehren.

JJ. Maj. werden mehrere Tage in Prag weilen und alle Sehenswürdigkeiten in Augenſchein nehmen.

Die blaue Sammtmantille.

(Fortſetzung)

In dieſem Augenblicke kam ein Wagen an das Trottoir und eine ältliche Dame rief heraus: „Ich habe den Auftrag, Euch nach Hauſe zu bringen, und fahre in der Hoffnung, Euch zu treffen, die Straße ſchon ſeit einer Stunde herauf und herunter. Steigt ſchnell ein!“

Der Schlag wurde heruntergelaſſen und die Schwarzäugige ſtieg ein. Ihre Gefährtin war im Begriff, ihr zu folgen, als ſie unſern Helden erblickte. Sie ſtand ſtill, lächelte, erröthete und ſprang dann in den Wagen, welcher in einem Augenblicke Julius aus dem Geſichte war, der wie angewurzelt ſtehen blieb. Er wurde durch eine auf ſeinen Arm gelegte Hand erſchreckt, und ſich umdrehend, rief er, nicht zufrieden, ſo angetroffen zu werden: „Iſt es möglich, Elkinton!“

— „Theurer Rockwell! Ich freue mich, Dich zu ſehen; faſt hätte ich Dich nicht erkannt, ich erwartete nicht, Dich, da Du eben vom Lande kamſt, Damen beobachtend in dem lebhafteſten Theil der Stadt zu finden!“

Die beiden jungen Leute waren Schulgefährten geweſen, und obgleich ſie keine regelmäßige Korreſpondenz unterhielten, waren ſie die wärmſten Freunde, wenn ſie ſich trafen. Sie kehrten um und wanderten Holcroft's Hauſe zu.

— „Bitte, Elkinton, kennſt Du eine Dame, die eine blaue Sammetmantille trägt?“ fragte Julius, ſobald es der Anſtand erlaubte.

— „Wahrſcheinlich, aber ich erinnere mich nie der Kleidung der Damen, da ich auf dieſelbe nicht die geringſte Aufmerkſamkeit verwende. Welche Dame meinſt Du?“

— „Eine junge, ſehr ſchöne, mit hellbraunen Augen, goldnen Flechten.“

— „Ich kenne mehre ſolche — Du kannſt ſie zu jeder Stunde ſehen; aber was iſt's mit derſelben?“

— „Nichts! ich ſah ſie auf der Straße und wurde durch ihren Anblick überraſcht.“

— „Pah! Du wirſt zehn Mal in der Minute überraſcht werden, wenn Du Schönheiten ſuchſt. Ich habe es aufgegeben, nach den Damen im Allgemeinen zu ſehen.

— „Dann biſt Du durch eine beſonders gefeſſelt.“

— „Recht, und ich werde Dich ihr, unſerer alten Bekanntſchaft wegen, vorſtellen. Erinnerſt Du Dich unſerer Uebereinkunft, daß Keiner von uns ſich verheirathen wolle, ohne es dem Andern mitzutheilen und ihn um Rath zu fragen.“

— „Gewiß,“ — erwiderte Julius gedankenlos — „ich muß wiſſen, wer ſie iſt.“

— „Du ſollſt Alles erfahren, lieber Julius, und ſie kennen lernen, ſobald Du Zeit haſt. Ich bin neugierig, welchen Eindruck meine Erwählte auf Dich macht;“ — erwiderte Elkinton herzlich, ſich auf die Dame ſeiner Liebe beziehend — „aber ich habe keine Zeit mehr zum Plaudern. Morgen werde ich Dich beſuchen.“

— „Warte ein wenig, wo ſpielen die Vandenhoffs heute?“ fragte Julius ihn zurückhaltend.

Elkinton nannte das Theater und eilte davon.

Als Julius nach Hauſe kam, waren Fremde da, deßhalb wurde nicht nach ſeiner Abweſenheit gefragt, und als ſie wieder allein waren, ſagte der alte Herr, er möge ſich fertig machen, damit ſie gleich nach dem Thee zu Miß Attwood gehen könnten. Zögernd entſchuldigte ſich Julius. „Vielleicht möchteſt Du Vandenhoffs ſehen, da ſie heute zum letzten Male auftreten;“ — ſagte Mr. Holcroft, da er hierin den Grund ſeiner Weigerung zu finden glaubte — „wenn es das iſt, ſo können wir früh zu Ellen,

gehen, und ſie mitnehmen, wenn ſie frei iſt. Du brauchſt nicht zu fürchten, gegen die Etikette zu handeln, ich will den Vorſchlag machen."

Dennoch war Julius gegen den Beſuch und fügte hinzu:

„Es war meine Abſicht, in's Theater zu gehen, aber ich gehe lieber allein."

— „Allein!" — erwiderte der alte Mann unzufrieden — „das iſt nicht recht, Julius. Ein junger Mann ſollte, wenn es möglich iſt, an einem Vergnügungsorte, wo auch Damen Zutritt haben, nicht ohne eine Begleiterin erſcheinen. Es liegt darin ein Schutz gegen Verleumdungen, und unſer Anſehen wird dadurch erhöht. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit würde die Begleitung von Henriette Attwood Dir augenblicklich eine Stellung in der Geſellſchaft erwerben. Sie iſt eine der gefeierteſten Damen der Stadt."

— „Das bezweifele ich nicht, Onkel, aber ich habe nie Mädchen von unſchöner Geſtalt bewundert."

— „Was meinſt Du damit? Etty hat eine ſehr ſchöne Geſtalt! ſie iſt eine wahre Sylphe."

— „Wirklich! als Kind war ſie kurz und dick. Jedenfalls hat ſie weißes Haar, ſie hatte es früher, und ich liebe keine weißen Locken!"

— „Weißes Haar! Was iſt dem Jungen in den Kopf gefahren? ſie hat keins. Vor einer Stunde warſt Du begierig, ſie zu ſehen, und jetzt ſcheinſt Du gar keine Luſt zu haben, hinzugehen."

— „Entſchuldige mich, lieber Onkel, aber ich bin nicht in der Laune, in Damengeſellſchaft zu gehen."

— „Sehr wohl, mein Herr, thun Sie nach Ihrem Gefallen," erwiderte der alte Junggeſelle in piquirtem Tone und ſchwieg.

Julius, obgleich betrübt ihm zu mißfallen, ſchämte ſich doch den Grund zu beichten, weßhalb er allein zu gehen wünſchte, und nach einigen Minuten ging er fort in's Theater.

Er kam früh und wählte einen Platz, der die Ausſicht auf das ganze Haus gewährte, ſeine Augen waren beſtändig in Bewegung, ſie eilten von Thür zu Thür, um jede Geſellſchaft, die eintrat, zu muſtern, was keine leichte Aufgabe war, da eine ungewöhnliche Menge das Haus füllte. Durch das Aufgehen des Vorhanges wurde ſeine Aufmerkſamkeit einen Augenblick unterbrochen, dann ſah er wieder umher und erblickte die blaue Sammetmantille in einer Nebenloge, von einem ältlichen Herrn und der ſchlanken Brünette begleitet. Das beſte Spiel war für ihn verloren, da nur ein Gegenſtand ſeine Augen und ſeine Gedanken feſſelte.

Sie hatte ihn auch bemerkt, als ſie die Verſammlung betrachtete. Am Ende des erſten Aktes und ſpäter folgte ſeinen Blicken ein Erröthen, und eine gewaltſame Anſtrengung, ein Lächeln zu unterdrücken. Er glaubte auch zu bemerken, daß er der Gegenſtand einer Unterhaltung ſei, die zwiſchen ihr und ihrer Gefährtin Statt fand.

Das Spiel war beendet, die Geſellſchaft erhob ſich. Julius drängte ſich durch das Gewühl, bis er an ihrer Seite war. In dem Gedränge öffnete ſich die Mantille, ohne daß die Trägerin es merkte, und ein Herr trat darauf. „Die Mantille einer Dame!" ſagte unſer Held, und nahm ſie ſchnell auf. Sie bedankte ſich mit niedergeſchlagenen Augen, nahm dieſelbe verwirrt aus ſeiner Hand, wickelte ſich hinein und hatte in einigen Minuten die Thür erreicht. Der alte Herr half den beiden Damen in einen wartenden Wagen, ſagte, er wolle gehen, und befahl dem Kutſcher zuzufahren.

— „Wollen Sie eine Droſchke, Herr?" fragte ein Kutſcher.

— „Ja, folgen Sie jenem Wagen," erwiderte Julius, ſprang hinein und wurde in eine der vornehmſten Straßen der Stadt gefahren. Der Wagen hielt vor einem der ſchönſten Häuſer, und Julius ſah die Damen ausſteigen, und hineingehen. Er entließ ſeinen Wagen, merkte ſich das Haus und das Stadtviertel, um beide wiederfinden zu können, und ſich über ſeine Entdeckung freuend, kehrte er zu ſeinem Onkel zurück.

Am andern Morgen hatte Mr. Holcroft ſeinen Aerger größtentheils vergeſſen und fragte ſeinen Neffen freundlich, wie ihm das Stück gefallen habe.

— „Ich kann es nicht ſagen, es iſt — ich glaube es war hübſch," erwiderte er ſtotternd.

— „Wie, mein guter Junge, ich hoffe Du kannſt unterſcheiden, ob ein Theaterſtück gut oder ſchlecht iſt!" ſagte der alte Junggeſelle, ihn anſtarrend, worauf der junge Mann ſich genöthigt ſah, weniger zerſtreut zu ſein.

Nach dem Frühſtück nahm er ſeinen Hut in der Abſicht, die Szene ſeiner Entdeckung zu beſuchen; ſein Onkel, welcher glaubte, Julius könne in der Stadt Bücher oder andere Sachen ſehen, die er zu haben wünſche, bot ihm zu dieſem Zwecke freundlich ſeine Börſe an. Julius dankte und ſagte, er habe eine Summe, die er auch nannte, welche für die drei oder vier Wochen, die ſein Beſuch höchſtens dauern werde, gewiß ausreichen werde.

— „Vergiß nicht, um zwölf Uhr hier zu ſein," — ſagte Mr. Holcroft — „um dieſe Zeit werde ich mit Dir zu Deiner Couſine Etty gehen."

— „Was kümmert mich meine Couſine Etty!" dachte Julius, aber er ſagte Nichts und ging mit einer Verbeugung. Als er die Stelle erreichte, wo ſeine Gedanken den ganzen Morgen geweſen waren, betrachtete er die Thür, konnte aber keinen Namen finden, ſah auch Niemand, bei dem er hätte Erkundigungen einziehen können. Als er aber über den Weg ging, ſah er an dem erſten Hauſe, vor dem er ſtand, ein Meſſingſchild, mit dem Worte „Speiſehaus", und nach ſeiner erſten Laune handelnd, klingelte er und fragte, ob er auf eine kurze Zeit Wohnung erhalten könne.

— „Meine Zimmer ſind alle beſetzt, mein Herr, das heißt die beſten," erwiderte die Beſitzerin des Hauſes, da ſie nach ſeiner Erſcheinung vermuthete, daß ihm nur eine komfortable Wohnung genügen könne.

Julius ſchwieg einen Augenblick; da er aber ſo weit gegangen war, beſchloß er nicht zurückzugehen. „Ich würde auch mit einem geringeren zufrieden ſein, wenn es in der Fronte des Hauſes liegt", ſagte er.

— „Das kleine Zimmer in der dritten Etage über dem Eingange iſt leer," ſagte die Dame zögernd.

— „Ich will es nehmen," antwortete er, und ohne es zu besichtigen, eilte er fort und ließ seine Sachen hinbringen. Er that es, ohne Wissen seines Onkels, der nach dem Frühstück ausgeritten war.

Er bereute fast seine Beharrlichkeit, als er seine Sachen in einer Stube sah, die durch ein schmales Bett, einen Waschtisch und einen Stuhl so angefüllt war, daß kaum Raum für dieselben war; als er sich jedoch dem Fenster näherte, sah er die blaue Sammetmantille von den Stufen des gegenüberliegenden Hauses herabsteigen, und fühlte sich reichlich für sein Opfer belohnt.

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Generalversammlung des Kronstädter Bergbau- und Hütten-Aktien-Vereines.

Kronstadt, 22. Nov. Wir sind unsern verehrten Lesern noch einen Bericht über die am 16. d. M. abgehaltene Generalversammlung der Kronstädter Eisen- und Kohlengewerkschaft schuldig, welche sich an diesem Tage in den Kronstädter Berg- und Hütten-Aktien-Verein verwandelte. Wir wollen das Versäumte heute nachtragen.

Die Generalversammlung wurde in Gegenwart des landesfürstl. Kommissärs des k. k. Statthaltereirathes Herrn Heinrich Edlen von Clesius, abgehalten, hochwelcher die Sitzung mit einigen einleitenden Worten eröffnete und auf die Wichtigkeit der im Betriebe stehenden Unternehmung hinwies. Der Redner hob die wohlthätigen Folgen, welche aus dieser Industrie für das Land erwachsen, gebührend hervor, und hegte die Ueberzeugung, die Versammlung werde in richtiger Würdigung dessen die zweckentsprechenden Beschlüsse fassen.

Der Vorsitzende spricht im Namen der Versammlung den Dank dafür aus, daß durch die sobald erfolgte Genehmigung der Statuten des projektirten Kronstädter Berg- und Hütten-Aktienvereins die Abhaltung der heutigen Versammlung möglich wurde, und bittet den k. k. Herrn landesfürstl. Kommissär, diesen Ausdruck des Dankes zur Kenntniß der h. k. k. Statthalterei und der h. k. k. Ministerien zu bringen, was der Herr landesfürstl. Kommissär zu bewerkstelligen verspricht. Hierauf verliest der Herr Werksdirektor Mannlicher die Zuschrift des löbl. k. k. Kreisamtes, wornach das h. k. k. Ministerium des Innern die vorläufige Genehmigung zur Bildung eines Aktienvereins auf Grund des vorgelegten Statutenentwurfes unter der Bedingung, daß letzterer in einigen Punkten modifizirt werde, ertheilt.

Auf Antrag des Vorsitzenden erklären die vertretenen Aktionäre einhellig, sie seien bereit, den gegenwärtigen Besitzstand des Kronstädter Schurfvereins, respektive der Kronstädter Eisen- und Kohlengewerkschaft um den Betrag von 630,000 Gulden österr. Währung in volleingezahlten Aktien zu übernehmen und zu diesem Behufe ermächtigen sie den Verwaltungsrath respektive bis zu dessen Ernennung die verantwortliche Vertretung des Aktienvereins, d. i. das leitende Komité der Gewerkschaft, daß den Gewerken der eben vereinbarte Kapitalsbetrag sogleich nach Erscheinen der Interimsscheine in abgestempelten volleingezahlten Interimsscheinen ausgefolgt werde. Die Gewerken nehmen die Erklärung der anwesenden Aktionäre ebenfalls einhellig an und willigen in die definitive Abtretung ihres sämmtlichen gegenwärtigen Besitzstandes an den zu bildenden Kronstädter Berg- und Hütten-Aktienverein und beschließen das diesfällige vom Herrn Werksdirektor verlesene Dokument zu unterzeichnen. Auf Grundlage dieser Erklärungen und Beschlüsse wird der Kronstädter Berg- und Hütten-Aktienverein für konstituirt erklärt, der Kammersekretär Hr. Franz Voß zum Schriftführer ernannt, die Herren Advokat Johann Hintz und Magistratsrath Georg Dück zur Richtigstellung des Protokolls vom Vorsitzenden vorgeschlagen und von der Versammlung genehmigt. Zu Wahlskrutatoren wurden die Herren Herbich, Wihrheim, Dr. Karl v. Greißing und Kaufmann Eduard Kamner bestimmt. Nun wurde die Berathung der gemäß hohen Ministerial-Erlasses erfolgte Abänderung des Statutenentwurfes vorgenommen und die Statuten festgesetzt. Auf Anordnung des hohen Ministeriums wurden die Aktien, welche auf 200 fl. im Statutenentwurf festgestellt waren, eine jede Aktie auf 1000 fl. österreichische Währung erhöht. Nachdem nun diese Aktien von der hohen Staatsverwaltung als untheilbar erklärt sind, so wurde der Beschluß gefaßt, die h. Regierung zu bitten, bis zur vollen Einzahlung des Aktienkapitals, es zu gestatten, daß auch halbe Interimsscheine im Betrage von 500 fl. ausgestellt werden dürfen. Ferner wurde beschlossen, die bisherigen Gewerken aufzufordern, sich demnächst zu erklären, wie sie für die gegen Rückstellung der bisherigen Kuxscheine ihnen gebührenden Aktienbeträge, soweit sie nicht die Höhe von 1000 fl. erreichen, die nöthige Ausgleichung, sei es durch Zuzeichnung oder durch Vereinigung mit andern Gewerken oder Aktionären bewirken wollen; alle diejenigen, welche für den Aktienverein nicht volle Beträge von 1000 fl. gezeichnet haben, sollen aufgefordert werden, bis Ende dieses Jahres die Ergänzung der Zeichnung bis zu 1000 fl. zu bewerkstelligen und die statutenmäßig festgesetzte 20-perzentige Ratenzahlung einzuzahlen oder die bereits eingezahlten Beträge zurücknehmen. Es wurde weiter beschlossen, den nächsten Einzahlungstermin bis zum 15. Dezember zu verlängern, die übrigen vierteljährigen Einzahlungstermine aber wurden in der Art bestimmt, daß nur derjenige, welcher die fällige Einzahlung bis zum 5. Jan., 5. April, 5. Juli und 5. Oktober leistet, auf die Dividende des betreffenden 1., 2., 3. oder 4. Quartals des Einzahlungsjahres Anspruch hat; derjenige Aktionär aber, welcher eine erst später fällig werdende Rate früher leistet, soll schon auf die Dividende desjenigen Vierteljahres Anspruch haben, für welches er die Zahlung geleistet hat. Weiter wird beschlossen, nachdem der Aktienverein h. Orts genehmigt sei, einen Subskriptionsbogen aufzulegen, um die noch übrigen 600,000 fl. von dem Kapital von 2 Millionen zu plaziren.

Die Wahl des neuen Verwaltungsrathes wurde bis zur nächsten für den 18. Dez. bereits ausgeschriebenen Sitzung vertagt. Diese Sitzung wird eine Fortsetzung der heutigen bilden. Um jeden Zweifel an der Richtigkeit der ausgestellten Stimmzettel zu beseitigen, und gemäß §. 37 der genehmigten Statuten werden nur an Diejenigen Stimmzettel ausgefolgt, welche Aktien, resp. Interimsscheine, rechtzeitig bei der Kreditanstalt in Wien oder bei deren Filiale in Kronstadt deponiren und unzweifelhafte und ent-

sprechende Vollmachten bezüglich der Vertretungen beibringen. Bis dahin werden die Interimsscheine ausgefertigt, und gegen Ausfolgung der Kurenscheine und bisherigen Empfangsbestätigungen den Aktionären zugestellt. Eine Kommission wurde damit betraut, das Verzeichniß der auszustellenden Stimmzettel vor der Fortsetzung der Generalversammlung zu prüfen und richtig zu stellen. Endlich erklärt die Versammlung einhellig, daß sie sämmtliche in der heutigen Sitzung gefaßten Beschlüsse aufrecht erhalten und als gesetzlich gefaßt angesehen wissen wolle und ernennt in Anerkennung der wichtigen Dienste, welche der k. k. Herr Ministerialsekretär Gustav Mannlicher dem Vereine geleistet, denselben zum definitiven Generaldirektor und beauftragt das Komité, den bereits früher mit dem Herrn Mannlicher vereinbarten Dienstvertrag im Namen des Vereins zu unterzeichnen, worauf die Sitzung geschlossen wurde.

Mannigfaltiges.

* Kronstadt, 22. Nov. Der Schwindel, welcher in neuerer Zeit mit dem Promessenspiel aus Frankfurt getrieben wird, macht Fortschritte. Dieser Tage hatten wir Gelegenheit, Frankfurter Briefe einzusehen, die aber in Offenbach zur Post aufgegeben waren und welche die Leute unter den gewinnbringendsten Verheißungen zur Abnahme von großherzoglich badischen Staats-Eisenbahn-Aktien-Promessen aneifern. Die Briefe, lithographirt, sind so stylisirt, als wären die betreffenden Empfänger von jeher in geschäftlicher Verbindung mit den Lotterie-Kollekteuren gestanden. Den Promessenscheinen liegen kleine gedruckte Zettelchen bei, worin der Empfänger aufgefordert wird, dem Lotterie-Kollekteur die wohlhabendsten Einwohner unserer Stadt und Umgegend namentlich aus dem Privatstande bekannt zu geben. Verschwiegenheit des Namens des Einsenders von Adressen wird verbürgt und obendrein noch guter Dank verheißen. Am besten ist es, wenn die Empfänger solcher Briefe selbe nehmen und gleich ins Feuer werfen und sich nicht weiter darum bekümmern, so bleiben sie vor Verluste bewahrt und werden nicht um ihr gutes Geld geprellt.

* Der Gemeinderath von Temesvar hat am 19. Nov. den Anfang gemacht, seine Sitzungsprotokolle zu veröffentlichen. Dieser Schritt des Temesvarer Gemeinderathes ist mit Freude in der Landeshauptstadt begrüßt worden, weil die Temesvarer Kommunität damit beweist, daß sie den Muth hat, die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen nnd ihren Mitbürgern Gelegenheit gibt, zu lesen, was die Vertreter der Stadt beschließen. Von besonderm Interesse ist es, zu wissen, daß der Antrag: die Verhandlungen des Gemeinderathes in der „Temesvarer Ztg." zu veröffentlichen, von dem landesfürstlichen Kommissär, welcher dem Gemeinderath präsidirte, gestellt wurde. Aus dem ersten veröffentlichten Sitzungsprotokoll entnehmen wir, daß der Stadthaushalt für die Kommune Temesvar für das Verwaltungsjahr 1859 mit folgenden Ziffern voranschlagt ist: Einnahmen 154,925 fl., Ausgaben 208,031 fl. Um nun das Defizit zu decken, welches die Mehrausgabe verursacht, so ist eine Umlage von 33⅓ pZt. oder 20 kr. auf den Gulden der direkten Steuer gemacht worden. Außerdem werden 5 pZt. von allen vom Aerar abzunehmenden Vermögensübertragungen erhoben und auf die Verzehrungssteuer von Wein und Branntwein, welche der Staat erhebt, ist ein Zuschlag von 5 pZt. gemacht worden. Dafür aber ist die bisher eingehobene Wein- und Branntweinakzise aufgehoben worden. Die Namen der Antragsteller und Referenten der Gegenstände sind in dem Sitzungsprotokolle mitgetheilt. Uns alte Freunde der Oeffentlichkeit hat der Beschluß der Temesvarer Kommunität, ihre Protokolle in ausgedehnter Weise zu veröffentlichen, sehr lebhaft interessirt. Die Siebenbürger Kommunitäten werden vielleicht diesem Fortschritt ihre Anerkennung zu Theil werden lassen.

* Ein Korrespondent des „P. N." schreibt aus Rosenau: In dem etwa ¾ Stunden von Rosenau entfernten Eisenwerke Szalócz, im Hause des in glücklicher Ehe lebenden Werkbeamten Ludwig T—cs hielt sich seit einem Jahre der jüngere Bruder der Frau auf; er ist 26 Jahre alt, ohne Beschäftigung und diente vordem als Soldat, mußte jedoch wegen Blödsinn entlassen werden. Dieser junge Mann hat am 6. d. nach 8 Uhr Abends ohne irgend einem vorhergegangenen Ereignisse, seine Schwester — die Beamtenfrau — im Zimmer erschossen. Die Kugel ging mitten durch das Herz der unglücklichen Frau. Mit dem zweiten Schusse der doppelläufigen Pistole wollte der Mörder sich selbst tödten, allein der Schuß hatte nicht die gesuchte Wirkung, da keine Kugel in dem Rohre enthalten war. Sofort ergriff der junge Mann den scharfgeladenen Karabiner seines Schwagers, hielt diesen an den Mund, um sich zu tödten, während die inzwischen durch die Dienerschaft aufgeschreckten Arbeiter herbeiliefen und die Thüre sprengten. Dadurch verwirrt, schoß er, aber die Kugel traf den Unglücklichen nicht, sondern streifte blos sein Kleid und fuhr in die Wand. Die Gendarmerie brachte den Mörder nach Rosenau, und weder er noch sein Schwager können ein genügendes Motiv für diese schauderhafte That angeben.

* Bei der kürzlich vorgenommenen Verlosung der fürstlich Salm-Reifferscheid-Lotterie-Anleihe wurden folgende größere Treffer gezogen: **30,000 fl.** gewinnt die **Nr. 3612,** 4000 fl. die Nr. 39,517, 2000 fl. die Nr. 89,373 fl., 400 fl. die Nru. 13,704 und 46,512, 200 fl. die Nrn. 33,212, 13,464, 24,649, und 70,354; 120 fl. die Nrn. 87,486, 16,025, 98,821, 84,572, 52,278, 23,459, 70,575 und 26,044; 100 fl. die Nrn. 65,558, 33,750, 70,415, 45,989, 481, 72,170, 31,357, 72,758, 67,834, 19,525, 17,004, 62,143 und 69,012. Auf alle übrigen entfällt der Gewinnst von 60 fl.

* Ein alter Begleiter Radetzky's in den heißen Schlachten, die der Marschall in Italien geschlagen, hat während der Feierlichkeiten bei der Aufstellung des Radetzky-Monumentes in der Nähe Prags sein Leben beendet. Es ist des Marschalls Pferd, das den Helden auf dem Wege zu so vielen Siegen geführt und das ihm als Geschenk des Kaisers Franz lieb und werth geworden. Bereits alt und gebrechlich, befand es sich als Vermächtniß des Marschalls in letzter Zeit im Besitze des Herrn kommandirenden Generals in Böhmen, FML. Grafen Clam-Gallas, der es in Koschir warten und pflegen ließ. Dort endete es vor wenigen Tagen. Der Herr kommandirende General läßt dasselbe ausstopfen, es wird dann nach Friedland gebracht, um in der zoologischen Sammlung des dortigen Schlosses aufgestellt zu werden.

* Als vor einigen Jahren die Prinzessin Amalie, Tochter des Herzogs Bernhard von Weimar sich mit dem Prinzen Heinrich der Niederlande vermählte, wurde dem Landtage eine Vorlage gemacht und eine Prinzessinnensteuer von 16,000 Thaler beansprucht. Der Landtag lehnte die Forderung ab. Das Staatsministerium hatte sich deßhalb an einen namhaften Staatsrechtslehrer gewendet, und ihn um ein Gutachten angegangen. Das Gutachten ist nun erfolgt und lautet dahin, die Krone sei in ihrem Rechte, die Zahlung der Prinzessinnensteuer zu verlangen; man glaubt, der Landtag werde die Aussteuer als eine Verpflichtung genehmigen und die 16,000 Thaler auszahlen lassen.

* Schiller's Geburtstag am 9. Nov. ist in Weimar sehr würdig gefeiert worden. Dingelstedt hielt eine öffentliche Vorlesung. Er las die Geschichte der ersten Vorstellung der „Räuber" in Mannheim, und befriedigte die zahlreichen Anwesenden in hohem Grade. Im Hoftheater wurden die Räuber gegeben; der Zudrang war nicht bloß von Seiten Weimars, sondern auch von Jena und Umgegend her so stark, daß das Orchester geräumt werden mußte; auch der Hof mit zahlreichem Gefolge erschien in dem überfüllten Hause. Der in hellen Haufen gekommene Studio aus Jena benahm sich hier wie bei dem Universitätsjubiläum musterhaft; er ließ sich nur sein altes Privilegium nicht nehmen vor Beginn des Stückes einen patriotischen Gesang, und während der Vorstellung das „Räuberlied" anzustimmen; sonst „ging er im warmgestimmten Publikum auf", und wurde nur „durchgespürt", wenn man Dawison (als meisterhaften Franz Moor), sowie Karl, Amalie und Hermann — nicht etwa bloß rief, sondern — „herausdonnerte." —

* In Frankreich wurde ein Geistlicher zu 15 Monat Gefängniß verurtheilt, weil derselbe schuldig befunden worden ist, zweimal Steine auf die Eisenbahn von Dax nach Bayonne gelegt zu haben, um den Zug aus den Schienen zu bringen.

* (Mittel gegen Kornwürmer.) Nach der „Reforme Agricole" soll ein Landwirth in Frankreich zufällig einige Wollvließe noch in ihrem natürlichen Fette auf dem Getreidespeicher liegen gelassen haben, die in kurzer Zeit voll Kornwürmer waren. Dadurch aufmerksam geworden, legte er wiederholt von solcher fettigen Wolle auf den Getreidehaufen, und in zwei Tagen waren auch diese mit Kornwürmern, vielleicht durch den Geruch angezogen, überdeckt. Demnach wäre eine recht einfache und kostenlose Kornwurmfalle konstruirt, die manches Korn-Magazin retten könnte. Ein anderes erprobtes Mittel besteht in Folgendem: Man reibt den Boden, wo Getreide aufgeschüttet werden soll, nur mit Zwiebeln ein, steckt einige durchgeschnittene Zwiebeln in den Fruchthaufen, und deckt frisches Heu über dieselben. Diesem einfachen Mittel widersteht der Kornwurm nie.

* (Rothe Haare.) In Paris hat sich ein Klubb von jungen Leuten gebildet, der die rothhaarigen weiblichen Schönheiten, gegen die sich bisher eine vorurtheilsvolle Antipathie geltend machte, in Schutz nehmen will. Das Komitee dieses Klubbs geht dabei ganz künstlerisch vor und theilt diese Schönheiten nach drei Kategorien ab, die es nach den Malern: Tizian, Rubens und Lawrence, auf deren Bildern sie mit Vorliebe behandelt wurden, kranzeichnet und nationalisirt. Der Klubb besteht aus Künstlern, Schriftstellern, Advokaten und reichen Junggesellen. Die Künstler verpflichten sich, die rothhaarigen Schönen so oft als möglich zu malen; die Schriftsteller und Poeten von ihnen zu singen und zu sprechen; die Advokaten, sie jederzeit zu vertheidigen, und die Junggesellen endlich, sie zu heirathen, was die Hauptsache bleibt.

* Das Schicksal der „Austria" hat die Engländer veranlaßt, auf den Dampfkesseln Hähne anzubringen, und mit diesen Schläuche, die nach allen Theilen des Schiffes führen, in Verbindung zu setzen. Bricht irgendwo Feuer aus, so wird der Hahn aufgedreht, der Dampf strömt in die Röhren und bewältigt das Feuer.

* Aus Madrid wird geschrieben: Die politische Erregung in Spanien ist sehr groß. Die Journale wissen sich nicht zu mäßigen, weßhalb täglich Beschlagnahmen vorkommen und große Strafen bezahlt werden müssen. In Spanien ist es üblich, daß, wenn jene Partei an's Ruder kömmt, welcher ein Journal dient, dieses seine bezahlten Strafen zurückerhält. Die Leidenschaften sind so groß, daß schon politische Meuchelmorde stattgefunden haben.

* Ein Schreiben aus St. Petersburg vom [4. d. M bringt eine Nachricht, welche für Polen nicht ohne Bedeutung ist. Während bisher an allen öffentlichen Gebäuden des Kaiserreichs blos das russische Wappen zu sehen war, soll auf Befehl des Kaisers künftig neben demselben auch das polnische Wappen angebracht werden.

* Die Frau Großfürstin Marie von Rußland, Witwe des Herzogs von Leuchtenberg hat ihren Prozeß beim französischen Staatsrath verloren. Es handelte sich um die Ansprüche auf das französische Majorat des Vaters der Prinzen von Leuchtenberg. Prinz August von Leuchtenberg wurde 1834 ermächtigt, die 1810 von Napoleon für Josefine errichtete Domäne von Navarra als Erbe zu verkaufen und den Ertrag — 60000 Fr. Rente — in das große Buch Frankreichs einschreiben zu lassen. Prinz August starb kinderlos und sein Bruder Maximilian, der Gemahl der Großfürstin Marie, erbte die Genüsse des Majorats. Als der Herzog von Leuchtenberg 1852 starb, dekretirte der französische Finanzminister, die Söhne Leuchtenbergs hätten keine Ansprüche auf das französische Majorat. Die Großfürstin Marie trat klagbar dagegen auf, aber der französische Staatsrath hat die Klage zurückgewiesen, indem der Herzog Maximilian von Leuchtenberg, nachdem er in russische Dienste getreten, aufgehört habe, ein Franzose zu sein und seine Nachkommen hätten diese Eigenschaft um so mehr verloren, als sie der Erbthronfolge in einem fremden Staate fähig seien, nur aber Franzosen Inhaber und Erben eines Majorats in Frankreich sein könnten.

* Aus Rußland ertönt laute Klage darüber, daß das Silbergeld fast vollständig aus dem öffentlichen Verkehr verschwunden sei. Die renomirtesten staatsökonomischen Schriftsteller haben bereits begonnen, sich mit dieser Sache angelegentlichst zu beschäftigen. Das Silber verschwindet unter den niederen Volksklassen in Rußland. Es herrscht ein gewaltiges Mißtrauen gegen jedes Papiergeld und die schönen Rubeln und die andern geprägten Silbermünzen werden versteckt und kommen nicht an das Tageslicht. Rußland ist an dem Punkte angelangt, die Schule zu passiren, welche andere Staaten bereits hinter sich haben.

* Offiziellen Ausweisen zufolge betrug die Auswanderung aus Europa im verflossenen Jahre 352,378 Personen, darunter 109,600 Deutsche, 99,631 Engländer und Schotten, 86,238 Irländer, 13,802 Franzosen, 8151 Schweden und Norweger, 5000 Schweizer, 1734 Holländer, 660 Belgier und 400 Sardinier. Die Meisten, nämlich 244,000, wanderten nach Amerika aus.

Th. Blanc's Weltausstellung.

Die Reiselust ist plötzlich in die Füße aller hiesigen gebildeten Stände gefahren.

Das Kronstädter Kaufhaus ist, vielleicht mit geheimnißvoller Vorahnung für seine baldige Bestimmung zu einer allgemeinen permanenten Gewerbe-Ausstellung, der Schauplatz einer Welt-Ausstellung geworden.

Das Eckgewölbe dieses Kaufhauses ist gegenwärtig ein Schiff, ein Dampfwagen, eine Postchaise, ein Luftballon für alle reiselustigen Leute, um in wenigen Augenblicken von einem Orte zum andern, und zwar von Wien nach Berlin, von der Schweiz nach Italien, von Konstantinopel nach Paris u. s. w., mit einem Worte, von einem Pole zum andern zu fahren und zu segeln, ja sogar auf unsern Wanderungen in die geheimsten Boudoirs zu gelangen, um die kostbarsten Sehens- und Denkwürdigkeiten der Welt ganz nahe in Augenschein zu nehmen.

Wenn wir dieser Ausstellung eine nähere Betrachtung in vorliegenden Zeilen widmen, so ist es nicht unsere Absicht, einen Stoßseufzer in die industriöse Lärmtrompete zu machen, sondern blos unserem freundlichen Leserkreise die Eindrücke mitzutheilen, welche die Anschauung dieser Bilder in unserem Gemüthe zurückgelassen hat.

Diese Bilder sind keine mittelst des gewandten Pinselstriches hervorgebrachte Oelgemälde, noch Aquarelle; es sind keine Panoramen, wie wir sie auf öffentlichem Markte zu sehen gewohnt sind; es sind keine Xyloramen, welche die in Tageshelle erscheinenden Bilder plötzlich in schöne Nachtstücke verwandeln; es sind auch keine Nebelbilder, die uns seit Döbler's magischer Laterne bezauberten.

Es sind Bilder, welche auch die kunstfertigste Hand nicht nachzuzeichnen im Stande ist.

Seitdem der viel zu wenig geachtete Daguerre die berühmten Lichtbilder nach seinem Namen „Daguerrotypen" genannt, erfand, ruhte der menschliche Geist nicht, diese Erfindung auf eine Stufe der Vollkommenheit zu erheben, und Bilder zu erzeugen, welche mit Hilfe neukonstruirter Augenwaffen erfaßt, die Krone der optischen Täuschung an sich tragen.

Zu dieser Vervollkommnung trug vorzüglich der berühmte französische Künstler Ferrier ungemein viel bei.

Wie die Darstellungen des Naturselbstdruckes, als: Blätter, Holzfasern, Spitzen u. s. w. von menschlichen Händen wohl nachgeahmt, aber nicht vollkommen naturgetreu wiedergegeben werden können, so sind auch diese Bilder, durch den Strahl der Sonne erzeugt, für den geschicktesten Griffel unnachzeichbar.

Man nennt diese Bilder Stereoskopen, welche die dargestellten Gegenstände mit Hilfe der Optik verkörpern, und naturgetreu erscheinen lassen.

Indem wir uns einer nähern wissenschaftlichen Erörterung, die wir einer sachkundigen Feder überlassen wollen, begeben, begnügen wir uns, wie am Eingange dieser Zeilen erwähnt, blos mit der Schilderung der Eindrücke, welche diese wahre Weltausstellung in uns erregte.

Wer hätte wohl vor Zeiten gedacht, daß im Dampfe, der auf unsern häuslichen Herden zischt, eine fortbewegende Kraft enthalten sei, und daß ein Kronstädter Handelsmann, der früher, wenn er Wien besuchen wollte, sich wie zur Reise in die andere Welt mit den letzten Tröstungen der Religion versah, statt in vier Wochen von unsäglicher Mühe und Lebensgefahr, nun in vier Tagen dasselbe Ziel erreicht?

Einen Narren würde man denjenigen gescholten haben, welcher noch vor zehn Jahren gesagt hätte, daß eine Zeit kommen wird, wo wir in derselben Entfernung mit unsern Geschäftsfreunden Frage und Antwort in einer Stunde wechseln können!

Raum und Zeit sind überwunden!

Eben so ist es mit diesen Bildern der Fall, die uns in Wahrheit dorthin versetzen, was sie darstellen, und wohin uns gelüstet.

Es ist ein wahrhaft geistiger Genuß; während unser Körper festgebannt auf einem Sockel ruht, durchfreif't das Auge den unendlichen Raum.

Unsere Reiselust kann binnen einer Stunde die angenehmste Befriedigung finden, wenn wir das neue Kabinet des Herrn Blanc im Kronstädter Kaufhause betreten.

Welche Hand eines bildenden Künstlers wäre wohl im Stande, uns z. B. die herrliche Perspektive einer vor uns liegenden Eisenbahnlinie mit ihren unzähligen Staffagen, oder eine vor uns liegende Riesenbrücke treu bis in die kleinsten Details wieder zu geben?

Es ist auch nicht unmöglich, daß es den eifrigen Studien der Photografen nnd Optiker gelingen dürfte, die herrliche Erfindung der Stereoskopen in noch höherem Grade zu vervollkommnen.

Wissen ist Leben!

Wie hängt dieser Satz mit dieser Betrachtung zusammen, wird uns der freundliche Leser fragen.

So lange der Mensch unausgesetzten Studien huldigt, und aus dem göttlichen Borne der Wissenschaft schöpft, regt sich in der Seele,

„welche zwischen zwei Unsterblichkeiten steht,"

die Triebkraft eines schöneren Seins.

Plötzlich erfüllt die Seele eine heilige, unnennbare Begeisterung; denn das Resultat unermüdeten Forschens liegt vor ihr: die Erfindung, die Tochter der Wissenschaft hat das Licht der Welt erblickt. —

Wissen ist Leben!

Wir finden in dieser Ausstellung die Pracht- und Wunderwerke in der Kunst- und Naturwelt; und so wie die Himmelskörper die Ehre Gottes erzählen, so geben uns auch diese Bilder Zeugniß von der Allmacht, Weisheit und Vollkommenheit Desjenigen, vor dem sich alle Kniee beugen; sie geben nicht minder Zeugniß von der Größe des menschlichen Geistes, die derselbe in der Reihe von Jahrtausenden, und von Stufe zu Stufe zu erklimmen gesucht hat.

Die Himmelstöchter Kunst und Wissenschaft gehen Hand in Hand, und sie gießen mit göttlichem Wohlgefallen ihre goldnen Schalen aus über diejenigen, welche nach dieser unversiegbaren Quelle dürsten. —

„Ernst ist das Leben, heiter die Kunst!"

Doch was der Mensch in der Kunst, das ist Gott in der Natur! —

A. Palme.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5fl. 30kr. mit Post 6 fl. 30 kr. ins Ausland 7 fl. österr. W.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 139. Montag, den 29. November. 1858.

Die blaue Sammtmantille.

(Fortsetzung)

„Wer wohnt in dem Hause gerade gegenüber?" fragte Julius den Diener, der das Zimmer in Ordnung brachte.

— „Mr. Lawrenson, jener Herr da, der eben heraus kommt."

Es war der alte Herr aus dem Theater.

— „Es sind zwei junge Mädchen im Hause, nicht wahr?"

— „Nur eine, eine gefeierte Schönheit. Die Herren nennen sie die schöne Miß Lawrenson."

Julius war befriedigt. Es kannte die Familie dem Namen nach, und die Aufmerksamkeit und die Blicke einer so ausgezeichneten Schönheit auf sich gezogen zu haben, war ein Vortheil, den er trotz der kleinen Unannehmlichkeiten weiter verfolgen mußte. Er wurde in diesem Vorsatze durch einige Herren am Tische bestärkt, die erklärten, daß Miß Charlotte Lawrenson die größte Zierde der Damen am vergangenen Abend gewesen sei.

Nach dem Mittagessen wartete er lange auf das Wiedererscheinen seiner schönen Nachbarin, keine sehr angenehme Beschäftigung, da im Zimmer kein Kamin, also keine Möglichkeit war, Feuer anzumachen; aber sie erschien nicht, und sich erinnernd, daß sein Onkel von der Veränderung seiner Wohnung benachrichtigt werden müsse, machte er sich auf, um dieß zu thun. Auf dem Wege quälte ihn der Gedanke, daß der alte Herr die Nachricht nicht freundlich aufnehmen möchte, und er dachte über eine Entschuldigung nach, wie er ihn zufrieden stellen könnte; aber das Resultat seiner Gedanken wurde durch die Begegnung der Dame seiner Gedanken, seines Herzens, dachte er, gestört. Dasselbe Lächeln begrüßte ihn, ja es schien ihm noch vertraulicher, dasselbe Erröthen; auch würde er umgekehrt sein, um ihr wieder zu folgen; aber er erinnerte sich noch zu rechter Zeit, daß er Nichts dadurch gewönne. Zufrieden, daß er sie täglich von seinem kleinen Zimmer aus beobachten und aus jedem günstigen Zufall Vortheil zu einer näheren Bekanntschaft ziehen konnte, betrat er das Zimmer des alten Junggesellen, der ihn mit dem Ausrufe empfing: „Wo bist Du den ganzen Tag gesteckt, Julius?"

— „In meiner Wohnung," erwiderte er, da er beschlossen hatte, seine Flucht so kurz wie möglich zu erklären.

— „In Deiner Wohnung?" fragte Mr. Holcroft erstaunt.

— „Ja, lieber Onkel, da ich meine Freunde nicht gern unnütz belästige, so entschloß ich mich, in ein Gasthaus zu ziehen, und Deine Abwesenheit, als ich meine Sachen hinbringen ließ, verhinderte mich es Dir zu sagen."

— „Was? — nachdem ich Dir eine Wohnung in meinem Hause angeboten, nicht allein auf die Dauer Deines Besuchs, sondern lebenslänglich! Ich fordere eine bessere Entschuldigung! Wo wohnst Du?"

Julius nannte den Ort.

— „Eins der theuersten Speisehäuser der Stadt und von Dandies, Roués und Bonvivants besucht, — die schlechteste Gesellschaft für einen jungen Mann, der es in seinem Fache zu Etwas bringen will. Du hättest mich wenigstens zu Rathe ziehen können, obgleich Du mich betrübt hast, daß Du mein Haus verlassen. Wie lange hast Du gemiethet?"

— „Nur auf vierzehn Tage," erwiderte Julius, wünschend, daß er nicht genöthigt sein möchte zu beichten, daß er in einem der schlechtesten Zimmer wohne.

— „Ich zögerte eine Stunde mit dem Mittagessen, nachdem ich Dich vergeblich um zwei Uhr erwartet hatte, um mit Dir zu Deiner Cousine Etty zu gehen. Aber bleibe zum Thee, dann können wir heute Abend hingehen."

— „Entschuldige mich, lieber Onkel, ich habe Gründe es abzulehnen."

— „Was, wieder? Was willst Du denn beginnen?"

— „Ich werde zu Hause bleiben, mein lieber Onkel."

— „Du ärgerst mich und setzest mich in Erstaunen, Julius. Ohne meinen ausgesprochenen Wunsch zu berücksichtigen, wäre es Deine Pflicht als seiner Mann und Verwandter, ihr einen Besuch zu machen, und je eher es geschieht, desto besser ist es für Dich."

— „Da die junge Dame erst im zweiten Gliede meine Cousine ist, finde ich nicht, daß es meine Pflicht wäre, sie zu besuchen; die Verwandten im zweiten Gliede sind gar nicht als solche anzusehen."

— „Was? Ich würde gar nicht mehr erstaunt sein, wenn Du mir vorschlügest, unsere Beziehungen zu einander aufzulösen! Ich, ein eigensinniger, alter Mann, werde schwerlich als Verwandter anerkannt werden, wenn das lieblichste Mädchen unter der Sonne als Cousine verläugnet wird!"

— „Mein lieber Onkel, ich wollte Miß Attwood nicht beleidigen, noch weniger Dich; aber ich habe heute wirklich Etwas vor,

das mir das Vergnügen, heute Deine Wünsche zu erfüllen, raubt. Ich werde Dich morgen besuchen. Guten Abend!"

— „Ich muß den Jungen scharf bewachen," sagte der alte Junggeselle zu sich, er kann zu Hause kein Verhältniß angeknüpft haben, denn er war erst entzückt von meinem Vorschlage. Daß er mein Haus verließ, geschah, um meiner Aufsicht zu entwischen. Ich muß beobachten, was er für Gewohnheiten hat, ehe ich meine Plane ausführe. Heute Abend werde ich Etty besuchen und da sie eine Entschuldigung für sein Ausbleiben erwarten wird, werde ich ihr sagen, daß er nicht an Damengesellschaften gewöhnt ist, oder so etwas der Art. Sie ist einige Tage nicht hier gewesen, ich vermuthe, seinetwegen; daher will ich ihr erzählen, daß er im Wirthshause wohnt. Es ist kein Grund vorhanden, daß ich meine einzige Damengesellschaft dieses undankbaren Burschen wegen entbehren sollte." Und der alte Herr führte seinen Entschluß aus.

Julius hatte die Wahrheit gesprochen, indem er sagte, er würde den ganzen Abend zu Hause bleiben, aber er hätte um Alles in der Welt nicht den Grund davon erzählen mögen. Er hatte beschlossen, keine Zeit zu verlieren, und da er der beste Dichter in der Schule gewesen war, so hoffte er in seiner Einsamkeit ein Gedicht zu schaffen, das er am nächsten Morgen mit einem Liebeszeichen übersenden könnte. Seine Muse wurde durch das kalte Zimmer sehr niedergedrückt, aber ein Blick durch das Fenster auf den mit Sternen besäeten Himmel erinnerte ihn an die blaue Sammetmantille. Er vollendete sein Gedicht zu seiner Zufriedenheit, und als er es auf wohlriechendes, vergoldetes Papier geschrieben, indem er seinen Waschtisch als Schreibtisch benutzte, überließ er sich seinen Träumen. Am Morgen, gleich nach dem Frühstück, ging er aus, um das Geschenk zu kaufen, und die schönen, ausländischen Blumen in dem Fenster eines Blumenhändlers bemerkend, stand er still und wählte Blumen zu einem Bouquet, die schönsten und seltensten, ohne die Kosten zu berücksichtigen, und befahl dasselbe in seine Wohnung zu tragen, wohin er auch eilte. Er wurde durch seinen Freund Elkinton aufgehalten.

— „Es freut mich, Dich zu treffen," — sagte Letzterer — „ich war gestern bei Deinem Onkel, um Dich zu besuchen; aber der Diener erzählte mir, Du wärest ausgezogen; wohin, wußte er nicht."

Julius vermied eine Antwort, weil er nicht wollte, daß Jemand seine elende Wohnung sehen sollte, und obgleich sie dieselbe fast erreicht hatten, schlug er die entgegengesetzte Richtung ein, um den Verdacht zu vermeiden, die ganze Zeit lebendig plaudernd.

— „Bist Du heute Abend versagt?" — fragte Elkinton — „wenn nicht, so will ich Dich meiner Braut vorstellen. Ich hoffe Du wirst meine Wahl loben. Alle meine Bekannten beneiden mich, — Du brauchst nicht zu lachen, — es ist keine Uebertreibung."

Julius schlug es ohne Entschuldigung ab.

— „Wann willst Du mit mir gehen?" fragte der Freund.

— „Ich weiß nicht, — ich gehe so selten in Damengesellschaften," erwiderte Rockwell nachlässig.

Daß sein Freund so gleichgiltig gegen seine Geliebte war, war weniger verzeihlich, als wenn er derselben den Hof gemacht hätte; deßhalb sagte Elkinton kalt: „Sehr wohl, ich will Dich nicht zwingen," verbeugte sich und ging beleidigt fort.

Julius dachte nicht über das Benehmen seines Freundes nach, sondern eilte auf sein Zimmer, wo er die Blumen schon vorfand, und faltete sein Gedicht zusammen. Welche Adresse er machen sollte, war die nächste Frage; da er nicht vorgestellt war, so wäre es unhöflich gewesen, es an Miß Lawrenson zu adressiren, er schrieb: „An die blaue Sammetmantille." Dann klingelte er, gab dem erscheinenden Diener ein Trinkgeld, um Beides für Miß Lawrenson abzugeben, und wartete am Fenster, bis es ein Diener ihres Hauses empfangen hatte.

Da das Gesellschaftszimmer leer war, setzte er sich an ein Fenster und beobachtete das gegenüber liegende Haus. Kurz Zeit darauf kam die schlanke Brünette ohne ihre blonde Begleiterin aus demselben heraus. Nach dem Mittagessen kam diese jedoch und schaute, ehe sie die Stufen heraufging, neugierig herüber, sie hatte wahrscheinlich durch den Diener erfahren, woher die Gaben gekommen. Und als sie dann, nachdem sie geklingelt hatte, sich noch einmal umwandte, war er gewiß, daß sie ihn am Fenster bemerkt hatte. Gegen Abend verließ er seinen Posten, um seinen Onkel zu besuchen; da dieser aber nicht zu Hause war, so eilte er auf sein Zimmer und machte Verse für die nächste Gelegenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Das Provisorium in der Moldau.

Jassy, 12. November. Die provisorische Kaimakamie hat gleich in den ersten Tagen ihre Wirksamkeit mit Reformen begonnen, die sich vorläufig auf den Wechsel der Minister und Beamten erstrecken, die der letzten Regierung ihre Ernennung verdanken.

Sie hat das Publikum auf eine glückliche Zukunft vertröstet, und in einem pompösen Programm Alles versprochen, was man von einem so kurzen Interregnum erwarten kann. Das Triumvirat übernahm selbst zur größeren Sicherheit die Leitung der Ministerien und vereinigte sich zu fortwährenden Berathungen und Gesetzrevisionen. Allein nach wenigen Tagen kam der Geist des Unfriedens in die so patriotisch gesinnte Regierung, und anstatt das Wohl des Vaterlandes zu berathen, waren die Sitzungen nur der Schauplatz der lebhaftesten Debatten, indem jeder der 3 Kaimakame seine Stimme bei der Besetzung der untergeordneten Stellen in den Ministerien geltend machen wollte. Man war gleich Anfangs übereingekommen, die Abdankungsdekrete der ihrer Stellen entsetzten Beamten erst mit den Wahllisten zugleich herauszugeben, um jedem schädlichen Einflusse auf die Wahlen vorzubeugen

Katargiou ernannte als Minister des Innern einen Sektionschef und schickte, ohne früher seine Kollegen zu Rathe zu ziehen, dem früheren seinen Entlassungsbefehl. Diese Maßregel wurde jedoch von den zwei andern Kaimakamen als eigenmächtig verworfen, und da keine Vereinbarung statifand, wurde von beiden Seiten Gendarmerie requirirt, um die Schützlinge im Amt zu erhalten. Diese Sonderinteressen wirken höchst nachtheilig auf die Verwaltung, da die Sitzungen dadurch längere Zeit unterbrochen waren und andererseits das Vertrauen in den guten Willen der

Kaimakame täglich mehr schwankt, seitdem man weiß, daß jeder von ihnen einen telegraphischen Depeschenwechsel mit der Pforte unterhält, um der türkischen Regierung selbst die kleinlichsten Streitfragen zur Prüfung zu unterbreiten.

Von den Gesetzentwürfen, die den Beschlüssen der jetzigen Regierung angehören, will ich die wichtigeren erwähnen. Zuerst die Aufhebung der bisher streng gehandhabten Zensur, deren Folge für die nächste Zeit das Erscheinen mehrerer politischen, walachisch-französischen Tagesblätter ist.

Der Chef des Telegraphenamtes für die Moldau, wurde seiner Stelle entsetzt, weil man in einer so wichtigen Periode einem Oesterreicher nicht den Einblick in sämmtliche telegraphische Depeschen gestatten wollte, und an seine Stelle wurde eine Sektion im Ministerium der öffentlichen Bauten für Telegraphen creirt. Mit einem weiteren Beschlusse der Regierung: „im Namen der vereinigten Fürstenthümer" Dekrete zu erlassen, und Päße auszustellen, ist die k. k. österreichische Generalagentie in direkten Konflikt gerathen, indem selbe verweigerte, in diesem Namen ausgestellte Päße zu vidiren.

Für die Geschäftswelt dürfte noch von Interesse sein, daß eine seit Jahren außer Kraft gesetzte Verordnung, welche über renitente moldauische Wechselschuldner Verlust der persönlichen Freiheit verhängt, seit einigen Tagen wieder in Wirksamkeit gesetzt wurde.

Eine telegraphische Privatdepesche meldet so eben die Ankunft des ehemaligen Fürsten Michalaki Stourdza in Galatz, und einige der wichtigsten Parteiführer reisen ihm dorthin entgegen.

(Oest. Ztg.)

Gedichte von Eduard Schiefer.

1.

Im November.

Trübe schaut der Himmel d'rein,
Dichte Nebel schleichen,
Und der liebe Sonnenschein
Gänzlich muß erbleichen.

Flur und Wald belebt nicht mehr
Munteres Geflügel,
Stille ist es ringsumher
Wie am Grabeshügel.

Und der Mensch im engen Haus
Schallet wie gefangen,
An die schwere Luft hinaus
Treibt ihn kein Verlangen.

Laß' den Nordwind stürmen frei,
Komm' zum Feuerherde,
Daß dem Körper wohlig sei,
Warm die Seele werde.

2.

Die gute Sache.

Das schönste Wort wohl weit und breit
Im Schatz der deutschen Sprache —
Es ist ein Schlagwort dieser Zeit,
Du kennst's: die gute Sache.

Vielsinnig aber ist das Wort,
Läßt sich kaum definiren,
Heut stehst Du hier und morgen dort
Dafür sich exaltiren.

Hier prahlt damit der Dunkelmann
Und dort die Freiheitshelden,
Und seh'n sich doch als Gegner an,
Als Bürger zweier Welten.

Wo ist denn nun, mein lieber Freund,
Die echte gute Sache?
Das Unvereinbarste erscheint
Hier unter einem Fache.

Willst Du sie finden, suche sie
Ja nicht auf offner Straße;
Denn es bekennt zu ihr sich nie
Die urtheilslose Masse.

Mannigfaltiges.

* Aus Szolnok, 14. November, schreibt man dem „P. N.": Die Prophezeiung eines langen Herbstes aus den herumfliegenden Sommerfäden und der zweimaligen Blüthe der Bäume ist durch das rasche Hereinbrechen des Winters Lügen gestraft worden, der sich mit heftigen Nordstürmen einstellte, welche die minder solid gebauten Dächer abtrugen, die Telegraphenstangen umwarfen, Bäume knickten und entwurzelten und die im Freien weidenden Schaf-, Rinder- und Pferdeheerden so auseinanderjagten, daß man die Thiere, die nicht erfroren waren, oft von entfernten Hottern zusammentreiben mußte. Auch einige Menschenleben sind dem plötzlichen Frost als Opfer gefallen. Der sogenannte „Tiszahát" war heuer mit Obst, vornehmlich Aepfeln, reich gesegnet; bei 500 Flöße und Kähne, jeder mit beiläufig 2—300 Scheffeln Aepfel in länglich-runden Korbgeflechten, schwammen die Theiß hinab, um die mittleren und unteren Theißgegenden, die auch sonst aus Indolenz wenig Obst erzeugen, heuer aber in Folge des trockenen Lenzes besonders großen Mangel daran hatten, mit Pomonens Gaben zu aprovisioniren; doch konnten, wegen Ungunst der Elemente, nur wenige derselben an den Ort ihrer Bestimmung gelangen. — Unterhalb Abád hat sich in der Mitte der Theiß eine 5—600 Kl. lange Sandinsel gebildet. Das rechte Stromufer, wo hinreichendes Wasser, nehmen Flußmühlen ein, zwischen dem Dorfe und der Insel aber ist das Wasser so niedrig, daß man gefahrlos durchwaten kann, weßhalb während der trockenen Zeit die Dampfschiffe bei der Sandbank umzuladen genöthigt waren, die Obstflöße aber auf höheres Wasser wartend, liegen blieben. Die ersten circa 50 Flöße aus dem Kis-Várdaer Bezirk gelangten nach einer dreiwöchentlichen langsamen Fahrt, indem sie mühsam über die Untiefen gezogen wurden, nach Szolnok, und diejenigen, welche hier ihre Ladung nicht schnell absetzen konnten, fuhren damit weiter nach Csongrád, Szentes u. s. w. Die entfernten Beregher und Szatmárer ruderten bis Abád, wo sie während der Novemberstürme liegen bleiben mußten, während welcher Zeit ein großer Theil der Aepfel durch den Frost zu Grunde ging. Anderen 50 Flößen gelang es jedoch, bei gestiegenem Wasser-

stande die Abáder Sandbank zu passiren und die unteren Theißufer zu erreichen. Es steht wohl zu erwarten, daß die im Zuge befindliche Uferregulirung den Abáder Mühlen, welche die Wasserpassage hemmen, einen anderen Standort anweisen wird.

* Aus Stuhlweißenburg. (Eine Adresse an den Grafen Edmund Zichy.) Mehre große Grundbesitzer und andere hochgeachtete Persönlichkeiten aus dem Stuhlweißenburger Komitate haben eine Adresse an den Grafen Edmund Zichy und seine gleichgesinnten Gefährten gerichtet, in welcher dieselben ersucht werden, wenn es nur irgend möglich ist, und es sich mit ihren Ansichten von Ehre vereinen könne, trotz all der Unannehmlichkeiten, welche sie in letzter Zeit bei dem von ihnen geleiteten Unternehmen der Franz Joseph-Orientbahn erlitten haben, ihre Mitwirkung der neuen Gesellschaft nicht zu entziehen, sondern den Interessen des Landes dies patriotische Opfer zu bringen, und diese Interessen mit derselben Energie und Ausdauer zu unterstützen und zu wahren, welche bisher ihr ganzes Wirken in dieser Angelegenheit gekennzeichnet. Gefertigt ist die Adresse von den Herren Graf Emerich Batthyany, Stephan David von Marich, Graf Johann Czirahy, Graf Stephan Batthyany sen., Graf Stephan Batthyany jun., Graf Dionys Szechenyi, Graf Alfred Zichy, Baron Heinrich Splenyi, Herr v. Mißleny, v. Petrich, v. Nadory, v. Ditrich und vielen Andern. Auch Graf Stephan Szechenyi hat einen Brief ähnlichen Inhaltes, wie der der Adressen, an seinen alten Freund den Grafen Edmund Zichy gerichtet, in welchem er Ausdauer und Selbstverleugnung empfiehlt.

* Aus Berlin wird geschrieben, daß der neue Minister-Präsident, Fürst v. Hohenzollern, auf jeden Gehalt verzichtet hat, der ihm in seinem Amte zustände.

* (Zähneausreißen.) Nach einem Vortrag im Vereine der Aerzte zu Berlin kann die Elektrizität beim Ausreißen der Zähne auch nicht als absolut schmerzstillend bezeichnet werden; jedoch kann auch fehlerhafte Leitung des galvanischen Stromes Ursache an dem Mißlingen sein. Jedenfalls sei es bequemer und nicht so gefährlich, als das Chloroform.

* (Mißbrauch des Vertrauens.) Im Jahre 1856 starb der Abbé Chauvin de Malan, Verfasser einer „Histoire de Dom Mabillon et de la congrégation de St. Maur," und hinterließ eine Autografen- und Kupferstich-Sammlung, welche der Pariser Buchhändler Demichiels für 30,000 Frs. ankaufte, eine Anzahl Nummern aus der Hand verkaufte und über den Rest einen Katalog für eine öffentliche Versteigerung veröffentlichte. Die kaiserliche Bibliothek, so wie die Bibliothek von St. Genevieve in Paris nahmen eine Menge der ausgebotenen Nummern als ihr Eigenthum in Anspruch, und es wurde eine Untersuchung angestellt, welche ergab, daß Abbé Chauvin vor 18 Jahren auf Empfehlung des Erzbischofs von Paris, mehrerer Bischöfe und der Herren von Fallour und Lacordaire die Erlaubniß erwirkt hatte, auf beiden Bibliotheken auch in Abwesenheit der Beamten zu arbeiten. Das ihm geschenkte Vertrauen mißbrauchend, plünderte er in solchen Stunden, wo er allein war, die Schränke und stahl die werthvollsten Autografen, Kupferstiche u. s. w. Die kaiserliche Bibliothek allein fordert 514 Stück Autografen zurück.

* (Frau Johanna Kinkel), die Frau Gottfried Kinkels, seine getreue Lebensgefährtin in der Verbannung, eine Frau, deren hohe schriftstellerische Begabung, deren seltene musikalische Bildung und deren Charakterstärke auch Jene bewundern mußten, die ihre politischen Tendenzen mißbilligten, ist dieser Tage in London eines plötzlichen Todes gestorben. Sie ist, wie man hört, aus dem dritten Stockwerke ihrer Wohnung auf die Straße gestürzt.

* (Ein höchst tragisches Ereigniß) kam dieser Tage in New-York vor. Eine ganze Familie wurde in einer Weise hingeschlachtet, wie dies in den Annalen der Kriminaljustiz kaum je vorgekommen ist. Ein junger Mann von noch nicht zwanzig Jahren hatte sich Ausschweifungen aller Art ergeben und sich dadurch die Unzufriedenheit seiner Familie zugezogen, die ihn fortwährend mit Vorwürfen überhäufte. Kürzlich kam er des Abends nach Hause und traf noch seine Eltern wach an. Bald hörte die Mutter, die sich in ihr Zimmer zurückzog, in dem Gemache ihres Gatten ein verdächtiges Geräusch, sie stürzte hinab und fand ihren Mann in seinem Blute schwimmen und seinen Sohn mit stieren Blicken und wilden, verstörten Gesichtszügen gerade sein Opfer verlassen. Kaum ward der Wüthende seine Mutter gewahr, als er sich auf sie stürzte und sie mit drei Streichen niederstreckte. Hierauf drang er in das Schlafzimmer seiner jüngern Geschwister ein, und wüthete auch gegen die armen Kinder mit seinen Mordinstrumenten, ebenso brachte er den beiden im Hause befindlichen Mägden lebensgefährliche Wunden bei. Er wollte eben in das Zimmer seiner Schwester dringen, als diese, durch den Lärm erwacht, sich erhob. Da sie vermuthete, daß Räuber im Hause seien, verschloß sie rasch ihre Zimmerthüre und rief vom Fenster aus um Hilfe. Sofort eilte der Unglückliche in sein Zimmer und eben, als auf den Hilferuf des jungen Mädchens Polizei-Agenten herbeigekommen waren, schoß er sich eine Kugel durch den Kopf. Das Schauspiel, welches sich den Polizeibeamten darbot, ist kaum zu beschreiben. In jedem Zimmer des Hauses lagen mehrere Opfer des Wüthenden, fürchterlich verstümmelt, theils todt, theils nahe dem Tode. Das Blut floß auf allen Seiten in Strömen. Der Vater des Unglücklichen ist bald nach der traurigen Katastrophe gestorben. Die Mutter dürfte kaum am Leben erhalten werden. Eben so sind die den beiden Kindern beigebrachten Wunden lebensgefährlich; von den Mägden ist bereits eine im Spital gestorben.

Kronstädter Theater.

Nächsten Donnerstag findet die Benefice-Vorstellung des Hrn. Frank statt. Er hat dazu Heysers beliebtes vaterländische Schauspiel Hans Benkner, der Stadtrichter von Kronstadt, gewählt, und es dürfte dieses Stück dem Beneficianten ein volles Haus machen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. 30 kr. mit Post 6 fl. 30 kr. ins Ausland 7 fl. österr. W.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 140 u. 141. Mittwoch, den 1. Dezember. 1858.

Die blaue Sammtmantille.

(Fortsetzung)

So endete ein Tag; der nächste wurde ähnlich verbracht, nur sandte er ein schönes Buch als zweiten Tribut, und erhielt zu seiner Freude durch seinen Botschafter ein Geraniumblatt in rosafarbenem Papier, worauf mit zierlichen Buchstaben stand: „Von der blauen Sammetmantille." Den dritten Tag schickte er ein eben so elegantes Geschenk hin und ließ Abends von den besten Musikanten der Stadt ein Ständchen bringen, auch war er nicht wenig stolz, als einige Gäste dasselbe für das beste erklärten, das sie je gehört.

Aber es ist langweilig, seinen Extravaganzen zu folgen. Er schenkte Blumen und Bücher, auch schöne Schmucksachen, als ob seine Börse nicht zu erschöpfen gewesen wäre, und so verging eine Woche. Während dieser Zeit ging er täglich zu seinem Onkel, und lehnte es täglich ab, seine Cousine zu besuchen; worüber der alte Herr so böse wurde, daß er ihn nicht mehr einlud. Elkinton traf ihn mehre Male, aber sich seiner Unhöflichkeit erinnernd, nickte er ihm nur zu. Doch was war das Alles in Vergleich mit den Belohnungen, die ihm seine Dame gewährte! freundliche Blicke, schnelles Erröthen, wenn er ihr begegnete; ein Winken mit dem Taschentuche, das nicht zufällig war, und zwei kleine Billete, mit zierlicher Hand geschrieben, als Antwort auf seine Gedichte. Ein Ereigniß brachte ihn jedoch zur Besinnung.

Eines Morgens überreichte ihm sein Bote einen Brief, der sich durch seine kühnen Schriftzüge von den früheren bedeutend unterschied, indem er ihn öffnete, las er: „Der Herr, der seit einer Woche Miß C. L. so auszeichnet, wird ersucht, diesen Nachmittag 3 Uhr in dem Hôtel C. Nr. 26 zu erscheinen, und sein Benehmen Jemanden zu erklären, der ein Recht hat, dieß zu verlangen. Sollte er nicht erscheinen, so wird angenommen, daß er nicht verdient, als Gentleman behandelt zu werden."

— „Von wem erhielten Sie dieses?" fragte er den Diener.

— „Von Mr. Lawrenson's Bedienten, Herr, der stets meine Bestellungen annimmt, er sagte, der Brief sei von einem Herrn, der nicht genannt sein wolle."

— „Schon gut." — sagte Julius mit Selbstbeherrschung — „Was für eine Begegnung werde ich haben?" — fragte Julius sich selbst — „mit einem Bruder, einem Vater? Was wird man von mir verlangen?" Er konnte keine dieser Fragen gehörig beantworten, deßhalb beschloß er, so ruhig wie möglich die Dinge zu erwarten, die da kommen würden.

Zur bestimmten Stunde war unser Held im Hôtel C. Er ließ sich nach Nr. 26 führen und war sehr erstaunt, als auf sein Klopfen die Thür durch Elkinton geöffnet wurde. Dieser schien auch überrascht; aber vermuthend, er wolle sich wegen seiner früheren Unhöflichkeit entschuldigen, bat er ihn freundlich, Platz zu nehmen. Julius blickte umher, da er aber Niemand im Zimmer sah, nahm er den Brief aus der Tasche und sagte: „Hier muß ein Mißverständniß herrschen. In Wahrheit vermuthete ich nicht, auf Dein Zimmer zu kommen. Dieses Billet bestellte mich auf Nr. 26. aber es muß ein Irrthum sein. Da ich doch hier bin, werde ich sehr froh sein, wenn Du als Freund mir Deinen Rath ertheilst. Lies das."

Elkinton sah auf den Brief und sagte in großer Aufregung: „Da muß allerdings ein Mißverständniß herrschen! Ich habe dieß geschrieben; aber Du kannst nicht derjenige sein, für den es bestimmt war."

Julius fuhr zusammen, suchte sich aber zu beherrschen und antwortete kalt: „Nach dem Inhalte zu urtheilen, war es doch für mich bestimmt."

Elkinton durchschritt das Zimmer einige Male, setzte sich dann neben seinen Freund und sagte: „Dieß ist eine delikate Sache; da wir aber Jugendfreunde sind, so wollen wir dieselbe ruhig besprechen. Damit kein Mißverständniß stattfinde, wollen wir recht gewiß sein, daß wir diese Buchstaben auf gleiche Weise deuten."

— „Es sind die Anfangsbuchstaben von Miß Lawrenson, Charlotte Lawrenson," antwortete Julius.

— „Sie ist die Dame, die auch ich meine, und um Dir zu beweisen, daß ich ein Recht habe, mich in diese Sache zu mischen, so theile ich Dir mit, daß sie meine Braut — und bestimmt ist, in einigen Monaten meine Frau zu werden."

Julius sprang auf, marmorbleich, und rief aus: „So geneckt und betrogen zu werden!"

— „Jetzt" — sagte Elkinton ernst — „wirst Du begreifen, weßhalb ich so böse auf denjenigen war, der sich gegen besagte Dame so benahm, und Du wirst nicht überrascht sein, wenn ich

Dich frage, wodurch ſie Dich ermuthigte, bei dieſem Benehmen zu beharren."

— „Durch ihr Benehmen!" — ſagte Julius mit ſeiner gewöhnlichen Heftigkeit — „durch das Annehmen meiner Geſchenke, die von Worten der Bewunderung, nein, der Leidenſchaft begleitet waren; dadurch, daß ſie dieſe Worte mit Antworten erwiderte, die, wenn auch nicht Liebe athmend, doch nicht zurückweiſend waren; durch perſönliche Zeichen von ihrem Hauſe her und durch verrätheriſche Blicke, ſo oft wir uns auf der Straße trafen."

— „Halt ein! Julius, das ſind ernſte Beſchuldigungen, welche kein Mann geduldig anhören darf, wenn ſie gegen ſeine Verlobte gerichtet ſind. Deine Geſchenke erhielt ſie, denn ſie zeigte mir dieſelben, zeigte mir das Haus, woher ſie kamen, und veranlaßte mich dadurch, mit ihrem Wiſſen den Brief zu ſchreiben, den Du in der Hand haſt; aber daß ein Mädchen von Charlotte's Charakter Liebesbriefe beantworten und durch Blicke zu denſelben auf der Straße ermuntern ſollte, das kann ich nicht glauben."

— „Dieſe Sprache kann und will ich nicht ertragen;" — ſagte Julius ärgerlich — „wenn Du andere Beweiſe, als das Ehrenwort eines Mannes haben mußt, ſo nimm dieß!" Er zog die Briefe aus ſeiner Brieftaſche, die er, wie alle Liebhaber es zu thun pflegen, Tag und Nacht auf dem Herzen trug.

Elkinton ergriff ſie und ſagte nach ſorgfältiger Prüfung „Ich kann mit Gewißheit behaupten, daß Charlotte nicht ein Wort davon geſchrieben hat."

— „Ohne Zweifel fühlſt Du Dich glücklich, ſo ſicher zu ſein." ſagte Julius mit ſarkaſtiſchem Lächeln.

— „Um fernere Streitigkeiten zu vermeiden, wodurch Niemand überzeugt wird," — ſagte Elkinton ruhiger geworden — „will ich augenblicklich zu Miß Lawrenſon gehen und eine Erklärung fordern, ohne welche ich nicht zufrieden ſein kann. Haſt Du Zeit, ſo will ich zu Dir kommen, oder, wenn es Dir lieber iſt werde ich Dich hier um acht Uhr erwarten."

Aus gewiſſen Gründen, die zu erklären unnütz iſt, wählte Julius das Letztere, und nachdem Elkinton ſich mit kalter Höflichkeit empfohlen hatte, eilte er zu Miß Lawrenſon.

Julius war pünktlich am Abend da, und fand Elkinton ihn ſehnſüchtig erwartend. „Ich habe Deine Anklagen Charlotte mitgetheilt, aber ſie läugnet ihre Wahrheit. Obgleich ſie geſteht, Deine Geſchenke zu beſitzen, läugnet ſie Deine Briefe beantwortet, ja ſelbſt nur geöffnet zu haben, läugnet, Dir je ein Erkennungszeichen gegeben, läugnet Dich je auf der Straße geſehen zu haben."

Julius ſtand wie verſteinert. Die Wahrheit ſo zu verläugnen, ſeinen Worten ſo wenig zu glauben, das war nicht zu ertragen. „Das Behalten meiner Liebesgaben, ſollte Dir, denke ich, beweiſen, daß nicht Alles iſt, wie es ſein ſollte;" — erwiderte er aufgebracht — „ein Mädchen, welches die Aufmerkſamkeit eines Fremden ermuthigt, während ſie einem Andern verlobt iſt, und dann, um ſeine Liebe ſich zu erhalten, ihr Benehmen verläugnet, verdient nicht von einem Manne beachtet zu werden."

— „Etwas kann noch geſchehen," — ſagte Elkinton, eine wüthende Antwort unterdrückend — „gib mir jene Briefe, vielleicht iſt durch ſie Miß Lawrenſon im Stande zu entdecken, wer ſie ſchrieb. Wenn das nicht ſein kann, ſo mache ich Dich für jene Verleumdungen verantwortlich." Mit dieſen Worten ging er fort und ließ Julius in ſeinem Zimmer.

Die Sache war jetzt ernſt geworden. Wenn die Dame nicht geſtand, war ein Duell unvermeidlich, und ſollte ſie ſich zu Erklärungen herbeilaſſen, ſo erſchien er lächerlich. Das Erſtere ſetzte ihn in Gefahr, die Welt zu verlaſſen, das Letztere, die Stadt zu meiden. Auf ſeinem Wege nach Hauſe beſchloß er ſeine Sachen zu ordnen. Er erinnerte ſich, daß ſeine Wirthin ihre Rechnung am Morgen geſchickt hatte und um Geld zu einer dringenden Ausgabe gebeten hatte, und da ſeine Mittel durch die koſtſpieligen Geſchenke für ſeine Schöne erſchöpft waren, ſo hatte er beſchloſſen, ſeinen Onkel um Geld zu bitten. Er ging alſo zu ihm; da er ihn aber nicht zu Hauſe fand, ließ er ein Billet auf ſeinem Schreibtiſche, ihn bittend, ihm Geld zu leihen, welches er den folgenden Morgen holen wolle. Dann zog er ſich in ſeine Wohnung zurück in einem Zuſtande der größten Aufregung.

(Schluß folgt.)

Die Wahrheit in Rußland.

Eine der hervorragendſten Eigenſchaften des Kaiſers Alexander II. iſt ſeine Wahrheitsliebe, die er bereits bei zahlreichen Gelegenheiten bethätiget hat. Der Czar verlangt von ſeinen Miniſtern und Beamten vor Allem volle Aufrichtigkeit und er hatte es gleich nach ſeinem Regierungsantritte bei einer Reiſe nach der Krimm bewieſen, wie ſehr er die ungeſchminkte Wahrheit zu ſchätzen weiß, in der richtigen Erkenntniß, daß die vielfachen Gebrechen in der Adminiſtration ſeines Reiches nur dadurch geheilt werden können, wenn man ſie an das Tageslicht zieht und nicht blos beſtraft, denn dies geſchah auch im Falle der Entdeckung unter der vorigen Regierung, ſondern ſie auch an den Pranger der Oeffentlichkeit ſtellt.

Einen neuen Beweis der Wahrheitsliebe des Czaren erzählt ein Petersburger Korreſpondent der „Independance." Die Leſer wiſſen, daß in der ruſſiſchen Hauptſtadt ein Komité zuſammengeſetzt wurde, deſſen Aufgabe es iſt, alle einzelnen Vorſchläge des Adelskomités, die ſich mit der Aufhebung der Leibeigenſchaft beſchäftigen zu ſammeln und zu prüfen. Wir hatten auch mehrfach Gelegenheit zu bemerken, daß ſich in Rußland ein Geiſt der Oppoſition gegen die Maßregel der Bauernbefreiung kundgebe, welche den Kaiſer veranlaßt hat demſelben in ſeinen Reden an den Adel ſcharf entgegenzutreten. Aber es ſollte ſich herausſtellen, daß dieſe Oppoſition nicht allein im Adel, ſondern ſogar im Petersburger Hauptkomité Vertreter findet.

Der Präſident dieſes Komités iſt der Fürſt Orloff, Mitglieder desſelben die Generäle Roslowzoff, Michael Murawieff, der Staatsſekretär Butkoff u. ſ. w., alle ohne Zweifel höchſt ehrenwerthe Männer, die aber unter dem vorigen Regime bereits in hoher Würde ſtehend, noch immer in den Anſichten desſelben befangen ſind. Die meiſten Mitglieder des gedachten Komités, welche außerdem ſehr vermögliche Grund- oder vielmehr Seelenbe-

sitzer sind, fürchteten und vielleicht nicht ganz ohne Grund, die Krise, welche die Befreiung der Bauern hervorrufen müßte und so befanden sich ihre Ansichten mit dem kaiserlichen Wunsche im Widerspruche.

Dumpfe Gerüchte über dieses Verhältniß zirkulirten bereits längere Zeit, bis ein eigenthümlicher Vorfall diese Gerüchte zur vollen Wahrheit erhob.

In dem Komité, so erzählt der Korrespondent der „Independance", befand sich ein junger Sekretär, der Herr Serna-Solowewitsch, welcher die Berathungen des Komité's protokollirte und auf diese Weise die beste Gelegenheit hatte, die Meinungen der einzelnen Beisitzer kennen zu lernen. Er bemerkte nun, daß eben diejenigen, deren Aufgabe es hätte sein sollen, die Aufhebung der Leibeigenschaft zu beschleunigen, gerade auf das Entgegengesetzte hinarbeiteten, daß sie die kaiserlichen Prinzipien fälschten und durch Anwendung von Kunstgriffen dahin strebten, die Bauern in Abhängigkeit von ihren Herrn zu erhalten. Sein edles Gemüth und sein Rechtsgefühl waren in gleichem Maße verletzt, er beschloß, die Wahrheit dem Kaiser zu enthüllen und verfaßte zu diesem Zwecke ein Schreiben an denselben.

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, wollte Solowewitsch seinem Vorhaben allen Anschein einer Denunziation benehmen; er reichte deßhalb seine Entlassung ein, und als diese ihm verweigert wurde, gab er offen den Grund an, der ihn dazu bewogen hatte. Von der Gefährlichkeit seines Schrittes überzeugt, hatte er sich inzwischen eine Summe Geldes verschafft, um im Falle einer Verbannung in eine ferne Provinz — er dachte selbst an Sibirien — nicht von allen Hilfsmitteln entblößt zu sein.

Als der Hof nach Tscharskoe-Selo übersiedelt war, begab sich Solowewitsch mit der Eisenbahn dahin. Zufällig traf er in einem Waggon mit dem Fürsten D., zusammen, der durch seine hohe Stellung täglich in der Nähe des Kaisers war. Der junge Beamte machte sich an den Fürsten und bat ihn endlich, ihm einen Rath zu ertheilen, auf welche Art er sich dem Kaiser nähern könnte, da er dem Monarchen höchst wichtige Eröffnungen zu machen habe.

Mit gewohnter Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit bezeichnete ihm der Fürst den Platz, auf welchem der Kaiser um $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags zu lustwandeln pflegte, Solowewitsch begab sich dahin und bald darauf erschien der Kaiser in Begleitung eines seiner Söhne. Der Beamte verneigte sich und zog aus der Tasche das bewußte Schreiben.

Der Kaiser erwiederte den Gruß und setzte seinen Weg fort, ohne den Brief zu bemerken, welchen der junge Mann in der Hand hielt. Aber der junge Großfürst hatte den Brief gesehen und sagte zu seinem Vater: Dieser Herr überreicht Ihnen ein Papier. Der Kaiser wendete sich um und auf ein Zeichen, welches er dem Beamten machte, wagte dieser sich zu nähern. Auf die Frage, was er wolle, antwortete er:

Sire, der Wunsch, dem Staate nützlich zu sein und die Großmuth Euerer Majestät haben mich zu diesem Schritte ermuthigt, der zwar nicht gesetzlich ist, aber der mir durch meine Pflicht und mein Herz diktirt wurde. Ich flehe Sie an, Sire, lesen Sie selbst diesen Brief.

Der Kaiser erwiederte:

Gut, ich werde ihn lesen, übergeben Sie ihn meinem diensthabenden Adjutanten.

Ich danke, Sire! Ich kann diese Schrift nur den Händen Eurer Majestät selbst übergeben; bei jedem Andern würde ich mich einer sichern Gefahr aussetzen, ohne dem Vaterlande zu nützen. Geruhen Sie ihn zu empfangen und zu lesen. Es handelt sich um das Hauptkomité für die Emanzipation, welches Eurer Majestät in einer Frage, von der die Geschicke Rußlands abhängen, die Wahrheit verhehlt.

Bei diesen Worten heftete sich der Blick des Kaisers auf den kühnen Sprecher, seine Mienen wurden ernst, ohne jedoch Unzufriedenheit auszudrücken.

Gut! sagte der Kaiser, geben Sie mir Ihren Brief, ich werde ihn lesen, und er entfernte sich, nachdem er das Papier genommen hatte.

Solowewitsch eilte augenblicklich zu dem Fürsten D., um ihm anzuzeigen, was er eben gethan hatte. Der Fürst ließ ihm sagen daß er zu beschäftigt sei, um ihn zu empfangen, daß er ihm übrigens seinen Vorschlag von letzthin erneuere. Aber als Solowewitsch ihm zurücksagen ließ, daß alles gethan, und daß er gekommen sei, um ihm darüber Bericht zu erstatten, wurde er gleich empfangen und erzählte das eben angeführte Gespräch. Der Fürst empfing ihn mit Güte, beruhigte ihn und der junge Mann kehrte nach Petersburg zurück.

Am nächsten Tage stellte er sich dem Sekretär des Hauptkomités vor, dem er einen genauen Bericht über den Schritt, den er gethan, und über den Inhalt des Briefes, welchen er dem Kaiser überreicht hatte, abstattete. Dieser war fast starr vor Erstaunen; bei einem Beamten hatte er eine solche Kühnheit nicht vorausgesetzt.

Nach einer Weile sagte er jedoch zu ihm: Mein Herr, Sie werden von hier nicht weggehen, Sie haben eine schreckliche That begangen, die Sie noch bereuen werden.

Exzellenz! ich habe meinem Gewissen gehorcht und meine Schuldigkeit gethan; glauben Sie, daß ich es auf keine Belohnung abgesehen hatte, indem ich so handelte. Ich habe ein bescheidenes Vermögen, aber es reicht für mich hin; ich bin nicht verheiratet, ich habe um meine Entlassung gebeten und wünsche nur, mich auf mein Gut zurückziehen zu können, um im Frieden zu leben.

Herr Butkoff befahl ihm, ihn in seinem Wagen zu dem Präsidenten des Hauptkomité's zu begleiten. Hier kann man sich das abermalige Erstaunen des Sekretärs vorstellen, als Fürst Orloff in einem keineswegs milden Tone zu ihm sagte:

Mein lieber Butkoff, ich habe heute Morgens von dem Kaiser den Brief dieses Herrn erhalten, mit dem eigenhändigen Bescheide Sr. Majestät am Rande; hierauf fügte er, sich an Solowewitsch wendend, hinzu:

Mein Herr, Se. Majestät der Kaiser hat mir befohlen, Ihnen in seinem Namen aufrichtig zu danken und Sie als einen fähigen Mann im Dienste zu behalten.

Der junge Mann kehrte vergnügt nach Hause zurück. Von da ließ ihn Butkoff holen und zeigte ihm an, daß er, da Se. Majestät ihn ihm Dienste zu behalten wünsche, anderswo als im

Hauptkomité untergebracht werden würde. Aber der Kaiser, der den jungen Mann nicht vergessen hatte, zog Erkundigungen nach ihm ein und erklärte, daß er in demselben Komité zu verbleiben habe. So geschah es auch. Solowewitsch blieb bei dem Hauptkomité und wurde dessen — Archiven zugetheilt. Man stelle sich aber die Archive einer Administration vor, welche kaum ein Jahr lang besteht!

Der Gustav-Adolph-Verein.

Ueber diese weltberühmte Stiftung, welche dem Fortschritt der menschlichen Gesellschaft nicht geringen Vorschub geleistet hat, wird der „Presse" aus P e s t unter dem 20. Nov. geschrieben: Der evangelische Verein der Gustav-Adolph-Stiftung, welcher seinen Zentralpunkt in Leipzig hat, und auf dem Gebiete der evangelischen Kirche beiläufig dieselben Zwecke verfolgt, wie der Bonifazius-Verein im Bereiche der römisch-katholischen Kirche, nämlich: die Noth der Glaubensgenossen in und außer Deutschland, sofern sie im eigenen Vaterlande ausreichende Hilfe nicht erlangen können, nach allen Kräften zu heben, gemäß den apostolischen Worten: „Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an den Glaubensgenossen" — hat den vier Millionen zählenden Protestanten in Oesterreich, für deren kirchliche Bedürfnisse der Staatsschatz bisher gar nicht oder nur ausnahmsweise in Anspruch genommen worden ist, während der Zeit seines kurzen Bestandes namhafte Unterstützungen zu Theil werden lassen. Gar manche Kirche wäre nicht erstanden und manche Schule in ihrem Bestande nicht gesichert gewesen, wenn die Handreichung jenes Vereins nicht stattgefunden hätte. Dieser Sachlage gegenüber mußte daher in neuester Zeit billigerweise die Frage entstehen, ob die evangelischen Gemeinden in Oesterreich auch fernerhin blos nehmen sollten, ohne selbst für die Zwecke des Vereins nach ihren Kräften beizusteuern? Die Antwort mußte verneinend ausfallen. Es wurden daher in letzter Zeit in mehreren evangelischen Gemeinden in Ungarn Sammlungen veranstaltet, so daß mehrere bei der im August l. J. zu Leipzig abgehaltenen Hauptversammlung des Vereins der Gustav-Adolph-Stiftung anwesende evangelische Männer Liebesgaben aus unserem Lande darreichen konnten. Und jüngst ist aus Szenicz im Neutraer Seniorate die Nachricht eingelaufen, daß dortselbst, einem Superintendential-Konventsbeschlusse gemäß, am Reformationsfeste gleichfalls, und zwar mit einem sehr guten Erfolge, gesammelt worden sei. Sie sehen hieraus, daß, wie die Katholiken in Oesterreich den Bonifazius-Verein unterstützen, und Ordenspersonen nach dem Konkordat mit ihren außerhalb Oesterreichs domizilirenden General-Obern ungehindert verkehren dürfen, es auch den Protestanten in Ungarn nicht verwehrt wird, sich mit dem Gustav-Adolph-Verein in Verbindung zu setzen, und für dessen Zwecke beizusteuern. Anders stellt sich jedoch die Sache in den deutsch-slavischen Provinzen. Ist auch die frühere Verordnung, wonach Sammlungen der Evangelischen im Auslande, also auch die Inanspruchnahme des Gustav-Adolphs-Vereins, nur mit Bewilligung der vereinten Hofkanzlei erlaubt waren, durch Kultusministerial-Erlaß vom Jahre 1851 dahin abgeändert worden, daß von da an die Unterstützungs-Gesuche der Gemeinden an den Gustav-Adolph-Verein lediglich an die Bewilligung der k. k. Konsistorien in Wien gebunden seien: so fehlt den diesen Konsistorien unterstehenden Gemeinden dagegen noch immer die Erlaubniß, für den Gustav-Adolph-Verein, von welchem ihnen bisher so dankenswerthe Subsidien zugegangen sind, in ihrem eigenen Bereiche Sammlungen einzuleiten. Diese Verschiedenheit der Berechtigung von Glaubensgenossen in einem und demselben Staate paßt offenbar nicht in das System des Einheitsstaates, dessen Tendenz es ist, in allen Sphären der Gesetzgebung allgemein giltige, gleiche Grundsätze zur Geltung zu bringen; sie ist eine Anomalie, die je eher desto besser ihr Ende erreichen sollte.

(Presse.)

Mannigfaltiges.

△ N e u t h a u s e n a m H a r r b a c h e. Im verlaufenen Oktober wurde die Kantorstelle in einer förmlichen Minuendo-Lizitation mit 4 Kübel Frucht hintangegeben und in der That erstand auch ein Subjekt diesen Posten mit 3 Kübeln. Arme Schulmeisterei, wie wirst du an den Pranger gestellt! wie höhnt man dich! wie spottet man deiner! Solche Abderitenstreiche verdienten die Griffel eines „Kladderadatsch" und ihre Verewigung durch eine Karrikatur. Man kann nicht umhin bei solchen Erlebnissen mit dem Motto aus „Deutschlands Leierkasten" stoisch resignirt zu rufen:

„Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen,
Ist Tugend, ist Begriff.
Geduld und Wachsamkeit und Sehnsucht und Entzücken.
Ist mehr als Gold und Jugend werth."

* Wir haben kürzlich eines in Portugal stattgefundenen Erdbebens erwähnt. Dasselbe fand am 11. Nov. 7 U. 20 M. statt. In Lissabon dauerte es 6 Sekunden; in der politechnischen Schule stürzte eine Mauer ein; auch ein Glockenthurm fiel zusammen, im Theater Donna Maria II. stürzten die Säulen und alle Kirchen wurden mehr oder weniger beschädigt. An einigen Orten sind Menschen bei ihren zusammenstürzenden Häuser ums Leben gekommen.

* Ueber A l e x a n d e r v. H u m b o l d t s Genesung zirkulirt folgendes Impromptu von Mosenthal:

Die Krankheit kam, mit ihren gift'gen Pfeilen
Den großen Alexander zu ereilen,
Da trat ein hehres Weib in ihre Spur
Und rief: Hinweg von meines Lieblings Seite!
Er stritt für mich, wie ich für ihn jetzt streite!
Sie sprach's und stritt und siegte — die Natur.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. 30 kr. mit Post 6 fl. 30 kr. ins Ausland 7 fl. österr. W.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 142. Montag, den 6. Dezember. 1858.

Die blaue Sammtmantille.

(Schluß.)

Als er am andern Morgen sich ankleidete, vernahm er das Geräusch eines Stockes und schwerer Tritte auf der Treppe, und nach lautem Klopfen trat zu seinem Erstaunen Mr. Holcroft ein.

— „So," — sagte der alte Herr, sich auf den Rand des Bettes setzend, da auf dem einzigen Stuhle Julius' Halstuch und Vorhemde lagen, und erstaunt umher blickend — „ein schöner Tausch gegen die niedlichen Zimmer, die Dich bei Deiner Ankunft aufnahmen."

Julius sah, daß der Zorn seines Oheims erregt war, aber er wußte nicht wodurch; über die Armseligkeit seiner Wohnung beschämt, konnte er nur Etwas herstammeln von der Unmöglichkeit, ein besseres Zimmer zu finden.

— „Und aus welchen Gründen erträgst Du solche Unbequemlichkeiten? Du brauchst keine Antwort zu suchen. Deine gestrige Bitte um Geld hat mich völlig über Deinen Charakter aufgeklärt, und ich bin gekommen, meine Rechte über Dich als Deiner Mutter Bruder und Dein nächster lebender Verwandter zu beanspruchen; ich werde meine Macht als Vormund dazu anwenden, Dich einem Leben zu entreißen, durch welches Du mich und das Andenken Deiner Eltern entehrst. Bei Deiner Ankunft in der Stadt machte ich Dich mit meinen Planen für Dein künftiges Leben bekannt; Du solltest in meinem Hause wohnen und wie mein Sohn behandelt werden, und der Erbe meines Vermögens sein, ein Anerbieten, welches jeden andern jungen Mann mit Freude erfüllt hätte, auch schlug ich Dir eine Verbindung vor, die gewiß Dein Glück gesichert hätte. Ich war nicht solch' ein Dummkopf, von Dir zu verlangen, Deine Cousine ohne die Ueberzeugung, daß sie Dich glücklich machen würde, zu heirathen; ich nannte sie Dir nur als ein Wesen, das für jeden vernünftigen Mann ein Schatz war, welchen Du zu besitzen nie verdienen wirst. Dann, statt Deine Cousine, wie ich es wünschte, zu besuchen, wäre es auch nur mir zu Gefallen geschehen, zeigtest Du einen großen Widerwillen gegen Damengesellschaften, den junge Männer von guten Grundsätzen und von guter Erziehung selten fühlen, und um Dich meiner Aufsicht zu entziehen, welche ich über Dein Benehmen hätte üben können, verließest Du heimlich mein Haus. Zwar beweisest Du mir anscheinend Ehrerbietung, indem Du gelegentlich Dich nach meinem Befinden erkundigtest; aber Dein gedankenloses Wesen, Dein gänzliches Schweigen über die Art, wie Du Deine Zeit verbrachtest, über Deinen Umgang, bestätigte meinen Argwohn, daß Du Dich schämtest, darüber zu reden. Bei einer Gelegenheit hast Du mir gesagt, wie viel Geld Du mitgebracht hättest, es wäre reichlich für jeden jungen Mann in Deiner Stellung für einen Monat gewesen; und jetzt, obgleich ich Dir gern die geforderte Summe gebe, und noch viel mehr, wenn ich Dich dadurch der Versuchung entreiße, verlange ich zu erfahren, was Du mit Deinem Gelde angefangen hast."

Verwundet, erschreckt und beleidigt über so ungerechte und schimpfliche Vermuthungen, versuchte Julius es nicht, seinen Onkel zu unterbrechen und beschloß die volle Wahrheit zu sagen, was er augenblicklich that.

— „Ist es möglich, daß meiner Schwester Sohn solch' ein Narr ist?" — rief der alte Mann, seine Hände verwundert zusammen schlagend — „Du hast eine angenehme Wohnung, das Vergnügen gebildeten Umgangs, den Du bei mir gehabt hättest, gegen diesen jämmerlichen Aufenthalt in einem Wirthshause vertauscht. Dein Geld wie ein Romanheld verschwendet, Dich in Gefahr gebracht, erschossen zu werden oder Deinen besten Freund zu erschießen, und das Alles für ein Mädchen, welches leichtsinnig genug war, Dir auf der Straße kokette Blicke zuzuwerfen. In der That, das war nicht so schlecht, als wärest Du ein Spieler gewesen; aber Du hast Dich lächerlich gemacht! Und wie leicht hätte das vermieden werden können! Du hättest Deine Cousine besuchen, Dich in sie verlieben sollen, dann wärest Du nicht in den Netzen einer Andern gefangen. Es ist ein glückliches Ereigniß, daß wir uns so bald verständigen, mein lieber Romeo, denn ich hatte mir schon vorgenommen, die Witwe Attwood zu heirathen und Etty, die dadurch meine Nichte geworden wäre, zu meiner Erbin zu machen. Was denkst Du davon? Aber da ertönt die Glocke zum Frühstück und mein Wagen wartet. Gehe hinunter, in einer halben Stunde werde ich Dich nach meinem Hause abholen. Unterdessen suche ich Elkinton auf, um zu versuchen, die Sache ohne Pistolen zu ordnen."

Nach Verlauf der halben Stunde kehrte Mr. Holcroft zurück und theilte ihm mit, daß er mit Elkinton um elf Uhr eine Zusammenkunft verabredet habe; dann nahm er ihn mit, die ganze Zeit lebhaft sprechend, um den grämlichen, enttäuschten Liebhaber zu zerstreuen. Es schien jedoch wenig Wirkung zu haben, deßhalb

Digitized by Google

dachte er auf ein anderes Mittel, er befahl ſeinem Kutſcher, vor dem Hauſe eines berühmten Malers zu halten, welcher, theilte er Julius mit, einige Gemälde für ihn gemacht habe, die er beurtheilen ſolle. Er wollte von keiner Weigerung Etwas hören, der junge Mann mußte ihn in die Galerie begleiten. Daſelbſt angekommen, erkannte er in dem erſten, ihm gezeigten Bilde das gelungene Portrait ſeines Onkels, und nachdem er dasſelbe gebührend gelobt, ging er fort, weil er den Künſtler kommen ſah. Zuweilen warf er einen Blick auf die in Reihen geordneten Herren und Damen, die ihn von ihrer Leinwand anzulächeln ſchienen, was ihm in ſeiner Stimmung unerträglich war; endlich zog ein Ausruf Holcroft an ſeine Seite; er fand Julius bleich und athemlos ein Bild anſtarrend, welches ein genaues Abbild der Dame ſeines Herzens war.

— „Nun, was gibt's? Wen erkennſt Du da?“ fragte der alte Onkel.

— „Sie — ſie ſelbſt, die Urſache meiner Thorheiten!“ antwortete er, ſich vergeblich zu lächelnd bemühend.

— „Wer? Was? das Original wovon? Sie, he?“ — fragte Mr. Holcroft erſtaunt und brach dann in ein herzhaftes Lachen aus — „ſie iſt es, die Dich beinah in's Narrenhaus brachte, ſolch ein kleines, dummes Ding? ha, ha, ha! Aber ich ſehe, ich habe meine Abſicht vereitelt, indem ich Dich hierher brachte, um Dich zu beruhigen. Steh da nicht ſo niedergebeugt, oder Mr. R. macht eine Karikatur aus Dir, er hat ſchon ein ſcharfes Auge auf Dich gerichtet, komm fort!“ Julius folgte ungern ſeinem Onkel die Treppe herunter und war über ſein Lachen, daß den ganzen Weg bis zu ſeinem Hauſe währte, nicht wenig böſe.

— „Ich werde nicht ausſteigen,“ — ſagte der alte Herr — „geh hinauf und unterhalte Dich gut bis zu meiner baldigen Rückkehr. Aber warte auf mich, denn ich will bei Deinem Zuſammentreffen mit Elkinton zugegen ſein.“

Julius blieb bis ſein Onkel wiederkam. „Jetzt komm,“ — ſagte er — „ich zweifle nicht, daß die junge Dame beichten wird und auf Dich kein anderer Vorwurf, als der der Narrheit fällt. Dann, wenn die Angelegenheit mit Elkinton gütlich beigelegt iſt, werden wir zu Deiner Couſine Henriette gehen.“

— „Theurer Onkel! Ich bitte Dich, fordere nicht, daß ich in meinem jetzigen Gemüthszuſtande eine Dame beſuche! Ich würde Dir und mir Schande machen! Entſchuldige mich bei Etty, und wenn ich, nachdem ich einige Monate auf dem Lande zugebracht und meine Täuſchung vergeſſen habe, nach der Stadt zurückkehre, werde ich Alles thun, was Du verlangſt.“

— „Ich vergaß Dir mitzutheilen,“ — ſagte Mr. Holcroft — „daß wir Elkinton nicht in ſeinem Hauſe, ſondern in dem der Miß Lawrenſon treffen werden, welche wahrſcheinlich bei der Zuſammenkunft ſein wird, um ihr Benehmen zu erklären. Da ſind wir ſchon!“

Julius erſchrack, aber der Wagen hielt, und ſchweigend folgte er ſeinem Onkel. Sie wurden in ein elegantes Beſuchzimmer geführt, wo auf einem Sopha, gerade der Thür gegenüber, die Dame mit der blauen Sammetmantille ſaß. Ihr Anblick überzeugte ihn, daß er noch nicht von ſeiner Leidenſchaft geheilt war, aber ehe er Zeit hatte, darüber nachzudenken, nahm ihn ſein Onkel beim Arm und ſagte ihn vorwärts ziehend: „Erlaube mir, Dich Deiner Couſine Etty Atwood vorzuſtellen.“

— „Das iſt unnöthig, Mr. Holcroft,“ — ſagte die Dame ſich erhebend — denn ich würde meinen Couſin überall erkannt haben!“ und ihn fröhlich lachend anblickend reichte ſie ihm die Hand.

Durch die verſchiedenen Eindrücke, die auf ihn einſtürmten, verwirrt, ſtand Julius ſprachlos, und wagte kaum die dargebotene Hand zu berühren; ihr Gelächter fand im Nebenzimmer ein Echo und Elkinton erſchien, begleitet von der ſchwarzäugigen Dame, der Begleiterin ſeiner Couſine, welche ihm als Miß Lawrenſon vorgeſtellt wurde.

— „Lieber Rockwell,“ — ſagte Elkinton, ihm die Hand drückend — „ich bin froh, Dich als würdigen Freund wieder zu begrüßen. Wir können uns Glück wünſchen, daß wir nicht die Opfer einer Liſt wurden, die dieſe grauſamen Mädchen erſannen.“

— „Halten Sie ein, Elkinton!“ — ſagte der alte Junggeſelle — „da das Verdienſt der Entwickelung mir gebührt, ſo habe ich ein Recht darauf, Julius eine Rede zu halten.“

— „Nicht hier, nicht in unſerer Gegenwart!“ — riefen beide Mädchen lachend und erröthend, und als er dennoch Miene machte fortzufahren, liefen ſie fort und ließen die Herren allein.

Nach Mr. Holcroft's Erklärung hatte Henriette ihren Couſin gleich am Tage ſeiner Ankunft erkannt, was ihre entgegenkommenden Blicke genügend erklärten; daß er ihr auf der Straße nachfolgte, ſich ihr im Theater näherte, ſie nach Mr. Lawrenſon's Hauſe begleitete, was jener bemerkte, brachte ſie auf den Gedanken, er habe ſie auch erkannt, und ſie war ſehr erſtaunt, daß er nicht mit Hilfe ihres Onkels ihre Bekanntſchaft erneuerte. Als ſie aber durch Mr. Holcroft's Reden erfuhr, daß ſie irre, von der Veränderung ſeiner Wohnung hörte, ſeine Gedichte durch Miß Lawrenſon erhielt, in denen ſie ſeine Handſchrift erkannte, ſah ſie klar in der Sache und beſchloß, ihre Koketterien ſo lange fortzuſetzen, bis er ihr einen Beſuch machen würde, um dann auf ſeine Koſten zu lachen. Miß Lawrenſon wollte aber für ihren Beiſtand auch ein kleines Vergnügen haben; deßhalb forderte ſie die ſchönen Geſchenke, die ſie benutzte, um Elkinton's Eiferſucht zu erregen; jedoch bemerkten Beide, daß ſie das Spiel zu weit getrieben hatten, und über die Wendung, welche dasſelbe genommen, beunruhigt, hatten ſie vor einer Stunde von Mr. Atwood's Hauſe zu Elkinton geſchickt und ihm dort Alles gebeichtet. Hier fand Mr. Holcroft, der ſich dorthin begab, um Etty ſeine Entdeckung aus der Gemäldegallerie mitzutheilen, die ganze Geſellſchaft, und hier wurde das große Finale verabredet.

— „Es muß eine undeutliche und unbewußte Erinnerung an meine ehemalige Spielgefährtin geweſen ſein, die mich ſo mächtig anzog, und ihr Ausſteigen vor Mr. Lawrenſon's Hauſe brachte Dich, lieber Elkinton, mit in's Drama,“ ſagte Julius.

— „Ja, ſie wird Charlotte'ns Brautjungfer, deßhalb haben die beiden Mädchen immer Viel mit einander zu ſprechen; — das erklärt ihr häufiges Zuſammenſein. Jenen Abend blieb ſie die Nacht da.“

— „Gut, gut! Es iſt ein Glück, daß ſie durch ihre Thorheiten Euch nicht dahin brachte, daß Ihr Euch todt geſchoſſen

habt, es wäre kein Wun[illegible] gewesen, wenn es so kam, um Dich, Julius, [illegible] gehorsam zu bestrafen; denn hättest Du als gehorsamer Neffe meinem Wunsche folgend Deine Cousine besucht, als Freund gegen Elkinton gehandelt und seine Braut kennen gelernt, so wäre Alles ohne solche Verwirrung in Ordnung gekommen. Aber es ist so oft der Fall, daß die Leute Schatten aller Art nachjagen, sich in allerlei Unannehmlichkeiten bei ihrem Suchen nach Glückseligkeit stürzen, wenn sie dieselbe hätten erreichen können, indem sie ruhig ihre Pflichten zu Hause zu erfüllten."

Die jungen Damen kehrten zurück, und aus Rücksicht gegen sie wurden über den eben besprochenen Gegenstand keine Andeutungen mehr gemacht; aber Julius erklärte, als er mit seinem Onkel zum Essen ging, daß er noch denselben Abend Etty seine Hand anbieten würde, wenn sich eine Gelegenheit dazu fände. Das verbot der alte Herr, ihm einen Zeitraum von vierzehn Tagen zur Prüfung setzend; ob ihm aber hierin gehorcht wurde, war, gewissen Zeichen nach zu urtheilen, sehr zweifelhaft.

Am Ende einiger Wochen entstand ein freundschaftlicher Streit zwischen Julius und Elkinton, wer so lange warten sollte, um des Andern Brautführer zu sein. Die Entscheidung wurde Mr. Holcroft überlassen, welcher zu Gunsten des Ersteren erklärte, daß er seinem Neffen als solcher dienen wolle. Er that es in einigen Monaten, und obgleich Julius noch nicht Zeit gehabt hat, als Stellvertreter seines Onkels sich einen großen Ruf zu erwerben, so hat er dessen Plan doch in so weit verwirklicht, daß jetzt in dem Holcroft'schen Hause ein Knabe spielt, der stark genug ist, auf seines Onkels Stock zu reiten, und ein Mädchen, das erfinderisch genug ist, um gelegentlich seinen Armstuhl als Wiege für ihre Puppe zu benutzen.

Pädagogische Winke.

Gesammelt von C. Thieß.

4. Verhältniß des Kindes zu Vater und Mutter.

Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Mutter die Kinder besser versteht, als der Vater, daß aber der Vater sie methodischer — mehr nach festen Regeln — behandelt, als die Mutter. Daher gewährt die liebevolle Verbindung, die harmonische Uebereinstimmung der Eltern in der Erziehung eine vollständige Erziehung der Kinder.

Der Vater ist bestimmt das Kind als denkendes, die Mutter dasselbe als empfindendes Wesen zu bilden und zu behandeln.

An dem Mädchen bemerkt der Vater weniger die weiblichen Unarten als die unweiblichen; dagegen empfindet sie die Mutter desto schärfer. Das Mädchen wird bald genug schlau, um bei seinem Vater seine Absicht zu erreichen; bei seiner Mutter wird es ihm nicht so bald gelingen. Der Knabe hingegen mag immerhin seine männlichen Anlagen etwas in's Fehlerhafte übergehen lassen, und der Vater mag seine Unzufriedenheit darüber äußern, bei seiner Mutter wird er leicht Entschuldigung finden. Auch weiß er sich bei ihr einzuschmeicheln, wenn er etwas dadurch zu erreichen hofft, und hat er es erreicht, so ist er der erste, der es vergißt. Doch steht sein Herz der sanften Mutterstimme immer noch offen, so lange er nicht ganz verdorben ist. Eben so vermag das liebevolle ernste Wort des Vaters bei der Tochter das Meiste. Ueberhaupt aber ist der freundliche Ernst des Vaters und die ernste Sanftmuth der Mutter den beiden Kindern, wenn Unarten ausbrechen wollen, das Zuträglichste.

Mannigfaltiges.

* Graf Montalembert ist vom Kaiser Napoleon begnadigt worden.

* Bei den Fortifikationsarbeiten in Alessandria, Casale, Genua und Spezia soll eine große Thätigkeit herrschen.

* Wenn es dem Esel zu wohl geht, macht er sich auf das Eis und bricht ein Bein. So scheint es auch bei den Herren Italianissimi zu werden. „Italienische Freiheit und Unabhängigkeit," tönt es von einem zum andern Ende Piemonts und schon träumen diese Narren, französische Armeen in Italien zu begrüßen, um auf Oesterreich loszugeben. Arme Italiener, ihr habt schnell vergessen, was ihr durch den ersten Napoleon zu erleiden hattet! Allüberall ertönten die Phrasen von „Freiheit" und „Unabhängigkeit," von der „Verbrüderung der Völker," vom „Sturze der Tyrannen" u. s. w. Wie schnell aber änderte sich die Sache. Wie viele Italiener wurden über Nacht von den französischen Freiheitshelden eingebracht und ohne Federlesen erschossen. Derselbe Mann, der die schönen Freiheiten proklamirte, erklärte als er kaum das Heft in der Hand hatte, den Gemeinderath von Bosco einzusperren, wenn er nicht wenigstens zwölf Mitglieder der Gemeinde stelle, welche sich an dem Mord eines Franzosen betheiligt haben sollten. 12 arme Teufeln wurden gestellt und sogleich erschossen. General Lannes erhielt den Befehl eine Anzahl Einwohner in Pozzolo zu verhaften und falls er sie nicht finde, ihre Häuser abzubrennen. Einem andern Ort wurden Waffen und Glocken hinweggenommen und eine Anzahl Bürger als Gefangene ins französische Hauptquartier geschleppt, wo sie aus lauter Brüderlichkeit füsiliert wurden. Ein weiterer Befehl der Freunde der Freiheit befiehlt allen Gemeinden zwei Geißeln als Bürgen der Treue ins französische Hauptquartier nach Tortona zu senden; alle Lehensbesitzer erhielten ferner den Befehl sich binnen 5 Tagen daselbst einzufinden, um der französischen Republik Gehorsam zu schwören, widrigenfalls ihre Güter confiscirt werden; wer binnen 48 Stunden Waffen- und Munitionsvorräthe nicht abgeliefert hat, wird erschossen; die Gemeindevorstände und Ortspfarrer waren dafür verantwortlich gemacht, daß alle Glocken die zum Sturmläuten gedient haben binnen 24 Stunden heruntergenommen und zertrümmert werden — wo es unterlassen wird, werden die Ortschaften niedergebrannt und ihre Bewohner als Rebellen behandelt. Wer die auferlegten Kriegssteuern nicht zahlt, hat für jeden Tag zehn Procent mehr zu zahlen. Die Kunstschätze wurden durch eigene französische Kommissarien geplündert und nach Paris geschafft. Das sind einige Thaten der Vergangenheit, welche den schönsten Worten der Völkerbeglückung und Freiheit folgten. Wie beschränkt sind die Ita-

lianissimi, daß sie glauben das heutige Frankreich, das zu seiner Existenz das Sicherheitsgesetz und die nächtlichen Deportationen nach Cayenne bedarf, das seit sieben Jahre Belgien, die Schweiz, Piemont in regressivem Sinne drückt und alle Welt durch Interventionsgelüste beunruhigt, werde ein „freies," ein „unabhängiges," ein „einiges" Italien hart an seiner Grenze dulden. Knechten würde es die Menschheit gerade so wie die Franzosen heute geknechtet sind!

* Der Großfürst Konstantin von Rußland hat, wie bekannt den Auftrag im mittelländischen Meer das russische Geschwader zu üben und wird auf dieser Tour, welche sich bis zum Jahre 1860 ausdehnen soll, von seiner Gemahlin begleitet. Ueber die Ursache dieser langen Abwesenheit des Großfürsten erzählt man sich das Folgende: Vor zwei Monaten präsidirte Kaiser Alexander einem Ministerrath, dem auch Großfürst Konstantin beiwohnte. Einer der Minister las einen Bericht, der den Widerstand, welchen der Adel in einigen Provinzen der Bauernemancipation, rechtfertigen sollte. Großfürst Konstantin erhob sich und rief: „Euer Adel! Ein ewiges Hinderniß für alle nützlichen Reformen in Rußland. Euer Adel! ich spucke auf ihn." Alle Minister standen in hoher Aufregung auf und sahen erwartungsvoll den Kaiser an. Der Kaiser wandte sich zu seinem Bruder und sagte zu ihm: „Du wirst heute Abends zu mir in Privataudienz kommen." Bei dieser Audienz erklärte der Kaiser dem Großfürsten, daß er nach solchen Beleidigungen des Adels unmöglich in Rußland bleiben könne, aber um die Ungnade vor den Augen des Publikums und Europa's zu maskiren, erhielt der Großfürst den Auftrag den Seedienst im adriatischen und Mittelmeer zu organisiren. Dabei könnte es sich auch ergeben, — daß man im Vereine mit Piemont und Frankreich die Umgestaltung Italiens versucht.

* Die Freiheit in Frankreich wird durch ein Geschichtchen, welches sich wenige Monate nach dem Staatsstreich Napoleons am 2. Dezember ereignete, trefflich charakterisirt. Zwei Franzosen gingen wenige Monate nach jenem Ereignisse, welches der Welt die Ruhe versprach, über einen belebten Boulevard spazieren. Der eine sprach rasch und lebhaft. Es handelte sich um eine Geschäftssache, in welcher ein Bekannter von beiden betheiligt war. Der eine der Franzosen, sagte zu seinem Freunde: Glaube mir, er ist ein Hallunke! Kaum hatte er dieses gesagt, faßte ihn ein Stadtsergeant bei der Schulter und sprach: „Meine Herren! Sie reden von dem Staatsoberhaupt; ich verhafte Sie!" Die zwei unschuldigen Männer mußten stracks ins Loch spazieren und ihr lautes Gespräch durch einen langsamen Tod in Cayenne büßen!

* „La Presse" und „Patrie" fahren in ihrem zügellosen Treiben gegen Oesterreich fort und schüren am Kriege. Man hat erwartet, der Moniteur werde der Sache in offizieller Weise ein Ende machen, aber dieses Erwarten ist bisher fruchtlos geblieben. Graf Buol hatte mit dem Vertreter des französischen Gesandten in Wien, deßhalb eine sehr ernsthafte Unterredung. Auch in Turin entwickeln die Italianissimi großen Eifer; in den Gassen Turins wird förmlich heiliger Krieg gepredigt. Aber die Kassen sind leer und ohne Geld kann kein Krieg geführt werden. Die Engländer werden diesesmal nichts borgen und sollte Frankreich nicht nur „rettende Kolonnen," sondern auch „rettende Geldfässer" schicken müssen, so könnte das den Piemontesen theuer zu stehen kommen. Die Herren Retter würden wohl eher nicht aus dem Lande gehen, bis die Geldfäßer wieder gefüllt und nach Frankreich zurückgewandert wären. Uebrigens sieht es in Sardinien überall wo man hinschaut, wüst und öde aus. Graf Cavour soll bald die Kammern öffnen und da muß früher ein wenig Lärm gemacht werden, um die Deputirten zu beschäftigen.

* In der Nacht des 21. September hat in den chinesischen Gewässern ein fürchterlicher Orcan gewüthet. Bei Swatau hat dieser schlimmste aller Cyclonen sowohl die fremden wie die heimischen Schiffe zerstört und einen ungeheuren Menschenverlust herbeigeführt. Dreitausend Chinesen sind umgekommen und 200 Dschunken wurden zerschmettert und förmlich übereinander gewürfelt. Viele Häuser wurden abgedeckt, ja selbst Mauern umgeweht. Es war ein Orcan, wie er noch nie erlebt wurde.

* Die zehn Vertreter von Corfu haben gegen die Behauptung Youngs, die Bewohner von Corfu und Paxos wünschten dem brittischen Reiche einverleibt zu werden, feierlichst protestirt und es ausgesprochen, ihr einziger Wunsch bleibe die Vereinigung mit Griechenland. Dieser Protest ist dem englischen Kolonialminister überschickt worden.

* Bei einer der letzten Aufführungen von „Judith und Holofernes" im Karltheater zu Wien erschien während der Vorstellung plötzlich ein kleiner Pintscher auf der Bühne, trat ganz vorsichtig, aber bestimmt vor die Lampen, stellte sich endlich gerade vor den gewaltigen Holofernes hin und schaute ihm keck ins Gesicht. Als aber Holofernes den kecken Eindringling mit den Worten anherrschte: „Was will dieser junge Assyrier hier," brach das Publikum über Nestroy's lustigen Einfall in schallendes Gelächter aus, daß der kleine Pintscher in Verlegenheit gerieth und erschrocken davonlief.

* In der Gemeinde Wachtendonk (im landräthlichen Kreise Geldern) kommt jetzt folgender Heiratsfall vor: der Stiefvater heirathet die Stieftochter seines Stiefsohnes, dadurch wird nun der Bräutigam der Stiefschwiegersohn seines Stiefsohnes und der Schwiegersohn seiner Stiefschwiegertochter; die Braut wird die Stiefschwiegermutter ihres Stiefvaters und die Stiefschwiegermutter ihrer Mutter; der Stiefsohn wird der Stiefschwiegervater seines Stiefvaters und der Stiefschwiegersohn seiner Stieftochter; die Mutter wird die Schwiegermutter ihres Stiefschwiegervaters und die Stiefschwiegertochter ihrer eigenen Tochter.

* Der junge Mortara, das seinen Eltern entrissene Judenkind, ist auf Anordnung des Papstes in das Kollegium von St. Pietro in Vincoli gebracht worden, damit dort seine Erziehung, vollendet werde. Dieses Kollegium wird von lateranischen Chorherren geleitet. Es befinden sich in demselben Jünglinge aus guter Familie, deren Erziehung hier vollendet wird.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. 30 kr. mit Post 6 fl. 30 kr. ins Ausland 7 fl. österr. W.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 143. Mittwoch, den 8. Dezember. 1858.

Die Memoiren der Kaiserin Katharina II.

Der „Köln. Ztg." wird aus London geschrieben, daß die eigenhändigen Memoiren der Kaiserin Katharina nächstens in London erscheinen werden. Das Manuskript hat sich im Nachlaß dieser merkwürdigen Frau gefunden; es war versiegelt und trug, in russischer Sprache und von der Hand der Kaiserin selbst geschrieben, die Worte: „Seiner Kaiserlichen Hoheit, Cäsarewitsch und Großfürst Paul — meinem vielgeliebten Sohne." Paul hielt das Manuskript — welches gegen das Jahr 1759 kurz abbricht — sehr geheim; er vertraute es, so lange er lebte, nur einmal seinem Jugendfreunde, dem Fürsten Alexander Kurakin an; Fürst Kurakin las es und — nahm sich eine Abschrift davon. Zwanzig Jahre nach dem Tode Paul's wußten sich Alexander Turgeniew und Fürst Woronzow von Kurakin's Abschrift weitere Abschriften zu verschaffen. Um diese Zeit hörte Kaiser Nikolaus von dem Original und den Abschriften; und er gab der geheimen Polizei Befehl, sich der letzteren — so viel ihrer im Reiche zirkulirten — zu bemächtigen. Unter den saisirten Exemplaren befand sich auch eines, welches zu Odessa von der Hand des berühmten Dichters Puschkin geschrieben worden war. Darauf ließ sich Kaiser Nikolaus vom Grafen D. Bludow das Original bringen, las es, drückte das große Staatssiegel darauf und befahl, es in den kaiserlichen Archiven unter den geheimsten Dokumenten aufzubewahren. Kaiser Nikolaus ahnte wenig, daß sein versiegeltes Geheimniß zwanzig, dreißig Jahre später von London aus in alle Welt gehen würde!

Es war im Jahre 1840, daß Alexander Herzen durch Konstantin Arseniew, den Präzeptor des regierenden Kaisers von Rußland, zuerst von dem merkwürdigen Manuskripte hörte. Als Arseniew seinem erlauchten Schüler die neuere russische Geschichte vorzutragen hatte, da erhielt er die Erlaubniß, viele von den geheimen Aktenstücken zu lesen, welche sich auf die Ereignisse vom Tode Peter's I. bis zur Regierung Alexander's I. bezogen. Und unter den Aktenstücken, die man ihm zu lesen erlaubte, befanden sich auch die handschriftlichen Memoiren Katharina's II. — Während des Krim-Feldzuges wurden die Archive nach Moskau verlegt, und im März des Jahres 1855 ließ sich der regierende Kaiser das Manuskript bringen, um es zu lesen, und seit der Zeit zirkulirten heimlich zwei neue Abschriften in Petersburg und Moskau. Eine dieser Abschriften kam in den Besitz Alexander Herzen's und nach dieser Abschrift werden zu Anfang des nächsten Monats aus dem Verlage von Trübner u. Komp. in London die „Memoiren der Kaiserin Katharina II." hervorgehen.

Den inneren und materiellen Werth dieser Memoiren kann man nicht zu hoch anschlagen; denn sie werfen ihr vollstes Licht auf das Herz und das Gemüth einer Frau, die man bisher nur als Herrscherin zu beurtheilen gewohnt war und darum gewiß falsch beurtheilt hat. Bis jetzt existirte sie für uns nur von der Zeit an, wo ihre politische Mission begann; wo sie sich von einem Manne losgemacht hatte, der nicht liebenswürdig, nicht gebildet, nicht tugendhaft war, und selber nichts liebte und für nichts schwärmte, als für die Grenadiere Friedrich's des Großen. Wir sahen sie bis jetzt nur als die Kaiserin, welche bis zum Ende des Jahrhunderts ihre gewaltige Rolle spielte, welcher Zeit ihren Lieblingen ein Rendezvous gab und mit den Ministern arbeitete, eine Liebesbotschaft an irgend einen Offizier ihrer Garden sandte, einen philosophischen Brief an Voltaire oder den König von Preußen schrieb und den Befehl unterzeichnete, die Türkei anzugreifen oder Polen zu besetzen. — Von der völligen Enttäuschung und Leere ihres Herzens haben wir wenig gehört, wir haben wenig davon gehört, wie sie — kaum 18 Jahre alt — mit heißem Herzen und übersprudelndem Geist Plutarch lies't und Plato studirt, um sich zu zerstreuen und zu betäuben. Denkt man sich doch diese Fürstin — einsam in der Wüstenei des russischen Hoflebens — wie sie über ihre Bücher gebückt sitzt — jung, schön, liebenswürdig, leidenschaftlich, heroisch, geistreich, poetisch — und neben ihr eine Mutter, die kein Gefühl für sie hat, als Neid und Haß, eine Kaiserin, die ewig an ihr schulmeistert, und ein Mann, der mit Puppen spielt! Die Memoiren brechen vier oder fünf Jahre vor dem Ereigniß ab, welches Katharina als Stern erster Größe am politischen Horizont des achtzehnten Jahrhunderts aufgehen ließ; sie zeigen uns das liebenswürdige Mädchen, die liebebedürftige, unglückliche, schmachtende Frau — nicht die Kaiserin, nicht die Großfürstin — nur das Weib Katharina, das so rein und so jungfräulich gewesen, ehe das Verhängniß all ihre schönen Leidenschaften in das Gegentheil verwandelt hatte.

Es war im Jahre 1739, daß sie ihren zukünftigen Gemahl, Peter III., zum ersten Male und zwar in Eutin sah. Peter, Sohn des Herzogs Karl Friedrich von Holstein und Neffe der Kaiserin

Elisabeth von Rußland, die ihn zu ihrem Thronfolger designirt hatte, war damals elf Jahre alt; Katharina (bis zu ihrem Uebertritt zur griechischen Kirche hieß sie Sophie Auguste) war ein Jahr jünger. Der elfjährige Prinz entwickelte schon bei so jungen Jahren eine vielversprechende Vorliebe für Spirituosen; und Brummer, sein Hofmeister, mußte scharf aufpassen, wenn er es verhüten wollte, daß sich sein jugendlicher Scholar bei Tische ein wenig „benebele." Wofür Peter denn auch seinen „Brummer" gewaltig haßte. Sechs Jahre später wurde Katharina, welche Elisabeth zur Gemahlin ihres Neffen Peter auserkoren hatte, von ihrer Mutter Johanna Elisabeth von Holstein nach Moskau geführt. Ihr Vater, Prinz Christian August von Anhalt-Zerbst, war Kommandant von Stettin.

„Der Großfürst schien sich über unsere Ankunft sehr zu freuen. Ich war damals in meinem fünfzehnten Jahre . . . Ich erinnere mich, daß er mir unter Anderem sagte, was ihm am meisten an mir gefiele, sei: daß ich seine Base wäre und daß er darum mit mir, als seiner Verwandten, offen reden könne; worauf er mir dann erzählte, daß er in eine Ehrendame der Kaiserin verliebt gewesen sei, daß sie aber vom Hofe fortgeschickt worden, da ihre Mutter, eine Madame Lapukin, zur selben Zeit das Unglück gehabt habe, nach Sibirien verbannt worden zu sein. Er hätte sie gern geheirathet, aber er habe darauf verzichtet, weil seine Tante gewünscht habe, daß er mich heirathen solle. Ich hörte diese verwandtschaftliche Mittheilung mit Erröthen an und dankte ihm für sein verzeitiges Vertrauen; aber im Grunde meines Herzens wunderte ich mich doch sehr über seine Unklugheit und Urtheilslosigkeit in solchen Dingen." — Sogleich nach ihrer Ankunft am russischen Hofe gibt man der jungen Fürstin einen Religionslehrer, einen Sprachlehrer und einen Tanzmeister. Den lebhaftesten Eifer wendet sie zunächst der Erlernung der Landessprache zu. „Um desto raschere Fortschritte in der russischen Sprache zu machen, setzte ich mich des Nachts in meinem Bette auf, und während alle Welt schlief, lernte ich die Hefte auswendig, welche mir mein Sprachlehrer gegeben hatte." Darüber erkältet sich die lernbegierige Prinzessin so stark, daß sie bedenklich krank wird. Die Kaiserin Elisabeth ist abwesend, die Aerzte stehen rathlos am Bette, und während Katharina mit den heftigsten Schmerzen kämpft, schimpft ihre Mutter sie aus; „ich solle mein Uebel geduldig ertragen! rief sie mir zu." Fünf Tage hatte die arme Dulderin so gelegen, ohne Heilung, ohne Trost; da kam die Kaiserin von ihrer Reise zurück, „und nachdem sie die Meinung der Aerzte angehört hatte, setzte sie sich auf den Pfühl meines Bettes und ließ mich zur Ader." Das Aderlassen scheint eine Leidenschaft gewesen zu sein, die Elisabeth von ihrem Vater, dem „Czaar und Zimmermann" geerbt hatte. Man ließ die Patientin in den folgenden Tagen noch sechszehn Mal zur Ader, und oft vier Mal an einem Tage, worauf sie sich „sehr langsam erholte. Während sie noch so schwach ist, daß sie kaum gehen kann, bettelt ihr die Mutter ein Kleid „von blauem Stoff mit Silber" ab, welches ihr bei ihrer Abreise nach Rußland ein Onkel geschenkt hatte, „weil es mir so sehr gefallen hatte." Sie gibt es ihrer Mutter; aber das Herz thut ihr sehr weh dabei, und sie weint. „Alle, die es erfuhren, beschuldigten meine Mutter, daß sie weder Liebe noch Schonung für mich habe."

Nicht lange darauf, als sie völlig wiederhergestellt ist, gibt es einen neuen Skandal mit der Mutter. „Sie war gewohnt, mir voranzugehen, und sie sah es nun nicht ohne Mißfallen, daß ich ihr vorangehe, was ich zwar vermied, wo sich's thun ließ; aber öffentlich war die Sache unmöglich. Ueberhaupt hatte ich's mir zur Regel gemacht, ihr die größte Ehrfurcht und alle mögliche Ergebenheit zu zeigen; aber das half mir nicht viel, und bei jeder Gelegenheit entfuhr ihr ein Ausdruck des Aergers gegen mich, was sie weder liebenswürdig machte, noch die Leute bei Hof für sie einnahm." Und in der That kommt es sogar zwischen ihr und der Kaiserin fast zum Bruch. Eines Tages, als Peter und Katharina in der Antichambre mit einander lachen und scherzen, hört man im anstoßenden Gemache der Kaiserin die beiden Frauen zanken, und bald darauf stürzt Lestocq, der Leibarzt und Vertraute Elisabeth's, heraus und ruft den jungen Leuten zu: „Diese große Freude wird bald zu Ende sein!" Und dann ruft er Katharinen zu: „Machen Sie nur ihre Päckchen fertig, Sie werden unverzüglich in Ihre Heimat zurückkehren." Der Großfürst wollte wissen, warum. Lestocq antwortete: „Das werden Sie bald erfahren!" und ging eilig, wie er gekommen. Peter und Katharina zerbrachen sich den Kopf über das unerwartete Ereigniß. Er sagte: „Aber wenn Ihre Mutter schuldig ist, so sind doch Sie es nicht!" Katharina antwortete: „Meine Pflicht ist, meiner Mutter zu folgen und zu thun, was sie mir befehlen wird." Katharina sah in diesem Augenblicke klar, daß es ihm einerlei gewesen wäre, sie zu verlieren. „Was mich anbelangt, so war auch er mir gleichgültig; aber die Krone von Rußland war es mir nicht." Liegt nicht in diesen Worten das Glaubensbekenntniß ihrer ganzen Zukunft? Man hätte einen Engel aus dem Mädchen machen können, das von seiner Mutter nicht lassen will, ob sie ihm gleich sein Lieblingskleid abbettelt und es heimlich dafür ohrfeigt, daß sie öffentlich hinter ihm gehen muß!

Glücklicher Weise wird der Bruch dieses Mal noch verhütet. Katharina tritt am 28. Juni zur griechisch-katholischen Kirche über, wird aber am folgenden Tage mit Peter verlobt und bekommt als russische Großfürstin ihren eigenen Hofstaat. Aber auch das verbessert ihre Lage nicht sehr wesentlich. Die Kaiserin wirft ihr vor, sie mache zu viele Schulden — die Arme! sie war mit drei Kleidern nach Rußland gekommen, alle Welt wollte Geschenke von ihr haben, und am meisten kostete ihr der Großfürst selber, „weil er so gierig auf Geschenke war." Auch das Verhältniß zur Mutter wird nicht freundlicher; sie sagt, ihre Zimmer seien schlechter, als die ihrer Tochter, „und ich sah, daß sie immer aufgebrachter gegen mich wurde und mit der ganzen Welt zerfiel. Sie kam nicht mehr zur Tafel und ließ sich auf ihrem eigenen Zimmer serviren. Was mich anbetrifft, so besuchte ich sie jeden Tag drei oder vier Mal. Die übrige Zeit verwandte ich dazu, um Russisch zu lernen oder Klavier zu spielen, und kaufte mir Bücher; und so war ich zu fünfzehn Jahren ganz einsam und fleißig genug für mein Alter." Die Bücher, die sie in dieser Zeit las, waren Plutarch, das Leben Cicero's und Montesquieu's „Größe und Fall der römischen Republik."

(Forts. folgt.)

Das Hamburger Dampfschiff „Borussia“ in Gefahr.

Laut Nachrichten ist das Hamburger Schiff, die „Borussia,“ die unmittelbare Nachfolgerin der „Austria,“ bei ihrer Ueberfahrt nach New-York nur mit großer Mühe vor Unglück bewahrt worden.

Der „Schwäb. Merk.“ entnimmt einem in Stuttgart angelangten Brief über diese Gefahr Folgendes:

„Von Southampton an, wo wir Kohlen aufnahmen, und das wir am 19. Okt. verließen, hatten wir anhaltend starken, aber dabei günstigen Wind, so daß unsere Ueberfahrt außerordentlich rasch von Statten ging. Aber am 25. Okt., als wir die Banken von Neufundland erreicht hatten, steigerte sich der Wind zu einem schreckenerregenden Sturm. Am andern Morgen erwartete uns auf dem Deck ein schauerlich großartiges Schauspiel, und bis gegen Mittag hatte sich der Sturm zu einem Orkan entwickelt, wie ihn der Kapitän nach seinem eigenen Geständniß in achtzehn Jahren, seit welcher Zeit er diese Route befährt, nicht erlebt hatte. Der Ost-Nord-Ost-Wind trieb uns per Stunde 14 Meilen vorwärts. Als aber mit einem Male alle Segel (acht Stück) in Fetzen gerissen wurden, da erscholl das Kommando: ship before the wind (das Schiff gegen den Wind)! Nachdem dieses sehr gefährliche Manöver ausgeführt war, dampften wir wieder Europa zu. Kaum hatten wir die neue Richtung eingeschlagen, da goß eine Welle durch ein zwanzig Fuß über dem Wasser befindliches Fenster eine solche Masse Wasser in die Kajüte, gerade auf den Tisch und von da abspringend auf die Betten, daß Alles durchnäßt und ein Kind einige Schritte mit fortgeschwemmt wurde.

Doch das war nur ein Vorspiel von dem, was noch kommen sollte. Als wir uns um 4 Uhr, von einer Ecke zur andern taumelnd, in der Kajüte befanden, hörten wir plötzlich ein fürchterliches Krachen, es wurde dunkel, und zu allen Fugen und Oeffnungen stürzte das Meer in solcher Masse herein, daß es augenblicklich den Fußboden 1—2 Fuß bedeckte. Der blasse Tod stand vor mir und schien aus Aller Augen; die Frauen wurden ohnmächtig, Andere rangen die Hände, die Kinder schrien herzzerreißend um Hülfe, Matrosen brachten ohnmächtige und zum Theil blutende Frauen in die Kajüte herab. Bei solchem Anblick entschwand auch mir, der ich bis dahin mich gefaßt hatte, weil ich bei den Seeleuten noch Muth sah, die letzte Hoffnung, und nur die Ruhe und Stärke meiner Frau hielt mich im Anblick meiner vier Kinder, die sich an mich anklammerten oder starr und wie versteinert da standen, von der Verzweiflung zurück. Dennoch hat uns die Gnade des Herrn, zu dem wir flehten, hindurch geholfen und hat uns aus der Todesangst gerettet. Das Geschick des Schiffes hing an einem dünnen Faden; der kleinste Unfall an Maschine oder Ruder, das kleinste Versehen des Kommandirenden hätte uns den Untergang gebracht. Offiziere, Maschinisten und Mannschaft haben während 48 Stunden, so lange der Sturm währte, unausgesetzt gearbeitet; ihrer ausgezeichneten Haltung verdanken wir zunächst Gott unser Leben! Am 31. Oktober waren wir im Hafen von Newyork vor Anker.“

Mannigfaltiges.

* Am 2. Dezember hat die Eröffnung und die Uebergabe der Szegediner Brücke über die Theiß an den Eisenbahnverkehr stattgefunden. Se. kais. Hoheit der Herr Erzherzog Albrecht mit großem Gefolge, Se. Erzellenz der Herr Handelsminister Ritter von Toggenburg, und viele hohe Würdenträger wohnten dieser Festfeier bei. Der Brückenbau ist ein wahres Prachtwerk. Acht durch eiserne Bögen gebildete Brückenfelder von je 23 Klafter Spannweite, die durch sieben gußeiserne Flußpfeiler und zwei Landpfeiler aus Mauerwerk getragen werden, bilden das in seiner gegenwärtigen Vollendung majestätisch dastehende Bauwerk. Der auf der Seite von Szegedin auf dem rechten Theißufer gelegene Landpfeiler wird durch einen Viadukt aus Mauerwerk mit sieben Bogenöffnungen verlängert; sechs dieser Bogenöffnungen haben 16 Fuß und die siebente 30 Fuß Spannweite, weil durch diese, dicht am rechten Ufer der Theiß der Fahrweg nach dem alten Bahnhof hinführt. Das Mauerwerk dieses Viadukts besteht in seinem untern und mittleren Theil aus weißem Quaderstein, während die Wölbungen der Bögen aus gebrannten und verschiedenfarbigen Steinen konstruirt sind. Sowohl die acht eisernen Bögen wie auch die gußeisernen Flußpfeiler sind mit silbergrauer Oelfarbe angestrichen, was dem Ganzen ein ungemein solides Aussehen verleiht und die Metallmassen gegen den Einfluß der Witterung schützt. Die Schienenhöhe der Brücke beträgt 25 Fuß über dem höchsten Wasserstand der Theiß. Jeder Pfeiler besteht aus zwei gußeisernen Säulen von je zehn Fuß Durchmesser, die mittelst komprimirter Luft bis zu einer Tiefe von ungefähr sieben Klafter unter dem niedrigsten Wasserstande in den Grund des Flusses versenkt worden sind. Im Inneren aber dieser Säulen sind Piloten eingerammt worden, deren Spitze zehn Klafter unter den niedrigsten Wasserstand hinabdringt und deren Kopf, mehrere Klafter unter dem Flußbette abgeschnitten, die Beton-Masse und das Mauerwerk trägt, mit welchen die gußeisernen Säulen ausgefüllt sind.

* Das Kriegsgeschrei, welches in der letzten Zeit an der Tagesordnung war, wird immer schwächer und dürfte bald ganz verstummen und somit die furchtsamen Gemüther wieder in Ruhe kommen. Es war für Frankreich ein Bedürfniß ein bischen Lärm zu machen. Ein kriegerisches Vorgehen der Franzosen gegen Oesterreich ist problematisch, wohl ganz unmöglich. Es ist ganz gewiß, daß England in einem Kriege der Franzosen gegen Oesterreich nicht mitwirken würde, ja es würde sich nicht einmal neutral verhalten, sondern Oesterreich beistehen. Auch ist es nicht denkbar, daß Preußen und Deutschland einen Kampf ruhig mit ansehen werden, der Frankreichs alte Eroberungs- und Herrschergelüste von Neuem anfachen könnte, und der in Italien jedenfalls unter dem Ruf „Tod den Deutschen“ begönne! Nur im Namen der Freiheit, und indem es überall die Völker in die Waffen riefe, könnte Frankreich die österreichische Herrschaft in Italien angreifen, aber Napoleon kann es nicht wagen dieses zweischneidige Schwert zu schwingen, denn es könnte seine Dynastie dabei unterliegen. Die revolutionären Volksleidenschaften darf Napoleon nicht wach rufen, am allerwenigsten in Frankreich selbst, wo sie so nur leise schlummern. Selbst dann, wenn die Piemontesen einen Kampf mit Oesterreich

heraufrufen würden und Frankreich ohne Einsprache der andern Mächte eine bewaffnete Intervention leisten würde, so ist Frankreich nicht in der Lage einen ordentlichen Krieg mit Erfolg zu führen. An der Tapferkeit der Franzosen zweifelt Niemand, aber das Geld zu einem Kriegführen ist nicht da und auch nicht herbeizuschaffen. Zu diesem nun kömmt noch, daß die französische Handelswelt von einer großen Entmuthigung und Mattheit gedrückt wird, und jede Störung des allgemeinen Friedens würde diese Entmuthigung und Mattheit in gänzliche Geschäftslosigkeit umschlagen. Wenn die Piemontesen von den Franzosen nicht getrieben werden, nehmen sie gewiß keinen Kampf mit Oesterreich auf, denn Rom und Neapel müßten aus Selbsterhaltung Oesterreich Hülfe leisten, um den vergrößerungslustigen Nachbar unschädlich zu machen. Wir können also ruhig in die Zukunft schauen. Unsere Nachbarn jenseits der Karpathen werden ja ihre Fürstenwahlen in der kürzesten Zeit vollenden und somit werden auch Ruhe und Frieden in die Donaufürstenthümer wieder einkehren.

* Man fürchtet, die montenegrinische Grenzregulirung werde noch ein Nachspiel erhalten. Frankreich und Rußland will den Söhnen der schwarzen Berge den Conner mit dem Meere nunmehr unter der Firma einer Straße verschaffen, die von Cetinje nach einem oberhalb des Busens von Antivari gelegenen Punkt — Spitze genannt — führen sollte. Oesterreich und England bekämpfen dieses Projekt und auch Preußen hat es bis jetzt nicht für gut befunden, die Einfuhr von Kriegsbedürfnissen nach Montenegro in so offenbarer Weise erleichtern zu helfen. Preußen soll nur nicht laviren, sondern suchen aus dem trüben Wasser der Manteuffel'schen Politik herauszukommen.

* Als neulich Morgens die Kinder in Gersdorf in Sachsen in die Schulstube traten, waren o Schreck! alle Gesangbücher, Katechismen ꝛc., aber auch o Freude! alle Schultabellen sammt Versäumnissen und Strafen verschwunden. Nicht ganz spurlos; denn im und vor'm Ofen fanden sich verkohlte Reste. Ein berüchtigter Dieb hat die Nacht sein Lager im Schulhause aufgeschlagen und weil es kalt und kein Holz zu finden war, mit Büchern und Tabellen eingeheizt.

* 300 jüdische Gemeinden in Preußen haben bei der päpstlichen Regierung petitionirt, um damit die Regierung in der Angelegenheit mit dem Judenknaben bei dem Papste intervenire. Die Regierung wird es schwerlich thun, sondern so handeln wie die englische. An diese letztere hatte sich die scottish Reformation Society gewendet, aber das englische Ministerium gab den Bescheid, eine Einmischung Englands wäre fruchtlos, indem es den ernsten Bemühungen katholischer Staaten nicht gelungen wäre, den Papst umzustimmen. Die Bittsteller hatten geltend gemacht, es sei zu fürchten, man könnte in Rom mit Kindern britischer Unterthanen ebenso umgehen, als mit den Juden. Lord Malmesbury theilt diese Ansicht nicht, und erwiederte: Ein solcher Frevel könnte nicht ungestraft an einem britischen Unterthanen begangen werden!

* Der Graf Monkalembert hat die Begnadigung, welche der Kaiser Napoleon ihm zu Theil werden ließ, abgelehnt und beharrt auf seiner Appellation. Man ist nun sehr gespannt, welchen Ausgang der Prozeß nehmen wird.

* Die vornehmen französischen Familien haben in letzterer Zeit die Flucht vor dem Pariser Luxus ergriffen. Sie kehren nämlich jedes Jahr später von ihren Landsitzen nach Paris zurück, um geringere Ausgaben zu haben. Dagegen wird Paris von reichen Russen in großer Anzahl besucht, welche leben und leben lassen. Die Russen entwickeln eine Freigebigkeit in Paris, die ans Unglaubliche grenzt. Der Luxus in der Toilette hält in Paris gleichen Schritt mit jenem der Tafel. Bei den reichen Leuten in Paris sind jetzt chinesische Gastmähler an der Tagesordnung. So ein Mahl für 6 Personen kostet die große Summe von 2000 Fr., damit muß man die widerlichsten und unnatürlichsten Dinge genießen, was gewöhnlich Unwohlsein im Gefolge hat.

* In Paris hat man eine eiserne mit Rohrbesen versehene Kehrmaschine versucht. Eine solche Maschine erfordert zwei Mann, zur Bedienung und in drei Stunden will man mit ihr die Rivolistraße kehren. Eine solche Maschine wäre auch bei uns angezeigt zur Gassenreinigung, um der Stadtkasse ihre Ausgaben zu erleichtern.

* Aus London, 27. November wird geschrieben: Die Donau- und Schwarze-Meer-Eisenbahn-Kompagnie hat dieser Tage die Mittheilung erlassen; ihr Unternehmen schreite munter fort, Land sei zu zivilem Preise erworben worden, an Armen zur Arbeit fehle es auch nicht; kurz man hoffe im Frühjahre über nächstes Jahr, also 1860 die Bahn fertig zu bekommen. Gesammtkosten: 230000 Pfd. St. Nächstes Jahr werden sechs Einzahlungen, jede von 10 pCt. ausgeschrieben werden.

* Ueber den Todesfall der Frau Johanna Kinkel wird aus London geschrieben: „Am letzten Sonntage fühlte Frau K. sich etwas unwohl und hustete. Da sie im vorigen Jahre an Herzkrämpfen gelitten, so befürchtete man, dieses Uebel könne sich wieder einstellen. Am Montage wurde ein Arzt gerufen, der die ganze Sache für unerheblich erklärte. Ein Tag im Bette zugebracht und eine kleine Medizin sei Alles, was noth thue. Frau K. ging darauf zu ihrem Manne, der gerade Stunde gab ndu theilte ihm die gute Botschaft mit. Dann begab sie sich in ihr Schlafzimmer, das im dritten Stockwerke liegt. Ein Dienstmädchen begleitete sie. Nachdem Frau K. noch eine Tasse Chokolade getrunken, entfernte sich das Dienstmädchen. Als dasselbe nach einigen Minuten wieder in das Zimmer kam, fand sie es leer und das Fenster geöffnet. Beim Hinaussehen gewahrte sie Frau K. auf dem Pflaster des Hofes liegen. Einige Rippen waren in das Herz gedrungen und so hatte sie augenblicklich den Tod gefunden. Die einzige Erklärung, welche gegeben werden kann, ist, daß Frau K. einen Anfall ihres Herzkrampfes bekommen, nach frischer Luft verlangte, das Fenster öffnete und sich zu weit hinauslehnte, so daß sie das Gleichgewicht verlor und hinunterstürzte."

* Lola Montez ist aus Amerika in Galwai in Irland angekommen. Es ist möglich, daß die renomirte Dame einen Umzug in Europa nun unternimmt.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit erscheint Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kronstädter Zeitung kostet halbjährig 5 fl. 30 kr. mit Post 6 fl. 30 kr. ins Ausland 7 fl. österr. W.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 144. Freitag, den 10. Dezember. 1858.

Die Memoiren der Kaiserin Katharina II.

(Fortsetzung)

Inzwischen scheint auch ihr Verlobter der Prinzessin schon überdrüßig zu sein. Eines Tages, da sie mit ihren Damen im Gebet versunken liegt, schickt er ihr seinen Zwerg und läßt in sagen, daß er solche Andachtsübungen nicht liebe; kurze Zeit darauf schickt er ihr einen anderen Domestiken mit der Botschaft, daß er jetzt zu weit von ihr entfernt wohne um sie oft besuchen zu können. „Meine Eigenliebe und meine Eitelkeit seufzten ganz leise; aber ich war zu stolz, um mich zu beklagen; ich hätte mich erniedrigt gefühlt, Beweise der Freundschaft anzunehmen, die ich für Mitleid hätte halten können. Aber wenn ich allein war, dann vergoß ich Thränen — ganz leise vergoß ich sie und ging dann zu meinen Damen, um mit ihnen zu scherzen. Auch meine Mutter behandelte mich mit großer Kälte und Zeremoniosität — und im tiefsten Herzen fühlte ich eine große, große Leere. . . . Mehr als jemals bemühte ich mich nun, die Liebe aller zu gewinnen, denen ich begegnete: Aller insgemein, der Großen und Kleinen. Niemand ward von mir vernachlässigt, und ich machte mir's zur Regel, zu glauben, daß ich des Wohlwollens der ganzen Welt bedürfe." — Brummer indessen wußte gar nicht mehr, was er mit dem Großfürsten anfangen solle; er begleitete ihn fast nur noch, wenn er öffentlich erschien; „die übrige Zeit überließ er ihn buchstäblich der Gesellschaft seiner Bedienten und allen möglichen, für sein Alter unerhörten Kindereien — denn er spielte mit Puppen." Das hinderte jedoch die Vorbereitungen zur Hochzeit nicht, welche jetzt nicht mehr fern war. „Je näher dieser Tag kam, um so trauriger wurde ich. Das Herz sagte mir kein großes Glück voraus: der Ehrgeiz allein hielt mich aufrecht. Ich fühlte in der Tiefe meines Herzens ein Etwas, das mich keinen Augenblick daran zweifeln ließ, daß ich früher oder später doch einmal souveräne Kaiserin von Rußland werden würde." — Die Hochzeit wurde mit verschwenderischer Pracht gefeiert und dauerte zehn Tage; die junge Frau gähnt, langweilt sich und erhält neue Ehrendamen, denen es verboten ist, halblaut mit ihr zu sprechen, während ihr „theurer Gemahl" sich nicht ein einziges Mal nach ihr umsieht, sondern mit seinen Kammerdienern „Soldaten spielt." — Kurze Zeit nach der Hochzeit verläßt Katharina's Mutter Rußland. „Ihre Abreise betrübte mich tief: ich weinte heftig." Und noch ist sie nicht getröstet, noch sitzt sie in Thränen, als die Kaiserin kommt, um ihr gütig zu rathen, sie möge ihren Schmerz doch mäßigen. „Aber ich glaubte aus allen Himmeln zu fallen, als die Kaiserin mir weiterhin in Gegenwart von ungefähr dreißig Personen sagte, daß sie auf das Ansuchen meiner Mutter Mademoiselle Jukow aus meinen Diensten entlassen habe."

Mademoiselle Jukow war die Einzige unter all ihren Damen, die Katharina zärtlich liebte und der sie von ganzem Herzen vertraute. Es war die letzte Wohlthat, welche die scheidende Mutter ihrem Kinde erwies, daß sie es der einzigen Freundin beraubte, die es im fremden Lande unter den fremden, fast feindlich gesinnten Menschen hatte! „Dieses Mädchen duldet um meinetwillen, dachte ich, ergo darf ich sie in ihrem Unglücke nicht verlassen, da ja ihre Neigung zu mir der einzige Grund desselben ist." Sie will ihr Geld schicken — die Freundin ist abgereis't, „par ordre." Sie will es dem Bruder ihrer Freundin schicken, welcher in der Armee dient, auch der Bruder ist fort, „par ordre." Endlich bestimmt sie einen jungen Edelmann aus der Garde zu dem Entschluß, ihre Freundin, welche sich in Moskau befindet, zu heirathen. Die Heirath kommt zu Stande; aber am dritten Tage nach dem Vollzug derselben befindet sich der junge Edelmann schon auf dem Wege nach — Sibirien. So spielt man mit den Wünschen und heiligsten Gefühlen der kaum sechszehnjährigen Fürstin!

Mit leidenschaftlichem Eifer unterwirft sie sich den Gebräuchen eines streng religiösen Lebens; keine eifrigere Kirchengängerin als sie — sie betet, sie beichtet, sie fastet. Und was ist ihr Dank dafür? „Vierzehn Tage nach unserer Hochzeit vertraute mir der Großfürst an, daß er sich in Mademoiselle Caar, Ehrenfräulein Ihrer Kaiserlichen Majestät, verliebt habe, die inzwischen an den Fürsten Galitzin, Stallmeister der Kaiserin, verheirathet worden war. Seinen Kammerherren sagte er so laut, daß ich es hören mußte, es sei doch gar kein Vergleich zwischen mir und jener Dame. . . . In der That, ich mußte mir nun wohl gestehen, daß ich mit diesem Manne nicht anders als sehr unglücklich werden könne, wenn ich mich fernerhin zärtlichen Gefühlen für ihn, die er so schlecht erwiedere, überließe, und daß ich, ohne Nutzen für irgend wen, vor Eifersucht sterben würde. Ich versuchte es daher über meine Selbstliebe zu gewinnen, daß ich auf einen Mann, der mich nicht liebte, nicht mehr eifersüchtig würde; aber um nicht mehr eifersüchtig zu werden, gab es kein anderes Mittel, als ihn nicht

Digitized by Google

mehr zu lieben. Hätte er geliebt ſein ſollen, ſo wäre das nicht ſchwer geweſen; ich war von Natur geneigt und gewohnt, meine Pflichten zu erfüllen; aber dazu hätte es eines Mannes mit geſundem Menſchenverſtand bedurft, — und dieſen hatte er nicht." Wahrlich — er hatte ihn nicht nur nicht, ſondern ſchien von Jahr zu Jahr, je älter er wurde, deſto kindiſcher und läppiſcher zu werden. Er ſpielte den ganzen Tag in ſeinem Zimmer Marionetten-Theater; oder er bohrte in die Thür zum Zimmer der Kaiſerin Löcher und rief ſeine Dienerſchaft herbei, um ihr zu zeigen, was die Kaiſerin thue, wenn ſie allein ſei. Als die Kaiſerin dieſen letzten Jugendſtreich entdeckte, ſchimpfte ſie ihn aus, wie er es verdiente, und zeigte ihm „eben ſo viel Verachtung und Zorn."

Nicht lange darauf geſchieht es, daß die Kaiſerin beide junge Eheleute in ihren Zimmern einſperren läßt und den Befehl gibt, daß Niemand — bei Strafe der Entlaſſung — ohne ſpezielle Erlaubniß über die Antichambre hinaus in die Gemächer der Beiden gehe. Hören wir, wie der Großfürſt ſich die Zeit vertreibt. Durch eine Hofdame, Mad. Kruſe, weiß er ſich „Spielſachen, Puppen und anderen kindiſchen Zeitvertreib, den er bis zum Wahnſinn liebte," zu verſchaffen. „Während des Tages verbarg man ſie in und unter meinem Bett; der Großfürſt begab ſich zuerſt nach dem Souper zu Bett, und ſobald wir allein waren, verſchloß Mad. Kruſe die Thür, und dann begann der Großfürſt bis ein oder zwei Uhr nach Mitternacht zu ſpielen. Gern oder ungern — ich war gezwungen an dieſem ſchönen Vergnügen Theil zu nehmen. Oft lachte ich darüber, aber öfter ward es mir zur Laſt: das ganze Bett war mit Puppen und albernem Spielzeug bedeckt." Um ſich bei Tage zu amuſiren, hatte er ſich acht oder zehn Jagdhunde vom Lande kommen laſſen, und „ſperrte ſie in einen hölzernen Verſchlag, welcher den Alkoven meiner Schlafkammer von einem ungeheuer großen Vorſaal trennte, der zwiſchen unſeren Zimmern lag. Da der Alkoven nur durch jene Holzplanken vom Saale getrennt war, ſo drang der Geruch des Hundeſtalles in den Alkoven, und in dieſer verpeſteten Luft ſchliefen wir Beide. Als ich mich darüber beklagte, ſagte er, es gäbe kein Mittel, es anders zu machen." Obendrein war der großfürſtliche Hundeſtall ein großes Geheimniß, und Katharina wagte nicht, die Geheimniſſe Seiner Kaiſerlichen Hoheit zu verrathen!

In dieſer Periode ſcheinen es überhaup: die Hunde geweſen zu ſein, welche Seiner Kaiſerlichen Hoheit ganzes Herz beſaßen. „Der Großfürſt dreſſirte mit einer ſeltenen Ausdauer eine Meute Hunde, knallte mit einer großen Peitſche und hetzte ſie mit Jagdgeſchrei von einem Ende ſeiner beiden Zimmer (denn er hatte nicht mehr) ans andere. Diejenigen ſeiner Hunde, die müde wurden oder zurückblieben, wurden fürchterlich geprügelt, was ſie noch ſtärker ſchreien machte. Wenn er nun endlich dieſer Uebung, die eben ſo abſcheulich für die Ohren als die Ruhe ſeiner Nachbarn war, müde wurde, ſo nahm er eine Violine, auf welcher er grauenhaft und mit außerordentlicher Kraft kratzte, und ging ſo durch die Zimmer; demnach begann die Erziehung der Hunde und ihre Züchtigung, die mir mehr als grauſam ſchien, aufs Neue. Eines Tages, als ich einen armen Hund furchtbar und anhaltend heulen hörte, öffnete ich die Thür meines Schlafzimmers, in welchem ich ſaß und welches an dasjenige ſtieß, in welchem das Schauſpiel ſich zutrug, und ich ſah, daß er einen ſeiner Hunde am Hals in der Luft hielt und daß ein Junge, Kalmuk von Geburt, denſelben Hund am Schwanze zog (es war ein armes, kleines Thierchen von engliſcher Race), und mit dem dicken Ende ſeiner Peitſche haute der Großfürſt den Hund aus Leibeskräften. Ich wagte es für das arme Thier zu bitten, aber das verdoppelte nur die Schläge, die es erhielt; und da ich dieſes grauſame Schauſpiel nicht ertragen konnte, ſo zog ich mich — Thränen im Auge — in mein Gemach zurück. Thränen und Bitten, anſtatt ihm Mitleiden einzuflößen, machten den Großfürſten zornig. Das Mitleiden war für ſeine Seele ein peinliches, ja, unerträgliches Gefühl." — Ein anderes Mal amuſirt ſich Seine Kaiſerl. Hoheit damit, ſeinen Domeſtiken in ſeinen Zimmern einen Bal paré zu geben, und er ſelber macht auf ſeiner Violine die Muſik dazu; und noch gellen ſeiner Frau — die eine neunbändige Geſchichte Deutſchlands und Plato's Werke ſtudirt — die Ohren, da kommt er auf den Einfall, ſich eine große Peitſche zu kaufen — viel größer, als es ſeine Hunde-Peitſche geweſen — und nun ſteht er den ganzen Tag im Vorſaal und klatſcht mit ſeiner großen Peitſche in der Luft herum.

Einmal jedoch hat er das Unglück, ſich mit dem Ende des Peitſchenriemens ſelber ins Geſicht zu ſchlagen, und zwar ſo ſtark, daß ihm die Backe roth aufſchwillt. Was ſoll der Aermſte nun thun? Er kann doch wahrhaftig mit der roth aufgeſchwollenen Backe heute nicht vor ſeiner Tante, der Kaiſerin, und bei Tafel erſcheinen! Wie bei allen Gelegenheiten, wo er ſich keinen Rath weiß, ſtürzt er zu ſeiner Frau ins Zimmer und ſpielt den armen Sünder. Dieſe hilft ihm durch irgend eine Erfindung jedes Mal aus der Noth; und auch dieſes Mal iſt ſie nicht in Verlegenheit. Sie legt ihm weiße Pommade auf die rothaufgeſchwollene Backe, und Alles geht ſo weit gut und erwünſcht. Da aber bei Tafel, als das volle Licht auf das geſalbte Corpus delicti ſcheint, nähert ſich einer von den Hofleuten, und den Großfürſten anredend, ſagt er boshafter Weiſe: „Wiſchen Sie Sich die Backe ab — es iſt weiße Pommade darauf!" Der Großfürſt iſt verdutzt und weiß ſich nicht zu helfen. Da erſcheint Katharina und ruft ihm zu: „Und ich, die ich Ihre Frau, ich verbiete Ihnen, die Pommade abzuwiſchen!" — Der Großfürſt, überaus gerührt und dankbar, weiß ſeinen Gefühlen nicht anders Luft zu machen, als dadurch, daß er am anderen Tage, wo er ein Fäßchen mit holſteiniſchen Auſtern empfängt, ſeine Frau, — die halbkrank und abgeſpannt im Bette liegt — aus dem Schlafe weckt und zwingt, holſteiniſche Auſtern mit ihm zu eſſen. Ja, er ſcheint ſich ſogar zur Literatur zu bekehren! Er kauft ſich deutſche Bücher; aber was für Bücher! „Ein Theil derſelben beſtand aus lutheriſchen Geſangbüchern, und der andere Theil aus der Prozeß-Geſchichte einiger Straßenräuber, die man gehängt oder gerädert hatte. Dieſe Bücher las er abwechſelnd, wenn er nicht Violine ſpielte." (Fortſ. folgt.)

Feſttage der Kinder.

Von Karl Trieß.

Von jeher iſt das Chriſtfeſt vorzugsweiſe als ein Kinderfeſt gefeiert worden. Auch heut' zu Tage wird es von Jung und Alt, von Arm und Reich mit erhebenden Gefühlen begangen. Ein

freundlicher Stern steht es noch an unserm Jugendhimmel und mit den süßesten Erinnerungen denken wir der Tage der Kindheit. Wer könnte auch gleichgiltig bleiben bei dem Christbaum mit seinen grünen Zweigen, mit seinen schimmernden Lichtern, wer nicht gerührt werden, wenn er die unschuldigen Kinder fröhlich und voll Erwartung um den schön geschmückten Christbaum versammelt sieht? —

Die geeignetste Zeit zur Weinachtsbescherung ist der heilige Weinachtsabend. Nichts Ueberflüssiges, nichts Verschwenderisches werde geschenkt, was die Vermögenskraft der Schenkenden übersteigt. Aber man verfalle auch nicht in das Entgegengesetzte und schenke den Kindern nur Dinge, welche sie durchaus bedürfen, z. B. die nothwendigsten Kleidungsstücke, Schuhe und Strümpfe u. s. w. Dergleichen müßte ja angeschafft werden, feierte man auch kein Weihnachtsfest. Man schenke den Kindern außer Kleidungsstücken, wenn sie deren gerade bedürfen, gute Bücher und Bilder, die ihnen besonders lieb sind, nützliche Spielereien, einen Baukasten u. s. w. Der schöne Christbaum sei aber kein Konditorladen, vielmehr, sinnreich mit vergoldeten Aepfeln und Nüssen, Honigkuchen bunten Bändern u. s. w. geschmückt. *)

Den Kindern, die an diesem Allem eine rechte Herzensfreude haben, ist Alles wie ein schöner Traum, der vom alltäglichen Leben ganz abgesondert steht, so träumend schlafen sie ein und erwachen am Weihnachtsmorgen zu neuer Freude über das schöne gesegnete Fest.

Ueberhaupt möge man die Kinderfeste, wozu besonders Namens-, Geburts- und Schulfeste gehören, ja nicht gleichgiltig behandeln, es sind heitere Glanzpunkte des Familienlebens. Und welche Freuden kommen denen gleich, die wir im Kreise unserer Lieben, im Kreise der Familie verleben? Sie erquicken Leib und Seele, und stärken und erfrischen Jung und Alt. Solchen Freudenfesten folgt keine verdrießliche krankhafte Stimmung. Sie stehen im spätern Leben wie selige, heilige Tage der Kindheit vor unserer Seele.

Wachsen die Kinder heran, so werden sie kein Gelüsten nach wüsten unreinen Vergnügungen haben, wenn sie von früh auf bessere — reine unschuldige Freuden genossen und geliebt.

*) Daß auch in unserer Stadt am Weinachtsabend durch Liebesgaben ein Christbaum für arme Schulkinder ausgeschmückt wird, welchen der heilige Christ Kleider, Bücher, Kuchen u. s. w. beschert, ist lobenswerth und verdient auch anderwärts nachgeahmt zu werden. Gaben für den Christbaum werden bei Johann Gött entgegengenommen und abgeführt und darüber Rechnung gelegt.

Mannigfaltiges.

* Diesterweg, der große Schulmann, ist bei den Berliner Stadtverordnetenwahlen gewählt worden. Es ist dieses für den Mann eine Satisfaktion für die unter dem Ministerium Manteuffel erlittenen Unbilden.

* Graf Montalembert ersucht in der „Times" seine Verehrer in England, von den Geldsammlungen zur Bezahlung der ihm auferlegten Buße von 3000 Franks abzustehen. Wahrscheinlich haben ihn persönliche und politische Rücksichten zu dieser Bitte veranlaßt, und den zu seinen Gunsten eingeleiteten Demonstrationen ist damit wahrscheinlich ein Ende gemacht. Wie sehr übrigens die französische Regierung ein Bekanntwerden derselben in Frankreich fürchtete, geht daraus hervor, daß selbst nichtpolitische englische Wochenblätter von der Pariser Post zurückgehalten und genau durchgesehen worden waren, um jeder unliebsamen Notiz über den Prozeß Montalembert den Eingang ins Kaiserreich zu wehren. Der Korrespondent der „Daily News" war naiv genug gewesen, eine Liste der durch die französische Polizei konfiszirten Londoner Blätter per Telegraph an seine Redaktion senden zu wollen. Das Telegraphenamt nahm zwar die Gebühren und die Depesche bereitwillig von ihm an, doch wurde ihm letztere nach Verlauf mehrerer Stunden als unabsendbar zurückgestellt. Was die Regierung damit gewann, ist schwer einzusehen. Die Konfiskationsliste kam ja doch durch die Post nach London; der ganze Aufschub betrug 24 Stunden, und die französischen Staatsrevenuen hatten eine Einbusse von etwa 4 Thlr. Depeschengeld obendrein zu tragen. — Wie der „Allg. Ztg." aus Paris geschrieben wird, stimmten im Ministerrathe, als Delangle die Angelegenheit des „Correspondant" zur Sprache brachte, die Minister des Innern, des Unterrichts und der Justiz, also die aus der Magistratur hervorgegangenen, für das Rechtsverfahren, die übrigen für das Polizeiverfahren mittelst Verwarnungen, welche die Regierung nicht der Gefahr einer öffentlichen Erörterung aussetzen. Herr Delangle hat heute keine Ursache, sich zu der Annahme seines Vorschlages zu gratuliren.

* In Paris wurde am 2. Dez. vom Kaiser eine Kaserne eingeweiht, die zugleich als eines der stärksten und größten Forts im Innern von Paris bildet. Die Kaserne hat einen Raum für ein Korps von 4000 Mann nebst Artillerie und Kavallerie, und damit läßt sich schon etwas ausrichten, falls es den Parisern einfallen sollte, einen Krawall anzufangen.

* Paris, 4. Dezember. Der „Moniteur" bringt folgende Mittheilung: Eine mit bedauerlicher Beharrlichkeit unterhaltene Polemik verschiedener Pariser Journale scheint eine Besorgniß geweckt zu haben, die unsere Beziehungen zu den auswärtigen Mächten in keiner Weise rechtfertigen. Die Regierung des Kaisers hält es für ihre Pflicht, die öffentliche Meinung gegen die Wirkungen einer Diskussion zu verwahren, welche geeignet wäre, unsere Beziehungen zu einer mit Frankreich verbündeten Macht zu gefährden.

* General Ardant des französischen Geniekorps ist bei einem Scheibenschießen in Vincennes vor einigen Tagen erschossen worden. Er sah zwischen zwei Steinen aus einem Blockhaus heraus, um den Exerzitien zu folgen. Ein Bruchstück von einer Bombe traf ihn am Kopf, daß er bald verschied. Zwei Offiziere standen neben ihm, welche ganz mit Blut und Gehirn überspritzt wurden. Der General hat den Krimfeldzug mitgemacht, war tapfer und kenntnißreich und hinterläßt mehrere militärische Werke von Bedeutung. — Die Versuche mit einer neuen Konstruktion von kubischen Kugeln aus Kanonen geschossen, dauern schon einige Wochen. Die Kugeln sind von schwerem Kaliber und so eingerichtet, daß sie am Ziele platzen. Auch experimentirt man mit Kanonen, die statt des Pulvers mit Elektrizität geladen werden und weiter als die mit Pulver geladenen tragen. Ueberhaupt herrscht in den

französischen Kriegswerkstätten eine große Thätigkeit. Im Arsenal von Metz ist man mit der Ausrüstung von 20 neuen Batterien Kanonen-Haubitzen beschäftigt. Diese Haubitzen sind 12pfünder, wirken aber zerstörender als die größten Belagerungsgeschütze. Ferner sind 60 Batterien Minié-Kanonen errichtet, jede zu 8 Geschützen. Die Verheerungen, welche diese Kanonen namentlich gegen Festungsmauern anrichten, sollen fürchterlich sein. Die alten Batterien sollen alle komplett gehalten werden. Gegen wen alle diese Rüstungen gemacht werden, ist schwer zu erklären, da ja der Kaiser nach der Versicherung des Moniteur mit aller Welt den Frieden erhalten wissen will.

* Neulich wurde in den Zeitungen gemeldet, der König von Sardinien habe bei einer abgehaltenen Revue sehr kriegerisch gesprochen. Der Wortlaut jener Anrede an die Brigade Savoyen lautet: „Die Haltung der Truppen gefällt mir ungemein; sie ist wahrhaft kriegerisch; dies erfreut mich, da ich, falls man im nächsten oder einem andern Frühjahre ins Feld ziehen sollte, auf die exzellente Disposition der Armee würde rechnen können." — Die Befestigungswerke in Alessandria, Casale, Spezia und Genua sollen im Monat Dezember vollendet sein. In Alessandria werden 300 Kanonen aufgestellt. Gegen wen, ist nicht leicht erklärlich! — Es heißt, Rußland und Piemont würden eine Allianz schließen. Von gut unterrichteter Seite wird dieser Mittheilung widersprochen und bemerkt, die politische Anschauungsweise des Petersburger Kabinets habe nichts gemein mit dem gegenwärtigen Turiner Kabinet, welches nach Innen dem Radikalismus und nach Außen dem Nationalitätenprinzip huldigt; nach den Konsequenzen des letzteren müßte die Ordnung in ganz Europa umgestürzt werden, was mit den Grundsätzen eines konservativen Kabinets, wie das Petersburger es in eminentem Grade ist, in gänzlichem Widerspruch steht. Eine Allianz zwischen Rußland und Sardinien zur Erweiterung dessen Herrschaft in Italien ist prinzipiell ebenso unmöglich wie eine Allianz zwischen Rußland und Frankreich zur Dominirung des Kontinentes! — In Sardinien hat man nach der Wiener Zeitung bereits getheilt, noch ehe das Schwert gezogen ist. Modena, Parma, Piacenza und ein Theil der Lombardie fällt an Piemont. Dann wird ein Königreich Italien errichtet das der Prinz Napoleon erhält und aus der Lombardie, Venedig und der Romagna bestehen wird. Der Papst soll blos Rom mit der römischen Campagna behalten, der übrige Theil des Kirchenstaates soll mit dem Königreich Sicilien einverleibt werden, das wie sich von selbst versteht, an die Familie Murat abgegeben wird! Soll dieses nachher das einheitliche Italien ausmachen?! Es ist wahrlich lächerlich, zu welchen absurden Dingen unbändiger Familienehrgeiz führt!

* Turin, 4. Dez. Großfürst Konstantin ist mit seiner Gemahlin gestern hier angekommen. Der Prinz von Carignan fuhr den Reisenden bis zur nächsten Station entgegen. Abends fand ein théatré paré im Schauspielhause Carignan statt. Briefe aus Cagliari vom 22. November melden die an der dortigen Küste erfolgte Strandung des englischen Kauffahrteischiffes „Glawitter," 850 Tonnen, Kapitän Cakler; es kam von Rochester und war mit einer Ladung Eisen nach Konstantinopel bestimmt. Die Mannschaft verunglückte zum größten Theile. Die „Unione" brachte einen heftigen Artikel gegen die französische Presse, von der selbst gewisse Blätter ihr nicht weit genug zu gehen schienen; sie ist der Meinung, daß, nachdem viele dortige Blätter Eigenthum von Banquiers sind, theils unter dem Einflusse derselben stehen, das Bedürfniß fühlten, gegen die Liquidationstermine zu Beschwichtigungsartikel zu geben. Das hieße wohl mit dem Feuer spielen, meint die „Unione" und vergißt dabei nur, daß gerade sie dieses gefährliche Spiel am meisten treibt. Nach dem „Nizzardo" ist Admiral Putiatine, der Unterhändler eines russisch-chinesischen Traktates, von Compiegne, wo ihn der Kaiser empfangen haben soll, nach Nizza abgereist, wo er mit dem Großfürsten Konstantin eine Besprechung pflegen wolle, im Interesse der Ausdehnung des russischen Handels im mittelländischen Meere.

* Vor der Kirche San Carlo al Corso in Rom kam vor einigen Tagen ein Fall vor, welcher von der Frechheit der römischen Diebe zeugt. Es war das Sakrament zum 40stündigen Gebete dort auf dem Altare ausgesetzt. An der Kirchenthüre hielt, wie gewöhnlich, ein alter Invalide der guten Ordnung halber Wache, als bei einbrechender Dunkelheit ihm bekannte Diebe eintreten, und sich unter die Andächtigen mischen wollten, um Geschäfte zu machen. Der Invalide wollte sie nicht einlassen, und als er dabei von einem Herrn aus Foligno unterstützt wurde, zog einer der Diebe ein Messer, der andere ein Pistol, welches er auf den Letztern abdrückte; doch das Zündhütchen versagte. Auf den Hilferuf der Angegriffenen eilten mehrere Männer herbei, allein sie bemühten sich vergeblich, die Gauner zu erwischen. Dieselben entkamen vielmehr unter dem Schutze der Dunkelheit.

* Aus Petersburg wird der „Ind. belge" Folgendes berichtet: Fürst Leon Kotschubey, ein Mann von sehr heftiger Gemüthsart, hatte einen gewissen Salzmann, einen gebornen Oesterreicher, als Intendanten in seinen Diensten. Vor einem Jahre etwa entstand zwischen dem Fürsten und Salzmann ein Streit. Es war im Kabinet des Fürsten. Plötzlich fällt ein Pistolenschuß; der Intendant ist in die Seite getroffen. Der Fürst beschuldigte den Intendanten, daß sich derselbe aus Rache mit eigener Hand den Schuß beigebracht habe, um ihm einen Prozeß anzuhängen; Salzmann versicherte dagegen, daß der Fürst die Waffe gegen ihn abgefeuert habe. Obleich nun auch die Aerzte ausdrücklich erklärten, daß die Schußwunde, nach der Richtung der Kugel zu urtheilen, von einem Fremden beigebracht worden sein mußte, wurde der Fürst dennoch vom Polizeigerichtshofe (Uprawa) als schuldlos erklärt und Salzmann ins Gefängniß geworfen. Das Urtheil wurde von dem Militär-Gouverneur von St. Petersburg der seither gestorben ist, bestätigt. Salzmanns Frau, welche klagend und Hilfe suchend umherlief, wurde ebenfalls gefangen genommen. Da drang endlich die Sache auf irgend eine Weise bis zum Kaiser. Derselbe ordnete sofort eine strenge Untersuchung durch den Senat an und dieser soll nun Salzmann für vollständig unschuldig erklärt haben. Gleichzeitig wird Salzmann ermächtigt, selbst die Summe zu bestimmen, die er von dem Fürsten als Entschädigung beanspruche.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

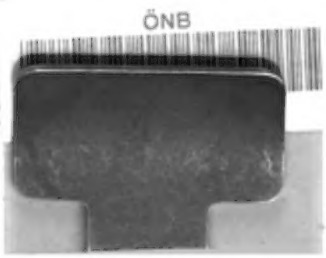
Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Digitized by Google

ÖSTERREICHISCHE
NATIONALBIBLIOTHEK

ÖNB



Digitized by Google